



Rita Bake

Ein Gedächtnis der Stadt

**Nach Frauen und Männern benannte Straßen,
Plätze, Brücken in Hamburg**

Band 3

**Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen
und anderen Verkehrsflächen in Hamburg mit einer Auswahl von
Kurzviten**

Stand: September 2016



Die Landeszentrale für politische Bildung ist Teil der Behörde für Schule und Berufsbildung der Freien und Hansestadt Hamburg. Ein pluralistisch zusammengesetzter Beirat sichert die Überparteilichkeit der Arbeit.

Zu den Aufgaben der Landeszentrale für politische Bildung gehören:

- Herausgabe eigener Schriften
- Erwerb und Ausgabe von themengebundenen Publikationen
- Koordination und Förderung der politischen Bildungsarbeit
- Beratung in Fragen politischer Bildung
- Zusammenarbeit mit Organisationen und Vereinen
- Finanzielle Förderung von Veranstaltungen politischer Bildung
- Veranstaltung von Rathausseminaren für Zielgruppen
- Öffentliche Veranstaltungen

Unser Angebot richtet sich an alle Hamburgerinnen und Hamburger. Die Informationen und Veröffentlichungen können Sie während der Öffnungszeiten des Informationsladens abholen. Gegen eine Bereitstellungspauschale von 15 € pro Kalenderjahr erhalten Sie bis zu 5 Bücher aus einem zusätzlichen Publikationsangebot.

Die Landeszentrale Hamburg arbeitet mit den Landeszentralen der anderen Bundesländer und der Bundeszentrale für politische Bildung zusammen. Unter der gemeinsamen Internet-Adresse www.politische-bildung.de werden alle Angebote erfasst.

Die Büroräume befinden sich in der Dammtorstraße 14, 20354 Hamburg.

Der Informationsladen ist im Dammtorwall 1, 20354 Hamburg.

Öffnungszeiten des Informationsladens:

Montag bis Donnerstag: 12.30 Uhr bis 17.00 Uhr,
Freitag: 12.30 Uhr bis 16.30 Uhr

Erreichbarkeit:

Telefon: (040) 428 23 – 48 08

Telefax: (040) 428 23 – 48 13

E-Mail: PolitischeBildung@bsb.hamburg.de

Internet www.hamburg.de/politische-bildung

Titel-Illustration: Dr. Birgit Kiupel

Montage: Kristina Thoms

© Landeszentrale für politische Bildung;
Hamburg 2015, Stand September 2016



Band 1 und Band 2 sind als Publikationen im Infoladen der Landeszentrale für politische Bildung, Dammtorwall 1 erhältlich und auch als pdf-Version von der Website der Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg herunterladbar,

www.hamburg.de/politische-bildung/

Band 1 gibt einen Überblick über die nach Frauen und Männern benannten Straßen. Sie können wie Seismographen gelesen werden – für gesellschafts- und gleichstellungspolitische Bewegungen. In diesem Zusammenhang bedeutsam ist auch der Umgang Hamburgs mit der Kolonialgeschichte und mit NS-belasteten Straßennamen. Ferner finden Sie im Band 1 eine nach Stadtteilen sortierte Auflistung der nach Frauen und Männern benannten Verkehrsflächen.

Band 2 Der zweite Band beschäftigt sich mit den Biographien der Frauen, nach denen Straßen benannt wurden. Bei den einzelnen Biographien werden mittels Verweisen auch Verbindungen hergestellt zu Männern, die ebenfalls mit Straßennamen geehrt werden und die in verwandtschaftlichen, beruflichen oder anderen Beziehungen zu diesen Frauen standen.



Inhalt Band 3

- Männerstraßennamen – Einleitung Seite 4
- Männerstraßennamen – die Auswahlkriterien Seite 6
- Erläuterungen zu den aufgenommenen Biografien Seite 8
- Biographien von NS-belasteten Männern Seite 10
- Straßenbenennungen nach Kolonialakteuren Seite 12
- Straßenbenennungen nach Widerstandskämpfern/
Gegnern des Nationalsozialismus,
von Joachim Szodrzynski Seite 17
- Literarische Figuren als Straßennamen
Gedankenspiele, von Brita Reimers Seite 21
- Alphabetische Auflistung der nach Männern
benannten Straßen plus einer Auswahl von Biographien
 - A Seite 25
 - B Seite 131
 - C Seite 257
 - D Seite 307
 - E Seite 339
 - F Seite 432
 - G Seite 496
 - H Seite 608
 - I Seite 697
 - J Seite 721
 - K Seite 763
 - L Seite 828
 - M Seite 873
 - N Seite 924
 - O Seite 941
 - P Seite 966
 - Q Seite 1000
 - R Seite 1000
 - S Seite 1052
 - T Seite 1134
 - U Seite 1163
 - V Seite 1168
 - W Seite 1187
 - Y Seite 1284
 - Z Seite 1284
- Nicht aufgenommene Straßennamen Seite 1289

Per Klick auf die Seitenzahl
gelangen Sie direkt zu
der Seite in dieser Publikation.



Einleitung

Hamburg hat aktuell 2503 Straßen, die nach Männern benannt sind (Stand: Juni 2016).

Dieser dritte Band der Publikation „Ein Gedächtnis der Stadt. Nach Frauen und Männern benannte Straßen, Plätze, Brücken in Hamburg“ ist nur online abrufbar. Er listet alphabetisch die 2503 nach Männern benannten Straßen auf und präsentiert eine Auswahl an Biographien.

Es hätte sowohl den Seitenumfang eines Buchbandes als auch den inhaltlichen und zeitlichen Rahmen dieser dreibändigen Publikation gesprengt, wenn für alle diese Männer Biographien erstellt worden wären. Deshalb finden Sie in dieser Auflistung der Männerstraßennamen nur eine Auswahl von Kurzviten. Außerdem fehlt für viele regionale „Größen“ die entsprechende Literatur, um eine Biographie verfassen zu können. Hier wäre noch viel Forschungsarbeit nötig, die im Rahmen dieser Publikation nicht möglich war. An dieser Stelle sei hingewiesen auf die von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke in sechs Bänden herausgegebene „Hamburgische Biografie. Personenlexikon“ (erschienen zwischen 2001 und 2012) hinweisen, in der eine stattliche Anzahl von Biographien über Männer zu finden sind, nach denen in Hamburg Straßen benannt sind.

Berücksichtigt wurden (siehe auch weiteres im Kapitel „Erläuterungen zu den aufgenommenen Biographien“):

- **alle Biographien von männlichen NS-Opfern/Verfolgten, und Widerstandskämpfern/Gegnern des Nationalsozialismus, nach denen in Hamburg Straßen benannt wurden**
- **alle Biographien der Männer, nach denen in Hamburg Straßen heißen und die während der NS-Zeit Hilfe für NS-Verfolgte leisteten, sich um die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus verdient machten, die Opfer neonazistischer Gewalt wurden und die beispielhaft für Integration und Engagement stehen**
- **eine Auswahl von nach NS-belasteten Männern benannte Straßen.**
- **eine Auswahl von nach Kolonialakteuren benannte Straßen**
- **eine Auswahl von unter der Gender-Perspektive verfassten Männerbiographien. Hier liegt der Schwerpunkt der Auswahl auf den Männern (straßennamen), die in Beziehung zu den Frauen standen, nach denen ebenfalls Straßen benannt wurden.** Diese Männernamen sind durch Verweise gekennzeichnet, die Sie bei den entsprechenden Frauen- (straßennamen) im Band 2 finden. Unter Gender-Perspektive verfasst bedeutet: Der Schwerpunkt dieser Viten liegt auf der Einstellung dieser Männer zur Geschlechterfrage, zu (ihren) Frauen, bzw. zu deren Miteinander und zeigt auf, mit wem sie z. B. verheiratet oder in sonstiger – auch z. B. beruflicher - Beziehung standen. Informationen über die



beruflichen und sonstigen Aktivitäten der Männer werden hier vernachlässigt. Dafür wird mehr über die Frauen berichtet, die in Beziehung zu diesen Männern standen.

Indem der dritte Band dieser Straßennamenpublikation nur online erscheint, kann er problemlos ständig aktualisiert werden. Sobald neue Straßennamen in Hamburg benannt werden, werden diese aufgenommen. Biographien werden inhaltlich erweitert, ergänzt und verfasst.

Dieser Band 3 ist ein „laufendes Projekt“

! Wir nehmen gerne Ihre Anregungen und Hinweise auf !



Männerstraßennamen - die Auswahlkriterien

- In der alphabetischen Auflistung finden sie alle nach Männern benannten Straßen.
- Es sind nur die Straßen aufgeführt, die heute noch existieren.
- Straßenbrücken sind kursiv gesetzt. Sie wurden aufgeführt, aber **nicht gezählt**, weil sie Teil der dazugehörigen Straße sind.
- Ebenfalls nur aufgeführt und kursiv gesetzt, aber **nicht mitgezählt**, wurden nach Handwerksberufen benannte Straßen und Straßenbenennungen, aus denen Männertätigkeiten bzw. -aktivitäten herzuleiten sind, die aber nicht auf konkrete Personen hinweisen.
- Nur einmal aufgenommen und auch nur einmal gezählt wurden nach Männern benannte Straßen, wenn diese nach mehreren Männern mit demselben Familiennamen benannt sind, z. B. Bernstorffstraße, benannt nach Hartwig von B. und Andreas von B.
- Nur in die Auflistung der Frauenstraßennamen, also in Bd. 2 und nicht auch noch bei den Männerstraßennamen aufgenommen und gezählt wurden: Straßen, die nach Männern und Frauen mit demselben Nachnamen benannt wurden, z. B. Ackermannstraße; Wichernsweg; Schumannstraße u. a.

In dieser hier vorliegenden alphabetischen Auflistung wurden aufgenommen und gezählt:

- alle nach konkreten, mit Vor- und Zunamen von Personen benannten Straßen,
- alle mit den Nachnamen von konkreten Personen benannten Straßen,
- alle Straßen, die nach Männervornamen benannt wurden und sich dabei nicht auf reale Personen beziehen, z. B. Davidstraße,
- alle nach männlichen Roman, Märchen- und Opernfiguren benannten Straßen,
- alle nach männlichen Heiligen benannten Straßen,
- alle Straßennamen, die als Flurnamen kenntlich gemacht sind oder in Anlehnung an ein sich in der Nähe befindendes Gebäude benannt wurden, wenn diese Straßen die Namen einer männlichen realen Person tragen und somit auf diese Person hinweisen oder wenn der Straßename auf eine reale Person zurückzuführen ist (z. B. Stiftstraße, nach dem dortigen Hartwig Hesse Stift),



- alle nach Firmen benannten Straßen, die den Vor (auch in abgekürzter Form)- und Zunamen der Firmeninhaber tragen,
- alle nach Familien benannte Straßennamen, wenn in den amtlichen Erläuterungen darauf hingewiesen wird, dass diese Straßen insbesondere auch nach Herrn (hier Nennung eines konkreten Namens) benannt wurden.

Nicht berücksichtigt wurden:

- Straßennamen, wenn es hierfür unterschiedliche Lesarten gibt, die zwar auf einen Mann hinweisen, gleichzeitig aber auch auf andere, nicht auf Personen bezogene Namensherkünfte, z. B. Raboisen, entweder nach einem Mann in städtischen Diensten, der R. hieß und im Turm wohnte, oder nach einem Befestigungsturm der Stadtmauer;
- Straßen, die ausschließlich nur nach den Nachnamen von Familien benannt wurden,
- Straßennamen, die nach den Nachnamen von Familien benannt wurden, in den amtlichen Erläuterungen zwar zusätzlich darauf hingewiesen wird, dass aus diesen Familien männliche Familienangehörige stammen, die in bestimmten Berufen oder gesellschafts-politischen Bereichen tätig waren, diese Männer aber namentlich nicht genannt werden, z. B. Krohnstieg, nach der Bauernfamilie Krohn, die viele Vögte stellte;
- nach Pflanzen, Tieren, Ortschaften, Flurbeschaffenheiten und anderen Motiven benannte Straßen.

Erläuterungen zu den in Band 3 aufgenommenen Biografien

In dieser Biografienauswahl finden Sie:

- alle Biographien von **männlichen NS-Opfern/Verfolgten, und Widerstandskämpfern/Gegnern des Nationalsozialismus**, nach denen in Hamburg Straßen benannt wurden:

Brüder-Hornemann-Straße; Carl-Stamm-Park; Carlebachstraße und Joseph-Carlebach-Platz; Eduard-F.-Pulvermann-Weg; Eduard-Reichenbaum-Weg; Emil-Wendt-Park; Erich-Hippel-Weg; Ernst-Cassirer-Park und Ernst-Cassirer-Weg; Ernst-Tichauer-Weg; Georges-André-Kohn-Straße; Gordonstraße; Habigerstieg; Hellmuth-Bartsch-Weg; Johannes-Bremer-Weg; Joseph-Norden-Weg; Julius-Kobler-Weg; Jungliebstraße; Korachstraße; Kurt-Elvers-Weg; Kurt-



Oldenburg-Straße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Max-Emden-Weg; Mendelstraße; Noackstieg; Paul-Dieroff-Weg; Porgesring; Rappoltweg; Rieckhoffstraße; Roman-Zeller-Platz; Schendelstieg; Sergio-de-Simone-Stieg; Sternwiete; Walter-Rudolphi-Weg; Walter-Schüler-Weg; Wassermannweg.

Bittcherweg; Bobzienweg; Boldtstraße; Bonhoefferstraße; Bruno-Lauenroth-Weg; Bruno-Tesch-Platz; Christoph-Probst-Weg; Curt-Bär-Weg; Dellstraße; Dohnányiweg; Einhausring; Ernst-Henning-Straße; Ernst-Mittelbach-Ring; Ernst-Mittelbach-Stieg; Ernst-Thälmann-Platz; Felix-Jud-Ring; Fritz-Lindemann-Weg; Fritz-Schade-Weg; Fritz-Solnitz-Weg; Georg-Appel-Straße; Goerdelerstraße; Gromballring; Habermannstraße; Häußlerstraße; Hans-Sander-Straße; Hans-Stoll-Straße; Harnackring; Haubachstraße; Heinz-Gärtner-Brücke; Helmuth-Hübener-Gang; Helmuth-Hübener-Weg; Herbert-Thörl-Weg; Hermann-Lange-Weg; Horlebuschweg; Jean-Dolidier-Weg; Johannes-Prassek-Park; Jonni-Schacht-Weg; Julius-Leber-Straße; Karczweg; Karl-Kock-Weg; Karl-Lippert-Stieg; Karl-Reese-Weg; Karl-Rüther-Stieg; Karl-Wolff-Straße; Konrad-Veix-Stieg; Kurt-Adams-Platz; Kurt-Ledien-Weg; Kurt-Schill-Weg; Leipeltstraße; Leuschnerstraße; Martin-Leuschel-Ring; Max-Eichholz-Ring; Maximilian-Kolbe-Weg; Michael-Pritzl-Weg; Mokrystraße; Oswald-Kanzler-Weg; Otto-Grot-Straße; Otto-Schumann-Weg; Paul-Bunge-Stieg; Perelsstraße; Plettenbergstraße; Prassekstraße; Reinhold-Meyer-Straße; Robert-Finnern-Weg; Rudolf-Klug-Weg; Schärstraße; Schulenburgring; Schwentnerring; Stauffenbergstraße; Stellbrinkweg; Von-Appen-Straße; Von-Hacht-Weg; Von-Haeften-Straße; Von-Halem-Straße; Von-Moltke-Bogen; Von-Scheliha-Straße; Walter-Becker-Straße; Walter-Hammer-Weg; Walter-Koppel-Weg; Werner-Schroeder-Straße; Wieleweg; Wilhelm-Bauche-Weg; Wilhelm Bock-Weg; Wilhelm-Iwan-Kehre, Wilhelm-Osterhold-Stieg.

- alle Biographien der Männer, nach denen in Hamburg Straßen heißen und **die während der NS-Zeit Hilfe für NS-Verfolgte leisteten** (Kapitän-Schröder-Weg), **sich um die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus verdient machten** (Günther-Schwarberg-Weg), die **Opfer neonazistischer Gewalt** wurden (Ramazan-Avci-Platz; Tasköprüstraße) und die **beispielhaft für Integration und Engagement stehen** und nach denen in Hamburg Straßen heißen (Dursun-Akcam-Ufer, Muharrem-Acar-Brücke).

Mit diesen Biografien wollen wir für Wachsamkeit werben gegen menschenrechtsverachtende Ideologien und darüber hinaus für ein friedliches und nicht ausgrenzendes Miteinander mit unseren Mitbürgerinnen und Mitbürgern aus unterschiedlichen Kulturen und Nationen plädieren.



- eine Auswahl von **nach NS-belasteten Männern benannte Straßen.**

Da der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit nach wie vor ein wichtiges gesellschaftspolitisches Thema ist und seit Längerem sowohl in der Öffentlichkeit als auch „in der Politik“ darüber diskutiert wird, welche Straßen nach NS-belasteten Personen heißen und wie damit in Zukunft umzugehen ist (siehe dazu das entsprechende Kapitel im Band 1), widmet sich auch diese Publikation dieser Debatte. Allerdings gibt es noch große Forschungslücken hinsichtlich der Frage, welche Straßen nach NS-belasteten Personen benannt sind. Deshalb kann diese Publikation nur eine kleine Auswahl von NS-belasteten Straßennamen nennen. Dr. Brigitta Huhnke und Dr. Hans-Peter de Lorent haben mehrere Biographien von Männern verfasst, nach denen in Hamburg Straßen benannt wurden und die während der NS-Zeit die nationalsozialistische Ideologie unterstützten und/oder Mitglied der NSDAP und/oder von NS-Organisationen waren.

An dieser Stelle sei auch auf die Datenbank „Die Dabeigewesenen. Hamburg Topographie der NS-TäterInnen, MitläuferInnen, DenunziantInnen, ProfiteurInnen“ unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene hingewiesen. Sie enthält Kurzportraits und Adressen der Wirkungsstätten bzw. Wohnungen von Personen, unter denen auch sich auch welche befinden, nach denen in Hamburg Straßen benannt wurden. Diese Datenbank ist ein kontinuierliches / „laufendes“ Projekt, wird ständig ergänzt werden und kann ebenfalls nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, da u. a. die Frage nach NS-belasteten Straßennamen noch ein Forschungsdesiderat darstellt.

Umbenannt wurden wegen der NS-Belastung der Straßennamensträger bereits z. B. folgende Straßen:

- Frenssenstraße, Blankenese, benannt 1928, umbenannt 1986 in Anne-Frank-Straße (siehe dazu unter Anne-Frank-Straße in Bd. 2 und in Bd. 1 der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit);
- Frenssenweg, Eimsbüttel, umbenannt 1986 in Andreasberger Weg – eine Stadt im Harz;
- Georg-Bonne-Straße, Nienstedten, benannt 1949, Teilumbenennung 1996 in Am Internationalen Seegerichtshof und ein anderer Teil der Straße in Christian-F.-Hansen-Straße, Architekt im 18. Jhd.;



- Gustav-Stille-Weg, Bergedorf, umbenannt 2006 in Franz-Rohr-Weg (siehe zu ihm diesem Band), Gustav Stille (1845-1920), Arzt und Schriftsteller verfasste rassenideologische Schriften mit starken antisemitischen Tendenzen.
- Hindenburgstraße, benannt 1926, verläuft durch Alsterdorf, Winterhude, Groß Borstel, Teilumbenennung 2013 in Otto-Wels-Straße (siehe dazu auch in Bd. 1 im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit);
- Johannes-Rabe-Stieg, Lohbrügge, umbenannt 2002 in Höperstieg, In Anlehnung an Höperfeld, Erinnerung an das untergegangene Dorf Hope.
- Johannes Rabe (1838-1924): Heimatdichter, lebte in Bergedorf, wegen seiner antisemitischen Veröffentlichungen in der Zeit des Ersten Weltkriegs Umbenennung der Straße;
- Julius-Fresselstraße, Uhlenhorst, benannt 2010, 2014 umbenannt in Dorothea-Bernstein-Weg (siehe dazu in Bd. 2 unter Dorothea-Bernstein-Weg und in Bd. 1. Im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit);
- Konjetznystraße, benannt 1961, Langenhorn, im Dezember 2015 umbenannt in Annie-Kienast-Straße
- Max-Nonne-Straße, Langenhorn, benannt 1942, Arzt, Neurologe. Umbenannt 2015 in Ursula-de-Boor-Straße;
- Peter-Mühlens-Weg, Hamburg-Nord, benannt 1945, umbenannt 1996 in Agnes-Gierck-Weg (siehe dazu in Bd. 2 unter Agnes-Gierck-Weg und in Bd. 1 im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit);
- Pfitznerstraße, Altona, umbenannt 2010 in Friedensallee, die schon seit 1887 besteht. Hans Pfitzner (1869-1949), *Komponist* und Dirigent war eine Stütze des NS-Regimes im Bereich Kultur.
- Schottmüllerstraße, Eppendorf, benannt 1937, umgewidmet 2014 Name blieb, gewidmet aber einer anderen Person (siehe dazu in Bd. 2 unter Schottmüllerstraße und in Bd. 1 im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit);
- Weygandtstraße, Langenhorn, benannt 1960, umgewidmet 1999, weiterhin Weygandtstraße nun aber nach einem anderen Weygandt. Siehe dazu unter Weygandtstraße in diesem Band und zur Vita Weygandts unter: www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/

- **eine Auswahl von nach Kolonialakteuren benannte Straßen**

Seit Jahren versuchen die Black Community und andere zivilgesellschaftliche Organisationen für das Thema „koloniale Straßennamen“ ein Bewusstsein in der



Öffentlichkeit zu schaffen – und dies nicht nur in Hamburg. So zeigten z. B. der Verein Berlin Postkolonial e.V. und afrika-hamburg.de 2013 im Hamburger Kunsthaus die Wanderausstellung „freedom roads! Koloniale Straßennamen. postkoloniale Erinnerungskultur“. (Siehe dazu unter www.freedom-roads.de) Außerdem widmen sich entsprechende Stadtteilrundgänge und künstlerische Installationen diesem Thema. Und auch im politischen Raum wird über die nach Kolonialakteuren benannten Straßen debattiert. (Siehe zum Thema „koloniale Straßennamen“ in Band 1 das entsprechende Kapitel von Frauke Steinhäuser.)

Aber auch zu diesem Themenkomplex muss noch weiter geforscht werden. Deshalb kann im Band 3 auch kein umfassender Überblick über alle Straßen vorgelegt werden, die nach Kolonialakteuren benannt wurden. HMJokinen hat unter Mitarbeit von Frauke Steinhäuser sechzehn ausführliche Biographien von Kolonialakteuren verfasst, nach denen in Hamburg Straßen heißen – Frauke Steinhäuser eine weitere.

Biografische Recherchen zu Kolonialakteuren verlangen nicht nur das Finden, Deuten und gegen den Strich Lesen hiesiger, weißer Quellen. Genauso wichtig ist es, die Sichtweise von Menschen aus den kolonisierten Ländern gleichwertig einzubeziehen. Auch sollten in diesen Biografien berücksichtigt werden, dass die in kolonialen Zusammenhängen ausgebeuteten, verfolgten, ermordeten Menschen nicht nur Opfer waren. Es gibt immer wieder Hinweise auf Widerstand und auch dieser muss erforscht und erwähnt werden.

Außerdem beschränken sich, anders als bei den Frauen-Biografien in der Publikation (siehe Bd. 2) diese 17 Biografien der Kolonialakteure nicht immer auf den individuellen Lebensweg der jeweiligen Person. Manche von ihnen sind eingebunden in weltweit vernetzte Familiendynastien, deren Geschäftstätigkeiten vom 18. Jahrhundert bis in die heutige Zeit reichen. Diese 17 Biografien von Kolonialakteuren zeigen also auch exemplarisch auf, wie Biografien in diesem Themenbereich geschrieben werden können.

In dieser Form sind bisher diese 17 Biografien zu diesen Straßen verfasst worden: Dominikweg; Gaiserstraße; Godeffroystraße; Hagenbeckallee (dazu gehört auch die Hagenbeckstraße); Laeiszstraße; Meyerstraße; Neumann-Reichardt-Straße; Nöltingstraße; O'Swaldstraße; Schimmelmanstraße (dazu gehören auch: Schimmelmanallee; Schimmelmanstieg; Schatzmeisterstraße); Schweinfurthweg; Slomanstieg (dazu gehört auch die Slomanstraße); Stockmeyerstraße; Thörlstraße (dazu gehört auch der Thörlweg); Walderseestraße; Wißmannstraße; Woermannstraße (dazu gehört auch der Woermannstieg).

Hinweis zur Schreibweise mancher Begriffe in den 17 biografischen Texten: „Schwarz“ ist stets groß geschrieben und „weiß“ klein. Diese Schreibweisen sind



üblich in der postkolonialen Fachliteratur. Sie deuten an, dass „Schwarz“ und „weiß“ keine äußerlichen Zuschreibungen sind, sondern Konstrukte, und dass Weißsein ein Gewaltverhältnis markiert. Das Wort „Neger“ wurde ausschließlich in historischen Zitaten ausgeschrieben, ansonsten wurde hierfür der Begriff „N.-Wort“ verwendet.

Im Band 3 online finden Sie des Weiteren noch bei folgenden Straßennamen Hinweise auf koloniale Verbindungen: Donnerstraße; Gayens Weg; Donnerstraße; Heinrich-Traun-Platz; Bours Park; Schubackstraße (Hier müsste noch weiter zum Thema koloniale Verbindungen geforscht werden); Sievekingdamm;

In diesem Zusammenhang sei auch auf den Amalie-Dietrich-Stieg hingewiesen, siehe dazu in Band 2 die Biografie von Amalie Dietrich (Amalie-Dietrich-Stieg).

Im Internet unter „Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum - Personen“ sind *weitere Straßennamen* aufgeführt. So: Alfred-Beit-Weg; Asbeckstraße; Ballindamm; Bismarckstein und Bismarckstraße; Caprivistraße; Caspar-Voght-Straße; Donnerstraße; Edmund-Siemers-Allee; Franz-Gartmann-Treppe; Hansingweg; Heinrich-Barth-Straße; Heinrich-Helbing-Straße und Helbingtwiete sowie Helbingstraße; Hoffstraße; Justus-Strandes-Weg; Kolumbusstraße; Lengerckestraße und Lengerckestieg; Magellan-Terrassen; Marco-Polo-Terrassen; Maretstraße; Mergellstraße; Morewoodstraße; Nagels Allee und Nagelsweg; Nobléestraße; Reventlowstraße; Sievekingdamm; Veringstraße und Veringweg; Von-Melle-Park; Vorwerkstraße; Witts Allee.

Unter www.freedom-roads.de werden unter „Hamburg“ neben den schon aufgeführten noch folgende weitere Straßennamen verzeichnet: Bennigsenstraße; Eschelsweg; Härders Kamp; Nettelbeckstraße; Roscherweg; Schlinckstraße; Sievekingplatz; Vasco-Da-Gama-Platz.

- **eine Auswahl von unter der Gender-Perspektive verfassten Männerbiographien**

Auch von den noch über 2000 mit Straßennamen geehrten männlichen Persönlichkeiten, die nicht in die oben erwähnten Kategorien wie z. B. Opfer/Verfolgte des Nationalsozialismus, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, NS-Belastete und Kolonialakteure fallen, konnten bisher aus den eingangs zu Band 3 erwähnten Gründen nur eine kleine Auswahl an Kurzviten erstellt werden. **Hier liegt der Schwerpunkt der Auswahl auf den Männern (straßennamen), die in Beziehung zu den Frauen standen, nach denen ebenfalls Straßen benannt wurden.** Diese Männernamen sind durch Verweise gekennzeichnet, die Sie bei den entsprechenden Frauen- (straßennamen) im Band 2 finden.

In diesen Männerbiografien wird – entsprechend der Intention der Gesamtpublikation - die Gender-Perspektive in den Vordergrund gerückt. Deshalb gibt



es kaum Informationen über die beruflichen und sonstigen Aktivitäten der Männer, die jeder/jede an anderer Stelle nachschlagen kann, dafür mehr über ihre Einstellung zur Geschlechterfrage, zu (ihren) Frauen, bzw. zu deren Miteinander. Es kann allerdings im Rahmen dieser Publikation nicht das gesamte Beziehungsgeflecht dieser Männer aufgearbeitet werden, etwa zu allen Frauen, die sie geliebt oder gehasst, mit denen sie freundschaftlich verbunden waren, gearbeitet und gewirkt haben.

Leider haben bisherige Forschungen besonders für den lokalen Bereich diese Genderperspektive oft ausgeklammert. Und so erfahren wir über viele lokal bedeutende Männer nichts oder nur wenig über deren Beziehungen zu (ihren) Frauen oder zu ihrer Einstellung zur Geschlechterfrage. Oftmals wird das Familienleben – so z. B. häufig bei lokalen Politikern, Unternehmern, Vereinsvorsitzenden etc., nach denen Straßen benannt sind - nur gestreift. Auch wenn Frauen und Kinder vorhanden waren, hat die Frage nach der Rolle als Vater und Ehemann/Lebensgefährtin oft keine Relevanz, wenn es um sein Werk, sein Wirken in der Politik, im Verein und Unternehmen, um seine Entdeckung oder Aktivitäten im Berufsleben etc. geht.

Die Erfolge und Leistungen vieler bedeutender Männer sind aber oft nur auf der Basis eines unterstützenden Netzwerkes zu sehen, in dem Frauen häufig eine bedeutende Rolle übernahmen. Doch galt - und gilt bis heute - oftmals ihr Beitrag auf Grund patriarchaler Denkstrukturen häufig als nicht der Rede wert – und als unpassender Gegenstand offizieller Erinnerungskultur. (Die Danksagungen an die Lebensgefährtin, die mittlerweile in vielen von Männern gehaltenen Reden zum guten Ton dazu gehören, seien an dieser Stelle nicht weiter berücksichtigt. Hier müsste einmal der Frage nachgegangen werden, in wie weit solche Danksagungen die meist von Frauen geleistete wichtige Hintergrundarbeit tatsächlich würdigen und in das Bewusstsein der Bevölkerung rücken. Oder handelt es sich nur um eine nette, oberflächliche Geste, die man dem Zeitgeist zu schulden meint, da man doch modern und aufgeschlossen wirken möchte?)

- **zwei Aufsätze: den einen über die Widerstandskämpfer/Gegner des Nationalsozialismus, an die mit Straßennamen erinnert wird, verfasst von Joachim Szodrzynski; den anderen zu den literarischen Figuren als Straßennamen, geschrieben von Brita Reimers.**



Straßenbenennungen nach Widerstandskämpfern/Gegnern des Nationalsozialismus

von Joachim Szodrzynski

80 Straßen sind in Hamburg nach Widerstandskämpfern und Gegnern des Nationalsozialismus (Stand: Juni 2016) benannt. Dabei gab es die unterschiedlichsten Formen und Motive des Widerstands. Aus diesem Grunde soll zum besseren Verständnis der in der alphabetischen Auflistung aufgeführten Kurzviten von Widerständlern, im Folgenden eine kleine Übersicht über Widerstandsformen und –motive gegeben werden – ein Überblick von Joachim Szodrzynski von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte:

Als die Zerschlagung des „Dritten Reiches“ im Mai 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht ihr militärisches Ende fand, gab es im gesamten Reichsgebiet keine Region, keine Stadt und nicht einmal eine Ortschaft, deren Bewohnerinnen und Bewohner sich selbst von der NS-Herrschaft befreit hatten. Auch wenn öffentliche Bekenntnisse zum Nationalsozialismus in der Folge der Niederlagen seit Stalingrad, Nordafrika, Sizilien und der Normandie weniger begeistert klangen, schlug die Stimmung der „Volksgenossen“ nicht in offenen Widerstand gegen den NS-Staat um, sondern wandelte sich eher in stumme Resignation oder innerliche Abkehr vom Regime. Eine sich einheitlich artikulierende und handelnde deutsche Widerstandsbewegung hatte sich in Deutschland während der gesamten Dauer der NS-Herrschaft nicht etablieren können.

Gleichwohl existierte zwischen 1933 und 1945 ein breit gefächelter Widerstand, verstanden als bewusste politische Opposition, weltanschauliche Dissidenz, passive Resistenz im Sinne gesellschaftlicher Verweigerung, non-konformen Verhaltens, Emigration, bis hin zum militärischen Attentats- und Umsturzversuch vom 20. Juli 1944.

Überdies nahm in den Jahren 1936 bis 1938 der Spanische Bürgerkrieg die Funktion eines Stellvertreterkrieges gegen den faschistischen Siegeszug in Europa ein, in dem auch zahlreiche deutsche Kommunisten und Sozialisten aus kleineren linken Organisationen (SAP, KPO) eine Chance zum bewaffneten Kampf gegen den mit deutscher und italienischer Unterstützung putschenden General Franco erblickten und sich, häufig im Rahmen der Internationalen Brigaden, an der Verteidigung der Spanischen Republik beteiligten. Und auch in Teilen der von deutschen Truppen im Zweiten Weltkrieg besetzten Länder (Frankreich, Italien) kam der „Résistance“ bzw. der „Resistenza“ gegen Kriegsende wachsende Bedeutung zu.



Formen politischen, religiösen und ethisch motivierten Widerstands standen im „Dritten Reich“ ebenso unvermittelt nebeneinander wie der organisierte und individuelle Widerstand. So speisten sich die Widerstandsaktivitäten seitens der untereinander zerstrittenen Arbeiterparteien KPD und SPD, die sich mit Zeitungen, Flugblättern, Wandparolen und Klebezetteln vor allem in den Anfangsjahren der NS-Herrschaft um die Information und Ermutigung ihrer verbliebenen Anhängerinnen und Anhänger ebenso bemühten wie um die Herstellung einer Gegenöffentlichkeit im Ausland oder Hilfe für verhaftete oder verfolgte Genossinnen und Genossen und deren Familien, offensichtlich aus anderen Quellen als beispielsweise das akribisch vorbereitete Attentat des politisch zunächst nicht engagierten Alleintäters Georg Elser am 8. November 1939 im Münchner Bürgerbräukeller.

Seinen kleinsten gemeinsamen Nenner fand der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in einer generellen oder partiellen Ablehnung des Regimes, wobei es keiner Gruppe gelang, ihre oppositionelle Haltung über die gesamte Dauer des „Dritten Reiches“ aufrechtzuerhalten. Mitunter richtete sich der Widerstand auch nicht gegen die NS-Herrschaft im Allgemeinen, sondern lediglich gegen einzelne Aspekte des Regimes. Während der religiös motivierte Widerstand einzelner Exponenten der katholischen Kirche (Clemens August Graf von Galen, Bischof von Münster) [nach ihm ist in Hamburg noch keine Straße benannt worden] 1941 explizit das nationalsozialistische „Euthanasie-Programm“ als vorsätzlichen Mord an „unheilbar Kranken“ anprangerte, wandten sich Anhänger der Bekennenden Kirche um den Dahlemer Pfarrer Martin Niemöller [nach ihm ist in Hamburg noch keine Straße benannt worden] bereits Ende 1933 gegen die Gleichschaltung der evangelischen Kirche und den Einfluss der Deutschen Christen innerhalb derselben sowie gegen die Einführung des „Arierparagraphen“ in Kirchenämtern. Jehovas Zeugen, wie sich die Internationale Bibelforscher Vereinigung seit 1931 nannte, beteiligten sich prinzipiell nicht an Wahlen, lehnten die Hitlerverehrung (Hitlergruß) ebenso ab wie die Mitgliedschaft in NS-Organisationen und verweigerten den Wehrdienst. Der Widerstand des nationalkonservativen ehemaligen Leipziger Oberbürgermeisters Carl Friedrich Goerdeler [siehe: Goerdelerstraße] resultierte primär aus seiner Ablehnung des nationalsozialistischen Antisemitismus. Andere Gruppen wie die akademisch geprägte „Weiße Rose“ oder gegen Kriegsende sogenannte Edelweißpiraten fußten eher im bürgerlich-kulturellen oder jugendbewegten Milieu. Auch die Anhängerinnen und Anhänger der „Swing-Jugend“ zeichneten sich eher durch unangepasstes Verhalten und ihre Liebe zu diesem verbotenen Musikstil aus als durch eine generelle Systemgegnerschaft.

Stand bei vielen Sozialdemokraten und Gewerkschaftern im Hinblick auf eine Neuordnung Deutschlands nach Überwindung des Nationalsozialismus die



Orientierung an den Errungenschaften der Weimarer Republik im Vordergrund, so liebäugelten Goerdeler und seine nationalliberal ausgerichteten Freunde aus Diplomatie und Militär eher mit einer Wiedereinführung der Monarchie, während sich in der Anfang der 1940-er Jahre vor allem in Berlin aktiven Gruppe um den Oberregierungsrat im Reichswirtschaftsministerium Arvid Harnack [der Harnackring in Hamburg ist nur nach Ernst von Harnack benannt worden, nicht auch noch nach dessen Cousin Arvid von Harnack] und den Oberleutnant im Reichsluftfahrtministerium Harro Schulze-Boysen [nach ihm ist in Hamburg keine Straße benannt], die die Gestapo unter dem Sammelbegriff „Rote Kapelle“ verfolgte, Intellektuelle, Angestellte, Arbeiter und Offiziere zusammenfanden, deren weltanschauliche Ansichten ebenso dem Christentum entnommen sein konnten wie dem Marxismus. Der kommunistische Widerstand hingegen erblickte sein gesellschaftliches Ideal in der Errichtung eines Staates nach damaligem sowjetischen Vorbild. Zu einem Zentrum des bürgerlichen Widerstands entwickelte sich ab 1940 der so genannte Kreisauer Kreis, benannt nach dem niederschlesischen Gut Kreisau von Helmuth James Graf von Moltke [siehe Von-Moltke-Bogen], wo auf regelmäßigen konspirativen Treffen Konzepte für eine staatliche, wirtschaftliche und soziale Neuordnung Deutschlands nach dem Sturz der NS-Herrschaft diskutiert wurden.

Angesichts der „Straftaten“, die den Widerstandsaktivisten von den NS-Verfolgungsbehörden zur Last gelegt wurden, fällt die Unverhältnismäßigkeit zwischen dem drakonischen Strafmaß und den Aktivitäten der Verurteilten auf: Hatte etwa ein/e Kommunist/in oder Sozialdemokrat/in 1933 - über den Zeitpunkt des Verbots seiner/ihrer Partei hinaus - versucht, Flugschriften oder Zeitungen an Genossinnen und Genossen zu verteilen oder weiterhin Mitgliedsbeiträge für seine/ihre Organisation zu kassieren, so trug ihm/ihr das in der Regel eine Anklage wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ und eine Gefängnisstrafe von zwei bis drei Jahren ein. Strafen, die, insbesondere in der Zeit nach der nationalsozialistischen „Machtergreifung“, dem Terror gegen politische Gegnerinnen und Gegner ebenso dienten wie der Einschüchterung der deutschen Bevölkerung.

Die in Hamburg nach Widerstandskämpfern und –kämpferinnen benannten Straßen, Plätze und Wege berücksichtigen Personen aus unterschiedlichen Kreisen. Neben Exponenten des militärischen, kirchlichen, bürgerlichen und kulturellen Widerstandes waren es nach 1945 vor allem Sozialdemokraten/innen und Kommunisten/innen, deren NS-Gegnerschaft, die etliche von ihnen mit dem Tode bezahlten, gewürdigt wurde. Ungefähr zwei Drittel der NS-Gegnerinnen und -gegner, deren Namen mittels Straßenbezeichnungen im öffentlichen Gedächtnis gehalten werden, entstammen dem politischen Widerstand aus SPD und KPD.



Literarische Figuren als Straßennamen - Gedankenspiele

von Brita Reimers

»Dort entstanden auf meinen Forschungsgängen durch die Stadt die kartografischen Arbeiten – Stadtpläne, in denen ich die meist historischen Kämpfernamen der Straßen mit den Namen von sogenannten Unkräutern austauschte – sie umbenannte«, erzählt der österreichische Künstler Lois Weinberger über seinen Arbeitsaufenthalt 1994/95 in Berlin. Durch seine Karten zeigt Weinberger die Stadt von einem anderen Standpunkt aus: die Natur erobert den städtischen Raum. Bei offiziellen Benennungen von Straßen, die in Hamburg im demokratischen Prozess durch Bezirksversammlung und Senatskommission für die Vergabe von Verkehrsflächen erfolgt, artikuliert sich häufig der gesellschaftliche Zeitgeist, im besten Falle eine Vision. Nicht immer sind die Beweggründe später nachvollziehbar, so dass man sich vor Über- oder Fehlinterpretationen hüten sollte.

1904 werden in Hamburg zum ersten Mal Straßen nach literarischen Figuren benannt, die Sentastraße nach der Lichtgestalt aus Richard Wagners »Fliegendem Holländer« und die Ortrudstraße nach dem intriganten bösen Weib aus seiner Oper »Lohengrin«. Dahinter verbirgt sich eine amüsante folgenreiche Geschichte: Wenige Jahre nach dem Tod Hans Heinrich David Wagners wird 1877 in Barmbek-Süd eine Straße nach dem Grundeigentümer benannt. Später führt ein Irrtum in der Administration dazu, dass man die Wagnerstraße dem Komponisten Richard Wagner zuordnet und auf diesem Irrtum das sogenannte Komponistenviertel aufbaut. Um auch den Komponisten Wagner in diesem Areal ehren zu können, nennt man die im Verlauf der Wagnerstraße über den Eilbekkanal führende Brücke 1904 Wagnerstraßenbrücke und gesellt ihr die Senta- und Ortrudstraße zu. Daneben ist im Komponistenviertel nur eine weitere Operngestalt durch die Stradellakehre (1930) vertreten. Sie erinnert an das außerordentliche Ereignis der Uraufführung der Oper »Alessandro Stradella« 1844 in Hamburg, die Flotows erster großer Erfolg war. Den Komponisten selbst hat man bereits 1899 durch eine Straße geehrt.

Stradella ist bisher die einzige Opernfigur in der Stadt, die nicht aus einer Wagner-Oper stammt: 1938 wird in Rissen westlich des großen Sandmoorwegs (1930), der sich in Nord-Süd-Richtung durch das versandete Moor zieht, mit dem Tannhäuserweg die erste Straße nach einem Titelhelden einer Wagneroper benannt. Tannhäuser, der beim Sängerstreit emphatisch Frau Venus und die heidnische Liebe besingt, wird von der heiligen Elisabeth auf den Pfad der Tugend geführt. Ein Erlösungsversprechen im Jahre 1938? Im Jahre 1945 folgt der Lohengrinweg nach dem edlen Gottesstreiter, der seine Gemahlin für immer



verlassen muss, als sie die verbotene Frage nach seiner Herkunft stellt. Ein Unschuldiger! Erstaunt liest man in der amtlichen Erklärung, dass die Namensgebung sich auf den Protagonisten des gleichnamigen »mittelhochdeutschen Gedichts« bezieht. Sollte man Bedenken gehabt haben, sich auf den ins Zwielficht geratenden Wagner zu beziehen? Erhoben die Alliierten Einspruch? 1956 hegt man diese Zweifel offensichtlich nicht mehr, man erklärt offiziell, dass der Parsifalweg nach Wagners gleichnamiger Oper benannt sei, ebenso 1972 der Tristanweg und der Isoldeweg und 1973 der Rienziweg. Damit sind alle großen Wagneroperen mit Titeln der Hauptgestalten vertreten.

Östlich des Sandmoorwegs benennt man bereits 1933, im Jahr der Machtübernahme der Nationalsozialisten, zwei Straßen nach Siegfried, dem strahlenden jungen Helden des »Nibelungenliedes«, der mit übernatürlichen Kräften ausgestattet ist, und seinem Weib Kriemhild. Auch sie eine heldenhafte Gestalt, die nach der Ermordung Siegfrieds König Etzel heiratet, um an dessen Machtmittel zu gelangen und blutige Rache an ihrer ganzen Sippe zu üben. 1939 kommt die Brunhildstraße dazu, die zweite zentrale starke Figur des Nibelungenliedes, die nur dem Mächtigsten gehören will. Als Siegfried sie durch Betrug für Gunther gewinnt, lässt sie ihn durch Hagen töten.

1949 setzt man die Benennung nach Gestalten aus dem »Nibelungenlied« fort: Gernot, der zweite Burgunderkönig, Diplomat und Vermittler (Gernotstraße), Rüdiger, ein edler Markgraf und vorbildlicher Ritter, der in einen tragischen Zwiespalt gerät (Rüdigerau), Volker von Alzey, Spielmann und provozierender Spötter (Volkerweg). Zwei Jahre später Hildebrandt, ein Gefolgsmann des edlen Dietrich von Bern (Hildebrandtwiete). Gemeinsam fordern sie von Siegfrieds Mördern Genugtuung für die Tat. 1951 dann der Uteweg nach der Mutter Kriemhilds und der Burgunderkönige Gunther, Gernot und Giselher, eine warnende Cassandra. Dazu der Alberichstieg und der Mimeweg nach den beiden Zwergen. Das Schlusslicht setzt 1985 einstweilen der Tronjeweg, offiziell nach der Gudrun- und der Nibelungensage benannt. Richtig ist, dass es in beiden Sagen einen Hagen gibt. Von Tronje heißt aber nur die zentrale Figur aus den Nibelungen. Hagen von Tronje ist der bedingungslos treue Vasall des schwachen Gunther und listige Mörder Siegfrieds.

Gleichzeitig beginnt man 1949 mit der Namensgebung nach dem Kudrun-Epos, auch Gudrunssage genannt: Gudrunss Heldentum ist von anderer Art als das Kriemhilds und Brunhilds. Als die Tochter von Hilde und König Hettel Hartmut von Ormanies Werbung ablehnt, entführt er sie. Dreizehn Jahre muss Gudrun Magddienste tun, bis ihr Bruder Ortwin und ihr Verlobter Herwig sie befreien. Zu Gudrunstraße und Herwigredder gesellen sich drei Gestalten aus dem Umkreis König Hettels: Frute, ein Lehnsmann, der sich durch besondere Klugheit auszeichnet (Fruteweg), sowie zwei seiner Brautwerber: Wate, der wegen seiner



Kunst im Schwertkampf bewundert wird (Wateweg), und Horand, der wie Orpheus mit seinem Gesang die Menschen bezaubern kann (Horandstieg). Ab 1952 ergänzt man das Personal des Epos durch Hartmutkoppel, Hettelstieg und Hildeweg (1954), Ortwinstieg (1955) und Iroldstieg (1955) nach Irold, der König Hettel bei der Brautwahl berät. Als man 1957 einen Weg nach Gerlind benennt, der Mutter Hartmuts, einer bösen Frau, die ihren Sohn zur Werbung und Entführung antreibt und Gudrun als Magd erniedrigt, ist das Personal der Gudrunssage nahezu vollständig.

1960 werden, doppelt paritätisch, zwei Straßen nach Nebenfiguren benannt: der Wolfrunweg nach einer Gestalt aus der »Gudrunssage« und der Siegrunweg nach eine Gestalt aus dem »Nibelungenlied«. 1969 entsteht der Hergartweg nach der Schwester Herwigs, einer ungetreuen Begleiterin Gudrun.

Die Straßennamen in Rissen zeigen, dass man nach dem Krieg an die Benennungspolitik während des Nationalsozialismus anknüpft. Es geht aber nicht mehr um die großen bedingungslosen Heldinnen und Helden, sondern um das gesamte Personal, und damit um die ganze Geschichte. Eine Gegenreaktion auf die Schrecken des Krieges bei gleichzeitiger Rückversicherung beim deutschen Mittelalter?

Die bedeutende Rolle, welche die mittelalterliche Literatur nach dem Krieg spielt, zeigt sich auch in anderen Stadtteilen, wo man sich selbst auf weniger bekannte mittelalterliche Werke bezieht. 1945 wird in Rahlstedt der Egilskamp nach dem Bogenschützen aus der »Edda« benannt. Seit 1948 gibt es in Niendorf die Hadubrandheide. Das »Hildebrandslied« erzählt, wie Hadubrand von seinem Vater Hildebrand in einem tragischen Zweikampf besiegt wird. Ob man dabei an die ursprüngliche Fassung aus dem 9. Jahrhundert denkt, in welcher der Vater seinen Sohn vermutlich tötet, oder an die mit einer Versöhnung endende Fassung aus dem 15. Jahrhundert, ist offen. Auffällig bleibt, dass die Straße nach dem Opfer und nicht nach dem Titelhelden und Täter benannt ist. Im selben Jahr beginnt man in Lokstedt mit dem Hartnitweg das Heldenepos »Wolfdietrich« ins Licht zu rücken. Diese erste Namenswahl erklärt sich vermutlich aus dem ursprünglichen Titel des Epos »Ornît und Wolfdietrich«. (Aus Ornît wurde später Hartnit.) 1956 folgen der eigentliche Held Wolfdietrich und der ihm treu zur Seite stehende Herzog Berchtung (Wolfdietrichweg, Berchtungweg). Von seinen Brüdern als Bastard vertrieben, sucht der Königssohn Wolfdietrich Schutz im Reich des Hartnit, tötet den dort hausenden Drachen, dem Hartnit erlegen ist, und gewinnt dessen Witwe und Reich. Ein erstarktes Selbstbewußtsein nach dem verlorenen Krieg? Der viel später, 1965, benannte Hildburgweg erinnert an Wolfdietrichs Mutter.



Eine ähnliche Motivation wie bei der hohen mittelalterlichen Literatur lässt sich bei der Benennung von Straßen nach unserem volkstümlichen Erbe mit seinen Märchen- und Sagenfiguren vermuten.

Zunächst tauchen sie sehr selten und hier und da in der Stadt verstreut auf. Auch handelt es sich dabei nicht um bestimmte Figuren, und ihre Namensgebung ist der Lage geschuldet wie 1904 die Feenteichbrücke über den Feenteich in Uhlenhorst, der im 19. Jahrhundert aus einer Moorlache entstand; die Hexentwiete in Rissen 1928, die an einen Hohlweg erinnert, der durch einen Tannenwald führte, wo angeblich Hexen hausten; der Nymphenweg 1935 am Außenmühlenteich in Wilstorf neben dem Nymphengraben; ganz in der Nähe die Elfenwiese und der Nixenstieg 1950 in Marmstorf; ebenfalls 1950 der Hexenberg in Altona und 1980 der Hexenstieg, ein Stichweg der Hexentwiete. Schließlich 2003 Teufelsbrück an der Elbe in Nienstedten, ein Ort, um den sich eine Legende um den Teufel spinnt.

1948 werden erstmals in Hamburg Straßen nach bestimmten Märchen- und Sagenfiguren benannt. In den im nördlichen Hamburg gelegenen Stadtteilen Lokstedt, Schnelsen und Niendorf, die 1927 zur preußischen Landgemeinde Groß-Lokstedt zusammengefasst und 1937 mit dem Groß-Hamburg-Gesetz eingemeindet werden, bezieht man sich vor allem auf die Sammlung »Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg« des germanistischen Mediävisten Karl Müllenhoff (1818–1884). Siebenschön heißt seitdem eine Straße in Lokstedt nach einem Märchen aus Puttgarden. Aus Müllendorfs regionalem volkstümlichen Schatz kommen auch zwei Sagen, deren Helden 1948 zu Straßennamen in Lokstedt wurden: Lembek (Klaas Lembeke), ein holsteinischer Ritter, der sich tapfer und mit List, aber erfolglos gegen seinen Belagerer, den dänischen König Waldemar IV. zur Wehr setzt, und Offa, Sohn des Herrschers in Angeln, der sein Land gegen die Holsteiner und Dänen schützen kann (Lembekstraße und Offakamp). Ein Sieger und ein Verlierer! Die wörtliche Rede ist in »Offas Kampf auf der Eiderinsel« auf plattdeutsch verfasst.

In Niendorf erfindet man 1948 den Hadermanns Weg nach der ebenfalls bei Müllendorf abgedruckten Sage »Hadermanns Brautfahrt«. Die plattdeutschen Verse erzählen von dem lustig-verrückten Ritt ins ferne Franken, wo auf dem Hof der Braut die Tiere das Regiment führen.

In Schnelsen nutzt man Müllenhoffs 1845 zuerst erschienene Sammlung als Quelle, als man 1948 vier Straßen benennt: Kulemannstieg, Anna-Susanna-Stieg, Königskinderweg und Goldmariekenweg. Das Märchen »Kulemann« erzählt, in der wörtlichen Rede wiederum auf plattdeutsch, von einem freundlichen Unterirdischen, der dem Bauern Klaas Neve Geld leiht und es ihm schenkt, als dieser es zur vereinbarten Zeit zurückgeben will. »Anna-Susanna«



und »Et weren twe Königskinder« sind zwei kleine plattdeutsche Volksgedichte. Im ersten geht es um ein junges Mädchen, das aufstehen und putzen soll, um die erwarteten Freier zu empfangen, im zweiten bringt ein böses Weib den Tod, als die durch ein Wasser getrennten Liebenden zusammen zu kommen versuchen. Das von Müllenhoff gesammelte Märchen »Goldmarieken und Goldfeder« erzählt von einem Mädchen, welches das Wünschen gelernt hat und auf diese Weise sich und den Königssohn nicht nur vor der Hexe rettet, sondern ihn am Ende auch gewinnt. Ab 1950 folgen Namen nach Grimmschen Märchen: Dörrröschenweg, Rumpelstilzchenweg 1968, Eisenhansweg 1969, Hänselstieg und Gretelstieg 1970. In den 1980er Jahren denkt man an einen wilden Gesellen – Klabautermann heißt seit 1986 eine Straße in der sogenannten Märchensiedlung. 1988 greift man noch einmal in Müllenhoffs Schatztruhe und wählt die Titelfigur des Märchens »Klaus Nanne«, das durch seine Kürze und das offene Ende modern wirkt.

Auch in Billstedt flüchtet man sich in die Märchenidylle, als die Anwohner und Anwohnerinnen der 1949 entstandenen Behelfsheimsiedlung ihren Wegen vor allem Namen aus der Grimmschen Welt geben. Diese Bezeichnungen werden 1952 bei der offiziellen Benennung der Straßen übernommen: Aschenputtel- und Sterntalerstraße, Gänseliesel-, Rosenrot-, Rotkäppchen-, Schneewittchen-, Drosselbart-, Froschkönigweg und Däumlingtwiete; dazu Prinzenweg, Riesenweg und Zwergenstieg.

Der Geist des Riesengebirges ist in der Rübezahlstraße präsent. Zwei weniger bekannte Figuren sind im Bärenhäuterweg und im Rautendeleinweg vertreten. Ersterer bezieht sich nach offizieller Angabe auf eine »Romanfigur aus Grimmelshausens *Simplicissimus*«. Das Motiv des Mannes, der einen Pakt mit dem Teufel schließt, welcher Belohnung verspricht, wenn der Mensch ihm sieben Jahre dient, ohne sich zu reinigen und als Kleidung und Bettzeug nichts anderes als eine Bärenhaut benutzt, wurde aber auch von den Brüdern Grimm in ihre Sammlung aufgenommen. Der zweite ist vermutlich nach einer Elfe in Gerhard Hauptmanns »Versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama« benannt. Mit der Sultanstraße, der 1953 der Aladinweg folgt, kommt sogar ein bisschen orientalischer Zauber in das Billstedter Märchenviertel.

Personal aus Werken bestimmter Schriftsteller taucht zuerst 1910 in Barmbek-Nord mit der Lienhardstraße nach Pestalozzis (1746–1827) vierbändigem literarischem Hauptwerk »Lienhard und Gertrud« auf, das den Autor berühmt macht. Ein Zeichen für das Kinderheim der Pestalozzistiftung-Hamburg, das 1906 aus städtebaulichen Gründen nach Volksdorf umziehen muß. Warum aber fällt die Wahl auf den männlichen Titelhelden? Lienhard trinkt und spielt und bringt damit seine Frau und seine sieben Kinder in Not und Elend. Diese wirtschaftliche und sittliche Verwahrlosung ist nach Pestalozzis Überzeugung



eine Folge der Korruption und des Eigennutzes der Herrschenden. Hilfe zur Selbsthilfe durch eine gründliche Elementarbildung schon vor der Schule ist sein pädagogisches Credo.

1938 beginnt eine Politik der Namensgebung nach literarischen Figuren, die deutlich vom Nationalsozialismus geprägt ist. Seit 1921 gedenkt man mit der Gorch-Fock-Straße des Schriftstellers, der 1916 in der Seeschlacht im Skagerrak fiel. Als vermeintlicher Kriegsverherrlicher und niederdeutscher Autor wird er von den Nationalsozialisten vereinnahmt, denen eine Straße in Eimsbüttel offenbar nicht genügt, so dass sie 1933 die Friedrich-Ebert-Straße, eine zentrale Verkehrsachse in der Innenstadt, in Gorch-Fock-Wall umbenennen. Doch damit nicht genug der Präsenz. 1938 kennzeichnet man in Billstedt eine Straße als Godenwind nach Gorch Focks »Hein Godenwind de Admirol von Moskitonien. Eine deftige Hamburger Geschichte«. Und auch in Finkenwerder fühlt man sich 1941 berufen, den Sohn der Insel gleich durch drei Straßen herauszustellen: Hans-Hinnik-Weg, Cilli-Cohrs-Weg und Hein-Saß-Weg, 1994 dann der Stichweg Hein-Saß-Stieg.

Bei einem anderen Hamburger, Hermann Claudius (1878-1980), muss man sich die Mühe der Vereinnahmung erst gar nicht machen. Der niederdeutsche Lyriker und Erzähler legt 1933 ein »Gelöbnis treuester Gefolgschaft für Adolf Hitler« ab und nimmt selbst nach dem Krieg an den 1949 wiederbegründeten Lippoldsberger Dichtertagen teil, bei denen man den Nationalsozialismus im Rückblick zu rechtfertigen sucht. Den 1940 vergebenen Namen Kiepenkerlsweg in Fischbek-Neugraben könnte man auf alte Sagen zurückführen, die vom Kiepenkerl und Diebeskuhlen im Falkenberg erzählen. Der Weg ist aber ausdrücklich nach Hermann Claudius Gedicht »Kiepenkerl vom Falkenberg« benannt, das 1909 auf plattdeutsch erscheint: »De Kiepenkerl vun'n Falkenberg«. Wollte man sich auf eine schriftliche Quelle beziehen? Wollte man implizit Hermann Claudius ehren? Der Straßename Claudius war natürlich durch Matthias Claudius, seinen Urgroßvater, besetzt. Oder versteckt hier jemand raffiniert eine Botschaft? Das Gedicht von Claudius erzählt, wie der Kiepenkerl und viele andere Bauern der Umgebung sich auf dem Falkenberg mit dem Teufel einlassen. Der letzte Vers lautet: »haha! – Wat hett de Düvel lacht!«

1986 setzt eine Blankeneser Bürgerinitiative die Umbenennung der Frenssenstraße durch, an seine Werke erinnern drei Straßen weiterhin. Der Erfolg, den Gustav Frenssen (1863–1945), der von 1906–1912 in Blankenese wohnt, mit seinen Heimat- und Bildungsromanen hat, ist heute nicht mehr nachvollziehbar. Nach »Jörn Uhl«, dem ersten großen Erfolg im Jahre 1901 (Jörn-Uhl-Weg 1979 in Blankenese), kann der Pastor seine Stelle aufgeben. Von germanisch-völkischem Lebens- und Schicksalsglauben durchdrungen, bekennt der Schriftsteller, dessen Werke von Anfang an stark politisch-agitatorisch



gefärbt sind, sich offen zum Nationalsozialismus. 1941 und 1942 werden in Blankenese zwei Straßen nach seiner 1911 erschienenen Erzählung »Der Untergang der Anna Hollmann« benannt: der Anna-Hollmann-Weg und der Gultweg nach dem Seemann Jan Gult, den Frenssen in der Kirche über Gott meditieren lässt, der die Menschen verlassen hat. 1947 fügt man die Babendiekstraße nach dem dickleibigen Entwicklungsroman »Otto Babendiek« von 1926 hinzu. Arno Schmidt hat sich bemüht, dieses Werk aus der Versenkung zu holen, und Tilmann Spreckelsen setzt sich in der FAZ vom 16. 3. 2003 dafür ein, indem er den Menschen und sein Werk differenziert betrachtet. Der Artikel endet: »Das Buch macht aus Gustav Frenssen keinen besseren Menschen. Und Frenssen aus ‚Otto Babendiek‘ kein schlechteres Buch.«

Keinen völkisch raunenden, sondern einen lustigen Ton schlägt der plattdeutsche Schriftsteller John Brinckmann (1814–1870) aus Mecklenburg in seiner Lügen- und Spaßgeschichte »Peter Lurenz bi Abukir« und in den Erinnerungen an seine Kindheit »Kaspar-Ohm un ick« an (1943, Peter-Lurenz-Weg in Eißendorf 1950 Kaspar-Ohm-Weg in Wellingsbüttel). Plattdeutsche Heimatliteratur im und nach dem Krieg ist es gleichwohl.

Vergnügt geht es auch in den Volkskomödien des plattdeutschen Dramatikers und Balladendichters Hermann Boßdorf (1877–1921) zu, der ein Jahr nach seinem Tod wie Gorch Fock mit einer Straße in Eimsbüttel geehrt wird. Als Richard Ohnsorg 1920 die »Gesellschaft für dramatische Kunst« in »Niederdeutsche Bühne« verwandelt, braucht er plattdeutsche Stücke, und die gibt er u.a. bei Hermann Boßdorf in Auftrag, dessen erste Komödie im Jahre 1919 ein Erfolg gewesen war. Mit dem Kramer-Kray-Weg (1950) und vier weiteren Straßen im Jahre 1984 – Maike-Harder-Weg, Hartje-Rüter-Weg, Tönns-Wulf-Weg und Krischan-Kreibohm-Weg – ehrt Poppenbüttel den Mitbegründer des plattdeutschen Dramas, dessen Stücke hin und wieder noch aufgeführt werden.

Auch in anderen nordöstlichen Stadtteilen Hamburgs werden im Jahre 1950 Straßen nach literarischen Gestalten benannt, wobei man sich dort auf Schriftsteller der Weltliteratur bezieht. Aber weiterhin sind es heimatliche Autoren, deren Werke zumeist in Norddeutschland angesiedelt sind.

In Bramfeld knüpft man mit dem Havermannstieg aus Reuters (1810–1874) bekanntestem Roman »Ut mine Stromtid« an die seit 1890 bestehende Fritz-Reuter-Straße an. 1951 weist man Karl Havermanns altem Freund Bräsig die größere Straße zu. Er ist die wohl populärste Figur des mecklenburgischen Vertreters des großen realistischen plattdeutschen Romans, ein gutmütiger Gutsverwalter voll Lebensklugheit, dessen Streben nach höherer Bildung zu den komischsten Szenen führt. Bräsig vermittelt Havermann eine Stelle als



Gutsverwalter. Der behäbige Gutspächter Jochen Nüßler bekommt ebenfalls 1951 einige Straßen weiter, auf Abstand den Nüßlerkamp.

Wie die Wahl von Brinckmann, Boßdorf und Reuter auch zeigt, hat man nach dem Krieg ein großes Bedürfnis, sich zu amüsieren und zu lachen.

In Rahlstedt besinnt man sich endlich auf den in Alt-Rahlstedt verstorbenen Detlev von Liliencron (1844–1909) und ehrt ihn 1950 mit der Liliencronstraße. Als Lyriker schuf der Dichter ganz neue impressionistische Gedichte. In Hamburg bezieht man sich aber zunächst auf den Balladendichter und seinen plattdeutsch verfaßten »Pidder Lüng«, dessen Strophen mit dem bekannten Vers enden: »Lewwer duad üs Slaav! (Lieber tot als Sklave). 1950 ein Bekenntnis? Oder die Liebe zum Altvertrauten? Dem Pidder-Lüng-Weg stellt man 1955 das Pogwischrund gegenüber, nach Henny Pogwisch, dem dänischen Gegenspieler von Pidder. Mit dem Wiebekestieg kommt dann 1958 der impressionistische Liliencron zur Geltung. Wiebke ist eine Äbtissin, vor deren Augen eine Nonne von ihrem Liebsten entführt wird. Als sich die Erstarrung löst, laufen alle Nonnen neugierig ans Fenster und: »Schauen in die Frühlingfelder./Hören wie die Lerchen singen./Fern am Waldesrand ein Hufblitz/Sendet letzten Gruß zurück.« Ein heiterer, versöhnlicher Schluss in einem ganz neuen Ton. Eine Feier des unmittelbar Geschauten.

Nachdem die 1950er Jahre in Rahlstedt Liliencron gehörten, wendet man sich in den 1960er Jahren erneut Theodor Storm (1817–1888) zu, der bereits vor 1949 eine Straße erhielt. Mit dem Schimmelreiterweg, der in Hauke-Haien-Weg übergeht, und dem Poppenspärerweg gedenkt man 1964 der zwei vielleicht bekanntesten Novellen des realistischen Erzählers, die damals auch Schullektüre sind. Als der Deichgraf Hauke Haien sich bei einer Jahrhundertsturmflut weigert, seinen nach neuen Methoden gebauten Deich mit Durchstichen des alten zu gefährden, überflutet das Meer das Land. Mit den Worten »Herr Gott, nimm mich; verschon die anderen«, stürzt Hauke Haien sich mit seinem Schimmel ins Meer. Sein Kampf mit den Elementen ist verloren. In der zweiten Novelle gründet Paul, der als Kind vom Puppenspiel fasziniert ist, eine bürgerliche Existenz, heiratet gegen alle Konventionen Lisei, die Tochter des Puppenspielers, (Lisestieg 1971) und wird glücklich mit ihr. Die Zeit des Marionettenspiels scheint vorbei, der alte Puppenspieler stirbt aus Gram. Eine Erzählung über das Thema Künstler und Bürger.

72 Straßennamen sind nach männlichen Figuren benannt, 37 nach weiblichen. Wäre es an der Zeit, den Standpunkt zu wechseln und eine Parität anzustreben und gleichzeitig die Lesekultur zu fördern? Die Dringlichkeit, unser Verhältnis zur Natur zu erneuern, könnte bei der Auswahl der Namen eine Richtung weisen.



Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen

A

[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Abbestraße, Ottensen (1950): Prof. Dr. Ernst Abbe (1840-1905), Physiker, Forscher, Carl-Zeiss- Stiftung, Jenaer Glaswerke**

Ernst Abbe führte Ende des 19. Jahrhunderts für die Belegschaft des Zeisswerkes den Neun Stunden Tag ein, ebenso den Mindestlohn, ließ die Mitarbeiter am Gewinn beteiligen, gewährte bezahlten Urlaub, gründete eine Baugenossenschaft, den Lesehallenverein und die Lesehalle Jena.

Verheiratet war Ernst Abbe seit 1871 mit **Else Snel** (1844-1914), der Tochter des Mathematikers und Physikers Karl Snell, eines Lehrers Abbes. Das Paar bekam zwei Töchter (1872 und 1874). Auch Else Abbe war auf sozialfürsorglichem Gebiet tätig. Sie gründete einen Armen- und Suppenküchenverein und die Trinkerfürsorge in Jena. Ihre **Tochter Grete** (1872-1945), verheiratete Unrein wurde in der Weimarer Zeit eine bedeutende Politikerin besonders auf dem Gebiet der Sozialfürsorge. Grete Unrein setzte sich für die Chancengleichheit der Frauen in Ausbildung und Beruf ein und wurde zur Ehrenbürgerin der Stadt Jena ernannt.

- **Abendrothsweg, Hoheluft-Ost (1864): Dr. August Abendroth (1796-1867), Unternehmer, Mäzen, Bodenspekulant, beteiligt an der Aufschließung der Uhlenhorst; Mitbesitzer der Uhlenhorst**

Siehe auch: Theresenstieg, in Bd. 2. und Auguststraße, in Bd. 3 online.

August Abendroth war der Sohn des Bürgermeisters Amandus Augustus Abendroth und seiner Frau Johanna Magdalena von Reck. August Abendroth promovierte zum Dr. jur.

Verheiratet war er mit Conradine, geb. Sievert (1805-1874), Tochter des Präses der Handelskammer Hamburg. Das Paar hatte sechs Töchter, geboren: 1824, 1825, 1827, 1830, 1833, 1837.



„Durch die Mitgift seiner Frau wurde es ihm ermöglicht, den Beruf aufzugeben und sich fortan unternehmerisch zu betätigen. (...) Schon früh beschäftigte sich Abendroth (...) mit Landerschließung und Bodenspekulation. 1837 kaufte er gemeinsam mit Carl Heine und Adolph Jencquel die Uhlenhorst, ein großes brachliegendes Gelände am östlichen Alsterufer. (...)

Nachdem er ab 1838 Mitglied der Hamburger Baudeputation geworden war, wurde er wegen der Verquickung von privaten und öffentlichen Interessen jahrelang angegriffen. In Zeitungsartikeln warf man ihm Gewinnsucht und einen ‚patriotischen Heiligenschein‘ vor.“ 1)

August Abendroth gehörte u. a. zu den Gründungsmitgliedern des Hamburger Kunstvereins, förderte die Stadtmission, war im Verwaltungsrat des Rauhen Hauses und Aufsichtsratsvorsitzender der Berlin-Hamburger-Eisenbahn-Gesellschaft.

Quellen:

Matthias Schmoock: August Abendroth, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 2. Hamburg 2003, S.15f.

- **Abrahamstraße**, *Rahlstedt (1967): Paul Abraham (1892-1960), Operettenkomponist*

Paul Abraham hatte ab 1930 seinen künstlerischen Durchbruch und errang große Erfolge z. B. mit der Operette „Viktoria und ihr Husar“. Er komponierte unzählige Filmmusiken und stand am Dirigentenpult. Gleichzeitig veranstaltete er viele Feste, die er in seinem Berliner Haus in der Fasanenstraße 33 mehrmals wöchentlich abhielt (Gulasch-Parties). Nervlich überlastet bekam er Schlafstörungen, irrte nachts durch Berlin, besuchte Bars und Spielhallen.

Dieses rasante Leben konnte seine Ehefrau **Charlotte (Sarolta) Feszelyi** nicht mehr ertragen und zog zurück nach Budapest.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten flüchtete Paul Abraham, der jüdischer Herkunft war, 1933 zu seiner Frau nach Budapest, 1939 dann nach Paris, ohne seine Frau, die in Budapest blieb, kam aber in Paris in weiblicher Begleitung an (Yvonne Louise Ulrich, die später die Ehefrau von Robert Stolz wurde). Von Paris flüchtete er weiter nach Havanna, von dort in die USA. Dort machte er keine Karriere mehr, kam in die Psychiatrie. „1956 kehrte er - nachdem die Bundesrepublik mit den USA die finanziellen Fragen geklärt hatte - auf Initiative eines in Hamburg gegründeten Paul-Abraham-Komitees nach Deutschland zurück. Er wurde zunächst in der Psychiatrie der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf behandelt.“ 1) und zwar von Dr. Hans Bürger-Prinz,



ehemaliges NSDAP und SA –Mitglied. Abrahams Ehefrau reiste aus Ungarn an und pflegte ihren Mann in Hamburg, wo sie eine fünf-Zimmer –Wohnung bezogen hatten. Abraham starb 1960 an Krebs.

Quellen:

1) Wikipedia: Paul Abraham (abgerufen: 2.1.2015)

- **Adalbert-Stifter-Weg**, *Rahlstedt (1948): Adalbert Stifter (1805-1868), Schriftsteller*

Adalbert Stifter war der Sohn eines „kleinen“ Flachshändlers, der auch Feldwirtschaft betrieb. Seine Mutter Magdalena, geb. Friepeß war die Tochter eines Fleischhauers. Adalbert hatte noch fünf Geschwister. Seine Kinderjahre wurden u. a. geprägt durch die Liebe der Mutter zu ihrem Kind und durch die Geschichten, die die Großmutter ihrem Enkel erzählte. Stifter wurde Hauslehrer in Wiener Adels- und Patrizierhäusern.

1829 verliebte sich Stifter in Fanny Greipl, die Tochter eines reichen Leinwandhändlers. Gemeinsam mit ihr und ihrem Bruder unternahm er eine Reise nach Bad Hall und Berchtesgaden. Jedoch konnte sich Stifter nicht für Fanny entscheiden, ihn plagten Selbstzweifel. Er trank daraufhin vermehrt Alkohol und musste schließlich sein Studium abbrechen. 1833 drängte Fannys Familie auf Abbruch der Beziehung zu Stifter, da er nur eine ungesicherte Existenz vorweisen konnte und eine „leichtsinnige Lebensauffassung“ habe. Diese Meinung über Stifter hatte sich Fannys Familie gebildet, nachdem Stifter den Termin für die mündliche Prüfung zu einer Lehramtsstelle, auf die er sich beworben hatte, vergessen hatte.

Stifter geriet nach der Trennung von Fanny zwar in eine schwere seelische Krise, lernte aber im selben Jahr der Trennung die Putzmacherin Amalia Mohaupt (1811-1883) kennen. Diese drängte auch auf Heirat. Das Paar verlobte sich 1835. Vorher hatte Stifter nochmals vergeblich um Fanny geworben. In seinem letzten Brief an Fanny gestand er ihr, dass er sich nur aus gekränkter Eitelkeit und aus Trotz mit Amalia Mohaupt verlobt hätte, „so suchte ich, wie es in derlei Fällen immer zu gehen pflegt, in neuer Verbindung das Glück, das die alte erste versagte“.

1836, ein Jahr nach Stifters Verlobung heiratete Fanny einen Finanzbeamten, und Stifter vermählte sich am 15. November 1837 mit Amalia Mohaupt, die nun die Hege und Pflege ihres Ehemannes übernahm.

1839 starb Fanny im Kindbett.



Da das Ehepaar Stifter kinderlos blieb, nahm es eine Nichte - Julia – als Ziehtochter auf. Sie soll öfter von zu Hause ausgerissen sein; eines Tages fand man sie im Winter 1859 tot in der Donau.

Stifter, der mit seiner Ehefrau in materiell nicht gesicherten Verhältnissen lebte, ging es ab den 1850er Jahren gesundheitlich nicht gut. Eine der Ursachen soll sein übermäßiger Appetit gewesen sein. Er verlangte täglich sechs Mahlzeiten, wobei das Mittag- und Abendessen allein aus drei Gängen bestand. Nicht nur, dass solch großer Appetit die Haushaltskasse belastete, als Hausfrau und Köchin der Mahlzeiten hatte Amalia dadurch sehr viel zu tun.

Stifter bekam eine Leberzirrhose und starb durch Selbsttötung.

- **Adalbertstraße**, Osdorf (vor 1934): Prinz Adalbert von Hohenzollern (1884-1948), Sohn von Kaiserin Auguste Victoria und ihrem Ehemann, dem letzten deutschen Kaiser Wilhelm II.

Siehe auch: Augustenpassage, in: Bd. 2.

Adalbert war der dritte Sohn Kaiser Wilhelms II. und seiner Frau, Kaiserin Auguste Victoria. Er erhielt eine streng militärische Erziehung; trat 1894 in die Kaiserliche Marine ein; besuchte die Marineschule in Kiel, um als Marineoffizier ausgebildet zu werden und wohnte am Kieler Hafen in der Villa Seelust.

1914 heiratete Prinz Adalbert von Hohenzollern Prinzessin **Adelheid von Sachsen-Meiningen** (1891-1971). Das Paar bekam drei Kinder.

Während der Prinz im Ersten Weltkrieg u. a. Kommandant des Kleinen Kreuzers SMS Danzig war, übernahm seine Frau sozial-karitative Aufgaben, so z. B. beim Aufbau von zwei Marinegenesungsheimen für die Angehörigen der Seestreitkräfte und des Marinekorps in Berchtesgaden.

Nach der Novemberrevolution im Sommer 1919 zog die Familie nach Bad Homburg. Später verlegte das Paar aus gesundheitlichen Gründen der Prinzessin seinen Wohnsitz in die Schweiz.

Adalbert lebte zurückgezogen, nahm keinen Anteil an der deutschen Politik.

- **Adenauerallee**, St. Georg (1971): Konrad Adenauer (1876-1967), Bundeskanzler

Siehe auch: Louise-Schroeder-Straße, in Bd. 2.



1904 heiratete der damals 30jährige Beigeordnete der Stadt Köln Emma Weyer (1880-1916), Tochter des Direktors der Kölner Rückversicherungsgesellschaft Emmanuel Weyer. Emma Weyer, die als Höhere Tochter französisch und englisch erlernt und Musik- und Handarbeitsunterricht erhalten hatte, öffnete ihrem, aus so genannten einfachen Verhältnissen kommenden, Gatten die Tür zur Kölner Gesellschaft. Das junge Paar hatte sich 1901 im Tennisclub Pudelnass kennen gelernt. Ein Jahr später verlobte es sich und zwei Jahre später wurde geheiratet. Das Paar bekam drei Kinder (1906, 1910, 1912).

1916 starb Emma Adenauer. „Sie hatte sich nach der Geburt des ältesten Sohnes nur schwer erholt und nach der Geburt des dritten Kindes, der Tochter Ria, gar nicht mehr. Konrad, der Älteste erinnert sich: ‚Meine Mutter war viele Jahre leidend, aber ich hatte nie geglaubt, daß sie früh sterben müsse, bis dann eines Tages bei einem Besuch des Lehrers, der mich auf eine höhere Klasse vorbereitete, mein Vater zu dem Herrn sagte: ‚Meine Frau wird sterben.‘“ 1)

Ein Jahr nach dem Tod seiner ersten Frau wurde Konrad Adenauer mit 41 Jahren der jüngste Bürgermeister (Köln) Deutschlands. Doch er war noch voller Trauer um den Tod seiner Frau und auch die Sorge um seine Kinder drückte ihn sehr. Seinem Tagebuch vertraute er an: „Das Jahre 1917 war für mich schwer, sehr schwer. Voll körperlicher Qual und geistigem Elend. Das ganze Jahr ist erfüllt von Schmerz und Leid und Sehnsucht nach meiner teuren Frau. Sehr schwer lastet auch auf mir die Sorge um die Erziehung meiner geliebten Kinder, der ich mich kaum widmen kann. Mutterlose Kinder, das ist etwas unendlich Trauriges. Ein Übermaß von Arbeit brachten mir die ersten Monate dieses Jahres. Die Arbeit war mir wie ein Narkotikum für mein Leid. In jungen Jahren zu einer großen Stellung berufen, bin ich ein viel beneideter Mann und dabei arm, bitter arm.“ 2)

Drei Jahre nach dem Tod seiner Frau heiratete Konrad Adenauer 1919 erneut. Damals war er 43 Jahre alt, seine Frau Gussi Zinsser (1895-1948) aus dem Nachbarhaus 25 Jahre jung. Beide verband die Liebe zur Musik und zur Natur. Konrad Adenauers Söhne aus erster Ehe, Max und Konrad, äußerten sich über Gussi Zinsser: Max Adenauer: „Mit der Gussi Zinsser standen wir sehr familiär, sehr auf Du und Du. Sie war ja vielleicht 14, 15 Jahre älter als ich es gewesen bin. Wir arbeiteten mit ihr auf den Feldern hier (...). Es war ein sehr persönliches freundschaftliches Verhältnis und ich muß sagen, als sie dann die Frau meines Vaters wurde, war das für mich ein Ereignis, das wir sehr positiv akzeptierten. Das einzige, was eben etwas merkwürdig war, daß wir in der Anrede statt ‚Gussi‘ jetzt auf einmal ‚Mutter‘ sagen sollten. (...).“ Konrad Adenauer, Sohn: „Ja, es war nicht einfach für mich, wie es auch für meine Stiefmutter nicht einfach war. Namentlich hatte ich daran auszusetzen, daß die kleinen Geschwister, die dann



in dieser Ehe geboren wurden, dasselbe Gewicht hatten wie ich, obschon die Kinder wirklich Kinder waren und ich fast erwachsen.“ 3)

Das Ehepaar Adenauer bekam fünf Kinder. Das erste Kind, geboren 1920, starb wenige Tage nach der Geburt. Es folgten weitere Kinder in den Jahren 1923, 1925, 1928 und 1931.

„Während der Zeit ihres Mannes als Kölner Oberbürgermeister arbeitete Gussie Adenauer im Katholischen Deutschen Frauenbund und als Kuratoriumsmitglied der katholischen Vereinigung für Kinder- und Jugendhilfe. Ihr soziales und karitatives Engagement war zugleich ein politisches. In einer kleinen Gruppe der Frauenorganisation der Zentrumsparterie kämpfte sie 1933 gegen die Herrschaft Hitlers und erlitt Diffamierungen und Drohungen der Nationalsozialisten. Während der Zeit des Dritten Reiches folgte sie ihrem Mann nach Berlin-Neubabelsberg, wohin die Familie 1934 in die Augustastraße 40 für ein Jahr umzog, bevor Ende April 1935 die Rückkehr ins Rheinland erfolgte. In Rhöndorf, zunächst in der Löwenburgstraße 76, dann ab Dezember 1937 im neugebauten Haus am Zennigsweg 8a fand die Familie Ruhe.

Nachdem Adenauer am 23. August 1944 verhaftet wurde, ihm die Flucht aus dem Gestapo-Gefängnis auf dem Messegelände in Köln gelang und er bei Hachenburg im Westerwald untergetaucht war, wurde Gussie Adenauer von den Nationalsozialisten in der Gestapo-Zentrale in Köln derart unter Druck gesetzt, dass sie den Aufenthaltsort ihres Mannes preisgab. Daraufhin wurde Adenauer am 25. September 1944, dem Tag ihrer Silberhochzeit, verhaftet. Sie erlitt einen seelischen Zusammenbruch und unternahm einen Selbstmordversuch. Von den erlittenen Qualen erholte sie sich nicht mehr. Sie verstarb am 3. März 1948 an den Folgen ihrer Verletzungen.“ 4)

Quellen:

- 1) Rainer Hagen, Karl-Ernst Moring: Adenauer. Das Buchmanuskript zur Fernseh-Biographie des Norddeutschen Rundfunks in sieben Teilen. München 1987, S. 30.
- 2) Rainer Hagen, Karl-Ernst Moring, a. a. O., S. 32.
- 3) Rainer Hagen, Karl-Ernst Moring, a. a. O., S. 40f.
- 4) www.konrad-adenauer.de/wegbegleiter/138/adenauer-gussie/

- **Adickesstraße, Groß Flottbek (1904): Franz Adickes (1846-1915). Oberbürgermeister von Altona. Ehrenbürger von Altona wegen seiner Verdienste an der Eingliederung der Elbvororte Bahrenfeld, Othmarschen und Övelgönne**

Franz Adickes war der Sohn von der aus einer Hugenottenfamilie stammenden Therese, geb. Chappuzeau und des pietistischen Amtsrichters Wilhelm Adickes.



Verheiratet war Franz Adickes seit 1873 mit **Sophie Therese Lambert** (1848–1922), Tochter des Kasseler Medizinalrats Fritz Lambert und dessen Frau Maria. Das Paar bekam vier Kinder.

- **Admiralitätsstraße**, Neustadt (um 1773): nach dem hier gelegenen Arsenal der Admiralität

- **Adolf-Köster-Damm**, Bergedorf/Allermöhe (1995): Adolf Köster (1883-1930), jüngster Reichsaußenminister (SPD) der Weimarer Republik

Verheiratet mit **Käthe Köster**.

- **Adolf-von-Elm-Hof**, Eißendorf (1925): Adolf von Elm (1857-1916), Sozialpolitiker und Mitbegründer der „Volksfürsorge“ und der „Produktion“ (Pro)

Siehe auch: Helma Steinbach Weg, in Bd. 2.

Der Sozialdemokrat und Gewerkschafter Adolf von Elm war gelernter Zigarrenmacher. Als wegen des Sozialistengesetzes die Sozialdemokraten verfolgt wurden, ging er 1878 nach Amerika, kehrte aber 1882 nach Hamburg zurück, weil seine Mutter schwer erkrankt war. Über 30 Jahre war Adolf von Elm mit **Helma Steinbach** verbunden. Die beiden lebten in einer Lebenspartnerschaft und arbeiteten auch politisch eng miteinander.

- **Adolf-Wagner-Straße**, Eißendorf (1926): Prof. Adolf Wagner (1835-1917), Nationalökonom, Bodenreformer. Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des preußischen Herrenhauses

Adolf Wagner war dreimal verheiratet. Die Malerin und Grafikerin Cornelia Paczka-Wagner war seine Tochter.

- **Adolphsbrücke**, Altstadt (1843), siehe Adolphsplatz.



- **Adolph-Schönfelder-Straße, Barmbek-Süd (1970):** *Adolph Schönfelder (1875-1966), Bürgerschaftsabgeordneter in Hamburg, Senator, Bürgerschaftspräsident, Zweiter Bürgermeister von Hamburg, Vertreter Hamburgs im Parlamentarischen Rat*

Adolph Schönfelders Tochter war Prof. Dr.med. **Thea Louise Schönfelder** (16.2.1925 Hamburg- 25.7.2010 Hamburg), Psychiaterin und Hochschullehrerin in Hamburg. Erste Frau, die in Deutschland auf einen Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychiatrie berufen wurde (UKE Hamburg Eppendorf). Nach ihr wurde bisher noch keine Straße benannt. Ihr Grab befindet sich im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Thea Louise Schönfelder wurde in Hamburg als Tochter des damaligen sozialdemokratischen Innensenators Adolph Schönfelder und seiner Frau Minna geboren. Ihre Jugend stand unter dem Zeichen der Verfolgung ihres Vaters durch das nationalsozialistische Regime; die Erfahrung der Gefährdung ihrer Familie blieb für sie lebensgeschichtlich prägend. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges studierte Thea Louise Schönfelder Medizin und wurde 1957 Fachärztin für Psychiatrie. Ein Jahr später begann sie ihre Tätigkeit am Universitäts- Krankenhaus Hamburg-Eppendorf (UKE). Dort habilitierte sie sich 1966 mit einer Arbeit über die Täter-Opfer-Beziehungen bei Sexualdelikten an Kindern. 1970 wurde sie, als erste Frau in Deutschland, auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf berufen, den sie bis zu ihrer Emeritierung im Jahre 1987 innehatte. Dank ihres Einsatzes wurde 1971 zusätzlich zur bestehenden Kinderstation eine Jugendstation am UKE eingerichtet. Schwerpunkte ihrer klinischen Arbeit waren zum einen familientherapeutisch orientierte Behandlungsansätze, zum anderen körper- und symbolbezogene Therapiemethoden (Konzentrierte Bewegungstherapie), mit deren Hilfe es ihr möglich war, Zugang zur inneren Welt auch verschlossenster Patientinnen und Patienten zu finden und Kontakt und Verständigung mit gänzlich verstummten Menschen herzustellen. Ihre Arbeit mit Familienskulpturen bereitete den Weg für die heutige Technik der Familien- und Systemaufstellung. „Von Virginia Satir, die Skulpturarbeit in die Familientherapie integrierte, übernahm Thea Schönfelder den spielerischen Umgang mit Form und Haltung. Als Beispiel nannte sie den Satz ‚Ich häng’ an Dir’, den sie realistisch darstellen ließ. Rasch wurde den Beteiligten deutlich, dass eine derartige Beziehung für beide zur Belastung geworden war. In der Schönfelder’schen Familienskulptur stellt ein Betroffener die anderen Beteiligten derart auf, wie sie seiner Meinung nach zueinander stehen. Jeder bleibt schweigend kurze Zeit in der vorgegebenen Haltung und wird danach befragt, wie es ihm oder ihr in ihrer Position ergangen ist. Das Abfragen der persönlichen Wahrnehmung erfolgt in derselben Art und Weise, wie es später in Familien- und Systemaufstellung üblich geworden ist. Danach können die



Beteiligten spontan bessere Position wählen und werden erneut abgefragt. Letztendlich erfahren alle Familienmitglieder mehr über sich selbst und die anderen Mitglieder des ‚Systems‘, dem sie angehören. (...) Insbesondere für die Einzelarbeit mit psychotischen Jugendlichen erschien diese Form wertvoll: ‚Weil man unter Umständen gar keinen andern Kontakt aufnehmen konnte, als über Berührung, über symbolische Bezüge‘, so Thea Schönfelder.“ Im Alter von 62 Jahren zog sich Thea Louise Schönfelder 1987 aus ihren institutionellen Aufgaben in ein selbstbestimmtes Privatleben zurück. Sie war weiterhin in Fortbildung und Supervision tätig. Zusätzlich entfaltete sie neue Interessen und Tätigkeitsbereiche: Sie beschäftigte sich intensiv mit Kreativem Schreiben, leitete dazu Seminare in der Seniorenakademie, sang im Chor der Seniorekantorei St. Nikolai und wirkte in Altentheater-Projekten am Deutschen Schauspielhaus und am Ernst-Deutsch-Theater mit. Dabei setzte sie sich bewusst und gestalterisch mit ihrer eigenen Generation, dem Prozess des Alterns und dem Tod auseinander. Sie war vielen Menschen eine zuverlässige, warmherzige Freundin und kluge Beraterin. Voll Freude lebte sie ihre Rolle als Großmutter.

Text: Claudia Schönfelder

Quellen:

Siehe auch Thea Schönfelder selbstverfasster Lebensbericht in: Rita Bake: Der Garten der Frauen. Ein Ort der Erinnerung mit historischen Grabsteinen von Gräbern bedeutender Frauen und eine letzte Ruhestätte für Frauen. Hamburg 2013.

- **Adolph-Schomacker-Weg**, Billstedt (1985): *Adolph Schomacker (1851-1915), stellvertretender Amts- und Gemeindevorsteher in Schiffbek*
- **Adolphsplatz**, Altstadt (1821): *Graf Adolph IV. von Holstein (vor 1205-1261), Gründer des am Adolphsplatz gelegenen Maria-Magdalenen-Klosters*

Siehe auch: Heilwigstraße, Heilwigbrücke, Nonnenstieg und Conventstraße, in Bd. 2.

Adolf IV. war der Sohn von Adolf III. von Schauenburg und Holstein (1160-1225) und dessen zweiter Ehefrau Adelheid von Querfurt (1189-1210). Als Adolf IV. 1227 in der Schlacht bei Bornhöved gegen ein dänisches Heer unter König Waldemar II. in Bedrängnis geraten war, hatte er ein Gelübde getan, in dessen Folge er 1239 nach dem Livlandkreuzzug (1238), auf dem ihn seine Frau **Heilwig** begleitet hatte, in das von ihm zum Dank für den Sieg von Bornhöved gestiftete Maria-Magdalenen-Kloster in Hamburg eintrat. Zu diesem Schritt gab Heilwig die



notwendige Einwilligung. Die Vormundschaft über die gemeinsamen minderjährigen Kinder übernahm der Schwiegersohn, Herzog Abel von Schleswig. Später zog der Franziskanermönch Adolf IV. in das von ihm gestiftete Marienkloster in Kiel.

- **Aladinweg, Billstedt (1953): Märchenmotiv**
- **Alardusstraße, Eimsbüttel (1900): Christian Heinrich Alardus (1789-1866), Senator**

Im 18. Jhd. arbeiteten die meisten der Hamburger Manufakturarbeiterinnen in Hamburger Kattundruckereien. Eine davon gehörte Alardus und Hartung auf dem Holländischen Brook. Die Frauen arbeiteten als Schilderinnen, waren mit dem Ausmalen der Stoffmuster auf dem Kattun beschäftigt. Besonders das Indigo konnte nicht mit Druckplatten aufgetragen werden. So malten die Frauen mit Pinseln die Farbe in die vorgezeichneten Muster ein. Allein im Jahre 1790 waren von ca. 6000 in den Hamburger Kattundruckereien beschäftigten Menschen 1000 Schildermädchen. Durch Chemikalien und Säuren war die Arbeit sehr gesundheitsgefährdend. Da die Arbeiterinnen wegen der großen Hitze in den Betrieben, leicht bekleidet arbeiteten, wurden sie in der Gesellschaft als so genannte leichtfertige Mädchen abgestempelt. Die Arbeit des Schilderns galt als Hilfs- bzw. Zuarbeit und wurde deshalb nur gering bezahlt.

Quellen:

Rita Bake: Vorindustrielle Frauenerwerbsarbeit. Arbeits- und Lebensweise von Manufakturarbeiterinnen im Deutschland des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung Hamburgs. Köln 1984.

- **Alberichstiege, Rissen (1951): Gestalt aus der Nibelungensage**

Siehe auch: Kriemhildstraße, Brunhildstraße, Siegrunweg Uteweg, in Bd. 2.

In einigen Versionen des Nibelungenliedes raubt Siegfried den Hort nicht von einem Drachen, sondern durch listiges Verhalten - nachdem er die rechtmäßigen, aber erbittert streitenden Erben und ihre verbündeten Riesen erschlagen hat. Außerdem besiegt er den Hüter des Schatzes, den Zwerg Alberich, der sich mit einem Tarnmantel unsichtbar machen kann und widmet sich anderen Abenteuern. In Richard Wagners „Ring der Nibelungen“ verkörpert der hässliche



Zwerg Alberich die verzweifelte Gier nach Gold und Macht als Ersatz für echte Leidenschaft und Liebe, die letztlich ins Verderben, in die „Götterdämmerung“ führt.

Text: Birgit Kiupel

- **Albershardtweg, Finkenwerder (1972): Adolph Albershardt (1892-1969),**

Lehrer an der Aueschule von 1912 bis 1957, machte heimatkundliche Studien in Finkenwerder und gründete 1936 zur 700-Jahr-Feier auf Finkenwerder die Speeldeel als Theatergruppe und als Volkstanzgruppe

Wer mit Flugzeugindustrie zu tun hat, kennt Hamburg-Finkenwerder, zumindest dem Namen nach. Einem breiteren Publikum ist Finkenwerder vielleicht als der Ort bekannt, der bestimmten Schollen-Rezepten seinen Namen gegeben hat. Abgesehen davon ist die Vorstellung von diesem Ort vielfach hauptsächlich durch eine Musik-, Tanz- und Trachten-Gruppe geprägt: die „Finkwarder Speeldeel“.

Seit vielen Jahrzehnten hat sie folkloristisches plattdeutsches Heimatgut im Ort selbst und in der Region, in Hamburg, Deutschland, Europa und schließlich in aller Welt verbreitet. Als 2006 zum 100-jährigen Bestehen eine Chronik erschien, war darin „väl över de Späälbasen to wäten un to sehn, vör al över de Albershardt-Gäng, di bet nu bi de 'Speeldeel' an't Roder sitt. Läsers buten de Stadt Hamborg mööt wäten: Dat Word 'Gäng' is in Hamborg nich beus meent.“ So schrieb damals die Zeitschrift der niederdeutschen Vereinigung „Quickborn“.(1)

Gemeint mit der „Gäng“ waren Christa Albershardt, zu dem Zeitpunkt Leiterin („Speelboos“) der Gruppe, als Nachfolgerin ihres verstorbenen Mannes Adolf („Adi“) Albershardt, der seinerseits die Leitung der „Speeldeel“ von seinem Vater Adolph („Odje“) Albershardt übernommen hatte. Dieser wiederum hatte die anfangs als reine plattdeutsche Theatergruppe konzipierte „Speeldeel“ 1936 erneut auf die Beine gestellt.(2)

Erneut deshalb, weil die „Speeldeel“ ursprünglich schon 1906 von den beiden Finkenwerder Schriftstellern Gorch Fock (Johann Kinau) und Hinrich Wriede gegründet worden war. Ihre Aktivitäten wurden durch den Ersten Weltkrieg beendet – Gorch Fock starb 1916 als Soldat der Marine, Hinrich Wriede war praktisch die gesamte Kriegszeit „im Felde“.

Nach 1918 versuchte Wriede das Theaterspiel der „Speeldeel“ wieder zu beleben, was jedoch letztlich nicht gelang. Mitte der 1920er-Jahre war die „Speeldeel“ „eingeschlafen“(3). So war es Adolph Albershardt, der 1936 zum



dritten Mal ansetzte, von Finkenwerder aus mit der „Speeldeel“ das sogenannte niederdeutsche „Volkstum“ zu stärken und zu propagieren.

Die andauernde Erfolgsgeschichte der „Finkwarder Speeldeel“ war seitdem über drei Jahrzehnte mit dem Namen Adolph Albershardt verbunden – und damit auch zu einem gewissen Teil das Image des Ortes (bzw. „der Insel“). Freilich war es nicht allein Albershardts „Speeldeel“-Arbeit, die ihn zu einem prägenden Mitglied der Finkenwerder Ortsgemeinschaft werden ließ. Seine Präsenz begann dort 1912: Er wurde Lehrer an einer der drei Finkenwerder Volksschulen. Seit 1918 betätigte er sich fortlaufend als Lokaljournalist für Finkenwerder. Ab 1922 leitete er eine kommunalpolitische Vereinigung in Finkenwerder, und von 1936 an war er schließlich Spielleiter der „Speeldeel“. Als Adolph Albershardt 1969 starb, verlautete aus der „Heimatvereinigung“, dies sei „ein Verlust, der unersetzlich ist“. (4)

Verwunderlich ist deshalb, dass nur spärliche Hinweise zum Leben und zur Kontinuität der Karriere Albershardts zugänglich sind. Dieser „Förderer heimatlicher Kulturpflege“ scheint, trotz seines Renommees zu Lebzeiten und trotz demonstrativer Wertschätzung danach – im Ort wurde eine Straße nach ihm benannt(5) -, inzwischen weitgehend dem Vergessen anheim gefallen zu sein. Er selbst hat keinen autobiographischen Bericht veröffentlicht; auch in der heimatgeschichtlichen Literatur des Ortes ist es zu keiner substantiellen Darstellung seines Wirkens gekommen.(6) Die folgende Skizze will und kann keine Biographie ersetzen, ist aber der Versuch, auf einige Aspekte näher hinzuweisen, die bisher kaum benannt worden sind.

I

Adolph Martin Friedrich Christian Albershardt (der sich immer „Adolf“ schrieb und gelegentlich „Odje“ genannt wurde) wurde am 27. März 1892 in Lübeck als Sohn eines Eisenbahn-Assistenten geboren. (Über seine Familie ist in den allgemein zugänglichen und hier herangezogenen Quellen nichts Weiteres festgehalten.) In Lübeck besuchte er auch zuerst die Knaben-, dann die Mittelschule. Danach absolvierte er dort mit dem Ziel, Volksschullehrer zu werden, Präparandenanstalt und Seminar bis zum 2. März 1912. Am 10. April wurde er als „Vertreter“, ab 1. Januar 1913 als „ordentlicher Hilfslehrer“ an der Aueschule in Finkenwerder angestellt. Der Junglehrer Albershardt scheint sich mit seinen, wie sich schnell zeigte, literarisch-darstellerischen Neigungen gern und dem Zeitgeist gemäß in die Gestaltung des Schul- und Ortslebens eingebracht zu haben. So rezitierte er bei der 100-Jahrfeier der „Völkerschlacht“ (dem Sieg über die französische Armee bei Leipzig 1813) am 18. Oktober 1913 in Finkenwerder folgende Verse(7):

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,



*Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen.
Frisch auf, mein Volk! - Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte.
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! - Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!*

...

*Der Himmel hilft, die Hölle muss uns weichen!
Drauf, wakres Volk! drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen,
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! -
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!*

Albershardt unterrichtete an der Aueschule bis zu seiner Einberufung zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Über seine Militärzeit ist belegt, dass er vom 13. Oktober 1914 bis 18. November 1918 Kriegsteilnehmer war, laut offizieller „Speeldeel“-Chronik als „Ulan“ oder, wie es auch hieß, als „Husar“.(8) Seit dem 16. Oktober 1916 war er jedenfalls Leutnant der Reserve.(9)

Auf Nachfrage der Schulbehörde vom 23. Juni 1917, welchem Truppenteil Albershardt zur Zeit angehöre, notierte der Schulleiter: „Minenwerfer-Offiz. Inf. Rgt. 148“(10). Am 26. Januar 1918 hielt der zuständige Landschulinspektor fest, der „Leutnant Albershardt“ vom „Ers. Batl. Res. Inf. Regt. Nr: 75“ erhalte seit dem 1. Juli 1917 eine Kriegsbesoldung von monatlich M 220,-.(11) Im November 1918 wurde Albershardt schließlich vom „Soldatenrat Bremen“ folgende „Bescheinigung“ ausgestellt: „Dem Leutnant d. Res. Albershardt wird bescheinigt, dass er (...) mit dem 18. 11. 18 aus dem Heeresdienst entlassen ist ohne Versorgung. Fahrtschein nach Husum ist ausgestellt.“(12)

Albershardts Entlassung dürfte ihn deshalb nach Husum geführt haben, weil seine zukünftige Frau, Anna Dorothea Voß, aus Husum stammte. Die Heirat erfolgte am 4. Juli 1919.(13)

Seine berufliche Situation war ebenfalls geklärt: Seit dem 1. April 1916 war er, obwohl er zu der Zeit „am Völkerringen teil(nahm)“, wie der Schulleiter, Karl Johns, anmerkte(14), an der Aueschule fest angestellt. Er hatte im März 1916 – mit zwei Tagen Urlaub – die zweite Lehrerprüfung abgelegt.(15) Zum 1. Oktober 1918 wurde ihm auch eine vorher von Aueschullehrer Talg bewohnte



Lehrerwohnung im Schulgebäude zugesprochen(16), in der er bis 1953 wohnen blieb. (Die andere Lehrerwohnung in der Schule wurde nach Johns' Pensionierung vom neuen Schulleiter Müller bezogen.(17))

II

Nahezu unversehrt zurück aus dem Krieg, mit geregelten Rahmenbedingungen des Berufs- und Familienlebens, konnte sich Albershardt, 27 Jahre alt, in unruhigen Zeiten des zusammengebrochenen Kaiserreichs, revolutionärer und republikanischer Umbrüche, Schmach des verlorenen Krieges und alliierter Schuldzuweisungen usw. dem Zentrum seines Interesses zuwenden. Er war, wurde ihm später bescheinigt, mit „der Tradition und Heimatliebe schon in jüngsten Jahren vertraut“. Neben und im Einklang mit seiner Tätigkeit als Lehrer war es demnach die Arbeit für das niederdeutsche „Volkstum“, auf die er sein Augenmerk richtete, und im Fokus war damit nun insbesondere Finkenwerder.

Zunächst hatte er dabei mit dem Volksschullehrer-Kollegen von der Westerschule in Finkenwerder zu tun, Hinrich Wriede, der sich selbst, niederdeutsch bewegt, als Volkskundler und Schriftsteller betätigte.(18) Er wollte nach dem Krieg die „Finkwarder Speeldeel“ ohne den einstigen (1916 gestorbenen) Mitgründer Gorch Fock (Johann Kinau) weiterführen. Mindestens seit 1920 gehörte Albershardt aktiv zum „Speeldeel“-Ensemble, wo er 1921 in einer Aufführung von Wriedes Stück „Kreetslag“ eine Rolle übernahm.(19)

Endlich kam auch zustande, was bei Albershardts anfänglichem Kontakt mit Finkenwerder ab 1912 offenbar nicht geschehen war, nämlich dass er sich dem maßgeblichen Zirkel der Niederdeutschen Bewegung in Hamburg anschloss, der Vereinigung „Quickborn“. Die Vereinszeitschrift meldete seinen Beitritt – und den der „Finkwarder Speeldeel“ - im Sommerheft 1920.(20) (Gorch Fock war Mitglied gewesen, Hinrich Wriede war von Anfang an in der Vereinigung aktiv, seit Ende des Weltkriegs auch Gorch Focks Bruder Rudolf Kinau – und ebenso traten im Lauf der Jahre verschiedene weitere Finkenwerder ein.)(21)

Außer diesen zwei Bereichen – Schule und Niederdeutsches – wurde für Albershardt ein drittes Aktionsfeld wichtig. Es war dies die kommunalpolitische Einflussnahme auf das Finkenwerder Leben. Bis zur Eingemeindung 1919 war Finkenwärdler eine zu Hamburg gehörende Landgemeinde mit eigener kommunaler Vertretung gewesen.(22) Seitdem ein Stadtteil Hamburgs, gab es für Finkenwärdler kein offizielles Gremium mehr, das die Belange des Ortes vertreten konnte. Albershardt gründete deshalb mit einigen Gleichgesinnten am 18. Februar 1922, was sie „Wirtschafts- und Verkehrsvereinigung“ nannten. (Seit der NS-Zeit wurde sie unter der Bezeichnung „Heimatvereinigung Finkenwärdler“ fortgeführt – übrigens erst seit dem 2. März 1983 (!) als ein eingetragener Verein).(23) Diese Vereinigung verstand sich – obwohl ohne Legitimation durch



demokratische Verfahren oder zumindest behördlichen Auftrag – als Ortsvertretung mit umfassender Zuständigkeit:

„Sie erstrebt die Vertretung Finkenwerders und die Förderung des Heimatgedankens. Gegenstände religiöser und parteipolitischer Art sind von der Beratung und Beschlußfassung in der Vereinigung ausgeschlossen. Die Vereinigung verfolgt lediglich gemeinnützige Zwecke (...) Die Vereinigung bildet folgende Ausschüsse: 1. Straßenbau und Unterhaltung, Sielwesen und Schleusen, Post, Zoll und Polizei, Industriegebäude und Geländefragen. 2. Schifffahrt, Wasserstraßen sowie Personen- und Güterbeförderung, Fahrangelegenheiten und Fischereiwesen. 3. Landwirtschaft und Gartenbau, Friedhof und Denkmäler, Wohlfahrt und soziale Einrichtungen, Schule und Kirche.“(24)

Ein rückblickender Bericht gibt 1986 einen Eindruck von dem in der Vereinigung gepflegten Selbstverständnis und der entsprechenden Arbeitsweise: „Heute noch gibt es die 'Heimatvereinigung Finkenwerder', die ebenfalls von Adolph Albershardt mitbegründet wurde. Dieser Kommunalverein – inzwischen über fünfzigjährig – war bis zur Einführung der Kommunalparlamente nach dem zweiten Weltkrieg wichtiges kommunalpolitisches Organ Finkenwerders, das gegenüber 'Hamburg' viele Wünsche der Bürger vertrat und oftmals sogar eine Art 'Exekutive' zu besitzen schien. 'Odje' wußte sich mit den Behörden auseinanderzusetzen und so manchen Wunsch der Finkenwerder – von der Straßenlaterne bis zum Wasseranschluß – ohne große Debatten in irgendwelchen Gremien durchzusetzen“(25)

Die weiteren zwölf Gründungsmitglieder lassen sich als Zusammenstellung nicht unbedeutender Namen des Ortes lesen. Vorsitzender der Vereinigung, die bis 1933 auf beachtliche 330 Mitglieder anwuchs, war jedenfalls Adolf Albershardt. Er leitete(26) sie auch in der Zeit des „Dritten Reichs“; und diese Position behielt er ebenfalls nach 1945. Das Fortbestehen der „Heimatvereinigung“ wurde „durch persönlichen Einsatz“ Albershardts über das Ende des NS-Regimes hinaus gesichert, wird berichtet.(27)

Eine bedeutsame Ergänzung erfuhren seine Finkenwerder-Aktivitäten durch die „Berichterstattung“ über „kommunale Angelegenheiten Finkenwärders“ in den „Norddeutschen Nachrichten“ (bzw. „Finkenwärders Nachrichten“). Von der Schulbehörde hat er sich diese lokaljournalistische Betätigung immer wieder genehmigen lassen. So auch am 24. Juni 1933: „Seit 1918“, schrieb er an die neue NS-Behörde, habe er in dieser Zeitung über Finkenwerder berichtet, und „so bitte ich die Landesunterrichtsbehörde, mir die im Interesse Finkenwärders liegende Mitarbeit (...) zu genehmigen.“(28) Was in der lokalen Nachrichtenquelle über Finkenwerder erschien – auch nach 1933 –, stammte also wohl, da die Zeitung sonst über keinen eigenen Berichtersteller für den Ort verfügte(29),



zum guten Teil, wenn nicht vorwiegend aus Albershardts Feder bzw. Schreibmaschine. Das Heimatblatt war 1879 (anfangs als Wochenzeitung) vom Druck- und Verlagshaus Kröger in Blankenese gegründet worden. Johannes Kröger führte den Betrieb zusammen mit seinem Bruder Walter Kröger – vor 1933, nach 1933 und nach 1945.(30)

1925 gehörte Johannes Kröger auch zu dem Kreis von Hamburger (und Altonaer) Prominenten, deren Unterstützung Adolph Albershardt zusammen mit Hinrich Wriede, Rudolf Kinau und anderen Finkenwerdern für eine besondere Initiative gewonnen hatte. Zugleich war dies ein Beispiel für kommunalpolitische Aktivität im Sinne der „Wirtschafts- und Verkehrsvereinigung“, die immer schon mit der „Förderung des Heimatgedankens“ verbunden war. Es ging, wie den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ zu entnehmen war, um ein niederdeutsches Projekt: Eine Gedächtnisstätte für den Dichterhelden Gorch Fock sollte in Finkenwerder errichtet werden. Dafür wurde ein „Arbeits- und Werbeausschuß“ gebildet, in dem der Vorsitzende der „Wirtschafts- und Verkehrsvereinigung“ Albershardt und Hinrich Wriede saßen, zusammen mit weiteren Finkenwerdern(31), und ein „Ehrenausschuß“ von Unterstützern aus Hamburgs Politik, Wirtschaft und Kultur – darunter Johannes Kröger und Rudolf Kinau – sollte dem Anliegen Gewicht verleihen, und die Schirmherrschaft hatte Hamburgs Bürgermeister Petersen übernommen.(32)

Angestrebt wurde die Errichtung eines „Gorch-Fock-Hauses“, das als „Raum für die Geistesbildung und körperliche Erziehung der Jugend“ dienen sollte, aber auch „zur Abhaltung von Tagungen und Wanderversammlungen“ und „als Volksheim für Heimatabende“.(33)

Nach vier weiteren Jahren Lobbyarbeit stellte Hamburg die nötigen Finanzmittel zum Bau einer „Turnhalle“ bereit, und am 6. Dezember 1930 konnten der Architekt, Oberbaudirektor Fritz Schumacher, und der Bruder des Geehrten, Heimatschriftsteller Rudolf Kinau, die Einweihungsreden für die „Gorch-Fock-Halle“ halten.(34)

Im gleichen Jahr, in dem der Bau dieser Halle begann, 1929, war Adolph Albershardt auch mit einem anderen Finkenwerder-Projekt befasst. Da Finkenwerder inzwischen an das Wasserversorgungssystem Hamburgs angeschlossen war, war das Wahrzeichen des Ortes, der Wasserturm, in einen Aussichtsturm umgewandelt worden. Auch Albershardt ergriff das Wort bei der Umwidmung des Turms: „Am Sonnabendnachmittag (11. Mai 1929) wurde er mit einer kleinen Feier eingeweiht. Die Herren Anton Ohst und Adolf Albershardt (Finkenwärder) hielten Ansprachen, in denen sie die Geschichte des Turmes skizzierten und der Hoffnung Ausdruck gaben, daß er in Zukunft auf ein günstig sich entwickelndes Finkenwärder herabschauen und als Beleber des



Fremdenverkehrs wirken möge. (...) Der Pächter des Aussichtsturms, Herr W. Rahmstorf, lud dann die Gäste zu einer Kaffeetafel (...)“ Diese fand, wenn nicht im Turm selbst, sicher im „Finkenwärder Hof“ statt, denn William Rahmstorf war der Besitzer dieser großen, nahe am Turm gelegenen Gaststätte. „Sehr originell“, hieß es damals in dem Bericht von der Veranstaltung außerdem, „ist die Ausschmückung durch den einheimischen Maler Eduard Bargheer, der in packender Realistik Szenen aus dem Fischerleben und Landschaftsbilder al fresco geschaffen hat.“(35) Zwei große Fresken fertigte Bargheer dann auch für die im folgenden Jahr eröffnete Gorch-Fock-Halle an.

III

Drei Jahre später war eine „neue Zeit“ angebrochen. Hinrich Wriede zum Beispiel wurde nationalsozialistischer Schulleiter in Barmbek und vielbeschäftigter NS-Funktionär Dennoch fand er Zeit, gegen den Finkenwerder Wasserturm zu polemisieren: Er schrieb in der Zeitung, dieser sei ein architektonisches „Scheusal“. Die Fresken im Turm waren vom NS-Regime zur „entarteten Kunst“ erklärt worden und der Pächter des Turms zeigte kein Interesse mehr.(36) Daraufhin erschien folgende Zeitungsnotiz: „Der Finkenwerder Aussichtsturm mit dem ehemaligen Maschinenhaus des Wasserwerks soll neu an einen Interessenten vergeben werden, da der bisherige Pächter, Herr W. Rahmstorf, zum 30. 9. von seinem Pachtvertrag zurücktritt. Die Wirtschafts- und Verkehrsvereinigung Finkenwerder richtet auf Veranlassung der Finanzdeputation an solche Finkenwerder Einwohner, die eventuell gewillt sind, den Aussichtsturm und das Maschinenhaus zu übernehmen, die Aufforderung, sich baldmöglichst mit schriftlichen Anträgen an den kommissarischen Stellv. Vorsitzenden Albershardt zu wenden.“(37)

Trotz verschiedener Proteststimmen, die sich für den Turm einsetzten(38), erstreckte sich die von der Heimatvereinigung – also auch Adolph Albershardt - angestrebte „Förderung des Heimatgedankens“ offenbar nicht auf dieses Wahrzeichen des Ortes; sie unternahm von sich aus nichts weiter zu seiner Erhaltung. Da sich kein neuer Pächter fand, wurde der Turm 1934 abgerissen. Die Fresken Bargheers wurden damit zerstört. (Seine Bilder in der „Gorch-Fock-Halle“ wurden übertüncht – und erst 1978 wieder restauriert.(39))

Albershardt war zu dieser Zeit offenbar schon mit ganz anderen Plänen beschäftigt, denn aus dem Jahr 1236 war eine Urkunde aufgefunden worden, in der die Insel bzw. der Ort erstmals genannt wurde („Vinkenwerder“). Möglicherweise hätte es ältere Dokumente gegeben, aber das Datum passte: Eine 700-Jahrfeier konnte für 1936 ins Auge gefasst werden.(40) Für Albershardt und die „Heimatvereinigung“ (wie sie nun meist hieß) war eine langfristige Planung für eine große Jubiläumsfeier angesagt. Zufall oder nicht, ein auch in



Finkenwerder gut und einschlägig bekannter niederdeutscher Volkskundler begann zur gleichen Zeit über Finkenwerder zu recherchieren. Ab 1935 begann er – Dr. Ernst Finder(41) -, mit Adolph Albershardts Unterstützung seine Veröffentlichung von 1939/1940 vorzubereiten: „Die Elbinsel Finkenwärdter. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens“.

Auch Albershardts eigene Pläne für das 700-Jahrfest nahmen Gestalt an: Die NSDAP übernahm die Schirmherrschaft, NSDAP-Ortsgruppenleiter Rudolf Pahl war Vorsitzender des „Arbeitsausschusses“, der für das Gelingen der Feierlichkeiten sorgen sollte. Dessen eigentlicher Motor war aber wohl Albershardt selbst.(42) Dieser ergriff die Gelegenheit, die seit den 1920er-Jahren „eingeschlafene“ „Finkwarder Speeldeel“ unter den neuen Vorzeichen wieder zu beleben. Das Fest wurde zweifellos zu einem großen Erfolg, war aber keineswegs so NS-frei, wie später behauptet wurde.(43) Immerhin trat die Spitze des Hamburger NS-Staats an – Bürgermeister C. V. Krogmann, Gauleiter und Reichsstatthalter Karl Kaufmann, auch Kultursenator v. Allwörden und viele Militärs, vor allem der Marine.(44) Albershardts „Finkwarder Speeldeel“ trat erstmals wieder in großer Öffentlichkeit auf(45) (mit einem eigens für diesen Anlass geschriebenen Stück Rudolf Kinaus, das am Schluss verkündete: „Wir marschieren mit der neuen Zeit“). Aus den Reihen der „Speeldeel“ überreichten Mädchen in Finkenwerder Tracht den Prominenten des Hamburger NS-Staats und der Kriegsmarine ein heimatliches Geschenk.(46)

Passend zu den Feierlichkeiten kam Albershardt in seinem Überblick „Siebenhundert Jahre Finkenwärdter“, den er für die „Festausgabe: 700 Jahre Finkenwärdter“ des Heimatblattes „Norddeutsche Nachrichten“ verfasste, zur folgenden, nur verhalten niederdeutsch-kulturkritischen, fast schon euphorischen Schlussfolgerung:

„So ist das alte Finkenwärdter denn unwiederbringlich dahin. Aber das neue Finkenwärdter ist stolz auf seine Vergangenheit und hat die Gegenwartsaufgaben mit fester Hand angepackt. Es geht wieder aufwärts mit Finkenwärdter im Dritten Reich! Die Fischerflotte reiht einen Neubau nach dem anderen ein und verjüngt sich. Neuer Wohnraum wurde geschaffen. Die Arbeitslosigkeit ist ständig gesunken. Das wirtschaftliche Leben hat sich wieder normal gestaltet. Mit Zuversicht sieht Finkenwerder seiner künftigen Entwicklung entgegen und so soll es denn auch heute noch heißen: Finkwarder blifft Finkwarder!“(47)

Dem „Speelboos“ und seiner Gruppe war der Dank des NS-Regimes gewiss.(48)

In der Folge waren Albershardt und seine „Speeldeel“ Teil der NS-Kulturpolitik: Ab 1936 gehörten sie zur „NS-Gemeinschaft 'Kraft durch Freude'“ und waren Teil der NS- „Vereinigung Niederdeutsches Hamburg“, welche ab 1935 die niederdeutsch bewegte „Volkstums“-Arbeit in Hamburg auf NSDAP-Linie zu



bringen bestrebt war.(49) Albershardt berichtete im Organ der „Vereinigung“, der „Niederdeutschen Warte“, kontinuierlich von der Arbeit der „Heimatvereinigung“ bzw. der „Speeldeel“.(50)

Als Ende 1939 Ernst Finders Buch über Finkenwerder erschien, konnte dort nachgelesen werden, was Albershardt selbst (Finder hatte ihm dazu Gelegenheit gegeben) über die „Speeldeel“ schrieb:

„Eine Kampfgruppe für die Erhaltung und Sicherung des Volkstums war notwendig.“ (Albershardt sprach hier von 1906, als die „Speeldeel“ erstmals gegründet wurde.) „(...) Als dann Finkenwärder seine 700-Jahrfeier 1936 begehen konnte, gründete Adolf Albershardt (...) die 'Finkwarder Speeldeel' zum dritten Mal. (...) Die 'Finkwarder Speeldeel' fand schon 1936 Anschluß an die NS-Gemeinschaft 'Kraft durch Freude' (Amt Feierabend, Abteilung Volkstum und Brauchtum). Höhepunkt im Dienst von 'Kraft durch Freude' waren eine Fahrt mit der 'Monte Olivia' nach Norwegen (1937), der Tanz vor Frau v. Horthy beim Führerbesuch auf Helgoland (1938), die Teilnahme mehrerer Paare an der Jungfernfahrt des 'Wilhelm Gustloff' nach Italien (1938) und die Mitwirkung auf den KdF-Reichskongressen in der 'Hanseatenhalle' beim 'Volk spielt fürs Volk' (1938 und 1939).“(51)

Eine eingehendere Betrachtung dieser „Höhepunkte“ und der Vielzahl weiterer Veranstaltungen, die durch die „Heimatvereinigung“ und die „Speeldeel“ in Finkenwerder und umliegenden Orten sowie im Hamburger Gebiet stattfanden, erübrigt sich an dieser Stelle. Nur an *einem* Beispiel sei kurz illustriert, wie man sich den „Kampf“ der Gruppe Albershardts für die „Erhaltung und Sicherung des Volkstums“ im „Dienst“ von KdF vorstellen muss.

Der „Tanz vor Frau v. Horthy beim Führerbesuch auf Helgoland“ fand am 23. August 1938 statt. Frau v. Horthy war die Gattin des ungarischen Staatsoberhauptes, Reichsverweser Admiral v. Horthy, der von Hitler zuerst nach Kiel begleitet wurde (Frau v. Horthy wirkte dort am Stapellauf des Schweren Kreuzers „Prinz Eugen“ mit). Danach bekam v. Horthy auf Helgoland Befestigungsanlagen gezeigt. (Am nächsten Tag besichtigten Hitler und sein ungarischer Gast Kriegsschiffneubauten bei Blohm & Voss in Hamburg.) Es ging darum, v. Horthy auf die künftige Rolle Ungarns als Verbündeten des Großdeutschen Reiches bei den Überfällen auf Jugoslawien und die Sowjetunion einzustimmen.(52)

Als Teil des Damenprogramms auf Helgoland überreichte der Reichsverweser-Gattin „auf der Mole ein junges Fischerehepaar“ zunächst „einen prachtvollen Hummer“, und schon „hatten die Trachtengruppen aus den Vierlanden, von Finkenwärder und von der Insel Föhr Aufstellung genommen. (...) Frohe Tanzmusik klang auf, die Vierländer, die Finkenwärder, die Hamburger und die



Führer sangen und tanzten ihre alten Fischer- und Volkstänze zu Blasmusik und Schifferklavier.“(53)

Einige Wochen später sahen sich die Vierländer und Finkenwerder Trachtengruppen wieder, und nach einer volkskundlichen Besichtigung von Neuengamme ging es „an die Kaffeetafeln. Manche Erinnerung an die Helgolandfahrt wurde ausgetauscht. Große Freude herrschte bei den Vierländern, als ihnen ein Bild überreicht wurde, das den Führer und Admiral von Horthy zeigt, wie sie an den Finkenwärdern und Vierländern vorübergehen.“ Schon Ende des folgenden Monats stattete die „Speeldeel“ bei den Vierländern ihren nächsten Besuch ab. Sie gestaltete einen „Bunten Abend“; um genau zu sein: Gastgeberin war die dortige Ortsgruppe der NSDAP.(54)

Dem Leiter der Finkenwerder Trachten- und Theatergruppe war sehr wohl bewusst, dass es bei solchen KdF-Auftritten um nationalsozialistische Politik ging. Als die „Speeldeel“ für eine der Vorzeige-Unternehmungen der KdF eingeplant wurde, eine der Schiffsreisen mit der „Monte Olivia“ in Richtung Norwegen, beantragte Adolph Albershardt am 9. Juni 1937 Sonderurlaub bei der Schulbehörde: „Die 'Finkwarder Speeldeel', deren Leiter ich bin,“ schrieb er, „hat die ehrenvolle Einladung zur Teilnahme an der K.d.F. Nordlandfahrt vom 15. - 21. Juni erhalten. An dieser Fahrt nimmt auch der Herr Reichsorganisationsleiter (der NSDAP) Dr. Ley (zugleich Leiter der „Deutschen Arbeitsfront“, DAF, und damit von deren Unterabteilung KdF) teil. Die 'Finkwarder Speeldeel' wird als Volkstanz- und Trachtengruppe Deutschlands zu gelten haben, denn andere außerhamburgische Gruppen sind nicht aufgefordert worden, sondern nur die ausländischen Volks- und Tanzgruppen. Die 'Speeldeel' wird im Rahmen der Bordveranstaltungen mitwirken. (...) Heil Hitler! Adolf Albershardt. Lehrer, Norderschule in Finkenwärder.“(55)

Inzwischen hatte Adolph Albershardt auch für sich persönlich die Konsequenz aus dem Bekenntnis des „Quickborn“ von 1933 gezogen: „Wenn irgendwo das neue Reich Helfer am gemeinsamen Werk findet, dann bei uns Plattdeutschen.“(56) Er gehörte nicht zu den „alten Kämpfern“, auch nicht zu den „Märzgefallenen“, die 1933 eiligst in die NSDAP strömten. Wie die meisten Lehrer schloss er sich aber mit Beginn des „Dritten Reichs“ dem „Nationalsozialistischen Lehrerbund“ (NSLB) an - am 1. Mai 1933. Ein Jahr später, ab dem 1. April 1934, war er Presse- und Propaganda-Ortswalter der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“ (NSV). (Seit Mai 1933 zählte diese als Parteiorganisation der NSDAP.) Im Frühjahr 1937 wurde das 1933 ausgesprochene generelle Partei-Eintrittsverbot aufgehoben, und nun war auch Albershardt - ab dem 1. Mai des Jahres - „Parteigenosse“.(57)



Albershardts weiterer Weg „im Dienst“ der KdF hat ihn und seine Folkloregruppe – wie die KdF insgesamt – in die Truppenbetreuung geführt. Nach Kriegsbeginn wurden keine Schiffsreisen mehr veranstaltet, das KdF-Programm wurde eingeschränkt, schließlich, 1943, umstrukturiert: Das einstige „Zugpferd“ der Organisation, das „Amt für Reisen, Wandern und Urlaub“ wurde aufgelöst, und alle verbliebenen Ämter im „Amt für KdF-Truppenbetreuung“ bzw. „Betreuung der Werkschaffenden“ zusammengelegt: „Das ehemalige Freizeitprogramm wurde letztlich zu einer Hilfsorganisation, die den Krieg mit unterstützte und den Durchhaltewillen der deutschen Bevölkerung stärkte.“(58) So trat die „Speeldeel“ bei einer ganzen Reihe solcher kriegsfördernder Veranstaltungen auf (59), war selbst in diesem Rahmen aber noch für besonders herausragende Aufgaben vorgesehen. Als es darum ging, den Bedarf und das Programm der erforderlichen Wehrkraft-Stärkung zu planen, wurden die Finkenwerder in der Ordensburg Crössinsee angefordert, wo sie vor „Wehrbetreuungs-Offizieren“ niederdeutsche Tänze vorführen sollten. Als Dank durften die Mitwirkenden anschließend 1943 (und/oder 1944) in das seit 1940 besetzte Dänemark fahren, wo es vieles zu kaufen (und zu essen) gab, was in Deutschland inzwischen Mangelware war. (60)

IV

Die Schwierigkeiten, mit der „Volkstums“-Arbeit wie gewohnt fortzufahren, wurden bereits 1940 in einem Bericht von der „Jahres-Hauptversammlung der Finkenwärder Heimatvereinigung“ deutlich, der unter der Überschrift „Aufgaben für die Heimat Finkenwärder“ im Heimatblatt „Norddeutsche Nachrichten“ erschien: „Die Betätigung auf kulturellem Gebiet“, wird dort referiert, „habe zwar eine Beschränkung erfahren - man brauche dabei nur an die 'Finkenwarder Speeldeel' zu denken -, doch werde schon jetzt alles getan, um nach der siegreichen Beendigung des Krieges die kulturelle Arbeit mit verstärktem Nachdruck wieder aufzunehmen.“(61) Kurz nach Erscheinen dieses Artikels wurde auch Finkenwerder von den ersten Fliegerbomben getroffen.(62)

Ob Adolph Albershardt in dieser Zeit alle oder nur einige Auftritte seiner „Speeldeel“-Spieler(innen) und -Tänzer(innen) begleitet hat, ist in den veröffentlichten Berichten und Übersichten nicht dokumentiert. Angesichts der Kriegsentwicklung ab 1940/1941 – mit den Auswirkungen auf das Leben in Hamburg, beispielsweise das zunehmend beeinträchtigte Schulwesen – war eine stärkere Inanspruchnahme des Lehrers Albershardt durch seine schulischen Aufgaben unvermeidlich.

Ab Oktober 1940 setzte auch in Hamburg – und selbst im stadtfernen Finkenwerder – die zeitweise intensiv propagierte Erweiterte Kinder-Land-Verschickung (KLV) ein, für die Lehrer und Lehrerinnen als Begleitung und KLV-



Lagerleitungen gebraucht wurden (als Aufenthaltsdauer wurde anfangs von 6 Monaten ausgegangen, später dauerten die Aufenthalte länger).

Albershardt war in dieses KLV-Programm von Beginn an eingebunden. (So erklärt sich auch die Lücke in der „Speeldeel“-Auftrittsliste 1940/1941 (63) und die zeitweise veränderte bzw. reduzierte Berichterstattung über Finkenwerder in den „Norddeutschen Nachrichten“.(64)) Die erste KLV-Aktion mit Hamburger Schülerinnen und Schülern begann am 3. Oktober 1940. Das Hamburg zunächst hauptsächlich zugewiesene KLV-Aufnahmegebiet war Bayern (Gau Bayreuth bzw. Bayerische Ostmark) – Ober- und Mittelfranken, Oberpfalz und Niederbayern.

Für Finkenwerder wurde die erste KLV-Verschickung unter der Überschrift „Reise nach dem Süden“ am 19. November 1940 im Heimatblatt gemeldet. Am 3. Dezember erschien der erste Bericht aus der „bayrischen Ostmark“, dem „Oberpfälzer Land“. Ebenfalls im Dezember folgte die Meldung, dass der Nikolaus bei den KLV-Kindern in der Oberpfalz gewesen sei, und pünktlich zu Weihnachten wurde versichert, mit Weihnachtseinkäufen der Lehrer in Regensburg sei das Fest bestens vorbereitet worden. „Lustiges Lagerleben der Finkwarder Jungs“ wurde drei Tage nach dem Heiligen Abend vermeldet, und ein beigefügtes Foto illustrierte, dass sich „29 lebendige Jungs“ in dreistöckigen Metallbetten, „die sonst dem Reichsparteitag dienten“, pudelwohl fühlten. Der Fotograf war angegeben: A. Albershardt.

„Lehrer und Lagerleiter Albershardt“, wie es in der Zeitung mittlerweile eindeutig hieß, sorgte für ungetrübten Lagerspaß, wollte man den weiteren Berichten glauben. „Finkenwerder Jungs auf Skiern. Bericht über Freude und Gesundheit aus der Oberpfalz“, stand am 12. Februar 1941 zu lesen.

Die Handschrift Albershardts bei der Gestaltung des Lagerlebens war unverkennbar; auch und gerade in Bayern war er niederdeutscher „Volkstums-kämpfer“: Er ließ seine „Jungs“ plattdeutsches Theater spielen – und den bayrischen Zuschauern standen gleichsam die Münder offen! So wurde jedenfalls im Januar 1941 berichtet: „Finkwarder Platt in Bayern. Jawohl, da waren allerdings die Gastgeber da unten 'platt!'.“

„Eine Schulklasse war der Schauplatz des Nachmittags (...). Ortsgruppenleiter, Bürgermeister und die Orts-Frauenschaftsleiterin waren erschienen (...). Die Mädels führten ein Märchenspiel (Rumpelstilzchen) – aus dem Stegreif geschaffen – auf. Die Jungen aber fühlten sich bei dem Kasperlspiel so richtig in ihrem Element. Das war eine 'Jung-Speeldeel' im besten Sinne (...). Kasper, Mariechen, Doot und Dübel fehlten natürlich nicht (...).“ Und für einen nächsten Spiel-Nachmittag wurde von dem ungenannten, aber zu erahnenden



Berichterstatter versichert: „'Finkwarder Platt' wird dabei seinen Platz neben dem Hochdeutschen behaupten.“

Am 18. Februar 1941 erfolgte ein vorläufiges Resümee: „Auf einer kurzen Dienstreise weilte der Lagerleiter der landverschickten Kinder von Finkenwärder, Adolf Albershardt, einige Tage in Finkenwärder. (...) So waren denn gestern abend im 'Finkenwärder Hof' die Eltern restlos erschienen und lauschten den herzlich gehaltenen Schilderungen Albershardts. (...) Es war sein Bestreben, in seinem Lager einzelne Gruppen aufzustellen, die gegenseitig in Wettstreit treten, die Besten und Tüchtigsten zu sein. (...)“ Weiter konnte der Lagerleiter den Eltern mitteilen: „Nichts, aber auch gar nichts merken wir von diesem Krieg (...)“ Wegen der „vortreffliche(n) Leistung der dortigen NSV.-Stellen“ (die NSV hatte u.a. für die finanzielle Seite der KLV-Verschickungen zu sorgen) sei alles in bester Ordnung, - es gebe gutes Essen und Gewichtszunahme der Kinder sei zu vermelden.

Nach solch positivem Bericht konnte Dank und hoffnungsvoller Ausblick nicht ausbleiben: „Im Auftrage der Eltern dankte Frau Remmer (...): 'Nicht Worte können den Dank aussprechen, wie ihn mein Mutterherz in sich trägt.'“ NSDAP-Parteigenosse Jacobi, Ortsgruppenamtsleiter der NSV in Finkenwerder, ergänzte: „Das nächste Wiedersehen soll uns im Frieden nach einem glorreichen Sieg beschieden sein.“(65)

Wie viel von der Berichterstattung in den „Norddeutschen Nachrichten“ für bare Münze zu nehmen war und ist, bleibt ungewiss. Dass die Erwartung eines „glorreichen Sieges“ nicht eintrat, ist bekannt. Fest steht, dass Albershardt auch nach 1941 weiterhin noch als KLV-Leiter tätig war, nach Bayern zumindest noch in Böhmen/Mähren, dem annektierten Sudetenland. Unter dem Datum 24. Januar 1945 hat er als Lagerleiter und Klassenlehrer für eine Reihe Finkenwerder Schüler Entlassungszeugnisse (mit Bestätigung der Volksschulreife) aus dem KLV-Lager (BM/530) – Hotel Manstwl, Kamaik a. d. Moldau - ausgestellt.(66) Er blieb somit ganz bis zum Schluss 1945 mit der KLV befasst.

In den letzten Tagen der NS-Herrschaft überschlugen sich die Ereignisse allerdings auch aus Finkenwerder Sicht. Nach Zeitzeugenberichten zu schließen, war Albershardt zu diesem späten Zeitpunkt wieder in Finkenwerder. Ein damals selbst an der Verschickung teilnehmender Schüler erinnerte sich später, dass „die Eltern der mit ihm KLV-verschickten Kinder über sein (Adolph Albershardts) Verhalten kurz vor Kriegsende sehr empört gewesen seien. Albershardt habe sich mit seinem Sohn und der Lehrerin FrI. Rickmers nach Westen abgesetzt und die ihm anvertrauten Kinder hilflos zurückgelassen. Daß diese nicht von der Front überrollt wurden und schließlich wieder zuhause ankamen, sei nur deutschen Soldaten zu verdanken, die die Kinder mitnahmen.“ (Bericht 5)



Ein anderer damaliger Schüler, eigentlich von der Oberschule für Jungen in Altona, wurde seiner Erinnerung nach 1945 „in die Aueschule in Finkenwerder umgeschult (...).“ Weiter lautet sein Bericht: „Der Leiter der Schule, Adolf Albershardt sen., organisierte für die verbliebenen Schüler eine KLV, an der auch sein Sohn teilnehmen sollte. Am Vorabend der Abreise Ende Januar 1945 teilte er den Eltern der mitreisenden Schüler mit, daß sein Sohn wegen einer akuten Brechdurchfall-Erkrankung nicht mitfahren könne.

Später erfuhren die Eltern, daß die russische Armee an diesem Tag die 'Mährische Pforte' durchstoßen hatte, was zu einem schnellen Vorstoß in das Zielgebiet der KLV führte. Die besorgten Eltern brachten die Erkrankung von Albershardts Sohn bald mit dem Frontverlauf, der A(lbershardt). als führendes Parteimitglied eher bekannt gewesen sein dürfte, in Verbindung.

(...) Als sie (die KLV-verschickten Kinder) in Jermer-Josefstadt, heute Jaromir (Jaromer-Josefov) (Böhmen und Mähren) ankamen, saßen die dort in einer Schule untergebrachten Finkenwerder Schüler quasi schon auf gepackten Koffern, Trecks aus Schlesien zogen durch den Ort. (...) Die Gruppe bekam schließlich einen Eisenbahnwaggon zugeteilt, der an einen Zug mit Verwundeten angekoppelt wurde. So gelangten sie unbeschadet nach Bayern, wo sie in einem Kloster einquartiert wurden. Die HJ-Führer setzten sich ab, die Lehrer blieben zum großen Teil bei ihnen, waren aber nicht in der Lage, die Schüler zu versorgen. (...) Im August 1945 wurden sie schließlich von einem HHA(Hamburger Hochbahn AG.)-Bus, der holzkohlebefeuert war, abgeholt und nach Hamburg zurückgebracht.“(Bericht 17) (67)

V

Für den ehemaligen NSDAP-Parteigenossen Albershardt hat sich all dies nach dem Ende des „Dritten Reichs“ nicht wirklich zum Nachteil ausgewirkt. Im obligatorischen Entnazifizierungsverfahren ist er offenbar nicht belastet worden. Er fungierte, als der Schulbetrieb wieder aufgenommen wurde (September 1945), zunächst als stellvertretender Schulleiter der Aueschule (die nun wieder, wie bis 1932, unabhängig von der Norderschule war). Erinnerungen an seine Vergangenheit als NS-aktiver Lehrer und niederdeutsch bewegter „Volkstumskämpfer“ wurden notfalls abgeblockt (68) oder von ihm selbst vertuscht, so etwa in seiner Überarbeitung des Finkenwerder-Buches von Ernst Finder. In dessen von Albershardt selbst bearbeiteten Neuausgabe wurden 1951 NS-Reminiszenzen (z.B. die Darstellung der KdF-Arbeit der „Speeldeel“) umgeschrieben oder gestrichen.(69) Der alte Ton war aber noch da: Noch immer ging es in Albershardts Formulierung um „Volkstum“ (70). Und ein Jahr später wünschte er zum 125. Jubiläum seiner Schule, deren Schülerinnen und Schüler von ihm immer noch „Jungen und Mädels“ genannt wurden, nicht einfach nur eine



gute weitere Entwicklung. Diese möge stattfinden, schloss er, „zum Segen unserer Vaterstadt Hamburg, zum Segen unseres deutschen Vaterlandes!“ (71) Als er etliche Jahre später Finkenwerders jüngere Geschichte skizzierte, war ihm die NS- und Kriegszeit einem (vermeintlichen) Naturereignis gleich – der Sturmflut 1962. Beide Katastrophen seien über Finkenwerder „hinweggebraust“.(72)

Für sein zunehmend zentrales Aktionsfeld, die Auftritte der „Finkwarder Speeldeel“, hatte er schon bald nach dem Systemwechsel 1945 die Richtung vorgegeben: Weitermachen! In einem Brief Ende 1946 an die Mitwirkenden der „Speeldeel“ schrieb er: „Ober ook dat is woahr: wü heebbt ook Krisen to oberstohn hatt. Männigmol müsst een dinken, de ganze 'Speeldeel' heul dat ne ut un güng to Strund. Wü sünd ober ut Krisen jümmers noch stärker rutkommen. Nee ünnerkriegen loten, heebbt wü uns jümmers seggt. (...) So lot uns tohoopstohn, lot uns Kraft för de Heimat un dat scheune Finkwarder Platt hergeben!“ (73)

Am 5. August 1960 wurde ihm von Hamburgs Kultursenator Dr. Biermann-Ratjen das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse überreicht. Albershardt habe sich, so die damalige Begründung, „durch langjähriges Wirken auf kulturellem und kommunalem Gebiet verdient gemacht.“ (74) Nach seinem Tod 1969 wurde – wie erwähnt - in Finkenwerder eine Straße nach ihm benannt, der „Albershardtweg“.

Text: Ralph Busch

ANMERKUNGEN

- 1) Hans-Joachim Meyer, „De Krönk un de 'Ehrenspeerboos““, „Quickborn“ 1/2008, S. 26
- 2) Die Geschichte der „Finkwarder Speeldeel“ ist im Auftrag der „Speeldeel“ selbst dargestellt worden, allerdings in verharmlosender Weise, was die NS-Zeit betrifft - siehe dazu Willi-Bredel-Gesellschaft. Geschichtswerkstatt e.V. (Hg), Rundbrief 2007, 18. Jahrgang, (S. 1-38), www.bredelgesellschaft.de/schoeps/rb2007.html (6.7.15) und Meyer, (wie Anm. 1), S. 21-27; Monika Mönkemeier, Frische Bris van de Ilv. 100 Jahre Finkwarder Speeldeel, hrsg. v. d. Finkwarder Speeldeel, Hamburg 2006
- 3) So Paul Wriede in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 18/1924, S. 44.
- 4) In einem Zeitungsartikel „Finkenwerder braucht noch mehr Schulen“ wird berichtet: „Die Heimatvereinigung wählte nach über vier Jahrzehnten einen neuen Vorsitzenden: Werner Marquart. Er tritt die Nachfolge Adolf Albershardts an, der, wie berichtet, im Dezember (1969) starb. 'Ein Verlust, der unersetzlich ist', hieß es.“ (Fotokopie des ungezeichneten, undatierten Artikels – ohne Angabe der Zeitung – im Schularchiv der Westerschule, Zeitungsausschnitt-Sammlung)
- 5) Dem Straßenschild „Albershardtweg“ ist als erklärender Text beigefügt: „Adolph A. (1892-1969) Lehrer in Finkenwerder, Förderer heimatlicher Kulturpflege“.
- 6) Kurze, durchweg unkritische biographische Skizzen liegen vor bei Kurt Wagner/Rudolf Meier/Hinrich Stroh, Finkenwerder. Auf den Spuren der Vergangenheit, Hamburg 1986 (2. Aufl.), S. 164/165 (ohne Verfasserangabe); im „Offiziellen Mitteilungsblatt des Kulturkreises Finkenwerder“, der Zeitschrift „De Kössenbitter“ 3/1992, Nr. 1, S. 1, der Artikel: „Adolf Albershardt sen. Ein Leben für Finkenwerder – zum 100. Geburtstag“; und in Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 30.
- 7) Angaben zu Albershardt nach: Schularchiv Aueschule, Ordner: „Lehrer/auf Finkenwerder/an der Aueschule“: „Verzeichnis der Lehrer und Lehrerinnen, die an der Aueschule seit Gründung dieser Schule im Jahre 1827 tätig waren. (bis 1919) (aufgezeichnet von Karl Johns, Leiter der Aueschule von 1888 bis 1919, mit Ergänzungen von A. Albershardt)“, Nr. 63 - Das Programm der „Hundertjahr-Feier auf Finkenwärdar am 18. Oktober 1913“ sah als Punkt 4 vor: „(...) 9 Uhr abends Siegesfeier (...) Gemeinsamer Gesang: 'Flamme empor'. 'Frisch auf, mein Volk', Herr Albershardt. Festrede mit Kaiserhoch. Herr Johns“.(Schularchiv Aueschule, Ordner: „Auszüge/Kopien – Lehrerkonferenzen 1901/1932“) – Albershardt hat bei verschiedenen ähnlichen Gelegenheiten Texte vorgetragen, z.B. sah



- das Programm der Kaisergeburtstagsfeier am 27. Januar 1913 vor: „Ansprache: Herr Albershardt“ und laut Beschluss der Lehrerkonferenz am 9. Juli 1913 wurde im Programm für die „Feier des Regierungsjubiläums Sr. Majestät des Kaisers“ vorgesehen: „(...) 2. Dekl(amation): Herr Albershardt“. (Ebd.) - Bei dem Gedicht zur „Völkerschlacht“-Feier handelt es sich um „Aufruf“, verfasst 1813 von Theodor Körner (hier nur die erste und letzte Strophe, nach der Ausgabe: Theodor Körner, Leyer und Schwerdt. Einzige, rechtmäßige, von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe, Berlin 1814, S. 37-39)
- 8) Mönkemeier (wie Anm. 2) spricht von Albershardt als „Ulan“ (S. 30); in Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6), S. 164, ist er „als Reserveleutnant der Husaren“ aus dem Krieg nach Finkenwerder zurückgekehrt.
 - 9) Schularchiv Aueschule (wie Anm. 7)
 - 10) Schularchiv Aueschule, Ordner: „Schulverwaltung 1899 bis 1919, 3, Schriftwechsel 1917-1919“
 - 11) Ebd.
 - 12) Ebd.
 - 13) Schularchiv Aueschule (wie Anm 7)
 - 14) Ebd.
 - 15) Hamburger Staatsarchiv, PA 361-3, A 1484; „Hamburger Fremdenblatt“, 14. Dezember 1921 (nach Zweifeln der Oberschulbehörde, ob Albershardt die zweite Lehrerprüfung abgelegt habe, berichtete dieser): „Ein Schriftstück (...) bewies, daß ich tatsächlich die Prüfung bereits im März 1916 abgelegt und bestanden hatte.“
 - 16) Schularchiv Aueschule (wie Anm. 7)
 - 17) Wie vom Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat im März 1919 verordnet (und von der Bürgerschaft im April bestätigt), mussten sich die Schulleiter einer Wahl durch das Kollegium stellen; einige lehnten dieses Verfahren ab, so auch Karl Johns. Auf der „Sitzung des Wahlkollegiums für die Aueschule, am 8. Mai 1919“ wurde festgehalten: „Der bisherige Hauptlehrer (d.h. Schulleiter) Johns gibt zu Protokoll: 'Einer Neuwahl will ich mich nicht unterziehen.'“ (Schularchiv Aueschule, Ordner: „Auszüge/Kopien – Lehrerkonferenzen 1901/1932“) Die „Wahlversammlung am 10. Juni 1920 in der Aueschule“ führte dann zur Bestimmung eines neuen, jungen Schulleiters: „(...) Herr Müller ist somit gewählt.“(Ebd.)
 - 18) Das vorangehende Zitat zu Albershardts früher „Heimatliebe“ aus Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6), S. 164. - Zu Hinrich Wriede siehe auch dessen Vita in der Datenbank www.hamburg.de/ns-dabeigewesene.
 - 19) Siehe Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 25. - „In der Chronik der Liedertafel 'Harmonie (Finkenwärder von 1865)' heißt es im Jahresbericht 1920: 'Der Schriftführer Albershardt ist wegen Mitwirkens bei der 'Finkwarder Speeldeel' dauernd verhindert mitzusingen. Er legt sein Schriftführeramt nieder ...'“ (Ebd.)
 - 20) Siehe „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 13/1920, S. 120. - In den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 9/1915-16, S. 124, wird Adolf Albershardts Beitritt zum ersten Mal gemeldet; möglicherweise kam eine Mitgliedschaft zu dem Zeitpunkt doch nicht zustande, da er sich „z. Zt. Im Felde“ befand und 1916 nur kurz in Hamburg war (siehe Anm. 15) (Zugleich mit Albershardt und der „Speeldeel“ trat übrigens 1920 auch Ernst Bargheer in den „Quickborn“ ein. Er war Finkenwerder Volksschullehrer, niederdeutscher Volkskundler und später, in der Anfangszeit des „Dritten Reichs“, führender nationalsozialistischer Mitarbeiter im NS-Reichserziehungsministerium.)
 - 21) Zu Einzelheiten der Verbindung zwischen dem „Quickborn“ und der Finkenwerder Niederdeutsch-Szene siehe Hinrich Wriedes Vita in der Datenbank www.hamburg.de/ns-dabeigewesene.
 - 22) Siehe dazu Adolf Albershardt, „Fünfzig Jahre Finkenwärder“, „Norddeutsche Nachrichten“, 5. Januar 1929 (S.37/38), ein Artikel, den später Ernst Finder in seinem Finkenwerder-Buch mehrfach herangezogen hat.
 - 23) Siehe Harald Schloz, Finkenwerder - vom „Fischeridyll“ zum „Industriestandort“?, Hamburg 1996, S. 289.
 - 24) Werner Marquart zum 75-jährigen Bestehen der „Heimatvereinigung“ in: „De Kössenbitter“, August 1997, S. 2, zitiert nach Jens Homann, Die Zeit des „Dritten Reiches“ in Finkenwerder im Spiegel der heimatgeschichtlichen Literatur, unveröffentlichtes Typoskript, Hamburg 2009, Band 1, S. 49
 - 25) Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6), S. 165
 - 26) Im Laufe der Jahre variierten die Funktionsbezeichnungen: Meist galt Albershardt als „Vorsitzender“, manchmal als „kommisarischer“ oder „stellvertretender Vorsitzender“ (tatsächlich war der NSDAP-Ortsgruppenleiter Rudolf Pahl zeitweilig auch „Vorsitzender“ der Heimatvereinigung), durchweg ist aber davon auszugehen, dass die eigentliche Vereinsarbeit von Albershardt geleitet wurde.
 - 27) Die als Gründungsmitglieder genannten Finkenwerder waren die Herren Oehms, Harms, Rahmstorf, Allgeier, Horstmann, Friedrichs, Steffens, Rabeler, Harms, Tietzel, Schwartau und Fock – laut dem Abschnitt über die Heimatvereinigung (ohne Verfasserangabe) in: Ortsamt Finkenwerder (Hg.) Willkommen in Finkenwerder, Hamburg 1980, S. 37. (Hier auch das Zitat zum „persönlichen Einsatz“ Albershardts.) - Bei einer Einwohnerzahl von damals rund 5000 Personen im nördlichen Teil, also Finkenwärder, abzüglich der für kommunalpolitische Entscheidungen wohl kaum herangezogenen Frauen und Kinder, stellt eine Zahl von 333 Mitgliedern einen erheblichen Prozentsatz dar: Wer informiert sein wollte und möglicherweise auch mitreden (entscheiden?) wollte, tat sicher gut daran, sich der „Wirtschafts- und Verkehrsvereinigung“/„Heimatvereinigung“ anzuschließen.



- 28) Staatsarchiv Hamburg, PA 361-3, A 1484 – Brief an die Landesunterrichtsbehörde, 24. Juni 1933; darin erwähnt Albershardt, dass er sich auch schon 1925 seine Betätigung als Finkenwerder Lokaljournalist hat von der Oberschulbehörde genehmigen lassen; am 6. Juli 1934 bittet er in einem weiteren Schreiben an die Landesunterrichtsbehörde um die Bestätigung, „daß die schriftstellerische Betätigung (Artikel über kommunale Fragen, Heimatgeschichte usw.) auch weiterhin genehmigt ist.“ Nach 1945, am 13. Januar 1951, meldet er der neuen Schulbehörde als „nichtgenehmigungspflichtige Nebentätigkeit“ seinen Lokaljournalismus, den er als „freier heimatkundlicher und heimatgeschichtlicher Schriftsteller“ betreiben werde.
- 29) In dem Schreiben vom 24. Juni 1933 (siehe Anm. 28) führte Albershardt aus: „Eine solche Mitarbeit (über kommunale Angelegenheiten Finkenwerders) ist in kleinen Orten allgemein üblich, da sie nur gelegentlich ausgeübt werden kann. Die Anstellung hauptamtlicher Berichterstatter kommt aus diesem Grunde nicht in Frage.“
- 30) Johannes Kröger (1882-1975) war seit 1910 Chefredakteur der „Norddeutschen Nachrichten“, die in Altona bzw. im Hamburger Westen als lokales Heimatblatt erschienen. Zahlreiche Lokalzeitungen („Kopfbblätter“), so auch die „Finkenwärder Nachrichten“, gehörten dazu. Die Zeitung enthielt dann eine feste Rubrik mit lokalen Nachrichten u.a. für und aus „Finkenwärder“. „Zeitung und Verlag (...) blickten auch für die Zeit vor der Machtübernahme der NSDAP keineswegs auf eine blütenreine demokratische Vergangenheit zurück, obwohl sie ihre politische Ausrichtung immer als 'liberal' angegeben hatten. 1930 war das sozialdemokratische 'Hamburger Echo' zu dem Urteil gekommen, die 'Norddeutschen Nachrichten' und ihre zahlreichen Kopfbblätter seien Zeitungen 'ganz nach dem Herzen der Hugenberg- und Hitler-Mannen'; den Journalismus, der in Blankenese betrieben wurde, bewertete das H(amburger) E(cho) sogar als 'kommunalpolitische Brunnenvergiftung' (...). (Karl Christian Führer, Medienmetropole Hamburg. Mediale Öffentlichkeiten 1930-1960 (= Forum Zeitgeschichte 20), München/Hamburg 2008, S. 453) Die Zeitung erschien auch nach 1933 - weiter geleitet von Johannes Kröger – bis zur „kriegswirtschaftlich“ bedingten Einstellung 1943. (1936 wurde die Buchdruckerei „von der NS-Presseholdung Vera aufgekauft“. (Ebd., S. 453)) Als es ab September 1949 keiner Lizenz der britischen Besatzungsbehörden mehr bedurfte, gaben die Krögers das Blatt 1950 wieder heraus und Johannes Kröger blieb Chefredakteur. Diese neuen „Norddeutschen Nachrichten“ „galten den Briten als 'moderately right-wing'; zugleich vermerkten sie 'a clear anti-communist tendency'.“ (Ebd., S. 504) Ganz parteiöffentlich wurden die „Norddeutschen Nachrichten“ als „CDU-Zeitung“ bezeichnet. (Siehe Politisches ABC, hrsg. v. Bundesgeschäftsstelle der CDU Deutschlands, Bonn, Argelanderstraße 173, Bonn o. J. (1952), Stichwort „CDU-Zeitungen“, S. 39.) Bei dem Betrieb der Krögers brachte Adolph Albershardt dann seinen Sohn, Adolf „Adi“ Albershardt, unter: „Nach der Schule machte er ein Voluntaryat bei Krögers Buchdruckerei (...).“ (Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 70) „Adi“ Albershardt, der nach eigenem Bekunden gerne Fischer geworden wäre, erinnerte sich später: „Aber mein Vater schob mich auf eine andere berufliche Schiene. Und so wurde ich Redakteur bei den 'Norddeutschen Nachrichten', damals in Blankenese.“ („Hamburger Abendblatt“, 18. Februar 1991) 1957 wurde das Blatt als Tageszeitung eingestellt. (Siehe Führer, Medienmetropole, a.a.O., S 505.)
- 31) Der „Arbeits- und Werbeausschuß“ bestand aus: „Albershardt, Camper, Gagelmann, Gölzer, Jörß, Matthiesen, Schottländer, Wecken, Hinrich Wriede, D. Wulf, H. Wulf.“ („Mitteilungen aus dem Quickborn“ 18/Winter 1924/1925, S. 42/43)
- 32) Im vorliegenden Zusammenhang kann die Liste des „Ehrenausschusses“ nicht näher kommentiert werden; die Prominenz der vertretenen Namen ist auf den ersten Blick ohne Weiteres augenfällig: „Universitätsprofessor Dr. Borchling, Geheimrat Dr. W. Cuno, Franz Ferdinand Eiffe, Hauptpastor D. Horn, Rudolf Kinau, Senator E. Krause, Präsident der See-Berufsgenossenschaft Richard C. Krogmann, Verleger der 'Finkenwärder Nachrichten' Johs. Kröger, Fischereidirektor Lübbert, Felix Graf von Luckner, Bürgermeister D. Dr. W. Von Melle, Ernest Merck i. Fa. H. J. Merck & Co., Schulrat Prof. Dr. W. Meyer (Turnkreis 'Norden'), Dr. A. Obst (Schriftsteller- und Journalistenverein), Präsident der Bürgerschaft R. Roß, Direktor Dr. Wm. Scholz (Deutsche Werft), Bürgermeister Dr. C. A. Schröder, Oberbaudirektor Prof. Dr. ing. Fritz Schumacher, J. C. Stülcken, Max M. Warburg, Direktor E. M. Warnholtz (Hamburg-Amerika Linie), Paul Wriede (Vereinigung 'Quickborn').“ (Ebd.)
- 33) Ebd.
- 34) Siehe dazu Fritz Schumacher, Stufen des Lebens. Erinnerungen eines Baumeisters, Stuttgart/Berlin 1935, S. 422; Rudolf Kinau Rede: „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 24/1930-1931, S. 2/3. - Der Antrag des Senats (Nr. 189), auf der 22. Sitzung der Bürgerschaft, am 26. Juni 1929, lautete: „Der Senat beantragt, die Bürgerschaft wolle für den Neubau einer Turnhalle für die drei Finkenwärder Volksschulen 181 000 RM bewilligen und genehmigen, daß dieser Betrag den durch Beschluß der Bürgerschaft vom 29. April 1929 in den außerordentlichen Haushalt für Volksschulbauten eingestellten 5 Millionen Reichsmark entnommen wird.“ Der Antrag wurde nach kurzer Diskussion ohne Änderung angenommen. (Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahr 1929, Hamburg o.J., S. 884-886)
- 35) Zitiert aus dem ungezeichneten Artikel „Vom Wasserturm zum Aussichtsturm“, 14. Mai 1929, ohne Angabe der Zeitung („Norddeutsche Nachrichten“?), Fotokopie im Schularchiv Westerschule.



- 36) Zu „entartet“: Volker Plagemann, Eduard Bargheer, Hamburg 2008, S. 92. - Zum Pächter: Offenbar „hielt der Pächter den Turm vorwiegend verschlossen, sodass sich ein Kunstfreund am 1. März 1932 im *Hamburger Fremdenblatt* bemüßigt fühlte, zu klagen, 'Schätze, (...) schönste Teile unserer engeren Heimat' würden dem Publikum vorbehalten. Rechte Stimmen auf der Insel und in der Behörde polemisierten nach der Machtübernahme gegen die historisch-städtische Architektur des Turms und seine teure Instandhaltung, die durch die Eintrittsgelder nicht gedeckt wurde, auch gegen die in der NS-Zeit verpönte schwarz-rot-goldene Flagge der Weimarer Republik auf Bargheers *Deichszene* (eines der 12 Bilder im Turm).“ (Maïke Bruhns, Bauschmuck bei Fritz Schumacher. Ein Kaleidoskop der Künste, München/Hamburg 2013, S. 136) (Laut Kurt Wagner, *Inselleben. Finkenwerder im Wechsel der Gezeiten*, Erfurt 2009, S. 101, sollen es 16 Bilder gewesen sein.) – Zu Hinrich Wriedes Rolle: „As de Wotertuum afreten warrn schull (...) harr sick een van de Liehrers in de Zeitung utloten, he wüür'n Scheusal.“ (Ewald Goltz, *Finkwarder. Hunnert Johr Geschichte un Geschichten*, Hamburg 1985, S. 71); „Der Dichter und Freund Gorch Focks, Hinrich Wriede, hatte ein entsprechendes Gedicht gemacht und in der Lokalzeitung veröffentlicht.“ (Ewald Goltz, *Ein Schiff kehrt heim*, Privatdruck, Hamburg 1978, S. 74)
- 37) Zitiert nach Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6), S. 81. Kurt Wagner, der für diesen Abschnitt („Das Leben auf der Elbinsel“, S. 59-87) als Verfasser zeichnet, gibt keine genaue Quellenangabe. Im Original dürfte der Ort „Finkenwärder“ geschrieben worden sein.
- 38) Besonders unter Jugendlichen gab es Protest gegen den drohenden Abriss, und ein Lied wurde gesungen, in dem es hieß: „Der Wasserturm so schön,/auf ewig bleibt er stehn./Als ein Scheusal wurde er benannt,/unsere Zierde an der Wasserkant.“ (Ewald Goltz, *Finkwarder* (wie Anm. 36), S. 71)
- 39) Siehe Bruhns, Bauschmuck (wie Anm. 36), S. 317.
- 40) Zur Urkunde und dem problematischen Datum siehe: Kulturkreis Finkenwerder e.V., „Finkenwerder gestern & heute 775 Jahre Finkenwerder. Die großen Jubiläen auf Finkenwerder“ (2011), http://www.775jahre-finkenwerder.de/die_grossen_jubilaeen.html (05. 04. 2015) – Adi Albershardt, An'n Elwdiek. Vom Leben der Menschen an der Niederelbe, Hamburg 1985, S. 7, bietet folgende Version: „Erstmals wird Finkenwerder im Jahr 1158, dann wieder im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt“. Heino Rose (in seiner Besprechung dieses Buches in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 72/1986, S. 348) spricht dazu von „lückenhafter Sachkenntnis“ und von einer „von falschen bis verwirrenden Bestandteilen geprägte(n) Darstellung zur ersten urkundlichen Erwähnung Finkenwerders“, was besonders bedauerlich sei, weil das Jahr 1236 die „Grundlage“ für Jubiläumsveranstaltungen (z.B. 1986) sei. Wer in dieser Kontroverse welche Interessen vertritt, sei dahingestellt; das Datum 1236 war und ist zu Feierzwecken offensichtlich opportun.
- 41) Zu Finder siehe auch dessen Vita in in der Datenbank www.hamburg.de/ns-dabeigewesene.
- 42) Bei Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6) beispielsweise wird Albershardt „einer der Hauptorganisatoren dieses Ereignisses“ genannt (S. 164); bei Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 27, heißt es – mit heruntergespielter NS-Einbindung: „Das Jahr 1936 ist ein besonderes und wichtiges für Finkenwerder: 700 Jahre Inselgeschichte sollen gefeiert werden! Von langer Hand werden Vorbereitungen für ein Riesenfest, ein grandioses Volksfest getroffen; (...). Der Lehrer Adolf Albershardt allerdings hatte nur Eins im Sinn (d.h. keine Politik): die Wiederbelebung der Finkwarder Speeldeel als Forum der lebendigen mundartlichen Gestaltung und der betonten Trachtenpflege (...)“
- 43) Aus den gleichen Darstellungen (wie Anm. 42): „Die NSDAP trat als offizieller Schirmherr der Feier auf. Jedoch konnte sie sich hier nicht, wie an anderen Orten Deutschlands, hundertprozentig durchsetzen. Finkenwerder feierte keine Parteifeier, sondern ein ihrer (sic!) altehrwürdigen Tradition entsprechendes Fest.“ (Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6), S. 82. Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 27, ergänzt die Erwähnung des „grandiosen Volksfestes“ durch den gewundenen Zusatz: „(...)“; u.a. ist es auch für die Nationalsozialisten ein willkommener Anlass, das Jubiläum als spektakuläre Bühne zur öffentlichen Inszenierung ideologischer Indoktrination und politischer Demonstration zu nutzen. Der Lehrer Adolf Albershardt allerdings (...)“ - siehe Anm. 41. - Bei Wagner, *Inselleben* (wie Anm. 36), S. 102, lautet die Zusammenfassung: „Im Juni 1936 gab es die 'Finkenwerder 700-Joar-Fier'. Diese Feier wurde wie alle Feiern dieser Zeit mit großem Aufwand betrieben. Die NSDAP trat als offizieller Schirmherr auf und nutzte das Ereignis, gestützt durch einige Finkenwerder, zu Propagandazwecken. (...) Finkenwerder zeigte sich von der allerbesten Seite.“
- 44) Dokumentiert u.a. in der Tagespresse vor und während der Feierwoche, z.B. in den „Norddeutschen Nachrichten“ (etwa: 20. Juni 1936, wo auch berichtet wird, daß Ortsgruppenleiter Pahl Vorsitzender des Vorbereitungsausschusses war), aber auch im NSDAP-Organ „Hamburger Tageblatt“. Besonders ausführlich: „Hamburger Tageblatt“, 21. Juni 1936, „Norddeutsche Nachrichten“, 22. Juni 1936
- 45) Die „Speeldeel“ war im Februar 1936 neu gegründet worden, und seitdem hatte es einige Aufführungen in Finkenwerder, auch in Neuenfelde, gegeben, sozusagen zur Probe; dazu Angaben bei Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 27 und S. 149.
- 46) Das Geschenk – ein in Leder gebundener Band mit Fotos von Finkenwerder und einem Vorwort von Rudolf Kinau („Finkwarder. Gorch Fock sien Fischerinsel“) - erhielten Reichsstatthalter Kaufmann, Bürgermeister Krogmann sowie



- Korvettenkapitän Krüder (von der eigens aus Pillau abkommandierten Minensuchflotille) und Oberleutnant Heineke, der die Abordnung des extra in Hamburg gebliebenen Schulschiffs der Kriegsmarine „Gorch Fock“ anführte. (Siehe zur Geschenkübergabe durch die „Speeldeel“-Mädchen „Hamburger Tageblatt“, 21. Juni 1936, und „Norddeutsche Nachrichten“, 22. Juni 1936.)
- 47) „Norddeutsche Nachrichten“, 20. Juni 1936
 - 48) Kultursenator v. Allwörden (zuständig auch für alles Niederdeutsche) ließ der „Speeldeel“ ein Schifferklavier zukommen: „Den ersten 'Quetschkasten' hat die Speeldeel von Senator v. Allwörden zur 700-Jahrfeier bekommen (...).“ („Norddeutsche Nachrichten“, 16. November 1936)
 - 49) Zur „Vereinigung Niederdeutsches Hamburg“ (und der Mitgliedschaft der „Heimatvereinigung“ und der „Finkwarder Speeldeel“) siehe Ingrid Schröder, „Niederdeutsch in nationalsozialistischer Perspektivierung. Die 'Vereinigung Niederdeutsches Hamburg' als Exempel“, in: Dirk Hempel/Hans-Ulrich Wagner (Hg.), Das literarische Feld in Hamburg 1933-1945 (= Schriften zur Literaturgeschichte 16), Hamburg 2012, S. 64-83; auch: Kay Dohnke/Norbert Hopster/Jan Wirrer (Hg.), Niederdeutsch im Nationalsozialismus. Studien zur Rolle regionaler Kultur im Faschismus, Hildesheim/Zürich/New York 1994, darin besonders: Michael Töteberg, „Nedderdütsch Volk op'n Weg'. Die Vereinigung Niederdeutsches Hamburg. Ein Dossier“, S. 123-148.
 - 50) In „De Kössenbitter“ 8/1997, S. 2, ist über die „Heimatvereinigung“ ausgeführt worden: „Die der Vereinigung zur Verfügung stehenden Geldmittel wurden sehr knapp und aus diesem Grunde hat sie auch ihren Austritt aus der 'Vereinigung Niederdeutsches Hamburg' vollzogen.“ Dies sei eine Folge des Jahres 1939 gewesen - „das Jahr 1939 mit seinen schicksalsreichen Ereignissen“. (Zitiert nach Jens Homann (wie Anm. 24), Band 1, S. 52) Wie dies vonstatten gegangen sein soll, wäre zu klären. Das Ende der NS-Einbindung der „Speeldeel“ bzw. „Heimatvereinigung“ war dies in jedem Fall nicht, wie zahlreiche Auftritte ab/nach 1939 belegen - siehe z.B. die Auflistung im Anhang von Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 149-191.
 - 51) Ernst Finder, Die Elbinsel Finkenwärder. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 13), Hamburg 1940, S. 284/285
 - 52) Siehe zu diesem Staatsbesuch Werner Johe, Hitler in Hamburg. Dokumente zu einem besonderen Verhältnis (= Forum Zeitgeschichte 6), Hamburg 1996, S. 152-155.
 - 53) „Norddeutsche Nachrichten“, 24. August 1938
 - 54) Zum Besuch in den Vierlanden, mit Foto-Übergabe: „Norddeutsche Nachrichten“, 5. Oktober 1938; zum Auftritt bei der NSDAP-Ortsgruppe: Mönkemeier (wie Anm. 2), in der Auftrittsliste (S. 149-191) die Eintragung zum 26. November 1938.
 - 55) Staatsarchiv Hamburg 361-3, A 1484 – Nach der Reise erschien im lokalen Heimatblatt, für das Albershardt ja journalistisch tätig war, der Artikel „Finkenwärder im Jahresspiegel. Ein arbeitsreiches Jahr und gute Aussichten für 1938“, in dem es hieß: „Die Heimatvereinigung Finkenwärder und die 'Finkwarder Speeldeel' setzten ihre bedeutungsvolle Kulturarbeit fort. (...) Eine schöne Anerkennung wurde der Speeldeel dadurch zuteil, daß ihre Volkstanzgruppe im Juni zu einer Nordlandfahrt mit KdF. eingeladen wurde.“ („Norddeutsche Nachrichten“, 31. Dezember 1937, ohne Verfasserangabe)
 - 56) Fritz Specht, „Wo stehen wir Plattdeutschen?“, „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 26/Sommer 1933, S. 68
 - 57) Angaben zu Albershardts Mitgliedschaften: Hamburger Staatsarchiv 221-11, F 8812 - Zum Eintritt in den NSLB 1933 vgl. die auf unterschiedliche Motivationslagen zurückgehende, gestiegene „Attraktivität des NSLB im April und Mai 1933, mit dem Ergebnis, dass zahlreiche Lehrerinnen und Lehrer Mitglieder werden wollten“, was die Mitteilung des Hamburger NSLB-Landesleiters Wilhelm Schulz nach sich zog, die „Zahl der NSLB-Mitglieder sei im Laufe des Jahres 1933 von 100 auf 7000 gestiegen“. (Uwe Schmidt, Lehrer im Gleichschritt. Der Nationalsozialistische Lehrerbund Hamburg, Hamburg 2006, S. 34 und S. 54)
 - 58) Claudia Schneider, „Die NS-Gemeinschaft 'Kraft durch Freude'“ (2004), <http://www.zukunft-braucht-erinnerung.de/die-ns-gemeinschaft-kraft-durch-freude/> (30. 05. 15)
 - 59) Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 149-191, listet Auftritte auf: für 1939 beim „2. Kom L.-Schtz.-Batl. 497“, für 1942 bei „Soldatenfrauen“ (in Lübeck) und in der „Hindenburgkaserne“ (in Kiel), für 1943 beim „Volksfest der Soldaten“ (26./27. Juni) – diese Angabe ebd., S. 36 -, bei der „Wehrmachtskommandantur“ und beim „Winterhilfswerk“, im Juli/August eine Tournee zur „Wehrbetreuung“ nach Gotenhafen (d.h. Gdingen/Gdynia) /Halbinsel Hela /Oxhöft / Zopot / Danzig / Lauenburg i. Pommern, für 1944 eine weitere Tournee vom 15. bis 31. Juli zur „Wehrbetreuung“ in den Lazaretten in Rotenburg/Jesteburg/Neustadt i. H. sowie als „Wehrbetreuungs-Sondereinsatz“ durch das O.K.M. (Oberkommando der Marine) nach Dänemark (Sonderburg/Kopenhagen). Noch am 15. November 1944 trat die „Speeldeel“ bei der „In-Dienststellung des U-Boots U-2519“ auf - Diese Auflistung muss nicht vollständig sein; in Mönkemeiers Liste fehlen insgesamt mehrere Auftritte, die in der Tagespresse angezeigt bzw. genannt sind. Die Angaben sind zudem manchmal unpräzise; so ist von „Reisen nach Sonderburg und Kopenhagen 1943/1944“ (ebd., S. 36) die Rede, ebenso wird aufgeführt (ebd., S. 151): „1943/1944 Crössinsee/Pommern, Ordensburg: Treffen der Wehrbetreuungs-Offiziere.“



- 60) Ebd., S. 36, wird der Bericht einer „Speeldeel“-Mitwirkenden (Bertha Brockmann) zitiert: „Meine nachhaltigste Erinnerung (ist) die Fahrt nach der Ordensburg Crössinsee in Pommern geblieben und die Tournee durch Dänemark. Einmal im Jahr wurden die Tourneen für die Wehrbetreuung zusammengestellt, dazu trafen sich die Experten auf der Ordensburg ... Wir waren angekündigt worden mit 'Jungs un Dierns von de Waterkant'. Wie sie uns bei der Ankunft sahen und feststellten, dass wir keine Kinder mehr waren, strichen die Herren vom Komitee unser 2-Stundenprogramm, wir bekamen nur eine halbe Stunde zugebilligt ... Wir mussten nun bis zu unserem Auftritt stundenlang üben, es wurden Tänze gekürzt oder schneller getanzt usw. Es entstand ein Programm fürs Auge der Zuschauer. Die halbe Stunde wurde auf die Sekunde eingehalten ... Am nächsten Tag durften wir unser ganzes Programm bringen. Und als Auszeichnung bekamen wir die Tournee durch Dänemark mit Offiziersoll (? -sold?), damit wir uns ordentlich satt essen und vieles kaufen konnten, was es bei uns nicht mehr gab.“ - Zu System und Bedeutung der Ordensburgen, darunter Crössinsee/Krössinsee – siehe u.a. Franz Albert Heinen, „Des Führers treueste Soldaten und seiner Idee glühendste Prediger“. Das System der NS-Ordensburgen“, in: Albert Moritz (Hg.), 'Fackelträger der Nation'. Elitebildung in den NS-Ordensburgen, Köln/Weimar/Wien 2010, S. 20-46; Franz Albert Heinen, NS-Ordensburgen. Vogelsang, Sonthofen, Krössinsee, Berlin 2011
- 61) „Norddeutsche Nachrichten“, 13. April 1940
- 62) Wagner, Inselleben (wie Anm. 36), S. 107: „Am 11. Mai 1940 wurde Finkenwerder das erste Mal in der Geschichte militärisch angegriffen. Auf dem Gelände der Deutschen Werft wurden etwa 50 Brandbomben abgeworfen.“
- 63) Siehe die erwähnte Auflistung bei Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 149-191, die für 1940 und 1941 keinen einzigen Auftritt nennt.
- 64) Es fehlen in der Zeit die regelmäßigen, detaillierten Meldungen aus dem Ortsgeschehen; stattdessen erscheinen Fotos von Häusern und Straßen Finkenwerders und Landschaftsaufnahmen, jeweils begleitet durch allgemein gehaltene, die „Idylle“ des Ortes beschreibende Begleittexte.
- 65) Die Angaben zur KLV in Hamburg allgemein nach: Uwe Schmidt, Hamburger Schulen im „Dritten Reich“ (= Beiträge zur Geschichte Hamburgs 64), 2 Bände, Hamburg 2010, S. 562-604; zum Beginn besonders S. 567-569. Als älteren Überblick siehe auch: Reiner Lehberger, „Kinderlandverschickung“, in: Reiner Lehberger/Hans-Peter de Lorent (Hg.), „Die Fahne hoch“. Schulpolitik und Schullalltag in Hamburg unterm Hakenkreuz, Hamburg 1986, S. 370-381. Die Berichte zur Finkenwerder KLV unter Albershardts Leitung 1940/41 nach „Norddeutsche Nachrichten“, 19. November 1940, 3. Dezember 1940, 10. Dezember 1940, 24. Dezember 1940, 27. Dezember 1940, 13. Januar 1941, 6. Februar 1941, 12. Februar 1941, 19. Februar 1941. - Am 9. April 1941 vermittelten die „Norddeutschen Nachrichten“ von einer Finkenwerder Gruppe von 20 Mädchen aus Passau/Josephs-Heim Grüße in die Heimat. Begleitung dieser KLV-Gruppe war „Lehrerin Fräulein Meyburg“. Albershardts Kollege Hinrich Wulf (von der Westerschule) wurde ab 4. Mai 1944 als Lagerleiter in Groß-Carlowitz/Mähren (Velké Karlovice) eingesetzt, woraufhin er – ab 1933 NSLB- und NSDAP-Mitglied – auf seiner KLV-„Personalkarte für Lehrkräfte“ unter dem Stichwort „Ablösung“ eintrug: „unbekannt, hoffentlich recht bald“, was auf der Karte mit zwei Ausrufezeichen markiert wurde und dem handschriftlichen Vermerk: „Unerhört!“ (Faksimile der Personalkarte in: Gerhard Dabel, KLV. Die erweiterte Kinder-Land-Verschickung. KLV-Lager 1940-45, hrsg. v. Dokumentations-Arbeitsgemeinschaft KLV e.V., Freiburg 1981, S. 176 und S. 251) Im April 1945 war Wulf wieder zurück in Finkenwerder und unterzeichnete mit Datum 2. April 1945 als Standortführer der HJ eine Reihe von „Bescheinigungen“ über den abgelegten „Berufsvorbereitungslehrgang 1944/45“ - Ersatz für den ausgefallenen normalen Unterricht. „Der Schulunterricht konnte in Hamburg aus kriegsbedingten Gründen nicht fortgesetzt und abgeschlossen werden“, heißt es auf den hektographierten Blättern. Ausgefüllt wurde mit Schreibmaschine - auch die „Teilnahme am Unterricht und Hitler-Jugend-Dienst“. Mitunterzeichner war Rektor Albers. Das vorgesehene Schulsiegel war offenbar nicht zur Hand, das der HJ schon. Einen Tag später (3. 4. 1945) füllte Wulf eine weitere „Bescheinigung“ aus, nur noch handschriftlich, ohne HJ-Siegel und allein, also auch anstelle des Rektors: Dokumentiert wird so das endgültige Aus der NS-Strukturen auch in Finkenwerder. (Diese „Bescheinigungen“ sind erhalten in der Mappe „Listen für die laufenden Jahre (19)37/45“ der Westerschule, Finkenwerder (Schularchiv Westerschule).)
- 66) Diese „Entlassungszeugnisse für Volksschulen“ ebd. - Es handelt sich um den tschechischen Ort Kamýk. - Wie lange der dortige KLV-Aufenthalt der Kinder bzw. Albershardts dauerte, ist aus diesen Unterlagen nicht ersichtlich.
- 67) Die Berichte beruhen auf verschiedenen Interviews bzw. Gesprächen, die in den Jahren um 2000 von dem damaligen „Finkenwerder Arbeitskreis Außenstelle Deutsche Werft des KZ Neuengamme“ (heute: Geschichtswerkstatt Finkenwerder) mit Zeitzeugen durchgeführt wurden. Die Gespräche wurden protokolliert und die Richtigkeit von den Beteiligten bestätigt. Es ergab sich so eine Serie „Zeitzeugenberichte von Frauen und Männern aus Finkenwerder, die Frau Ingeborg Luth bei verschiedenen Anlässen zu Ereignissen in der Nazi-Zeit befragen konnte und dann aufgeschrieben hat.“ Die Texte liegen bei der Geschichtswerkstatt Finkenwerder vor und sind abgedruckt in Homann



(wie Anm. 24), Band 2. Die dortige Nummerierung ist übernommen; die sprachliche Form ist unverändert; notwendig scheinende Ergänzungen sind durch eckige Klammern gekennzeichnet.

Einzelne Angaben – z.B. Zeitangaben - in den Berichten bedürften der Überprüfung bzw. Präzision; hier sei nur darauf hingewiesen, dass formal Adolf Albershardt nie Schulleiter war und dass zu dem angegebenen Zeitraum die Aueschule keine unabhängige Schule, sondern (seit 1932) der Norderschule angegliedert war. Dass Albershardt in diesen chaotischen Wochen als „Schulleiter“ der Aueschule erscheinen mochte, ist dazu kein Widerspruch. Ab April 1944 waren alle drei Schulen in Finkenwerder geschlossen. (Siehe Adolf Albershardt/Heinrich Müller, Chronik der Aueschule Finkenwerder. Zugleich ein Abriss der Schulgeschichte Finkenwerders (Festschrift der Aueschule), Hamburg 1952, (S. 8)) Dasselbe galt zum Beispiel auch für Schulen in Harburg (siehe Uwe Schmidt, Hamburger Schulen (wie Anm. 65), S. 533) wegen der verstärkten Luftangriffe. Es konnte demnach möglicherweise nur noch um die Organisation von „Hausaufgaben“ gehen, vor allem aber um die Unterbringung der Schulkinder in verschiedenen KLV-Aktionen. Statt regulären Unterrichts wurde 1944/45 auch versucht, wie erwähnt (Anm. 65), einen „Berufsvorbereitungslehrgang“ für die Abschlussjahrgänge durchzuführen, unter Federführung der HJ (zusammen mit dem verbliebenen Schulpersonal). Die Norderschule wurde am 9. April 1945 durch Bomben zerstört. (Siehe Albershardt/Müller, „Chronik“, a.a.O.)

Bericht 5: Zeitzeuge Jan Mewes, 25. Februar 1999, Homann (wie Anm. 24), Band 2, S. 176; Bericht 17: Zeitzeuge Gerhard Bachmann, 22. Juli 1999, ebd., S. 196/197.

- 68) Im Bericht 5 (wie Anm. 67) wird die Schilderung des die Eltern empörenden Endes der KLV-Verschickung mit Adolf Albershardt und „der Lehrerin Frl. Rickmers“ ergänzt: „Ein Mitschüler, H., habe bei einer späteren Jubiläumsfeier der Aueschule diese Angelegenheit anprangern wollen. 'Ich lasse heute abend die Bombe platzen!' so habe er sich beim vorherigen Umtrunk in der Kneipe geäußert. Man habe ihn dann aber gewaltsam am Betreten der Aueschule gehindert.“
- 69) Die aus der Ausgabe von 1940 zitierte Darstellung der „Speeldeel“ lautete nun, 1951: „Eine Gemeinschaft war notwendig für die Erhaltung und Sicherung des Volkstums.. (...) Als dann Finkenwärders seine 700-Jahrfeier 1936 begehen konnte, gründete Adolf Albershardt (...) die 'Finkwarder Speeldeel' zum dritten Mal. (...) Die 'Finkwarder Speeldeel' hat die Kriegszeit überdauert. Ihr Ziel, die plattdeutsche Finkenwärders Mundart vor dem Untergang zu bewahren, und darüber hinaus dem Groß-Hamburger Gebiet als Mittlerin plattdeutschen Gedankenguts zu dienen, hat eine ständig höhere Bedeutung erlangt. Tausenden von Zuhörern hat die 'Speeldeel' nicht nur Freude und Entspannung, sondern auch eine Stärkung des Heimatgefühls, das seinen äußeren Ausdruck in der Pflege und dem Gebrauch der plattdeutschen Muttersprache finden muß, bringen können.“ (Ernst Finder, Die Elbinsel Finkenwärders. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 13), Hamburg 1951, S. 284/285) – Ein detaillierter Vergleich der beiden Fassungen des Buches findet sich bei Jens Homann (wie Anm. 24).
- 70) Siehe den Text in Anm. 69. Zum Begriff „Volkstum“, der auf Friedrich Ludwig Jahn zurückgeht („Deutsches Volkstum“, 1810) und seitdem im nationalistisch-völkischen Sprachgebrauch reüssierte und vom Nationalsozialismus übernommen wurde, siehe Cornelia Schmitz-Berning, Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin/New York, 2. Aufl., 2007, S. 675-679.
- 71) So am Ende der zum Schuljubiläum geschriebenen „Chronik“ (wie Anm. 67). Der zusammen mit Albershardt als Autor angegebene Schulleiter Heinrich Müller war vor dem Jubiläum, also auch vor dem Erscheinen der „Chronik“ verstorben. (Der Text ist auch in Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6) abgedruckt – dort allerdings unter Fortfall der abschließenden „Vaterland“-Formel)
- 72) „Zwei Katastrophen brausten in den letzten zwei Jahrzehnten (sic!) über Finkenwerder hinweg. Der zweite Weltkrieg vernichtete – vor allem im 'Altstadt'-Gebiet der Aue – viele Häuser und forderte eine Reihe von Opfern an Menschenleben durch den Bombenkrieg, denn Finkenwerder lag zu nahe am Petroleumhafen.“ Als zweite Katastrophe wird die Sturmflut 1962 genannt. (Adolf Albershardt, „Finkenwerder 1868-1968“, in: Hamburger Öffentliche Bücherhallen (Hg.), Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Öffentlichen Bücherhalle Finkenwerder, Hamburg 1968, S. 21-24; das Zitat: S. 23)
- 73) Schreiben von A. Albershardt, Weihnachten 1946 (Logbuch der „Finkwarder Speeldeel“, Bl 81), zitiert nach Mönckemeier (wie Anm. 2), S. 39.
- 74) Artikel „Hohe Auszeichnung für Adolf Albershardt“, „Die Welt“, 6. August 1960, Faksimile in Mönckemeier (wie Anm. 2), S. 56

- **Albers-Schönberg-Stieg, Barmbek-Nord (1960), siehe: Albers-Schönberg-Weg.**



- **Albers-Schönberg-Weg**, *Barmbek-Nord (1929): Prof. Dr. Heinrich Albers-Schönberg (1865-1921), Röntgenologe und Oberarzt am Krankenhaus St. Georg*

Seit 1936 ehrte die Deutsche Röntgengesellschaft Heinrich Albers-Schönberg mit einem Gedenkstein auf dem Gelände des Allgemeinen Krankenhauses St. Georg in Hamburg. Der Gedenkstein trägt die Namen von Ärzten, Physikern, Technikern, Laboranten und Krankenschwestern aus aller Welt, die bei der Arbeit mit den neuen Strahlen erkrankten und an der Strahleneinwirkung starben.

Verheiratet mit **Margarethe, geb. Schroeder** (1869-1958).

- **Albert-Einstein-Ring**, *Bahrenfeld (1990): Prof. Albert Einstein (1879-1955), Begründer der allgemeinen Relativitätstheorie. Nobelpreisträger für seine Forschungen zur Quantentheorie*

Siehe auch: Lise-Meitner-Park, in Bd. 2.

Verheiratet war Albert Einstein mit **Mileva, geb. Maric** (19.12.1875 Titel/Serbien – 4.8.1948 Zürich). Kennengelernt hatten sich die beiden im Studium an der Züricher Universität. Mileva studierte wie Albert Mathematik und Physik. Ihre schnelle Auffassungsgabe und ihre Begabung, schwierige mathematische Probleme zu lösen, hatten es Albert Einstein angetan. Das Paar heiratete 1903. Und wie das bei Frauen damals üblich war: sie gab ihr Studium auf. „Auf die Frage, weshalb sie nicht eine noch von ihr mitentwickelte Maschine zur Messung elektronischer Schwingungen unter ihrem statt seinem Namen patentieren lassen wolle, antwortete sie: ‚Warum? Wir sind ja nun Ein-Stein!‘ Ein-Stein heißt: Nach der Geburt des ersten Kindes nächtelange Mitarbeit an der Relativitätstheorie, und das nach der Hausarbeit ohne Hilfe und nach der Versorgung von Logierstudenten (das Geld war knapp). Ihren genauen Anteil an der Relativitätstheorie werden wir nie erfahren; die Originale wurden vernichtet. Aber die mathematische Grundlage verdankt Einstein weitgehend ihr. ‚Ich brauche meine Frau‘, hat er immer wieder betont, ‚sie löst mir alle mathematischen Probleme.“¹⁾

War es seine Art der Anerkennung ihrer Leistung, indem er ihr das Nobelpreisgeld schenkte?

1910 wurde der zweite Sohn geboren und Mileva Einstein widmete sich immer mehr nur dem Haushalt und den Mutterpflichten. Die wissenschaftliche Zusammenarbeit, die wahrscheinlich das Band zwischen den beiden war, gab es



nicht mehr. Als der Erste Weltkrieg begann, lebte das Ehepaar Einstein schon getrennt; 1918 kam es zur Scheidung.

- **Albert-Gebel-Straße**, Bergedorf (2009): *Albert Gebel (1861-1914), Mitbegründer des Bergedorfer Ortsverbandes der SPD. Vorsitzender des Glasarbeiterverbandes. Mitinhaber einer Glasfabrik*
- **Albertiweg**, Othmarschen (1952): *Dr. Eduard Alberti (1827-1898), Herausgeber des Schleswig-Holsteiner Schriftsteller-Lexikons*
- **Albert-Schäfer-Weg**, Eißendorf (2003): *Dr. jur. h.c. Albert Schäfer (1881-1971), Vorstandsvorsitzender der Harburger Phoenix AG von 1933-1949, Präses der Handelskammer von 1946-1956, maßgeblich beteiligt bei der Übergabe Hamburgs an die Engländer zum Kriegsende 1945*

Während der Zeit des Nationalsozialismus war Albert Schäfer Vorstandsvorsitzender der Harburger Phoenix AG. Damals waren rund 1500 Zwangsarbeiter, „bei der Phoenix und der Internationalen Galalith eingesetzt (.). Die großen Lager der Phoenix, mit überwiegend Ukrainern, befanden sich Schützenplatz/ Ecke Lönnsstraße (heute Kapellenweg; 585 bzw. 100 Plätze) und an der Winsener Straße (100); daneben verfügte die Firma noch über ein Lager am Rande der Haake in der Gaststätte Eißendorfer Schweiz (120) sowie über ein mit anderen Betrieben genutztes Gemeinschaftslager (400) in der Straße Am Radeland, auf Höhe der Hangstraße.“ 1)

Auch war die Phoenix an der Kriegsführung der Nationalsozialisten wirtschaftlich beteiligt. Christian Gotthard schreibt in seiner Abhandlung „Die politische Geschichte der Phoenix“: „So übernahm sie die große Gummifabrik Quadrats in Riga/ Lettland und ‚mietete‘ die ebenfalls ansehnlichen, erst 1933 errichteten Produktionsanlagen des französischen Michelin-Konzerns in Prag. Auch der französische Metallgummispezialist Paulstra, die Danske Galosche in Dänemark und die niederländische Hevea scheinen Zielobjekt der Phoenix gewesen zu sein. Verträge mit Gummikonzernen in den besetzten Ländern, die Phoenix auf Ersuchen der Reichsregierung abschloss, dienten der Belieferung dieser Betriebe mit Buna und ihrer Umstellung auf dessen Verarbeitung unter der Leitung der Phoenix. Als Gegenleistungen hatten die ausländischen Betriebe



pauschale Beratungshonorare, Lizenzgebühren (mal in 1-2,5 % ihres Nettoerlöses, mal in 7-10% des Einkaufswertes Buna) sowie technische Dienstleistungen und Beraterspesen an Phoenix zu bezahlen. Als Gerichtsort bei Streitigkeiten wurde Hamburg bestimmt. Die Verträge enthielten ferner Klauseln über administrative Rechte und Übernahmeoptionen, in denen sich deutlich der Besitzerstatus der deutschen Seite dokumentiert. So formuliert etwa der Vertrag mit der norwegischen AS Gummiwarenfabrik Askim (Hauptwerk südöstlich von Oslo mit ca. 1200 Beschäftigten, Tochtergesellschaften in Stavanger und Mjoendalen) vom März 1941: ‚Artikel 1: Phoenix ist berechtigt, die zweckentsprechende Auswertung der von ihr geleisteten Beratung und Unterstützung bei Askim in jeder ihr geeignet erscheinenden Form, und zwar auch durch eigene Beauftragte an Ort und Stelle, zu überwachen. Askim ist verpflichtet, der Phoenix jederzeit schriftlich und mündlich jede gewünschte Auskunft auf fabrikatorischem Gebiete zu erteilen und Beauftragten der Phoenix Zutritt zu allen Werkstätten zu gewähren.‘ (...) ‚Artikel 10: Askim verpflichtet sich während der Dauer dieses Vertrages und zwei Jahre darüber hinaus sich an keine andere (sic!) Gummiwarenfabrik ohne Zustimmung der Phoenix zu beteiligen. Falls Askim sich während derselben Zeit dafür entscheidet einer anderen Gummiwarenfabrik bei sich eine Beteiligung einzuräumen, ist Askim verpflichtet der Phoenix ein Vorkaufsrecht auf die Beteiligung zu gewähren.‘ Im im Oktober 1941 geschlossenen Vertrag mit der Société Générale des Établissements Bergougnan, Frankreich, finden sich Klauseln, die Phoenix eine Kaufoption für die Hälfte der Bergougnan-Anteile an dessen Tochter Bergougnan Belga Brüssel einräumten. Sollte Phoenix auf diese Option verzichten, würden sich im Gegenzug die von Bergougnan an Phoenix zu zahlenden Lizenzgebühren auf 10 bis 15 % des Buna-Einkaufswertes erhöhen. Lacroix-Riz zitiert eine Ermächtigung der deutschen Finanzverwaltung für das besetzte Frankreich, die Option durchzuführen, vom November 1941. Schäfer gab später, im Januar 1946, gegenüber den Alliierten an, diese Option sei nie gezogen worden. Der Spezialvertrag sei nur abgefasst worden, um die Reichsregierung, die unbedingt auf Beteiligungen drängte, zufriedenzustellen. Im übrigen hätten die Erlöse aus dem Vertragsverhältnis für Phoenix kaum Bedeutung gehabt. Die konsequente Durchsetzung oder zumindest Vorbereitung von Aneignungen genau in jenen Ländern, die innerhalb der Nachkriegsvorstellungen der Reichsregierung zum erweiterten Deutschen Reich gehören sollten (Baltikum, Holland, Belgien, ‚Böhmen und Mähren‘), belegt allerdings eher die vollständige Übereinstimmung der Phoenix mit den faschistischen Kriegszielen. (...)“ 2)

Die Wissenschaftlerin Dr. Brigitta Huhne beschäftigte sich in ihrem, am 8. Mai 2015 in den NachDenkSeiten 3)) veröffentlichten Artikel mit Albert Schäfer. In ihrem Artikel unter der Überschrift „Wie in Hamburger Medien durch fragwürdige



Heldenverehrung das Leid von NS-Opfern und deren Nachkommen 70 Jahre nach der Befreiung verdrängt wird“ schreibt sie u. a., dass es bei der Phoenix mindestens acht Zwangsarbeiterlager gab. Wie mit diesen Zwangsarbeitern umzugehen sei, wird aus dem von Schäfer namentlich gezeichneten „Tagesbefehl Nr. 18“ vom 16. Oktober 1942 deutlich, den Brigitta Huhne in ihrem Aufsatz zitiert: „**Ostarbeiter**: jeder persönliche Verkehr, jede Schenkung, Verkauf, Tausch usw. ist verboten. Das Werk hat die Auflage, alle Fälle der geheimen Staatspolizei mitzuteilen. Dasselbe gilt für Nachlässigkeiten der mit der Aufsicht betrauten Personen. Über Verstöße und Schwierigkeiten mit den Russen ist sofortige Mitteilung an den Werkschutz (Bergmann oder Fabrikpfortner) notwendig.“ 4)

Weiter schreibt sie: „Bis zu 1000 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus Osteuropa sollen in den letzten Monaten in der Phoenix für die Kriegsproduktion geschunden worden sein.“

Schäfer ist bestens in der Gemeinschaft der Täter vernetzt. Atmosphärisches dazu ist folgendem Artikel aus dem Harburger Anzeiger vom 29. Januar 1943 zu entnehmen: „**Drei Ritterkreuzträger sprachen zu Harburger Bevölkerung. Erlebnisreiche Stunden.** Der im neuen Verwaltungsgebäude der Phoenix eingerichtete prächtige Gemeinschaftsraum, geschmückt mit der Büste des Führers und Blumen, war bis auf den letzten Platz besetzt, als die drei Ritterkreuzträger, die vorher schon den genannten Betrieb besichtigt hatten, zusammen mit Kreisleiter Drescher, DAF Vogler und dem Stab der Kreisleitung erschienen. Generaldirektor Schäfer hielt die Begrüßungsansprache, in der er betonte, es sei für die Phoenix eine Ehre, die drei Ritterkreuzträger in ihren Räumen begrüßen zu können: Schäfer warf die Frage auf, warum die Ritterkreuzträger zu den Werkträgern sprechen. Die Antwort sei klar. Die Männer von der Front wollen ihren täglichen Einsatz, ständig von Gefahren umlauernd, vor Augen führen, der Heimat zeigen, was der Soldat vollbringe, um sie zu schützen. Und die Heimat erkläre, daß sie ihre ganze Kraft noch mehr als bisher einsetze, um der Front zu helfen.“

Zur Gefolgschaft sich wendend, betonte Direktor Schäfer, daß unter ihnen viele ihr ganzes Wissen hergeben, um betriebstechnische Verbesserungen herbeizuführen. Im letzten Jahr seien von 56 Arbeitskameraden 79 Verbesserungsvorschläge eingegangen, von denen nur neun abgelehnt werden brauchten. Er freue sich, mitteilen zu können, daß heute 34 Gefolgschaftsmitglieder zusammen 12 Prämien erhalten hätten. 28 Arbeiten seien noch in der Prüfung begriffen. Die prämierten Arbeitskameraden wurden namentlich aufgerufen.

Ritterkreuzträger Feldwebel Nürnberg gab fesselnde Bilder seiner Kriegserlebnisse unter Hervorheben der Leistungen der Infanterie. Er



führte daher eine große Anzahl schwerer Kämpfe gegen die Bolschewisten vor Augen, die gewiss zäh und verbissen kämpften, aber immer wieder trotz mehrfacher feindlicher Übernahme sein Ziel fest im Auge hat, restlos jede ihnen aufgetragene Aufgabe erfüllt. Jeder einzelne Soldat sei Idealist, er baue auf die Heimat. Die Ritterkreuzträger hätten bei ihren Vorträgen erlebt, daß die Heimat fest zusammenhalte, und wenn sie wieder an der Front seien, werden sie erzählen können, daß in Deutschland gearbeitet werde, in dem unerschütterlichen Glaube an den Endsieg.

Major Briel erklärte, dass gewiss in der Heimat manche Entbehrungen hingenommen werden müßten, doch das alles sei nichts gegenüber dem, was der Soldat im Osten und in Afrika täglich, stündlich, ständig in Lebensgefahr leiste. Niemand in der Heimat könne sich einen Begriff von den ungeheuren Strapazen bei schlimmster Kälte im Osten und bei stärkster Hitze in Afrika machen. Persönlicher Einsatz sei stets die Hauptsache, und er werde auch von der Heimat gefordert. Wir kämpfen für eine große gemeinsame Sache. Totaler Krieg heiße, das Letzte hergeben, unter Einsatz des leben. Das müsse auch die Heimat beherzigen und alle Kräfte dem Vaterland zur Verfügung stellen. Es gebe nur eine Losung: „Führer befiehl, wir folgen.“ Betriebsobmann S i e m a n schloß den Appell mit Dank an die Sprecher und dem Gelöbnis der Treue zum Führer.

Hier sprechen Taten

Zum zweiten Male war der Gemeinschaftssaal der Harburger Gummiwarenfabrik Phoenix voll besetzt, beim A p e l l d e r H i t l e r j u g e n d. Fanfarenruf, das gemeinsam gesungene Lied 'Ein junges Volk steht auf'. Trommelwirbel, ein Wort des Führers von der deutschen Infanterie und Begrüßungsworte des Bannführers T e l j u n g, der hervorhob, daß die Tat spreche, folgten die Darlegungen des R i t t e r k r e u z t r ä g e r s H a u p m a n n Klärmann.

Er machte die Feldzüge in Polen, im Westen, gegen de Bolschewisten und zuletzt in Afrika mit, wurde dreimal verwundet und konnte somit ein treffendes Bild von dem gewaltigen Kriegsgeschehen geben. Der Sprecher schälte besonders die die ungeheuren Aufgaben heraus, die an die Infanterie gestellt werden, die mit jeder Waffe vertraut sein müßte. Er wisse aus eigener Erfahrung bei vielen Kämpfen , wie die Infanterie immer wieder Schlachten entschied, sie diejenige war, die nach den Vorbereitungen der Artillerie die Stürme unternehmen und in die schwierigsten Kämpfe verwickelt werden. Hauptmann Klärmann pries seinen General von Briesen, den Generalfeldmarschall Rommel, die beide immer in vorderster Linie standen, er wies auf seine tapferen Männer darunter der anwesende Unteroffizier Wodrich hin, denen er zu verdanken habe, daß ihm das Ritterkreuz verliehen wurde. Er trage die Auszeichnung für seine Kameraden. Der Sprecher schloss mit der festen Zuversicht, daß eines Tages der Zeitpunkt



kommen würde, an dem England alles heimgezahlt werde. Der Bannführer gelobte namens der Jugend, daß die bestrebt sein werden, auch tüchtige Kämpfer zu werden und daß sie auch jetzt ihre Aufgabe kennen und handeln.'

Der Artikel umrahmt ein Foto, auf dem Albert Schäfer Major Briel, Kreisleiter Drescher, und Hauptmann Klärmann zu sehen sind. Die Phoenix ist zu dieser Zeit ein wichtiger Betrieb der Kriegswirtschaft.

Schäfer hat auch allerbeste Verbindungen nach Berlin, durch Otto A. Friedrich, seinen jahrelangen Stellvertreter und Ziehsohn, der später auch Direktor der Phoenix wird. Friedrich, eingetreten in den Vorstand der Phoenix 1939, schreibt 1956 sehr offen: Schäfer sei von der Reichsstelle Kautschuk gebeten worden, ihn Friedrich zu beurlauben, *'um als Sachverständiger in der Reichsstelle Kautschuk mitzuwirken'*. 5)

Friedrich schildert den Aufschwung durch die Kriegsproduktion. Die Phoenix sei *'jetzt wieder eines der leistungsfähigsten deutschen Werke'*. Schäfer unterzeichnet Verträge mit Firmen in Norwegen, Belgien, Frankreich und Dänemark. Das genaue Zustandekommen ist bisher kaum erforscht. Und wie Schäfer später eingestehen wird, hat er *'Lizenzverträge auf Verarbeitung von Buna'* 6) abgeschlossen.

Über das Konzentrationslager Buna – Monowitz, auch Auschwitz III genannt, informiert das Wollheim-Memorial folgendermaßen: *'Ende Oktober 1942 eröffnete die I.G. Farben ihr firmeneigenes Konzentrationslager Buna/Monowitz zur Unterbringung der zumeist jüdischen Häftlinge, die auf dem Werksgelände der I.G. Auschwitz Zwangsarbeit leisten mussten. Das Lager entstand an der Stelle des polnischen Dorfes Monowice, dessen Einwohner vertrieben worden waren. Die ersten 2.100 Häftlinge kamen im Oktober und November 1942 aus den KZ Buchenwald, Sachsenhausen und Dachau sowie aus den Niederlanden. In den folgenden zwei Jahren wurden von der SS aus den nach Auschwitz deportierten Juden ganz Europas zehntausende Männer zur Zwangsarbeit in Buna/Monowitz selektiert; ihre Angehörigen, Eltern, Frauen und Kinder, wurden zumeist direkt nach der Ankunft in Auschwitz ermordet. Die meisten Häftlinge des KZ Buna/Monowitz, etwa 25–30.000, gingen an der miserablen Ernährung und Kleidung und durch die harten Arbeitsbedingungen zugrunde, wurden auf der Baustelle ermordet oder bei einer Selektion in die Gaskammern nach Birkenau geschickt.'* (zitiert nach: www.wollheim-memorial.de/de/kz_bunamonowitz_2)

Otto A. Friedrich wird 1943 (kommissarischer) Reichsleiter für Kautschuk und in der Eigenschaft war er auch in Buna/Monowitz vor Ort. Doch Jahre später, in einem Gespräch mit seinem Sohn, will er von den Vorgängen in Auschwitz überhaupt nichts gewusst haben. Die Hölle von Monowitz hat am eindringlichsten Primo Levi beschrieben, in seinem kurz nach dem Krieg niedergelegten Zeugnis



„Ist das ein Mensch?“, das aber erst Jahrzehnte später weltweit zur Kenntnis genommen wurde. Im Archiv der Gedenkstätte Auschwitz finden sich einige Aussagen Überlebender von Monowitz. Zu diesem Lager, erbaut zur Ausnutzung von Häftlingen für Buna-IG Farben, gehörte auch das sogenannte ‚Erziehungslager Monowitz‘. Hier wurden die Häftlinge besonders grausam misshandelt, viele starben unter der Folter und infolge der Sklavenarbeit.

Der Pole Jozef Jakubik berichtet 1947 über die Gewalt und auch über die Gegenwärtigkeit des Todes 7): *„Von den 74 Mann in unserem Erziehungshäftlings Kommando waren jeden Tag 7-8 Mann tot. Dieser Ausfall wurde aber immer wieder ergänzt durch neue Häftlinge. Die auf dem IG Werksgelände verstorbenen Kameraden trugen wir abends durch das Bunawerk nach Monowitz, wo wir mit den Toten auf dem Appellplatz antreten mussten. Nach dem Appell wurden sie in ein Magazin gebracht, wo sie meist eine Woche gestapelt wurden, um dann – wenn es etwa 300 waren – mit dem Lastauto nach Birkenau zur Verbrennung gebracht zu werden.“*

Friedrichs Sohn, Paul J. Schäfer, gibt sich damit zufrieden, sein Vater sei zwar in Monowitz gewesen, aber habe nichts gesehen. Stattdessen schreibt er, der Vater habe sich zum ‚Kassiberschmuggel bereit erklärt‘. Wo er das in diesem ‚psychotischen Kosmos‘ Monowitz/ Auschwitz III, von dem er nichts gemerkt haben will, getan haben soll, wird nicht klar. Zur NSDAP - Mitgliedschaft seines Vaters weiß Paul J. Friedrich zu berichten: *„Man mag vermuten, daß er zu jenem Zeitpunkt (1943) innerlich kein Anhänger des Nationalsozialismus mehr war. Andererseits war er seit Juli 1941 Mitglied der NSDAP.“* 8)

Schäfer, so schreibt der Sohn von Otto A. Friedrich, habe den Vater 1940/1941 zum Parteieintritt überredet, das habe dieser 1945 aufgeschrieben: *„der [Schäfer] meinte, wenn er gebeten worden wäre, oder wenn er noch jung wäre, würde er auch eintreten. Junge Leute wie ich müßten in die Partei hineingehen, um in ihr zum Besseren zu wirken; auch verlange es die Sache des Werkes [d.h. Der Phoenix].“* 9)

Ein weiterer Befehl Schäfers, mit dem Vermerk ‚G e h e i m !‘, datiert vom 11. März 1944, gibt *„Anweisung an die Lagerführer der Ausländerlager für das Verhalten bei schweren Schadensfällen (S-Fälle)“*. Generell verfügt Schäfer darin: *„Das selbstständige Verlassen des Lagers durch Ausländer ist verboten. Nähere Anweisungen von mir oder meinen Beauftragten sind abzuwarten.“* 10) (...).“ 11)

2015 – 70 Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus – strahlte der NDR am 23. April 2015 das Dokumentarspiel „Unsere Geschichte: Hamburg 1945 – Wie die Stadt gerettet wurde“ und kündigte es wie folgt an: *„Das Dokumentarspiel von Autor Jobst Thomas schaut zurück auf die Schicksalstage, die der Kapitulation Hamburgs am 3.Mai 1945 vorausgegangen sind, und stellt deren*



dramatische Ereignisse in aufwendig inszenierten Spielsequenzen (Regie Torsten Wacker) nach. Im Mittelpunkt stehen dabei drei Männer, die damals wesentlich – auch unter Einsatz ihres Lebens – zur unblutigen Beendigung des Krieges beigetragen haben. In den Geschichtsbüchern kommen sie jedoch, wenn überhaupt, nur als Randfiguren vor. ‚Hamburg 1945 – wie die Stadt gerettet wurde‘ erzählt die Geschichte hinter der Geschichte. In den letzten Apriltagen haben die britischen Truppen Hamburgs südlichen Stadtrand erreicht. Ihre Artillerie eröffnet das Feuer auf den Stadtteil Harburg. Dabei werden die Phoenix-Werke, ein kriegswichtiger Reifenhersteller, mehrfach getroffen. Seit einem Bombenangriff wenige Monate zuvor sind bereits alle umliegenden Krankenhäuser vollkommen zerstört. Deshalb ist in den Kellern der Phoenix-Werke ein Reservelazarett eingerichtet worden, nicht nur für deutsche Verwundete, sondern auch für verletzte, in Gefangenschaft geratene britische Soldaten. Um das Lazarett vor weiteren Zerstörungen zu schützen, hat Stabsarzt Hermann Burchard eigenmächtig angeordnet, auf dem Werksdach ein weit sichtbares Rotes Kreuz anzubringen. Werksleiter Albert Schäfer, ein angesehener Hamburger Kaufmann, fühlt sich übergangen und stellt Burchard zur Rede. Er sieht in dem Roten Kreuz auf dem Werksdach einen Verstoß gegen die Genfer Konvention, weil in einigen Hallen noch gearbeitet wird. Burchard seinerseits wirft Schäfer vor, die Reifenproduktion trotz des eingerichteten Lazaretts nicht eingestellt zu haben. Der Streit endet unversöhnlich. Dennoch raufen sich die beiden zusammen, denn plötzlich verbindet sie ein verwegener Plan. Zu Fuß wollen sie sich an die Frontlinie heranwagen und die britischen Kommandeure um Verschonung des Lazaretts bitten. Als sie sich am 29. April morgens zu den britischen Stellungen aufmachen, beginnen ereignisreiche Tage voller Dramatik. Bevor am 3. Mai für die Hansestadt der Krieg – anders als befohlen – kampflös zu Ende geht, ist Hamburgs Schicksal gänzlich ungewiss.“

An diesem Dokumentarspiel und dem von dem Journalisten und der Hamburger Handelskammer herausgegeben Buch „Hanseaten unter dem Hakenkreuz. Die Handelskammer Hamburg und die Kaufmannschaft im Dritten Reich“, erschienen im März 2015, welches u. a. bezüglich der Aktivitäten Schäfers als Grundlage für das Dokumentarspiel genutzt wurde, entzündete sich in der Öffentlichkeit eine kontrovers geführte Diskussion hinsichtlich u.a. auch der Rolle Schäfers zum Ende des Zweiten Weltkriegs, als er mit einer weißen Fahne sich zu den Alliierten durchschlug, um sie zu bitten, Hamburg vor weiteren Bombardements zu verschonen. Durch diese Tat wurde Schäfer 70 Jahre nach Kriegsende in vielen Medien als „Retter Hamburgs“ betrachtet. Dies wurde von anderen kritisch gesehen und es begann daraufhin in einigen Medien eine kritische Betrachtung. So veröffentlichte einen Monat nach Dr. Brigitta Huhnkes Artikel in den NachDenkseiten die Journalistin Petra Schellen am 16.6.2015 in der taz den



Artikel: „Handelskammer im Nationalsozialismus. Verbrechen hanseatisch verschleiert. Der Band ‚Hamburgs Handelskammer im Dritten Reich‘ stilisiert Hamburgs im Nationalsozialismus stark korrumpierte Kaufleute zu Helden.“ (siehe den Artikel unter: www.zeitgeschichte-hamburg.de/index.php/die-fzh-in-den-medien.html). Kurz darauf beschäftigten sich am 28.6.2015 der Direktor der Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg Prof. Dr. Axel Schildt und der Leiter der KZ-Gedenkstätte Neuengamme Dr. Detlef Garbe im Hamburg Teil der Wochenzeitschrift DIE ZEIT ebenfalls kritisch mit diesem Thema unter dem Titel „Nationalsozialismus. Schöne Geschichte! Hamburg hübscht seine Vergangenheit auf: 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs dominiert die Mär von der aufrechten Wirtschaftselite, die den Nazis die Stirn bot. Detlef Garbe und Axel Schildt, zwei der angesehensten Historiker der Stadt, fordern mehr Ehrlichkeit. Ein Gastbeitrag von Axel Schildt und Detlef Garbe“ (www.zeit.de/2015/24/nationalsozialismus-vergangenheit-geschichte-hamburg)

Am 5.7.2015 antwortete der Journalist und Autor Uwe Bahnsen ebenfalls in der Hamburg-Beilage der ZEIT auf den Artikel von Axel Schildt und Detlef Garbe mit einer Entgegnung: „Nationalsozialismus Misslungene Geschichte! Hamburg hübscht seine NS-Vergangenheit auf, hieß es unlängst in der ZEIT. Eine Entgegnung

Ein Gastbeitrag von Uwe Bahnsen“ (www.zeit.de/2015/25/nationalsozialismus-vergangenheit-geschichte-hamburg)

Und am 29.7.2015 hieß es weiter in der Hamburg-Beilage der ZEIT „Nationalsozialismus Ganz schön konstruktiv. Historiker sagen, das Buch ‚Hanseaten unter dem Hakenkreuz schöne die Geschichte‘. Nun liegt der ZEIT der Autorenvertrag vor. Er wirft neue Fragen auf. von Hanna Grabbe und Oliver Hollenstein.“ (www.zeit.de/2015/30/nationalsozialismus-geschichte-schoenung-handelskammer-hanseaten)

Quellen:

Siehe zu Albert Schäfer auch in der Datenbank: www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/

- 1) Christian Gotthard: Die politische Geschichte der Phoenix, April 2015, unter: www.harburg.de/index.php/frische-themen-artikel/de-politische-geschichte-der-phoenix.html
- 2) Ebenda_
- 3) Brigitta Huhnke: Wie in Hamburger Medien durch fragwürdige Heldenverehrung das Leid von NS-Opfern und deren Nachkommen 70 Jahre nach der Befreiung verdrängt wird, in: NachDenkSeiten (<http://www.nachdenkseiten.de/wp-print.php?p=26010>)
- 4) Zit. nach Brigitta Huhnke, a. a. O. Das Dokument befindet sich im Hamburger Museum der Arbeit/Phoenix-Archiv. Den wertvollen Hinweis und Kenntnisnahme der Quelle verdanke ich Jürgen Ellermeyer, langjähriger Kunsthistoriker des Museums.
- 5) Zit. nach Brigitta Huhnke, a. a. O.: Otto A. Friedrich: Ein Werk im Spiegel der Weltwirtschaft. Zum 100jährigen Gründungstag der Phoenix Gummiwerke AG 1856-1956, S. 35f.



- 6) Vgl. Brigitta Huhnke: Die Dabeigewesenen. Im Erscheinen 2015.
 - 7) Zit. Nach Brigitta Huhnke, a. a. O.: Das Zeugnis von Jozef Jakubik findet sich im Archiv des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau als Dokument No. NI-9818, unter der Signatur D-AIII Monowitz, Nr. inw. 151234.
 - 8) Zit. nach Brigitta Huhnke, a. a. O.: Volker Berghahn, Paul J. Friedrich: Otto A. Friedrich, ein politischer Unternehmer. Frankfurt a. M. 1993, S. 20f.
 - 9) Zit. nach Brigitta Huhnke, a. a. O.: Berghahn, a. a. O., S. 21.
 - 10) Zit. nach: Brigitta Huhnke, a. a. O.: Das Dokument befindet sich im Museum der Arbeit/Phoenix-Archiv.
 - 11) Brigitta Huhnke, a. a. O.
- **Albert-Schweitzer-Ring, Tonndorf (1975):** *Albert Schweitzer (1875-1965), Arzt, ev. Theologe, Musiker, Kulturphilosoph. Friedenspreis des deutschen Buchhandels, 1952 Friedensnobelpreis*

Siehe auch: Elly-Heuss-Knapp-Ring, Erna-Stahl-Ring, Paula-Westendorf-Weg, Zassenhausweg, in Bd. 2.

Nachdem Albert Schweitzer nach seiner Habilitation in Evangelischer Theologie 1902 Privatdozent in Straßburg geworden war, schloss er sich dort einem Freundeskreis junger Menschen an, die ihre Freizeit gemeinsam gestalteten. Zu diesem Kreis gehörte auch Elly Knapp.

Am 11. April 1908 traute Schweitzer, der zwischen 1905 und 1913 in Straßburg Medizin studierte, Elly Knapp und Theodor Heuss in der Straßburger Kirche St. Nicolai. Elly Heuss-Knapp und Albert Schweitzer, der 1913 in Gabun das Urwaldhospital Lambaréné gegründet hatte, führten über viele Jahre hinweg eine Briefkorrespondenz. In seinen Briefen redete er sie mit „Liebes Ellychen“ an. Auch mit Theodor Heuss führte Schweitzer einen Briefwechsel. Als Schweitzer 1950 erfuhr, dass er für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen werden sollte, schrieb er am 16. Januar 1950 an den Schweizer Otto Fischer, dem Geschäftsführer der Firma Bosch: „Ich will, dass die Idee der Ehrfurcht (...) [Schweitzer hatte eine Ethik der Ehrfurcht entwickelt – die die Ehrfurcht vor dem Leben in den Mittelpunkt stellte] nicht mit einem Preis behangen [wird]. Ich bitte im Namen meiner Freunde, es zu verhüten, dass ich je für den Friedensnobelpreis in Betracht komme, und ihr wollt nicht auf meine Bitte hören, nichts zu unternehmen, dass ich dafür in Betracht komme. Und die Elly Heuss, dieses brave Frauenzimmer, soll entscheiden, ob man gegen meinen Willen weiter dafür agiert, dass mir der Friedenspreis verliehen wird. Sie soll das entscheiden und nicht ich!“¹⁾

1954 nahm er den Friedensnobelpreis, der ihm für das Jahr 1952 zuerkannt worden war, dann doch entgegen.



Auch Schweitzer trat wie Elly Heuss-Knapp gegen die atomare Rüstung ein. (Siehe Kritik an Albert Schweitzer u.a. in wikipedia.)

Schweitzer war seit 1912 mit der Lehrerin und späteren Waisenhausinspektorin in Straßburg, Helene Bresslau (1879-1957), verheiratet, Tochter des jüdischen Historikers Harry Bresslau und dessen Ehefrau Caroline, geb. Isay. 1919 bekam das Paar eine Tochter (Rhena Schweitzer-Miller, 1919-2009). Sie führte die Stiftung ihres Vaters bis 1970 weiter.

Helene Schweitzer-Bresslau gründete mit Schweitzer zusammen das Urwaldhospital. Um dort mit ihm tätig zu werden, absolvierte sie eine Krankenschwesterausbildung.

Bereits in der Zeit ihrer Bekanntschaft korrigierte sie Schweitzers Buchmanuskripte.

Die ersten Jahre ihrer Ehe verbrachte das Paar auf der Missionsstation Andende, wo Schweitzer sein erstes Spital errichten ließ. Gesundheitlich war das Ehepaar Schweitzer durch das Klima in Andende stark angegriffen. Dann kam der Erste Weltkrieg und Helene und Albert Schweitzer wurden 1917 als deutsche Staatsangehörige von den französischen Kolonialbehörden arrestiert und nach Frankreich in Kriegsgefangenschaft gebracht. Als Schweitzer 1924 sowohl gesundheitlich als auch finanziell wieder in der Lage war, nach Afrika zu gehen, konnte Helene ihn wegen ihres schlechten Gesundheitszustandes nicht begleiten. Sie unterstützte ihn aus der Ferne, hielt 1937/38 Vorträge in Amerika und sammelte einen Freundeskreis zusammen, der das Werk Schweitzers finanziell unterstützte.

Während des Zweiten Weltkriegs floh sie mit ihrer Tochter nach Frankreich und gelangte 1941 nach Lambaréné, wo sie ihrem Mann bis 1946 in der Pflege der Kranken zur Seite stand. Auch nach ihrer Rückkehr nach Europa unterstützte sie weiterhin das Werk ihres Mannes, begleitete ihn auf Auslandsreisen und verbrachte immer mal wieder eine Zeit bei ihm in Afrika.

Quellen:

Vgl.: Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900-1965. Werke aus dem Nachlass von Albert Schweitzer. Hrsg. v. Werner Zager. Bd. 7. München 2006, S. 393f.

- **Albertstraße, Hammerbrook (1858): Prinz Albert von Sachsen-Coburg (1819-1861), Prinzgemahl von Königin Victoria von England**

In erster Linie waren es die adligen Damen, die seit Jahrhunderten ihr privates Glück dem Wohl des Staates opferten, indem sie Opfer adliger Heiratspolitik wurden, damit adlige Dynastien mehr Macht und Einfluss erringen konnten. In diesem Fall wurde jedoch ein adliger Mann verheiratet. Die englische **Königin**



Victoria (1819-1901) wählte ihn zum Gemahl. „Ihr gleichaltriger Vetter mütterlicherseits, Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha (1819-1861) durfte anreisen, um sich begutachten zu lassen. Der belgische König Leopold I. hatte diese Verbindung seiner Nichte mit seinem Neffen von langer Hand geplant (...). Bereits bei seinem ersten Besuch in London im Jahre 1836 hatte der gutaussehende und intelligente Albert, der zweite Sohn des regierenden Herzogs Ernst I. von Sachsen-Coburg und Gotha, auf Victoria großen Eindruck gemacht“, 1) schreibt Barbara Beck in ihrem Buch: *Glanz, Pomp und Tränen*. Und so kam es, wie es kommen musste: Victoria, als die Ranghöhere, machte Albert einen Heiratsantrag. Barbara Beck schreibt dazu: „Für die junge Monarchin war es die große Liebe. Ob es bei dem Auserwählten ebenfalls eine Entscheidung aus Liebe war, darf bezweifelt werden. Für ihn stellte die Ehe mit seiner königlichen Cousine wohl eher eine Lebensaufgabe und Pflichterfüllung dar.“ 2)

Wie sehr Victoria darauf bedacht war, ihrem Mann nicht ihre größere Macht und höhere Stellung zu zeigen, wird in der Auswahl ihrer Hochzeitsrobe deutlich. Sie verzichtete auf die: „purpurrote samtene Staatsrobe, die ihr als Monarchin zustand, da sie ihr Ehegelöbnis als künftige Ehefrau ihres angebeteten Albert und nicht als Herrscherin ablegen wollte. Sie wählte stattdessen ein Kleid aus weißem Seidensatin und Spitze, das dem damaligen Modegeschmack folgte.“ 3)

Trotz dieser netten Geste: ein Prinzgemahl hatte einen ebenso schweren Stand in den adligen Kreisen wie eine „eingehiratete“ adlige Dame, die mit einem Herrscher verheiratet worden war. Die adlige englische Gesellschaft lehnte den nicht gerade vermögenden Albert ab. Er selbst fühlte sich am Hofe fremd. Sein Bruder Ernst äußerte sich über die schwierige Position Alberts: „Als Königin schwebt sie in anderen Regionen, Albert wird übersehen. Wünscht er etwas zu wissen und, nach langem Überlegen, eine unschuldige Bemerkung zu machen, so erhält er eine spitze, ausweichende, ja oft gar keine Antwort. Sie springt vom Thema ab, und die Konversation zwischen den Ehegatten ruht wieder für einige Tage auf den Hunden, Kleidern, Miniaturgemälden und Musikalien,“ 4) so Barbara Beck in ihrem sehr lesenswerten Buch, in dem sie über die Rolle des Prinzgemahls Albert weiter schreibt: „In der Kindererziehung durfte Albert anfangs ebenfalls nicht mitreden. Frustriert schrieb der gelangweilte Prinz im Mai 1840: ‚Die Schwierigkeit, meinen Platz mit voller Würde auszufüllen, liegt darin, dass ich nur der Mann, aber nicht der Herr im Hause bin.‘“

Doch bald, so Barbara Beck, wurde Albert der wichtigste Berater seiner Frau. Er wurde, wie er selbst formulierte: „das natürliche Familienoberhaupt, Oberinspektor des königlichen Haushalts, Manager der Privatangelegenheiten der Königin, einziger vertrauter Berater in politischen Fragen, einziger Gehilfe in ihren Beziehungen zu den Mitgliedern der Regierung, außerdem ihr Ehemann, Erzieher der Kinder, Privatsekretär der Königin und ihr ständiger Minister.“ 5)



Nach dem Tod von Albert verliebte sich Victoria in ihren Diener John Brown (1826-1883), der auf Schloss Balmoral, dem Sommersitz der Königin, arbeitete. Er wurde ihr persönlicher Leibdiener. „Lange Zeit verkroch sich die Königin in ihrer Trauer um den verstorbenen Gemahl, Brown gab ihr ein Stück Lebensfreude zurück. Ab 1864 unternahm die beiden tägliche Ausritte. Brown war der Einzige, der morgens unangemeldet das Schlafzimmer der Queen betreten durfte – und er verbrachte ungestört viele Stunden bei ihr. (...) Häufig fand man den Schotten ‚sturzbetrunken‘, schlafend auf dem Boden vor dem Privatgemach der Queen. Das alles reizte natürlich die zahlreichen Kinder Victorias, die teilweise auch eifersüchtig reagierten.“ 6)

Queen Victoria machte Brown Geschenke, erhöhte sein Gehalt, und als er starb, war sie untröstlich. In ihren Sarg ließ sie sich eine Haarsträhne, sein Portraitphoto und einen Ring von ihm mit hineinlegen.

Quellen:

- 1) Barbara Beck: Glanz, Pomp und Tränen. Von der dynastischen Ehe zur Liebesheirat in Europas Herrscherhäusern. Regensburg 20012, S. 79f.
- 2) Barbara Beck, a. a. O., S. 80.
- 3) Barbara Beck, a. a. O., S. 130f.
- 4) Barbara Beck, a. a. O., S. 168f.
- 5) Ebenda.
- 6) Anna Eunike Röhrig: Mätressen und Favoriten. Ein biographisches Handbuch. Göttingen 2010, S.48f.

- **Albrechtstraße, Eidelstedt (1930):** *Paul Albrecht (geb. –gest ?), Leiter der Zweigstelle der Hamburg-Altonaer Wohnungsbaugesellschaft „Heimstätten“. Verdient um den sozialen Wohnungsbau*

- **Aldenrathsweg, Barmbek-Nord (1922):** *Heinrich Jacob Aldenrath (1775-1844), Miniaturenmaler und Lithograph*

Aldenrath war verheiratet. Einer seiner Söhne war Matthias Daniel Aldenrath, geb, 1745.

- **Alexanderstraße, St. Georg (1864):** *Alexander Bentalon Tornquist (1813-1889), Grundeigentümer. Spediteur*



Siehe auch: Charlottenstraße, Emilienstraße und Henriettenstraße, in Bd. 2.

- **Alexander-Zinn-Straße**, *Groß Flottbek (1950): Alexander Zinn (1880-1941), Leiter der Senatspressestelle von 1922 bis 1933*

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Alexander Zinn des Amtes enthoben.

- **Alfred-Beit-Weg**, *Harvestehude (1962): Alfred Beit (1853-1906), Geländebesitzer, verdient im gemeinnützigen Bereich*

Siehe auch: Wohlwillstraße, in Bd. 2. Hier zu Laura Beit.

Alfred Beits Mutter war Laura, geb. Hahn (1824-1912), sein Vater Siegfried Beit, Tuchhändler. Diese traten 1851 vom jüdischen zum protestantischen Glauben über. Alfred Beit hatte sieben Geschwister. Er blieb unverheiratet und ohne Kinder. Sein Geld machte er mit Diamantenminen. Siehe im Internet über koloniale Spuren *im öffentlichen Straßenraum-Personen, Orte*

Laura Beit lebte in ihrer Villa am Harvestehuder Weg 13 (die Villa steht noch). Der Architekt Martin Haller hatte sie 1890/91 für sie erbaut.

- **Alfred-Jahncke-Ring**, *Poppenbüttel (1977): Alfred Jahncke (1901-1962), Fraktionsvorsitzender im Ortsausschuss Alstertal*

- **Alfred-Johann-Levy-Straße**, *Barmbek-Nord (2010): Alfred Johann Levy (1901-1987), Rundfunkmechanikermeister, Elektroingenieur, Kreisvorsitzender in Barmbek, Mitglied der DDP (Deutschen demokratischen Partei), Widerstandskämpfer, nach 1945 Mitbegründer der FDP, Bürgerschaftsabgeordneter, Ehrenmeister des Hamburger Handwerks*

„Obwohl von den Nationalsozialisten als ‚Vierteljude‘ selbst bedrängt (..), engagierte er sich zugunsten verfolgter Mitbürger (...). Außerdem gehörte Levy zur ‚Gruppe Q‘, einer Gruppe ehemaliger Mitglieder der DDP, die sich als Kabarettgruppe tarnte und sich im Lokal ‚Bronzekeller‘ in der Neustadt trafen, um



einerseits den Kontakt untereinander und zu anderen illegalen Gruppen (Freimaurer, Sozialdemokraten, Kommunisten) aufrechtzuerhalten und andererseits auch bedrängten Gesinnungsfreunden durch Kontakte zu Liberalen in anderen Städten einen Ortswechsel zu ermöglichen und damit dem Zugriff der lokalen Gestapo zu entziehen. Obwohl das Lokal 1943 von der Gestapo geschlossen wurde, engagierte sich Levy weiter in der Gruppe Freies Hamburg von Friedrich Ablass geleiteten und aus der Gruppe Q hervorgegangenen Widerstandsgruppe. Levy war Freimaurer. (...) Ab Ende 1949 beteiligte Levy sich innerhalb der Hamburger FDP am Demokratischen Zirkel, in der sich der linke Flügel der Landespartei zusammenfand. (...) Mit seinen insgesamt 32 Jahren als Kreisvorsitzender von DDP und FDP in Barmbek ist er bis heute der liberale Politiker in Hamburg mit der längsten Amtszeit als Kreisvorsitzender. Für seine Verdienste wählte ihn der Landesparteitag der Hamburger FDP am 12. Januar 1980 zum Ehrenmitglied.“ 1)

Quellen:

wikipedia, Stand 10.9.013.

- **Alfred-Mahlau-Weg**, *Steilshoop (1972): Prof. Alfred Mahlau (1894-1967 Hamburg), Maler und Graphiker.*

Nach Ernst Klee: „ der wichtigste Gebrauchsgraphiker und Entwurfzeichner des NS-Staates“. 1)

Quelle:

1) Ernst Klee: **Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945.** Frankfurt a. M. 2007.

- **Alfredstraße**, *Hohenfelde (1866) : Alfred Härder, Sohn des Kaufmanns Hermann Härder, der in der Gegend Grundbesitz hatte*

- **Alfredstraßenbrücke**, *Hohenfelde (1901), siehe: Alfredstraße*

- **Alfred-Wegener-Weg**, *Neustadt (1935): Prof. Dr. Alfred Wegener (1880-1930), Meteorologe, Polarforscher*



Alfred Wegener war verheiratet mit **Else Wegener** (1892-1992), Tochter von Wladimir Köppen, Meteorologe und früherer Lehrer von Alfred Wegener.

Else Köppen lernte Alfred Wegener im Hause ihres Vaters kennen, als sie sechzehn Jahre alt war. Das Paar heiratete 1913. Drei Töchter wurden geboren: 1914, 1918, 1920. Nach dem Ersten Weltkrieg zog die Familie von Marburg nach Hamburg, wo Wegener als Meteorologe an der Deutschen Seewarte tätig wurde. 1924 zog die Familie nach Graz.

Else Wegener arbeitete als Lehrerin und Sachbuchautorin. „Schon als junge Frau hatte sie Wegeners und Kochs ‚Durch die weiße Wüste‘, das Dokument der Grönlandfahrt 1912/13 fein säuberlich abgeschrieben, um es ihren Schwiegereltern vor der Veröffentlichung der deutschen Übersetzung zu Weihnachten zu schenken.“ 1) Nach dem Tod ihres Ehemannes „sollte die Arbeit an den Quellen eine noch wesentlich größere Rolle spielen. Else Wegener übertrug die Tagebücher in Reinschrift, sammelte dazu die Aufzeichnungen der anderen Expeditionsteilnehmer und gab so gemeinsam mit Fritz Loewe (...) das populäre Buch zur Expedition heraus: ‚Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt‘. Durch dieses Buch, das in mehreren Auflagen und auch Übersetzungen erschien, erfuhr die Kenntnis der Deutschen Grönlandexpedition Alfred Wegener eine weite Verbreitung, auch über wissenschaftliche Kreise hinaus.

Ein anderes Erbe hat Else Wegener zunächst still gehütet. Es war die Theorie ihres Mannes von der Drift der Kontinente, die in der geowissenschaftlichen Fachwelt lange Jahre abgelehnt wurde. Aber sie erlebte, im Gegensatz zu ihrem Mann, die Genugtuung noch zu ihren Lebzeiten. Stolz kann sie im Vorwort zur Biographie ihres Mannes, die 1960 erschien, darauf hinweisen, daß dieser ‚die Wissenschaft zu ganz neuen Erkenntnissen der Geschichte unserer Erde geführt habe‘. Alfred Wegener Symposien werden durchgeführt, zu denen sie eingeladen wird (...). 2)

In dem Buch: Alfred Wegener: Tagebücher, Briefe, Erinnerungen (1960) schreibt Else Wegener im Vorwort: „Vor Jahren habe ich begonnen, meine Erinnerungen an meinen Mann für die Kinder und Enkel niederzuschreiben, um das Gedächtnis an ihren Vater und Großvater lebendig zu erhalten. (...) Die vielen unrichtigen und ungenauen Angaben über sein Leben und Wirken ließen in mir den Wunsch aufkommen, eine zuverlässige Beschreibung seines Lebens und seiner Arbeit auch der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.“

Else Wegener ist die Bewahrung des Lebenswerkes Alfred Wegeners zu verdanken.

Quellen:

1) Jutta Voß: In memoriam Else Wegener, in: Polarforschung 61 (2/3); 1962 S. 183-184.



2) Ebenda.

- **Algermissenstraße**, *Wilhelmsburg (1972): Franz Algermissen (1876-1943), Pfarrer an der kath. Bonifatiuskirche*
- **Allende-Platz**, *Rotherbaum (1983), Dr. Salvador Allende (1908-1973), Präsident Chiles, durch Militärputsch gestürzt und getötet*

Salvador Allende heiratete 1940 **Hortensia Bussi** (1914-2009), Tochter aus „guten Haus“, genannt „La Tencha“. Das Paar hatte sich nach dem Erdbeben in Chile ein Jahr zuvor kennengelernt. Damals kümmerte sich Hortensia, die Geschichte und Geografie studiert hatte, um die durch das Erdbeben obdachlos gewordenen Menschen und Allende arbeitete als Gesundheitsminister.

Nach der Hochzeit bekam das Paar drei Töchter. Eine von ihnen -Isabel Allende- (nicht zu verwechseln mit der Schriftstellerin Isabel Allende, einer Tochter eines Cousins von Salvatore Allende) war von 2003 bis 2004 Präsidentin des chilenischen Unterhauses (Parlamentskammer).

Hortensia Allende unterstützte in den 1950-er und 1960-er Jahren ihren Mann bei den Präsidentschaftswahlen. Als der Sozialist Allende 1970 zum Präsidenten gewählt wurde, wurde Hortensia die first Lady.

Neben seiner Ehefrau wurde Allende unterstützt von seiner Privatsekretärin und Geliebten **Miria Contreras** (genannt „La Payita“, 1928-2002). Kennengelernt hatte er sie, als sie mit ihrem Ehemann und den drei Kindern in den 1950er Jahren Hausnachbarn der Allendes waren. 1960 wurde Miria Allendes Privatsekretärin. Er verbrachte bei Miria Contreras, die sich von ihrem Ehemann getrennt hatte, die halbe Woche. Am Tag des Putsches war sie mit ihm im Regierungsgebäude gewesen.

Nach dem Putsch ging Hortensia ins Exil nach Mexiko. Sie wurde zur Symbolfigur des chilenischen Widerstandes gegen das Pinochet-Regime, reiste um die ganze Welt und wurde damit eine Aktivistin der weltweiten Chile-Solidaritätsbewegung. 1988 kehrte sie nach Chile zurück.

Miria Contreras floh nach dem Putsch nach Kuba und hielt weiterhin engen Kontakt zur Familie Allende. Später kehrte auch sie nach Chile zurück und verstarb 2002 an Krebs.



- **Allerskehre, Steilshoop (1958): Wilhelm Allers (1857 Hamburg-1915), Zeichner; Lithograph**

Wilhelm Allers war ein bekannter Zeichner des wilhelminischen deutschen Zeitalters. Er ließ sich auf Capri eine große Villa bauen, wo er viele Jahre lebte. Die Villa wurde zu einem Mittelpunkt des dortigen künstlerischen Lebens. Auch kamen viele Künstler, Schriftsteller etc. aus ganz Europa in Allers Villa.

1902 wurde Allers im Zuge der Bezichtigung des Industriellen Krupps als Homosexuellen in der Schrift „Krupp auf Capri“ ebenfalls der Homosexualität beschuldigt. Nicht nur in Krupps Villa auf Capri – so die Anschuldigungen -, sondern auch in Allers Villa sollen wilde homosexuelle Orgien gefeiert worden sein.

Allers wurde, weil rund zehn Klagen von Eltern wegen sexueller Angriffe auf ihre Kinder vorlagen – die meisten von ihnen wurden wieder zurückgenommen – von dem italienischen Gericht wegen Päderastie zu 4 1/2 Jahren Gefängnis verurteilt. Allers floh und reiste seitdem um die Welt. Unter einem anderen Künstlernamen – W. Andresen – verdiente er fortan sein Geld mit dem Zeichnen von Portraits. Kurz vor seinem Tod kehrte er nach Deutschland zurück.

- **Alphonsstraße, Marienthal (1850/78), frei gewählter männlicher Vorname**
- **Alte Königstraße, Altona-Altstadt (1971), siehe: Königstraße**
- **Alter Wandrahm, HafenCity (17. Jhd.): nach den dortigen arbeitenden Tuchhändlern**
- **Altmannbrücke, St. Georg (1942): Isaak Hermann Albert Altmann (1777-1837), Landschaftsgärtner, schuf die Bremer Wallanlagen**



- **Alversloweg, Volksdorf (1936):** nach dem Knappen Brunnecke von Alverslohe
- **Alwin-Lippert-Weg, Niendorf(1950):** Alwin Lippert (1846-1902), früherer Besitzer des anliegenden Hofes
- **Amandus-Stubbe-Straße, Moorfleet (1999):** Amandus Stubbe (1859-1933), Domänenpächter, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Gründer und 30 Jahre lang Vorsitzender des Heimatvereins in Moorfleet
- **Am Ballinkai, Altenwerder (2002):** Albert Ballin (1857-1918), Reeder

In den umfangreichen Reederbiografien wurden bisher den Reederfrauen nur wenige Seiten gewidmet. Reederfrauen werden in der Literatur als tüchtig, energisch und als fähige Steuerfrauen eines großen Haushaltes charakterisiert. Solche weiblichen Attribute schienen für das Fortbestehen eines Unternehmens unerlässlich zu sein. Während der Ehemann die großen Geschäfte erledigte, der „Kapitän auf großer Fahrt“ für sein Unternehmen war, hatte die Ehefrau zu Hause das Ruder in der Hand.

Die dafür nötige Ausbildung hatten die jungen Frauen durch die übliche höhere Töchterbildung erfahren, die sich sehr von der Jungenerziehung unterschied. Von einer intensiven, viele Wissenschaftsbereiche umfassenden Ausbildung konnte keine Rede sein.

Der Lebensstil der Reederfamilien war hierarchisch, korrekt und englisch beeinflusst. Mancher Matrose hätte seine Seemannsordnung gern mit der Hausordnung der Ballins in deren Landhaus in Hamfelde bei Hamburg getauscht: „Unsere verehrten Gäste bitten wir, sich in ihren Bewegungen und Verfügungen nicht durch Rücksichten auf uns beschränken zu lassen. Indem wir es vermeiden, sie mit mütterlicher Fürsorge und Bevormundung zu verfolgen, werden wir uns bemühen, unseren Freunden den Aufenthalt in unserem Hause heimatlich zu gestalten. Wir erwarten weder von unseren verehrten Gästen, dass sie uns ‚schön‘ tun, noch muten wir ihnen zu, unsere Gesellschaft öfter aufzusuchen, als



ihnen lieb ist. (...) Die Zeit für das erste Frühstück, bitten wir selbst zu bestimmen und der Dienerschaft alle darauf bezüglichen Befehle zu geben. Das zweite Frühstück wird in der Regel gemeinsam um 1 Uhr eingenommen. Nachmittags-Thee 4 ½ Uhr.“ 1)

Reedersfrauen lebten mit ihren Familien in großen vornehmen Häusern – wie die Ballins in ihrem Stadthaus in der Feldbrunnenstraße 58 – und waren die Chefinnen über eine große Anzahl von DienstbotInnen.

Gleichberechtigte Partnerinnen im Geschäftsleben waren sie nicht. In der Arbeitswelt des Mannes spielten sie keine Rolle.

Bedingt durch den Beruf ihrer Ehemänner hatten die Frauen öfter die Gelegenheit, auf Schiffsreisen zu gehen. **Marianne Ballin, geb. Rauert, (1854-1936)** begleitete im Jahre 1900 z. B. ihren Mann auf einer Reise nach China, wo Ballin Möglichkeiten erkunden wollte, die HAPAG-Interessen weiter auszubauen. Sie übernahm dort die Repräsentationspflichten, wie sie von Reedersfrauen erwartet wurden.

Diese Aufgabe war nicht zu unterschätzen. Auch die großen Empfänge auf den Dampfern der HAPAG während der Regatten und der Kieler Woche waren wichtige geschäftliche Veranstaltungen, auf denen neue Geschäftsverbindungen geknüpft und Kunden durch den gesellschaftlichen Rahmen enger an die Reederei gebunden werden sollten. In diesem Rahmen hatte die Reedersfrau die Aufgabe, durch ihre Anwesenheit, ihr Auftreten, ihre Unterhaltungskunst ein Ambiente zu schaffen, in dem sich die Gäste wohlfühlten. Diese Kunst hatte sie, die seit 1883 mit Albert Ballin verheiratet war, perfekt zu beherrschen. Der Ausspruch „a napkin-folder rather than an inspired hostess“ „mehr eine Serviettenfalterin als eine geistvolle Gastgeberin“, den Geschäftsfreunde über Marianne Ballin prägten, belegt vielleicht weniger, dass Frau Ballin keine perfekte Gastgeberin war, als vielmehr, dass die Ansprüche auch an die geistigen Fähigkeiten der Reedersfrauen nicht gerade niedrig waren; abgesehen davon, dass das Zitat in englischer Sprache etwas über das englisch-deutsche Konkurrenzverhältnis aussagt.

Standesgemäß war außerdem ein Engagement im Bereich der Wohltätigkeit. Damit konnte das Ansehen der Familie und das der Firma verbessert oder gar gesteigert werden.

Klassische repräsentative Ereignisse im Leben von Reedersfrauen und –töchtern waren ihre Geburtstage, wenn diese an Bord gefeiert wurden. Und jede empfand es als Höhepunkt, wenn sie Schiffstufen vornehmen durfte und die Schiffe gar nach ihr benannt wurden.



Die Reedersgattinnen kannten keine materiellen Sorgen. Ihr glitzernder öffentlicher Lebensrahmen verdeckte aber offenbar eine private Schattenseite – die Langeweile. Luxuriöse Geschäftigkeit sollte Abhilfe schaffen. So bekam Marianne Ballin von ihrem Mann einen Dogcart und ein sanftes Pony geschenkt, mit dem sie nachmittags durch die Straßen Pöseldorfs kutscherte.

Das Ehepaar blieb kinderlos. 1893 adoptierte es ein Waisenkind aus der Marianne Ballin entfernter Verwandtschaft, dessen Eltern bei der Cholera-epidemie 1892 verstorben waren.

Verheiratet waren die Ballins seit 1883. „Sein Judentum hat Ballin nie verleugnet, aber auch nie hervorgekehrt. Er heiratete (...) ein Christin (...). Aber er ließ sich nicht taufen. Und er änderte auch nicht seinen Namen, wie so viele Juden damals; wer das tut, sagte er, ‚beschimpft seinen Vater‘. An seiner Familie, insbesondere an seiner Mutter [Amalie, geb. Meyer, 1825-1909, sie war die zweite Ehefrau von Ballins Vater und hatte mit ihm neun Kinder, dazu noch zwei Totgeburten. Der jüngste Sohn war Alfred Ballin. Als Ballin sen. 1874 starb, hinterließ er nicht mehr als einen Anteil an der Firma Morris & Co. Diesen Anteil bekam seine Witwe Amalie. Sie machte ihren beiden Söhne Joseph und Alfred, der damals erst achtzehn Jahre alt war, zu Prokuristen. Später kaufte ihr Albert Ballin von seinem ersten Gewinn eine Villa bei Teufelsbrück], hing Ballin mit inniger Zuneigung; er unterstützte seine Geschwister, wann immer es nötig war.“ 2)

Quellen:

1) Hans Leip: Des Kaisers Reeder. Eine Albert Ballin Biographie. München 1956, S. 261f.

2) Renate Hauschild-Thiessen: Albert Ballin, in: Gerhard Ahrens, Renate Hauschild-Thiessen: Die Reeder Laeisz Ballin. Hamburg 1989, S. 42 (Hamburgische Lebensbilder in Darstellungen und Selbstzeugnissen. Herg. Vom Verein für Hamburgische Geschichte, Bd. 2.

- **Am Beckerkamp, Bergedorf, Lohbrügge (1860), nach dem Kaufmann Becker, der hier einen Kalkhof betrieb**
- **Am Brabandkanal, 1949): Dr. Carl Braband (1870-1914), Rechtsanwalt, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Reichstagsabgeordneter**

„Braband war in seinen Ansichten sehr von seinem Vormund, dem liberalen Bürgerschaftsmitglied und Rechtsanwalt Albert Wolffson beeinflusst. Bei einer seiner Wahlveranstaltungen 1903 durfte auch der Gegenkandidat von der SPD sprechen, was damals absolut ungewöhnlich war. Die politische Position, die Sozialdemokraten in der Bürgerschaft mit einzubeziehen, schuf ihm viele Feinde



im bürgerlichen Lager und einige berufliche Nachteile. (...) Bei der Bürgerschaftswahl 1904 wurde Braband erstmals in die Hamburgische Bürgerschaft gewählt und schloss sich dort der Fraktion der Rechten an. In der Bürgerschaft gehörte er zu den schärfsten Gegnern der Wahlrechtsänderungen von 1906, mit der die ärmeren Schichten der Bevölkerung geringer als bisher im Parlament repräsentiert werden sollten. Er verließ daher (...) die Fraktion der Rechten, um einem Fraktionsausschluss zuvorzukommen.“ 1)

Zusammen mit noch drei weiteren Parteimitgliedern „(...) begründete [er] zusammen mit Abgeordneten aus der Fraktion der Linken (...) dann die Fraktion der Vereinigten Liberalen, die erste explizit politische bürgerliche Fraktion (eine SPD-Fraktion gab es bereits).“ 1)

Braband hatte auch mit der Kolonialpolitik zu tun. „(...) hinsichtlich des Problems, wie die deutsche Kolonialverwaltung in Kamerun mit der autochthonen Bevölkerung umging, vertrat Braband eine nach damaliger Auffassung ‚patriotische‘ Position und lehnte jegliche Kritik an der deutschen Kolonialpolitik ab.“ 2)

Quellen:

- 1) Wikipedia, Stand: 10.9.013.
- 2) Helmut Stubbe da Luz: Braband, in: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 5. Göttingen, 2010, S. 61.

- **Am Dalmannkai**, HafenCity (1995), siehe Dalmannkai

- **Ameisweg**, Bergedorf (1979): *Otto Ameis (1881-1958), Architekt.*
Seit 1.5.1933 Mitglied der NSDAP. Siehe unter: www.hamburg.de/ns-dabeigewesene

- **Amelungstraße**, Neustadt (1825): *Martin Ernst Amelung (? -?), Vorbesitzer des Geländes*



- **Amerigo-Vespucci-Platz**, *HafenCity (2013)*: Amerigo Vespucci (1451-1512), italienischer Kaufmann, Seefahrer, Entdecker. Namensgeber des amerikanischen Kontinents

Verheiratet mit **Maria Cerezo** (gest. 1512).

- **Am Exerzierplatz**, *Eißendorf (1906)*: nach dem Exerzierplatz der Harburger Garnison

- **Am Holthusen kai**, *Kleiner Grasbrook (1967)*: Gottfried Holthusen (1848-1920), Senator und Präses der Baudeputation

1872 Heirat mit Maria Henriette Wehber (1852-1873). Sie starb am 16. Mai 1873 im Wochenbett, ein Tag nach der Geburt des gemeinsamen Kindes. 1883 heiratete er ein zweites Mal. Als dieser Ehe stammte der Sohn Hermann Holthusen (1886-1971), der 1919 Agnes, geb. Weizsäcker (24.10.1896 Frankfurt a. M. – 10.8.1990 Hamburg) heiratete.

Die Kunstmäzenin Agnes Holthusen war somit die Schwiegertochter von Gottfried Holthusen. Die Tochter des Direktors des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt am Main, Prof. Dr. Heinrich Weizsäcker wurde durch ihren Vater schon früh an die Künste herangeführt. Nach dem Abitur 1916 begann sie ein Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und der Klassischen Sprachen in Heidelberg. 1919 heiratete sie den Arzt Hermann Holthusen (1886-1971). Das Paar bekam drei Kinder. Es zog nach Hamburg, wo Hermann Holthusen die Leitung des Strahleninstituts des Allgemeinen Krankenhauses St. Georg übernahm. Agnes Holthusen engagierte sich in Hamburg von 1928 bis 1937 in diversen Frauenverbänden und war dort auch in die Vorstände gewählt.

Agnes Holthusen war freundschaftlich mit Aby Warburg und der Kunsthistorikerin Rosa Schapire, aber auch mit anderen Künstlerinnen und Künstlern verbunden. Sie engagierte sich stark in der Künstlernotheilfe, eine Stiftung des Hamburger Bankiers Max Warburg (siehe: Warburgstraße, in Bd. 3 online).

1946 wurde sie in den Denkmalrat des Denkmalschutzamtes gewählt und 1948 in den Verwaltungsrat der Hamburger Kunsthalle berufen, dem Agnes Holthusen bis 1985 angehörte.

In der Hamburger Kunsthalle befindet sich eine Bronzestatue von Agnes Holthusen, geschaffen von dem Bildhauer Gustav Heinrich Wolff.



- **Am Husarendenkmal, Marienthal (1938):** nach dem Denkmal des früheren Husarenregiments Nr. 15
- **Am Kaiserkai, HafenCity (2004),** siehe. Kaiserkai.
- **Am Lohsepark, HafenCity (2013),** siehe: Loheseplatz.
- **Am Martensgehölz, Niendorf (1951):** Carl Dietrich Martens (1852-1936), Bäcker, Land- und Gastwirt. Er schenkte der Gemeinde sein dort sich befindendes abgeholztes Parkgelände
- **Am Ohlendorffturm, Rahlstedt (1948):** Hermann Ohlendorff (? -?), Gemeindevorsteher von Altrahlstedt von 1893-1906
- **Am Pfeilshof, Bramfeld (1950),** nach Herrn Pfeil, der den Pfeilshof besaß
- **Am Rathenaupark, Ottensen (1945):** Walther Rathenau (1867-1922), ermordeter deutscher Außenminister

Rathenau war unverheiratet und kinderlos.

„Rathenau erlebt die sozialen Widersprüche seiner Epoche über einen sehr individuellen Konflikt. Eine Schlüsselrolle spielt dabei seine homoerotische Neigung. Es ist nicht bekannt, ob sich Rathenau jemals tatsächlich homosexuell betätigt hat. Die biographischen Einzelheiten lassen aber keinen Zweifel an der entsprechenden Veranlagung. Im ohnehin prüden Klima des wilhelminischen



Kaiserreichs bedeutete manifeste Homosexualität das gesellschaftliche Todesurteil. Dem steht nicht entgegen, daß latente Homoerotik weit verbreitet war. Kaiser Wilhelm II. wies selbst homoerotische Züge auf. Die allgemeine Sexualunterdrückung und -heuchelei galt jedoch für homosexuelle Impulse in ganz besonderer Weise. Wie es einem Homosexuellen bei Bekanntwerden seiner Veranlagung ergehen konnte, illustriert der Fall des Fürsten von Eulenburg und Hertefeld, eines engen Vertrauten des Kaisers, dessen tiefer Sturz nur knapp an einer gerichtlichen Verurteilung vorbeiführte. Das kompromittierende Material gegen Eulenburg wurde von dem Publizisten Maximilian Harden in dessen Zeitschrift ‚Die Zukunft‘ veröffentlicht, für die auch Rathenau Beiträge verfaßte. Rathenau hat somit allen Grund, seine Veranlagung zu verbergen und zu verdrängen. Der verschwiegene Konflikt larviert sich in ideologischer Form. Als zeitgemäßer Ausdruck verdrängter homosexueller Impulse bietet sich ihm der Kult um die germanische Rasse an, wie er im Dunstkreis der ‚Deutsch-Völkischen‘ und des Wandervogels gedeiht. So erklärt es sich, daß der Jude Rathenau nach 1914 sogar in intim-freundschaftlichen Kontakt mit Wilhelm Schwaner gerät, dem deutschvölkischen ‚Obmann des Bundes deutscher Volkserzieher‘, der seine Briefköpfe mit Hakenkreuzen und Runen zu verzieren pflegt. Er lädt auch führende Vertreter der Jugendbewegung zu Diskussionen in seine Villa ein. Einem Gerücht zufolge soll sich darunter sogar sein späterer Mörder Kern befunden haben, dem Rathenau, einer Bemerkung seines Biographen Harry Graf Kessler zufolge, ‚unbedingt vertraute‘.“ 1)

Quellen:

Udo Leuschen: Zur Geschichte des deutschen Liberalismus, unter: www.udo-leuschen.de/liberalismus.4htm

- **Am Schießstand, Jenfeld (vor 1933):** am früheren Schießstand der Wandsbeker Garnison
- **Amsinckstraße, Hammerbrook (1842):** Dr. Wilhelm Amsinck (1793-1874), Senatssyndikus, verdient gemacht um die Erschließung des Hammerbrooks

Amsinck besaß einen Bauernhof in Hamburg Stellingen und war verheiratet mit **Maria (Mary), geb. von Schwartz** (1805 Hamburg -1877 Hamburg). Das Paar hatte dreizehn Kinder. Das erste Kind gebar Maria Amsinck 1826, das letzte 1849.



- **Amsinckufer**, Kleiner Grasbrook (1976): Martin Garlieb Amsinck (1831-1905), Reeder Segelschiffswerft

Martin Garlieb Amsinck wohnte am Harvestehuder Weg 20. Verheiratet war er seit 1857 – im selben Jahr eröffnete er seine Werft – mit **Susanne Katharina, geb. Goßler** (1835-1901). Das Paar hatte acht Kinder. Das erste wurde 1858, das letzte 1875 geboren.

- **Am Soldatenfriedhof**, Harburg (1950): nach dem Friedhof der Harburger Garnison

- **Amundsenstraße**, Altona-Altstadt (1950): Roald Amundsen (1872-1928), Polarforscher, Entdecker des Südpols

Roald Amundsen entstammte einer begüterten Familie. Nach dem Tod seines Vaters 1886 kümmerte sich die Mutter Gustava Amundsen um die Familie. Sie wollte, dass ihr Sohn Medizin studierte, doch Roal hatte schon seit seiner Kindheit den Traum, Polarforscher zu werden. Er folgte zwar dem Wunsch seiner Mutter und begann ein Medizinstudium, ging aber kaum zu den Vorlesungen. Und als seine Mutter 1893 starb, brach er das Studium ab und widmete sich ganz seinen Neigungen. Später schrieb er dazu: „Mit großer Erleichterung verließ ich kurz darauf [nach dem Tod seiner Mutter] die Universität, um mich mit ganzer Seele in den Traum meines Lebens zu stürzen.“

Roal Amundsen wurde zu einem norwegischen Nationalhelden. Spätere Biografien haben am Glanzbild des Entdeckers Korrekturen vorgenommen. „Amundsen war eine ausgeprägte Führungsfigur, aber auch ein Despot, der keine andere Meinung gelten ließ und seine Gefährten unterdrückte. Er überwarf sich im Streit um die Finanzen mit der eigenen Familie. Er hatte Angst, sich zu binden, hatte Verhältnisse mit verheirateten Frauen und zog sich zurück, wenn diese begannen, von Scheidung zu sprechen. Er hatte zwei Adoptivkinder aus Sibirien, die er wieder heimschickte, als ihm das Geld ausging. Das ‚Experiment‘ sei beendet, erklärte er.“ 1) Und die Welt schreibt: „Zu Menschen und Tieren hatte der unter den Besatzungsmitgliedern wegen seiner Unberechenbarkeit gefürchtete ‚Chef‘ durchaus ein ‚funktionales Verhältnis‘. Zur Zerstreuung nahm er Eskimofrauen an Bord auf und verspeiste auch schon mal seine Schlittenhunde.“ 2)



Quellen:

- 1) Badische Zeitung vom 14.12.2011.
- 2) Die Welt vom 10.4.2011.

- **Am Veringhof, Wilhelmsburg (1999):** *Dr. h.c. Hermann Vering (1846-1922), Ingenieur. Pionier des deutschen Verkehrswegebbaus im 19. Jhd. Siehe auch: Veringstraße und Veringweg*

Siehe auch im Internet unter *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum-Personen, Orte* .

Verheiratet seit 1878 mit **Marie, geb., von Münstermann**. Das Paar bekam vier Kinder (das erste 1879, das letzte 1886).

- **Am Wesselhoeftpark, Nienstedten (1960):** *Carl Johannes Wesselhoeft (1816-1903), Vorbesitzer des Geländes*

Carl Johannes Wesselhoeft war verheiratet mit **Maria Theresia Charmont**, Tochter des Frankfurter Kaufmanns George Ernst Charmont. Die Wesselhoefts lebten in einem Landhaus an der Elbchaussee 352.

- **Anderheitsallee, Bramfeld (1950):** *Eduard Anderheit (1844-1915), früherer Grundeigentümer*

- **Andersenstraße, Iserbrook (1930):** *Hans Christian Andersen (1805-1875), Märchendichter*

Hans Christian Andersens Mutter Anne Marie, geb. Andersdatter war eine Wäscherin, sein Vater Hans Andersen ein Schumacher. Die Familie lebte in Armut. Bereits als Kind spielte Hans Christian Andersen mit dem Puppentheater, nähte Kostüme und mochte es gern, wenn der Vater ihm Märchen vorlas.

Nach dem Tod des Vaters musste Hans Christian bereits mit elf Jahren zum Lebensunterhalt der Restfamilie beitragen, denn das Geld, welches seine Mutter als Wäscherin verdiente, reichte nicht aus. So begann Hans Christian in einer



Odenser Tuchfabrik zu arbeiten. Doch dort blieb er nur wenige Tage, denn die Arbeiter hatten ihn als „Mädchen“ gehänselt und ihm die Hosen heruntergezogen. Nach vergeblichen Bemühungen, Schauspieler und Tänzer zu werden, bekam er mit seiner Schriftstellerei Erfolg.

Über Hans Christian Andersens Liebeleben wird berichtet und interpretiert, dass er sowohl Frauen als auch Männer liebte – meist jedoch unglücklich. „Wir verstellen uns [aber] nur den Blick auf sein extrovertiertes Wesen und die damals erheblich nuanciertere Auffassung von der Rolle des Mannes, wenn wir ihn in eine Schublade mit der Aufschrift ‚homosexuell‘, ‚heterosexuell‘, ‚bisexuell‘ oder ‚asexuell‘ stecken wollten. Andersens Art, sich in viele Männer und nur relativ wenige Frauen zu verlieben, seine Neigung zu Männerfreundschaften, muss aus den Voraussetzungen seiner Zeit verstanden werden. Zum Menschenbild der Romantik gehörte auch die platonische Liebe.

In der Idee der empfindsamen Freundschaft unter Männern lag immer die Möglichkeit der Entscheidung zwischen einem ‚Gefühl der Liebe‘ und dem direkten sexuellen Akt. Ein Mann wie Hans Christian Andersen bevorzugte den platonischen Aspekt, den Voltaire als ‚Metaphysik der Liebe‘ bezeichnete. Für jenen waren seelische Eigenschaften anziehender als die körperlichen, den größten Teil seines Lebens verhielt er sich asketisch gegenüber der sexuellen Seite des Lebens, berichtet Christoph Bartmann in seinen Radiobeitrag für den Deutschlandfunk, der am 3.4.2005 ausgestrahlt wurde. 1)

Quellen

1) www.deutschlandfunk.de/mehr-asketisch-als-sexuell.700.de...

- **Andreas-Knack-Ring**, *Barmbek-Nord (2010): Prof. Dr. Andreas Knack (1886-1956), Sozialdemokrat, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft von 1919-1933, ab 1923 bis zu seiner Entlassung 1933 Direktor des Barmbeker Krankenhauses*

Andreas Knack war Mitbegründer der Hamburger Gesellschaft für Sexualforschung, einer homosexuellen Selbsthilfegruppe, außerdem Leiter der wissenschaftlichen Gruppe des Bundes für Menschenrechte-Hamburg (BfM). Er war aktiv in der Homosexuellenbewegung der Weimarer Republik. „Die wesentliche Aufgabe des BfM bestand (...) darin, eine Streichung des § 175 zu erwirken. Ein weiteres Feld war der Kampf gegen die ‚Sensationspresse‘, um die gesellschaftliche Ächtung homosexueller Frauen und Männer zu beenden.“ 1)



Andreas Knack war auch Vorstandsmitglied des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (WhK). Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurden Andreas Knack fristlos entlassen. Er emigrierte mit seiner zweiten Ehefrau nach China und wurde beratender Arzt am belgischen Missionshospital in Kweisui, praktischer Arzt in Peking und Mukden und in Shanghai ärztlicher Berater des „International Relief-Committee of China“.

1948 kehrte er nach Hamburg zurück. Zwischen 1949 und 1952 war er Präsident der Hamburger Gesundheitsbehörde. Dann zog er sich von seinen Aktivitäten zurück und fand, wie es in seinem Nachruf heißt: „einsam von den vielseitigen körperlichen und seelischen Belastungen, die das Leben ihm auferlegte, Ruhe.“

2008 setzte sich die Initiative „Gemeinsam gegen das Vergessen- Stolpersteine für homosexuelle NS-Opfer“ für eine Benennung einer Straße nach Andreas Knack auf dem Gelände des alten Barmbeker Krankenhauses ein.

In erster Ehe war Andreas Knack seit 1920 mit **Olga Brandt-Knack**, geb. Brandt (1885-1978) verheiratet. Sie arbeitete als Ballettmeisterin, Bürger-schaftsabgeordnete (SPD), kulturpolitische Referentin der „Genossenschaft für Bühnengehörige“ und Frauenreferentin der Gewerkschaft „Kunst“. Ihr Grabstein befindet sich Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Im Alter von zehn Jahren begann sie in der Kindertanzschule des Hamburger Stadttheaters mit der Ballettausbildung in klassischem- und Ausdruckstanz. Sie gehörte dem Theater von 1900 bis 1932 an. Von 1901 bis 1922 tanzte sie dort im Corps de Ballet, avancierte 1907 zur Solotänzerin und 1922 zur Leiterin der Tanzgruppe des Hamburger Stadttheaters. Sie ging mit ihrer Gruppe auf Gastspielreisen, so nach Stockholm, Kopenhagen, Den Haag, Scheveningen und Lille.

Neben ihrer tänzerischen Arbeit engagierte sich Olga Brandt-Knack auch auf standespolitischem Gebiet. Sie gründete 1908 den „Deutschen Tänzerbund“ und setzte sich als seine Sprecherin für die Belange ihrer Berufskolleginnen und -kollegen ein.

Als Olga Brandt-Knack die Leitung des Balletts des Stadttheaters - unter ihrer Regie Tanzgruppe genannt - übernahm, wurde sie die Nachfolgerin von Alfred Oehlschläger. Unter ihm hatte sich das Ballett auf Tanzeinlagen in Opern und Weihnachtsmärchen beschränkt - von Reformbestrebungen im Tanz war noch nichts zu spüren. Aber auch unter der Leitung Olga Brandt-Knacks blieb es fast ausschließlich bei tänzerischen Einlagen in Operninszenierungen. Sie durfte nicht anders agieren. Rudolf Maack schreibt dazu: „Wer in den 20er Jahren in Hamburg Tanz sehen wollte, mußte ins Curiohaus oder zu Labans



Vorstellungen gehen. Denn an der Dammtorstraße [dort stand das Stadttheater] führte Tanz nur ein Aschenbrödel-Dasein. Dafür sorgte Leopold Sachse [Intendant des Stadttheaters]. Olga Brandt (...) durfte ihre kleine Mädchenschar regelmäßig in Operneinlagen und allenfalls auf seltenen Matineen vorzeigen. Dabei hatte sie sich in Dolly Haas, Carmen Holtz und Lotte Krause aus ihrer Kindertanzgruppe einen tüchtigen Nachwuchs erzogen." 2)

Ihr einziges selbständiges Ballett war „Der Gaukler und das Klingelspiel“, welches 1929 im Stadttheater aufgeführt wurde. Und auch nur einmal durfte sie in einer Abendveranstaltung nach „Don Pasquale“ mit ihrer Tanzgruppe eine Pantomime aufführen.

Olga Brandt-Knack hielt aber mit ihren Reformideen nicht hinter dem Berg, sondern lieferte sich eine heftige Kontroverse mit ihrem Intendanten Leopold Sachse. Sie stritten sich besonders über die Bedeutung der Musik beim Tanz. Für Leopold Sachse, der von Haus aus Musiker war, stand natürlich die Musik im Vordergrund und nicht der Tanz - und so machte er 1930 - als er als Gastgeber des Internationalen Theaterkongresses in Hamburger Stadttheater fungierte, deutlich, dass er nicht der Ansicht sei, dass die Musik beim Tanz die Zubringerrolle spielen dürfe: „Wenn die Tänzer sich nicht scheuten, Beethoven zu vertanzen, dürften sie sich über die Ablehnung der Musiker nicht wundern. Er selbst als Musiker könne seiner großen Liebe zum Tanz naturgemäß nur in bescheidenem Maße nachgehen. ‚Ich sollte mir wohl von meiner Ballettmeisterin für den Tanz in der Oper die Regie vorschreiben lassen? Das wäre ja noch schöner!“ 2) Olga Brandt-Knack, die gemeint war: „saß dabei, und ihre Miene sagte: Da hört ihr es“ 2).

Olga Brandt-Knack stand dem modernen Ausdruckstanz sehr aufgeschlossen gegenüber. Er stellte den überlieferten Formen der Tanzkunst eine Bewegung gegenüber, die sich aus dem Eigenrhythmus des Körpers rekrutierte. In einem von Olga Brandt-Knack 1926 im Bühnenalmanach verfassten Artikel über „die Umgestaltung des Opernballetts“ gab sie einen Blick auf die Entwicklung der neuen Tanzform: „Es ist fast als eine Selbstverständlichkeit zu bezeichnen, dass die neue Tanzform auch auf dem Theater Kräfte wachrief, die das innige Bedürfnis hatten, die im Schematismus erstarrte Ballettkunst neu zu gestalten. Der Tanz war im Laufe der Zeit zur schablonenmäßigen Einlage in der Oper herabgewürdigt. Gelegentlich gegebene selbstständige Ballette oder Pantomimen werden ihrer Einförmigkeit halber vom Publikum meist abgelehnt. Erst als der Siegeszug der Russen einsetzte, begann man zu ahnen, dass der Tanz nicht nur ein geist- und seelenloses Gehüpfe und einen Triumph der Beinmuskeln über den übrigen Körper bedeutet, sondern dass Ernsteres, Höheres die Triebfeder des Tanzes ist.(...)“ 3) Um ihre Ideen der neuen Tanzform zu



verwirklichen, zog sie in den 20er Jahren mit der Tanzschule des Stadttheaters ins Vogt'sche Konservatorium im Curio-Haus. Hier war auch schon Mary Wigmann mit ihren musiklosen Tänzen aufgetreten. Auch nahm sie Kontakt mit dem Tänzer und Choreographen des Bewegungstanzes Rudolf von Laban auf.

Es war Olga Brandt-Knack jedoch bewusst, dass es immer einen Unterschied zwischen dem Tanz im Konzertsaal und dem auf der Opernbühne geben wird. Denn: „Beim Tanz im Theater kommt es nicht nur darauf an, Musik zu tanzen, sondern der Inhalt des Tanzes muss sich auch dem gegebenen Milieu anpassen. Es wird deshalb die Tanzform im Theater immer eine andere sein und bleiben müssen, als der jetzt in den Konzertsälen gebrauchte Stil, der allerdings schon anfängt, bei einigen seiner besten Vertreterinnen stereotyp zu wirken.(...). Der Tanz im Theater will als Teil der Gesamtwirkung der Oper beurteilt sein. Es darf nicht, wie das bei früheren Balletts die Regel war, aus dem Gesamtbild besonders hervortreten, Rhythmus ist das oberste Gesetz, in dem sich Musik, Bewegung und Farbe zu vereinen haben. Dieses Ziel wird erst dann voll erreicht werden, wenn der tänzerische Nachwuchs unserer Opernbühnen in diesem Geiste erzogen ist. Die von mir gewollte Umgestaltung des Opern-Balletts bedarf eines Neuaufbaues von unten herauf. Erfreuliche Erfolge sehen wir bereits an manchem größeren Theater.(...) Auch am Hamburger Stadttheater wird die Tanzschule nach den von mir angedeuteten Richtlinien geleitet. Und ich darf wohl sagen mit zunächst bescheidenen, aber offensichtlichen Erfolgen" 3).

Angesichts der unterschiedlichen Aufgaben, die der Tanz in der Oper und im Konzertsaal hatte, versuchte Olga Brandt-Knack eine Synthese von klassischem Ballett und Ausdruckstanz herzustellen. Dazu bekam sie 1930 mit ihrer Choreographie der Bewegungsszenen der Gluckschen Oper „Orpheus und Eurydike“, die im Stadttheater zur Aufführung kam, Gelegenheit.

Olga Brandt-Knack hatte mit ihrer neuen Tanzform Erfolg. Hans Wölffer lobte Olga Brandt-Knacks Tanzgruppe 1926 im Bühnenalmanach: „Diese Gruppe ist nicht nur Tanzgruppe, nicht nur ‚Ballett‘, sie ist darüber hinaus in stilistischer Hinsicht ein durchaus selbständiger Faktor im modernen Kunstleben. Diese Eigenschaft hebt sie aus der Masse der heutigen Tanzgruppen von vornherein heraus. Sie erfordert als Leiterin eine tiefgründliche stilistische Kapazität; nicht nur Olga Brandt sein, sondern jeweils etwa Mozart und Brandt; Verdi und Brandt oder Strauß und Brandt zu einer Schöpfung von eigenem Werte zu verbinden, wird ihre Aufgabe sein.(...) In der grundsätzlichen Tendenz ihres Schaffens teilt Olga Brandt die Bestrebungen des modernen Ausdrucksballetts. Doch wird man bei dieser Tanzgruppe nie den Eindruck uferlosen Experimentierens erhalten haben; den Blick unbeirrbar auf das Neue gerichtet,



verliert sie nicht den Kontakt mit den überlieferten Werten klassischer Tanzkunst. Die ewige Antithese Oper und Drama, Ballett und Ausdruckstanz wird hier zur Synthese zwischen der Technik des klassischen Balletts als Mittel und dem Ausdrucksvermögen des modernen Tanzes als Zweck" 4).

Als Olga Brandt-Knack 1918 Mitglied der SPD wurde, verband sie Politik und Tanz miteinander. Häufig trat sie mit ihrer Tanzgruppe auf der Bühne des Gewerkschaftshauses am Besenbinderhof auf, und nach dem Ende des Ersten Weltkrieges gründete sie zusammen mit dem Schauspieler Adolf Johannsson den Arbeiter-Sprech- und Bewegungschor, der dann Ende der 20er Jahre von Lola Rogge übernommen wurde.

1932 gründete sie mit zusammen mit Lola Rogge und anderen die Vereinigung „Tanz in Hamburg e.V.“, um „das am künstlerischen Tanz interessierte Publikum zu sammeln, ihm den Genuss regelmäßiger Tanzveranstaltungen zu verschaffen und wenn irgend möglich, ein eigenes Tänzerhaus zu errichten, das als eine Heimstätte für den Tanz und die Tänzerschaft gedacht ist.“ Im Januar 1933 veranstaltete „Tanz in Hamburg e.V.“ seine erste Matinee mit Hamburger Tanzkomponisten. Aber noch im selben Jahr wurde die Vereinigung in den „Kampfbund für Deutsche Kultur“ gleichgeschaltet. Dieser „Bund“ wurde von den Nationalsozialisten errichtet, um sich den Tanz dienstbar zu machen. Nach nationalsozialistischer Auffassung bestand die Aufgabe des Tanzes darin, „als ein guter Treuhänder echter deutscher Kulturentwicklung zu wirken, und dabei einerseits alle wirklich gesunden künstlerischen Strömungen zu unterstützen und zu fördern, andererseits aber auch strengstens darüber zu wachen, dass alle ungesunden Auswüchse vermieden werden und dass die deutsche Tanzkunst vor allem nicht durch das geschäftige Hintertreppenwirken artfremder Elemente verwässert und vergiftet werde (...), denn es geht nicht an, dass ausgerechnet ein kulturell so hochstehendes Volk wie das deutsche, seinen künstlerischen Weg von rassenfeindlichen Elementen vorgeschrieben erhält und auf tänzerischem Gebiet Prinzipien zu huldigen gezwungen wird, die alles andere als deutsch sind" 2).

1932 wurde Olga Brandt-Knack wegen „politischer Unverträglichkeit“ vom Stadttheater entlassen, auch musste sie ihre Tanzschule aufgeben. Sie wurde unter Gestapo-Aufsicht gestellt und vorübergehend verhaftet. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie bis zum Jahre 1942 zusammen mit ihrer Schwester als Sprechstundenhilfe. Dann zog sie bis Kriegsende zu Freunden aufs Land.

Olga Brandt-Knack trat gleich nach dem Krieg wieder der SPD bei, war als deren Referentin tätig und begründete die Jugendorganisation „Die Falken“ mit.



Seit 1948 arbeitete sie als Frauenreferentin der Gewerkschaft „Kunst“. Neben ihren gewerkschaftlichen Aktivitäten betätigte sich Olga Brandt-Knack vom 30.10.1946 bis 1953 als Abgeordnete in der Hamburgischen Bürgerschaft mit dem Schwerpunkt „Soziales“. Außerdem war sie bis 1961 Deputierte der Polizeibehörde. 1962 legte sie alle Ämter nieder. Sie starb als Witwe und wohnte zuletzt an der Finkenau 19 im Stadtteil Uhlenhorst.

Andreas Knacks zweite Ehefrau hieß: Edith Hommes-Knack, geb. Stillmann (1891-1935?).

Nach dem Besuch der Mädchen-Mittelschule und der staatlichen Handelsschule, arbeitete Edith Stillmann als Kontoristin.

Nach einem eineinhalbjährigen Studienaufenthalt in Amerika machte sie ihr Sprachlehrerinnenexamen, danach folgte ein Studium an der Handelshochschule in Berlin, welches sie mit der Diplom-Handelslehrerinnen-Prüfung abschloss.

Nach dem Ersten Weltkrieg ging sie nach Hamburg. Dort heiratete sie Gerhard Hommes. Ab 1919 übernahm sie die Leitung der weiblichen Abteilung der Berufsberatung des Arbeitsamtes in Hamburg. Ein Jahr zuvor war sie der USPD beigetreten, von wo aus sie 1920 mit dem linken Flügel in die KPD eintrat.

Zwischen 1921 und 1927 vertrat sie die KPD als Bürgerschaftsabgeordnete im Hamburger Parlament. Da sie dem oppositionellen linken Flügel der KPD angehörte, wurde sie als Bürgerschaftskandidatin nicht mehr aufgestellt. 1927 wechselte sie zur SPD, für deren Frauenorganisation sie seit Ende der zwanziger Jahre tätig war.

Nach ihrer Scheidung heiratete Edith Hommes-Knack 1928 den Krankenhausarzt Andreas Knack. 1933 wurde das Ehepaar aus dem Staatsdienst entlassen und emigrierte nach China, wo Andreas Knack Direktor des Zentralkrankenhauses Nanking und 1935 Leiter des belgischen Missionshospitals in Kweisu wurde. Dort soll Edith Hommes-Knack gestorben sein. Andere Quellen berichten, dass das Ehepaar 1948 nach Hamburg zurückkehrte, wo Andreas Knack bis 1952 Präsident der hamburgischen Gesundheitsbehörde wurde. 5)

Quellen:

- 1) Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens der Hansestadt. Hamburg 2006, S.18.
- 2) Maack, Rudolf: Tanz in Hamburg. Hamburg 1975.
- 3) Brandt-Knack: Die Umgestaltung des Opernballetts. In: Bühnenalmanach. Hamburg und Altona 1926, S. 29-31.
- 4) Wölffer, Hans: Tanzgruppe Olga Brandt-Knack. In: Bühnenalmanach. Hamburg und Altona 1926, S. 32-34.



5) Lit: siehe auch: Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, 2011. Handbuch der Deutschen Kommunisten, Dietz-Verlag.

- **Andreas-Meyer-Brücke**, Billbrook (1967); siehe Andreas-Meyer-Straße
- **Andreas-Meyer-Straße**, Billbrook (1924): *Andreas Meyer (1837-1901), Oberingenieur, Leiter des Ingenieurwesens in Hamburg. Schöpfer der Speicherstadt*

Andreas Meyer bereitete z.B. den Wettbewerb um das Bismarckdenkmal vor und bestimmte maßgeblich den Standort des Denkmals: die Elbhöhe, denn diese wäre ein Ausblick in den „Weltverkehr“.

„Zu Meyers Tragik gehörte, dass die katastrophale Choleraepidemie von 1892, die 8500 Menschenleben forderte, wohl nicht eingetreten wäre, wenn die von ihm schon in den siebziger Jahren konzipierte und anhaltend geforderte Modernisierung der Stadtwasserkunst zügig durchgeführt worden wäre. Aber erst 1891 hatte die Bürgerschaft der kostspieligen Maßnahme zugestimmt, die seit 1893 zur Wirkung kam.“ 1)

Andreas Meyer war verheiratet **Mathilde, geb. Gossler** (1848-1920).

Quellen:

- 1) Hermann Hipp: Franz Andeas Meyer, in: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 5. Göttingen 2010, S. 258.

- **Andreasstraße**, Winterhude (1866), *Andreas Meyer (?-?)*, benannt nach dem Freund und Helfer des Grundstücksbesitzers Herrn Sierich

Siehe auch: Sierichstraße, Winterhude (1863): Adolph Sierich (1826-1889), Grundeigentümer, in Bd. 3 online.

Siehe auch: Agnesstraße, Dorotheenstraße, Klärchenbrücke, Klärchenstraße, Maria-Louisen-Brücke, Maria-Louisen-Stieg, Maria-Louisen-Straße, in Bd. 2.

- **Andreasweg**, Farmsen-Berne (1919): *Andreas Langbein (1830-1906)*, Besitzer des dortigen Bauernhofes



- **Ansgarweg, Lokstedt (1962):** *Ansgar (801-865), Erzbischof von Bremen und Hamburg.*

Ansgar kam nach dem Tod seiner Mutter als Fünfjähriger ins Benediktinerkloster von Corbie an der Somme.

- **Ansorgestraße, Othmarschen (1951):** *Carl Ansorge (1849-1915), Gärtner und Baumschulenbesitzer*

- **Antonistraße, St. Pauli (1800),** *frei gewählter Name*

- **Anton-Rée-Weg, Hammerbrook (1948):** *Dr. Anton Rée (1815-1891), Reichstagsabgeordneter, Reformpädagoge, Kämpfer für die Gleichberechtigung der Juden*

Anton Rée trat auch für die Emanzipation der Frauen ein und unterstützte Emilie Wüstenfeld in ihrem Vorhaben der Gründung einer Hochschule für Frauen in Hamburg.

Verheiratet war Anton Rée seit 1841 in erster Ehe mit **Henriette geb. Löwenthal** (1810-1860), in zweiter Ehe mit **Emma, geb. Howard** (1828-1911).

- **Anzengruberstraße, Wilstorf (1928):** *Ludwig Anzengruber (1839-1889), österreichischer Buchhändler und Schriftsteller*

Anzengrubers Vater war ein Hofbuchhalter und schrieb selbst Gedichte und Theaterstücke – allerdings erfolglos.

Ludwig Anzengruber war fünf Jahre alt, als sein Vater starb. Seine **Mutter Maria, geb. Herbich** konnte sich und ihren Sohn mit der Witwenrente kaum ernähren. Unterstützung kam von der Großmutter. Doch als diese 1854 starb, sah es finanziell sehr prekär aus. Dennoch unterstützte Maria Anzengruber ihren Sohn, gab ihm die Bibliothek des Vaters, so dass er sich literarisch weiterbilden konnte und ermöglichte ihm eine schulische Ausbildung, die er allerdings aus



finanziellen Gründen 1855 in der ersten Klasse der Oberrealschule abbrechen musste. Die Mutter stand ihrem Sohn auch in den folgenden Jahren zur Seite, als er versuchte, Schauspieler zu werden. Zehn Jahre lang zog sie mit ihm und den Wandertruppen, bei denen er engagiert war, durch Deutschland. Damals war Anzengruber zwischen 19 und 29 Jahre alt.

Doch auch seine Schauspielerlaufbahn war nicht vom Erfolg gekrönt. So begann er zu schreiben, womit er 1870 endlich seinen Durchbruch erlebte.

Drei Jahre später heiratete er, gegen den Willen seiner Mutter, die 16-jährige Adelinde Lipka (1857–1914). Doch die Verbindung verlief unglücklich. Die finanziellen Probleme und hohen Schulden führten zu Ehekrisen. Aber auch die weiterhin sehr enge Bindung zwischen Mutter und Sohn war für die Ehe nicht gedeihlich. Anzengrubers Mutter starb zwei Jahre nach seiner Hochzeit. Die Ehe Anzengrubers wurde vier Jahre nach dem Tod der Mutter geschieden.

- **Apostelweg**, *Rahlstedt (1951), nach den Aposteln, besonders nach Apostel Johannes*

Zwölf heute vorhandene Straßen und Brücken sind nach weiblichen Heiligen benannt und erinnern dabei an vier weibliche Heilige: an die Heilige Maria, Heilige Katharina, Heilige Gertrud und Heilige Anna.

Bei den männlichen Heiligen und Aposteln ist die Vielfalt größer: 41 Straßen sind nach ihnen benannt. So z. B. nach den Heiligen und Aposteln: Ansgar (dem Apostel des Nordens), Bonifatius, Christus, Georg, Jakobus, Johannes, Immanuel, Martin, Matthäus, Michael, Nikolaus, Paulus, Petrus, Sebastian, Vivilin, Winfrid Bonifatius (dem Apostel der Deutschen) sowie nach den Aposteln schlechthin.

Straßenbenennungen nach Apostelinnen suchen wir vergebens. Das ist kein Wunder, denn wegen einer männerzentrierten Sprache „verschwanden“ sie in den Bibeltexten. Junia beispielsweise, „die von den ersten Kirchenvätern noch als berühmte Apostelin gepriesen [wurde]. Als ‘Apostel’ galten diejenigen, die die Auferstehung Jesu bezeugen konnten und die sich von Jesus dazu beauftragt fühlten. Auch Frauen waren unter den apostoloi. Im Brief an die Gemeinde in Rom 16,7 lässt Paulus zwei Personen grüßen. Sie heißen in der Lutherrevision 1984 Andronikus und Junias und werden als ‘berühmt unter den Aposteln’ bezeichnet. (...) Der frühen Christenheit war es selbstverständlich, dass es sich bei Junia um eine Frau handelte, zumal es den Männernamen Junias nicht gab.“ 1)



Doch im 13. Jahrhundert erfuhr Junia „eine folgenschwere Geschlechtsumwandlung. Unter der Feder des Bibelkommentators Ägidius von Rom wird aus Junia ein Apostel namens Junias. Das Versehen eines unausgeschlafenen Augustiners? Oder Ergebnis eines männerorientierten Weltbildes?“, heißt es in der ZDF-Dokumentation „Die verschwundenen Frauen. Jesus und die vergessenen Säulen des Christentums“ vom 1. 4. 2013.

Im „Nestle-Aland, der maßgeblichen wissenschaftlichen Textausgabe des Neuen Testaments,“ 2) fand diese sprachliche Geschlechtsumwandlung durch die Fehlinterpretation des Namens erst ab der 13. Ausgabe 1927 statt, d. h., „erst zu dem Zeitpunkt, als Frauen erstmals zum Theologiestudium zugelassen wurden und Pfarrerinnen werden wollten (...)“ 3), wogegen viele Kirchenvertreter Sturm liefen, die weder Kolleginnen noch Apostolinnen duldeten. „Erst 1998 im fünften korrigierten Druck der 27. Auflage wurde dieser Texteingriff korrigiert. Endlich steht im Griechischen wieder der Frauenname *Junia*.“ 4)

Da die römisch-katholische und die griechisch-orthodoxe Kirche Frauen bis heute vom Bischofs- und Priesteramt ausschließen, weil Jesus Christus für das Kollegium der Apostel angeblich nur Männer bestimmt habe, könnte die Tatsache, dass bereits in der Frühzeit des Christentums Apostelinnen anerkannt wirkten, Emanzipationsprozesse beschleunigen. Ein Weg zur Verbreitung dieses Faktenwissens könnten auch entsprechende Straßenbenennungen sein. (Die evangelischen Landeskirchen ordinieren immerhin seit 1991 Frauen und übertragen ihnen auch das Bischofsamt.)

Quellen:

- 1) <http://www.bibel-in-gerechter-sprache.de/fragen-und-antworten/gab-es-apostelinnen>
- 2) Ebenda.
- 3) Ebenda.
- 4) Ebenda.

- **Appuhnstraße**, *Nienstedten (1953): Johannes Appuhn (1853-1934), Gemeindevorsteher in Klein Flottbek von 1887 bis 1922*

- **Archenholzstraße**, *Billstedt (vor 1938): J. Wilhelm von Archenholz (1741-1812), Hofbesitzer in Öjendorf, preußischer Hauptmann.*

Archenholz heiratete 1786 Sophie Friederike von Roksch. Das Paar hatte vier Kinder.



- **Arensweg**, Winterhude (1926): *Johann-August Arens (1757-1806), Baumeister*
Verheiratet seit 1793 mit Caecilia Elisabeth, geb. Liebrecht.
- **Armbruststraße**, Eimsbüttel (1902): *Georg und Carl Armbrust (1849-1896),
Musiklehrer, Organisten zu St. Petri*
- **Armin-Clasen-Stieg**, Eppendorf (1982): *Armin Clasen (1890-1980), Heimatforscher, Lehrer Volksmusikschule, Schulleiter Barmbecker Straße 30*

Armin Clasen war ein vielseitig interessierter, streitbarer und zielstrebigere Mensch. In der NS-Zeit strebte er nach Anerkennung, nachdem er sich vorher mit dem von ihm als „Kulturdiktator“ bezeichneten VHS-Direktor Heinrich Haselmayer bekriegt hatte, der Clasens Werk, die Volksmusikschule, einverleiben wollte. In der Schule gebärdete sich Clasen als stellvertretender Schulleiter nach Aussagen einiger Mitglieder des Kollegiums als strammer Nationalsozialist. Im Krieg machte er Karriere als Stabsintendant und biederte sich bei Senator Karl Witt für eine Nachkriegskarriere im Schuldienst an.

Als Heimatforscher erwarb er sich im Alter Meriten, so dass in Hamburg eine Straße nach ihm benannt wurde.

Armin Clasen wurde am 15.9.1890 in Neunkirchen, Kreis Ziegenhain, geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Hamburg absolvierte Clasen das Lehrerseminar in der Binderstraße, wo er am 4.2.1911 die Lehrerabschlussprüfung bestand. Nach der zweiten Prüfung zur Festanstellung als Volksschullehrer in Hamburg am 4.5.1914 wurde er am 13.3.1915 an der Schule am Lehmweg fest angestellt. Faktisch stand Clasen dem Lehrerdienst allerdings nicht zur Verfügung. Er war seit 1914 als Freiwilliger im Kriegsdienst an der Westfront, bald befördert zum Unteroffizier und Vizefeldwebel, verwundet schon am 18.9.1914. Er wechselte dann 1916 in den Nachschub- und Versorgungsdienst, in das Feldmagazin und blieb bis Ende des Krieges 1919 als Feldmagazininspektor an der West- und Ostfront.

Zurück im pädagogischen Leben unterrichtete er an der Schule Burgstraße und ab 1924 an der Barmbecker Straße 30. (1)

Seine Leidenschaft galt der Musik. Clasen engagierte sich insbesondere in der Volksmusikschule in Hamburg, deren künstlerischer Leiter er war. Und Clasen



sichert den Fortbestand in schwierigen ökonomischen Zeiten. Nach dem Rücktritt des Geschäftsführers erfolgte am 31.8.1923 ein Hilferuf der Volksmusikschule an Schulsenator Emil Krause: „Die fortschreitende Geldentwertung verlangt dauernde Umrechnung des Schulgeldes und der Gehälter. Herr Clasen, der künstlerische Leiter der Schule, hat Tag und Nacht gearbeitet, um der Unordnung Herr zu werden. Er ist der einzige, der den ganzen Betrieb genau kennt. Nun ist er am Rande seiner Kraft. Wir müssen ihn uns aber notwendig für die Volksmusikschule erhalten, sonst droht ihr Gefahr. Das Kuratorium bittet daher die Oberschulbehörde, Herrn Clasen vorläufig von der Schule zu befreien, damit er sich ganz dem jungen Unternehmen widmen kann.“ (2)

Die Schulbehörde genehmigte eine vorübergehende zeitliche Befreiung. 1926 absolvierte Armin Clasen die Prüfung als Musiklehrer an höheren Schulen, ohne in diesen Bereich zu wechseln.

Am 12.7.1922 heiratete Armin Clasen die Tochter des SPD- Bürgerschafts- abgeordneten und späteren Senators Paul Weinheber, Käthe, mit der er 1924 und 1927 zwei Kinder bekam. Käthe Clasen, ausgebildete Lehrerin, widmet sich der Kindererziehung und konnte auch nach 1933 als sogenannte „Doppelverdienerin“ nicht in ihren Beruf zurückkehren.

Armin Clasen war auf vielen Feldern unermüdlich tätig. Später, 1945, als es um die Würdigung der Person Armin Clasen aus dienstlicher Sicht ging, beschrieb Schulrat Gustav Schmidt ihn als „tüchtigen Verwaltungsbeamten und sehr fleißigen Arbeiter“. Er bemerkte aber auch: „Ein gewisser Stolz und ein etwa stark ausgeprägter Ehrgeiz sind nicht zu verkennen. Daher mag es kommen, daß er von manchen Mitarbeitern nicht günstig beurteilt wird.“ (3)

Armin Clasen wurde nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten am 18.11.1935 stellvertretender Schulleiter seiner bisherigen Schule Barmbecker Straße 30. Er war zu diesem Zeitpunkt noch nicht NSDAP-Mitglied, allerdings seit 1933 im NSLB und seit 1935 in der NSV. (4)

Ein Grund für seine bisherige Distanz zur NSDAP war sicherlich die Auseinandersetzung, die er mit dem egomanischen neuen Leiter der Hamburger Volkshochschule, Heinrich Haselmayer, hatte. Und auch der Umgang der Nationalsozialisten mit der Volksmusikschule, die wesentlich von Armin Clasen geprägt worden war, hatte offenbar für eine Zurückhaltung gegenüber der NSDAP gesorgt. In einem Schreiben an die Schulverwaltung vom 14.6.1945, in dem Clasen sich nach sechsjährigem Kriegsdienst um eine Schulleitungsstelle bewarb, schrieb er: „Es erwuchs mir die schwierige Aufgabe, die Volksmusikschule (VMS) 1933 in das neue Regierungssystem überzuleiten. Wie viele andere hatte auch ich die Hoffnung, dass ein einiges nationalsozialistisches Deutschland für die Sache der Volksmusik eine weit breitere Grundlage bieten



müsste als das im Parteienkampf erlegene Reich. Demgemäss stellte ich die VMS mit ihren Einrichtungen gläubigen Herzens der neuen Macht zur Verfügung. Die Enttäuschung kam schnell und gründlich. Die neue Staatsverwaltung strich sofort den von der Bürgerschaft stets grosszügig gewährten nicht unerheblichen Staatszuschuss. Den Versuch einer Fachorganisation, die VMS im Wege der ‚Gleichschaltung‘ mit Vermögen und Einrichtung überzuschlucken, konnte ich durch rücksichtsloses Eingreifen im letzten Moment abwehren. Verhandlungen mit der Hitler-Jugend wegen Beteiligung an der VMS verliefen völlig im Sande, weil die Anschauungen über das Wesen der Volksmusik zu weit auseinander gingen. Versuche der Musikprominenten des NSLB, der Herren Häfeker und Treutler, in der VMS Fuß zu fassen, scheiterten, weil ihre hochgesteckte Programmatik in zu krassem Widerspruch stand zu ihren musikalischen Leistungen, auf deren Niveau die VMS unmöglich herabsteigen konnte." (5) Hier wurde deutlich, in welche Kämpfe sich Armin Clasen selbstbewusst begeben konnte.

Und über seine Erfahrungen mit Heinrich Haselmayer, einem jungen despotischen „alten Kämpfer der NSDAP" schrieb Clasen: „Verhandlungen mit dem damaligen Leiter der Volkshochschule, Dr. Haselmayer, führten ebenfalls zu tiefgehenden Differenzen. Als ich mich einer Vergewaltigung der VMS durch ihn entgegenstellte, schwor Dr. Haselmayer, der Volksmusikschule und mir ‚das Genick zu brechen‘. Ich habe mich damals über ihn bei der Gauleitung der NSDAP beschwert. Der Erfolg wäre sehr zweifelhaft gewesen; die Sache fand vor einer Entscheidung ihre Erledigung durch das sang- und klanglose Verschwinden des Dr. H., der anderer Vorfälle wegen inzwischen für seine Partei untragbar geworden war. Es blieb nichts übrig, als die VMS aufzulösen, wobei es allerdings gelang, einen erheblichen Teil der Lehrer und Schüler die Volkshochschule zu überführen. Ich habe mich dann, obgleich ich die Prüfung für Musiklehrer an höheren Schulen abgelegt hatte, völlig abgewandt von Musikausübung und Musikforschung und meine bereits 1920 begonnenen heimatsgeschichtlichen Studien bis zu Beginn des Krieges energisch fortgeführt." (6)

Dass Armin Clasen nicht als Nachfolger von dem an seiner Schule pensionierten Schulleiter Heinrich Gechter vorgeschlagen wurde, erklärte er damit, dass „dem meine Stellung zur NSDAP wegen meiner Kämpfe mit Dr. Haselmayer wohl problematisch erschien." (7)

Armin Clasen war nicht nur in dieser Zeit eine kampfbereite, extrovertierte, selbstbewusste und auch eitle Person. Die erbitterte Auseinandersetzung mit Haselmayer, der als Träger des goldenen Parteiabzeichens aufgrund seines frühzeitigen Eintritt in die NSDAP und des großen Rückhalts bei dem ihm freundschaftlich verbundenen Reichsstatthalter und Gauleiter der NSDAP in Hamburg, Karl Kaufmann, war für Clasen sinnbildlich auch ein Kampf mit „der Partei". In einem dreizehnseitigen Schreiben, mit dem er sich am 6.2.1947 um



Rehabilitierung bemühte, beschrieb er in einem Abschnitt „Kampf gegen Missstände in Partei und Staat“ den Konflikt mit Haselmayer und der von ihm vertretenen Kulturpolitik genauer, auch mit der Intention, sich in ein günstiges Licht zu rücken:

„Ein Großteil der Fehden galt dem Kulturdiktator von Hamburg, dem neu ernannten Direktor der Volkshochschule, Dr. Haselmayer, einem brutalen und zu Gewalttätigkeiten neigenden Menschen, der in der Wahl seiner Mittel nicht zauderte und bei dieser Gelegenheit die Faust zeigte. Seinen Projekten auf Propagierung des Partei-Komponisten Richard Wagner widersetzten wir uns in langen Debatten. Unser Eintreten für Hindemith, der mit einer Jüdin verheiratet war, verargte er uns schwer. Die VMS führte am 8. und 10. Mai 1933 Hindemiths ‚Plöner Musiktag‘ auf. Ich hatte Haselmayer eingeladen, der aber nicht erschien. Die Aufführung ist zu einem Ehrentag hamburgischer Jugendmusik geworden. Hindemith war anwesend, geriet selbst so in Begeisterung, dass er erst eines seiner Bratschenkonzerte spielte und dann zum Taktstock griff, um selbst die Plöner Musik zu dirigieren. Ich hatte vorher eine programmatische Ansprache gehalten und gesagt: ‚Diese Aufführung der VMS ist ein Bekenntnis zu dem Menschen und den Musikanten Hindemith‘.“ (8)

Clasen berichtet, gegenüber Haselmayer scharf geworden zu sein: „Seiner VHS widmete ich die folgende kritischen Worte: ‚Ebenso laufen bei Ihnen noch so viele abgestandene Dinge, die im zweiten Reich sich schon überlebt hatten.‘ Ich kritisierte, dass einer seiner Dozenten der VMS endlich Wagner näher bringen wollte. ‚Dazu sind wir der Meinung, dass die ganze Wagner-Hochflut nur aus seinem deutsch- heldischen Stoffgebiet herkommt.‘“

Und letztlich: „Nachdem dann Haselmayer aktiv durch Verbote in die Arbeit der VMS eingriff, habe ich am 17.8.1935 Beschwerde über ihn bei der Gauleitung Hamburg eingelegt. Ich erklärte, die VHS sei nicht imstande, die VMS-Arbeit durchzuführen. Die auf einseitiges Diktat des H. aufgebauten Maßnahmen wurden kritisiert und um Schutz gegen Haselmayers Drohungen gebeten. Wir haben nicht die Absicht, Prellbock zwischen verschiedenen Kulturorganisationen des Dritten Reiches zu sein. Wir sehen in Herrn Dr. H nicht den geeigneten Mann, eine Volksmusikarbeit auf lange Sicht aufzubauen.“ (9)

Das Problem mit Heinrich Haselmayer erledigte sich für Armin Clasen, sehr zu seinem Wohlgefallen: „Haselmayer hielt, sinnlos betrunken, in Holland eine unmögliche Rede und wurde von seiner Partei kaltgestellt.“ (10)

Das war im Mai 1936.

Armin Clasen hatte seinen Arbeitsschwerpunkt von der Musik auf die „Heimatsgeschichte“ verlagert. Am 7.11.1936 wurde er vom „Präsidenten der Kultur- und Schulbehörde“, Karl Witt, aufgefordert, in der Vereinigung „Niederdeutsches



Hamburg" mitzuarbeiten. Clasen war geschmeichelt und nutzte die Gelegenheit, einerseits seine Kompetenzen und erfolgreichen Arbeitsfelder auszubreiten und andererseits noch einmal darzustellen, dass er sich zu wenig wahrgenommen fühlte. „Mein bisheriges Fortbleiben beruht auf einem nicht ganz unbegründeten Gefühl, dass meine Arbeit der Behörde aus einem mir nicht bekannten Grunde gleichgültig ist“, wie er in seinem Antwortschreiben an Präsident Karl Witt formulierte. (11) Und Clasen zeigte auch gleich auf, worin er eine entsprechende Würdigung und Anerkennung sehen würde: „Ich habe von einem zum andern Male auf eine Ernennung zum Mittelschullehrer gehofft, umso mehr, als die Behörde mehrfach zu erkennen gab, dass wissenschaftliche Befähigung dazu Voraussetzung sei.“ Und dann nannte er seine Tätigkeiten in der Schule: „Stellvertretender Schulleiter, Luftschutzleiter, Schulturnwart und Schulfunkwart.“ Clasen wies auf seine umfangreichen heimatsgeschichtlichen Aktivitäten und Veröffentlichungen hin: „Ich darf dabei bemerken, dass ich seit Jahren jede freie Stunde – auch die Ferien – zu Archivstudien und vor- und frühgeschichtlichen Untersuchungen benutzt habe.“

In der Erwägung, dass ihm die Auseinandersetzung mit dem Egomane Haselmayer den Ruf zerstört haben könnte, vermerkte er noch: „Während meiner Tätigkeit an der Volksmusikschule habe ich mit vielfachen Widerständen zu tun gehabt. Es ist nicht meine Art, in Dingen, die ich für den nationalsozialistischen Staat für richtig und wichtig halte und die in seiner Organisationen ihren Platz zugewiesen erhalten haben, Kompromisse zu schließen oder gegen meine Überzeugung das Feld zu räumen. Ich habe mir dadurch manche Gegnerschaft zugezogen. Wenn auch Zeit und Entwicklung mir in allen Dingen Recht gegeben haben, so könnte es doch leicht möglich sein, dass etwas an mir hängen geblieben ist, worüber ich nicht orientiert bin.“

Schulrat Kurt Holm wurde um Stellungnahme gebeten. Am 22.1.1937 vermerkte er: „Mir ist die Arbeit von Herrn Clasen durchaus bekannt. Seiner besonderen Befähigung wegen habe ich verfügt, ihn als Lehrer für die Jahnschule zu gewinnen. Leider zerschlugen sich damals die Verhandlungen. Zum Mittelschullehrer ist Herr Cl. nicht ernannt worden, da er weder eine Oberbauklasse führte, noch die Mittelschullehrerprüfung abgelegt hatte, noch politisch sich besonders für die NSDAP einsetzte. Ich halte ihn für einen tüchtigen Lehrer und einen Menschen mit Idealen, der sich auch außerhalb der Schule betätigt und einsetzt. Leider haben nicht alle Lehrer, die wie zum Beispiel auch Herr Cl. charakterlich und leistungsmäßig dazu befähigt waren, zu Mittelschullehrern ernannt werden können.“ (12)

Es wurden weitere Stellungnahmen eingeholt: So etwa von Prof. Rudolf Schmidt, Schulleiter der Oberrealschule Eppendorf, einem führenden Vertreter der Vereinigung Niederdeutsches Hamburg. Er urteilte: „Armin Clasen ist ein tüchtiger



Volksschullehrer. Über seine Berufstätigkeit hinaus hat er seit Jahren auf dem Gebiet der heimatlichen Geschichte gearbeitet u. z. mit dem Erfolg, dass er für flurgeschichtliche Untersuchungen und für die Geschichte der Hamburger Klosterdörfer anerkannt erster Fachmann ist. Niemals hat Herr Clasen andere als ideelle Ziele verfolgt oder erstrebt." Und er führte weiter aus: „Ich weise auf diese Zusammenhänge hin, weil sie von grundsätzlicher Bedeutung sind. Soll das niederdeutsche Hamburg seine Aufgaben erfüllen, dann müssen die Männer, die die wissenschaftlichen Grundlagen für die kulturelle Arbeit schaffen, wissen, dass die Behörden hinter ihnen stehen und dass Sie sich für die Nutzung des von jenen – wie ich nochmals betone – aus ideellen Gründen Geschaffenen einsetzen. Die gleiche Abneigung gegen heimatkundliche Arbeiten lässt sich auch bei Druckwerken feststellen, wie ich bei Besprechungen mit Kreisleiter Haase mehrfach hervorgehoben habe. Diese Gefahren sehe ich, auf ihre Folgen hinzuweisen halte ich für eine Pflicht als Vorsitzender der Gruppe. ‚Heimatliche Geschichte‘, und ich betone zum Schluss, dass ich diese Angelegenheit als solche aufgenommen habe, nicht etwa als Schulleiter gegenüber meiner Behörde. Unter Hinweis auf das beigefügte Zeugnis von Prof. Dr. Reincke bitte ich die Vereinigung Niederdeutsches Hamburg, die Kultur- und Schulbehörde auf die hier aufgewiesenen Tatsachen hinzuweisen, damit diese erwägen kann, ob eine Änderung der bisherigen Einstellung zu Männern wie Armin Clasen notwendig ist oder nicht.“ (13)

Auch der Direktor des Staatsarchivs, Professor Reincke, verwandte sich für Clasen: „Armin Clasen ist mir näher bekannt, seine Arbeit als Heimat- und Volkstumsforscher schätze ich sehr hoch. Er ist gewissenhaft, methodisch sauber und klar in seinen Zielen. Seinen flurgeschichtlichen Beitrag zum Stormarner Heimatbuch finde ich ganz ausgezeichnet und in manchem richtungsweisend. Ich halte ihn für einen der Besten in der Volkstumsarbeit und würde mich sehr freuen, wenn er an der grossen Aufgabe des Niederdeutschen Hamburg beteiligt würde.“(14)

Damit war der Bann gebrochen. Clasen fühlte sich angenommen und arbeitete mit. Kurz darauf trat er mit Wirkung vom 1.5.1937 in die NSDAP ein. (15)

In den Zeiten monatelanger Krankheit des Schulleiters in der Barmbecker Straße 30 übernahm er die Schulleitungsaufgaben.

Wer von sich schrieb, „seit Jahren jede freie Stunde - auch die Ferien - für Archivarbeit und frühgeschichtliche Untersuchungen benutzt zu haben“, musste anderswo Abstriche machen. Am 30.9.1938 wurde die Ehe Armin Clasens mit Käthe Clasen geschieden. Clasen teilte dieses seiner vorgesetzten Behörde mit. Er gab dazu sogar eine erläuternde Erklärung ab und bekannte, „dass meine Ehe nach wenigen Jahren ihren inneren Halt verlor, weil unsere Interessengebiete



immer gegensätzlicher wurden und wir uns immer weiter auseinanderlebten. Wenn trotzdem die Ehe so lange aufrechterhalten wurde, so geschah es, unter beidseitigen starken Bemühen, der Kinder wegen, die jetzt groß und vernünftig geworden sind. Nach außen bot die Ehe jederzeit ein einwandfreies Bild. Meine geschiedene Frau vermeinte aber, auf die Dauer den seelischen Anforderungen einer Scheinehe nicht gewachsen zu sein. Ich habe es deshalb für fair und richtig gehalten, in eine Scheidung einzuwilligen, zumal es der dringende Wunsch meiner geschiedenen Frau ist, baldmöglichst ihren alten Beruf als Lehrerin wieder aufnehmen zu können." (16)

Im ebenfalls in der Personalakte vorliegenden Scheidungsurteil las es sich ganz anders. Käthe Clasen hatte die Klage eingereicht: „Die Klägerin begehrt die Scheidung der Ehe. Sie behauptet, der Beklagte verweigere ihr seit zehn Jahren den ehelichen Verkehr ohne triftigen Grund.“ Und auf der anderen Seite: „Zur Begründung der Widerklage trägt er vor, dass die Klägerin den Haushalt vernachlässigt habe und geistigen Interessen nachgegangen sei. Sie sei unsauber und unpünktlich, so dass er die Mahlzeiten häufig selbst habe herrichten müssen. Auch habe sie für die Instandhaltung seiner Kleidung nicht ausreichend gesorgt.“ (17)

Scheidungsurteile haben ihren eigenen Hintergrund und sind für persönliche Charakterisierungen nur von begrenztem Wert. Auffällig war nur, dass und wie Armin Clasen dies gegenüber der Schulverwaltung darstellte, ganz im Gegensatz zu dem tatsächlichen Streit. Das Thema sollte noch eine Rolle spielen im Entnazifizierungsverfahren. Zumindest erschütterte Clasen mit seinem Schreiben an die Schulverwaltung und dem anschließend dokumentierten Urteil seine Glaubwürdigkeit, wie ernst seine Aussagen zu nehmen waren. Der Bürgerverein Süd-Winterhude beschrieb ihn zu seinem 80. Geburtstag und charakterisierte ihn so: „Er gräbt, wo er kann, die Wahrheit zu ergründen. Er liebt keine Halbheiten, er ist ein Feind von Verschwommenheiten.“ (18) War er das?

Armin Clasens Leben war auf der Erfolgsspur. Seit 1935 bereitete er sich auf eine mögliche Karriere als Zahlmeister bei der Wehrmacht vor. Am 16.12.1935 wurde er zu einer einwöchigen Übung des Heeresverpflegungsamtes eingeladen und erhielt Beurlaubung. (19) Am 13.4.1937 teilte er der Schulverwaltung mit, er sei als Zahlmeister der Reserve aufgestellt worden. Am 14. September 1938 kam der Gestellungsbefehl für eine Reserveübung beim Heeresverpflegungsamt, Urlaub für drei Tage vom 29.9. bis zum 1.10.1938. Der Nachschub für den bevorstehenden Krieg wurde vorbereitet. Im letzten Vierteljahr sollte es eine fünf-wöchige Übung für Armin Clasen geben, die genehmigt wurde. (20) Zu Kriegsbeginn wurde Armin Clasen eingezogen. 1939 Zahlmeister, 1940 Oberzahlmeister, 1941 Stabszahlmeister, 1944 Stabsintendant. Zwischendurch wurde er noch kurz vor dem Krieg mit der Beförderung zum Mittelschullehrer belohnt. (21)



Oberzahlmeister Clasen schien mit sich und seinem Leben zufrieden zu sein. Am 31.3.1940 schrieb er an den Präsidenten der Schulverwaltung, „Pg. Witt“, wie er extra vermerkte, jetzt ja selbst Pg., aus der gemütlichen Stelle des Oberzahlmeisters. Er bedankte sich für die Verleihung des „Treuedienst-Ehrenzeichens“, das zum 25. Dienstjubiläum überreicht wurde. Und: „Mein besonderer Dank gilt ferner der im Herbst erfolgten Ernennung zum Mittelschullehrer“. Wie sehr Clasen sich anerkannt fühlte, drückte er so aus: „Es drängt mich doch, auch Ihnen persönlich, Herr Präsident, ausdrücken zu dürfen, welche große Freude und tiefe Befriedigung die Ernennung in mir ausgelöst hat. Ich werde die Anerkennung, die in ihr liegt, in vollem Maße zu würdigen wissen und sie als eine Verpflichtung auffassen, nicht nur meine ganze Kraft fernerhin der Schularbeit zu widmen, sondern darüber hinaus nach glücklichem Abschluss des Krieges meine heimatkundlichen Arbeiten in verstärktem Maße fortzusetzen.“ Und weiter: „Seit über sieben Monaten stehe ich bereits wieder im Dienste der Heeresverwaltung. Ich muss gestehen, dass ich, so wie ich im Frieden ganz der Schul- und Kulturarbeit gehöre, mich im Kriege wieder mit Leib und Seele als Soldat fühle. Es ist uns alten Kriegern eine restlose Befriedigung, dass man uns wieder gebrauchen kann. Wir stehen unseren Mann wie die Jüngsten; ja, wir dürfen wohl sagen, dass in der Heeresverwaltung ein großer Teil der reibungslosen Arbeit erst durch unsere Erfahrung so gut gerät.“

Stolz führte Armin Clasen gegenüber Pg. Witt aus, wie er sich auf verschiedenen Feldern qualifizierte: „Leiter der Personalabteilung, Ausbildung des Nachwuchses“. Hier sollten Weichen für die Zeit danach gestellt werden. (22)

Im Krieg, am 24.6.1941 heiratete Armin Clasen wieder, Anna Maria Arfmann, geboren 1914. Mit ihr bekam er drei Kinder, 1941, 1942 und 1943. Für Versorgung war offenbar gesorgt. (23)

Der Krieg war vorbei. Am 9.5.1945 wurde Armin Clasen aus der Wehrmacht entlassen. Das nächste Schreiben ging am 14.6.1945 nicht an den Präsidenten, Pg. Witt, sondern an die neue Schulverwaltung Hamburg. Clasen beschrieb, welche Kompetenzen er im Kriegsdienst erworben hatte. Er könne sich vorstellen, wegen seiner erweiterten Verwaltungserfahrung eine Schulleitung zu übernehmen. En passant erklärt er noch, dass seine Stellung zur NSDAP wegen seiner Kämpfe mit Dr. Haselmayer wohl problematisch erschien. Und: „Nun, wo die deutsche Schule in tiefster Not wieder von vorn anfangen muss, deutsches Geistesleben aus den Trümmern aufzurichten, drängt es auch mich, der ich der Schularbeit solange ferngestanden habe, meine Kräfte voll einzusetzen. Der Wunsch, dass mir die Schulverwaltung die Leitung der Schule Barmbecker Straße 30 anvertrauen möge, falls deren Neubesetzung ins Auge gefasst wird, entspricht nicht nur dem Umstände, dass ich zur Zeit der dienstälteste der an der Schule wirkenden Lehrer und der einzige mit Fachexamen für die höhere Schule



und in der Stellung eines Hauptschullehrers bin, sondern auch, wie ich mir vorstehend auszuführen erlaubte, dem Bestreben, eine festere Verankerung meiner heimatkundlichen Arbeiten in einer Schulgemeinde zu erreichen, wo ich erhoffe, dass mir die im Heeresdienst gesammelten Verwaltungserfahrungen bei der Verwaltung einer Schule zugute kommen werden." (24)

Gustav Schmidt, wieder eingesetzter Schulrat, nachdem er von den Nazis abgesetzt worden war, vermerkte: „Über seine Eignung als Schulleiter muss ich noch Erfahrungen sammeln." (25)

Fritz Köhne, auch nach dem Krieg für das Volksschulwesen verantwortlich, entschied, am 5.8.1945, Clasen zum 6.8.1945 als Schulleiter in der Barmbecker Straße 30 einzusetzen. Gustav Schmidt begutachtet Clasen am 11.9.1945. Er schrieb: Clasen „ist nicht mehr und nicht weniger Nationalsozialist gewesen als der Durchschnitt der Lehrer". (26)

Die Wolken über Armin Clasen wurden dunkler. Ein Nachbar von Clasen in der Schlankreye 19 in Eimsbüttel, W. Hinrichs, belastete ihn schwer. Hinrichs regte sich auf über Clasens Verhalten und Äußerungen gegenüber der Mutter von Clasens ehemaliger Frau nach dem Tod ihres Vaters, dem früheren sozialdemokratischen Senator Weinheber: „Dass der Clasen eine innerliche Einstellung zur NSDAP besessen hat oder vielleicht noch besitzt, ergibt sich aus folgendem Vorfall: Frau Weinheber bezog nach dem Tode ihres Mannes eine ganz geringe Pension. Die geschiedene Frau Clasen nahm ihren Beruf als Lehrerin wieder auf. Als sie später ihre feste Anstellung als Lehrerin betrieb, stellte es sich heraus, dass ihr Vater, Herr Weinheber, nicht rein arisch war, weshalb sie den Schuldienst wieder aufgeben musste. Bei dieser Feststellung gab Herr Clasen seiner Entrüstung darüber mit den Worten Ausdruck, ‚Man müsste der Frau Weinheber die gesamte Pension nehmen.‘ Als Sippenforscher sieht diese Einstellung doch zu sehr nach den nationalsozialistischen Grundsätzen aus." Und weiter: „Mich selbst wollte er anlässlich einer Differenz in Luftschutzfragen vor ein Parteigericht bringen. Auch dieser Vorfall beleuchtet den Charakter dieses Mannes und seine gläubige Einstellung zur Partei. Ferner waren doch die Bestrebungen der NSDAP, wie jeder denkende Mensch wusste, auf einen Krieg gerichtet, wozu Herr Clasen sich bereits lange vor dem Kriege als Zahlmeister freiwillig gemeldet und in welcher Eigenschaft er hier in Hamburg auch wohl gute Dienste geleistet hat." (27)

Gustav Schmidt reagierte skeptisch auf Hinrichs Vorwürfe. Er schrieb: „Was sein Miteinwohner Herr Hinrichs aus dem Hause Schlankreye aufführt, ist in meinen Augen belanglos. Clasens Ehe wurde 1938 im beiderseitigen Einverständnis geschieden. Wenn aus der Verärgerung dieser Zeit noch etwas nachgeblieben ist, dann soll man sich solche von Herrn Hinrichs angeführte Äußerung über



Clasens Schwiegermutter jetzt nach mehreren Jahren nicht noch auf die Waagschale legen. Was im Luftschutzkeller zwischen Hinrichs und Clasen vorgefallen ist, ist nicht zu klären, da der Briefschreiber leider seinen Brief als ‚vertraulich‘ bezeichnet hat und ich darum Clasen zu den einzelnen Punkten nicht hören darf. Ich bin nicht geneigt, auf diese einseitigen Bemerkung eines Hausgenossen, dem anscheinend wenig Tatsächliches zugrunde liegt, etwas gegen Herrn Clasen zu unternehmen oder meine Meinung über ihn zu ändern.“ (28)

Senator Landahl vermerkte dazu am 12.9.1948, dass Hinrichs und Clasen miteinander konfrontiert werden sollten. Gustav Schmidt antwortete darauf, dass Hinrichs sein Schreiben vertraulich behandelt wissen wollte. Schmidt hielt die Sache damit für abgeschlossen (15.9.1945). Landahl schrieb: „Einverstanden“, 18.9.1945. (29)

Nachbar Hinrichs zeigte sich mit dem Umgang seines Schreibens zur „Angelegenheit des früheren Parteigenossen A. Clasen“ nicht einverstanden. Er erwartete „eine völlige Bereinigung“ (30) tatsächlich, Senator Landahl führte selbst ein Gespräch mit W. Hinrichs, konnte dabei die meisten Beschwerdepunkte beilegen, „bis auf den einen, dass Clasen dem Hinrichschen Ehepaar mit einer Anzeige gedroht hat und Unterschriften in der Hausgemeinschaft gegen das Ehepaar gesammelt hat“. (31)

Ergebnis: „Clasen wird vorläufig nicht als Schulleiter bestätigt, er wird weiter beobachtet werden. Hinrichs hat sich mit dieser Regelung zufriedengegeben.“ (32)

Gravierender noch die Erkenntnisse des Beratenden Ausschusses, der am 14.12.1946 empfahl, Clasen als Schulleiter nicht weiter zu beschäftigen. In der Begründung wurde ausgeführt: „Es wird trotz der oben angeführten Dinge empfohlen, ihn nicht in diesem Amte zu belassen, weil Mitglieder seines Kollegiums übereinstimmend aussagen, dass C. Aktivist gewesen ist. So sagt zum Beispiel Fräulein Lau aus: ‚Wir haben alle das Gefühl gehabt, dass er Nazi war. Er hat mich 2 Std. energisch bearbeitet, in die Partei einzutreten.‘ Er behauptet jetzt, er wäre dazu als Schulleiter verpflichtet gewesen. Fräulein Weihrauch sagt aus, ‚dass die allgemeine Meinung gewesen wäre, dass man sich vor C in Acht nehmen müsse. Er habe zum Beispiel die jüdische Rasse scharf und hässlich nachgeahmt. Er war aktiver Nazi und ist es in seinem Herzen noch. Er ist heute noch in seinem Sprechen gegen die Engländer eingestellt.‘ Fräulein Heller sagt aus: ‚C habe 1938 die Kollegen durch Mädchen überwachen lassen, ob sie den Hitler-Gruß erweisen‘. Unter dem Eindruck dieser Aussagen, die sich anscheinend beliebig vermehren lassen (es wird zum Beispiel auf das Ehepaar Kiel hingewiesen) empfiehlt der Beratende Ausschuss, C. nicht weiter als Schulleiter zu verwenden.“ (33)



Armin Clasen führte einen seitenlangen Kampf für seine Rehabilitierung. Am vorläufigen Ende der Auseinandersetzung erklärte Clasen am 13.2.1947: „Ich verzichte deshalb auf einen Einspruch und bitte Sie, bevor eine Entscheidung der Schulverwaltung ergeht, mich des Amtes des Schulleiters der Schule Barmbecker Straße 30 zu entheben und mir in einer anderen Schule die Führung einer Klasse anzuvertrauen.“ (34)

Und Gustav Schmidt gegenüber: „Ihnen, sehr verehrter Herr Schulrat, darf ich für die sachliche Erledigung dieser Angelegenheit und für die stete Förderung, die Sie meiner Wirksamkeit als Schulleiter wie meiner heimatkundlichen Interessen entgegenbrachten, meinen tiefen und aufrichtigen Dank sagen.“

Dennoch ließ Clasen nicht locker. Er konnte Leumundszeugnisse vorbringen. Auch sein ehemaliger Schulleiter an der Barmbecker Straße 30, Albert Stübs, verwendete sich für ihn und versuchte die Aussagen der Kolleginnen zu entkräften. (35) Aber auch der Fachausschuss unter Leitung von Friedrich Wilhelm Licht lehnte den Einspruch Clasens ab und erklärte: „Es ist offenbar, dass Clasen von seinen Kollegen zwiespältig beurteilt wird. Der Fachausschuss hat in seinen Richtlinien für die Ernennung und die Bestätigung von Schulleitern den Grundsatz aufgestellt, daß Persönlichkeiten, die jemals der NSDAP beigetreten sind, nur dann als Schulleiter tragbar sind, wenn nachgewiesen werden kann, daß sie in den letzten Jahren des Hitlerregiments in eindeutiger innerer Opposition zum Nationalsozialismus gestanden und sich durch die Art ihrer Amtsführung praktisch bemüht haben, den unheilvollen Einflüssen des Nationalsozialismus auf Schule und Erziehung nach Kräften entgegenzuwirken.“ Diesen Nachweis konnte im Falle Clasen nicht mit der erforderlichen Eindeutigkeit erbracht werden. Er wurde daher mit vollem Recht als untragbar für das Amt eines Schulleiters (nur für dieses!) erklärt.“ (36)

Schließlich beauftragte Armin Clasen den Rechtsanwalt Dr. Schmaltz, der noch einmal alles auflistete, was Clasen schon ausführlich dargestellt hatte. Am 26.4.1949 wurde Clasen dann als „Entlasteter“ in Kategorie V eingeordnet und als Lehrer bestätigt, aber nicht wieder befördert. Er blieb Lehrer an der Schule Alsterdorfer Straße und wurde am 19.8.1955 pensioniert, aber noch mit Lehraufträgen bis 1959 weiter beschäftigt.

Danach wurde es für Armin Clasen alles einfacher und ehrenhafter. Zum 70. Geburtstag gratulierte Landesschulrat Ernst Matthewes: „Durch ihre Tüchtigkeit und durch ihren besonderen Fleiß haben Sie sich als Lehrer und als stellvertretender Schulleiter immer wieder bewährt, und auch nach ihrem 65. Geburtstage sind sie noch in voller körperlicher und geistiger Frische an der Schule Alsterdorfer Straße tätig gewesen. Ihr Wirken ging stets über den Rahmen des Unterrichts hinaus. Ihre vor- und frühgeschichtlichen Studien haben im



ganzen niederdeutschen Raum hohe Anerkennung gefunden, und heute kommen ihre besonderen heimatkundlichen Kenntnisse der Zeitung des Winterhuder Bürgervereins zugute." (37)

Clasen dankte Matthewes am 20.9.1960: „Sie hatten die Liebenswürdigkeit mir zu meinem 70. Geburtstag Glückwunsch auszusprechen und dazu warme Worte über meine bescheidene Tätigkeit im Schuldienst zu finden. Darf ich Ihnen hierfür meinen tief gefühlten Dank aussprechen? Ich hatte das unverdiente Glück, dass ich am Ende meiner 48 Dienstjahre noch genauso begeistert vor einer Schulklasse stehen konnte wie beim Beginn.“ (38)

Landesschulrat Wolfgang Neckel gratulierte zum 85. Geburtstag: „Ihre letzten Jahre an der Mädchenschule Alsterdorfer Str. 39 sind bei Schülern und Lehrern unvergessen. Ihr Temperament, ihre Aufgeschlossenheit in so vielen Bereichen und die Gabe, Ihre Schülerinnen für ihre Unterrichtsvorhaben zu begeistern, ließen sie zu einem beliebten Lehrer und geschätzten Kollegen werden. Noch heute kommen Eltern, die ihre Kinder zur Schule anmelden, ins Schwärmen, wenn sie von ihrem Lehrer, Herrn Clasen, erzählen. Man kann wohl mit Recht sagen, daß Sie in Winterhude ihre Spuren nachdrücklich hinterlassen und daß Sie damit auch viel für das Ansehen der Schule überhaupt getan haben.“ (39)

Clasen bedankte sich und erinnerte sich und Neckel an alles Reformpädagogische, wobei er alles andere ausblendete. Er sah noch vor sich seine Schülerinnen aus der Schule Forsmannstraße von 1912 bis 1914: „Das Verhältnis zu den anvertrauten Kindern war vorprogrammiert: Wandervogel, Freie Deutsche Jugend, Leitung der Volksmusikschule, Heimatkundliche Forschung. Pädagogisch bot das Lehrerseminar in der Binderstraße zu wenig: ein genialer Musiker, ein ausgezeichneter Biologe, ein tüchtiger Physiker (Professor Umlauff), der Rest war Schweigen. Aber die benachbarte Seminarschule gab uns ein ausgezeichnetes pädagogisches Rüstzeug auf den Weg. William Lottig, der große Reformler, lehrte uns, ‚vom Kinde aus‘ zu unterrichten. Der Kollege Bormann gab hervorragende Probestunden, die jede Lektion zum Kunstwerk, methodisch wie didaktisch, werden ließen. Ihm nachzueifern, habe ich mich über Jahrzehnte immer wieder bemüht. So sind die Klassenverbände zusammengewachsen und sehen ihre Schulzeit heute noch als schönsten Teil ihres Lebens an. Die Freude darüber übertönt manche Kritik, die ich heute an meiner Arbeit ausübe.“ (40)

Das Wirkungsumfeld des späten Armin Clasen ehrte und hofierte ihn. Der Bürgerverein Süd-Winterhude feierte ihn zum 80. Geburtstag. Er nannte ihn „den Altmeister der Heimatsforschung“. Er „ist ein fröhlicher Mensch mit heiterem Gemüt“. Armin Clasen „ist ein rüstiger Achtziger, voll rastloser und emsiger Tätigkeit. Mit Rat und Tat steht er jedermann gern zur Verfügung. Wenn er auch



mit den Hamburgensien-Freunden oftmals ‚in Fehde‘ liegt oder Meinungsverschiedenheiten hat, so ist Armin Clasen nicht nachtragend, sondern für das klärende Gespräch immer offen. Die Bürgervereine im Bereich Nord und darüber hinaus schätzen und ehren den Altmeister der Heimatforscher, den Schriftleiter und den Kommunalpolitiker. Als Ehren- und Vorstandsmitglied des Winterhuder Bürgervereins von 1872 e.V., als Abgeordneter des Zentralaussschusses Hamburgischer Bürgervereine ist er nicht wegzudenken. Als Schriftleiter hat er seinen Bürgerverein mit seinem Wissen, seinem Fleiß, seiner Hingabe in reichem Maße gedient. Er schöpft aus der Vergangenheit, er hebt die Gegenwart und wirkt für die Zukunft. Mit seiner Gabe des Vortrages und der Erzählung dient er dem Alter und kann auch noch heute die Jugend damit begeistern." (41)

In einem anderen Mitteilungsblatt hieß es zu Clasen 80. Geburtstag: „Mit kleinen schnellen Schritten, den Oberkörper leicht vorgebeugt, Bleistift und Notizpapier in der Hand, so streift der erst mit 70 Jahren aus dem Lehreramts ausgeschiedene Hauptschullehrer bei gelegentlichen Exkursionen im Gelände umher, kriecht wie ein Junge durch Stacheldrahtzäune, zwängt sich durch verfilzte Knicks und steht freudestrahlend vor seinem Ziel, einem langgesuchten Grenzstein. Im Weitergehen spähen seine geschulten Augen auf dem frisch gepflügten Acker nach Urnenscherben aus der Vorzeit. Hat er einige erblickt, wandern sie nach eingehender Prüfung dicht vor seinen Augen in die Taschen seines Mantels, um sie im Hause mit Tag, Fundort und allem, was für den Vorgeschichtler dazugehört, zu registrieren. Von der selbst gestellten Aufgabe erfüllt, lässt sich der ‚Grenzsteinjäger‘ in seinem Vorhaben durch nichts abbringen. Unauffällig passt er sich dem jeweiligen Getriebe an." (42)

Am 11.1.1966 überreichte Hamburgs Innensenator Ruhnau dem Heimatforscher Armin Clasen die „Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes in Bronze“. 1960 hatte er schon die Lappenbergs-Medaille vom Verein für Hamburgische Geschichte bekommen. (43)

Armin Clasen starb am 22.8.1980.

Autor: Dr. Hans-Peter de Lorent, aus „Täterprofile. Biografien der Verantwortlichen in Hamburger Bildungsvereinen unterm Hakenkreuz.“

Quellen:

1. Alle Angaben nach der Personalakte Clasens, StA HH, 361-3_Nr. 4275
2. Ebd.
3. Vermerk vom 11.9.1945 in der Entnazifizierungsakte Clasens, StA HH, 221-11_Ed 3206
4. Ebd.
5. Personalakte Clasen, a.a.O.
6. Ebd. Siehe auch die Biografie zu Haselmayer in diesem Buch.
7. Ebd.
8. Ebd.



9. Die erwähnten Schreiben sind nicht dokumentiert, aber in dem Schriftsatz von Clasen angegeben, ebd.
 10. Ebd. Siehe meine Darstellung des Geschehens in der Biografie Haselmayer in diesem Buch.
 11. Schreiben Clasens vom 15.12.1936, in Personalakte, a.a.O.
 12. Ebd.
 13. Ebd. Schreiben vom 27.3.1937
 14. Schreiben vom 17.3.1937, ebd.
 15. Entnazifizierungsakte Clasen, a.a.O.
 16. Personalakte, a.a.O.
 17. Ebd.
 18. Mitteilungen des Bürgervereins Süd Winterhude 8/9-1970, S. 1.
 19. Personalakte, a.a.O.
 20. Alles laut Personalakte, a.a.O.
 21. Ebd.
 22. Schreiben in der Personalakte, a.a.O.
 23. Alles Personalakte, ebd.
 24. Ebd.
 25. Vermerk auf dem Bewerbungsschreiben Clasen, ebd.
 26. Ebd.
 27. Schreiben vom 2,8,1945, ebd.
 28. Vermerk vom 11.9.1945, ebd.
 29. Alles Personalakte, a.a.O.
 30. Schreiben vom 14.12.1945, ebd.
 31. Schreiben vom 22.3.1946, ebd.
 32. Ebd.
 33. Ebd.
 34. Ebd.
 35. Schreiben vom 13.4.1949, Entnazifizierungsakte, a.a.O.
 36. Schreiben vom 15.1.1948, ebd.
 37. Schreiben vom 13.9.1960, Personalakte, a.a.O.
 38. Ebd.
 39. Schreiben vom 11.9.1975, ebd.
 40. Ebd.
 41. Bürgerverein Süd-Winterhude, Mitteilungen 8/9- 1970, S.1
 42. Heimatzeitung und Mitteilungsblatt Fuhlsbüttel, Hummelsbüttel, Klein-Borstel, Ohlsdorf von 1897 e.V. 9/70, S.1.
 43. „Die Welt“ v. 11.1.1966
- **Arminiusstraße, Stellingen (1928): Arminius/Hermann der Cherusker (um 17 v. u. Z. -21 nach Chr.), altgermanischer Fürst**
Siehe auch: Thusneldastraße, in Bd.2.



- **Arndesstieg, Billstedt (1948):** *Stephan Arndes, Buchdrucker* (geboren um 1450 in Hamburg, gestorben vor dem 14. August 1519 in Lübeck), Inkunabel-Buchdrucker. Sein Sohn Hans Arndes führte das Geschäft weiter.
- **Arndtstraße, Uhlenhorst (1860):** Ernst Moritz Arndt (1769-1860), Freiheitsdichter
Nachdem sich Ernst Moritz Arndt 1800 habilitiert hatte und Privatdozent für Geschichte an der Universität in Greifswald geworden war, heiratete er **Charlotte Marie Quistorp**, die Tochter eines Professors für Naturgeschichte. Ein Jahr später starb sie nach der Geburt des ersten Kindes an Kindbettfieber.

17 Jahre später verlobte sich Arndt mit **Anna Maria Schleiermacher**, Schwester des Theologen Friedrich Schleiermacher. Noch im selben Jahr heiratete das Paar. Ein Jahr später wurde er Professor der Geschichte an der Bonner Universität. Finanziell ging es Arndt nun gut, gleichzeitig hatte er durch die Heirat die so lange entbehrte Häuslichkeit wieder. So gestärkt mit einer ihn liebenden Ehefrau im Hintergrund, die ihm den Rücken frei hielt und stärkte, schaffte er beruflich viel: redigierte seine Gedichte und gab „Märchen und Jugenderinnerungen“ heraus.

„2009 wurden an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität 1400 Unterschriften für eine Umbenennung der Universität gesammelt. Als Grund wurden seine anti-semitischen Äußerungen genannt. In einer Urabstimmung vom 11. bis 15. Januar 2010 sprach sich die Mehrheit der Abstimmenden jedoch gegen die Umbenennung aus.“ 1) Und Jörg Schmidt schreibt im Juli 2009 in der „DIE ZEIT“ in seinem Artikel „Fataler Patron. Noch immer tragen deutsche Schulen, Kasernen und eine Universität den Namen des völkischen Ideologen und Antisemiten Ernst Moritz Arndt“: „(...) Die Grabenkämpfe zur Inanspruchnahme des Deutschen aller Deutschen wurden von links und rechts geführt. Betonten die einen den streitbaren Patrioten und Kämpfer für soziale Gerechtigkeit, feierten ihn die anderen als Überwinder Napoleons, als Erwecker der deutschen Nation und nicht zuletzt als unermüdlichen Kämpfer gegen den französischen Erbfeind. (...) Bis vor fünfzig Jahren galt Ernst Moritz Arndt als einer der berühmtesten Deutschen. (...) Neben Luther habe es ‚keinen gewaltigeren Warner‘ und ‚geisterfüllteren Kritiker‘ gegeben. Dies würde zwar heute niemand mehr von dem kleinen knorrigen Vorpommern behaupten wollen. Dennoch ist Ernst Moritz Arndt überall in Deutschland präsent: Straßen, Schulen, Kasernen tragen seinen Namen - und, nach wie vor, die Universität in Greifswald. Die Frage ist nur: Können sich Institutionen einer Demokratie, kann sich die Republik wirklich guten Gewissens auf ihn berufen? (...) Die zentralen Momente von Arndts Denken (...): Kampf



gegen das nationale Unterlegenheitsgefühl, besonders gegenüber der politischen und kulturellen Leitnation Frankreich, und seine Völkerpsychologie. (...)“ Sein „Appell an die Deutschen: Bewahrt euren Nationalcharakter! Verliert euch nicht in kosmopolitischen Träumereien (...) Napoleons Siegeszug durch Europa wandelt den schwedischpommerschen Royalisten Arndt zum deutschen Patrioten. (...) In unzähligen Flugschriften fordert er Mut und Opferbereitschaft von den Deutschen. (...) Arndts Flugschriften predigen und hämmern die neue nationale Ideologie in das Bewußtsein seiner Zeitgenossen. (...) Nach 1815 ändert sich die Situation. Die Restauration hält Einzug. Arndts massive Fürstenschelte im vierten Teil seines Geistes der Zeit (1818) führt zu einem Eklat. Der Held der Freiheitskriege wird 1820 in Folge der Karlsbader Beschlüsse von seiner Professur für Geschichte an der Universität Bonn suspendiert. Erst im Juli 1840 begnadigt ihn Friedrich Wilhelm IV. Und ein letztes Mal noch steht Arndt - mittlerweile 79jährig - auf der politischen Bühne. Vom ‚stählernen‘ Kreis Solingen gewählt, zieht er 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung ein. Ihm zu Ehren erheben sich die Abgeordneten und singen sein zum Volkslied avanciertes Was ist des deutschen Vaterland? Republikanische Ideen wird Arndt jedoch als rechter Liberaler weiterhin verschmähen. Enttäuscht verläßt er das Parlament nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. (...) Bei allem Respekt für den mutigen und zuweilen kauzigen Publizisten - die Basis seines Denkens bildet eine rassistische, in Ansätzen biologistische Völkerpsychologie: Klima und Sprachen grenzen für ihn die Völker naturgesetzlich voneinander ab, die durch göttliche Weisung an ihren Platz auf der Erde gestellt wurden. (...) Eine Mischung – ‚Verbastardung der Nationen‘ - muß verhindert werden. Vor allem die mit französischem Blut, das ‚wie ein betäubendes Gift den edelsten Keim angreift‘. So wundert es nicht, daß Arndt auch vor einer Mischung mit jüdischem Blut warnt. (...) Zudem orakelt er von einer jüdisch-intellektuellen Verschwörung, ‚denn Juden oder getaufte und (...) eingesalbte Judengenossen habe sich der Literatur, der fliegenden Tagesblätter wohl zur guten Hälfte bemächtigt und schreien ihr freches und wüstes Gelärm, wodurch sie (...) jede heilige und menschliche Staatsordnung als Lüge und Albernheit in die Luft blasen möchten.‘ Zeitlebens arbeitet Arndt vehement am deutschen Überlegenheitsmythos und an deutscher Mission. (...)“ Arndt „werkelt und meißelt (...) fleißig am Mythos des nationalen Erlösers. ‚Es wird ja hoffentlich einmal eine glückliche deutsche Stunde für die Welt kommen und auch ein gottgeborener Held, (...) der mit scharfem Eisen und mit dem schweren Stock, Scepter genannt‘, das Reich ‚zu einem großen würdigen Ganzen zusammenschlagen kann‘. Nun wahrlich, Arndts Traum sollte in Erfüllung gehen, dieser Führer kam! Und wenn heute die Universität Greifswald in einem Prospekt davon spricht, daß ‚seine‘ Universität (...) in der Tradition auch seiner Ideen‘ stehe, so stellt sich die Frage, ob man in



Greifswald (und andernorts, in den Kultusministerien und bei der Bundeswehr) überhaupt weiß, was es mit den ‚Ideen‘ des Ernst Moritz Arndt so auf sich hat.“

Quellen:

Wikipedia (Stand: 8.4.2015)

- **Arndtstraßenbrücke**, Uhlenhorst (1904), siehe: Arndtstraße.
- **Arndtweg**, Bergedorf (1927), siehe: Arndtstraße.
- **Arnemannstraße**, Ottensen (1892): Karl Theodor Arnemann (1804-1866), Geländebesitzer, Kaufmann, Bankier, Konsul. Siehe auch Karl-Theodor-Straße
Siehe auch: Arnemannweg, in Bd.2.

Arnemann richtete 1827 gemeinsam mit dem Arzt und Religionslehrer Salomon Ludwig Steinheim die erste Flussbadeanstalt in Altona ein, die kostenlos genutzt werden konnte. Sein Reichtum gründete sich hauptsächlich auf den Handel mit Norwegen. Dort hatte er enorme Besitzungen. Er machte sich verdient um das Zustandekommen der Altona-Kieler Eisenbahn und gab 1845 einen Vorschuss zum Bau der ersten Altonaer Turnhalle. Arnemann wurde 1828 vom Kaiser von Brasilien zum brasilianischen Vizekonsul für Altona bestellt.

Zu seiner Ehefrau, siehe Arnemannweg, in Bd. 2.

- **Arnimstraße**, Osdorf (1941): *Achim von Arnim (1781-1831), Dichter*
Siehe auch: Bettinastieg, Reichardtstraße und Rudolphiplatz, in Bd. 2.

Ludwig Achim von Arnim wurde am 26.1.1781 als zweiter Sohn des preußischen Diplomaten und späteren Intendanten der Berliner Hofoper, Joachim Erdmann von Arnim, und seiner Ehefrau Amalie Karoline, geborene von Labes, in Berlin geboren. Er wuchs, nachdem seine Mutter bei seiner Geburt gestorben war, gemeinsam mit seinem älteren Bruder bei seiner Großmutter Elisabeth, Baronin von Labes, in Zernikow und Berlin auf. Nach dem Besuch des Gymnasiums in



Berlin begann er 1798 ein Jurastudium in Halle, zugleich betrieb er mathematische und physikalische Studien. 1800 wechselte er zur Universität Göttingen und studierte Mathematik. Zugleich erblühten im Kreise seiner zur Romantik zählenden Freunde seine literarischen Neigungen und erstarkten ab 1801, dem Jahr der ersten Begegnung mit Goethe (siehe: Goethealle, Goethestraße, in Bd. 3 online) und dem Beginn der Freundschaft mit Clemens Brentano (siehe: Brentanostraße, in Bd. 3 online).

1802 lernte er **Bettine Brentano**, die jüngere Schwester seines Freundes, kennen. Es entwickelte sich eine Freundschaft zwischen den beiden, die, nachdem andere Versuche beider, einen Liebes- und Ehepartner zu finden, gescheitert waren, 1811 zur Heirat führte.

1801 bis 1804 reiste Achim von Arnim mit seinem Bruder durch Europa, eine seinerzeit für adelige junge Männer übliche Bildungsreise, Frauen waren davon ausgeschlossen. Achim von Arnim ließ sich dann in Berlin nieder. Ab 1804 sammelte er mit Clemens Brentano Volkslieder, die die beiden ergänzten, umdichteten, veränderten und mit eigenen Gedichten erweiterten. Die Sammlung gaben sie als dreibändiges Werk „Des Knaben Wunderhorn“ von 1805 bis 1808 heraus. Mit dieser Sammlung wird noch heute der Name von Achim von Arnim verbunden, während er zahlreiche andere Werke veröffentlichte, die heute vergessen sind: Gedichte, Prosa und politische Artikel, die zum Teil die Gesellschaftsordnung umwerfende Vorschläge enthielten. Er ist neben seinem Freund und Schwager Clemens Brentano einer der großen Köpfe unter den romantischen Dichtern. Eine politische Karriere blieb ihm versagt.

Das Ehepaar Bettine und Achim von Arnim bekam sieben Kinder: Freimund 1812, Siegmund 1813, Friedmund 1815, Kühnemund 1817, Maximiliane 1818, Armgart 1821 und Gisela 1827. Die Familie lebte in Berlin und auf dem ca. 80 Kilometer entfernten Gut Wiepersdorf, das nebst Ländereien von Achim von Arnim selbst bewirtschaftet wurde. Das von Bettine ererbte Vermögen reichte für den Lebensunterhalt der Familie nicht aus. Sie war deshalb auch auf die Erträge des Gutes angewiesen. So zog sich Achim von Arnim ganz auf das Gut zurück und lebte nur noch zeitweilig bei seiner Familie in Berlin oder war auf Reisen. Bettine von Arnim blieb mit den Kindern in Berlin und war im Wesentlichen alleine für deren Erziehung zuständig. Bedingt durch die räumliche Trennung schrieben sich Bettina und Achim von Arnim Briefe; 541 sind erhalten und veröffentlicht. Sie geben Einblick in das Eheleben, in Entfernung und Nähe, Erziehungsprobleme, tägliche Schwierigkeiten und die enge innere Verbindung der beiden. Achim von Arnim verstarb in Wiepersdorf am 21. Januar 1831 an einem Gehirnschlag. Dort ist er auch begraben.

Text: Beate Backhaus



Quellen:

Helene M. Kastinger Riley: Achim von Arnim in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1994. Achim und Bettina in ihren Briefen, Briefwechsel Achim von Arnim und Bettina Brentano, herausgegeben von Werner Vordtriede mit einer Einleitung von Rudolf A. Schröder. Band 1 und 2. Frankfurt a. M. 1981.

- **Arningkai**, *Steinwerder (1954): Dr. Joh. Carl Arning (1786-1862), Senator (?-?), Landherr, Verdienst um Steinwerder*

Verheiratet mit **Wilhelmina Oppenheimer** (1800-1884). Das Paar hatte drei Kinder.

- **Arno-Holz-Weg**, *Wilstorf (1966): Arno Holz (1863-1929), Schriftsteller*

1893 heiratete Arno Holz **Emilie Wittenberg** (geb. 1867). Das Paar bekam drei Söhne. 1926 ließ er sich von seiner Ehefrau scheiden und heiratete im selben Jahr **Anita Gewelke** (geb. 1886 in Buenos Aires). Die beiden hatten sich schon 1910 kennen gelernt.

Für Arno Holz bedeutete diese Heirat ein finanzielles Glück, denn mit seinen Werken erzielt er kaum Einkünfte. Die 24 Jahre jüngere Anita kam aus einer wohlhabenden deutsch-argentinischen Familie und gab Arno Holz' Werke und Briefe heraus.

- **Arnold-Heise-Straße**, *Eppendorf (1948): Johann Arnold Heise (1747-1834), Jurist, Präses des Niedergerichts, Ratsherr, Amtmann zu Ritzebüttel, Bürgermeister von Hamburg (1807-1810 und 1814-1821)*

Siehe auch: Auguste-Baur-Straße, in Bd. 2. Arnold Heises Tochter Marianne war mit Georg Friedrich Baur verheiratet.

Johann Arnold Heise war dreimal verheiratet. Aus seinem Eheleben gibt es viele Anekdoten. Als er Vater von Drillingen wurde, war er gerade im Rathaus. Der Bote meldete ihm, dass seine Frau ein Kind bekommen habe. „Gut“, sagte er und setzte seine Arbeit fort. Später am Tag wurde ihm gemeldet, daß noch ein Kind gekommen wäre. „Gut“, sagte er wieder; aber als ihm die Geburt eines dritten Kindes gemeldet wurde, fuhr er auf und rief: „Nein, nun muß ich nach Haus, sonst nimmt das kein Ende.“ 1)



In erster Ehe war Johann Arnold Heise mit **Catharina Lucia, geb. Droop** (1747-1790) verheiratet. Das Ehepaar bekam neun Kinder, darunter 1796 die Drillinge. Die schnell aufeinander folgenden Geburten schwächten Catharina Lucia. Als sie dann an Schwindsucht erkrankte, verstarb sie.

Zwei Jahre später ging Johann Arnold Heise, um der Einsamkeit zu entkommen, seine zweite Ehe ein und zwar mit **Catharina Magdalena Hudtwalcker** (1752-1806) (siehe: Hudtwalckerstraße, in Bd. 3 online), Witwe von Johann Wybrandt. Sie brachte aus ihrer ersten Ehe drei Kinder in die neue Ehe. Selbst blieb das Ehepaar kinderlos.

Nach dem Tod seiner zweiten Ehefrau, ging Herr Heise, weil er an das Eheleben gewohnt war, ein Jahr nach dem Tod seiner zweiten Ehefrau 1807 noch eine dritte Ehe ein. Diese führte er mit **Margaretha Maria von Behren** (1760-1811), Witwe von Hieronymus Färber. Margaretha war sein Mündel gewesen, die Tochter seines Onkels Otto von Behren. Auch diese Ehe blieb kinderlos. Seine Gattin aber brachte vier Kinder aus ihrer ersten Ehe mit. Doch auch diese Ehe weilte nicht lange. Vier Jahre nach der Hochzeit verstarb Heises dritte Frau 1811.

Nun zog Heise mit seiner unverheirateten Tochter Margarethe Amalie zu seiner ältesten Tochter Helene Maria Lucia und deren Ehemann. Dort lebte er gut 1 ½ Jahre und wurde umhegt von seinen beiden Töchtern.

Dann zog er mit seiner unverheirateten Tochter in ein eigenes Domizil und wurde bis zu seinem Tod von seiner Tochter gepflegt.

Quellen:

1) Julie Grüner: Erinnerungen an das Haus meiner Grosseltern Baur im dänischen Altona. Hamburg 1965, S. 35f.

- **Arnoldstieg, Bergedorf (1949):** *Nach der Familie Arnoldi, die sich in Bergedorf verdient gemacht hat. Nach: Joachim Arnoldi, Stifter des in der Nähe noch belegenen Stifts Joachimstal*

Joachim Arnoldi (gest. 1694) war Amtsschreiber in Bergedorf. In seinem Testament verfügte er ein Legat für Bergedorfer Kirchenmusiker. Auch sollte nach seinem Tod sein Hof verkauft werden und der Erlös an die Armen gehen. So wurde das Armenhaus "Jochimsthal" erbaut.

- **Arnoldstraße, Ottensen (vor 1856):** *Vorbesitzer des Geländes*



- **Arno-Schmidt-Platz**, *Hammerbrook* (2004): *Arno Schmidt* (1914-1979), *Schriftsteller*

Arno Schmidt entstammte so genannten „kleinen“ Verhältnissen: der Vater arbeitete im Polizeidienst. Doch er muss mehr verdient haben, als er jemals seine Ehefrau wissen ließ. Denn nachdem er gestorben war – damals war sein Sohn Arno vierzehn Jahre alt – musste seine Witwe Clara Gertrud Schmidt, geb. Ehrentraut (1894–1973) feststellen, dass die Witwenpension höher ausfiel als das Geld, das ihr Mann zu seinen Lebzeiten als Gehalt mit nach Hause gebracht hatte. Clara Schmidt zog mit ihren beiden Kindern zu ihren Eltern zurück nach Lauban. Sie verheiratete sich nicht erneut, um ihre Witwenrente nicht zu verlieren. Doch auf Liebesverhältnisse wollte sie nicht verzichten und nahm sich die damals „verwegene“ Freiheit, Liebhaber zu haben. Solches wurde einer Frau übel nachgesehen. Und auch der Sohn Arno billigte nicht das Verhalten seiner Mutter und hatte Schwierigkeiten damit, dass sie sich die Freiheit nahm, neue erotische Beziehungen zu pflegen. Außerdem hatte sie keine große Freude am Hausfrauendasein.

Arno Schmidt gab seiner Mutter die Schuld an seinen persönlichen Problemen und so schrieb er in einer Notiz 1955: „Meine Eltern waren mein Fluch! Aber meine Mutter am meisten!!“

1937 wurde Arno Schmidt Lagerbuchhalter in den Greiff-Werken. Dort lernte er die zwei Jahre jüngere **Alice Murawski** (1916-1983] kennen. Das Paar heiratete im August 1937, und Arno Schmidt übernahm die Ehemannrolle so, wie es auch sein Vater getan hatte: Er verbot seiner Frau weiter erwerbstätig zu sein, denn er wollte, dass sie ihm den Haushalt führe und darüber hinaus seine Sekretärin wurde. „ Schmidt wählte seine Frau nicht zufällig aus. Sie passt perfekt in seine Strategie zum Aufbau eines schriftstellerischen Produktionsprozesses. Sie steckt voller Bewunderung für sein Wissen und ist selbst intelligent genug, seine herausragende Intelligenz goutieren zu können. (...). Alice ist ihm Sekretärin und Hausfrau in einem. Sie erfüllt damit zwei Positionen im Schmidtkosmos: Zum einen eignet sie sich zumindest teilweise als Schablone für manche fiktiven Frauenfiguren, zum anderen ist sie ihm ideales Bindeglied, um Leben und Arbeit zu verknüpfen. Auffallend oft sind Schmidts Frauenfiguren Sekretärinnen. (...) Die literarisch ambitionierten Erzähler bemühen sich in nahezu allen seinen Texten, die jeweilige Geliebte als Mitarbeiterin nutzbar machen zu können. (...) Für Schmidt steht das Werk unumstößlich im Vordergrund. Er ordnet seine Ansprüche bedingungslos dem Schreibprozess unter und verlangt ganz selbstverständlich von seiner Frau die gleiche asketische Entsagungshaltung.



Selbst Ausflüge unternehmen die Schmidts nur, sofern es dem Werk dienlich ist.“ 1)

Das Ehepaar, das kinderlos blieb, lebte zuletzt seit 1958 in Bargfeld in Niedersachsen. Nach Schmidts Tod gründete Alice Schmidt gemeinsam mit Jan Philipp Reemtsma die Arno Schmidt Stiftung.

Quellen:

1) Marcus Simon: zwischen Abgrenzung und Anverwandlung. Mass mediale Strategien im Leben und Werk Arno Schmidts. Saarbrücken 2006., S. 80 und 84. (Beiträge zur Literaturwissenschaft. Hrsg. von Anke-Marie Lohmeier, Karl Richter und Gerhard Sauder.)

- **Arp-Schnitger-Stieg**, *Neuenfelde (1948): Arp Schnitger (1648-1719), Orgelbauer*

1684 heiratete Arp Schnitger **Gertrud Otte** (1665-1707), eine wohlhabende Kaufmannstochter aus Hamburg mit entsprechend guter Mitgift. Das Paar bekam sechs Kinder und lebte ab ca. 1705 auf dem Hof von Gertruds Vaters in Neuenfelde. Arp Schnitger hatte den Hof 1693 gekauft. Vier seiner Söhne wurden ebenfalls Orgelbauer, aber nur zwei überlebten den Vater. Von den beiden Töchtern wurde die eine nur sieben Monate alt, die andere wohnte bis zu ihrem Tod auf dem väterlichen Hof und war dreimal verheiratet.

Nach dem Tod seiner Frau Gertrud heiratete Arp Schnitger fünf bzw. sechs Jahre später die Organistenwitwe **Anna Elisabeth Koch**, geb. Dieckmann aus Abbehausen.

- **Asbeckstraße**, *Harburg_(1950): Julius Robert Asbeck, Harburg (1836-1912), Ölmühlenbesitzer, erste Dampfmühle in Harburg*

Siehe auch im Internet unter *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum – Personen, Orte*.

- **Ascherring**, *Bergedorf (1979): Felix Ascher (1883-1952), Architekt*

Verheiratet mit **Anna Karoline von Gizycki** (1887–1949), verw. Hinrichsen. Das Paar hatte keine Kinder. Anna brachte aus ihrer ersten Ehe drei Kinder mit in die neue Partnerschaft.



Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurden die Aschers, weil sie jüdischer Herkunft waren, verfolgt. Das Ehepaar Ascher emigrierte 1938 nach London. Felix Aschers Mutter und seine Schwester Alice und deren Lebensgefährtin Margot Doctor wurden deportiert. Für sie liegen Stolpersteine vor dem Haus Braamkamp 36.

- **Asmusweg, Marienthal (1950):** *Matthias Claudius, Dichter, der auch unter dem Pseudonym Asmus schrieb.* Siehe unter: Claudiusstieg, Claudiusstraße. Siehe auch: Rebeccaweg und Rudolphiplatz, in Bd. 2.

- **Asserstieg, Jenfeld (1947):** *Tobias Michael Cord Asser (1838-1913), Jurist, Staatsmann, Friedensnobelpreis*

Der niederländische Jurist war seit 1864 verheiratet mit seiner Cousine **Johanna Ernestine Asser** (1839-1917). Das Paar hatte vier Kinder, die zwischen 1866 bis 1882 geboren wurden. Johanna Ernestine Asser litt an einer chronischen Erkrankung, die sowohl das Augenlicht als auch das Gehör beeinträchtigte. Tobias Asser gab ihr all seine Fürsorge, die der vielbeschäftigte Jurist erübrigen konnte.

- **Audorfring, Horn (1960):** *Jacob Audorf (1835-1898), Politiker, Schriftsteller der „Arbeiter-Marseillaise“, Redakteur der sozialdemokratischen Zeitung „Hamburger Echo“*

Verheiratet mit **Anastasia Djakow**, Tochter eines russischen Gutsbesitzers.

- **Auerbachstraße, Iserbrook (1952):** *Berthold Auerbach (1812-1882), Schriftsteller*

Auerbach wurde als neuntes Kind eines jüdischen Kaufmannes geboren.

Über das Eheleben von Berthold Auerbach heißt es in wikipedia: „1847 heiratete Auerbach in Breslau **Auguste Schreiber**. (...) Am 4. März 1848 wurde Sohn August geboren. (...) Das Milchfieber bei Auerbachs Frau zog sich den Monat März über hin, zwischen 16. und 20. März hoffte Auerbach auf Besserung. Am 3.



April 1848 nahm er noch an den letzten Verhandlungen des Vorparlaments teil. Am folgenden Tag starb Auguste Auerbach. (...).“

Auerbach litt unter dem Tod seiner Frau. Im November 1848 schrieb er: „,Ich habe seit dem Tod meiner Auguste noch keine einzige Stunde mich dem Daseinsgefühl hingegeben. Mein liebster Wunsch ist jeden Morgen und jeden Abend, dass ich sterben möge, und wenn mein Kind nicht wäre, so wäre ich auf den Wiener Barrikaden gewiss gefallen.‘ „ 1)

Dann ließ er doch sein Kind in Breslau und fuhr nach Wien.“In den Wirren der Wiener Revolution suchte er einen neuen Lebenssinn. Obgleich er nicht auf den Barrikaden kämpfte, begab er sich in Lebensgefahr. Er fieberte mit den Revolutionären und verteidigte speziell die Frauen.“ 1)

Quellen:

1) Wikipedia (Stand: 4.4.205).

- **Auersreihe**, Horn (1929/1945): *Ignaz Auer (1846-1907), Reichstagsabgeordneter, Mitinhaber der Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. Aktiv in der Arbeiterbewegung*

Der Sozialdemokrat Ignaz Auer und Vater von Anna Auer bezeichnete seine Mitkampfgenosin in der Arbeiterbewegung, Rosa Luxemburg, als „gescheite Giftnudel“, gleichzeitig zollte er ihr aber auch Respekt. „Rosa Luxemburg hatte 1894 das Amt als Chefredakteurin der ‚Sozialistischen Arbeiterzeitung‘ nach internen Kämpfen niedergelegt. Ignaz Auer sagte dazu, außer ‚daß sie, wie alle Weiber, eitel und rechthaberisch sei. Sie keift, kann aber nicht vertragen, dass ihr geantwortet wird‘. Die Erfahrung, einer Frau in der politischen Diskussion unterlegen zu sein, bewirkte bei den Genossen Rosa Luxemburgs offenbar den Rückgriff auf abwertende Bezeichnungen sowie auf abwertende, vermeintlich weibliche Attribute.“ 1)

Ignaz Auer verteidigte die seit 1890 geltende Regelung bei den SozialdemokratInnen, dass Frauen eigene Delegierte zu den Parteitagern entsenden konnten. „Wir müssen der sozialdemokratischen Frauenbewegung Gelegenheit zur Vertretung auf Parteitagern geben, ohne dass sie von der Gnade der Männer abhängig ist. Diese Abhängigkeit hat sich nicht bewährt.“

Quellen:

1) Wolfgang Liedtke: Rosa Luxemburg. „Ein zänkisches Frauenzimmer“. In: Monique Jacquois-Delpierre (hrsg.): *Fimal fugures. Frauenfiguren. Figures de femmes in art and media*, in Kunst und Medien, dans l'art et les médias. Frankfurt a. M. 2010, S. 321.



- **Auf dem Königslande, Wandsbek (1951):** nach dem König von Dänemark, der von dem Grafen Schimmelmann dieses Stück Land erwarb: Im Volksmund „Königsland“ genannt

Graf Heinrich Carl von Schimmelmann (1724-1782) wurde 1768 von Christian VII. von Dänemark und Norwegen (1749-1808) zum königlichen Schatzmeister ernannt. Im Alter von siebzehn Jahren wurde Christian VI. mit der damals fünfzehnjährigen **Caroline Mathilde** (1751-1775) Tochter des vor ihrer Geburt verstorbenen Prinzen of Wales, Friedrich Ludwig von Hannover verheiratet, um das Verhältnis zwischen England und Dänemark zu festigen. „Niemand hatte ihr gesagt, daß Christian VII. unter einer Geisteskrankheit litt, die sich in Schüben von Jähzorn, Brutalität, exzessiven Ausschweifungen oder schweren Depressionen manifestierte. (...) Niemand konnte ihrer Anmut widerstehen, nur der Ehemann verkündete, er werde eine Ehe ‚a la mode‘ führen, das heißt von seiner Frau kaum Notiz nehmen.

Von einer monatelangen Reise brachte der König den berühmten deutschen Arzt Friedrich Struensee mit [siehe:Struenseestraße, in Bd. 3 online] mit. Der neue Leibarzt behandelte auch Mathilde, die einen schweren lebensbedrohlichen Zusammenbruch erlitten hatte. (...) Mathilde genas nicht nur schnell – sie wurde auch selbstbewußter und konnte ihre Position dem König gegenüber stärken. (...). Ob [Struensee] der Vater der 1771 geborenen Tochter Luise Augusta“ war, ist umstritten 1)

Struensee verwirklichte im Namen des Königs viele Reformen, so u. a. die Pressefreiheit, die Gleichstellung unehelicher Kinder, die Abschaffung der Leibeigenschaft.

Neider und Gegner traten auf den Plan, Verschwörer bekamen König Christian in ihre Gewalt und Caroline Mathilde sowie Struensee kamen ins Gefängnis. Königin Mathilde wurde wegen ihrer Liebesaffäre mit Struensee von ihrem Gatten geschieden und sollte lebenslang auf die Festung Aalborg verbannt werden. Doch ihr Bruder Georg III. von England schritt ein und drohte, wenn seine Schwester nicht freigelassen werde, würde er Kopenhagen beschießen lassen. Mathilde wurde freigelassen; doch ihr Bruder verbannte sie auf das Schloß in Celle. Ihre beiden Kinder Luise Augusta und Fredrik (geb. 1768) mussten in Dänemark bleiben. Den Verlust ihrer Kinder verschmerzte Caroline Mathilde nie. Sie nahm in Celle zwei Pflegekinder auf, um sich so ein wenig zu trösten. Caroline Mathilde, deren Liebesbeziehung zu Struensee posthum Stoff für eine Vielzahl von Romanen bot, starb im Alter von 24 Jahren, wahrscheinlich an Scharlach.



Christian VII. begeisterte sich für sado-masochistische Praktiken und verehrte deshalb die dänische Prostituierte und Domina **Anna Cathrine Benthagen** (1745-1805), uneheliche Tochter des Prinzen Georg Ludwig Friedrich von Braunschweig-Bevern (1721-1747) und Anna Marie Schröder (gest. 1771). Anna Cathrine erhielt schon bald den Spitznamen „Stiefeletten-Cathrine“, denn ihr Stiefvater, den ihre Mutter nach dem Tod von Cathrines Vaters, geheiratet hatte, stellte mit seiner Familie Stiefeletten für das Militär her. Cathrine musste als Kind die fertigen Stiefeletten an die Soldaten ausliefern. Später arbeitete sie, um Geld zum Leben zu verdienen, zeitweise als Komparsin beim Theater und als Prostituierte. König Christian VII. wurde ihr bester Kunde.

Christian VII., dessen Mutter starb, als er noch ein Kleinkind war, hatte von seiner Stiefmutter Juliane Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel keine Zuneigung empfangen. „Der ungeliebte Stiefsohn wurde dem sadistischen Erzieher Graf Reventlow überantwortet. Dessen Umgang mit dem Jungen trug entschieden dazu bei, dass der schüchterne, an Epilepsie leidende Prinz, geisteskrank wurde. (...) Während seine Gemahlin auf die Geburt des nachmaligen Königs Frederik VI. wartete (...), überlegte [Christian VII.], wie er Stiefeletten-Cathrine zu seiner offiziellen Mätresse machen und bei Hof einführen könne. Diese hatte bereits munter in politischen Intrigen mitgemischt (...). Um den Jahreswechsel 1767/68 griffen Christians Minister ein. Heinrich Schimmelmann ließ am 5.1.1768 Anna Cathrine Benthagen in eine Kutsche verfrachten und aus Kopenhagen entfernen. Im Arbeitshaus zu Hamburg wurde sie eingesperrt.“ 2) Sie konnte sich befreien, versuchte als Mann verkleidet wieder an den Hof zu kommen, doch dieses Unterfangen flog auf und sie kam nach Neumünster ins Gefängnis. Dort musste sie bleiben, bis das Königspaar sie 1770 begnadigte. Cathrine erhielt nun von der dänischen Regierung eine Rente und heiratete daraufhin einen Rechtsanwalt. Doch die Ehe hielt nur drei Jahre; 1773 kam es zur Scheidung. Cathrine siedelte nach Wandsbek über, wo Schimmelmann sie aber ein Jahr später, 1774, auswies. Cathrine zog wieder nach Hamburg, dann nach Bahrenfeld, schließlich nach Kiel. Aber überall war sie nicht gern gesehen. Schimmelmann war ihr größter Verfolger. Als sie in Kiel wohnen wollte, verhinderte er dies mit seiner Befürchtung, dass dies für die dortigen Studenten nicht gut sei. Man bot Cathrine nun eine Wohnstatt in Plön an. Dort heiratete die nun 40-Jährige einen 25-jährigen Musiker – auch diese Ehe hielt nicht. 1792 zog Cathrine zurück in ihre Heimat Kopenhagen und später wieder nach Plön, wo sie 60-jährig verstarb.

Quellen:

- 1) Susanne Gretter, Luise F. Pusch (Hrsg.): *Berühmte Frauen 2*. Frankfurt a. M. 2001, S. 61.
- 2) Anna Eunike Röhrig: *Mätressen und Favoriten. Ein biographisches Handbuch*. Göttingen, 2010, S. 386.



- **Auf dem Sülzbrack, Kirchwerder (1925):** wahrscheinlich nach dem Sülzmeister Lüdke Töbing, der hier wohnte
- **Auf der Bojewiese, Bergedorf/Lohbrügge (1921),** nach Ludwig Boy, dem Vorbesitzer des Geländes
- **Auf der Brandshofer Schleuse, Hammerbrook (1865);** zusammengesetzt aus dem Namen der dortigen Schleuse und dem Namen des Bürgermeisters Johann Brand (1585-1652), der hier seinen Hof hatte
- **Auf der Jahnhöhe, Heimfeld (2008):** in Anlehnung an den Sportplatz Jahnhöhe benannt nach Friedrich Ludwig Jahn, siehe: Friedrich-Ludwig-Jahn-Straße.

In wikipedia heißt es u. a. über Friedrich Ludwig Jahn: „In seiner 1808 verfassten Schrift *Deutsches Volksthum*, 1810 in Lübeck publiziert, skizzierte er erstmals seinen entschiedenen völkischen Nationalismus, zu dem er während der französischen Besatzung gekommen war und den er mit scharfen Angriffen auf die ‚Ausländerei‘ und die ‚Verwelschung‘ verband: Hier vertrat Jahn die Ansicht, Deutschland solle eine größere Rolle in Europa einnehmen; dies sei auch möglich, wenn man sich auf die Einheit der Deutschen besinne. Als Ziel nannte er ein ‚Großdeutschland‘, zu dem auch die Schweiz, Holland und Dänemark gehören würden. Hauptstadt solle die neue Stadt „Teutonia“ werden, die in Thüringen gegründet werden solle, wo sich die Fernstraßen aus den dann deutschen Grenzstädten Genf, Memel, Fiume, Kopenhagen, Dünkirchen und Sandomir treffen würden. (...) Kritiker lehnen die Ehrungen auf Grund der nationalistischen und antisemitischen Einstellung Jahns ab. Für ein von Gegnern immer wieder kolportiertes angebliches Zitat (‚Polen, Franzosen, Pfaffen, Junker und Juden sind Deutschlands Unglück‘) existiert allerdings kein Beleg. Dennoch wird es immer wieder in Literatur und Presse aufgegriffen. In mehreren Städten gibt es Initiativen, nach Jahn benannte Plätze umzubenennen. So gibt es in Graz (Steiermark) seit 2006 immer wieder Aktionen zur Umbenennung der Jahngasse bei der Landessportanstalt, wo auch ein Jahn-Denkmal steht. Auch in Berlin gibt es die Initiative „Sport ohne Turnväter“, die für die Umbenennung des Jahnsportparks in Prenzlauer Berg eintritt. Als Gegenargument wird jedoch



angeführt, dass Jahn auch als „Kind seiner Zeit“ gesehen werden müsse, dessen Ideen vom preußisch-deutschen Kaiserreich, dem Nationalsozialismus und der DDR vereinnahmt wurden.“

Und auf der Website des Jahn Museums steht: „Jahns Leben und Wirken verlief widersprüchlich. Unbestritten sind heute seine Verdienste für die Entwicklung des Turnwesens und sein Engagement im Rahmen der Befreiung von der Napoleonischen Fremdherrschaft. Die Überspitzung seiner national orientierten Gedanken führte in seinen Reden, Briefen und Schriften zu Fremdenhass und übersteigertem Nationalismus. Eingeschlossen in sein nationalistisches Gedankengut waren auch judenfeindliche Äußerungen.“

Friedrich Ludwig Jahn ehren wir heute als den Schöpfer der nationalen Turnbewegung, die zur Gründung unübersehbar vieler Turnvereine, des Deutschen Turner-Bundes und letztlich zur Herausbildung des Gerätturnens als Weltsportart führte. Der Vorwurf, dass seine Motivation allein auf der Grundlage seines deutschnationalen und militärischen Anliegens beruhte, ist in gewisser Weise zwar zutreffend, aber auch insofern zu relativieren, als das Jahnsche Gedankengut und sein Wirken im Zusammenhang mit den historischen Gegebenheiten beurteilt werden müssen. Sein politisch widersprüchliches Verhalten im Laufe seines Lebens bot Spielraum dafür, dass die späteren unterschiedlichen politischen Systeme in Deutschland sein Gedankengut in unterschiedlicher Weise bewerteten.“ (www.jahn-museum.de)

Die Historikerin Karen Hagemann schreibt in der „DIE ZEIT“ vom Oktober 2002 in ihrem Artikel „Deutschheit, Mannheit, Freiheit“ über Friedrich Ludwig Jahn: „Nach seinem Tod wurde sein Erbe zunächst von nationalliberalen Kreisen vereinnahmt, später dann von konservativ-nationalistischen und schließlich von nationalsozialistischen. Sahen die ‚Turnfreunde‘ in ihm 1861 noch einen ‚Werber für Freiheit und Einheit‘, einen ‚Mann des Volkes, der den Gedanken der Einigung Deutschlands ... zuerst in's Volk warf‘, so reduzierte sich die öffentliche Erinnerung zunehmend auf den ‚Vorkämpfer‘ der ‚deutschen Einheit‘. Diese Tendenz deutete sich schon in den Reden an, die im August 1872 - ein Jahr nach der Reichsgründung - bei der Enthüllung des Berliner Jahn-Denkmal gehalten wurden. Sie verstärkte sich in den nächsten Jahrzehnten, zusätzlich aufgeladen durch völkische und rassistische Ideen. (...) Durch Nationalerziehung zur Wehrhaftigkeit 1928, zu seinem 150. Geburtstag, erreichte der nationalistische Kult um Jahn seinen Höhepunkt. Die Deutsche Turnerschaft versuchte, mit Jahn-Ehrungen, (...) dafür zu sorgen, dass der ‚Turnvater ... bei allen Deutschen zu den größten und führenden Geistern des deutschen Volkes gerechnet wird‘. Man setzte die Taufe von Jahn-Schulen, Jahn-Straßen und Jahn-Plätzen durch, (...). In der Deutschen Turnzeitung wurde er nun zum ‚ersten Großdeutschen im modernen Sinne‘ stilisiert. Sein Wirken in ‚schwerer Zeit‘ müsse Vorbild für eine



neue ‚nationale Erhebung‘ sein. An diese Interpretation konnten die Nationalsozialisten nahtlos anknüpfen. Die ideologische Vereinnahmung Jahns durch das nationalistische und nationalsozialistische Lager führte bei den politischen Gegnern zu einer fast reflexartigen Ablehnung. Zwar hatte der 1893 gegründete Arbeiter-Turnerbund zunächst noch eine progressive Deutung durchzusetzen versucht und Jahn 1902 in der Arbeiter-Turnzeitung zum ‚Martyrer der freien, volkstümlichen Turnsache‘ stilisiert, doch änderte sich das nach 1919 grundlegend. ‚Wenn er heute lebte, wäre er wahrscheinlich Nationalsozialist‘, hieß es 1928 im selben Blatt. Vor diesem Hintergrund ist der Versuch der DDR umso bemerkenswerter, Jahn erneut zu einem rebellischen Vorkämpfer für "Einheit und Freiheit" zu stilisieren. (...)

Während seines Studiums der Theologie hatte sich der Pfarrerssohn Jahn dem geheimen Studentenorden der Unitisten angeschlossen. ‚Dieser Orden war eine der vielen überregionalen Jungmännerverbindungen, die nicht nur die ‚männliche‘ Sozialisation ihrer Mitglieder befördern wollten, sondern in denen auch langjährige Freundschaften entstanden - Netzwerke, die der individuellen und kollektiven Selbstfindung dienten und die zugleich wichtig waren für das berufliche und literarische ‚Avancement‘. In der Zeit der Antinapoleonischen Kriege zwischen 1806 und 1815 bildeten sie zudem die soziale Basis für das patriotisch-nationale Engagement mit Feder und Degen. Dies zeigt sich deutlich auch in der Lebensgeschichte Jahns, der die Verbindung zu den alten Freunden nie abreißen ließ, die er an seinen Studienorten, vor allem in Halle, Jena und Greifswald, zwischen 1796 und 1803 kennen gelernt hatte. (...) Bis 1805 verdiente er sich wie viele andere stellungslose Jungakademiker sein Brot als Hauslehrer. Der Krieg gegen Napoleon hatte begonnen, und die Hoffnung, das Examen in Göttingen nachholen und dann eine akademische Laufbahn antreten zu können, zerschlug sich nach dem preußisch-sächsischen Debakel von 1806/07 jäh. Alle Versuche, in den folgenden Jahren mithilfe von Vorstellungsreisen, von ‚Konnektionen‘ und ‚Empfehlungen‘ eine Anstellung zu erlangen, scheiterten. Zu den vielen nachhaltigen Folgen der Niederlage und der Okkupation gehörte es, dass der halbierte preußische Staat zwischen 1807 und 1815 ständig vor dem Bankrott stand und niemanden mehr einstellte. (...) Eine ganze Generation gebildeter junger Männer sah sich um die schönsten Berufshoffnungen gebracht - und damit um ihre Heiratschancen. Auch Jahn konnte seine Geliebte **Helene Kollhof** erst 1814 nach einer neunjährigen Verlobungszeit heiraten. Auf diese Weise wirkten sich die politischen und militärischen Einbrüche unmittelbar auf das persönliche Schicksal dieser Männergruppe aus und trugen nicht unwesentlich zu ihrer Politisierung und Nationalisierung bei. (...)



Mit Helene Kollhof bekam Jahn zwischen 1815 und 1819 drei Kinder. Zwei von ihnen starben 1919. Helene starb 1823. Zwei Jahre später heiratete Jahn Emilie Hentsch, mit der er ein Kind bekam.

Zu seinem Männerbild schreibt Karen Hagemann in ihrem oben genannten Artikel in der „DIE ZEIT“: „Jahn selbst gab bereits im Frühjahr 1813 eine Sammlung Deutscher Wehrlieder für das Königlich-Preußische Frei-Corps heraus. Hauptziel der intensiven Propaganda, die von Kriegsbeginn an wie eine Flutwelle über das Land ging, war eine ‚wehrhafte Ermannung‘: Männer seien nur dann ‚wahrhaft männlich‘ und ‚ehrhaft‘, wenn sie ‚wehrhaft‘ Familie, Heimat und Vaterland verteidigten. ‚Kein Wesen, männlichen Geschlechts, so nicht Wehr ist‘, heißt es etwa in der Vorrede zu den Wehrliedern, ‚kann als Mann gelten, nur als Mannsbild und Mannspuppe. Wehrlos! Ehrlos!‘ An die Pflicht zur Vaterlandsverteidigung wurde zugleich der Anspruch auf mehr Bürgerrechte geknüpft. Zum Leidwesen Jahns und seiner Lützower Mitkämpfer entsprach ihr Kriegseinsatz nicht den eigenen heroischen Erwartungen. Zudem rieben sich ihre Vorstellungen von einem ‚abentheuerlichen‘ Zusammenleben in der ‚brüderlichen‘ Männergemeinschaft des Freikorps an dem grauen Alltag im Militär, das gebieterisch Disziplin und Gehorsam forderte. (...).“

- **August-Bebel-Park, St. Georg (2006): August Bebel (1840-1913), Reichstagsabgeordneter (SPD)**

Siehe auch: Lily-Braun-Straße, Ottilie-Baader-Straße, in Bd. 2.

„Bebel gehörte im Oktober 1898 zu den Erstunterzeichnern der Petition des Wissenschaftlich-humanitären Komitees von Magnus-Hirschfeld an das Preußische Justizministerium zur Liberalisierung der Strafbestimmungen gegen Homosexuelle.“ 1)

August Bebel war verheiratet mit **Julie, geb. Otto** (1843-1910). Das Paar heiratete 1866 und bekam eine Tochter. Kennengelernt hatten sie sich 1863 auf dem Stiftungsfest des Gewerblichen Bildungsvereins zu Leipzig. Zu dieser Zeit arbeitete August Bebel bei einem Drechslermeister und Julie Otto als Arbeiterin in einem Putzwarengeschäft. „Drei Jahre vergingen, bis sie heirateten. August Bebel musste erst das nötige Geld beschaffen, um das Leipziger Bürgerrecht zu erwerben und damit seine Drechslerei, die er 1864 unter dem Namen eines Freundes eröffnet hatte, selbst führen zu können. Es war wohl bei beiden eine Liebesheirat. Sie wußten, daß viele Entbehungen auf sie warteten. Aber diese waren sie von Kindheit an gewöhnt. (...)



Ein knappes Jahr nach der Hochzeit begann August Bebels rascher politischer Aufstieg. (...) Bebels Wirken im Reichstag, Gefängniszeiten und Festungshaft brachten beiden Ehepartnern Trennungen und Sorgen, Bitternisse und Entbehrungen. Es war eine große Belastungsprobe für ihre Ehe. Aber Julie besaß genug Charakterstärke, um solche Situationen zu meistern. Die Putzmacherei, der sie nach der Hochzeit weiter nachgegangen war, gab sie auf. Sie kümmerte sich um die Drechslerwerkstatt, in der geschmackvolle Tür- und Fenstergriffe aus Horn hergestellt wurden. (...)

Julie wurde durch ihre Ehe in die Politik hineingezogen. Mit dem Streben ihres Mannes sympatisierte sie von Beginn ihrer Bekanntschaft an. Seit 1870/1871 aber stand er im Mittelpunkt zugespitzter politischer Auseinandersetzungen. (...) Julie musste dazu ihren eigenen Standpunkt finden. Und sie entschied sich nun erst recht für die Ideale ihres Ehegatten, für die Ziele der Sozialdemokratie. (...) Der Sozialdemokratie als Mitglied beizutreten, erlaubten ihr die Vereinsgesetze nicht, die bis 1908 Frauen die Mitgliedschaft in politischen Vereinen untersagten. Zum Kristallisierungspunkt ihrer Ehe wurde ihr einziges Kind, die Tochter Bertha Friederike (16. Januar 1869 – 28. Juni 1948), das Friedchen. Um ihr Wohlergehen und ihre möglichst allseitige Ausbildung kreisten die Gedanken von August und Julie in den meisten Briefen. (...) Aber für Frieda erwiesen sich die Verfolgungen ihres Vaters als verhängnisvoll. Vom 3. bis zum 18. Lebensjahr war sie rund die Hälfte der Zeit wegen politischer Verfolgungen ihres Vaters von ihm getrennt. (...)

Sie identifizierte sich völlig mit ihrem Vater. Körperlich klein und zart, nervlich äußerst sensibel, zeigte sie sich nach außen tapfer. Sie trug jedoch tiefgehende psychische Schäden aus den Verfolgungen ihres Vaters davon, die ihr die eigenen Lebenspläne zerstörten. “ 2)

August Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus“, erschienen 1879 „kurz nach Erlaß des Sozialistengesetzes (..) wurde sofort verboten. Zumeist unter dem Decknamen ‚Frau Julie‘ bestellt, vertrieb es die Sozialdemokratie bis 1890 illegal. Mehrfach erweitert und umgearbeitet, erlangte das Buch mit der 50. Auflage im Jahre 1910 seine heutige Gestalt. Bebels theoretisches Hauptwerk wurde bis 1913 in 20 Sprachen übersetzt. Sein Anliegen, schrieb Bebel, war die ‚Bekämpfung der Vorurteile, die der vollen Gleichberechtigung der Frau entgegenstehen, sowie die Propaganda für die sozialistischen Ideen, deren Verwirklichung allein der Frau ihre soziale Befreiung verbürgen‘. (...)

Die Befreiung der Frau verstand Bebel in erster Linie als eine soziale Frage. Nicht nur durch Gesetze müsse die Frau dem Mann gleichgestellt sein, sie müsse auch ‚ökonomisch frei und unabhängig von ihm und in geistiger Ausbildung ihm möglichst ebenbürtig‘ sein. (...)



Die Ehe von August und Julie Bebel basierte auf echter Partnerschaft, auf Gleichrangigkeit. (...) Zu ihrer Partnerschaft trug wesentlich bei, daß Julie in die beruflichen Probleme und das politische Wirken ihres Ehegatten voll einbezogen war. (...) Aus Werdegang, Zeitläuften und Lebensumständen erwuchs Julie Bebels innere Bereitschaft, sich den Anforderungen, die an ihren Mann gestellt waren, anzupassen und auf eine unabhängige Lebensgestaltung, ohne ihn oder gar gegen ihn, zu verzichten. Sie ermöglichte ihm in der Familie Ruhe, Geborgenheit, die er, ‚mit der Welt im Kampfe‘ liegend, brauchte. August Bebels Neigung zu einer gewissen Bevormundung und Rechthaberei, die in den Briefen hin und wieder hervortritt, empfand sie nicht als kränkend. Jedenfalls konnte sie durch diese Ehe ihre Persönlichkeit in viel höherem Maße entfalten, als es für eine Arbeiterin damals im allgemeinen möglich war“, schreibt Ursula Herrmann in ihrem Buch „August und Julie Bebel. Briefe einer Ehe“. 3)

August Bebel und Julie Bebel waren sehr oft getrennt, durch Haftzeiten und durch berufliche Abwesenheiten August Bebels. Das Paar schrieb sich viele Briefe, aus denen die Beziehung der beiden deutlich wird. Ausschnitte aus Briefen Bebels an seine Frau:

Hubertusburg, 18. 10. 1872: „Meine liebe gute Julie! Wenn Du den Sonntag kommst‘, nehme ich an, Du kommst gern und nicht moralisch durch mich gezwungen.“ 4)

Stuttgart, 25.8.1881: „Aus welchem Blatt ist denn der gemeine Artikel, den Du mir schicktest? Die Demonstration war sehr gelungen. (...) Die beiden Frauen zwischen denen ich saß und die Dich sicher am meisten interessieren, waren Frau Grillenberger und eine Freundin von ihr, eine junge, hübsche, jüdische Witwe. Beide hatten zusammen nach München einen Ausflug gemacht, und da Frau Grillenberger wußte, daß ich dort war, so wurde ich natürlich von ihnen aufgesucht, und als galanter Ritter habe ich sie dann den Sonntag spazieren geführt und auch nach jenem Keller mitgenommen. Unrichtig ist, wenn gesagt wurde, ich hätte ein Beefsteak gegessen, es war saurer Rinderbraten mit Klößen, echt münchenerisch zubereitet. Wenn ich *eine* Frau mit mir hatte, dann wär es vielleicht gefährlich, aber zwei – das wär des Guten zuviel.“ 5)

Zürich, 17.6.1883: „Meine liebe gute Julie (...) Deine Aufregung und Sorge kann ich mir sehr leicht vorstellen (...) ich weiß, daß, wenn ich einige Wochen von Dir weg bin, ich auf einen solchen Brief rechnen kann. Ich werde künftig gar nicht mehr schreiben dürfen, was ich tue und treibe, weil Dich das stets aufregt und zu bitteren Vergleichen herausfordert. Das Merkwürdige ist nur, daß Frauen, die das ganze Jahr ihren Mann um sich haben, sich in derselben bitteren Weise ergehen. Als ich M[otterls] s von Deiner Stimmung erzählte, brach Frau M[otteler] los, was sie denn von ihrem Manne habe; sie sitze da wie ein Opferstock, und das einzige



Bewußtsein sei, daß er neben ihr sitze. So und ähnlich höre ich die Frauen *überall* klagen, daß ich mich oft frage, wo in aller Welt die sog. Glücklichen Ehen sind.“ 6)

Und Julie Bebel schrieb in einem Brief an ihren Mann am 9. 3. 1887: „Zu Deiner Beruhigung will ich Dir schreiben, daß ich davon überzeugt bin, wie gut ich es habe, und sehr zufrieden wäre, wenn Du uns nur nicht immer so oft verließest. Aber deshalb sind wir uns auch Deines Wertes bewußt. Frieda [die Tochter] nun gar, die philosophiert immer: Von allen Männern, die ich bis jetzt habe kennenlernen, gleicht doch keiner unserem Papa. Das macht mir oft Spaß, und muß ich ihr immer beistimmen.“ 7)

Quellen:

- 1) Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens der Hansestadt. Hamburg 2006, S. 337f.
- 2) Ursula Herrmann (Hrsg.): August und Julie Bebel. Briefe einer Ehe. Bonn 1997, S. 11ff.
- 3) Ursula Herrmann (Hrsg.); a. a. O., S. 20f.
- 4) Ursula Herrmann (Hrsg.); a. a. O, S. 53.
- 5) Ursula Herrmann (Hrsg.); a. a. O, S. 85.
- 6) Ursula Herrmann (Hrsg.); a. a. O, S. 173.
- 7) Ursula Herrmann (Hrsg.); a. a. O, S. 398.

- **August-Bebel-Straße**, *Bergedorf (1927)*, siehe August-Bebel-Park.

- **August-Bolten-Weg**, *Blankenese (1949): August Bolten (1812-1887), Reeder, Mitbegründer der HAPAG und der Hamburg-Süd*
Sein Vater war der Domherr und Rittergutbesitzer Johann Joachim (1752–1835), seine Mutter: Anna Marg. (1771–1844), geb. Rentzel.
Verheiratet war August Bolten seit 1860 mit **Mathilde Büsch** (1815–99), Tochter des Pastors Johann Andreas Heinrich Büsch und der Henr. Elisabeth Krebs. Das Paar blieb kinderlos.

- **August-Kirch-Straße**, *Bahrenfeld (1974): August Kirch (1879-1959), Senator, Ortsamtsleiter, Bezirksamtsleiter*
August Kirch entstammte einer Zigarrenarbeiterfamilie, gehörte der Arbeiterbewegung an, war SPD Mitglied, Schriftsetzer, Gewerkschafter, Altonaer Stadtverordneter, Senator von Altona, zuständig für Kultur und Soziales,



befreundet mit Max Brauer (siehe: Max-Brauer-Alle, in Bd. 3 online). Die Ehepaare Kirch und Brauer verkehrten privat eng miteinander. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Kirch seines Amtes enthoben, kurz darauf zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung war er in einer Kohlenhandlung tätig. 1944 erfolgte eine erneute Verhaftung – Kirch wurde für 14 Tage inhaftiert. Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus wurde er Ortsamtsleiter Altona, dann Bezirksamtsleiter von Altona (1949-1954).

1954 erhielt die Stadt Hamburg eine Zuwendung von 26.312.33 DM. Diese Summe hatte die in die USA emigrierte Altonaerin **Amanda Doering** testamentarisch für „bedürftige Kinder und alte Leute in Altona“ bestimmt. Die Stiftung, die zu diesem Zweck eingerichtet wurde, wurde Senator-Kirch-Stiftung genannt.

- **August-Krogmann-Straße**, Farmsen-Berne (1926): August Krogmann (1865-1924), Gemeindevorsteher in Farmsen von 1904 bis 1919
- **August-Macke-Weg**, Billstedt (1971): August Macke (1887-1914), Maler

1903 lernte der damals 16jährige August Macke in Bonn auf dem gemeinsamen Schulweg seine spätere Frau, die damals 15jährige **Elisabeth Gerhardt** (1888-1978) kennen. Sie war die Tochter des Bonner Fabrikanten Carl Gerhardt. Die Familie war künstlerisch sehr aufgeschlossen und akzeptierte Macke als Schwiegersohn. Durch diese Familie bekam Macke finanzielle Förderung. Besonders der Onkel Bernhard Koehler, ein Berliner Industrielle und Kunstsammler, gab finanzielle Unterstützung.

Thomas Kliemann schreibt im Bonner General Anzeiger in seinem Artikel „Ehefrau von August Macke: Vor 125 Jahren wurde Elisabeth Erdmann-Macke geboren“: „Streng genommen dauerte es noch etwas mit der Romanze: Ein Jahr lang nimmt man einander wahr, ‚ohne dass wir etwas Näheres voneinander wussten‘, notiert Elisabeth später, die ‚von dem Tage unseres ersten Kennens‘ an aufschreibt, wie ihr Leben mit August verlief.

„Es war, als seien wir Marionetten, und das Schicksal führe uns in zufällig scheinenden und doch so unvermeidlichem Spiel immer wieder zueinander“, erinnert sich Elisabeth Gerhardt, (...).“ Sie wurde Mackes wichtigstes Modell. Mehr als zweihundert Mal porträtierte er sie. „Am 5. Oktober 1909 heirateten



August Macke und Elisabeth Gerhardt, keine fünf Jahre später war die heitere, unbeschwerte Zeit der gemeinsamen Reisen und Eindrücke vorbei: Am 26. September 1914, wenige Wochen nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs, wird Macke bei Perthes-lès-Hurlus tödlich von einer Kugel getroffen. Er wird nur 27 Jahre alt.

Elisabeth Mackes Biografie zerfällt in zwei Hälften: die glückliche, reiche Zeit vor 1914 und die mitunter schweren Jahre danach. Elisabeth Macke stand als junge Witwe mit zwei Söhnen alleine da, hatte auch noch die Verantwortung für ein gerade in Mackes letzten Jahren immens angewachsenes Oeuvre. 1916 heiratete sie Augusts Freund Lothar Erdmann, der 1939 von den Nazis verhaftet wurde und nach Misshandlungen im KZ Sachsenhausen starb.

1927 war Elisabeths Sohn Walter 17-jährig nach einer Scharlachinfektion gestorben. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gelang es ihr, Mackes Werke vor der drohenden Zerstörung zu retten.

Bis 1925 hatte Elisabeth Erdmann-Macke im Haus an der Bornheimer Straße gelebt, zog dann nach Berlin. 1948 kehrte sie zurück nach Bonn, richtete sich im Dachgeschoss des heutigen Macke Hauses eine kleine Wohnung ein. (...) Bis 1976 lebte sie im Macke Haus, [Das Haus in der heutigen Bornheimer Straße 96 hatte Elisabeths Mutter Sophie Gerhardt dem jungen Ehepaar 1910 als Wohnhaus zur Verfügung gestellt und im obersten Stockwerk ein Atelier nach den Wünschen Mackes einrichten lassen] verbrachte ihre beiden letzten Lebensjahre bei ihren Kindern aus der Ehe mit Lothar Erdmann in Berlin. 1978 starb sie fast 90-jährig.

Ihre Verdienste um das Werk August Mackes sind unschätzbar, nicht nur, dass sie so weitsichtig war, sofort nach Kriegsausbruch das Oeuvre aus dem Haus in Berlin-Tempelhof auszulagern - 1943 wurde das Haus bei einem Bombardement weitgehend zerstört -, ist hier hervorzuheben, sondern auch, dass sie schon früh Kopien von Mackes Briefen anfertigen ließ. Fast alle Originale gingen nach dem Bombardement ‚bei den ‚Aufräumarbeiten‘ durch die Hitler-Jugend verloren‘, wie sich Elisabeths Sohn Dietrich Erdmann erinnert.

Elisabeth Erdmann-Macke hat schon früh ihre Erinnerungen aufgeschrieben, verfasste Porträts über Menschen, die Macke begegnet waren, Ausstellungsberichte und Schilderungen über das kulturell und gesellschaftlich sehr interessante Zeitgeschehen insbesondere der Jahre 1909 bis 1914.

(...) Über ihre Motivation als Chronistin hat sie auch Auskunft gegeben. Es gehe ihr darum, ihren Söhnen, die zur Zeit von Mackes Tod Babys beziehungsweise Kleinkinder waren, ein Bild ihres Vaters zu bewahren' ".



- **August-Schlicka-Weg**, Hausbruch (1981): August Schlicka (1897-1977), 1972 Vorsitzender des Ortsausschusses Süderelbe geworden. Mitglied der SPD
- **August-Somann-Weg**, Hausbruch (1948): August Somann (?-?), Gemeindevorsteher in Hausbruch, Bürgermeister von Neugraben von 1910 bis 1925
- **Auguststraße**, *Uhlenhorst (1845)*, siehe: Abendrothsweg.
- **Avenariusstraße**, Blankenese (1949): Ferdinand Avenarius (1856-1923), Schriftsteller, Herausgeber, Verleger und Gründer des „Dürerbundes“ sowie Mitbegründer der Zeitschrift „Der Kunstwart“ (1887)

Avenarius wollte eine Kunst für alle. 1903 ließ er in Kampen auf Sylt das Haus Uhlenkamp bauen, das zu einem Treffpunkt zahlreicher Maler und anderer Künstler wurde. Avenarius setzte sich auch für den Naturschutz auf Sylt ein.

1894 hatte er für sich und seinen Freund Paul Theodor Schumann, mit dem er die Zeitschrift „der Kunstwart“ herausgab, in Dresden eine Villa bauen lassen. Im selben Jahr heiratete Avenarius **Else Schumann**, die bisher mit Paul Theodor Schumann verheiratet gewesen war. Das Paar lebte in der Villa mit Paul Theodor Schumann und dem gemeinsamen Kind Wolfgang aus der Schumannehe zusammen. Als Paul Theodor Schumann später ebenfalls erneut heiratete, überließ Avenarius ihm die Villa.

Else Avenarius (1859 St. Louis-30.1.1932 Leisnig) war die Tochter des Dresdner Schriftstellers Rudolf Doehn, der nach der bürgerlichen Revolution von 1848 in die USA emigriert war. 1866 kehrte die Familie nach Deutschland und nach Dresden zurück.

Else Avenarius gehörte der Literarischen Gesellschaft in Dresden an. In ihrem Nachruf in der Zeitschrift „Der Kunstwart“ heißt es: „Ein unbestechlicher Blick für Echtes und Großes, besonders der Dichtung hat sie befähigt, die Helferin ihres Mannes und Mitarbeiterin an seinem Lebenswerk zu sein. Alle Freunde des damaligen Dresdner Kreise haben ihre stille, immer auf die Sache bedachte



Tätigkeit zu schätzen gewußt, und es ist vielleicht der schönste Ruhm der seltenen, norddeutsch herben Frau, daß ohne sie der Kunstwart nicht geworden wäre, was er vielen Besten bedeutet hat.“

Zu Lebzeiten hatte Else Avenarius versucht, der Zeitschrift in Frauenfragen eine konservative Richtung zu verleihen. Dies scheiterte aber an den Autorinnen der Zeitschrift wie z. B. Gertrud Bäumer (siehe auch: Gertrud-Bäumer-Stieg, in Bd. 2).

- **Averhoffstraße, Uhlenhorst (1899): Johann Peter Averhoff (1723-1809), Wohltäter, Stifter**

Averhoffs Vater Peter war Gastwirt in Altona gewesen, seine Mutter hieß Gesche, verwitwete Steffens, geborene Mohr.

Johann Peter Averhoff gründete 1750 eine kleine Handlung für Geld- und Wechselgeschäfte. 1760 ging er mit Ernst Friedrich van Scheven eine Geschäftsverbindung ein: Firma „A. & van Scheven“. Nach dem Tod von van Scheven führte Averhoff die Bank allein weiter. Sein Hauptkunde war der schwedische Hof. Averhoff machte mit dem Bankgeschäft ein großes Vermögen, das er für nach seinem Tod mildtätigen Zwecken bestimmte. Die Zinsen sollten zur Hälfte zur Unterstützung bedürftiger Familienangehöriger, zur Hälfte für Witwen, Waisen, verschämte Arme und für Studierende verwandt werden.

Averhoff war ledig. Beerdigt wurde er auf dem Grabplatz seines Freundes und Kompagnon Ernst Friedrich van Scheven. Auf der Grabplatte, die heute im Heckengarten Museum auf dem Ohlsdorfer Friedhof liegt, steht: „bis zum Tage der Auferstehung für Herren Johann Peter Averhoff und Ernst Friedrich von Scheven

Wie im Leben im ausgebreitesten Handel als auch hier im Tode wie ewig in der Freundschaft ungetrennt Sanft ruhen ihre Gebeine bis zum seligsten Erwachen erbauet? im Jahr 1798“

- **Axel-Springer-Platz, Neustadt (1990): Axel Springer (1912-1985), Verleger**

In erster Ehe verheiratet mit **Martha Else Meyer** (1913-2007). Das Paar heiratete 1933, einen Monat nach der Geburt des gemeinsamen Kindes. „Im Dezember 2005 schreibt Dicky Funke [so nannte sie sich später] in einem Brief: ‚Bin 1938 auf Befehl Joseph Goebbels im Amtsgericht Altona geschieden worden. Ein Schriftleiter darf nicht mit einer Halbarierin verheiratet sein.‘ Die Affäre mit der



anderen Frau auf dem Foto, dem Mannequin Erna Frieda Bertha Küster, die 1939 Axel Springers zweite Ehefrau werden sollte, habe für die Entscheidung zu diesem Zeitpunkt keine Rolle gespielt, sagt Dicky Funke. ‚Wir wären bestimmt auseinandergegangen. Aber erst später.‘ Axel Springer hätte ohne die Scheidung von ihr womöglich Berufsverbot gedroht. Dicky drohte nun die Verfolgung durch die Nationalsozialisten. (...) Dicky stand ohne den Schutz, den ihr die Ehe mit dem nichtjüdischen Ehemann geboten hatte, (...). Dicky Funke blieb von der Deportation verschont - nicht aber ihre Mutter. (...) Nach dem Krieg heiratete Dicky den Kaufmann Fred Funke, den sie 1939 kennengelernt hatte - unter den Nazis war ihr eine neuerliche Eheschließung verboten gewesen -, und lebte mit ihm in Hamburg. Zu Axel Springer, der danach noch viermal heiratete, behielt sie ein freundschaftliches Verhältnis. Sie hat ihn niemals dafür verantwortlich gemacht, dass er sie allein ließ, hat das, was ihr hätte passieren können, nie mit ihm thematisiert. (...) Axel Springer habe den Kontakt zu ihr in den folgenden Jahrzehnten immer gesucht, sagt sie, ihr Geld und eine Wohnung geschenkt, ihr einen Job als Korrektorin beim *Hamburger Abendblatt* besorgt, sie in sein Haus in der Schweiz eingeladen, ihr Briefe geschickt. (...) 1)

In zweiter Ehe war Axel Springer dann ab 1939 mit dem Mannequin **Erna Frieda Berta Holm** verheiratet. Das Paar bekam 1941 einen Sohn, genannt Axel Junior, der später unter dem Namen Sven Simon als Fotograf arbeitete. Die dritte Ehe ging Axel Springer 1953 ein. Er heiratete **Rosemarie, geborene Lorenz**, verheiratet in erster Ehe mit dem Hamburger Zementhersteller Horst-Herbert Alsen, der mit Axel Springer befreundet war. Rosemarie Alsen trennte sich von ihrem ersten Mann, um Axel Springer zu heiraten. Das Paar blieb kinderlos. Rosemarie Springer war Turnierreiterin. 1960 gewann sie erstmals die Deutsche Meisterschaft im Dressurreiten. 1961 wurde die Ehe geschieden, denn Axel Springer hatte eine neue Frau kennen- und lieben gelernt: **Helga, geborene Ludewig**, ebenfalls geschiedene Alsen. Auch Helga Springer war vorher mit Horst-Herbert Alsen verheiratet gewesen. Das Paar bekam ein Kind und stellte 1965 als Kindermädchen Friede Riewerts (geb. 1942) ein. Axel Springer verliebte sich in die junge Frau und trennte sich ein Jahr später von seiner vierten Frau. Ein Jahr später wurde **Friede Riewerts** die Lebensgefährtin von Axel Springer. Das Paar heiratete 1978. Durch den Tod Axel Springers im Jahre 1985 endete die Ehe. Über Friede Springer siehe u. a. auch die Artikelserie in der DIE WELT am Sonntag vom 6.2.2005 unter www.welt.de/print-wams/article_122803/Die-Frau-von-der-Insel-und-ihre-grosse-Liebe.html.

Quellen:

- 1) Katja Strube: Axel Springer. Mensch mit dem größten Herzen., in: taz vom 14.7.2007. Unter: www.taz.de/1879



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Babendiekstraße, Blankenese (1947): Otto Babendiek. Romanfigur von Gustav Frenssen**

Mit seiner Romanfigur der Gräfin Einsiedel setzte Gustav Frenssen Helene Donner ein Denkmal, siehe: Helenenstraße, in Bd. 2.

Siehe weitere Romanfiguren von Gustav Frenssen: Guldtweg; Jörn-Uhl-Weg und in Band 2: Anna-Hollmann-Weg.

Zur Person von Gustav Frenssen, siehe in Bd.1. im Kapitel: Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und siehe in Band 2 bei Emmy-Beckmann-Weg.

Tilman Spreckelsen schrieb am 16.3. im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen über Gustav Frenssen und seinen Roman Otto Babendiek: „Fast sein gesamtes Leben lang war ihm Chaos unheimlich, erst im Alter warf er sich vor, seine animalische Natur immer allzu ängstlich unterdrückt zu haben. Da blickte er schon auf eine ganze Reihe von gründlich mißlungenen Büchern zurück, die im günstigsten Fall nur trivial, im ungünstigsten völkisch schwer verwirrt sind. Von den Nationalsozialisten ließ sich der Bestsellerautor denn auch feiern, pries munter Blut, Boden und alles Germanische, und wer wollte, konnte derlei leicht schon im ersten Erfolgsbuch des Autors entdecken, im ‚Jörn Uhl‘ von 1901. Da war Gustav Frenssen schon fast vierzig und ließ, nachdem er wenig später sein Amt als Pfarrer niedergelegt hatte, fortan Buch auf Buch erscheinen, das meiste davon in so ungesund hoher Auflage verbreitet, daß Antiquare die Bände allenfalls in der Wühlkiste dulden. Einen Roman aber wird man lange suchen müssen: ‚Otto Babendiek‘, 1926 erschienen, ist Frenssens einziges gutes Buch und gleich so außergewöhnlich gelungen, daß man den Autor so vieler trivialer Romane gar nicht wiedererkennt - ein dickleibiger Entwicklungsroman, deutlich nach dem Muster des ‚David Copperfield‘ gearbeitet, aber erheblich realistischer und düsterer, ein Buch, das den Leidensweg eines frühverwaisten dithmarscher Handwerkersohns durch Schulen und Elendsquartiere beschreibt, bis er sich schließlich als Schriftsteller etablieren kann.“



- **Bachstraße, Uhlenhorst (1860):** ursprünglich nach altem Weg im Tal der Osterbek. Benennungsmotiv geändert 1965. Seitdem heißt die Straße nach Johann Sebastian Bach (1685-1750)

Siehe auch: Reichardtstraße, in Bd. 2.

Die Familie Bach war eine Art musikalisches Familienunternehmen und hat in acht Generationen vom 16. Jahrhundert bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Musiker hervorgebracht, doch werden in der Regel nur die Männer gezählt und hervorgehoben. Ein Beispiel für die Mitwirkung von Frauen am wirtschaftlichen Erfolg der Bach-Familie ist Johann Sebastian Bach selbst: Er hatte zwanzig Kinder aus zwei Ehen. Nach dem Tod seiner ersten Ehefrau, seine Cousine zweiten Grades, **Maria Barbara Bach** (1684-1720) heiratete er die Musiker-tochter und fürstliche und hochbezahlte Hofsängerin **Anna Magdalena Wilcke** (1701-1760). Sie gebar dreizehn Kinder und hatte noch vier Kinder ihres Mannes zu versorgen. Während Johann Sebastian seit 1723 als Thomaskantor arbeitete, versorgte Anna Magdalena den großen Haushalt und sang gelegentlich in privaten oder halböffentlichen Konzerten in Bürgerhäusern oder in Köthen zu Ehren ihrer ehemaligen Dienstherrn.

Die Kinder der Bachs wurden von Vater und Mutter unterrichtet. Johann Sebastian schreibt 1730 an einen alten Schulfreund über die Hausmusik bei Familie Bach, die älteste Tochter Catharina Dorothea ist da fast 22 Jahre alt: „(...) die älteste Tochter ist (...) noch unverheurathet (...) Insgesamt aber sind sie gebohrne Musici, u. kann versichern, daß schon ein Concert Vocaliter u. Instrumentaliter mit meiner Familie formieren kann, zumahl da meine itzige Frau gar einen sauberen Sopranao singet, auch meine älteste Tochter nicht schlimm einschläget.“

Intensiven Unterricht an einem Instrument oder in Komposition werden die Mädchen und jungen Frauen jedoch nicht erhalten haben, denn ihre Pflichten galten Haushalt und Familie, und Ziel war die Verheiratung. Dabei hat nur eine der überlebenden Bach-Töchter geheiratet, Elisabeth Juliana Friederica Altnickol (1726-1781). Anna Magdalena, deren Handschrift auch in einigen Notenkopien nachweisbar ist, gerät nach Johann Sebastian Bachs Tod mit ihren unverheirateten Töchtern in Armut und stirbt als „Almosenfrau“, angewiesen auf Unterstützung wohlhabender Bürger Leipzigs.

Text: Birgit Kiupel

Quellen:

Maria Hübner: Anna Magdalena Bach. Ein Leben in Dokumenten und Bildern. Leipzig 2004; Birgit Kiupel, Maria Rothfuchs: „Krach bei Bach“. Ein transhistorischer Musik-Dia-Clip. In: Beyer,



Kathrin und Kreuziger-Herr, Annette: Musik.Frau.Sprache. Interdisziplinäre Frauen- und Genderforschung an der Hochschule für Musik und Theater Hannover. Herbolzheim 2003. S. 255-262.)

- **Badestraße, Rotherbaum (1858): Johannes Bade, Grundstückbesitzer**

Bade war ursprünglich Goldschmied gewesen, dann Kaufmann und Bauunternehmer.

Er erneuerte und erweiterte die von seinen Vorfahren übernommene Badesche Stiftung von 1489 „zur Aussteuer für zwei arme Jungfrauen“.

Verheiratet war Johannes Bade (1810-1877) mit **Emilie Henriette geb. Ebeling** (1816-1867).

- **Bäckerbrücke, Poppenbüttel (1823): Der Weg zum Bäcker**

- **Bäckerstieg, Sasel (1951): Weg zum Bäcker**

- **Baedekerbogen, Bergedorf/Allermöhe (1979): Walter Baedeker (10.7.1880 Essen - 29.7.1959 Altenschwand (heute: Rickenbach im Schwarzwald), Architekt.** Baute Häuser in den Hamburger Elbvororten und auch auf Sylt. Einfamilien-Landhäuser für die „gehobene“ bürgerliche Gesellschaft- auch das Richard Dehmel Haus in Blankenese.

Walther Baedeker stammte aus der Verlegerfamilie, die vor allem für ihre Reiseführer bekannt ist. Seine Eltern waren der Verleger und Buchhändlers Julius Baedeker und dessen zweite Frau Hulda, geborene Millinghausen. 1888 zog die Familie von Essen nach Hamburg. Walther Baedeker besuchte hier die Realschule von F. und W. Glitza in der Ferdinandstraße in der Altstadt und schloss sie mit der Reifeprüfung ab. Von 1901 bis 1904 studierte er Architektur an der Königlichen Technischen Hochschule in Stuttgart. Er beendete das Studium ohne Abschluss und kehrte nach Hamburg zurück. Dort arbeitete er ab 1906 als Architekt und entwarf vor allem Wohnhäuser auf Sylt und in den Hamburger Elbvororten. Ab etwa 1906 war er selbst in Hamburg-Blankenese bzw. -Dockenhuden ansässig, wobei er mehrfach umzog. Zu seinen bekanntesten Entwürfen gehören das Dehmel-Haus in Hamburg-Blankenese, dass er 1911/1912 auf einem ihm gehörenden Grundstück für den Dichter Richard Dehmel und dessen Frau, die Lyrikerin und Frauenrechtlerin Ida errichtete, und



das Haus Kliffende in Kampen auf Sylt, das er 1923 für den Berliner Verleger Jürgen Heinrich Tiedemann entwarf. Das Dehmelhaus weist Einflüsse der Reformarchitektur auf, mit der sich Architekten Anfang des 20. Jahrhunderts vom Historismus abwandten, aber an traditionellen regionalen Baumaterialien und Bauweisen festhielten. So werden manche der Reformarchitektur zugerechneten Bauten auch dem schon vorher bekannten Heimatschutzstil zugeordnet.

Um 1928 verlegte Walther Baedeker seinen Hauptwohnsitz von Hamburg nach Kampen auf Sylt. Dort hatten seine erste Frau Hadwig und er bereits 1914 ein Friesenhaus erworben. In Hamburg behielt er jedoch noch ein Büro in der Blumenau in Eilbek und eine Wohnung an der Alsterterrasse in Rotherbaum. Ebenfalls 1928 errichtete er in der Rhön bei Fulda ein Gebäude für die „Loheland-Schule für Körperbildung, Landbau und Handwerk“, in der klassische Gymnastik auf der Grundlage der Weltanschauungslehre Rudolf Steiners unterrichtet wurde. Außerdem baute Baedeker für sich selbst zwei weitere Bauernhöfe um, einen im Engadin, den anderen im Schwarzwald. Anfang der 1930er-Jahre errichtete er zudem in Hamburg-Uhlenhorst im Stil des „Neuen Bauens“ das Mundsburghaus, einen vierflügeligen großen Wohnblock mit einem Ufa-Kino im Kellergeschoss, das rund 1400 Plätze bot. Das Gebäude wurde im Zweiten Weltkrieg größtenteils zerstört; heute befindet sich das Ernst-Deutsch-Theater an seiner Stelle.

Um 1921 trennten Walther Baedekers Frau Hadwig und er sich und er heiratete Hadwigs Schwester Frieda. Die Beziehung endete um 1932. Vor Beginn des Zweiten Weltkriegs zog er zusammen mit seiner dritten Frau Lilly nach Altenschwand im Südschwarzwald, wo er zurückgezogen lebte – wie zuvor schon in Hamburg und auf Sylt.

Dort starb Walther Baedeker 1959. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof von Keitum auf Sylt. 1979 wurde eine Straße im Hamburger Stadtteil Allermöhe nach ihm Baedekerbogen genannt.

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

Hamburger Adressbücher; Amtl. Anzeiger Nr. 36 v. 20.2.1979; Hermann Hipp, Freie und Hansestadt Hamburg. Kunst-Reiseführer: Geschichte, Kunst und Stadtbaukunst an Elbe und Alster, Köln, 1990, S. 354; Sigrid Hofer, Reformarchitektur 1900–1918. Deutsche Baukünstler auf der Suche nach dem nationalen Stil, Stuttgart 2005, S 30 ff.; Ralf Lange, Architekturführer Hamburg, Stuttgart, 1995, S. 241 f., 247 u. 249; Annette Laugwitz, Architekt Walther Baedeker (1880–1959). Bürgerliches Wohnen in Hamburg und auf Sylt, Berlin, 2003 (zugl. Diss. Universität Hamburg, 1999) „Walther Baedeker“, Stiftung Historische Museen Hamburg, Hamburger Persönlichkeiten von 801–2015

www.hamburgerpersoenlichkeiten.de/hamburgerpersoenlichkeiten/login/person.asp (Zugriff 8.6.2016); Kampener Kunstpfad, www.kampener-kunstpfad.de/Kunst-und-Kulturpfad-Mobil/Die-Kuenstler/Walther-Baedeker (Zugriff 8.6.2016); Richard und Ida Dehmels Künstlerhaus in Blankenese, <http://dehmelhaus.de> (Zugriff 8.6.2016)



- **Bärenhäuterweg, Billstedt (1952):** Romanfigur aus dem Schelmenroman von Girmmelshausen „Simplicissimus“
- **Baererstraße, Harburg (1950):** Heinrich Baerer (1842-1913), Verleger des „Volksblattes“ in Hamburg Harburg.

Von 1890 bis 1910 war Baerer Vorsitzender der Wahlkreisorganisation, zeitweilig auch Vorsitzender des Harburger Ortsvereins der SPD. Die 1894 erfolgte Gründung des „Volksblatt für Harburg, Wilhelmsburg und Umgebung“ „als Reaktion auf die nationalliberale und antisozialdemokratische Ausrichtung der ‚Harburger Anzeigen und Nachrichten‘ war von Baerer maßgeblich betrieben worden. Der Erfolg der sozialdemokratischen Zeitung führte im Jahr 1913 zu einer Zahl von 12000 Abonnenten und war neben dem Konsumverein und der Sport- und Spielplatz Volkswohl GmbH prägend dafür, wie die Arbeiterbewegung in allen Lebensbereichen wirkte. Bei den Wahlen zum Reichstag erzielte die SPD mit ihrem Kandidaten Heinrich Baerer von 1890 bis 1912 im städtischen Teil des Wahlkreises Ergebnisse von 57,9 % (1890) bis 67,8% (1912). Harburg war damit unter Heinrich Baerer zu einer ‚roten‘ Stadt geworden wie es nur wenige in Deutschland gab.“ 1)

Verheiratet war Baerer mit **Henriette** (1846-1928).

Quellen:

SPD Kreis Hamburg-Harburg unter www.basisharburg.de/wordpress/?p140

- **Baggesenstieg, Poppenbüttel (1947):** Jens Baggesen (1764-1826), Dichter
Verheiratet war Jens Baggesen seit 1790 mit **Sophie von Haller** (1767-1797). Das Paar bekam zwei Söhne.
In seinem Werk „Parthenäis“ sollen Baggesens Hauptfiguren Nordfrank und Myris an Baggesen selbst und Sophie von Haller angelehnt sein. Adrian Aebi schreibt darüber und über das Liebesverhältnis zwischen Baggesen und Sophie von Haller in der Online-Zeitschrift der SAGG 1/2002.
Über den Beginn dieser Liebe zitiert er Baggesen: „In dieser Lage [scil. verzweifelt über seinen Gesundheitszustand] sah' ich Fräulein Sophie von Haller,



eine Enkelin von den [sic!] unsterblichen Haller, eine junge unschuldige überaus lebenswürdige Dame, mit ungewöhnlichen Talenten, die durch die vortrefflichste Erziehung in der besten Schweizerischen Familie zu vollkommener Blüthe gereift sind. Wir wurden auf einer Reise auf den [sic!] Thuner See, wo sie in Begleitung des Herrn Schultheiss von Sinner mich [sic!] begegnete, bekannt. Ich wurde nachher in Ihrer vortrefflichen Familie mit unbeschreiblicher Artigkeit aufgenommen, so wie überhaupt in ganz Bern - und lernte sie dadurch näher kennen. Ich entdeckte bald die Harmonie unserer Denkungsart. Ich fühlte dass ich ohne Ihr [sic!] nimmer glücklich werden könnte - ich fühlte zum erstenmal die wahre, vernünftige, moralische Liebe, die nicht in der Phantasie, sondern in gesunden Köpfen und reinen Herzen keimt - und wurde todkrank.' (Schulz 1910, 5f.). Seine Heiratspläne eröffnend, fährt er dann fort: ‚Ich fühlte was ich war, und was ich werden könnte - ich fasste die ziemlich kühne Idee, fremd, ohne Titel und Character, ohne Vermögen, in dem vielleicht stolzesten Staate Europens, mich um eine freie Republicanerin, die ohnedem der Stolz ihrer Familie ist, zu bewerben.

Ich war schon ziemlich bekannt in Bern - man schätzte mich überall mehr als ich verdiente – (...) man fand mich in keinem wissenschaftlichen Gespräche ganz fremd - ernsthafter in meinem Betragen als ein Jüngling von meinem Alter zu seyn pfllegt. (...) Kurz ich wurde - ich begreife nicht zu gut warum - in den ersten Familien Berns sehr geachtet und geliebt. Indessen war der Hrr. Landvogt von Haller ein alter sehr strenger Republicaner, und überhaupt alle Berner sehr strenge im Capitel von [sic!] Heiraten, weil selbige Vehikeln der Ehrenstellen, und der Rathsitzen sind. Ich entdeckte meinen Zustand und Gesinnung der Obristin v. Brown, Tochter von den [sic!] grossen Haller, und Gemahlin des Englischen Ministers hier, eine Tante von dem Fräulein - und eine äusserst vortreffliche Dame. Sie kannte mich - und nach und nach wurden alle Hindernisse überwunden - die ganze Familie einwilligte, wenn nur der alte Vater zu überreden wäre.' (Schulz 1910, 6f.) Ja, wenn nur der alte Vater zu überreden wäre. Damit gelangt Baggesen zum Anliegen seines Briefes. Denn der strenge Republikaner verlangt finanzielle Sicherheiten für seine Tochter, insbesondere die Vorsorge in einer Witwenkasse (vgl. Schulz 1910, 7). Es handelt sich also um einen Bittbrief, was bei der Beurteilung des Inhalts nicht unbeachtet bleiben darf. Aber auch bei Berücksichtigung dieses Faktums: Zeichen einer stürmischen Verliebtheit sind den Zeilen jedenfalls nicht zu entnehmen. Vielmehr spricht Baggesen von ‚moralischer Liebe‘, deren Ideal später auch die ‚Parthenäis‘ beschwören wird. Das Nebeneinander von Mut und Verlangen nach männlichem Beistand und Schutz, welches die drei ‚Parthenäis‘-Schwestern charakterisiert, findet sich bereits im Bild, das Baggesen in der Korrespondenz von seiner Sophie zeichnet. Als eigenständige, mutige Frau wird sie in einem Brief an Reinhold dargestellt



(datiert: Nürnberg, den 3. August 1793). Baggesen schildert hier einen Kutschenunfall im Thüringer Wald: ‚Der Kutscher verlor den Kopf, nur Sophie und ich nicht. Lotte, Juliane und der kleine zahnende Ernst weinten. Ich munterte sie auf, brachte Sophie mit vieler Noth aus dem Wagen; denn die Thüren liessen sich nicht öffnen. Sie zog Stiefeln an, gürtete sich ruhig, und entschloss sich mit beispiellosem Heldenmuth, allein den wilden, kothigen, unbekanntem Waldbergweg voranzugehen bis zum nächsten Dorf, um Hülfe zu suchen; denn ich durfte den Wagen und die lieben Wesen darin nicht verlassen. Den Fichtenwald hinauf und in diesen Berghöhen ist's schrecklich düster - sie verschwand bald aus unseren Augen - mein Herz bebte vor Angst und Bewunderung.‘ (Baggesen 1831, I, 275) Eine ganz andere Seite von Baggesens Sophie-von-Haller-Bild erscheint in Briefen an die Gattin. Vom oben beschriebenen Mut zur Handlung ist dort nicht mehr viel zu spüren. In einem Brief, den Baggesen am 22. Dezember 1793 aus München an die kränkelnde Gattin in Bern richtet, herrscht ein bedeutend weniger heroischer Ton: ‚Sehne Dich also nicht mehr so traurig zurück nach Kopenhagen! Es ist wahr! Man kennt Deinen Werth dort ein wenig besser, man liebt Dich dort mehr ohne Rücksicht auf Ceremonien: aber - süsse Sophie! Auch ich kann urtheilen; und auch ich bin unpartheiisch: Die Schweizerliebe ist rauh; aber sie hält; sie ist eigentlich nicht Liebe, sondern Treue. (...) Vergesse nicht, lieber Engel, dass Kopenhagen auch, besonders in meiner Abwesenheit, seine Unannehmlichkeiten hat. (...) Halte Dich, wo Du bist, an Menschen, Die nichts nationales haben, die man sich eben so gut in Dänemark und Frankreich als in Bern oder Appenzell denken kann. Solche sind Deine Mutter, Deine Tante Zeerleder, Deine Grossmutter, alle Deine jungen Freundinnen, besonders Gritli und ihre Schwestern, Lotte Wieland, Stapfer, Salchi, Tralles und Rengger. Um Dich vollends über Deinen Aufenthalt zu erfreuen, so denke an die dort ganz einzige, unaussprechlich schöne, erhabene, lebendige Natur, die selbst im Winter schöner ist, als jede andre im Sommer – (...).‘ (Baggesen 1843-1856, II, Tilloeg, 34f.) Diese Zeilen zeichnen das Bild einer eher unselbstständigen, unsicheren, dafür aber sanften, engelhaften Frau, welcher der Gatte die Kommodität ihres Daseins - Natur, Freunde - vordozieren zu müssen glaubt. Ein Brief aus St. Urban vom 17. Mai 1790 rückt auch noch das Kindliche in den Rahmen dieser Charakterisierung ein: ‚Mache Dir also niemals ein gelehrtes Professorin-Gewissen darüber, wenn Du Dich bisweilen über Dinge, die, wie der Philosoph sagt, nicht eine Pfeife Tabak werth sind, bis zur Ausgelassenheit freuest! Wie zum Beispiel, wenn Du Pleyls Sonate fertig spielen kannst, oder wenn Du an einem kleinen Strümpfchen die letzte Masche strickest, oder wenn Du mich Dir eine Weile näher erfährst [sic!], oder wenn Du einen Blumenstrauss von Deiner Freundin bekommst, oder wenn Du ein neues französisches Wort auf able findest.‘ (Baggesen 1843-1856, I, Tilloeg, 108). Was Sophie von Haller aber, und damit kehre ich zurück zum Brief vom 22. Dezember 1793, noch mehr als



die bevorstehenden Naturerlebnisse glücklich stimmen sollte, ist die Vorstellung, wie ihr Ehemann dann im März über die Alpen zu ihr zurückkehren wird. Baggesen schliesst mit einer emphatischen Beschwörung des ehelichen Glücks, die indessen unentschieden lässt, ob es eher seine Gattin oder sich selbst davon zu überzeugen gilt: ‚Wir sind glücklich, Sophie! unaussprechlich glücklich! ewig glücklich! denn wir lieben uns, wie nur wenige Selige lieben.‘ (Baggesen 1843-1856, II, Tilloeg, 37) Welcher Art diese seltene Liebe ist, bleibt hier offen. Eine Antwort lässt sich vielleicht in der ‚Parthenäis‘ finden.“ 1)

Nach dem Tod seiner Frau 1797 zog Baggesen nach Paris, wo er 1799 erneut heiratete. 1811 ging es dann an die Universität Kiel, lehrte dort bis 1813 als Professor für dänische Sprache und Literatur und kehrte 1813 nach Kopenhagen zurück.

1820 starb seine zweite Ehefrau. Baggesen war verarmt und kam wegen Schulden ins Gefängnis. Er litt an Depression, die er versuchte in Kurbädern zu lindern.

Quellen:

Adrian Aebi: Jens Immanuel Baggesen: „Pathenäis“ oder Die „Alpenseite“: eine vergessene Berner-Idylle, in: Germanistik in der Schweiz. Online-Zeitschrift der SAGG 1/2002, unter: www.germanistik.unib.ch/SAGG-Zeitschrift/1_02/aebi.html

- **Bahrstraße, Eißendorf (1955): Johann Friedrich August Bahr (1801-1855), Bürgermeister von Harburg**
- **Balduinstraße, St. Pauli (1899), frei gewählter Männername**
- **Balduintreppe, St. Pauli (1969), frei gewählter Männername**
- **Ballerstaedtweg, Ohlsdorf (1956): Richard Ballerstaedt (1873-1953), Oberschulrat; Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Deputierter der Schulbehörde**



Ballerstaedt war ein engagierter Pädagoge. Er war Mitglied der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens, dort auch im Vorstand aktiv. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde er aus dem Amt entlassen. Nach dem Krieg Mitglied der Ernannten Bürgerschaft, danach Deputierter der Schulbehörde.

- **Ballindamm, Altstadt (1842)**;; siehe: Am Ballinkai
Siehe auch im Internet unter: *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum*

- **Ballinkai, Moorburg (2002)**, siehe: Am Ballinkai

- **BallinPark, Veddel(2007)**; siehe: Am Ballinkai

- **Balthasarweg, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1950)**: *Balthasar Denner (1685-1749), Maler, siehe: Dennerstraße*

- **Bandelstraße, Eißendorf (1950)**: *Ernst von Bandel (1800-1876), Bildhauer*
1827 heiratete Bandel *Karolina von Kohlhagen (1802 - April 1894)*. Das Parr hatte zwei Töchter und fünf Söhne. Bandel hatte die Idee, ein deutsches Nationaldenkmal zu schaffen. Und so schuf er zwischen 1836 und 1878 das Denkmal Hermanns des Cheruskerfürsten auf der Grotenburg im Teutoburger Wald.

- **Bandwirkerstraße, Wandsbek (1950)**: *nach der dortigen Tuch- und Bandwirkerindustrie*



- **Banksstraße, Hammerbrook (1842):** *Dr. Edward Banks (1795-1851), Senatssyndikus, verdient gemacht um die Erschließung und Bebauung Hammerbrooks*

Verheiratet war Edward Banks seit 1822 mit **Caecilia Beata**, die Tochter des hamburgischen Bürgermeisters Dr. Johann Heinrich Bartels und seiner Ehefrau Marietta Elisabeth von Reck aus Venedig.

Das Paar bekam drei Kinder.

- **Bannwarthstraße, Bramfeld (1962):** *Dr. Ing. e.h. Albert Bannwarth (1872-1947), Generaldirektor der Hamburger Elektrizitätswerke. Aufsichtsratsmitglied der HEW*

Nachdem Bannwarth 1933 als Generaldirektor der Hamburger Elektrizitätswerke in den Ruhestand gegangen war, wurde er Aufsichtsratsmitglied der HEW. Zwölf Jahre lang war er Aufsichtsrat der „gleichgeschalteten“ HEW und wurde nach der Befreiung vom Nationalsozialismus Vorstandsvorsitzender der HEW.

In der NS-Zeit war die HEW ein nationalsozialistischer Musterbetrieb. Für den Bau eines Kohlekraftwerkes wurden die Arbeiten 1941 in Alt-Garge begonnen. Als Arbeiter wurden Kriegsgefangene genommen, ca. 1000 kroatische, serbische und slowenische Kriegsgefangene im Lager A.

„Im August 1944 wurde ein zweites Lager, das ‚Lager B‘, als Außenkommando des KZ Neuengamme eröffnet. Am 25. August 1944 kam ein erster Transport mit 500 polnischen Widerstandskämpfern an, die am Warschauer Aufstand teilgenommen hatten. Unzureichend gepflegt und bekleidet, mußten sie schwerste körperliche Arbeiten leisten, wobei mindestens 50 Häftlinge durch Entkräftung, Mißhandlungen und Arbeitsunfälle ums Leben kamen. Ein Häftling berichtet über diese Mißhandlungen: ‚Dezember 1944 lag der Kamerad Majewicz nach einer Rippenfellentzündung mit starkem Fieber und Geschwüren im Revier. Eines Morgens wurde er von seiner Pritsche gejagt und - obschon es über seine Kräfte ging - an den Arbeitsplatz im Freien geschleppt. Da lag er bis zum Arbeitsschluß um 18 Uhr. Dann wurde er von seinen Kameraden wieder ins Lager und ins Revier transportiert.‘ (s. John Hopp) Als Ersatz kamen Häftlinge verschiedener Nationalität, darunter etwa 20 norwegische und 70 dänische Widerstandskämpfer. Als Generalunternehmer des Bauvorhabens Alt-Garge war die HEW für das Schicksal der Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge unmittelbar verantwortlich. Die Leitung der HEW-Kraftwerksbaustelle rechnete den ‚Arbeitseinsatz‘ der KZ-Häftlinge direkt mit der Lagerkasse des KZ Neuengamme ab. Noch im Januar



1945 berichtete der ‚Werksbeauftragte Osthannover‘, Heinemann, an das Rüstungsministerium, daß ‚das SS-Wirtschaftsverwaltungs-Hauptamt, Amtsgruppe D, (...) beabsichtigt, die etwa 350 in Osthannover eingesetzten Sträflinge zur anderweitigen Verwendung abziehen. Die HEW haben sofort schriftlich bei dieser Stelle Einspruch erhoben und gebeten, die Häftlinge bis zum 15.3.1945 im Einsatz zu lassen. Sie werden sich inzwischen bemühen, Polen oder Italiener als Ersatz zu bekommen. Ich bitte Sie, die Bemühungen der HEW dadurch zu unterstützen, daß Sie sich mit dem zuständigen Herrn der Amtsgruppe D, Standartenführer Maurer, in Verbindung setzen und Verlängerung des Einsatzes befürworten.‘ (...) .“1)

Quellen:

- 1) 1894 -1933 -1994. 100 Jahre HEW – ein alternativer Bericht. Hrsg. vom Aktionskreis Stilllegen Brunsbüttel, Anti Atom Büro, Gewaltfreies Aktionsbündnis, BI Umweltschutz Geesthacht, BI Umweltschutz Lüchow Dannenberg, Eltern für unbelastete Nahrung e.V., Energiewendekomitee Hamburg, LBU Niedersachsen, Robin Wood Hamburg, Tschernobyl Gruppe Hamm/Horn. Hamburg 1994. Unter: www.umweltfairaendern.de/wp-content/uploads/2012/07/100-Jahre-HEW.pdf
- **Bansenstraße, Heimfeld (1890): Hermann Bansen (1813-1890), Stadtbaumeister**

 - **Bantschowstraße, Wellingsbüttel (1951): Domherr, Probst, päpstlicher Absolut, bekam von Erzbischof Herzog Christoph von Braunschweig 1522 das Dorf Wellingsbüttel**

 - **Barcastraße, St. Georg (1862): Theodor Friedrich Barca (1827-1889), Vorbesitzer des Geländes**

 - **Barckhusendamm, Billstedt (1948): Hermann Barckhusen, Buchdrucker**
 - **Bargfredesstraße, Blankenese (1950): Heinrich Bargfrede (1684-1726), Vogt in Dockenhusen**



- **Bargstedgasse, Rothenburgsort (1929):** *Jacob Bargsted (1797-1885), Vogt im Billwerder Ausschlag*
- **Barkhausenweg, Hummelsbüttel (1965):** *Prof. Dr. Heinrich Barkhausen (1881-1956), Begründer der wissenschaftlichen Schwachstrom- und Hochfrequenztechnik*

Barkhausen unterzeichnete 1933 das Bekenntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat. Er „integrierte sich zunehmend in die deutsche Wehrwissenschaft und -wirtschaft: Das von ihm geleitete Institut für Schwachstromtechnik erfüllte Wehrmchtaufträge, Barkhausen selbst beriet die Luftwaffe und kam Aufträgen des Heeres nach. Sein Beitrag zur deutschen Kriegsführung ist insbesondere in der Weiterentwicklung der Funktechnologie zu sehen, welche die Kommunikation zwischen unterschiedlichen Frontabschnitten verbessern helfen sollte. Zudem wirkte er beim ‚Vorhaben Peenemünde‘ [Entwicklung der V2-Rakete] mit. Beredter Ausdruck seiner Systemnähe sind die engen Kontakte, die Barkhausen zu den ‚Achsenmächten‘ Japan und Rumänien unterhielt und mit denen er wissenschaftlichen Austausch organisierte. Zwar beschwerte sich Barkhausen nachweislich über die Lehrsituation und das fehlende Personal, teils gar mit öffentlichen Anschlägen in seinem Institut an der Th Dresden. Das ihm nach 1945 zugeschriebene, widerständige Verhalten lässt sich damit aber kaum belegen, bei Barkhausen überwog die Anpassung deutlich die Resistenz. Seiner weiteren Karriere an der Th Dresden in der DDR tat dies indes keinen Abbruch. Da sein Institut den Bombenangriffen vom Februar 1945 zum Opfer gefallen war, durfte er dieses nach dem Krieg erneut aufbauen. Die Technische Hochschule ehrte den Dresdner Wissenschaftler nach seinem Tod durch die Benennung des 1954 fertig gestellten Barkhausenbaus.“ 1)

Verheiratet war Barkhausen seit 1909 mit Hilde Mollier I(1876-1967). Das Paar hatte einen Sohn (geb. 1914) und eine Tochter (geb. 1917). Hilde Millier war die erste Studentin der TH München und die erste Assistentin dieser Hochschule. Sie arbeitete vier Jahre am Laboratorium für Technische Physik und veröffentlichte mehrere Arbeiten. So sind die thermischen Eigenschaften wässriger Amoniaklösungen durch Hilde Mollieres Untersuchungen sehr gut bekannt geworden.

Dadurch, dass Hilde Mollier während des Studiums einen Mann an ihrer Seite hatte, nämlich ihren Bruder Richard Mollier (1863-1935), der mit ihr gemeinsam



studierte, war sie als studierende Frau eines so genannten Männerfaches akzeptiert.

Da Hilde Mollier kein Abitur hatte – erst ab ca. 1892 wurden die ersten Gymnasialklassen für Mädchen eingerichtet – führte dieser Tatbestand ihr wissenschaftliches Können in die berufliche Sackgasse. Ihr Bruder hingegen wurde Professor für Angewandte Physik und Mechanik und ein Pionier der experimentellen Forschung der Thermodynamik.

Nach der Heirat versuchte Hilde Barkhausen weiterhin wissenschaftlich tätig zu sein. „Trotzdem darf ihre berufliche Laufbahn mit der Geburt ihrer jüngsten Tochter 1917 als beendet betrachtet werden.“ 2)

Quellen:

- 1) Uwe Fraunholz, Swen Steinberg, Stefan Beckert, Florian Eichkorn, Ulrike Marlow, Stefan Weise: [Mit]GeMacht? Technik- und Naturwissenschaftler der TH Dresden im Nationalsozialismus. Dresden 2012. Unter: tu-dresden.de/die_tu_dresden/fakultaeten/philosophische_fakultaet/ig/tge/dateien/mitgemacht_web
 - 2) Margot Fuchs: frauenleben für Männertechnik. Lebensentwürfe der ersten Studentinnen der Technischen Hochschule München konstruiert und rekonstruiert. In: Wilhelm Füßl, Stefan Ittner (Hrsg.): Biographie und Technikgeschichte. Wiesbaden 1998.
- **Barlachstraße, Harburg (1947): Ernst Barlach (1870-1938), Bildhauer, Graphiker und Dichter**

Siehe auch: Kollwitzring, in Bd. 2.

Über Barlach und die Frauen zeigte das Museum Behnhaus Drägerhaus in Lübeck 2011 eine bemerkenswerte Ausstellung. Dazu schrieb Christel Busch in ihrem Artikel „Ausstellung im Museum Behnhaus Drägerhaus: Ernst Barlach und die Frauen: ein schwieriges Verhältnis“ am 15.2. 2011: Ernst Barlachs „Mutter [war] mit dem Haushalt und den vier Söhnen völlig überfordert, flüchtete in Depressionen und Psychosen. Sie musste oft ‚verreisen‘, sprich in eine Anstalt eingewiesen werden. Barlach war 14 Jahre alt, als der Vater 1884 plötzlich starb. Zurück blieb eine labile, lebensuntüchtige Frau mit vier unmündigen Knaben, die unter die Vormundschaft männlicher Verwandter gestellt wurden. Der älteste Sohn Ernst übernahm in den kommenden Jahren die Verantwortung und Versorgung der Mutter. Ende der 1880er Jahre lernt Barlach **Anna Spiekermann**, eine Cousine seines Freundes Friedrich Düsel kennen. Barlach verliebt sich unsterblich in die hübsche junge Frau. Doch sie wird die erste Enttäuschung seines Lebens. Es dauerte Jahre, bis Barlach diese unglückliche Liebe verarbeitet hat. (...) In Russland erfährt er von der Geburt eines Sohnes,



hervorgegangen aus einer Beziehung zu einem ehemaligen Modell, **Rosa Limona Schwab**. Da Barlach die Mutter für erziehungsunfähig hält, beantragt er die Vormundschaft des Kindes. Nach lang andauerndem Rechtsstreit erhält er das Sorgerecht für das Kind. Der Sohn Klaus sollte einen Wendepunkt in seinem unruhigen Bohème-Leben bedeuten. Barlach, der schon in Dresden und Hamburg die Wohnung mit seiner Mutter geteilt hatte, zieht mit Sohn und Mutter nach Güstrow in Mecklenburg. (...) Der Selbstmord von Louise Barlach im Jahr 1920 sollte die komplizierte Mutter-Sohn-Bindung endgültig beenden. Doch wie sahen Barlachs andere Frauenbeziehungen aus, die in dieser Ausstellung thematisiert werden? Viele Frauen kreuzten seinen Weg, mal harmlose Flirts mal amouröse, intime Beziehungen. Häufig sind es Frauen, die gebunden waren oder nicht seinem intellektuellen Niveau entsprachen. Die Ausübung des Berufes sei wichtiger und dem Umgang mit dem Weibervolk vorzuziehen; die Geliebte des Künstlers sei die Kunst, rechtfertigt er seine Einstellung zum weiblichen Geschlecht. ‚Man liebt sie und findet zugleich ihre Ansprüche unerträglich. Man kann die Konsequenzen nicht erkennen, die mit dem ‚zu eigen sein‘ verbunden sind‘, schreibt Barlach an seinen Freund Dietel. Salopp gesagt, er kniff vor jeder Verantwortung und jeder festen Beziehung. Barlachs negatives Frauenbild sollte sich erst ändern, als er 58jährig die Bildhauerin **Marga Böhmer** kennen und lieben lernt. Böhmer, verheiratet, verließ ihren Ehemann, zog nach Güstrow und sollte bis zu Barlachs Tod 1938 seine Geliebte und Weggefährtin sein. Sie brachte Stabilität in das chaotische Bohème-Leben des Künstlers. ‚Frau Böhmer und ich leben einig miteinander und sind ruhig in einer schönen Gegenseitigkeit. Ich fühle, daß in mir eine Lücke geschlossen wird, daß mein Leben runder und völliger geworden ist‘, schreibt Barlach an seinen Bruder Karl.

Barlach und die Frauen? Ein schwieriges Thema, dem die Ausstellung im Behnhaus Drägerhaus versucht gerecht zu werden. Dass Barlach nicht nur platonische oder sexuelle Beziehungen zu Frauen pflegte, zeigt seine freundschaftliche Beziehung zu Käthe Kollwitz. Denn beide Künstler waren Seelenverwandte im Geiste und in ihrer Kunst. Erwähnt wird, dass der schwebende Güstrower Engel ihre Züge trägt. Dass Kollwitz nach dem Tode Barlachs aber aufrichtig um den Freund trauerte, zeigt ihr Bronzerelief *Klage* von 1938.“ 1)

Marga Böhmer, geb. Graeber, (1887 Stolberg (Harz) -1969 in Güstrow) war nicht nur die Lebensgefährtin von Ernst Barlach, sondern selbst auch Künstlerin. An der Handwerker- und Kunstgewerbeschule Bielefeld studierte sie ab 1908 Bildhauerei und lernte ihren späteren Ehemann Bernhard A. Böhmer kennen. Das Paar heiratete 1917.

1924 lernte sie Ernst Barlach kennen und ließ sich drei Jahre später von Bernhard Böhmer scheiden. Das Paar Böhmer/Barlach lebte in Böhmers Haus in



Güstrow. Bernhard A. Böhmer zog mit seiner zweiten Frau in Barlachs Haus. Marga Böhmer kümmerte sich fortan um Barlach, arbeitete für ihn als Vorbildnerin.

Nach dem Tod von Barlach kümmerte sie sich weiter um ihn: diesmal um die Bewahrung seines Werkes. Ihre eigene künstlerische Leistung stellte sie vollends in den Hintergrund. So wird auf der Gedenktafel für Marga Böhmer an der Gertrudenskapelle, ihrem letzten Wohnort, sie auch ausschließlich als Lebensgefährtin Ernst Barlachs bezeichnet.

Quellen:

1) Siehe unter: www.unser-luebeck.de/content/view/2879/289/

- **Barnerstraße**, *Ottensen (1893): Hans Barner, Drost in Pinneberg im 16. Jhd.*
- **Baron-Voght-Straße**, *Groß Flottbek (1928): Baron Caspar Voght (1752-1839), Kaufmann, machte seinen Besitz in Flottbek zu einem landwirtschaftlichen Musterbetrieb. Siehe: Caspar-Voght-Straße*
Siehe auch: Reimarusstraße, in Bd. 2.
Siehe auch: Schimmelmanstraße, in Bd. 3 online.
- **Bartelsstraße**, *Sternschanze (1844): Dr. Heinrich Bartels (1761-1850), Bürgermeister seit 1820, Senator 1798.*
1792 heiratete er **Marietta von Reck**. Das Paar hatte zwei Söhne und zwei Töchter.
- **Bartholomäusstraße**, *Barmbek-Süd (um 1843): John Bull (1791-1857), Geländebesitzer*
- **Bartmanns Treppe**, *Blankenese (um 1927): Bartmann (1823-1867), Grundeigentümer und Kapitän*



- **Basedowstraße, Hammerbrook (1895):** *Prof. Johann Bernhard Basedow (1723-1790), Schulreformer und Philantroph.*
1752 heiratete er **Anna Emilie** (1730–1753). Das Paar bekam zwei Söhne. Anna Emilie starb im Kindbett.
Seine zweite Ehe ging Basedow ein Jahr nach dem Tod seiner ersten Frau ein und vermählte sich mit **Gertrud Elisabeth, geb. Hammer**. Das Paar bekam die Tochter Emilie. Diese erhielt von ihrem Vater eine genauso gute Bildung wie ihre Brüder. Und so konnte Emilie bereits im Alter von sechs Jahren auf lateinische Fragen auch lateinisch antworten. Auch konnte sie französisch sprechen und hatte in diesem Alter schon Kenntnisse über die Weltgeschichte und Geografie.
- **Baubürgerweg, Borgfelde (1906):** *nach dem Namen der Mitglieder der Baudeputation*
Damals, bei der Benennung dieser Straße, gab es noch keine Frauen in einer Deputation.
- **Bauernvogtkoppel, Sasel (1950):** *Flurname, Bauernvogt ist ein Gemeindevorsteher*
- **Baumanns Treppe, Altona-Nord (um 1800):** *Baumann, Vorbesitzer des Geländes*
- **Baumeisterstraße, St. Georg (1874):** *Dr. Hermann Baumeister (1806-1877), Bürgerschaftspräsident und Präsident des Obergerichtes*
Verheiratet mit **Wilhelmine, geb. Woltmann** (1811-1902), 1 Kind.



- **Baur's Park, Blankenese (1922): Georg Friedrich Baur (1768-1865), Grundstückeigentümer, Kaufmann**

Siehe auch: Auguste-Baur-Straße, in Bd. 2.

Siehe auch: Baur's Weg, in Bd. 3 online.

Georg Friedrich entstammte einer Altonaer Bürgermeister- und Senatorenfamilie. Er absolvierte ein Jurastudium in Göttingen und wurde Kaufmann. Gemeinsam mit seinem Bruder Johann Heinrich Baur (siehe: Baurstraße, in Bd. 3 online) übernahm er die Leitung des von dem Großvater errichteten Unternehmens für Geld- und Warenhandel. Später führte Georg Friedrich Baur das Unternehmen allein bzw. mit zwei seiner Söhne als Handels-, Bank- und Reedereiunternehmer weiter.

Georg Friedrich Baur erlangte zu großem Reichtum. Seine Enkelin schrieb über ihn: „Mein Großvater und seine nächsten sahen sich als die erste Familie der Welt an und waren unzugänglich, verschlossen und ängstlich bemüht, nicht mit dem niederen Stande in Berührung zu kommen. Eins der Merkmale der Familie war übrigens tiefe Melancholie, die auch teilweise wohl die Ursache gewesen war, daß man nie mit Fremden zu tun haben wollte, sondern sich selbst genug war.

(...) Mein Großvater (...) hatte angeborenen Geschmack und Kunstsinn (...). Er war eigen und schwierig, und seine Kinder lebten in ewiger Furcht vor ihm. Er liebte diese seine Kinder aus Pflicht und gab ihnen die beste Erziehung. Für die Töchter hielt er Gouvernanten für verschiedene Sprachen und Hofmeister für die Söhne (...). Aber seine Kinder liebte – das tat er nie (...). Man konnte meinen Großvater keinen Tyrannen oder Despoten nennen, er war nur aus der alten Schule; wo der Vater alles bestimmte und wo die Kinder, ohne zu rasonnieren, zu gehorchen hatten.“ 1)

Baur wollte 1782 gemeinsam mit Heinrich Sieveking in Guinea 700 Sklavinnen und Sklaven kaufen. Von Bordeaux sollte ein Schiff neutrale Waren nach Guinea und von dort Sklaven nach S. Domingo bringen. Von dort sollte es zurück nach Hamburg wieder mit neutralen Waren gehen. Sieveking und Baur fanden, wegen der zu erwartenden hohen Krankheits- und Todesrate unter den Sklaven, keine Versicherung, die das Vorhaben zu einem vernünftigen Preis versichern wollte. Gleichzeitig nahte das Ende des Unabhängigkeitskrieges, was wiederum für die dänische Schifffahrt das Ende ihrer „goldenen Jahre“ bedeutete. Deshalb nahmen Sieveking und Baur Abstand von ihrem Vorhaben. Heinrich Sieveking schreibt selbst dazu in seinem Bericht über das Handelshaus Voght (Caspar Voght, siehe: Baron-Voght-Straße, in Bd. 3 online) und Sieveking: „Baur hat eine schöne zweigedeckte Fregatte von 150 Last, er fordert dafür 4500 Banco per Monat. Dann kann das Schiff hingehen, wohin es soll. Von anderer Seite war am 29.3. ein Schiff von 120 Last zu 3500 Mark Banco per Monat angeboten ohne die



inwendige Ausrüstung, die Bretter, eisernen Schlösser [für Sklavenschiffe wichtig] und was mehr dazu gehörte. Es handelte sich darum, neutrale Waren von Bordeaux nach Guinea zu bringen, von da mit Negern nach Santo Domingo zu fahren und mit neutralen Waren zurück nach Hamburg.“ 2) Dafür sollte ein französisches Schiff mit neutraler dänischer Flagge segeln. Sinapius, der Agent des Handelshauses in Ostende bekam letztendlich Skrupel und schrieb: „ich hasse diesen Handel von ganzem Herzen.“ 3)

Verheiratet war Georg Friedrich Baur seit 1797 mit seiner Cousine **Marianne Heise** (1781-1851), Tochter des Hamburger Senators und späteren Bürgermeisters Arnold Heise (1747-1834) (siehe: Arnold-Heise-Straße, in Bd. 3 online). Zum Zeitpunkt der Eheschließung war Marianne knapp sechzehn Jahre alt und soll davor schon einmal verlobt gewesen sein. Das Paar bekam elf Kinder. Ihre Enkelin erinnert sich: „Sie [die Großmutter] hatte sich – mit einigen Ausnahmen – nicht so viel aus ihren Kindern gemacht, aber sie erfüllte ihre Pflicht ihnen gegenüber. Im Alter von etwa vierzig Jahren wurde sie schon gichtkrank (...). Sie saß immer in einem samtene Rollstuhl, und zwei Personen mußten sie in einem Klappstuhl die Treppen hinauf- und hinuntertragen. Meine Großmutter ist eine tüchtige Hausmutter gewesen, und bei all ihrer Kränklichkeit hat sie den Haushalt doch selbst geleitet und wollte über alles Bescheid wissen, führte selbst die Rechnung und bestimmte das Essen. Aber sie lebte in ständiger Angst, daß ihre Anordnungen nicht pünktlich ausgeführt würden, (...).“ 4)

Über das Vermögen ihres Mannes wusste die Ehefrau nicht Bescheid. „Sie selbst hatte nie eine größere Summe zu ihrer Verfügung. Mein Großvater ließ jeden Sonnabend alle Rechnungen des Hauses bezahlen und schenkte ab und zu seiner Frau ein paar hundert Mark zum Verschwenden.“ 4)

Anlässlich der Goldenen Hochzeit des Paares wurde er zum Konferenzrat ernannt.

Die Familie lebte an der Palmaille. Dort hatte Baur von dem Baumeister C. F. Hansen zehn große Häuser bauen lassen.

Das Haus an der Palmaille wurde im Winter ständig bewohnt. Im Sommer lebte die Familie von Dienstag bis Sonnabend in einem Landhaus in Blankenese (heute Baur' Park).

Quellen:

- 1) Julie Grüner geb. Raeder: Erinnerungen an das Haus meiner Grosseltern Baur im Dänischen Altona. Hamburg 1965, S. 23f.
- 2) Heinrich Sieveking hamburg.de/subhh/cntmng;jsessionid=49348191EA3381401E927B9FF4FE8297.jvm1?type=pd&did=c1:25292 agora.sub.uni-
- 3) Susanne Woelk: Der Fremde unter den Freunden. Biographische Studien zu Caspar von Voght., S. 114.



- 4) Julie Grüner, a. a. O., S. 35.
- **Baurstraße**, Bahrenfeld (1950), besonders nach den Bürgermeistern: J. D. Baur (1700-1774); J. D. Baur (1730-1819); J. D. Baur (1760-1813)
 - **Baur Weg**, Blankenese (vor 1903): Georg Friedrich Baur (1768-1865), siehe: Baur Park
Siehe auch: Auguste-Baur-Straße, in Bd. 2.
 - **Bausenhof**, Finkenwerder (1960): vermutlich nach dem Hofbesitzer Barkhusen, abgeschliffene Form des Namens Barkhusen
 - **Baxmannstraße**, Billstedt (1948): Henning Baxmann (1730-1796), Ingenieur-Kapitän, Wasserbauer und Zeichner von Elbkarten
 - **Baxmannweg**, Billstedt (1971), siehe: Baxmannstraße.
 - **Beatles-Platz**, St. Pauli (2006): Musikgruppe The Beatles
 - **Bebelallee**, Alsterdorf (1945): August Bebel (1840-1913), siehe: August-Bebel-Park
 - **Bechsteinweg**, Iserbrook (1939): Ludwig Bechstein (1801-1860), Schriftsteller und Märchensammler



1832 heiratete er **Caroline Wiskemann** (1808-1834). Das Paar bekam einen Sohn. Zwei Jahre nach der Hochzeit starb Caroline. Zwei Jahre später heiratete Bechstein 1836 **Therese Schulz** (1806-1876). Das Paar bekam sieben Kinder.

- **Beckermannweg, Langenhorn (1981): Prof. Franz Beckermann (1903-1976), ärztlicher Direktor des Heidbergkrankenhauses**

Sturmbannarzt der SA, Mitglied der SA 1933-1934, Mitglied der NSV seit 1937, Mitglied des Kolonialbundes 1940-1943; Mitglied der NSDAP ab 1940.

Siehe seine Vita unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/

- **Beckers Treppe, Blankenese (vor 1903): Karl Heinrich Becker (1807-1888), Grundeigentümer, Uhrmacher und Kirchenältester**
- **Beckmannstraße, Groß Flottbek (1928/30): Dr. Hermann Detlef Beckmann (1861-1908), Arzt, Mäzen der Groß Gemeinde Flottbek**
- **Beckstedtweg, Niendorf (1948): Johannes Joachim Beckstedt (1764-1816), Hofbesitzer, Vogt bis 1816, Goldschmied**
- **Beckstraße, Sternschanze (1869): J. C. H. Beck, Vorbesitzer**
- **Beethovenallee, Lokstedt (vor 1934): Ludwig von Beethoven (1770-1827), Komponist**

Siehe auch: Bettinastieg in Bd. 2.

Ludwig van Beethoven ist als mehrfach verliebter Junggeselle in die Musikgeschichte eingegangen. Es soll für ihn dennoch eine „unsterbliche Geliebte“ gegeben haben, über deren Identität lange gerätselt wurde.

Heute scheint festzustehen, dass es sich um die Gräfin **Josephine Brunsvik de Korompa**, ab 1799 Josephine Gräfin Deym von Stritz (1779 in Preßburg-1821



in Wien) handelte. Beethoven hatte ihr 1804 Klavierunterricht erteilt, aus dem sich eine intensive Beziehung entwickelte. So widmete er ihr das Andante favori in F-Dur (WoO 57), das ursprünglich den Mittelsatz der Waldstein-Sonate bildete. „Beethoven schickte es ihr mit den Worten: ‚Hier-Ihr-Ihr- Andante.‘“ 1)

Beethoven soll ihr in den Jahren 1804 bis 1810/11 mindestens vierzehn Liebesbriefe geschrieben haben, in denen er sie unter anderem als „Engel“, „mein Alles“ und als seine „einzig Geliebte“ bezeichnete und ihr „ewige Treue“ schwor. Josephine könnte deshalb auch die Adressatin des berühmten dreiteiligen Briefes an die „Unsterbliche Geliebte“ vom 6./7. Juli 1812 gewesen sein.

Bis heute wird das Bild des einsamen, ruhelosen und launischen Genies, das seine göttliche Schaffenskraft nicht in einer Ehe, „Familie und Gedöns“ vergeudete, beschworen. Dabei blieben die vielen Frauen, die sein Werk förderten und ihn unterstützten, vielfach im Dunkeln, als hübsches Beiwerk. Oder sie wurden milde belächelt, wie etwa **Bettina von Arnim** (siehe: Bettinastraße, in Bd. 2). „Beide Lieder von Beethoven sind hier beigelegt, die beiden andern sind von mir, Beethoven hat sie gesehen und mir viel Schönes darüber gesagt, daß wenn ich mich dieser Kunst gewidmet hätte, ich große Hoffnungen darauf bauen könnte; ich aber streife sie nur im Flug; denn meine Kunst ist Lachen und Seufzen in einem Säckelchen, und über die ist mir keine.“ 2)

Die Musik spielte in ihrem Leben schon früh eine große Rolle. Ihre erste musikalische Ausbildung erhielt sie in Fritzlar, wo sie im Chor des Klosters mitwirkte. In Offenbach wurde sie von Philipp Carl Hoffmann (1789–1842) in Klavier und Musiktheorie unterrichtet und besuchte häufig das Theater im nahen Frankfurt am Main.

Ihr eigenständiger, schöpferischer Umgang mit Musik hat keinen Geringeren als Beethoven zutiefst beeindruckt. Zu der Begegnung kam es im Frühjahr 1810, als Savigny eine Berufung an die neu gegründete Berliner Universität erhielt und mit seiner Familie in die preußische Metropole übersiedelte. Die Gelegenheit wurde zu einem Besuch in Wien genutzt, wo Bettina Brentano mit den Savignys vom 8. Mai bis zum 3. Juni bei ihrer Schwägerin **Antonie Brentano** in deren Villa in der Erdberggasse wohnte. Antonie war es auch, die sie zu Beethovens damaliger Wohnung ins Pasqualati-Haus auf der Mülkerbastei begleitete. Unter den zahlreichen Berichten, die Bettina Brentano über diese denkwürdige Begegnung verfasste, ist der früheste ein Brief, den sie am 8. Juni 1810 an ihren zurückgebliebenen Freund Max Prokop von Freyberg (1789–1851) in Landshut richtete. Darin schreibt sie: „ (...) da ich bei ihm eintrat ging er auf mich loß sah mich starr an, drückte mir die Hand, spielte auf mein Verlangen was er seit Jahren nicht gethan hatte ging mit, und blieb bis Abends 10 Uhr bei dem Abschied



drückte er mich wie jemand den man lange lieb hat ans Herz, noch 2 Abende kam er, es waren die letzten die ich in Wien war“. 3) Beethoven schenkte Bettina Brentano zum Abschied eine Abschrift seiner Goethe-Vertonung „Neue Liebe, neues Leben“ op. 75 Nr. 2.

In Folge dieser Begegnung entwickelte sich eine enge Freundschaft zwischen Beethoven und Antonie Brentano, die am 11. März 1811 an Bettina schreibt: „Er besucht mich oft, beinahe täglich, und spielt dann aus eigenem Antrieb, weil es ihm Bedürfnis ist Leiden zu mildern, und er fühlt daß er es mit seinen himmlischen Tönen vermag, in solchen Augenblicken muß ich dich oft lebhaft herbey wünschen liebe Bettine, das solche Macht in den Tönen liegt habe ich noch nicht gewußt wie es mir Beethoven sagt.“ 4)

Ende Juli 1812 kam es im böhmischen Badeort Teplitz zu einer zweiten Begegnung Bettina von Arnims mit Beethoven, die anscheinend etwas nüchterner ausfiel – möglicherweise, weil sie im Vorjahr geheiratet hatte und bereits Mutter eines Kindes war. Zudem hatte sie sich mit Goethe (siehe: Goethestraße, in Bd. 3 online) überworfen, der sich in diesen Tagen ebenfalls in Teplitz aufhielt. Achim von Arnim (siehe: Arnimstraße, in Bd. 3 online) schreibt um den 26. Juli 1812 an Savigny: „Denk Dir Göthe und Beethoven hier und meine Frau doch nicht sonderlich amusirt, der erste will aber gar nichts von ihr wissen und der letzte kann gar nichts von ihr hören, der arme Teufel wird immer tauber und sein freundliches Lächeln dazu ist wirklich schmerzlich.“ 5) In einem späteren Brief an den befreundeten Fürsten Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871) verfasste Bettina von Arnim über diese Teplitzer Begegnung eine Schilderung, die wohl nur teilweise authentisch ist. Sie kulminiert in der Beschreibung einer Szene, in der Beethoven grußlos durch eine Gruppe um Goethe und Kaiserin Maria Ludovica von Österreich schreitet. 6)

Bettina von Arnim scheint zeitlebens eine gewisse Eifersucht auf Antonie Brentano empfunden zu haben, denn in ihren zahlreichen Äußerungen über Beethoven wird diese nie erwähnt. Dass das keine „Vergesslichkeit“ war, lässt sich daran ablesen, dass sie zwei Briefe Beethovens an sich selbst „erfunden“ hat, die suggerieren, Beethoven sei von 1810 bis 1812 ihr Freund gewesen. 7) Darüber hinaus hat sie eine Stelle in dem einzigen authentischen Brief Beethovens an sich „geändert“. Beethoven schreibt darin am 10. Februar 1811: „Liebe, liebe Bettine! Ich habe schon zwei Briefe von ihnen und sehe aus ihrem Briefe an die Tonie, daß sie sich immer meiner und zwar viel zu Vortheilhaft erinnern“. 8) Im Erstdruck des Briefes ersetzt Bettina Beethovens Worte „an die Tonie“ [Antonie] durch „an Ihren Bruder“ [Clemens]. 9)

Insgesamt wird man Bettina von Arnims Beethoven-Begeisterung und deren Einfluss auf die Zeitgenossen kaum überschätzen können. Speziell das



Beethoven-Bild, das sie in ihrem Briefroman „Goethe’s Briefwechsel mit einem Kinde“ (1835) entwarf, hat die Beethoven-Rezeption des 19. Jahrhunderts nachhaltig geprägt.“ 10)

Text: Birgit Kiupel

Quellen:

- 1) Carl Dahlhaus: Ludwig van Beethoven und seine Zeit. Laaber 1987.
- 2) Bettina von Arnim an Goethe in ihrem Briefroman „Goethe’s Briefwechsel mit einem Kinde“, Berlin 1835, S. 252.
- 3) Beethoven aus der Sicht seiner Zeitgenossen, hrsg. von Klaus Martin Kopitz und Rainer Cadenbach unter Mitarbeit von Oliver Korte und Nancy Tanneberger. Band 1. München 2009, S. 17.
- 4) Beethoven aus der Sicht seiner Zeitgenossen, a. a. O., S. 99f.
- 5) Beethoven aus der Sicht seiner Zeitgenossen, a. a. O., S. 23.
- 6) vgl: Beethoven aus der Sicht seiner Zeitgenossen, a. a. O., S. 26f.
- 7) Zu den Brieftäuschungen vgl.: Renate Moering: Bettine von Arnims literarische Umsetzung ihres Beethoven-Erlebnisses, in: Der „männliche“ und der „weibliche“ Beethoven. Bericht über den Internationalen musikwissenschaftlichen Kongress vom 31. Oktober bis 4. November 2001 an der Universität der Künste Berlin, hrsg. von Cornelia Bartsch, Beatrix Borchard und Rainer Cadenbach, Bonn 2003, S. 251–277.
- 8) Ludwig van Beethoven: Briefwechsel. Gesamtausgabe, hrsg. von Sieghard Brandenburg. Band 2. München 1996, S. 177f.
- 9) Drei Briefe von Beethoven an Bettina, in: Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben, Januar-Heft 1839, S. 1–7, hier S. 3.
- 10) Klaus Martin Kopitz für MUGI, Musik und Gender im Internet, herausgegeben von Beatrix Borchard. http://mugi.hfmt-hamburg.de/Artikel/Bettina_von_Arnim

- **Beethovenstraße; Barmbek-Süd (1863), siehe: Beethovenallee**

- **Behaimweg, Billstedt (1948): Martin Behaim (1459-1507), Kosmograph**
Er war verheiratet mit **Joana de Macedo**, Tochter des Gouverneurs der Azoreninseln Fayal und Pico. Das Paar hatte wohl ein Kind.

- **Behnstraße, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1859): Carl Heinrich Caspar Behn (1799-1853), Bürgermeister in Altona**
Er war Vater von zehn Kindern.



- **Behrensstraße, Marienthal (1878):** nach der Familie Behrens, besonders nach Albert Balzer Behrens, von 1645-1679 Gutsherr in Wandsbek
- **Behringstraße, Ottensen (1950):** Prof. Dr. Emil von Behring (1854-1917), Arzt, Forscher, Nobelpreisträger, entdeckte das Diphtherie- und Tetanus- Antioxin.

Emil von Behring heiratete 1896 im Alter von 41 Jahren und zu einem Zeitpunkt, wo er sich endlich finanziell in der Lage sah, eine Familie zu ernähren, die zwanzigjährige **Else Spinola** (1876–1936), Tochter des Verwaltungsdirektors der Charité und seiner Frau jüdischer Herkunft. Damit war Behring der „gehobenen“ Gesellschaft angekommen. Das Paar bekam sechs Söhne. Behring litt wegen Überarbeitung unter Depressionen und befand sich drei Jahre lang (1907-1910) in einem Sanatorium.

1934 erklärte Adolf Hitler Else Behring und die sechs Söhne zu „Edelariern“, nachdem zuvor Behring wegen „Verunreinigung germanischen Bluts“ diskreditiert worden war.

- **Behrmannplatz, Lokstedt (1948):** nach den Lokstedter Vögten im 18. Jhd. der Bauersfamilie Behrmann
- **Beidenfletweg, Rahlstedt (1950):** Lange Beidenflet, Vogt in Trittau um 1340
- **Bei den St. Pauli-Landungsbrücken, Neustadt (1911),** Der Stadtteil „Hamburger Berg“ wurde ab 1833 „St. Pauli“ genannt nach der 1682 erbauten und später zerstörten St.-Pauli-Kirche auf dem Pinnsberg, die dem Heiligen Paulus geweiht war

„Der heilige Paulus beurteilte die Frau als minderwertig und verbot ihr bei Versammlungen das Wort (1. Kor 14,33-34): ‚Wie in allen Gemeinden der Heiligen sollen die Frauen schweigen in der Gemeindeversammlung; denn es ist ihnen nicht gestattet zu reden, sondern sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz sagt.‘ Er wollte sich nicht einmal dazu herablassen, ihre Fragen zu beantworten (1. Kor 14,35): ‚Wollen sie aber etwas lernen, so sollen sie daheim ihre Männer fragen. Es steht der Frau schlecht an, in der Gemeinde zu reden.‘ Seine Wertvorstellungen waren unmissverständlich (1. Kor 11,3): ‚Ich lasse euch aber wissen, dass Christus das Haupt eines jeden Mannes ist; der Mann aber ist



das Haupt der Frau.' (1. Tim 2,11-12): ‚Eine Frau lerne in der Stille mit aller Unterordnung. Einer Frau gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie über den Mann Herr sei, sondern sie sei still.‘ (...).“ 1)

Paulus gab eine geschlechtsneutrale Darstellung der menschlichen Existenz. Die Sünde kam bei Paulus „nicht durch die Verfehlung Evas in die Welt, sondern durch die Übertretung Adams (Röm 5, 12-14). Adam wird dort nicht als (...) Mann – charakterisiert, sondern als (...) Mensch.“ 2)

Quellen:

- 1) www.bibelkritik.ch/kirchenkritik/e_15.htm
- 2) Petra von Gmünden: Affekt und Glaube. Studien zur Historischen Psychologie des Frühjudentums und Urchristentums. Göttingen 2009, S. 157.

- **Bei der Apostelkirche, Eimsbüttel (1895):** nach der gleichnamigen Kirche, Namensherleitung nach den Aposteln

Siehe: Apostelweg, in Bd. 3 online.

- **Bei der Christuskirche, Eimsbüttel (1890):** nach der dortigen Kirche, Namensherleitung Christus

- **Bei der Johanniskirche, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1876),** nach der Lage bei der Kirche: St. Johannis, Namensherleitung Heiliger Johannis

„Der heilige Johannes hat in seiner göttlichen Offenbarung angekündigt, dass nur 144.000 Männer in den Himmel kommen werden. Diese tun sich vor allem dadurch hervor, dass sie sich nie mit Frauen ‚befleckt‘ haben (Offb 14,3-5): ‚Und sie sangen ein neues Lied vor dem Thron (...) und niemand konnte das Lied lernen außer den Hundert- vierundvierzigtausend, die erkaufte sind von der Erde. Diese sind's, die sich mit Frauen nicht befleckt haben, denn sie sind jungfräulich.‘ „. 1)

Quellen:

- 1) www.bibelkritik.ch/kirchenkritik/e_15.htm



- **Bei der Lutherbuche, Lokstedt (1950), nach der Buche, die vor dem Pastorat stand, Namensherleitung Martin Luther**
Siehe: Luthergrund, in Bd. 3 online.
- **Bei der Martinskirche, Horn (1929), nach der Lage zur Kirche, Namensherleitung Heiliger Martin**
- **Bei der Matthäuskirche, Winterhude (1926), nach der Lage zur Kirche, Namensherleitung Heiliger Matthäus**
- **Bei der Paul-Gerhardt-Kirche, Bahrenfeld (1976): Paul Gerhardt (1607-1676), Dichter geistlicher Lieder und Gedichte**
1655 Heirat mit **Anna Maria Berthold** (1622-1668), die Tochter seines ehemaligen Dienstherrn, bei dem er Hauslehrer war. Als das Paar heiratete, war Paul Gerhard Probst in Mittenwalde. Das Paar bekam fünf Kinder. Vier von ihnen starben im Kindesalter.
- **Bei der Pauluskirche, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1975), nach der Lage zur Kirche, Namensherleitung Heiliger Paulus**
Siehe: Bei den St-Pauli-Landungsbrücken.
- **Bei der Petrikirche, Altstadt (1843), nach der Lage zur Kirche, Namensherleitung Heiliger Petrus.**
Es wird vermutet, das Petrus verheiratet war. Sie soll Perpetua geheißen haben und schon vor ihm als Martyrin gestorben sein. Das Paar soll eine Tochter gehabt haben, die hl. Petronilla, die auch als Martyrin starb.



- **Bei der Rolandsmühle, Ottensen (1924):** eigentlich Rulandsmühle: Günstling des Grafen von Schauenburg, der die Mühle 1615 erbauen ließ.
- **Bei der Schmiede, Wilhelmsburg (1935):** Hinweis auf das Schmiedehandwerk, Männerarbeit
- **Beim Alten Schützenhof, Barmbek-Süd (1913):** nach dem Schützenhof, der von der Hamburger Schützengesellschaft betrieben wurde.
- **Beim Amsinckpark, Lokstedt (1957):** Wilhelm Amsinck (1821-1909), Kaufmann
Heirat 1857 mit **Emily Henriette Willink** (1840 - 1858). Sie starb nach der Geburt ihres ersten Kindes 1858.
Zweite Heirat 1863 mit der Schwester seiner verstorbenen Frau **Laetitia Sophie Willink** (1845-1923). Das Paar bekam zwei Kinder.
- **Beim Andreasbrunnen, Eppendorf (1906):** Nach Andreas Knauer, der hier einen Gesundbrunnen ausschenkte
- **Beim Bieberhof, Tatenberg (1955):** Nach dem ehemaligen Bieberhof, der nach seinem Besitzer Bieber so genannt wurde
Henry Bieber (1811-1882) war Vogt von Tatenberg.
1850 heiratete er **Julie Heymann** (1819–1890). Das Paar hatte zwei Söhne.
- **Beim Brinckmannschen Park, Rönneburg (2005):** Nach dem dortigen Park, der wahrscheinlich benannt ist nach Max Brinckmann



Es gab drei Brüder Brinckmann: Adolf, Franz und Max, die alle aus Harburg stammten.

Max Brinckmann erwarb 1906 das dortige Anwesen von dem Privatier Theodor Gleichmann aus Altona, der dort das Anwesen für seinen Gärtner und Kutscher verwendet hatte. Max Brinckmann besaß eine Holzhandlung, die später in eine Leinölfabrik umgewandelt wurde.

Zusammen mit dem Harburger Ratsapotheker Arnold Mergell und dem Ölkaufmann Carl Klaue gründete Max Brinckmann 1896 die „Harburger Leinöl- und Firnisfabrik Brinckmann & Co GmbH“, die später in die „Harburger Ölmühlenbetriebe Brinckmann & Mergell“ umbenannt wurde.

- **Beim Jacobjstift**, *Winterhude (1929): Johann-Carl Jacobj-Stift, Oberalter*
- **Beim Rauhen Hause**, *Horn (1929), nach der Erziehungsanstalt von Hinrich Wichern (1808-1881). Der Name weist auf den früheren Besitzer Rüge hin. Niederdeutsch: rüg, hochdeutsch: rauh*
Siehe zu Wichern und dem Rauhen Haus: Wichersweg, in Bd. 2.
- **Bei Schuldts Stift**, *Neustadt (1896): nach der in der Nähe gelegenen Abraham-Philipp-Schuldt-Stiftung*
Abraham Philipp Schuldt (1807-1892)
- **Beisserstraße**, *Ohlsdorf (1949): Georg Michael Beisser (1856-1926), Grundeigentümer, Schlachter*
- **Bei St. Ansgar**, *Niendorf (1988), nach der Lage der Kirche, Namensherleitung Heiliger Ansgar*



- **Bei St. Johannis**, *Rotherbaum (1882)*, nach der Lage der Kirche, Namensherleitung Heiliger Johannis
- **Beim Hirtenkaten**, *Horn (1929)*: Nach dem Katen der Hirten
- **Beim Kugelwechsel**, *Poppenbüttel (1956)*. Hier sollen sich 1698 zwei Militärs duelliert haben
- **Beim Schäferhof**, *Langenhorn (1903)*: nach dem dortigen Schäferhof
- **Belemannweg**, *Langenhorn (1952)*: Hans Belemann, war 1580 der erste Schmied in Langenhorn
- **Bellmannstraße**, *Groß Flottbek (1928)*: Carl Gottlieb Bellmann (1772-1861), Organist, Komponist
Verheiratet mit **Friederica Christina Krause** (1775-1860). Das Paar hatte Kinder.
- **Beltgens Garten**, *Hamm (1948)*: Ottavio Beltgen (1679-1716), Grundeigentümer
- **Benatzkyweg**, *Rahlstedt (1972)*: Ralph Benatzky (1884-1957), Operettenkomponist
In erster Ehe von 1909 bis 1914 verheiratet mit der Sängerin und Schauspielerin **Fédi Féraud** (eigentlich Eugénie Ninon Decloux).
1914 lernte Benatzky **Josma Selim** (1887-1929) kennen, eine Chansonnière. Sie hatte sich von dem Komponisten ein Lied gewünscht. Doch Benatzky war zunächst nicht darauf eingegangen. Aus diesem Gepränkel entwickelte sich



später ein Liebesverhältnis. Beide traten fortan fast nur noch gemeinsam auf. Später kam es jedoch zwischen den beiden zu einer tiefen Ehekrise. 1929 starb Josma Selim, „wie es offiziell heißt - an den Folgen einer Lungenentzündung, die sie sich bei einer Bootspartie auf dem Wannsee zugezogen hatte. In einem ergreifenden Tagebuch-Eintrag vom 11. November des gleichen Jahres gibt Ralph Benatzky Rechenschaft über die ‚heikle Intensität‘ und die dunklen Seiten einer Künstlerehe, die zum Schluss zusätzlich durch eine intensive Beziehung zu der Staatsopern-Tänzerin Mela Hoffmann gefährdet wurde. Im März 1930 heiratet Benatzky [die Tänzerin] **Mela Hoffmann** [1905-1983] - 'Kirschi', wie er sie ihrer dunklen Augen wegen nennt - und dokumentiert mit der Wahl seiner Partnerin auch für sich selbst, dass es im Künstlerischen so wie im Privaten keine Fortsetzung des Bisherigen geben wird. Der Komponist und Poet wendet sich anderen Formen zu: Der Operette und dem musikalischen Lustspiel, einer Gattung, in der er mit MEINE SCHWESTER UND ICH oder BEZAUBERNDEN FRÄULEIN Triumphe feiert. Hier, in einer kabarettistisch gefärbten Musik-Story findet er am leichtesten den eigenen Ton. Doch der Schaffensprozess wird zeitlebens als mühsam empfunden – ‚Ich glaube, man ringt sich nur über die große Anstrengung zur Leichtigkeit durch‘ (Tagebuch 16. März 1930).“ 1)

Schon 1932 verließ das Ehepaar Benatzky Deutschland und zog in die Schweiz. „Die Okkupation der Tschechoslowakei im Frühjahr 1939, die ihm die deutsche Staatsbürgerschaft aufoktroziert und damit vor allem seine jüdische Frau unmittelbar gefährdet, zwingt ihn, die endgültige Flucht aus Europa zu erwägen. Nach wochenlanger Orakelbefragung - seinem Aberglauben in glückbringende Zahlenkombinationen und zukunftsweisende Worte - bricht das Ehepaar zum zweiten Mal in die USA auf. Diesmal bleibt es in New York. Der Emigrant versucht, alte Verbindungen wiederherzustellen und neue zu knüpfen: Grete Mosheim, Max Reinhardt, Erwin Piscator, Erich Wolfgang Korngold, Marlene Dietrich...an alten Freunden ist dank Hitler kein Mangel auf dem neuen Kontinent. Aber trotz aller Anstrengungen - Benatzky komponiert, adaptiert, übersetzt - sieht er keinen Erfolg: Neue Arbeitsmöglichkeiten erschließen sich nicht, das Fremde bleibt unzugänglich. Die Vergeblichkeit der Bemühungen steigert die lebenslängliche Furcht vor Armut zu einer Existenzangst, die in keinem Verhältnis zu den realen Lebensbedingungen steht. Die früh angelegte Neigung zu Melancholie und Depression bricht wieder auf, das Heimweh erstickt jeden Arbeitselan.“1)

Quellen:

- 1) Inge Jens Vorwort zu Benatzky unter: www.ralph-benatzky.com/main.php?cat=5&sub_cat=3&task=3&art_id=000046



- **Bendixensweg, Barmbek-Nord (1914): Siegfried Bendixen (1784-1865), Maler**
Bendixen hatte eine vielköpfige Familie zu ernähren. Deshalb arbeitete er auch als Kunsthändler.
- **Bengelsdorfstieg, Bramfeld (1972): Henry Bengelsdorf (1901-1955), Handlungsgehilfe, Inspektor bei der AOK**
Während der Zeit des Nationalsozialismus war Bengelsdorf über elf Monate im Gefängnis Fuhlsbüttel, Vorwurf: Vorbereitung zum Hochverrat. „Trotz der persönlichen Inhaftierung und Verfolgung durch das Nazi-Regime stellte er 1939 einen Antrag, um in die NSDAP aufgenommen zu werden. Dieser Antrag wurde 1940 abgelehnt.“ 1)
Nach dem Zweiten Weltkrieg Distriktvorsitzender der SPD, Mitglied der ersten frei gewählten Bürgerschaft 1946-1949.
Quellen:
1) wikipedia, 10.9.013
- **Bengelsdorfstraße, Bramfeld (1972), siehe: Bengelsdorfstieg.**
- **Bennigsenstraße, Harburg (1927): Rudolf von Bennigsen (1824-1902), Oberpräsident der Provinz Hannover**
Siehe auch: www.freedom-roads.de zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen“
- **Benselweg, Bergedorf/Allermöhe (1979): Carl Bensel (1878-1949), Architekt**
Siehe in der Datenbank www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/
- **Benzenbergweg, Barmbek-Nord (1930): Joh. Friedrich Benzenberg (1777-1845), Physiker**



Siehe auch: Caroline Rudolphi, in Band 2.

Benzenberg heiratete 1807 **Charlotte Platzhoff** (1789-1809). Sie verstarb mit zwanzig Jahren an einem Brustleiden.

1814 zog Benzenburg mit seiner Mutter zusammen. Diese starb 1841.

Als 70-Jähriger verwirklichte er einen Plan, den er beim Tode seiner Frau gefasst hatte: 1843 kaufte er Land in Buk und errichtete dort eine Sternwarte, die er nach seiner verstorbenen Frau Charlottenruhe benannte.

- **Benzstraße, Bramfeld (1957): Carl Friedrich Benz (1844-1929), Ingenieur, Autokonstrukteur. Erfinder des Automobils**

Verheiratet seit 1872 mit **Bertha Ringer** (1849-1944). Das Paar bekam zwischen 1873 und 1890 fünf Kinder. Nicht nur Carl Benz, sondern auch Bertha Benz kann man als Pionierin des Automobils bezeichnen. Allein nur durch ihren finanziellen Einsatz – sie ließ sich 1871, noch vor ihrer Heirat, ihre Mitgift auszahlen - war es möglich, dass ihr damaliger Verlobter Carl Friedrich Benz seine Firma weiter ausbauen konnte. Damit schuf Bertha Benz die Voraussetzung für die Erfindung des Benz-Patent-Motorwagens.

Bertha Benz besaß auch technisches Verständnis. Carl Benz bezog sie in seinen technischen Planungen mit ein und trug mit eigenen Ideen zur weiteren Entwicklung des Automobils bei.

Als Carl Benz' dreirädriger Patent-Motorwagen Nummer 3 nicht auf die erhoffte Resonanz beim zahlenden Publikum stieß, unternahm Bertha Benz 1888 mit ihren beiden fünfzehn und dreizehn Jahre alten Söhnen Eugen und Richard und ohne Wissen ihres Mannes eine erfolgreiche ca. 106 Kilometer lange erste Automobilfernfahrt von Mannheim nach Pforzheim. Heute gibt es in Erinnerung an diese Fahrt die Bertha-Benz-Memorial-Route. Mit dieser Fahrt bewies Bertha Benz die Eignung des neuen Verkehrsmittels. „So hab ich als erste gezeigt, dass dem ‚Papa Benz‘ sein Automobil auch für weite Fahrten gut ist. Und auf meinen Vorschlag hat er dann noch einen dritten Gang eingebaut für Bergfahrten. Und den haben heute alle Autos auf der Welt. Da bin ich sehr stolz drauf“, erzählt Bertha Benz Jahrzehnte später in einem Interview mit der Zeitschrift ‚Berliner Hausfrau‘. (...) Werbewirksam ist diese Fahrt trotz allem Aufsehen nicht gewesen. Denn den Zeitgenossen sei diese spektakuläre, gewissermaßen ‚männliche‘ Pioniertat einer Frau so wenig geheuer gewesen, dass sie die – vorwiegend männlichen – Käufer vom Nutzen des Motorwagens nicht hätte überzeugen können, meint Biografin Barbara Leisner. Aber dem Erfinder selbst



hat Bertha die Tauglichkeit seiner Erfindung demonstriert. (...). In den 1920er Jahren empfängt Carl Benz eine Ehrung nach der anderen, und vergisst nie, den Anteil seiner Frau am Erfolg zu würdigen – keine Selbstverständlichkeit für einen berühmten Mann. So bekommt auch ‚Mutter Benz‘ einen Teil des Ruhmes ab. Erst jetzt wird Berthas gewagte Fernfahrt der breiten Öffentlichkeit bekannt.“ 1)

Quellen:

1) Dorothea Keuler: Bertha Benz, in FemBio, unter:
www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/bertha-benz/

- **Berchtungweg, Lokstedt (1956): Lehrmeister Wolfdietrichs Sagenfigur**
Siehe: Hildburgweg, in Bd. 2.
- **Bergdoltweg, Poppenbüttel (1952): Mitbesitzer**
- **Bergiusstraße, Ottensen (1950): Friedrich Bergius (1884-1949), Chemiker, 1931 Nobelpreis für Chemie**

Verheiratet war Bergius in erster Ehe zwischen 1908 und 1922 mit **Margarete Therese, geb. Sachs** (1885-1961). Die Scheidung erfolgte 1922. Mit seiner ersten Frau hatte Bergius zwei Kinder. In zweiter Ehe – wahrscheinlich ab 1923 – war er mit **Otilie, geb. Kratzert** (1896-1972) verheiratet. Das Paar bekam ein Kind.

„Bergius Einstellung gegenüber dem Dritten Reich war sehr positiv. Dazu trugen seine nationalistisch-konservativen Anschauungen bei, aber auch das Interesse des NS-Staats an der weiteren Entwicklung der Bergius-Verfahren im Rahmen der Autarkiepolitik, so dass er Staatsgelder für sein Unternehmen bekommen konnte. Bergius wurde Mitglied der NSDAP und lernte deren führende Repräsentanten persönlich kennen. Am 10. April 1935, so eine Zeitung, wurde z. B. Hermann Göring von der Firma Bergin AG durch Dr. Bergius eine Marzipantorte überreicht, die unter Verwendung von Holzzucker, welcher in den Bergin-Werken aus Holz gewonnen wurde, hergestellt war. Im März 1939 hielt Bergius einen zusammenfassenden Vortrag über Holzverzuckerung vor dem X. Internationalen Chemischen Congress in Rom, den er als seinen letzten wissenschaftlichen Aufsatz veröffentlichte,“ schreibt Alexander Kipnis in seiner



Kurzbiografie über Bergius in der „Landeskunde entdecken online Baden-Württemberg“. 1)

„Seine Leistung hatte in der Erfindung der Kohle- und Holzhydrierung, d. h. der Gewinnung von Kraftstoffen auf dem Weg der Verflüssigung, bestanden. Sie hatte das Naziregime in die Lage versetzt, auch nach dem Verlust der rumänischen Ölfelder 1944 den Krieg fortzusetzen.“ 2)

„Der II. Weltkrieg und der Zusammenbruch des Dritten Reiches wurden auch für Bergius fatal. Nach dem Krieg versuchte er sein Verfahren als Mittel zur Lösung des Nahrungsproblems im Ausland anzubieten, zuerst in Österreich, zuletzt 1947 in Argentinien.“ 1) Dort arbeitete er als Berater der Regierung Peróns für den Aufbau einer eigenen chemischen Industrie. Doch er konnte sein Projekt nicht mehr verwirklichen, denn er starb 1949 an Diabetes.

Quellen:

- 1) Alexander Kipnis: bergius, unter: leo-bw.de/detail/-/Detail/details/PERSON/kg_biographien/118509500/Bergius+Friedrich+Carl+Rudolf
- 2) Bernd Wulffen: Deutsche Spuren in Argentinien. Berlin 2010, S. 132.

- **Bergmannring, Horn (1964): Paul Bergmann (1881-1951), Fleischer, Bürgerschafts- und Reichstagsabgeordneter (SPD), Redakteur**

Nach dem Ersten Weltkrieg Mitglied der USPD, Reichstagsabgeordneter. In der Zeit des Nationalsozialismus zweimal gefangen genommen. Nach dem Zweiten Weltkrieg Mitglied der Bürgerschaft.

- **Bergmannstraße, Langenhorn (1945): Ernst von Bergmann (1836-1907), Chirurg, verdient gemacht um Asepsis und Kriegschirurgie**

Bergmann war in erster Ehe verheiratet seit 1866 mit **Hildegard Adelman** (1846 - 1868). In zweiter Ehe heiratete 1871 **Pauline Asbrand** genannt von Porbeck (1842 – 1917). Das Paar hatte einen Sohn.

- **Berkefeldweg, Heimfeld (1957): Johann Georg Heinrich Berkefeld (1783-1857), Stadtkämmerer aus Harburg**



- **Berlepschweg**, *Wilstorf* (1950): *Wahrscheinlich benannt nach dem Sozialreformer und Handelsminister Freiherr Hans Hermann von Berlepsch (1843-1926)*

Verheiratet seit 1876 mit **Franziska Freiin von Tiele-Winckler** (1857–1927). Das Paar hatte sieben Kinder.

- **Bernadottestraße**, *Ottensen* (1948): *Folke Bernadotte, Graf von Wisborg (1896-1948 ermordet), Präsident des schwedischen Roten Kreuzes, Vermittler der Vereinten Nationen in Palästina*

Siehe auch: Zassenhausweg, in Bd. 2.

Graf Folke Bernadotte, verheiratet mit der in der internationalen Friedensbewegung engagierten **Estelle, geb. Manville** (1904 USA-1984 Schweden), Vater von vier Kindern, von denen zwei 1934 und 1936 bereits im Kindesalter starben, und Vizepräsident des Schwedischen Roten Kreuzes, führte Anfang 1945 Verhandlungen mit dem Reichsführer SS, Heinrich Himmler, und setzte durch, dass alle norwegischen und dänischen Häftlinge noch vor Kriegsende aus den deutschen Konzentrationslagern ins neutrale Schweden gebracht werden konnten. Diese Aktion wurde mit so genannten weißen Bussen durchgeführt. 1)

Auch **Estelle Bernadotte** beteiligte sich an der Arbeit ihres Mannes beim Internationalen Roten Kreuz und bei der Planung der Rettungsaktion mit den „Weißen Bussen“. Nach der Ermordung ihres Mannes 1948, der als Vermittler in Palästina eingesetzt war, „um zwischen Israelis und Palästinensern zu verhandeln (...), übernahm Estelle Bernadotte die Vermittlung von Ralph Bunche als dessen Nachfolger und organisierte die Friedensbemühungen im Sinne ihres Gatten bis zum Eintreffen Bunches. Anschließend widmete sie sich von 1949 bis 1957 der Führung der schwedischen Pfadfinderinnen. Auf Bitten von Trygve Lie saß sie im Kriegsgefangenenausschuss der Vereinten Nationen. Sie engagierte sich für das Internationale Rote Kreuz und unterstützte UNICEF. Unter dem Namen ihres Mannes richtete sie eine Stiftung für gelähmte Kinder ein, welche sie später für weitere Behinderungen im Kindesalter ausweitete.“ 2)

Quellen:

- 1) *Siehe dazu z. B. : [wikipedia.org/wiki/Rettungsaktion_der_Weißen_Busse](https://de.wikipedia.org/wiki/Rettungsaktion_der_Weißen_Busse) und Claudia Lenz: Vom Heldentum zum moralischen Dilemma – Die ‚Weißen Busse‘ und ihre Deutungen nach 1945, in: *Hilfe oder Handel? Rettungsbemühungen für NS-Verfolgte. Bremen 2007, S. 68-80.**
- 2) ([wikipedia.org/wiki/Estelle_Manville](https://de.wikipedia.org/wiki/Estelle_Manville) (Stand: 22.10.2014))



- **Bernhard-Nocht-Straße, St. Pauli (1928): Prof. Dr. Bernhard Nocht (1857-1943), Direktor des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hafendarzt**

Siehe auch: Datenbank: www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/

Verheiratet seit 1897 mit **Wilhelmine Maria (Marie) Luise Dencker** (1871–1945). Das Paar hatte drei Kinder.

Bernhard-Nocht gehörte im November 1933 zu den Unterzeichnern des Bekenntnisses der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat.¹

Er war „Anhänger der Kolonialbewegung. Von 1922 bis 1925 war er Mitglied der rechtsliberalen Deutschen Volkspartei, die über einen starken kolonialrevisionistischen Flügel verfügte. Im ‚Dritten Reich‘ gehörte er dem Reichskolonialbund an.“¹)

Bernhard Nocht und seine Frau nahmen sich 1945 das Leben. In ihrem Abschiedsbrief an ihre Kinder erklärten sie, sie fühlten sich dem Wiederaufbau nicht mehr gewachsen.

Quellen:

- 1) Wulf, Stefan: "Nocht, Bernhard" in: Neue Deutsche Biographie 19 (1999), S. 305-307 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn117586226.html>

- **Bernstorffstraße, St. Pauli (1948): Hartwig Ernst Graf von Bernstorff (1712-1772), dänischer Staatsminister und nach Andreas Peter Graf von Bernstorff (1735-1797), Staatsminister**

Hartwig Ernst war seit 1751 verheiratet mit **Charitas Emilie von Buchwald** (1733–1820). Die Heirat kam hauptsächlich wegen der Mitgift von Charitas Emilie. Das Paar hatte keine Kinder. Charitas Emilie war befreundet mit dem Dichter Klopstock (siehe: Klopstockstraße, in Bd. 2.)

Andreas Peter war seit 1763 verheiratet mit Henriette Katharina zu Stolberg-Stolberg (-1782). Das Paar hatte elf Kinder. Nach dem Tod seiner Frau heiratete Andreas Peter B. ein Jahr später deren Schwester Augusta Louise zu Stolberg-Stolberg (1753-1835). Das Paar bekam ein Kind, welches mit drei Jahren verstarb. Der Nachwelt bekannt wurde Auguste Louise wegen ihres Briefwechsels mit Goethe (siehe: Goetheallee und Goethestraße, in Bd. 3 online). Sie ging als *Goethes Gustchen* in die Literaturgeschichte ein.



Vor ihrer Ehe mit Andreas Peter Graf von Bernstorff hatte sie seit ihrem 17. Lebensjahr im adeligen Kloster Uetersen, einem Stift für unverheiratete höhere Töchter gelebt.

Nachdem Augusta Louise Gothes *Die Leiden des jungen Werther* gelesen hatte und davon begeistert gewesen war, begann sie einen Briefwechsel mit Goethe. Er dauerte an bis 1782 . Persönlich lernten sie sich niemals kennen.

Nach dem Tod ihres Gatten wohnte Augusta hauptsächlich bei Verwandten, hielt aber regen Kontakt zu Verwandten und Freunden, so zu Lavater und Matthias Claudius (siehe: Claudiusstraße, Claudiusstieg, in Bd. 3 online).

- **Bernwardkoppel, Niendorf (1948):** *Bernward von Hildesheim (um 960-1022), Bischof*
- **Berthold-Schwarz-Straße, Rahlstedt (vor 1940):** *Berthold Schwarz (14. Jhd.), Erfinder des Schießpulvers*
- **Bert-Kaempfert-Platz, Barmbek-Nord (2008):** *Berthold Heinrich Kämpfert (1923-1980), Orchesterchef, Komponist, Produzent*

„(...) wäre Berthold, Sohn eines Malergesellen aus Barmbek, als sechsjähriger Buttjer nicht von einem Taxi angefahren worden, hätte seine Mutter niemals die 1929 immens hohe Versicherungsleistung von 500 Mark erhalten. Für diese Summe kaufte die gute Frau, felsenfest von der Musikalität ihres Sohnes überzeugt, ein Klavier. Nach intensiver Förderung kam Bert Kaempfert 1937 auf die Hamburger Musikhochschule. Dort studierte er Klavier, Klarinette, Saxophon und Akkordeon. Mit dem ‚Hans-Busch-Orchester‘ ging der 16-Jährige erstmals auf Tournee. Als jüngstes Orchestermitglied hatte er den Spitznamen ‚Fips‘. Die restlichen Stationen auf dem Weg vom bescheidenen Barmbeker Bürgermilieu zu Weltruhm sind Musikgeschichte.“ 1)

Als er während des Zweiten Weltkrieges bei einem Musikzug in Dänemark stationiert war, lernte er eine junge Dänin kennen. Aus dieser Verbindung bekam Kaempfert eine Tochter.



Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in Dänemark tingelte er mit seiner Big Band Pik Ass, die er in Gefangenschaft gegründet hatte, durch britische Offizierclubs in Hamburg und andere norddeutsche Städte.

1945 lernte er **Hannelore Winkler** (gest. 1988) kennen. Da sie gut englisch sprach, übernahm sie die Moderation bei den Auftritten. Ein Jahr später heiratete das Paar. Bert und Hanne Kaempfert bekamen zwei Töchter.

Quellen:

1) Jens Meyer-Odewald: Ein Barmbeker Jung, in: Hamburger Abendblatt vom 16.10.2002.

- **Bertrand-Russell-Straße**, *Bahrenfeld* ((1991): *Bertrand Russell (1872-1970), Mathematiker, Philosoph, Nobelpreisträger*

Bertrand Russell entstammte der englischen Aristokratie. Nach dem Tod der Eltern - die Mutter starb, als Bertrand Russell 1 ½ Jahre alt war, der Vater, als Bertrand Russell drei Jahre alt war - wurde er von seinen viktorianischen Großeltern aufgezogen, in erster Linie von seiner Großmutter (Großvater starb 1878), d. h. die Großmutter, religiös aber fortschrittlich in ihren Ansichten hinsichtlich der Wissenschaft und sozialer Gerechtigkeit, prägte den Jungen.

Während seines Mathematikstudiums lernte er **Alys Pearsall Smith** (1867-1951) kennen. Sie entstammte einer Quäkerfamilie. 1894 heirateten sie gegen den Willen von Russells Familie. 1902 trennte sich das Ehepaar. Russell ließ sich aber erst 1921 scheiden, weil er berufliche Nachteile durch die Scheidung befürchtete.

Als seine spätere zweite Frau **Dora Black** (1894-1986) schwanger wurde, reichte er die Scheidung ein und machte Dora einen Heiratsantrag. Doch die Autorin und Feministin Dora, die in der Ehe die sexuelle Freiheit beschränkt sah und außerdem die Ehe als Unterwerfungsinstrument der Frau unter den Mann betrachtete, wollte gar nicht heiraten und lehnte zuerst einmal Russells Heiratsantrag ab. Doch Russell, der Doras Einstellung zwar akzeptierte, wollte ein gemeinsames Kind und eine Familie. Das Paar bekam zwei Kinder. Für diese gründeten Dora und Bertrand Russell 1927 – das Paar war bis 1935 verheiratet - die libertäre Beacon Hill School. Nach der Trennung von ihrem Mann leitete Dora die Schule bis 1943 allein weiter.

Dora war politisch aktiv, setzte sich für die Rechte der Frauen ein, informierte Frauen über Empfängnisverhütung, war auch aktiv in der Friedensbewegung. Dora propagierte eine polygame Lebensweise und bekam, während sie noch mit



Russell verheiratete war, mit dem Journalisten Griffin Barry noch zwei weitere Kinder (1930 und 1932).

Russell und Dora trennten sich 1932. Später arbeitete Dora von 1943 bis 1950 für das britische Informationsministerium.

1936 heiratete Russell das Kindermädchen seiner Kinder, Patricia Spence (1910-2004), die auch „Peter“ genannt wurde, weil ihre Eltern gerne einen Sohn gehabt hätten. Als Studentin an der Oxford Universität war sie von Russells zweiter Ehefrau Dora als Gouvernante angeheuert worden. Das Paar bekam einen Sohn, trennte sich 1949.

1952 heiratete Russell ein viertes Mal, dieses Mal die Literaturwissenschaftlerin **Edith Finch** (1900-1978). Diese Ehe hielt bis zu seinem Tod im Jahre 1970.

Politisch setzte sich Russell u. a. für Frauenrechte ein, so z. B. für das Frauenwahlrecht. Dazu merkt Rudolf Walter Leonhardt in der „DIE ZEIT“ vom 27.11.1992 kritisch an: „Er sieht die Welt der Moral in den Geschlechterbeziehungen von einem unverkennbar männlichen Standpunkt aus. Natürlich war Russell für die Frauenemanzipation, und das schon zu einer Zeit, als es noch lange nicht zum guten Ton gehörte. Im Jahr 1907 ließ er sich im Wahlkreis Wimbledon aufstellen als Parlamentskandidat einer Nationalen Union der Gesellschaften für das Frauenwahlrecht. Später sagte er einmal, sein Auftreten gegen den Kriegsdienst sei auf weniger erbitterten Widerstand gestoßen als sein Eintreten für die Rechte der Frauen. Seine Unfähigkeit, die Welt mit den Nerven einer Frau zu erleben, ist Ausdruck einer bei ihm sonst eher ungewöhnlichen Phantasielosigkeit. Anders gesehen: Es fiel ihm wohl schwer, die Welt anders als mit dem überdimensionalen Verstand und den heftigen, wenn auch gebändigten Gefühlen eines Bertrand Russell zu verstehen, und der hatte ausschließlich männliche Hormone. Darüber hinaus ist freilich der liebende Umgang mit emanzipierten Frauen für viele Männer noch heute ein ungelöstes Problem. Bertrand Russell kann ihnen kein Vorbild sein, aber ein Beispiel geben, zuweilen abschreckend, zuweilen ermutigend.“ 1)

Quellen:

- 1) Rudolf Walter Leonhardt: betrand Russell: zwischen Mathematik und dem Atomtod. Sie Sehnsucht nach Liebe, in: DIE ZEIT vom 27.11.1992. unter: www.zeit.de/1992/49/die-sehnsucht-nach-liebe

- **Berzeliusstraße**, *Billbrook* (1914): *Jöns Jakob Freiherr von Berzelius* (1779-1848), *Chemiker*



- **Beselerplatz**, Groß Flottbek (1897): *Wilhelm Hartwig Beseler (1806-1884), Politiker, Präsident der provisorischen Regierung in Schleswig-Holstein, Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt*
- **Beselerstraße**, Groß Flottbek (1897), siehe: Beselerplatz.
- **Besselstraße**, Wilstorf (1914): *Heinrich von Bessel (1603-1671), Kanzler, fürstlicher Beamter in Harburg*
- **Bessemerweg**, Bahrenfeld (1950): *Sir Henry Bessemer (1813-1898), Ingenieur. Erfinder der Bessemerbirne*
- **Bieberstraße**, Rotherbaum (1893): *Johann Bieber (1799-1856), Oberspritzenmeister, verdienstvoll beim Großen Brand 1842 in Hamburg gewirkt*
- **Biedermannplatz**, Barmbek-Süd (1947): *Adolf Biedermann (1881-1933), Bürgerschaftsabgeordneter, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter*
„Bei der Reichstagsabstimmung über das Ermächtigungsgesetz am 25.3.1933 stimmte er mit seiner Fraktion mit ‚Nein‘. Am 11. Mai 1933 wurde er tot neben der Bahnstrecke bei Recklinghausen aufgefunden; er hatte am Abend zuvor die Reise mit dem Zug von Köln nach Hamburg angetreten. Auch wenn die genaue Todesursache unklar blieb, wurde sein Tod von der Hamburger Sozialdemokratie und Kommunisten den Nationalsozialisten angelastet. (...) Eine Obduktion wurde nicht durchgeführt und seine Witwe plädierte aus wirtschaftlichen Gründen auf einen Unglücksfall. Selbstmord oder Mord konnten oder sollten nicht nachgewiesen werden, so wurde seiner Witwe eine Entschädigung zugesprochen.“ (wikipedia, Stand: 8.9.2013).



- **Biehlweg, Wandsbek (1965):** *Wilhelm Biehl (1875-1962), Stadtverordneter in Wandsbek von 1919-1933*
- **Bielfeldtstraße, Ottensen (1951):** *August Bielfeldt (1874-1948), Rektor, Stadtverordneter in Altona*
1933 Vorsitzender der Kreislehrerkammer Altona.
- **Biesterfeldweg, Nienstedten (1950):** *Wilhelm Ernst Biesterfeld (1880-1964), Grundeigentümer, Kaufmann*
- **Billrothstraße, Altona-Altstadt/Altona Nord (1950):** *Prof. Dr. Theodor Billroth (1829-1894), Chirurg*
Verheiratet seit 1858 mit **Christine (Christel), geb. Michaelis**. Das Paar hatte drei Töchter.
- **Binderstraße, Rotherbaum (1892):** *Dr. Nicolaus Binder (1785-1865), Bürgermeister (1855-1861), Senator (1823)*
- **Birckholtzweg, Farmsen-Berne (1967):** *Jonny Birckholtz (1877-1937), Gemeindevorsteher in Farmsen (SPD)*
1946 eröffnete die Arbeiterwohlfahrt in Farmsen das Jonni-Birckholtz-Heim.
- **Birrenkovenallee, Rahlstedt (vor 1949):** *Willy Birrenkoven (1865-1955), Opernsänger*



Willy Birrenkoven war in erster Ehe von 1892 bis zu ihrem Tode 1903 mit der Sopranistin Anna Slach verheiratet. Sie war in Düsseldorf und Köln aufgetreten. Gemeinsam mit ihrem Mann ging sie auf Nordamerika-Tournee und trat an der Metropolitan Oper New York auf.

- **Birtstraße, Wandsbek (1947): Prof. Theodor Birt (1852-1933), Altertumsforscher, Rektor der Universität Marburg**

Theodor Birt schrieb 1932 das Buch „Frauen in der Antike“. Darin heißt es in der Einleitung: „Die Auslese wird freilich nur spärlich sein. Denn die Schriftsteller jener alten Zeiten liefern fast nur Männergeschichte mit Strategen und Demagogen, Senatsherren, Königen und Kaisern. Auch das Mittelalter macht es noch nicht anders; da kommen die Prälaten und Ordensstifter und Scholastiker hinzu. Die Frauen tauchen in all den Händeln nur wie ein flüchtiges Wetterleuchten auf, das den Wolkenhimmel lichtet, oder wie wenn ein Scheinwerfer, sich verirrend, einmal in eine Frauenstube leuchtet.

Mit den Römerinnen steht es nicht ganz so ungünstig; denn sie waren Okzidentalinnen wie unsere deutschen Frauen, und von den Agrippinen und Messalinen Roms trägt wohl mancher ein Erinnerungsbild in sich, oder doch ihr Name klingt in uns an, als wüßten wir von ihnen. Auch für die Historiker Tacitus und Sueton ist die Geschichte freilich nur Männerwerk; aber als wirksames Intermezzo machen sie uns gleichwohl jene Kaiserinnen schreckhaft lebendig.

Aber es sind doch nur sie, und es sind doch nur die Ausgearteten ihrer Rasse.

„Biographien“ antiker Frauen gibt es überhaupt nicht. Die Schriftgattung der Biographie war im Altertum nur ein jüngerer Ableger der Geschichtsschreibung, und daraus erklärt sich alles. So war es bei den Griechen; so blieb es auch in Rom. Die Königinnen und Kaiserinnen hätten es im Grunde so leicht gehabt, durch Drohung oder durch gutes Geld Schriftsteller zu gewinnen oder zu nötigen, [Fußnote] ihr Lebensbild für die Zukunft zu verewigen. Es wäre damals im Buchhandel reißend abgegangen, und auch noch heute stünde es nicht anders. Warum taten sie es nicht? War es Bescheidenheit? oder hatten sie zu viel zu verbergen? Die Kaiserin Agrippina, die ich nannte, Neros Mutter, hat in der Tat selbst Memoiren geschrieben, und sie gingen um. Sie gab da wirklich ihren Lebenslauf, aber nur als Rahmen für den Klatsch aus der hohen Gesellschaft der Kaiserstadt, wie es die russische Kaiserin Katharina auch zu tun beliebte, und sich selbst zu konterfeien, lag ihr fern.

Für die Griechinnen aber – und wir fragen jetzt zunächst nach den Griechinnen der sogenannten Idealzeit des klassischen Griechentums, jener Zeit, als die



republikanischen Staatsverfassungen noch alle Schichten der Bevölkerung in Bewegung setzten – für diese Griechinnen ist das betrübende Wort bezeichnend, das von Perikles stammt: ‚Die beste Frau ist, von der man nicht redet.‘ Nichts charakteristischer als das; die Frauen soll das Geheimnis umgeben. Warum? Waren sie zu kostbar für die triviale Welt? Oder hatten auch sie schon Sünden zu verbergen?

Wer aber hat uns das Perikleswort erhalten? Thukydides ist es, der griechische Historiker führenden Charakters, der bis heute das Muster und Vorbild wissenschaftlicher Geschichtsschreibung im Sinne Leopold Rankes gewesen ist. Und siehe da, wer die acht Bücher des Thukydides durchliest, findet auf keiner Seite eine Frau erwähnt, auch wo wir ihre Nennung erwarten, mit der einzigen Ausnahme, daß einmal in der Stadt Argos ein Tempel in Brand geriet. Die Kränze, die man der Gottheit dargebracht hatte, waren mutmaßlich der Opferflamme zu nahe gekommen, und daran trug die Priesterin, die Verwalterin des Heiligtums, schuld.

Nur als Priesterinnen sind Frauen damals Staatsbeamtinnen gewesen; so auch in Rom die Vestalinnen, die Roms Lebenslicht, die Herdflamme der Göttin Vesta, hüteten. Auch als Priesterinnen der Liebesgöttin Aphrodite waren solche griechischen Frauen ehrwürdige Personen, [Fußnote] makellos auch die junge Hero, die in der Poesie weiterlebt und zu der in der romantischen Legende Leander, der Liebende, das wilde Meer durchschwamm. Sein Tod war ihr Tod; sie hatte, ihres Amtes vergessend, ihr Herz an ihn verloren.

Eifrig waren die Griechen seit Aristoteles bemüht, so wie man es auch heute versucht, aus der Körperbildung den Charakter der Menschen zu erklären. Man nannte das ‚Physiognomonik‘, und Reste dieser alten Studien liegen uns in zwei Bänden noch vor. [Fußnote] Aber auch sie enttäuschen uns schwer; denn auch da wird fast nur auf Männer acht gegeben, und wir hören, daß, wer frauenhaft weiche Haare hat, furchtsam ist; der Mann mit großen Ohren ist dumm und unverschämt, aber lebt lange; die aufgestülpte Nase deutet auf Rührseligkeit. Alle Körperteile werden so durchgenommen, vor allem aber der Ausdruck des Auges, wo wir erfahren, daß fröhlich blickende, graublaue Augen den Tapferen verraten; wer rein-blaue Augen hat mit feuchtem Glanz, ist ein guter Mensch. Steht einer vor dir mit weißem Teint, schwarzem Haar und dazu verquollenen, schwachen Augen, so wisse, das ist ein Wollüstling. Rollende Augen hat der Wüterich usf.

Nur einmal wird uns auch der Körper der Frau genau beschrieben. [Fußnote] Jeder lebenswürdige Ton fehlt da; aber wir hören doch, daß ihr Fleisch zarter und weicher, ihre Füße schöner als beim Mann, daß ihr Teint durchgängig weiß, mitunter auch blaßdunkel zu sein pflegte, ihr Auge schwarz, tiefschwarz oder



annähernd schwarz. Übrigens soll, wie es da heißt, auch manches, was vom Manne gilt, für sie mit gelten. Dies also dürfen wir im Sinn behalten, wenn im Verfolg meiner Erzählung bedeutende Frauen vor uns treten. Wenn die junge Königstochter Kleopatra, die, aus der Heimat vertrieben, durch List zu Julius Cäsar in den Palast gelangte, diesen großen Weltüberwinder beim ersten Anblick bis zur Unterjochung gewann, – wir dürfen uns denken: aus tiefschwarzem Auge hat ihn ihr Blick da getroffen, aber aus glitzernd lachendem Auge, wie es die Augen der siegreich werbenden Frauen sind. Rollende Augen aber sind die Augen der Wut? Die also standen der Furie Pheretime im Angesicht, als sie die Stadt Barka eingenommen, die Rebellen besiegt hatte und an deren Frauen die furchtbarste sadistische Rache nahm.

Sonst hören wir in jenen Schriften beiläufig noch, und zwar unter des Aristoteles Namen, daß die Frauen, obschon das schwächere Geschlecht, vordringlicher im Wesen seien. [Fußnote] Dies wird sich uns gelegentlich bestätigen. Heißt es jedoch zugleich, daß sie von Natur bösertiger als wir Männer, so scheint da ein beklagenswerter Misogyn zu sprechen, und keinesfalls soll uns weder er abschrecken, noch was wir von jener Pheretime gehört haben und noch hören werden.

Kommen wir zur Sache. Es handelt sich um Südländerinnen, deren Temperament anders als unseres ist – das ist vorauszuschicken – und um ein Volk, das, den Asiaten nächstbenachbart, ja selbst zum Teil auf der Küste Kleinasiens ansässig, unmittelbar und durch regsten Verkehr den Einflüssen des Orients ausgesetzt war.

Kulturvölker waren, wie die Griechen, auch die Lyder, die Perser und die Ägypter, die man mit zu den Asiaten zählte. Schon seit Urzeiten hatten sie alle nichts mehr mit den Primitiven gemein, den Negervölkern, die man im Innern Afrikas sah, bei denen die Frau nur wie ein Werkzeug verknechtet das Wasser schleppte, das Vieh hütete, den Acker pflügte, während der Mann umschweifend und herrenhaft auf Krieg und Raub ausging, auch jagte und fischte. Wo Städte, Großstädte und Königreiche im Stil der Pharaonen entstehen, ändert sich alles; die Klassen teilen sich; ein dienender Stand entsteht, und der Frau erwachsen andere Pflichten, die höher greifen. Das zeigt uns schon Homer, wenn er ins häusliche Leben der Kleinkönige im griechischen Lande uns Einblick gewährt.

Aber der vornehme Perser hatte seinen Harem, und auch bei den ägyptischen Großen ist die Vielweiberei, die sie bei den Negerhäuptlingen sahen, unanstößig gewesen. Wie anders stand die griechische Ehefrau da! Für den Griechen war die Monogamie Gesetz, ob geschrieben, ob ungeschrieben, wie für den Römer und Germanen. Nur selten wird die Kebse im Haus geduldet; aber es geht ihr schlecht, und sie ist rechtlos. Der Gatte hat die Gattin neben sich als Herrin im



Haus, wie Odysseus die Penelope. Macht er sonst noch auf Weiber Jagd, muß er die Hetäre draußen suchen; ihr ist die Tür verschlossen; die Hausfrau hat den Schlüssel. Die Kechse aber wird zur Dienerin im Haus, im Ersatz des Sklaven. Sonst hat der Mann nur männliche Bedienung. [Fußnote]

Nun aber erhebt sich die Frauenfrage. Die Frage war ernst damals wie heut. Auch in Griechenland war das weibliche Geschlecht in beängstigender Überzahl; denn zu viele Männer starben weg, schon im Jünglingsalter. Das machten die Kriege, die jeder Sommer brachte, aber auch der Handel über See; auch er war Kampf; denn die Schiffe waren nicht so seetüchtig wie heute, und auch das Mittelmeer im Sturm griff nach dem Leben und verlangte seine Opfer. Die Frauen dagegen blieben daheim und starben nicht, wenn sie nicht an ihren Kindern starben. Das war Frauenlos. Die Göttin Artemis gab zwar acht; sie war die Hüterin und Helferin der Gebärenden. Nicht immer half sie, aber sie half doch oft, wenn sie gnädig gesonnen. Man mußte nur richtig beten. (...)

Vor etwa zwei Generationen war bei uns in Deutschland die Frauenfrage noch nicht laut geworden; es war fast noch so wie in Goethes Zeit; die ledigen Töchter machten sich im Elternhaus nützlich, soweit dies nötig, trieben sonst ihre Liebhabereien, wurden zu lieben Tanten, wenn sie alterten, und zeigten sich da in Rat und Tat oft doppelt nützlich. Erst die Not hat heut die Frauenberufe geschaffen. Die Frauenemanzipation setzte ein; die Suffragetten kamen mit dem Frauenstimmrecht, und unsere Töchter suchen nun ihr Brot als Diakonissen, in der Schreibstube und Apotheke, studieren und wachsen mit oder ohne Dokortitel hinein in den Ärzteberuf, sind juristischer Beirat oder Fabrikinspektorin oder sitzen als gewählte Volksvertreter in den Parlamenten.

Dies alles lag der Antike ganz fern. Man dachte radikaler oder barbarischer, faßte das Übel an der Wurzel, und nach des Vaters Entscheidung wurden, wie die Mißgeborenen, so auch die überflüssigen Töchter nach der Geburt ausgesetzt, mochte aus ihnen werden, was da wollte. Viele fielen so den Mädchenhändlern in die Hände und füllten die Bordelle. Man verkaufte die Töchter auch geradezu an die Besitzer solcher Frauenhäuser. Es kam auch vor, daß die Oheime in der Familie, die Hagestolz geblieben, unter Zwang die ledig gebliebene arme Nichte heiraten mußten. [Fußnote] Das alles war Herkommen; wir hören kaum von Tadel, und von einem Notzustand berufsloser Frauen wissen uns die betreffenden Instanzen, die im Altertum von Staat und Gesellschaft handeln, nichts mitzuteilen.“

- **Bismarckstein**, Blankenese (1890): Fürst Otto von Bismarck (1815-1898), Reichskanzler



Siehe auch: Augustenpassage, in Bd. 2.

Das Deutsch-Ostafrika-Denkmal am Sachsenwald auf dem Privatgelände der Familie von Bismarck zeigt einen weißen Soldaten und einen Askari, der ihm dient. „Bismarck selbst hatte wenig Freude an den deutschen Kolonialerwerbungen. Noch 1889, kurz vor seiner Abdankung, versuchte er den Hamburger Senat zu bewegen, sich an der Verwaltung des deutschen Kolonialbesitzes zu beteiligen. Doch davon wollten die Hanseaten nichts wissen. Die hohen Kosten für die Verwaltung der Kolonien, die Errichtung einer Infrastruktur für den Handel und den Unterhalt einer kolonialen ‚Schutztruppe‘, die dem Handel militärisch den Weg ins Innere Afrikas bahnte, das überließ man lieber dem Reich. Die Lasten des Kolonialsystems wurden vom Staat und von den Steuerzahler(inne)n getragen – vor allem aber von der afrikanischen Bevölkerung in den Kolonien, die mit ihrem Land, ihrer Arbeitskraft und ihrer Freiheit bezahlte. (...)“, schreibt Heiko Möhle in seinem Kolonial-Spaziergang, veröffentlicht in: Hamburg: 20 thematische Spaziergänge. Hamburg 2009, S. 187f. (Siehe auch im Internet unter: „ Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum – Personen“.)

An Bismarcks Leben hatten verschiedene Frauen Anteil. In ihrer Studienarbeit „Bismarck und die Frauen“ gehen Maxi Pöttsch und Maria Palashevsky der Frage nach, welchen Einfluss Frauen auf Bismarcks Leben hatten. Beginnen wir mit der **Mutter Louise Wilhelmine Mencken**. Sie „gab Otto im Alter von sechs bis zwölf Jahren in die Plamnsche Lehranstalt. (...) In dieser Zeit fand er kaum mütterliche Beachtung und er erinnerte sich stets ungern und meist mit Bitterkeit an diese Zeit. (...) Die Mutter wählte für ihren Sohn die Universität Göttingen aus und wollte, dass er das Studium erfolgreich abschließt, um der Familie Ehre zu machen. (...) Zeit ihres Lebens dominierte sie ihren Sohn und versuchte, ihm viele Entscheidungen abzunehmen und seine beruflichen Wege zu lenken“. 1)

Erst nachdem die Mutter 1839 gestorben war, fühlte sich Bismarck frei. „Die Beziehung zu seiner Mutter wurde nach Klußmann [Rudolf Klußmann: Bismarck im Licht der Psychosomatik: Macht und Ohnmacht des ‚Eisernen Kanzlers‘, Lengerich 2004, S. 30] als sehr ambivalent charakterisiert, da er sie ablehnte und zugleich bewunderte.“ 2).

Ein liebevolles und sehr vertrauensvolles Verhältnis hatte Bismarck zu seiner **Schwester Malwine** (1827-1908). „Der Schwester vertraute er sich nicht nur in privaten, sondern auch in vielerlei politischen Angelegenheiten an (...).“ 3) Waltraut Engelberg analysiert: „Warum fand diese Malle in den Augen Bismarcks so viel Nachsicht? Vorsicht ist geboten bei Erklärungsversuchen, doch es ist wohl anzunehmen, dass er Ähnlichkeiten mit der Mutter bei ihr sah. Malwine war elegant und weltläufig, sie hatte Geschmack und begriff offensichtlich auch



Bismarcks Probleme. Sie kannte den Lebensstil auf dem Lande, wusste sich aber auch in der Gesellschaft zu bewegen. Ihr Stolz fand Befriedigung darin, einen berühmten Bruder zu haben, und der fühlte sich von ihr verstanden und nicht kujoniert wie einst von der ehrgeizigen Mutter.“ 4)

Vor und auch während seiner Ehe soll Bismarck sich als so genannter Lebemann manch nette Stunde gemacht haben. Biographen sprechen von zahlreichen Affären, die er gehabt haben soll. Maxi Pötzsch und Maria Palaschewsky schreiben dazu: „Der unermüdliche und unterbewusste Drang nach Anerkennung, nicht nur nach Geborgenheit, trieb Otto von Bismarck sein Leben lang in die Arme unzähliger Frauen. So hatte er bereits in seinen Jugendjahren Beziehungen zu mehreren Frauen, an denen er meistens ‚Attraktivität, Lebendigkeit, Intelligenz und Repräsentative schätzte‘. Pflanze [nach Pflanze, Otto: Bismarck, Band 1: Der Reichsgründer, München 1997, S. 59] ist jedoch der Meinung, dass die Langeweile der Arbeit als Verwaltungsfachangestellter, Bismarck zu seinen vielen Liebesabenteuern trieb.“ 5)

Geheiratet hat Bismarck 1847 **Johanna von Puttkamer** (1824-1894). „ ‚Sie umsorgte ihn fortan als sein Schutzengel, (...) als der gute Geist seiner Häuslichkeit, ganz Weib wie er ganz Mann. Sie war und blieb fremd in seinem Lebenselement, der Politik; aber sie ging mit ihm in all seinem Lieben und Hassen und tat ihm dadurch in tiefer Seele wohl.‘ [Arnold Oskar Meyer: Bismarck: Der Mensch und der Staatsmann. Stuttgart 1949, S. 46f.] Johanna mischte sich nicht in seine politischen Arbeiten ein und nahm keine Wertungen über das politische Handeln Bismarcks vor. ‚Aber ihres Mannes politische Gegner waren ihr ein persönlicher Greul, viel mehr als ihm selber.‘ [Petrich Hermann: Bismarck und Pommern. 50 Bismarckgeschichten aus seinen pommerschen Tagen. Hagenow 2007, S.85].“ 6)

Bismarck selbst schrieb einmal an seine Frau, warum er sie geheiratet habe: „(...) ich habe Dich geheiratet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dünnen Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert; nicht aber, um eine Gesellschaftsfrau für andre zu haben.“ 7)

Das Ehepaar Bismarck bekam drei Kinder. Über seine Gefühle als Vater und Ehemann, der oft nicht zu Hause sein konnte, weil er seinen politischen Geschäften in Berlin nachgehen musste, schrieb er einmal: „Das Herz eines Ehemannes und Vaters, wenigstens das meinige in diesen Verhältnissen, paßt nicht in das Treiben der Politik und Intrigue.“ 8)

Und Waltraut Engelberg schreibt über das Eheleben der Bismarcks: „Im Gegensatz zu seiner neun Jahre jüngeren Frau, die sich ständig in Pflicht- und



Pflegeeifer verzehrte, beherrschte Bismarck die Kunst, sich zu entspannen. Vorzüglich gelang ihm das bei der Jagd (...).“ 9)

Unter dem Tod seiner Frau Johanna litt Bismarck sehr, empfand alles als öde und leer und zog sich nach Friedrichsruh zurück. Seine Tochter Marie folgte ihm mit ihrer Familie, um ihn nicht allein dort leben zu lassen.

Quellen:

- 1) Maxi Pöttsch, Maria Palashevsky: Bismarck und die Frauen. Studienarbeit Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. SS 2010, S. 4f.
- 2) Maxi Pöttsch, Maria Palashevsky, a. a. O., S. 5.
- 3) Maxi Pöttsch, Maria Palashevsky, a. a. O., S. 6.
- 4) Waltraut Engelberg: Das private Leben der Bismarcks. München 2014, S. 125.
- 5) Maxi Pöttsch, Maria Palashevsky, a. a. O., S. 7.
- 6) Maxi Pöttsch, Maria Palashevsky, a. a. O., S. 15.
- 7) Zit. nach: Engelberg, a. a. O., S. 47.
- 8) Zit. nach: Waltraut Engelberg: Otto und Johanna von Bismarck. Berlin 1990, S. 42.
- 9) Waltraut Engelberg: Das private Leben, a. a. O., S. 63.

- **Bismarckstraße**, Eimsbüttel ((1869), siehe: Bismarckstein.

- **Bissingstraße**, Harburg (1950): *Baron Ferdinand von Bissing, ließ ab 1835 den als Exerzierplatz benutzten Schwarzenberg als Parklandschaft anlegen*

- **Bittcherweg**, Wilstorf (1984): *Herbert Bittcher (1908-1944), Mitglied der SPD, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus*

Siehe auch: Catharina-Fellendorf-Straße (Herbert Bittcher war ein Verwandter von Katharina Fellendorf), Katharina-Jacob-Weg und Maria-Terwiel-Kehre, in Bd. 2.

Stolperstein vor Lönsstraße 35.

Der Vater des Arbeiters und späteren Werkmeisters Herbert Bittcher war der Arbeiter Johann Bittcher, geb. am 23. Februar 1863 in Groß-Taroschnitz in der damaligen preußischen Provinz Posen. Dessen Frau Emilie Hastmann wurde am 17. März 1871 in Hamburg geboren.

Herbert Bittcher war Sozialdemokrat. 1925 trat er der Jugendorganisation des Reichsbanners bei, 1928 der SPD. Am 22. Juni 1933 verbot Innenminister



Wilhelm Frick (NSDAP) der SPD und allen sozialdemokratischen Unterorganisationen jede politische Betätigung. Die Abgeordnetenmandate der SPD verfielen, das Vermögen der Partei wurde eingezogen. Herbert Bittcher blieb auch nach dem Verbot der SPD seiner Gesinnung treu. Einige Sozialdemokraten in Harburg gingen in den Widerstand. Ob auch Herbert Bittcher dabei war, wissen wir nicht. 1941 trat er in die NSDAP ein; vermutlich musste er das, wollte er nicht seine Arbeit verlieren.

Herbert Bittchers Adressen lauteten (1922) Werderstraße 79 (heute: Gruppenstraße), ab 1926 in Wilstorf Lönnsstraße 35. Hier wohnten auch zwei seiner Brüder, Alfred Bittcher, geb. am 14. Juni 1903, und Georg, geb. am 5. Juli 1909.

Am 14. Oktober 1933 heiratete Herbert Bittcher Olga Skreb, geb. am 8. August 1908 in Harburg. Sie zogen im November in die Dürerstraße 56 (heute: Flebbestraße), dann am 10. Mai 1935 in die Klaus-Groth-Straße 6 (heute: Freudenthalweg). Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor. Der erste Sohn Herbert Johann Bittcher wurde am 26. Februar 1936 geboren. Als sie später erneut Nachwuchs erwarteten, zogen sie 1942 oder 1943 wieder in die Lönnsstraße 35. Am 13. Dezember 1942 wurde ihre Tochter Margret geboren.

Im Mai 1942 sprangen eine Kommunistin und drei Kommunisten, die in der Sowjetunion im Exil lebten, über Ostpreußen mit dem Fallschirm ab. Sie hatten den Auftrag, Kontakt zur Berliner Widerstandsorganisation um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack aufzunehmen. Einer der Fallschirmspringer verletzte sich schwer und beging beim Herannahen der Polizei Suizid. Ein weiterer wurde festgenommen.

Nur Wilhelm Fellendorf und Erna Eifler gelangten nach Berlin, obwohl sie von der Gestapo fieberhaft gesucht wurden. Die Kontaktleute, die sie in Berlin aufsuchen sollten, waren aber bereits in Haft. So schlugen sie sich nach Hamburg durch, wo Wilhelm Fellendorf Verwandte hatte. Katharina Fellendorf, seine Mutter, versteckte die beiden. Herbert Bittcher, der als Werkmeister bei den Phoenix-Gummiwerken arbeitete, war ein Cousin von Wilhelm Fellendorf. Auch er beherbergte zeitweise Fellendorf und Erna Eifler. Auf der Phoenix existierte eine Zelle der Widerstandsorganisation um Bernhard Bästlein, Franz Jacob und Robert Abshagen. Dazu gehörten Wilhelm Milke und Karl Kock (siehe: Karl-Kock-Weg, in Bd. 3 online). Mit ihrer Hilfe gelang es, Kontakte zur Hamburger Leitung der Widerstandsorganisation aufzunehmen, um Wilhelm Fellendorf außer Landes nach Skandinavien zu bringen. Auch Bernhard Bästlein selbst traf sich mit Fellendorf. In der großen Verhaftungswelle gegen die Bästlein-Organisation im Oktober 1942 wurden auch Herbert Bittcher und Wilhelm (Willy) Milke auf der Phoenix von der Gestapo festgenommen.



Herbert Bittcher kam am 17. Oktober ins Gestapo-Gefängnis Fuhlsbüttel und am 30. März 1943 ins Untersuchungsgefängnis am Holstenglacis. Von dem Gestapo- und SS-Mann Henry Helms wurde Bittcher so brutal geschlagen, dass er bewusstlos wurde. Nach den Gomorrha-Luftangriffen im Juli 1943 bekam er Hafturlaub, wurde aber bald erneut festgenommen. Untertauchen konnte er nicht, weil die Gestapo in diesem Fall seine Frau in Sippenhaft genommen hätte.

Gegen insgesamt neun Widerstandskämpferinnen und -kämpfer, die den beiden Fallschirmspringern geholfen hatten, prozessierte der „Volksgerichtshof“ in Berlin. Dazu gehörten auch Herbert Bittcher und Wilhelm Milke. Sie wurden zu diesem Zweck nach Berlin überstellt, Herbert Bittcher am 12. November 1943 nach Alt-Moabit und dann ins Zuchthaus Berlin-Tegel. Den Vorsitz der Verhandlung gegen Herbert Bittcher, Wilhelm Milke und Wilhelm Fellendorfs Mutter Katharina am 12. Januar 1944 hatte Blutrichter Roland Freisler übernommen. Alle drei wurden zum Tode verurteilt. Wilhelm Milke wurde am 12. Januar, also am Abend des Todesurteils, in seiner Zelle in Tegel tot aufgefunden, Herbert Bittcher am 22. Januar. Der Gefängnispfarrer hatte noch in einem Schreiben an Olga Bittcher angeregt, dass ihr Mann ein Gnadengesuch einreichen sollte. Er wurde auf dem Berliner Friedhof Marzahn bestattet. Katharina Fellendorf wurde am 31. März in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Text: Hans-Joachim Meyer, entnommen aus der Datenbank www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945, 6. erweiterte Aufl. überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meyer. Hamburg-Harburg 2005; Ursel Hochmuth, Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933-1945. Hamburg 1969; VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Stumme Zeugen. Wegweiser zu Stätten von Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg 1933-1945. Redaktion: Hans-Joachim Meyer, Christian Gotthardt. Hamburg-Harburg 1993; Ursel Hochmuth: Niemand und nichts wird vergessen. Biogramme und Briefe Hamburger Widerstandskämpfer 1933-1945. Eine Ehrenhain-Dokumentation in Text und Bild. Hamburg 2009; Staatsarchiv Hamburg (StaH), 242-1-II Gefängnisverwaltung II; StaH, 332-8 Meldewesen, A46; StaH, 339-1-II Polizeibehörde II, Abl. 18.9.1984 Bd. 3; StaH, Adressbücher Harburg-Wilhelmsburg und Hamburg; VVN, Komitee-Akten; Anklageschrift Herbert Bittcher, Privatbesitz; Heyl/Maronde-Heyl, Abschlussbericht; Totenliste VAN.

- **Björnsonweg, Blankenese (1967): *Björnstjerne Björnson (1832-1910), norwegischer Dichter***

Björnson betätigte sich auch politisch und forderte u. a. Religionsfreiheit und die Rechte der Frauen und Arbeiter.



Björnson war seit 1858 mit **Karoline Reimers** (1835-1934), einer norwegischen Schauspielerin, verheiratet. Sie unterstützte ihren Mann – auch beim Verfassen seiner Werke und Artikel - und stand Modell für einige seiner literarischen Frauenfiguren. Einige seiner Gedichte widmete er seiner Frau. Das Paar bekam sechs Kinder, von denen eins im Alter von einem Jahr verstarb.

Als Björnson Anfang fünfzig Jahre alt war, soll er eine Affäre mit der 17-jährigen **Guri Andersdotter** (gest. 1949) gehabt haben. Aus dieser geheim gehaltenen Verbindung entstammte der Sohn Anders Underdal (1880-1973).

- **Blehschmidtstraße**, Nienstedten (1951): Adolf Blehschmidt (1842-1923), Brauerbesitzer, verdient gemacht um das Gemeinwohl, Straßenbau, Sielbau
- **Bleckering**, Horn (1964): Heinrich Blecke (1878-1956), *ürgerschaftsabgeordneter*
- **Bleickenallee**, Ottensen (1950): Matthias Bleicken (1835-1900), *Bürgermeister von Ottensen*
- **Blinckmannweg**, Rahlstedt (1957): Johann Jacob Hermann Blinckmann, *Bauernvogt in Altrahlstedt von 1813-1835*
- **Blockweg**, Bergedorf (1979): Dr. Ing. Fritz Block (1889-1955), *Architekt*
Fritz Block war jüdischer Konfession und emigrierte 1938 mit seiner Frau nach Los Angeles. Dort war nicht wieder als Architekt tätig, sondern arbeitete als Fotograf.
- **Blohmstraße**, Harburg (1867): Johann Heinrich Blohm (1799-1858), *Baurat und Wasserbaudirektor*



- **Blomeweg, Rahlstedt (1950):** *Heinrich Blome, von 1596-1600 Amtmann in Trittau*
- **Blostwiete, Horn (1945):** *Wilhelm Bloss (1849-1927), Reichstagsabgeordneter. Journalist, Schriftsteller, erster Staatspräsident des republikanischen Württemberg*

In Hamburg arbeitete Wilhelm Bloss als Redakteur beim „Hamburg-Altonaer-Volksblatt“. Ebenfalls in Hamburg gründete er die Satirezeitschrift „Der Wahre Jacob“.

Verheiratet war Wilhelm Bloss mit **Anna Bloss** (1866-1933), Tochter eines Oberstabsarztes 1. Klasse. Sie studierte Geschichte, Literatur und Sprachen, wurde Oberlehrerin, gründete den Verband der Stuttgarter Hausfrauen und fungierte als erste Frau in Deutschland als Schulrätin. Sie war Mitglied des württembergischen Landesvorstands der SPD und Mitglied der Weimarer Nationalversammlung 1919/20.

- **Blossweg, Horn (1945),** siehe: Blostwiete.
- **Blücherstraße, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1842):** *Conrad Daniel Graf von Blücher (1764-1845), Oberpräsident von Altona, Ehrenbürger Hamburgs*
Blücher war seit 1794 mit **Manone d'Abbestée** (1770 - 1852) verheiratet. Das Paar hatte zwei Kinder.
- **Bobzienweg, Bergedorf/Lohbrügge (1968):** *Franz Bobzien (1906-1941), Lehrer von Jugendgruppen, Mitglied der SPD, später der SAPD/SJVD, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus*

Der aus einer Angestelltenfamilie stammende Bobzien war im Deutschen Republikanischen Pfadfinderbund (existierte von 1927-1934) aktiv und absolvierte zunächst eine kaufmännische Lehre. 1926 trat er der Sozialistischen Arbeiterjugend SAJ und der SPD bei, später auch dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Neben der Arbeit besuchte Bobzien Abendkurse, um sich auf das 1927



erfolgreich bestandene Abitur vorzubereiten. Als Werkstudent nahm er ein Studium der Pädagogik, Geschichte und Philosophie an der Universität Hamburg auf. Vier Jahre später legte er seine Lehrerprüfung ab und begann, an einer Hamburger Volksschule zu unterrichten. Als Lehrer vertrat er moderne und reformerisch-pädagogische Konzepte, zudem engagierte er sich in der Kinderfreunde-Bewegung, die Freizeitaktivitäten für Arbeiterkinder organisierte.

1926 wurde Franz Bobzien SPD-Mitglied. Als überzeugter Antimilitarist geriet er in einen immer stärkeren Widerspruch, als die SPD in der Regierung den Bau von Panzerkreuzern vorantrieb. 1931 trat er daher aus der SPD aus, um sich der neu gegründeten Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands SAPD anzuschließen. Er wurde in den reichsweiten Vorstand von deren Jugendverband SJVD gewählt. Über diese Arbeit lernte er auch Willy Brandt [siehe: Willy-Brandt-Straße] kennen, mit dem er freundschaftlich verbunden war und den er häufiger in Lübeck besuchte. Nachdem Bobzien im April 1932 erfolglos für die Hamburger Bürgerschaft kandidiert hatte, wurde er am 10. Mai 1932 unter dem Vorwurf, wehrkraftzersetzende Flugblätter an der Hamburger Universität verteilt zu haben, für sieben Monate in Untersuchungshaft genommen und aus dem Schuldienst entfernt. Das Verfahren wurde wieder eingestellt, und Bobzien kam Anfang Januar 1933 auf freien Fuß.

Nach dem Machtantritt der NSDAP, dem Reichstagsbrand und der darauffolgenden Illegalisierung der SAPD musste er Anfang März 1933 untertauchen. Er nahm am Untergrundparteitag der SAPD am 12. März 1933 in Dresden teil, stimmte dort mit der Mehrheit der Delegierten gegen den Auflösungsbeschluss der Vorstandsmehrheit und wurde in die illegale Reichsleitung gewählt. Dort war er für die Umstellung von SAPD und SJVD in Hamburg und Schleswig-Holstein auf die Untergrundarbeit zuständig. Ende Mai 1933 floh Bobzien nach Kopenhagen, wo er mehrere antifaschistische Broschüren verfasste, den Transport illegaler Literatur nach Deutschland organisierte und Aufklärungsarbeit in der dänischen Arbeiterbewegung über die faschistische Gefahr leistete. Am 24. Februar 1934 nahm Franz Bobzien mit vier SJVD-Genossen, darunter Willy Brandt, an einer Konferenz linkssozialistischer und trotzkistischer Jugendorganisationen im niederländischen Laren teil. Nachdem die Konferenz von der Polizei aufgelöst und die Teilnehmer in Gewahrsam genommen waren, schob der rechte Bürgermeister van Nispen tot Sevenaer sowohl Franz Bobzien als auch alle anderen SJVD-Delegierten (bis auf Willy Brandt, der über gültige norwegische Papiere verfügte) wegen fehlender Visa am 26. Februar nach Deutschland ab: In Emmerich wurden Bobzien und seine Genossen von der Gestapo verhaftet.

Wegen Hochverrats wurde Bobzien im September 1934 zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, die er im Zuchthaus Bremen-Oslebshausen – wo er mit



kommunistischen und sozialdemokratischen Mitgefangenen wie Harry Naujoks Widerstandsstrukturen aufbaute – und im KZ Esterwegen verbüßte. Nach dem Ende der Haftstrafe wurde er in das KZ Sachsenhausen verschleppt. Dort war er zeitweise Blockältester der „Jugendbaracke“. Unter schwierigsten Bedingungen kümmerte er sich um bis zu 120 polnische und tschechische jugendliche Gefangene; so organisierte er Deutschkurse für sie, da Deutschkenntnisse die Überlebenschancen im Konzentrationslager erhöhten. Ab Ende 1940 wurde Bobzien zu Bombenräumarbeiten in Berlin verpflichtet, hierbei kam er mit vier kommunistischen Mithäftlingen des KZ Sachsenhausen am 28. März 1941 ums Leben.

Erstmals 2014 benennen die Stadt Oranienburg und die Gedenkstätte Sachsenhausen ihren „Oranienburger Toleranzpreis“ nach Franz Bobzien.

Diese Informationen stellte Cornelia Göksu zusammen.

Quellen:

Dr. Horst Seferens, Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten sowie www.oranienburg.de/Franz-Bobzien-Preis

- **Bodelschwingstraße, Alsterdorf (1908): Friedrich von Bodelschwingh (1831-1910), Pastor, Gründer der „Anstalt“ Bethel**

Siehe auch: Augustenpassage, in Bd. 2.

Friedrich von Bodelschwingh war verheiratet mit seiner Cousine **Ida, geb. von Bodelschwingh** (1835-1894). Erzogen wurde Ida im christlichen Sinne mit dem Selbstverständnis, soziale Verantwortung zu übernehmen und Notleidende zu unterstützen. Sie erhielt Privatunterricht und erlernte das Klavier- und Orgelspiel. „Im Alter von 22 Jahren erkrankte Ida an einer schweren Depression. Ein langwieriges Magenleiden, das vermutlich nicht richtig behandelt worden war, brachte das sensible Mädchen aus dem seelischen Gleichgewicht. Auslöser für diese seelische Krise war aber auch die Tatsache, dass ihre Eltern die Verlobung mit einem jungen Offizier ablehnten. Es dauerte mehrere Monate, bis sich die Psyche des jungen Mädchens wieder erholt hatte. Ihre seelische Anfälligkeit begleitete sie jedoch zeitlebens.“ 1)

Als drei Jahre nach Idas seelischen Zusammenbruch ihr Cousin Friedrich zu Besuch kam, fand bereits einige Monate später die Verlobung der beiden statt. Friedrich B., der damals in Paris als Pastor für die deutschen Immigranten arbeitete, fühlte sich dort einsam und suchte deshalb eine Frau, die er ehelichen konnte. Schon länger dachte er dabei an Ida, die er schließlich schon seit Kindertagen kannte – und so heirateten die beiden 1861. Ida „war von allen ihren



Geschwistern die Heiterste. Gerade weil sie von Jugend auf je und dann im Kampf mit der Schwermut lag, hatte sie, sobald der Angriff wieder überwunden war, etwas Befreites und Befreiendes. Da sie selbst viel gelitten hatte, sah sie schnell, wenn andere litten, und auch die Schwächen anderer entgingen ihr nicht. Aber je schärfer sie sah, je tiefer fühlte sie mit Gesunden und Kranken (...). Ida unterstützte ihren Mann, wo sie nur konnte. Vor allem bei Schreiarbeiten war Ida ihm zeitlebens eine große Hilfe, da ihr schriftliche Arbeiten sehr viel besser von der Hand gingen als ihrem Ehemann. Auch übernahm Ida die Verantwortung für die Kirchenmusik (...).“ 2)

Nach der Geburt des ersten Kindes erkrankte Ida an einer schweren Wochenbettdepression, genas davon aber nach einiger Zeit.

Das Paar bekam bis zum Jahre 1867 vier Kinder. Doch im Jahr 1869 passierte ihnen unendliches Leid. Alle vier Kinder erkrankten an Keuchhusten und Lungenentzündung und starben innerhalb weniger Tage. „Der Mutter fingen seit der Zeit die Haare an auszufallen und noch nach einem Jahr zitterte ihre Hand beim Schreiben. Oft stand sie schluchzend an den Gräbern und ihren Mann sah man eines Tages mit einem Brett und vier Pfählen zum Kirchhof gehen, um an der stillen Stelle, wo die vier Gräber lagen, eine kleine Bank zu machen, damit er dort mit der Mutter zugleich nachdenken könne, was Gott ihnen durch solches Leid sagen wollte.“ Noch im selben Jahr 1897 bekam das Ehepaar B. erneut ein Kind.

Wenn Friedrich B. auf seinen vielen Reisen war, vertrat ihn seine Frau in „Bethel“, wofür er sehr dankbar war. So schrieb er ihr einmal von einer Reise: „Der liebe Heiland wolle (...) dir Gnade geben, mit Sanftmut und Liebe Dein Amt auszurichten, das in meiner Abwesenheit als die Pastorin und Seelsorgerin, oberste Beraterin und Trösterin unserer Elendsgemeinde auf Dir liegt.“

Das Ehepaar Bodelschwingh bekam noch weitere drei Kinder, so dass Ida – gerade auch, weil ihr Mann sehr häufig auf Reisen war - eine Vielzahl von Arbeiten zu bewältigen hatte. Neben der Haus- und Mutterarbeit machte sie Krankenbesuche, bearbeitete die Post, schrieb und verfasste die vielen Dankesbriefe an die Spender, organisierte während der Abwesenheit ihres Mannes die Predigt dienste und hielt ihn brieflich auf dem Laufenden, auch hinsichtlich seiner Patientinnen und Patienten. Diese Überforderung durch die viele Arbeit führte immer wieder zu Depressionsschüben. In solcher Stimmung half ihr die Musik, so setzte sie sich ans Klavier und spielte Bach. Ihr Ehemann versuchte, soweit es ihm möglich war, in solchen Zeiten keine Reise zu unternehmen und zu Hause zu bleiben, um mit seiner Frau in Wald und Feld viel spazieren zu gehen, damit sie wieder zur Ruhe kam.



1894 traten bei Ida Bodelschwingh Ausfallerscheinungen und Gedächtnislücken auf, die sich immer mehr verschlimmerten. Zuletzt befand sich Ida B. in einem Pflegeheim in Lemgo, wo sie 1984 verstarb.

Quellen:

- 1) Elisabeth Stiefel: Kleine Chronik großer Paare. Marburg 2009, S. 90.
- 2) Elisabeth Stiefel, a. a. O., S. 94.
- 3) Elisabeth Stiefel, a. a. O., S. 99
- 4) Elisabeth Stiefel, a. a. O., S. 102

- **Bodemannweg, Finkenwerder (1948): Friedrich Wilhelm Bodemann (1809-1889), Pastor auf Finkenwerder, Buchautor über Finkenwerder**

- **Bodenstedtstraße, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1893): Friedrich von Bodenstedt (1819-1892), Dichter, Übersetzer und Lehrer orientalischer Sprachen**

Friedrich von Bodenstedt war seit 1850 verheiratet mit **Mathilde Osterwald** (1824-1902). Das Paar bekam zwei Töchter und einen Sohn.

Als Familienernährer entfaltete er eine nahezu rastlose Tätigkeit als Lyriker und Übersetzer. Doch trotz dieser Fürsorge für seine Familie musste nach seinem Tod die Restfamilie von der Schillerstiftung finanzielle Unterstützung annehmen.

- **Bodestraße, Bergedorf/Lohbrügge (1949): Wilhelm Bode (1860-1927), Pastor, förderte den Naturschutz, insbesondere den Naturschutzpark Lüneburger Heide**

Nachdem Bode 1884 in Dserwen in Kurland eine Hauslehrerstelle bei der Familie von Manteuffel angenommen hatte, lernte er dort seine zukünftige Ehefrau, die russische Lehrerin **Iraida Fadejew** kennen. 1888 heiratete das Paar und bekam zwischen 1889 und 1902 vier Kinder.

„1923 wurde Wilhelm Bode vom Konsistorium der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers wegen angeblicher Pflichtverletzung aus seinem Amt entlassen. Das Konsistorium bezog sich hierbei unter anderem auf Vorwürfe eines außerehelichen sexuellen Verhältnisses Bodes mit Dora Heinrichs, der jungen Wirtin des Gasthauses zum Heidemuseum. Es ist bis heute ungeklärt, ob diese Vorwürfe der Wahrheit entsprachen oder ob es sich um gezielt gestreute Gerüchte von Landbesitzern und Bodenspekulanten handelte, die die



Unterschutzstellung des Gebietes um den Wilseder Berg in den frühen 1920er Jahren intensiv bekämpften.“ 1)

Quellen:

1) wikipedia unter Wilhelm Bode (Stand: 14.5.2015)

- **Bodo-Sellhorn-Weg**, Kirchwerder (2014): *Bodo Sellhorn (1932-2007), Architekt, erwarb und renovierte das alte Zollenspieker Fährhaus und erweiterte die Anlage um ein Hotel zu einem neuen Gesamtkomplex; hoch verdient um den Erhalt des Charakters dieses historischen Ortes*

- **Böckelweg**, Ohlsdorf (1952): *Dr. Johannes Böckel (1535-1605), Stadtphysikus*
Johannes Böckel war ein Kritiker der Hexenverfolgung. Er verfasste „zwei lateinische Stellungnahmen zu Aspekten des Hexen- und Zauberwesens bzw. zur zeitgenössischen Hexenverfolgungspraxis (..), die im Druck veröffentlicht wurden: den 1599 in Hamburg erschienenen *Tractatus de philtris*, eine Schrift über den Liebeszauber, und die 1589 gedruckte *Oratio funebris*, eine Leichenrede auf Herzog Julius, die kritische Äußerungen zu den Hexenverfolgungen enthält. Außerdem haben sich einige handschriftliche Aufzeichnungen erhalten, die belegen, daß Bökel sich darüber hinaus noch ausführlicher zu verschiedenen magischen Handlungen wie auch zum Hexenwesen zu äußern gedachte. Doch konnte er solche Äußerungen im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel ebensowenig veröffentlichen wie den bereits 1587 fertiggestellten *Tractatus de philtris*. Hauptsächlich für die Zensur der Bökelschen Schriften verantwortlich war die orthodox-lutherische Helmstedter Theologenfakultät. Sie kritisierte Bökels vorwiegend physiologische Betrachtung magischer Phänomene, die den Akzent auf deren natürliche Wirkungslosigkeit legte, weil ein solcher Ansatz den nach theologischer Auffassung maßgeblichen Beitrag des Teufels vernachlässigte.

Darüber hinaus erregte Bökels Kritik an den Hexenverfolgungen das Mißfallen des jungen Herzogs Heinrich Julius, der in der Hexenfrage eine Haltung einnahm, die der seines Leibarztes genau entgegengesetzt war. Gerade zu Beginn seiner Regierungszeit trat Heinrich Julius als eifriger Hexenverfolger in Erscheinung, der keineswegs bereit war, eine Infragestellung seiner Ansichten hinzunehmen.

Von Bedeutung ist der Zensurfall Bökel deswegen, weil er sich in einem protestantischen Territorium ereignete. Damit kann die in der Forschung



verbreitete These von der konfessionellen Spaltung der Hexendebatte differenziert werden, die davon ausgeht, daß protestantische Obrigkeiten toleranter im Umgang mit verfolgungskritischen Positionen gewesen seien. Aufgrund der Kontrolle durch die Zensur, die in protestantischen wie in katholischen Territorien gewährleistet war, konnte es auch für einen Protestanten schwierig sein, radikal verfolgungskritische Stellungnahmen zu veröffentlichen, wenn diese auf den Widerstand der theologischen Orthodoxie stießen bzw. den Ansichten des jeweiligen Landesherrn widersprachen. (...)

In der *Oratio funebris* hat Bökel sich mit dem Hexenwesen und der zeitgenössischen Strafpraxis kritisch auseinandergesetzt. Dabei betont er die Harmlosigkeit der Hexen und macht deutlich, daß er von der Verfolgungskritik des Johann Weyer beeinflusst ist. Ähnlich wie dieser nennt Bökel die Hexen melancholische, vom Satan über ihre magische Potenz getäuschte und verblendete Menschen, die die unter der Folter gestandenen Taten nicht begangen haben könnten, da ihre Zauberrituale keineswegs in der Lage seien, Schaden zu bewirken. Bökel begründet diese Einschätzung auch hier wieder unter Bezug auf die Gesetze der Physik, denen zufolge die von den Hexen verwendeten Zaubermittel keineswegs in der Lage seien, die intendierten Schädigungen hervorzubringen. Indem Bökel die Harmlosigkeit der Hexen in den Vordergrund stellt, kann er unter Rückgriff auf die juristische Tradition, die das Ausmaß des erfolgten Schadens zum wesentlichen Kriterium für die Strafmaßbestimmung erhob, ihre Hinrichtung für rechtswidrig erklären. Dabei artikuliert er Grundpositionen der protestantischen Superstitionskritik, wenn er behauptet, daß der Teufel nicht nur die Hexen über ihre angebliche Wirkungsmacht täusche, sondern auch die verfolgungseifrigen Obrigkeiten verblende. Viele Obrigkeiten seien vom Glauben an die Macht des Schadenzaubers derart eingenommen, daß sie die harmlosen Hexen mit Drohungen zu falschen Geständnissen zwingen, auf deren Grundlage diese dann zu Unrecht grausam bestraft würden.“ 1)

Quellen:

- 1) Kauertz, Claudia: Bökel, Johann. Aus: Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung, hrsg. v. Gudrun Gersmann, Katrin Moeller u. Jürgen-Michael Schmidt, in: [historicum.net](https://www.historicum.net/purl/45zo2/), URL: <https://www.historicum.net/purl/45zo2/> (Stand: 14.5.2015)

- **Böcklerstraße**, Horn (1964): Hans Böckler (1875-1951), Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes

Nachdem Hans Böckler seine Lehre als Metallschläger beendet und 1892 auf Wanderschaft gegangen war, ging er nach seiner Rückkehr 1894 nach Fürth eine Lebensgemeinschaft mit der gleichaltrigen **Magdalena Barbara Müller** ein. Ein



Jahr später, 1895, wurde das erste Kind, 1896 das zweite und 1898 das dritte Kind geboren. Erst 1899 konnte das Paar heiraten, da Böckler erst dann das Bürgerrecht erwerben konnte.

- **Böcklinstraße, Groß Flottbek (1910): Arnold Böcklin (1827-1901), Maler**

Arnold Böcklin heiratete 1853, als er in Rom studierte, **Angela Pascucci** (1836–1915), damals Waise und Klosterschülerin. Das Paar bekam vierzehn Kinder. Angela Böcklin wurde des Malers Modell. Helen Liebendörfer schildert in dem Roman „Carissima mia!“ das Leben der Angela Böcklin.

Nach der Hochzeit zog das Paar nach Basel und war finanziell völlig mittellos. Böcklin malte zwar viel, doch verkaufte er in den Anfangsjahren nichts und musste die Familie mit Portraitmaler finanzieren. Das Leben der Eheleute war sehr entbehrungsreich und begleitet von vielen Todesfällen – mehrere Kinder starben im Kindesalter – und Krankheiten. Hinzu kamen die vielen Umzüge – auch in Wohnungen, die man als unhygienisch katastrophal bezeichnen konnte - Sprachprobleme, die Erkrankung ihres Mannes an Typhus.

Mit seinen mythologischen und symbolischen Gemälden bekam Böcklin schließlich Erfolg und Geld und konnte mit seiner Ehefrau den Lebensabend in einer Villa in Florenz verbringen.

- **Böckmannstraße, St. Georg (1841): J. H. Böckmann (1767-1854), Grundeigentümer, Oberalter**

Siehe auch: Magdalenenstraße, in Bd. 2.

- **Böhmersweg, Rotherbaum (1858): Jacob Hinrich Böhmer (1778-1848), Grundeigentümer**

- **Boehringerweg, Moorfleet (1955): Dr. Albert Boehringer (1862-1939), Fabrikant, Kommerzienrat, ließ die Siedlung, in der die Straße verläuft, erbauen**

1984 kam es bei Boehringer in Moorfleet zu einem der größten Umweltskandale in der Bundesrepublik Deutschland. Das Chemiewerk musste schließen. Ca. 1600 Arbeiterinnen und Arbeiter waren mit Dioxin vergiftet worden. Die Folge:



Krebs, Nervenleiden, Nieren- und Leber-Schäden, Hautverätzungen, schwere Durchblutungsstörungen etc. Das Dioxin hatte sich im Boden, Grundwasser, in der Luft und in den Körpern der Boehringer-Mitarbeitenden festgesetzt. „Ein Abschlussbericht aus dem Jahr 2011 konstatiert für die untersuchten Boehringer-Arbeiter nüchtern eine ‚signifikant erhöhte Mortalitätsrate‘ sowie ‚ein erhöhtes Risiko an bösartigen Neubildungen‘ zu erkranken. Bei Frauen sei vor allem das ‚Risiko an Brustkrebs zu versterben, erhöht‘. Einer frühere Studie zufolge, die der Hamburger Senat 1991 veröffentlichte, erkrankten Arbeiter, die 20 Jahre bei Boehringer beschäftigt waren, doppelt so häufig an Krebs wie der Durchschnittsbürger.“ 1)

Bereits 1953 „waren bei Boehringer in Hamburg die ersten Arbeiter an der sogenannten Chlorakne, einer typischen Erscheinung einer Dioxin-Vergiftung, erkrankt. Boehringer lässt die Produktion vorübergehend stoppen, nimmt jedoch 1957 mit einem neuen, als unbedenklich beurteilten Verfahren die Produktion erneut auf. (...) Im Februar 2015 einigt sich das Unternehmen mit der Stadt und Umweltverbänden auf eine beschleunigte Sanierung ab 2016. Der Chemiekonzern gibt bis 2027 zunächst 6,2 Millionen Euro aus, die Stadt gibt einmalig 500.000 Euro dazu. Damit sollen zwei zusätzliche Brunnen errichtet werden, die das vergiftete Grundwasser hochpumpen, um es anschließend reinigen zu lassen. Bis 2054 soll das verunreinigte Grundwasser aus dem Boden entfernt sein. Anschließend soll der Schadstoff-Abbau für weitere 40 Jahre überwacht werden - bis 2094.“ 1)

Quellen:

1) www.ndr.de/kultur/geschichte/chronologie/18-Juni-1984-Dioxin-Skandal-schockt-Hamburg,dioxinSkandal12.8.html

- **Böhrsweg, Eißendorf (1950):** *Wilhelm Böhrs (1859-1911), Lehrer, Rektor von Eißendorf*
- **Bömelburgstieg, Horn (1945):** *Theodor Bömelburg (1862-1912), Bürgerschaftsabgeordneter, Mitglied des Reichstags, Vorsitzender der Maurer- und Bauarbeitergewerkschaft, führender Gewerkschafter des Kaiserreichs*
Ledig.



- **Bömelburgweg, Horn (1945); siehe: Bömelburgstiege.**
- **Böhmestraße, Wandsbek (1950): Johann Louis Wilhelm August Böhme (1856-1936), Tischlermeister, Oberbrandmeister, tätig über 50 Jahre lang in der Freiwilligen Feuerwehr in Wandsbek**

- **Börnestraße, Eilbek (1866): Ludwig Börne (1786-1837), Schriftsteller**

Siehe auch: Henriette-Herz-Ring, Rahel-Varnhagen-Weg, in Bd. 2.

Ludwig Börne wurde im jüdischen Ghetto von Frankfurt a. M. als Löb Baruch geboren.

Zum Studium der Medizin ging er nach Berlin und war dort bei Dr. Marcus Herz, der mit Henriette, geb. Herz verheiratet war, untergebracht.

Im Alter von siebzehn Jahren verliebte sich Börne in **Henriette Herz** und gestand ihr nach dem Tod ihres Mannes seine Liebe. Doch wurde er von Henriette Herz abgewiesen. Daraufhin versuchte er, sich zu töten. Börne schrieb am 19. März 1803 an Henriette Herz: „Das Leben ist ein Traum, und ich träumte hier ein schönes Leben. Ich bin nun aufgewacht, es ist zu Ende. Haltet mich fest, ihr guten Engel, kettet mich an diesen fürchterlich schönen Gedanken: ich will sterben. Sie stößt mich von sich, das schmerzt; sie tut es mit freundlicher Kälte, das bringt mich zur Verzweiflung. Sie liebt mich nicht, das will wenig sagen; aber sie haßt mich nicht, das ist das schrecklichste. – Nicht lieben und nicht hassen. Gleichgültig. Gleichgültigkeit und meine glühende Liebe, Feuer und Wasser.- Was habe ich nun von meinem ganzen Leben? Welchen Genuß? – O hätte ich geschwiegen und mich bis ans Grab mit der lieblichen Hoffnung gelabt!“ Der Selbsttötungsversuch konnte verhindert werden.

„Die Quelle seiner Inspiration war die ebenfalls im Frankfurter Ghetto aufgewachsene

Jeanette Wohl. Von 1816, als sie sich kennen lernten, bis zu Börnes Tod, war sie seine wichtigste Bezugsperson. Die facettenreiche Beziehung, die in den letzten Jahren in eine Menage à trois mit Jeanette Wohls Ehemann in Paris mündete, spiegelt sich in der umfänglichen Korrespondenz, die in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt aufbewahrt wird. (...)

Jeanette Wohl [1783-1861] sorgte sich von Anfang an um Börnes körperliches und geistiges Wohl. Sie war eine aufrichtige Kritikerin seiner Werke, spornte ihn



zum Schreiben an, mahnte zur Schonung, wenn sein Lungenleiden in eine akute Phase trat, teilte seine Sorgen und regelte für ihn Streitigkeiten mit dem Vater, der die publizistische Karriere seines Sohnes ablehnte. Als er 1819 vor der Zensur nach Paris floh, schrieb er wehmütig an die Frankfurter Freundin: ‚Sie waren die Hälfte meines Geistes und diese Hälfte ist von mir gewichen.‘

Warum die zeitweise geschmiedeten Heiratspläne nicht realisiert wurden, darüber können die Biografen nur spekulieren, zumal ein Großteil der Briefe Wohls aus diesen Jahren fehlt - möglicherweise auch bewusst von ihr vernichtet wurde. Christa Walz, die den Briefwechsel analysiert hat, vermutet, Jeanette Wohl, die Börne besser kannte als er sich selbst, habe gewusst, dass letztlich nur eine geistige Lebensgemeinschaft ihre Freundschaft vor Abnutzung und Verschleiß bewahren konnte.

1832 heiratete Jeanette Wohl den 12 Jahre jüngeren jüdischen Kaufmann Salomon Strauß. Im Vorfeld der Eheschließung gab es heftige gefühlsmäßige Verwicklungen, als Jeanette Wohl ihrem zukünftigen Ehemann erklärte, sie könne sich eine Lebensgemeinschaft nur unter Einbeziehung von Börne vorstellen. Strauß bekannte gegenüber Börne: ‚Ich weiß recht gut, daß das [Verhältnis] nur geistig ist; aber was ändert das, wenn ich befürchten muss, daß, sobald Ihnen was fehlt, sie gleich fortläuft, zu Ihnen zu kommen?‘ Die Lösung war eine gemeinsame Wohnung, die alle drei im November 1833 in Paris bezogen. Dort lebten sie bis zu Börnes Tod im Jahr 1837. Jeanette Wohl gab gemeinsam mit ihrem Ehemann von 1844 bis 1850 Börnes ‚Nachgelassene Schriften in sechs Bänden‘ heraus, darunter auch bisher ungedruckte private Teile seiner Pariser Briefe. Allerdings eliminierte sie allzu persönliche Stellen und machte Namen von Privatpersonen unkenntlich. (...)‘ heißt es im kulturexpress 2008. 1)

Diese Jeanette Wohl bekam eine gewisse Publizität durch Heinrich Heine (siehe: heinrich-Heine-Weg, in Bd. 3 online), indem er anzüglich über das Dreiecksverhältnis von Börne und dem Ehepaar Wohl herzog. Dazu Willi Jasper in seinem Artikel ‚Das Butterherz. Erinnerungen an Börnes Freundin Jeanette Wohl‘ vom 27.11.2011 in ‚Der Tagesspiegel‘: ‚Im Juni 1841 teilte ein anonymes Korrespondent der ‚Mainzer Zeitung‘ aus Paris mit: ‚Herr Heinrich Heine hat auf öffentlicher Straße Ohrfeigen erhalten‘. Zur Vorgeschichte wusste er zu berichten, dass die Ursache ‚das berüchtigte Buch Heines über Börne sei, in dem der Autor die Ranküne gegen die edle Freundin Börnes aufs Höchste getrieben‘ habe. Gemeint war Jeanette Wohl, die Tochter des reichen Frankfurter Wechselmaklers und Schutzjuden Wolf David Wohl, die als ‚Mutter, Schwester und Freundin‘ für Leben und Werk des ‚Zeitschriftstellers‘ Ludwig Börne eine unersetzliche Rolle gespielt hat. Von den fast 6000 Druckseiten des Werkes Börnes besteht über die Hälfte aus der Korrespondenz mit dieser Frau. Sie arbeiteten zusammen, reisten gelegentlich gemeinsam – aber korrespondierten manchmal mehrmals am Tag.



(...) Das Ehepaar nahm Börne in die Wohngemeinschaft auf und kümmerte sich auch um seinen literarischen Nachlass. Was hat Heine daran so gestört? War es die Angst vor dem Nachruhm des Konkurrenten oder Neid auf eine andere Lebensform? In seinem Buch über Börne hatte er die ‚sogenannte Madame Wohl‘ als ‚hässliche‘ und ‚zweideutige Dame‘ charakterisiert, die den Ehemann Strauss nur als ‚Laufburschen‘ benutzt und sich dafür umso mehr ‚am süßen Geist Börnes‘ gelobt habe. Daraufhin stellte Strauss den Beleidiger handfest zur Rede und verletzte ihn im späteren Duell durch einen Streifschuss an der rechten Hüfte. Nach Heines Ehrenerklärung schien die Affäre erledigt. Doch die eigentliche Wirkungsgeschichte seiner ‚Denkschrift‘ sollte erst beginnen: Börne wurde zum ‚kleinen Tambourmaitre‘ degradiert und Jeanette Wohl ins Domestikengeschoss der Kopisten verwiesen. (...)“ 2)

Am 14. Mai 2008 wurde Alice Schwarzer in der Frankfurter Paulskirche der Börne-Preis verliehen. In ihrer Rede beschäftigte sie sich auch mit Ludwig Börne. Hier Ausschnitte aus ihrer Rede:

„Wir sind heute auch hier, um uns an Ludwig Börne zu erinnern – oder ihn überhaupt erst zu entdecken, wie es bei mir der Fall war. Die Initiatoren dieses Preises sind deutsche Juden, die sich selbst und uns allen ihre Geschichte bewusst machen wollen. Sie wollen zeigen, dass Börnes Esprit und seine Passion für Freiheit und Gerechtigkeit auch heute noch lebendig ist. Denn es ist ja nicht so, als sei das, wofür er und andere schon damals so leidenschaftlich gekämpft haben, erreicht. Trotz aller Fortschritte.

Sich erinnern bedeutet, sich die Geschichte bewusst machen. Und das ist existenziell. Denn der Stoff, aus dem wir sind, ist die Summe unserer Geschichte. Im Falle Börnes ist es die Geschichte der Entrechtung, Erniedrigung und Verfolgung der Juden – auch aber die ihrer Auflehnung und Hoffnung.

Es wird Sie nicht überraschen, dass ich in Börnes Traum von der so ersehnten, doch immer wieder verwehrt – oder auch nur halb gewährten und wieder zurückgenommenen – Emanzipation eine Parallele zu den Frauen sehe. Auch ihre, unsere Hoffnung ist ja nicht neu.

Börne wurde drei Jahre vor der französischen Revolution geboren, die sich die Freiheit, Gleichheit & Brüderlichkeit auf die Fahnen geschrieben hatte. Und er war sieben Jahre alt, als Olympe de Gouges hingerichtet wurde, die der ‚Brüderlichkeit‘ die ‚Schwesterlichkeit‘ hinzufügte, der ‚Erklärung der Menschenrechte‘ ihre ‚Erklärung der Menschenrechte der Frauen‘. Dafür schleiften die 89er-Revolutionäre die frühe Feministin unter die Guillotine.

Zur gleichen Zeit, genau 1792, veröffentlichte Theodor Gottlieb von Hippel in Berlin seine Streitschrift ‚Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber‘. Er



spielte mit diesem Titel nicht zufällig an auf die zehn Jahre zuvor erschienene Schrift ‚Über die bürgerliche Verbesserung der Juden‘. Denn genau das waren die drei großen Themen dieser Zeit: die Emanzipation des Volkes, die Emanzipation der Juden – und die Emanzipation der Frauen.

Für die beiden ersteren stand der, wie er sich selbst nannte, ‚Zeitschriftsteller‘ Ludwig Börne ebenso wie der Dichter Heinrich Heine. Die Frauen aber gehörten nicht nur für diese beiden Gerechten nicht dazu.

Mich beschäftigt Börne nicht nur wegen der so evidenten Parallelität zwischen der Judenfrage und der Frauenfrage. Vertraut ist mir auch seine Liebe zu Frankreich und die damit untrennbar verbundene deutsche Sehnsucht. Und tief vertraut ist mir sein Nebeneinander von Schmerz & Stolz, von Dunkel & Hell, von Judengasse & Welt.

Börne selbst hat einmal von dem über Generationen weitergegebenen ‚großen Judenschmerz‘ gesprochen. Ich weiß genau, was er meint. Auch in uns Frauen sind nicht nur unsere direkten eigenen Erfahrungen. Auch in uns ist die Erfahrung unserer Mütter und Großmütter weitergegeben – nicht selten ebenso wortlos.

Welche Zerreißprobe muss das gewesen sein: Sohn zu sein eines angesehenen Kaufmannes (der bei den europäischen Höfen ein und aus ging), gleichzeitig aber der Bankert aus der Frankfurter Judengasse zu bleiben. Das Kind aus diesem lichtlosen Ghetto, durch dessen stinkenden Schlamm auch die privilegierten Juden wateten und deren stickige Enge sie nur streng reglementiert verlassen konnten, hat sich davon nie wirklich erholt. Zu recht sprechen seine Biografen von Börnes ‚Trauma Judengasse‘.

Von einem solchen Ghetto des 19. Jahrhunderts ist es nicht weit zu den Konzentrationslagern des 20. Jahrhunderts – doch dazwischen lag eben die Zeit des Aufbruchs, die Illusion der Emanzipation.

Zunächst hatte der junge Juda Löw Baruch – so sein ursprünglicher Name – auf eigene Faust versucht zu entkommen. Der Enkel eines Synagogen-Erbauers wechselte die Religion und ließ sich, wie so mancher seiner Zeitgenossen, christlich taufen. In dem Glauben, nun endlich dazuzugehören. Und um ganz sicher zu gehen, wechselt Baruch im Alter von 32 Jahren auch noch den Namen.

Der promovierte Jurist will nun eine Zeitschrift gründen und hält seinen ‚unverkennbar‘ jüdischen Namen für ‚hinderlich‘. Denn ein Baruch hätte nicht ‚das Zutrauen eines lesenden Publikums‘; weil das meinen könnte, dass die politischen Ansichten eines Juden ‚dem Geist und den Forderungen der Zeit nicht entsprechen‘. So Baruch-Börne wörtlich in seinem offiziellen Antrag zur Namensänderung.



Das tut weh. So weh, wie die vielen, vielen Frauen, die unter Männernamen veröffentlicht haben, weil sie zu Recht fürchteten, als Frau nicht ernst genommen zu werden. Und das nicht nur in vergangenen Jahrhunderten, sondern bis zum heutigen Tag. So gestand jüngst die inzwischen durchaus als Schriftstellerin anerkannte Julia Franck bei einer öffentlichen Debatte über die Aktualität von Simone de Beauvoir, sie habe ihren ersten Roman aus eben diesem Grunde unter einem Männernamen veröffentlicht. Und Simone de Beauvoirs erste Erzählungen waren übrigens 1937 von Gallimard abgelehnt worden mit dem Argument, solche Texte schickten sich nicht für eine Frau (Sie hat sie dann 42 Jahre später doch noch veröffentlicht).

Börnes Beweggründe zum Namenswechsel signalisieren das Dilemma der Emanzipation der Juden: Die Parias bitten um Erlaubnis zum Eintritt in die Welt – wohl wissend, dass sie auch nach dem Ausbruch aus der Frankfurter Judengasse oder der Düsseldorfer Bolkerstraße die ‚Anderen‘ geblieben waren. Und dass ihnen trotz ihres Einsatzes für alle – eben für die Anderen wie für die Einen – der Schritt vom Rande in die Mitte der Gesellschaft verwehrt geblieben war.

Gegen Ende seines Lebens wird Börne so resigniert wie spöttisch feststellen: ‚Es ist wie ein Wunder! Tausendemale habe ich es erfahren und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen mir vor, dass ich ein Jude sei; die anderen verzeihen mir es; der dritte lobt mich gar dafür – aber alle denken doch daran.‘

Genau das ist auch eine mir als Frau zutiefst vertraute Erfahrung! Für das Frausein verachtet, für das Frausein bewundert oder trotz des Frauseins (halbwegs) akzeptiert – so bleibe ich doch immer eine Frau, bin nie einfach Mensch. Da kann ich noch so emanzipiert und selbstbewusst sein. (Daran hat es ja auch Börne und Heine nicht gemangelt.)

Nun hat dieser Status als Paria nicht nur Nachteile, sondern auch Vorteile. Er macht frei. Wer gar nicht erst mitgenommen wird auf Geschäftsreisen nach Thailand, der kann auch nicht in schmutzige Bordellaffären abrutschen. Und wem die Millionen-Bestechungen gar nicht erst angeboten werden wg. Machtlosigkeit, der bzw. die kann auch nicht Gefahr laufen, korrupt zu werden.

So jubelt auch Börne bitter-süß, es mache ihm Freude, ein Jude zu sein. Denn dadurch entkomme er schließlich deutscher Engherzigkeit und Kleinstaaterei und werde zum ‚Weltbürger‘. Auch Frauen, so haben Feministinnen stolz erklärt, auch Frauen haben kein Vaterland.

Und ja doch: Es gibt sie tatsächlich, die ‚jüdischen‘ oder ‚weiblichen‘ Qualitäten. Wer über Generationen gezwungen wird, sich auf die Geldgeschäfte zu beschränken, wird irgendwann besser rechnen können. Und wer verpflichtet wird auf Mütterlichkeit und Liebe, wird irgendwann besser mitfühlen können. Hinzu



kommt, dass der Unterdrückte das Unrecht tiefer empfinden kann als der Unterdrücker. Kann, aber nicht muss. Er kann auch noch beflissener verdrängen. Denn das Eingeständnis, ein Opfer zu sein, ist so unendlich schmerzlicher als die Erkenntnis, ein Täter zu sein.

Es waren die Frauen, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts in Amerika als erste wahrhaft todesmutig gegen die Versklavung der Schwarzen richteten und gleiche Bürgerrechte für sie forderten. Erst im Laufe ihres Engagements erkannten diese zukünftigen Suffragetten die eigene Rechtlosigkeit und forderten nun gleiche Rechte auch für sich. Mit dem Resultat, dass die schwarzen Männer das Wahlrecht 50 Jahre vor den Frauen erhielten – doch nun ihrerseits keinen Grund mehr sahen, sich mit den Frauen, weißen wie schwarzen, zu solidarisieren. Wir dürfen also gespannt sein, was – unabhängig von politischen Positionen und persönlicher Eignung – im 21. Jahrhundert schwerer wiegt im amerikanischen Wahlkampf: Hautfarbe oder Geschlecht?

Heinrich Heine, der zunächst mit Börne einvernehmlich fraternisierte, um ihn sodann polemisch zu attackieren, dieser von mir so geliebte Heine hat gegen Ende seines Lebens ein Geständnis gemacht. Auf die kritische Frage der Frauenrechtlerin Fanny Lewald nach seinem Verhältnis zur Emanzipation der Frauen hat er ohne Umschweife geantwortet: ‚Es geht mir (mit den Frauen) wie Napoleon mit den Negern. ‚Warum wollen Sie die Neger nicht emanzipieren, Sire?‘, fragte man ihn. Und Napoleon antwortete: ‚Je vous le dirai en deux mots: Parceque je suis blanc!‘ Weil ich weiß bin. ‚Und ich‘, fuhr Heine fort, ‚ich bin verheiratet‘. Ein offenes Wort.

Heines gelant-herablassendes Verhältnis zu den Frauen scheint mir durchschaubarer als das verdruckst-abhängige von Börne. Dabei haben beide den Frauen sehr viel zu verdanken, vor allem den jüdischen Frauen: Beide profitierten von den Impulsen und der Unterstützung durch die tonangebenden Jüdinnen der Berliner Salons. Eine von ihnen war Rahel Varnhagen, die auch Börne beeinflusste. Für Heine war Rahel einfach die ‚geistreichste Frau des Universums‘. Aber eben kein geistreicher Mensch, sondern Frau quand même.

In einem frühen Brief klagt Rahel einem Freund: ‚Wenn meine Mutter gutmütig und hart genug gewesen wäre, und sie hätte nur ahnen können, wie ich würde, so hätte sie mich beim ersten Schrei in hiesigem Staube ersticken sollen. Ein ohnmächtiges Wesen, dem es für nichts gerechnet wird, nur so zu Haus zu sitzen, und das Himmel und Erde, Menschen und Vieh wider sich hätte, so es weg wollte.‘ Rahel bricht aus, doch zieht in einem späten Brief an die Freundin Pauline Wiesel bittere Bilanz: ‚Wir sind neben der menschlichen Gesellschaft‘, schreibt sie. ‚Für uns ist kein Platz.‘



Haben Rahel Varnhagen oder Henriette Herz, diese Parias der Parias, über ihren Schmerz und ihre Sehnsucht reden können mit diesen jungen Juden, die sie so geschwisterlich gefördert haben? Vermutlich nicht. Denn sie waren nicht nur im öffentlichen Leben, sie waren auch in den privaten Beziehungen Menschen zweiter Klasse. Gleichzeitig aber waren sie die intimen, und privat auch intellektuellen Gefährtinnen der Männer. Was es nicht besser machte, sondern komplizierter. Die Machtverhältnisse zwischen Frauen & Männern sind eben schwerer durchschaubar als die zwischen Arm & Reich oder Juden & Nicht-Juden.

Auch Börne weist die Frauen hart in ihre Schranken. Selbst die geliebte Freundin Jeanette Wohl – der er lebenslange Förderung, Unterstützung und Sicherheit zu verdanken hat – weist er brieflich mit den Worten zurecht: ‚Der Geist des Weibes soll Blüten tragen und nicht Früchte.‘ Und bereits in seinen frühen Schriften skizziert Börne sein Frauen-Ideal: ‚Sie sollen weben und Wunden heilen, die das Schwert oder das Geschick uns schlägt.‘ Uns: den Männern! Und er fährt fort: ‚Sie sollen das heilige, ungetrübt Menschliche bewahren, worin sich Völker entfernter Zeiten und Regionen als Brüder erkennen: das eine, worin die tausendfachen Kräfte, in welche die Natur des Mannes zersplittert, sich wieder finden kann und versöhnen – die Liebe.‘

Wir Brüder, die Einen. Ihr Frauen, die Anderen. Frauen werden gleichzeitig verachtet und geliebt. Für ihre Liebesfähigkeit. In Sachen Männer.

Sie sehen, das alles hat eine lange Tradition. Das mit den Juden. Und das mit den Frauen. Und nicht zufällig sind beide die ersten im Visier der islamischen Fundamentalisten, dieses dunkelsten Rückschlags unseres Jahrhunderts. (...)“ 3)

Quellen:

- 1) Ein Frankfurter Publizist und seine Muse. Der Briefwechsel von Ludwig Börne und Jeanette Wohl. Meldung der Goethe Universität Frankfurt am Main vom 13.5.2008 unter: www.kulturexpress.de/778.htm
- 2) Willi Jasper: „Das Butterherz“. Erinnerungen an Börnes Freundin Jeanette Wohl, in: Der Tagesspiegel vom 27.11.2011.
- 3) Alice Schwarzers Rede anlässlich der Vereihung des Ludwig Börne Preises an sie am 14. 5. 2008, unter: www.aliceschwarzer.de/artikel/ludwig-boerne-preis-4-mai-2008-rede-von-alice-schwarzer-zur-boerne-preisverleihung-264886

- **Böttcherkamp, Lurup (1928): Fassmacher. Land des Böttchers**



- **Böttgerstraße, Rotherbaum (1860):** *Elias Heinrich Böttger (1766-1847), Geschäftsführer von J. H. Böckmann, der hier ein Gartengrundstück besaß.*
Siehe auch: Böckmannstraße, in Bd. 3 online.
Siehe auch: Magdalenenstraße, in Bd. 2.
- **Bohlenweg, Duvenstedt (1942):** *In Erinnerung an Ludwig Frahm (1856-1936), Heimatkundler, Lehrer, entdeckte den Weg*
Siehe: Frahmredder, in Bd. 3 online
- **Bohnstraße, Blankenese (um 1926):** *Heinrich Conrad Theodor Bohn (1849-1927), Gärtner, Grundbesitzer*
Vater von fünf Kindern.
- **Bojewiesenbrücke, Bergedorf (1961),** *in Anlehnung an die Namen „Auf der Bojewiese“, siehe dort.*
- **Bojeweg, Bergedorf/Lohbrügge (1971),** *siehe: Auf der Bojewiese.*
- **Boldtstraße, Bergedorf (1949):** *Carl Boldt (1887-1945), Maschinenschlosser, Mitglied der SPD, später der USPD und dann der KPD, Widerstandskämpfer, KZ-Häftling*
Siehe auch: Marie-Henning-Weg, in Bd. 2.

Carl Boldt war das Kind von Carl Wilhelm Anton Boldt und Dorothea Catharina Sophie Henriette Boldt, geb. Hinzmann. Über seine Kindheit und Jugend ist nichts bekannt. Er war mit Olga, geb. Elmers (geb. 1899 in Hamburg), verheiratet und hatte drei Kinder: Frieda (geb. 1908), Karl (geb. 1909) und Emma (geb. 1912). Nach Auskunft eines Verwandten soll sich Emma in den 1930-er Jahren den Kommunisten angeschlossen haben und im Widerstand tätig gewesen sein.



Boldt wird in den erhaltenen Akten als „Maschinist“ bezeichnet und hat mehrere Jahre im Bergedorfer Eisenwerk gearbeitet. Vor dem Ersten Weltkrieg war er Mitglied der SPD und wurde ab 1919 in der Bergedorfer USPD aktiv. Diese Partei war 1917 von ehemaligen SPD-Mitgliedern gegründet worden, die während des Ersten Weltkriegs die „Burgfriedenspolitik“ ihrer Partei – und damit die Unterstützung des Kriegskurses des kaiserlichen Deutschlands – nicht länger mittragen wollten. Die Bergedorfer USPD (und mit ihr Carl Boldt) schloss sich 1920 der KPD-Ortsgruppe an.

Familie Boldt lebte mehrere Jahre in der damaligen Gärtnerstraße 12 (heute Soltaustraße). In den 1930-er Jahren zog sie in den Ellernweg 8, in ein älteres Haus am Rande der damals neu errichteten Eschenhofsiedlung.

Carl Boldt war von 1927 bis 1930 Abgeordneter in der Bergedorfer Bürgervertretung und wurde dort unter anderem Mitglied im Bau- und Finanzausschuss. Am 24. März 1931 hielt er auf dem Bergedorfer Friedhof die Grabrede für den ermordeten Ernst Henning. Im Frühjahr 1933 wurde er verhaftet und ins KZ Fuhlsbüttel gebracht, kam aber nach einigen Monaten ohne Prozess frei. Anschließend fand er Arbeit als Oberheizer bei der Dynamit AG in Krümmel. Er blieb Nazigegner – was ihm schließlich zum Verhängnis wurde. Im Nebenerwerb betrieb er in seinem Haus eine Dosenschließmaschine. Damit konnten Dosen mit selbst eingemachten Früchten, Gemüse und Ähnlichem verschlossen werden. Am 3. August 1943, kurz nach den schweren Luftangriffen auf Hamburg im Rahmen der „Operation Gomorrha“, kam ein Arbeiter namens Buffleben, der Zellenleiter der NSDAP gewesen sein soll, zu Carl Boldt, um Dosen verschließen zu lassen. Ihm gegenüber machte Carl Boldt einige abschätzige Bemerkungen über die Nazis. Buffleben gab diese Äußerungen an den Ortsgruppenleiter der NSDAP weiter, auch die Gestapo erfuhr davon. Carl Boldt, dessen politische Vorgeschichte in Bergedorf bekannt war, wurde verhaftet und ohne Gerichtsverfahren ins KZ Neuengamme verbracht. Dort erhielt er die Häftlingsnummer 22584. Er hatte die Schalttafel des Klinkerwerks zu bedienen.

Bei der Räumung des Konzentrationslagers, Ende April 1945, wurde er zusammen mit anderen Häftlingen auf den Dampfer „Cap Arcona“ in der Neustädter Bucht gebracht. Auf diesem Schiff und der in der Nähe liegenden „Thielbek“ wurden ungefähr 7000 Häftlinge aus Neuengamme und dem KZ Fürstengrube unter erbärmlichen Bedingungen zusammengefasst. Sie standen unter Bewachung von Marineangehörigen und der SS. Am 3. Mai 1945 erfolgte ein groß angelegter britischer Luftangriff auf deutsche Schiffe in der Kieler und Lübecker Bucht, der Absetzbewegungen deutscher Truppen verhindern sollte. Die „Cap Arcona“ und die „Thielbek“, irrtümlich für Truppentransporter gehalten, wurden versenkt. Dabei fanden 6400 Häftlinge, unter ihnen Carl Boldt, den Tod..



Text: Ulrike Sparr, entnommen der Datenbank www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 351-11, Abl. 2008/1 091199 Boldt, Olga; StaH 415-12/1 Bb8 Band X (Protokolle der Berged. Bürgervertretung, 1927); StaH, Auskunft von Herrn Bollmann, Mail 17.08.2010; Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) -Akte Olga Boldt; Karin Orth: Planungen und Befehle der SS Führung zur Räumung des KZ-Systems, in: Detlef Garbe: Häftlinge zwischen Vernichtung und Befreiung. Die Auflösung des KZ Neuengamme und seiner Außenlager durch die SS im Frühjahr 1945, Bremen 2005; Heinz Schön: Die Cap Arcona-Katastrophe, Stuttgart 1989; Alfred Dreckmann: Wer nicht getauft ist, aufsteh'n!, Hamburg, 1987, S. 124,129; Alfred Dreckmann: In Bergedorf war alles genauso (Schlossheft Nr. 9), 2. Aufl., Bergedorf 2004; Mail von Herrn Rolf B., 6.5.2011; Tel. Auskunft Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung, 10.09.2010.

- **Boltens Allee, Niendorf (vor 1934):** *Claus Bolten (1842-1913), Viehkommissionär, Vorbesitzer des Geländes*
- **Bonhoefferstraße, Billstedt (1962):** *Dietrich Bonhoeffer (1906-1945), Theologe, Widerstand gegen den Nationalsozialismus*

Dietrich Bonhoeffer wurde nach seinem Theologiestudium und der Habilitation Studentenfarrer in Berlin. Schon 1933 war er als Gegner der Nationalsozialisten bekannt. In den Jahren 1935 bis 1937 stand er an der Spitze des Predigerseminars der sogenannten Bekennenden Kirche und war damit der herausragende Theologe dieser kirchlichen Oppositionsbewegung. Im Jahre 1937 verbot der zuständige Reichskirchenminister Hans Kerrl die Fortsetzung der Seminare. Ein Jahr später weihte Hans von Dohnányi (siehe auch: Dohnányiweg, in Bd. 3 online) auch seinen Schwager Bonhoeffer in die Planungen zu einem Staatsstreich gegen die Nationalsozialisten ein. Nach dem Beginn des II. Weltkriegs wurde Bonhoeffer 1940 zum Militärdienst eingezogen. Seine Verwendung: das Amt Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht. In dieser Funktion war es ihm möglich Auslandsreisen zu unternehmen, um heimlich Verbindungen zu alliierten Regierungen aufzunehmen. Doch im April 1943 wurde der Widerstandskämpfer enttarnt und verhaftet. Obwohl es kein Gerichtsverfahren gab, hielt das NS-Regime ihn zwei Jahre in Berlin Tegel gefangen. In dieser Zeit entstanden Bonhoeffers wichtigsten theologischen Schriften. Kurz vor Kriegsende, im Februar 1945, wurde Bonhoeffer ins Konzentrationslager Flossenbürg verlegt. Hier wurde er am 9. April 1945 nach einem SS-Standgerichtsverfahren hingerichtet. Zwei Jahre vor seiner Hinrichtung lernt er die achtzehn Jahre jüngere **Maria Friederike von**



Wedemeyer (1924-1977) kennen und lieben. „Was ich nicht mehr für möglich hielt, ist geschehen, ja, es ist mir zugefallen. Ich darf noch einmal lieben und geliebt werden ...“ Sie war die Tochter des Großgrundbesitzers Hans von Wedemeyer und seiner Ehefrau Ruth, geborene von Kleist. Ein halbes Jahr nach dem Kennenlernen verlobte sich das Paar. Während seiner Haft schrieben sich die beiden Briefe. Nach dem Zweiten Weltkrieg siedelte Maria Wedemeyer in die USA über und arbeitete dort in leitender Funktion in der Computerbranche. Maria von Wedemeyer war zweimal verheiratet. 1967 veröffentlichte sie einen Teil ihres mit Bonhoeffer während seiner Inhaftierung geführten Briefwechsels. Die Briefe, die sie von Bonhoeffer besaß, übergab sie 1966 der Houghton Library der Harvard Universität. Nach ihrem Tod veröffentlichte ihre Schwester Ruth-Alice von Bismarck den gesamten Briefwechsel. Seit 2009 erinnert eine Gedenktafel in Gernsbach, wo Maria von Wedemeyer beigesetzt wurde, an sie.

Quellen:

Christine-Ruth Müller: Dietrich Bonhoeffers Kampf gegen die nationalsozialistische Verfolgung der Juden. Bonhoeffers Haltung zur Judenfrage im Vergleich mit Stellungnahmen aus der evangelischen Kirche und Kreisen des deutschen Widerstandes. München 1990; Eberhard Bethge: Dietrich Bonhoeffer. Theologe, Christ, Zeitgenosse. München 1983.

- **Bonifatiusplatz**, *Wilhelmsburg (2007), Lage nach der Kirche und Schule, Namensherleitung Heiliger Bonifatius*

Schutzpatron der Bierbrauer und Schneider.

Die **Heilige Lioba** von Tauberbischofsheim war „Eine der bekanntesten Mitstreiterinnen des hl. Bonifatius (um 672-754) ist die heilige Lioba. „Gemeinsam mit anderen Benediktinerinnen folgte sie dem Ruf des ‚Apostels der Deutschen‘ und brachte die Frohe Botschaft in Wort und Tat ins Frankenreich. (...)

Lioba kam vermutlich um 710 als Tochter der adeligen Landbesitzer Dynne und Aebbe, die mit dem heiligen Bonifatius verwandt waren, zur Welt. (...). Um 720 schickten Liobas Eltern ihre Tochter zur Erziehung in das berühmte Benediktinerinnenkloster Wimborne in der Grafschaft Dorset, wo seinerzeit rund 500 Frauen lebten. Dort wurde sie in Grammatik und den freien Künsten unterrichtet, las die Heilige Schrift und erhielt eine umfassende literarische und theologische Bildung. (...) Lioba lebte dann in den Klöstern Kent und Minster (Ramsgate), die den hl. Bonifatius bei seiner Missionsarbeit im Fränkischen Reich unterstützten. Lioba kannte Auftrag und Missionswerk ihres Verwandten Bonifatius sehr gut und entwickelte eine rege Zuneigung zu ihm; in einem Brief an den großen Missionar und Bistumsgründer schrieb sie einmal: ‚Ich bin die einzige Tochter meiner Eltern, und wenn ich dich, so unwürdig ich dessen bin, an Bruder Statt erhalten könnte,



wäre ich sehr glücklich, weil ich zu keinem andern Menschen aus meinem Geschlecht ein solches Zutrauen habe wie zu dir'. Um 735 folgte Lioba gemeinsam mit Cynehild, Walburga und ihrer Cousine Thekla Bonifatius' Ruf ins Frankenreich. Dieser wollte mit Hilfe der angelsächsischen Ordensfrauen sein Missionswerk zusätzlich festigen und den Glauben tiefer verwurzeln. Bonifatius errichtete mehrere Frauenklöster in Thüringen und im Raum Würzburg, darunter auch das Kloster Tauberbischofsheim. Lioba machte er zur Äbtissin des Klosters Tauberbischofsheim, wo sie vor allem Frauen und Töchter des örtlichen Adels unterrichtete. Unter ihrer Leitung blühte das Kloster rasch auf und entwickelte sich zu einem bedeutenden Kultur- und Bildungszentrum für das ganze Umland. Auch Lioba selbst gründete in den folgenden Jahren mehrere Klöster und errichtete in Tauberbischofsheim eine Klosterschule zur Ausbildung des Lehrerinnennachwuchses. Als Oberleiterin war sie auch für Klöster in der Umgebung zuständig.(...) Bevor Bonifatius zu seiner letzten Missionsreise aufbrach, soll er Lioba noch einmal getroffen haben und ihr – in Vorahnung des bevorstehenden Todes – sein Mönchsgewand überreicht haben. Später reiste Lioba oft zum Grab des Hl. Bonifatius nach Fulda, wo sie als einzige Frau Zugang zum Kloster hatte. Wegen zunehmender Altersgebrechen zog sich Lioba schließlich auf das Königsgut Schornsheim zurück, das ihr Karl der Große geschenkt hatte. Lioba starb vermutlich 782 (oder 789) in Schornsheim bei Mainz. Lioba wurde zunächst in der Klosterkirche der damaligen Benediktinerabtei Fulda ganz in der Nähe vom Grab des hl. Bonifatius bestattet. Schon bald kamen die ersten Pilger und verehrten Liobas als Heilige. 836 ließ der Fuldaer Abt und Mainzer Erzbischof Hrabanus Maurus die Gebeine in das neu gegründete Kloster auf dem Petersberg in Fulda überführen; die Kirche wird deshalb im Volksmund auch Liobakirche genannt. Außerdem nahm Hrabanus Maurus die heilige Lioba in sein Martyrologium auf, was einer Kanonisierung gleichkommt. Zum Schutz vor Plünderungen im Bauernkrieg wurden Liobas Reliquien nach Fulda gebracht. Erst seit 1995 ruht das Haupt der heiligen Lioba wieder in der Peterskirche. Bis heute findet dort alljährlich Ende September die Liobawoche statt, deren feierlicher Höhepunkt eine Reliquien-Prozession ist. (...) An ihrem zentralen Wirkungsort Tauberbischofsheim wurde Lioba zur Stadtpatronin erhoben. Ihrer Fürsprache wird die Verschonung der Stadt während des 2. Weltkriegs zugesprochen; seitdem wird am letzten Samstag im September das Liobafest als Stadtfeiertag gefeiert. (...) Gedenktag ist der heiligen Lioba ist der 28. September, der Tag der Umbettung der Gebeine in die Bergkirche St. Peter. Dargestellt wird Lioba im Habit der Benediktinerinnen. Häufige Attribute sind Glocke, Evangeliar sowie der Äbtissinnen-Krummstab.“ 1)

Quellen:



1) Anja Legge: Heilige und Selige im Bistum Würzburg. Unter: www.heilige.bistum-wuerzburg.de/heilige/einzelheiten/hl-lioba

- **Bonifatiusstraße, Wilhelmsburg (1927), Lage nach der Kirche**
- **Boninstraße, Ottensen (1895): Eduard von Bonin (1793-1865), General des Schleswig Holsteinischen Heeres von 1849/50, preußischer Kriegsminister**
Seit 1821 war Bonin verheiratet mit Sophie Mathilde Dequer de Jouy (1800–1869). Das Paar hatte acht Kinder.
- **Bonnéweg, Wilhelmsburg (1978): Albert August Bonné (1896-1959), Gründer der Schiffswerft, die dort stand**
- **Bonusstraße, Wilstorf (1913): August Bonus (1817-1896), Mitbegründer und Geschäftsführer des Harburger gemeinnützigen Bauvereins**
- **Boothsweg, Osdorf (1930): James Booth (1772 oder 1770 oder 1771-1814), Gründer der Baumschulen in Klein Flottbek**
1795 zog James Booth, Sohn eines Baumschulenbesitzers, mit seiner Ehefrau **Mary Elisabeth Richmond** (1776–1826) und den beiden Söhnen von Schottland nach Klein-Flottbek. Caspar Voght (siehe: Caspar-Voght-Straße, in Bd. 3 online), der Booth in England kennen gelernt hatte, bot ihm an, sich in Hamburg eine eigene Existenz aufzubauen und überließ ihm ein großes Gelände für den Aufbau einer eigenen Baumschule.
Zu den bekanntesten Züchtungen von Booth gehört die Rose *Königin von Dänemark*.
1799 wurde der dritte Sohn geboren.



- **Borchardsheide**, *Billstedt (1948)*: *Hans und Thomas Borchard, erste Hamburger Buchdrucker*
- **Borchertring**, *Steilshoop (1973)*: *Wolfgang Borchert (1921-1947), Schriftsteller*
Siehe auch: *Ida-Ehre-Platz*, in Bd. 2.

Wolfgang Borcherts Mutter **Hertha, geb. Salchow** war Vierländer Schriftstellerin. Hertha Salchow wurde am 17. Februar 1895 in den Vierlanden im Schulhaus in Altengamme als fünftes Kind des dortigen Lehrers Carl Salchow geboren. Bald zog die Familie ein Stück weiter in das Schulhaus in Kirchwerder. Hertha war der Nachkömmling der Familie, eine uninteressierte und schlechte Schülerin, die aber als einzige in der Familie ein echtes Vierländer Platt beherrschte. Sie liebte die Landschaft und die Menschen ihrer Heimat.

Als der Junglehrer Fritz Borchert aus Mecklenburg auftauchte, war Hertha ganze 16 Jahre alt. Die beiden verliebten sich ineinander, und Hertha machte die beglückende Erfahrung, dass es einen Menschen gab, der sich nicht daran störte, dass sie selbst in der Dorfschule kaum mitgekommen war: „Ja, es war ein Ereignis geschehen, und das Ereignis war gravierend und umwälzend, ich war nicht mehr allein. Und das war für mich das Außergewöhnliche an diesem Ereignis, dass Wissen und Nichtwissen kleingeschrieben war, denn das Ereignis hatte mich gewählt, so wie ich war“, 1) schreibt Hertha Borchert in ihren Lebenserinnerungen. Bald merkte sie jedoch, dass es etwas für ihn gab, an dem sie keinen Anteil hatte: die Welt der Bücher. Er versuchte, sie durch Vorlesen behutsam an diese Welt heranzuführen, sie versuchte, ihn darüber zu täuschen, dass sie sich dabei langweilte. Dennoch war da so viel Gemeinsames, dass sie beschlossen zu heiraten.

Die Aufnahme im Hause der zukünftigen Schwiegereltern war so unfreundlich, dass das junge Mädchen einen Schock erlitt, der sich über viele Jahre in zeitweiligen Zuständen der Apathie wiederholte. Aber auch die eigenen Eltern zeigten wenig Begeisterung, weil Hertha zu jung und Fritz ohne feste Anstellung war. Sie verlangten eine Wartezeit von zwei Jahren, in der Hertha eine Haushaltsschule in Winsen besuchte, um Kochen und Nähen zu lernen, und Fritz Borchert in einer Volksschule in Hamburg-Eppendorf unterrichtete, wohin er auf Veranlassung von Herthas Vater versetzt worden war. Am 29. Mai 1914 war es dann soweit: Im Schulhaus wurde eine große Hochzeit gefeiert. Danach zog das Paar in die Tarpenbekstraße 82 in Hamburg-Eppendorf, wo später auch der Sohn Wolfgang geboren wurde. Für die junge Frau begann ein neues Leben.



Nicht ohne ein gewisses Zaudern hatte sie die ländliche Umgebung gegen eine Etagenwohnung im Hamburger Stadtgebiet getauscht, die „Lüd‘ vun `n Diek“ gegen den Freundeskreis ihres Mannes: die Maler Paul und Martin Schwem, den Barlach-Freund Friedrich Schult, den Bildhauer Opfermann, den Pädagogen und Schriftsteller Höller und Karl Lorenz, den Graphiker, Schriftsteller, Dadaisten und Gründer der Zeitschrift „Die rote Erde“, in der u. a. expressionistische Autoren und Maler veröffentlichten. Sie fühlte sich wohl in diesem Boheme-Kreis, wollte mitreden können. Sie begann – zunächst in halbstündigen Etappen – sich durch die gesamte Geschichte durchzukämpfen, angefangen bei der Völkerwanderung! Dann machte sie sich an die Literatur, las querbeet Droste-Hülshoff, Dehmel, Falke, Tieck, Hölderlin, Stifter und lernte Dada-Gedichte auswendig, weil sie die am leichtesten behalten konnte. Ihr Mann war ihr ein unermüdlicher Helfer; kein Lehrer, ein formender Künstler, wie sie schreibt.

Der Erste Weltkrieg brach aus. Fritz Borchert musste wegen einer Sehschwäche zwar nur als Sanitäter ins Hinterland, ruinierte seine Gesundheit aber dennoch. Die Welt der Kunst wurde für das Ehepaar zum „Fluchtpunkt und Ausweg“ 2). Sie erwarben ein Erstaufführungsabonnement für die nach Kriegsende als Alternative zum Schauspielhaus gegründeten Hamburger Kammerspiele am Besenbinderhof, wo vornehmlich zeitgenössische, oft avantgardistische Theaterstücke gespielt wurden, und traten dem „Freundeskreis der Hamburger Kammerspiele“ bei. Ein neuer Kreis um den Schriftsteller und Redakteur der „Hamburger Zeitung“ H. W. Fischer, zu dem der Bildhauer Wield, die Tänzerinnen Jutta von Collande, Gertrud und Ursula Falke, der Dichter Robert Walter und Carl Albert Lange gehörten, öffnete sich ihnen. Man las gemeinsam moderne Dramen und diskutierte. Was Hertha Borchert schon im Umfeld Schwemers gewundert hatte, verstand sie auch hier nicht: was fanden alle diese Künstlerinnen und Künstler an ihnen, dem bürgerlichen Paar, dass sie es als Freunde betrachteten?

Im siebenten Ehejahr meldete sich das langersehnte Kind an: „Ich war längst nicht mehr das frische Landmädchen. Ich war blaß geworden und sehr empfindsam. Es wurde deutlich, daß ich diese 7 Jahre zu meiner Entwicklung gebraucht hatte.“3)

Mit der Geburt des Sohnes Wolfgang am 20. Mai 1921 begann die wohl glücklichste Zeit im Leben Hertha Borcherts, wie sie aus dem Rückblick meint. Man lebte sehr nahe zu dritt beieinander, der Freundeskreis kam jetzt ins Haus. Die Bildhauerin Lola Töpke, die später von den Nationalsozialisten, vermutlich am 6. Dezember 1941, nach Riga deportiert wurde, regte Hertha Borchert zum Modellieren in Ton an. Glaubte sie zunächst nicht an ihr Talent, arbeitete sie bald nächtelang wie besessen.



Dann kam Wolfgang in die Schule, sie war vormittags wieder alleine, fühlte sich einsam. Hinzu kam die Bangsche Krankheit, die sie sich auf einer Ferienreise durch das Trinken roher Milch zugezogen hatte und die sie oft, isoliert von der Außenwelt, fiebernd ans Bett fesselte. Bilder der Heimat tauchten auf. Die Anschaffung eines Schrebergartens bot keine Lösung, die körperliche Arbeit war zu schwer für Fritz und Hertha Borchert. Als der Freund Paul Schwemer mit Erleichterung das Scheitern des in seinen Augen ohnehin lächerlichen Unterfangens konstatierte, fing Hertha Borchert an, von ihrer Kindheit zu erzählen, von der Landschaft, von den Menschen und ihrer Art zu leben. Die beiden Männer hörten zunehmend gebannt zu, und Fritz Borchert beschwor seine Frau nicht nur, diese Geschichten aufzuschreiben, sondern schickte eine davon heimlich an die „Hamburger Nachrichten“, wo sie am 4. Dezember 1927 erschien: „Und ich schrieb in meiner Heimatsprache, wie ich dort draußen mit den Leuten sprach. Ich schrieb ganz hilflos in ein Schulheft – und diese erste Geschichte wurde gedruckt (...). Mir war nun geholfen. Ich vergaß die engen Zimmer und schrieb und trieb mich mit meinen Gestalten draußen an den Deichen herum.“ 4) In der Folge entstanden unzählige Geschichten, Gedichte und Hörfolgen auf Plattdeutsch, die im „Quickborn“ und in der „Mooderspraak“ gedruckt oder im Rundfunk ausgestrahlt wurden. Hertha Borchert gehörte fortan zu dem anerkannten Kreis niederdeutscher Schriftsteller.

Mit diesem Erfolg wandelte sich auch ihr Umfeld: Aline Bußmann, Schauspielerin an der Niederdeutschen Bühne, die Hertha Borcherts Texte im Rundfunk las, Bernhard Meyer-Marwitz und Hugo Sieker, Redakteure des „Hamburger Anzeigers“, waren die neuen Freunde, die sie nicht mit ihrem Mann teilte: „Den Niederdeutschen Kreis hatte ich mir gewählt und in ihm stand man still und verlässlich auf der Erde. Und doch war dies die Welt, in der ich schöpferisch werden sollte. Mein Mann wurde jetzt Betrachter. Immer war er sonst der Initiator gewesen. Er war für mich mein Halt und die Geborgenheit. Die verbindende Atmosphäre blieb unangetastet. Das Leben spannungsgeladen hatte uns umgeformt, aber zu viel trug ich von ihm und eigentlich ging ich jetzt den sehr eigenen Weg, den er mir gebahnt hatte.“ 5) Sie wurde in die GEDOK (Gemeinschaft deutscher und österreichischer Künstlerinnen) aufgenommen, ein weiterer Schritt zur Selbstständigkeit.

Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten änderte Hertha Borcherts Leben zunächst nicht einschneidend. 1934 erschienen sechs unpolitische heitere Erzählungen unter dem Titel „Sünnoos un anner Veelanner Geschichten“ im 48. Band der Reihe „Plattdütsch Land und Waterkant“, die ein gutes Lebensbild der Zeit geben. 6) 1936 dann wurde Hertha Borchert von einem mißgünstigen Nachbarn, der lieber seine eigenen Arbeiten veröffentlicht sehen wollte, denunziert. Die Sache verlief glimpflich, es wurde Hertha Borchert jedoch



nahegelegt, in die „Nationalsozialistische Frauenschaft“ einzutreten. Fortan hielt sie Lesungen in Ortsgruppen und reiste, als der Krieg ausgebrochen war, zwecks Truppenbetreuung wochenlang durchs Land. Der Sohn Wolfgang war inzwischen längst in die Fänge des nationalsozialistischen Machtapparats geraten. Schon im Frühjahr 1940 wegen des Verdachts der Homosexualität vorgeladen, wurde er 1942 wegen einer Verletzung an der linken Hand, die als Selbstverstümmelung an der Front ausgelegt wurde, unter Anklage gestellt, dann aber freigesprochen. Noch im selben Jahr wurde er in einem zweiten Prozess wegen mündlicher und brieflicher Äußerungen, die als Angriff auf den Staat gewertet wurden, zu vier Monaten Haft verurteilt. 1943, kurz vor seiner Entlassung als Frontuntauglicher aufgrund fortdauernder schwerer Krankheit, wurde er dann wegen einer Parodie auf Goebbels in der Jenaer Kaserne erneut eingesperrt. Die Eltern versuchten ihn durch Besuche zu stärken und ihm beizustehen.

Als am 10. Mai 1945 die Nachricht kam, Wolfgang sei aus französischer Gefangenschaft geflohen und habe sich bis zur Elbe durchgeschlagen, machte sich Hertha Borchert auf den Weg in die Vierlande. Als sie ihren Sohn auf dem Elbdeich sah, erkannte sie ihn nicht. Schwerkrank kehrte er nach Hause zurück. Die Familie wohnte seit der Denunziation durch den Nachbarn in Alsterdorf, in der Mackensenstraße 80 (heute Carl-Cohn-Straße). Nach Monaten des Hoffens und Bangens starb Wolfgang Borchert am 20. November 1947, einen Tag bevor sein Theaterstück „Draußen vor der Tür“ in den Hamburger Kammerspielen uraufgeführt wurde.

„Ich pflegte ihn zwei Jahr lang, und die Sorge um ihn schlug mir die Feder aus der Hand. Aber dafür blühte sein Werk auf. Er arbeitete mit einem fieberhaften Eifer, sodaß in unserer Wohnung für nichts anderes Raum war. Es war ein Erlebnis, ihm beim Schreiben zuzusehen. Jedes Wort, das er schrieb, war Befreiung aus innerster Not. Er zwang uns, sein Leben mitzuleben, und weil es so schnell und steil hinaufging, nahm es uns allen den Atem. Nach Wolfgangs Tod bleibt uns nur die Aufgabe, nach der Fülle dieses Schmerzes und dieses Glückes den Rest unseres Lebens auszurichten und unseres Sohnes Anklage an die Welt weiterzugeben“, 7) beschrieb Hertha Borchert 1948 ihre Profession. Die Eltern besuchten gemäß dem Vermächtnis ihres Sohnes anfangs fast alle Aufführungen von „Draußen vor der Tür“. Sie empfingen Besucherinnen und Besucher aus aller Welt, die ihnen nahe sein und von ihrem Sohn Wolfgang hören wollten, und folgten deren Einladungen.

Der Biograph Wolfgang Borcherts, Claus B. Schröder, 8) beurteilt das Verhältnis von Mutter und Sohn nicht so harmonisch. Aus dem Sachverhalt, dass die Trennung von der Mutter ein zentrales Motiv in den Dichtungen Wolfgang Borcherts ist, besonders der Text „Meiner Mutter zu meinem Geburtstag“, den er in der Nacht zu seinem 25. Geburtstag schrieb, schließt Schröder auf einen



realen Mutter/Sohnkonflikt, eine nie wirklich gelungene Loslösung von der Mutter. Aber schon die Tatsache, dass das Motiv der Mutter bei Borchert zumeist mit dem Motiv der Geliebten verknüpft ist, lässt eher an die Sehnsucht nach einem paradiesischen Zustand des Einsseins denken, die leicht nachvollziehbar ist bei einem so jungen und sensiblen Mann, den die männerbündlerisch-faschistische Ideologie abstieß und der sich vollkommen isoliert fühlte.

Nach dem Tode ihres Mannes 1959 wusste Hertha Borchert zunächst nicht, wie es weitergehen sollte, doch bald sammelte sie ihre Kräfte und ging den gemeinsam begonnenen Weg im Dienste des Sohnes weiter: „Un winn se hier in `n Hus bie mi ankloppt, kummt Wolfgang jümmer weller mit jüm rin de Dör. So sünd se jümmer oberall dor mit bie, mien Jung und sein' Vatter. Ook op de anner Siet vun uns Erd', dor weuren se ook beide an mi, u nick nicht alleen.“ 9)

Am 26. Februar 1985, neun Tage nach ihrem 90. Geburtstag, starb Hertha Borchert.“

Text: Brita Reimers

Quellen:

- 1) Hertha Borchert: Vergangenes Leben. Unveröffentlichtes Manuskript im Wolfgang-Borchert-Archiv.
 - 2) Ebenda.
 - 3) Ebenda.
 - 4) Ebenda.
 - 5) Ebenda.
 - 6) Ein vollständiges Werkverzeichnis von Jürgen Meier und Irmgard Schindler erstellt, findet sich im Jahresheft der Internationalen Wolfgang-Borchert-Gesellschaft e. V. Heft 6 (1994).
 - 7) Hertha Borchert: Ruf der Mütter, in: Barbara Nordhaus-Lüdecke (Hrsg.): Der Ruf der Mütter. München 1948.
 - 8) Vgl.: Claus B. Schröder: Draußen vor der Tür. Eine Wolfgang-Borchert-Biographie. Berlin 1988.
- **Borchlingweg, Othmarschen (1950): Prof. Dr. Conrad Borchling (1872-1946), Erforschung der niederdeutschen Sprache**
Siehe Näheres in Bd. 1: Straßennamen: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit.
Siehe auch: Agathe- Lasch-Weg in Bd. 2.
Borchling wurde 1933 Mitglied der NSDAP und unterzeichnete ebenfalls 1933 *das Bekenntnis der Professoren an deutschen Hochschulen zu A. Hitler und dem nationalsozialistischen Staat.*



„1937 wurde Borchling emeritiert, vertrat den Lehrstuhl aber bis zur Wiederbesetzung der Professur 1938 und nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bis zum Kriegsende. Am 4. Juli 1945 bat Borchling um Belassung im Amt und anschließende Emeritierung. Borchling begründete sein Gesuch damit, daß er sowohl die zentralistische Ausrichtung des Nationalsozialismus auf eine ‚Nationalkultur‘ als auch die Verfolgung der Juden niemals befürwortet habe. Letzteres belegte er mit einem unterstützenden Gutachten für seine jüdische Kollegin Agathe Lasch aus dem Jahr 1939. Borchling war nach Auflösung der Deutschen Volkspartei 1933 Mitglied der NSDAP geworden und unterzeichnete im selben Jahr das ‚Bekennnis der Professoren an deutschen Hochschulen zu A. Hitler und dem nationalsozialistischen Staat‘. National-konservativ geprägt, hatte er bereits seit 1914 eine großdeutsche und großgermanische Idee propagiert und in Auseinandersetzung mit der Zukunft Flanderns die Vision eines autonomen flämischen Staates als Teil eines ‚großen germanischen Bund[es]‘ geäußert. Während sich hier durchaus eine Affinität zur nationalsozialistischen Ideologie abzeichnete und Borchling selbst einräumte, er habe durch den Nationalsozialismus eine ‚Förderung [der] speziellen niederdeutschen Volkstumsarbeit‘ erhofft (Brief an die hamburgische Schulverwaltung vom 4.7.1945), sah er sich dem Vorwurf des Partikularismus und der harschen Kritik des Ministeriums für Volksaufklärung ausgesetzt, als er die Pflege der verschiedenen Dialekte befürwortete, die er als eigenständige ‚Stammes-sprachen‘ ansah. Borchling wurde – entgegen seinem Antrag – auf Anordnung der Militärregierung entlassen und am 6. Oktober 1945 mit sofortiger Wirkung vom Bürgermeister in den Ruhestand versetzt. Am 1. November 1946 starb er, ohne rehabilitiert worden zu sein.“ 1)

Borchling war seit 1913 verheiratet mit **Alida, geb. von Melle** (1885-1967), einer Tochter des Hamburger Bürgermeisters von Werner von Melle. Das Paar hatte zwei Kinder.

Quellen:

1) Ostfriesische Landschaft, unter: www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user-upload/BIBLIOTHEKEK/BLO/Borchling.pdf

- **Bornemannstraße, Harburg (1950):** *Ludwig Heinrich Bernhard Bornemann (1817-1896), Advokat, Magistratsassessor, Amtsgerichtsrat in Harburg, Ehrenbürger von Hamburg*



- **Bornholdts Treppe**, *Blankenese (um 1895): Hans Bornholdt (1787-1866), Fischer und Grundbesitzer*
- **Borracks Weg**, *Blankenese (vor 1903): Wilhelm Borrack (1810-1888), Grundeigentümer, Bäckermeister*
- **Borsigbrücke**, *Billbrook (1924): August Borsig (1804-1854) und sein Sohn Albert Borsig (1829-1878), Industrielle*

August Borsig war verheiratet mit **Luise. Geb. Praschl** (1809-1887). Der Sohn Albert war seit 1861 verheiratet mit Anna, geb. Guticke.
- **Borsigstraße**, *Billbrook (1924), siehe: Borsigbrücke.*
- **Borstelmansweg**, *Hamm (1857): Johann Borstelmann (1821-1875), Grundeigentümer*
- **Boschstraße**, *Bahrenfeld ((1950): Robert Bosch (1861-1942), Industrieller*

Robert Bosch war in erster Ehe zwischen 1887 und 1926 mit **Anna Kayser**, (gest. 1948) verheiratet. Sie war die Schwester seines Freundes Eugen Kaiser. Als das Paar verlobt war und Robert Bosch in Amerika und England weilte, schrieb er „lange Briefe an Anna Kayser, in denen er seiner zukünftigen Frau seine Lebensansichten darlegte. Seine Ausführungen geben uns heute einen Einblick in seinen Charakter, der von Zuverlässigkeit und Zielstrebigkeit, aber auch von einem aufbrausenden Temperament geprägt war. Dessen war Bosch sich durchaus bewusst. So gestand er seiner Liebsten: ‚Einer meiner Hauptfehler sonst noch ist, dass ich leicht heftig werde, es aber nachher gleich wieder bereue, und habe ich es nun so weit gebracht, dass ich wenigstens um Entschuldigung bitte, wenn ich Unrecht getan habe.‘ Die Verlobten waren nicht immer gleicher Meinung. In der Frage der Emanzipation der Frauen war Robert Bosch sogar



fortschrittlicher als seine Verlobte. Sie war der Ansicht, es liege in der Natur der Frauen begründet, ‚uns an den stärkeren Mann anzulehnen [...]‘. Er hingegen hatte sehr genau beobachtet, was Ursache und was Wirkung war: ‚Es ist eben kein Wunder, dass die Frauen nicht so tief zu denken vermögen, [...] wenn man ihnen seit Jahrhunderten das Recht zu denken abgesprochen hat [...]‘. Sieht man sich seine Briefe allerdings genauer an, so entsprachen seine Vorstellungen sonst durchaus der klassischen Rollenverteilung der damaligen Zeit. Beispielsweise ermahnte er Anna, sich gründlich mit dem Kochen zu befassen.“ 1)

Zwischen 1888 und 1893 bekam das Paar vier Kinder. Die Familie lebte damals in Stuttgart. Als Nachbarin wohnte dort die sozialistische Politikerin Clara Zetkin und der Maler Friedrich Zundel, die mit einander verheiratet waren, später heiratete Annas Tochter Paula (1889 -1974) Friedrich Zundel. Die dritte Tochter (geb. 1893) starb im Alter von einem Jahr. Das Nesthäkchen Robert, der Firmennachfolger werden sollte, starb im Alter von 30 Jahren 1921 an Multipler Sklerose. ‚Robert Bosch erhielt die Nachricht vom Tod seines Sohnes auf einer Geschäftsreise in Südamerika: ‚So sehr man auch einen friedlichen Ausgang seines Daseins erwünschen musste, hat mich doch die Tatsache, dass er nun verschieden ist, aufs Tiefste bewegt. [...] Wie oft fragte ich mich, warum muss ich das Leben weiter haben und er, der junge, muss dahinsiechen?‘ Die Eltern versuchten jeder auf seine Weise, mit dem Tod des Sohnes fertig zu werden. So schrieb Robert Bosch zwei Monate später an seine Frau: ‚Über Robert spreche ich in der Tat nicht gerne. Solche Sachen mach ich wohl am besten mit mir selber ab. [...] Ich kann das nicht ändern und für mich ist das Unabänderliche etwas, in das ich mich finde.‘ Während sich Bosch in Arbeit flüchtete und weiterhin aktiv am öffentlichen Leben teilnahm, zog sich seine Frau immer mehr zurück. Das Leid und die unterschiedliche Art, den Tod des Sohnes zu verarbeiten, entzweite das Paar immer mehr, bis die Ehe 1927 schließlich geschieden wurde.“ 2)

Anna Bosch, die ihren Sohn während seiner langen Krankheit gepflegt hatte, fiel in eine schwere Depression. Nach ihrer Scheidung zog sie zu ihrer Tochter Paula auf den Berghof in Lustnau bei Tübingen. Hier genas sie von ihrer Depression und betätigte sich fortan karitativ. Sie gab viel Geld für Hitlers Winterhilfe und den Bau einer Schule und kleidete mittellose KonfirmandInnen ein. 1934 wurde sie wegen ihrer Verdienste um Tübingen zur Ehrenbürgerin der Stadt ernannt.

Die Tochter Dr. **Margarete Fischer-Bosch** (1888-1972), Staatswissenschaftlerin, wurde 1950 Abgeordnete (FDP) des Landtags von Württemberg-Hohenzollern. Am Robert-Bosch-Krankenhaus in Stuttgart ist das *Dr. Margarete Fischer-Bosch-Institut für Klinische Pharmakologie (IKP)* nach ihr benannt. Den Aufbau dieses Instituts ermöglichte sie durch eine Spende.



Tochter **Paula**, verheiratete Zundel ließ gemeinsam mit ihrer Schwester Margerete in Tübingen eine Kunsthalle bauen, um das Lebenswerk ihres verstorbenen Mannes Friedrich Zundel eine Bleibe zu verschaffen. Die Kunsthalle wurde 1971 eröffnet. Auch Paula Zundel wurde zur Ehrenbürgerin der Stadt Tübingen ernannt (1961).

Ein Jahr nach der Scheidung von Anna Bosch heiratete der damals 66-jährige Robert Bosch die 39-jährige **Margarete Wörz** (1888–1979). Das Paar bekam zwischen 1928 und 1931 zwei Kinder. Damals war Robert Bosch schon ein großer Unternehmer. Margarete Bosch-Wörz „wusste um die gesellschaftlichen Erwartungen, die an eine Frau Bosch gestellt wurden, und wurde ihnen mit großem Geschick gerecht. Darüber hinaus füllte sich das große Haus in der Heidehofstraße erneut mit Leben: Zwei weitere Kinder wurden geboren. (...) Da sich Robert Bosch zur Zeit seiner zweiten Ehe schon aus dem operativen Geschäft des Unternehmens zurückgezogen hatte, konnte er viel Zeit mit seiner Frau und den Kindern verbringen. Wie bereits mit seiner ersten Familie war er auch mit Margarete sowie den Kindern Robert und Eva oft in den Bergen und auf dem Boschhof in Bayern oder in seiner Jagdhütte bei Urach auf der Schwäbischen Alb. (...) Theodor Bäuerle, ein enger Vertrauter von Robert Bosch, schreibt in seinen Erinnerungen: ‚An den Kindern hatte er eine großväterliche Freude, auf den heranwachsenden Sohn setzte er große Hoffnungen. [...] Frau Margarete Bosch verstand es mit außerordentlicher Klugheit, der Eigenart ihres Mannes gerecht zu werden. [...] sie brachte Gäste ins Haus, sodass es eigentlich nie an Unterhaltung und Geselligkeit fehlte, und sie wusste die Gäste so auszuwählen, dass seine mannigfachen Interessen dadurch befriedigt wurden.‘ Darüber hinaus war die Gattin in vielem Mitarbeiterin, Beraterin und auch Vermittlerin zur nächsten Generation.“ 3)

Die Zeit des Nationalsozialismus: In einer Kurzbiografie der Gedenkstätte des Deutschen Widerstands über Robert Bosch heißt es: „Der Stuttgarter Industrielle Robert Bosch steht als überzeugter Liberaler dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüber. Nach 1933 bildet er das Zentrum eines nach ihm benannten oppositionellen Kreises, dem auch einige seiner engsten Mitarbeiter, wie der ‚Betriebsführer‘ des Konzerns Hans Walz, angehören. Bosch und Walz unterstützen verfolgte Juden und pflegen geheime Kontakte zu jüdischen Führungspersonlichkeiten wie Leo Baeck. Das Unternehmen wird zur Anlaufstelle des Widerstandes gegen Hitler. Bosch beruft Carl Goerdeler zum ‚Wirtschaftsberater‘ der Firma und ermöglicht es ihm und seinen Freunden, auf vorgetäuschten Geschäftsreisen im Ausland Kontakte zu knüpfen und über die Ziele der Hitler-Gegner zu informieren. Mitglieder des Bosch-Kreises bauen zudem eigene Auslandskontakte auf und informieren über die Entwicklung in Deutschland. Bosch stirbt im März 1942. Die Mitglieder des Boschkreises setzten



in enger Zusammenarbeit mit Goerdeler ihre Widerstandstätigkeit fort. Der wirtschaftspolitische Berater der Bosch GmbH Albrecht Fischer ist in die Pläne zum Staatsstreich eingeweiht und stellt sich als Politischer Beauftragter für den Wehrkreis V (Stuttgart) zur Verfügung.“ 4)

„Das Unternehmen übernahm auch Rüstungsaufträge und beschäftigte während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeiter. Auf dem Gelände der Bosch-Tochterfirma Dreilinden Maschinenbau GmbH befand sich das zum Konzentrationslager Sachsenhausen gehörige Außenlager Kleinmachnow. (...) Eine im August 2011 in Deutschland ausgestrahlte Fernsehdokumentation über Robert Bosch¹ schildert ihn als tragische Figur, die ungewollt ein Profiteur der Aufrüstung der Wehrmacht und des Krieges wurde und der durch den gewählten Weg der Kooperation mit den Nationalsozialisten bei gleichzeitigem Widerstand zwangsläufig mit den eigenen Idealen im Konflikt stand.“ 5)

Quellen:

- 1) Robert Bosch. Leben und Werk. Magazin zur Bosch-Geschichte. Sonderheft 1, Stuttgart, o. J. S. 14f.
- 2) Robert Bosch, a. a. O., S. 16.
- 3) Robert Bosch, a. a. O., S. 18
- 4) www.gdw-berlin.de/de/vertiefung/biographien/biografie/view-bio-bosch/
Wikipedia: Robert Bosch (Stand: 15.5015)

- **Bossardstraße, Steilshoop (1955): Johann Michael Bossard (1874-1950), Maler, Graphiker, Bildhauer**

Johann Michael Bossard war seit 1926 mit seiner Schülerin **Jutta Krull** (1903–1996) verheiratet. „Carla Augusta Elsiné Dorothea Krull, kurz Jutta genannt, wurde am 6. Juli 1903 in Buxtehude geboren. Sie war das sechste und letzte Kind in der Lehrerfamilie Ernst Krull. 1922 begann sie ihr Studium an der Kunstgewerbeschule in Hamburg. 1926, nach Abschluss des Studiums, heiratete sie ihren Lehrer Johann Michael Bossard. Beide arbeiteten seitdem gemeinsam an dem Gesamtkunstwerk ‚Kunststätte Bossard‘. Nach dem Tode ihres Mannes (1950) setzte Jutta Bossard-Krull ihre ganze Energie für den Erhalt der Anlage ein. Im November 1995 ging die Anlage und der gesamte Besitz in die ‚Stiftung Kunststätte Johann und Jutta Bossard‘ über. Damit sicherte Jutta Bossard-Krull den Erhalt der Anlage über ihren Tod hinaus. Am 13.10.1996 verstarb Jutta Bossard-Krull,“ 1)

Und Christiane Rossner schreibt: „Bossards lebten ihre Kunst. Zugleich war ihr Haus ein sehr gastfreundlicher Ort. Verwandte und Freunde waren bei dem Künstlerehepaar gern und oft gesehene Gäste, die dort zwischen Kunst, Hühnern,



Schafen, Hunden und Katzen ein naturverbundenes und ungezwungenes Leben führen konnten. Besonders für die Kinder war es in den Sommermonaten wie im Paradies. Den gesamten Haushalt führte von 1929 bis 1979 Wilma Krull, eines von fünf Geschwistern der Künstlerin, die von ihr sagte: ‚Wilma ist das Beste, das ich in meine Ehe eingebracht habe.‘ Nach dem Tode Bossards im Jahr 1950 lag seiner Frau Jutta sehr daran, das umfangreiche Lebenswerk ihres menschenscheuen Mannes, das über 7.000 Kunstwerke umfaßt, bekannt zu machen. Sie, die Kontaktfreudige, die Energische, hatte ihm oftmals nahe gelegt, mehr die Öffentlichkeit zu suchen. Johann Michael Bossard aber war nicht umzustimmen: ‚Die Meinen werden mich schon finden.‘ Beide Künstler sind mit Sondergenehmigung auf dem Grundstück beigesetzt.“ 2)

Ulrich Greiner schreibt in der DIE ZEIT: „Und dann war ich aus der Welt ausgetreten“, schreibt die Studentin Jutta Bossard kurz nach der Hochzeit mit ihrem fast dreißig Jahre älteren Professor. Die Kunststätte wird ihr gemeinsames Projekt. Zusammen haben sie alles ausgemalt und geschmückt, die Fassaden, die Türen, die Fenster und Oberlichter. Das Atelier ist eine Orgie nordischer Sagen, wo selbst die Heizkörperverkleidung noch bedeutungsvoll ist. Man atmet den zivilisationsmüden, antimodernen Geist jener Jahre, in denen auch Hans Henny Jahn seine Ugrino-Gemeinde gründete (ebenfalls in der Heide, es scheint ein besonderer Boden), eine utopische Künstlerkommune, aus der nie etwas wurde. Auch Bossard hatte wohl die Idee, sein Projekt zu einem Lebenskunstwerk zu machen, in dem der neue Mensch heimisch werden könnte, aber er war dann doch zu sehr am Handwerk interessiert, um ideologisch abzuheben, und man staunt, welche Stile er beherrschte: die akademische Zeichnung ebenso wie einen abstrakten Expressionismus, um dann wieder in einen manchmal sentimental symbolistischen zu verfallen.“ 3)

Quellen:

- 1) www.bossard.de/14-0-Johann-und-Jutta-Bossard.html.
- 2) Christiane Rossner: das Haut der Bossars bei Jesteburg. Die ganze Welt in Kunst gewandelt, in: monumente online Magazin der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, unter: www.monumente-online.de/06/05/05_kunststaette_Bossard.php
- 3) Ulrich Greiner: Schönheitliche Quelle. Der ZEIT-Museumsführer:Die Kunststätte Bossard in Jesteburg, in: DIE ZEIT vom 19.7.2012.

- **Boßdorfstraße, Eimsbüttel (1922): Hermann Boßdorf (1877-1921), Dichter, niederdeutscher Schriftsteller**

Siehe auch: Maike-Harder-Weg, in Bd. 2.



1899 hatte Boßdorf seine für die übersinnliche Welt sehr interessierte Frau kennengelernt. Unter ihrem Einfluss beschäftigte er sich mit Astrologie und Telepathie.“ 1) **Bertha Dannies** (1873-1934) und Hermann Boßdorf heirateten 1900. Das Paar blieb kinderlos.

Quellen:

1) wikipedia: Hermann Boßdorf (Stand: 15.5.015)

- **Bothmannstraße, Wandsbek (1961): Bernhard Bothmann (1884-1952), über 25 Jahre lang Pastor in Wandsbek-Hlmschenfelde**

„Pastor Bernhard Bothmann heiratete 1913 nach bestandener Prüfung seine Jugendliebe Emmy. Damals spielte es keine Rolle, dass sie eine getaufte Jüdin war. Zwanzig Jahre später bestimmte es das Leben der Familie. [Das Paar bekam drei Kinder] 1935 wurde das Ehepaar durch die Nürnberger Gesetze als ‚Mischehe‘ und die Kinder als ‚Halbjuden‘ entrechtet und diskriminiert, obwohl die Familie Unterstützung aus ihrer Wandsbeker Kirchengemeinde bekam. Bothmanns Vorgesetzter, der Stormarner Propst Gustav Dührkop, forderte ihn schließlich auf, sich von seiner Ehefrau scheiden zu lassen. Als Bothmann sich weigerte, sorgte Dührkop für dessen Entlassung. Dank der Unterstützung seines alten Schulfreundes, des Hamburger Landesbischofs Franz Tügel, bekam Bothmann Anstellungen in der Hamburger Landeskirche. Denunziationen Propst Dührkops verhinderten aber eine feste Anstellung und führten schließlich auch hier zum Berufsverbot für Bothmann. Aufgrund der Nürnberger Gesetze durften die Kinder nicht die von ihnen gewünschten Ausbildungen wählen. Der ältesten Tochter wurde die Heirat mit ihrem ‚arischen‘ Verlobten verboten. Als sie dennoch mit ihm zusammen Kinder bekam, verbot ihm die Gestapo den Umgang mit ihr und seinen Kindern. Die Verwandten Emmy Bothmanns, ihre Schwester Grete und die Familie Rosenbaum, wurden 1941 und 1942 deportiert. Einzig Emmy Bothmanns Mutter Ida Cohn starb 1942 eines natürlichen Todes in Hamburg. Bei ihrer Beerdigung wurde der Familie die Benutzung der Friedhofskapelle verboten.“ 1)

Quellen:

1) Ausstellung: Kirche, Christen, Juden in Nordelbien 1933-1945. Unter [www: Kirche-Christen-Juden.org/ausstellung/inhalt/stationen/station_6.html](http://www.Kirche-Christen-Juden.org/ausstellung/inhalt/stationen/station_6.html)

- **Boysenkamp, Fuhlsbüttel (1948): Lorenz Hinrich Boysen (geb. 1766), Landvermesser, fertigte eine Flurkarte von Hummelsbüttel an**



- **Boysheide, Langenhorn (1929):** *Karl Boy, erster Anbauer*
- **Boystwiete, Langenhorn (1929),** *siehe:Boysheide.*
- **Boytinstraße, Rahlstedt (1950):** *Tymmo Boytin (um 1375), Vogt in Trittau*
- **Brabandbrücke, Alsterdorf (1922):** *siehe: Am Brabandkanal.*
- **Brabandstraße, Alsterdorf (1922),** *siehe: Am Brabandkanal*
- **Bräsigweg, Bramfeld (1951):** *nach Roman von Fritz Reuter*
- **Brahmsallee, Harvestehude (1899):** *Johannes Brahms (1833-1897),Komponist. Siehe auch:* Schumannstraße, in Bd. 2.

Johannes Brahms war der Sohn des Musikanten Johann Jacob Brahms (1806-1872) und der Näherin Johanna Henrika Christiane, geb. Nissen (1789-1865). Bereits ab dem Alter von dreizehn Jahren hatte die gehbehinderte Johanna Henrika Christiane Nissen zum Lebensunterhalt ihrer Familie beitragen müssen. Später betrieb sie gemeinsam mit ihrer Schwester in der Hamburger Ulricusstraße 91 ein Warengeschäft, in dem sie Knöpfe, Zwirn und Weißzeug verkaufte.

Johanna Henrike soll außergewöhnlich belesen gewesen sein und Kunstverstand besessen haben. Eine ihrer künstlerisch gestalteten Handarbeiten soll ihr Sohn Johannes Brahm bis zu seinem Lebensende aufbewahrt haben.



Neben ihrem Geschäft verdiente sie sich durch die Vermietung eines Zimmers in ihrer Wohnung etwas hinzu. Einer ihrer Untermieter war der 1826 nach Hamburg gezogene Johann Jakob Brahms. Er verdiente damals seinen Lebensunterhalt als Straßenmusikant. Am 9. Juni 1830 heiratete die 41-jährige Johanna Henrika Christiane Nissen den 24-jährigen Johann Jakob Brahms, der im selben Jahr in das Hornistenkorps der Bürgerwehr aufgenommen wurde. Das Paar bekam drei Kinder. Ihr zweites Kind Johannes (1833–1897) wurde später ein berühmter Komponist.

In den ersten Jahren ihrer Ehe war das finanzielle Auskommen der Familie nicht gesichert, denn die Einkünfte von Johann Jakob Brahms waren sehr unregelmäßig. Außerdem soll er zum Leidwesen seiner Frau nicht sehr sparsam gewesen sein. Wegen der finanziell unsicheren Lage musste die Familie mehrmals umziehen. So wohnte sie z. B. eine Zeit lang in der Speckstraße 60, dort im Schlüterhof, wo Johannes Brahms geboren wurde, und von 1842 bis 1850 am Dammtorwall.

Ab seinem siebten Lebensjahr erhielt Johannes Brahms Klavierunterricht und trat bereits wenige Jahre später öffentlich auf. Ab seinem 13. Lebensjahr musste er zum Unterhalt seiner Familie beitragen und nachts in der Öffentlichkeit spielen. Als Johannes Brahms zwanzig Jahre alt war, verließ er Hamburg und lernte auf einer Reise den Geigenvirtuosen und Komponisten Joseph Joachim kennen, der ihn mit **Clara und Robert** Schumann bekannt machte (siehe: Schumannstraße, in Bd. 2). Diese befreundeten sich mit dem weitaus jüngeren Johannes Brahms und unterstützten ihn künstlerisch. (Siehe dazu weiter bei Schumannstraße).

Nach dem Tod von Robert Schumann und der gescheiterten Liebe Johannes Brahms' zu Clara Schumann versuchte Brahms eine neue Beziehung einzugehen. 1858 lernte er die Professorientochter **Agathe von Siebold** kennen. Das Paar verlobte sich heimlich. Clara Schumann reagierte eifersüchtig, und es kam zu einem Eklat zwischen Brahms und ihr. Die Folge war: Brahms schrieb in seiner Zerrissenheit an seine Verlobte: „Ich liebe Dich Agathe, ich muß Dich wiedersehen! Aber Fesseln tragen kann ich nicht. Schreibe mir, ob ich wiederkommen soll, Dich in meine Arme zu schließen, Dich zu küssen, Dir zu sagen, daß ich Dich liebe!“ 1) Doch Agathe wollte geheiratet werden, und so brach sie die Beziehung ab.

Von nun an gab es für Johannes Brahms nur eine Liebe, eine Geliebte: die Musik. Im Hamburg gründete er am 6. Juni 1859 in der Pastorenstraße 16 den **Hamburger Frauenchor**. Er existierte bis 1863 und war folgendermaßen zustande gekommen: Anlässlich einer Hochzeit am 19. Mai 1859 in der Hauptkirche St. Michaelis führten Friedchen Wagner und einige Kolleginnen aus Carl Grädeners (siehe: Grädenerstraße, in Bd. 3 online) Gesangs-Akademie für



gemischten Chor Brahms Motette „Wo Gott sein Haus nicht selber baut“ auf. Dass Frauen in der Kirche sangen, war nicht immer selbstverständlich gewesen. Diese wichtige Stätte der Gesangsausbildung war Frauen bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts verschlossen gewesen. Gegen diesen Zustand protestierte der Musikschriftsteller und Komponist Johann Mattheson (siehe: Matthesonstraße, in Bd. 3 online) bereits im 18. Jahrhundert. Von ihm erfahren wir auch die Argumente, die diesen Ausschluss begründeten: „(...) a propos, vom Frauenzimmer! Es stehet nicht zu begreifen, warum man diesem schönen Geschlechte verbieten will, das Lob Gottes, an dem dazu gewidmeten Orte, öffentlich in seinem Mund zu führen. Sagt einer: die Person singt in der Opera: so singen ja die Männer auch allda. Sagt der andere: sie ist zu hübsch; so müssen nur alle artigen Gesichter aus der Kirche bleiben. Sagt der dritte: Sie singt gar zu lieblich; so hat man ja Ursache, Gottes Wunder in der Menschenstimme zu preisen.“ Bezaubert von dem Gesang der Frauen war auch Johannes Brahms, der sich im Mai 1859 in St. Michaelis unter den Hochzeitsgästen befand. Er fragte nach, ob die Damen mit ihm sein „Ave Maria für Frauenchor und Orchester- bzw. Orgelbegleitung“ op. 12 einstudieren würden. Friedchen Wagner (geb. 1831), seit 1855 seine Klavierschülerin, organisierte in ihrem Elternhaus in der Pastorenstraße 16 die erste Probe, zu der 28 Sängerinnen erschienen. Der Hamburger Frauenchor war geboren. Mit Eifer ging man an die Arbeit. Die Choristinnen entwarfen ein Medaillon aus vier Kreiselementen mit den Buchstaben H F C für Hamburger Frauenchor und B für Brahms. Der Chorleiter verfasste ein als „Avertimento“ bezeichnetes Statut mit folgender Präambel: „Sonder weilen es absolute dem Plaisire fördersam ist, wenn es fein und ordentlich dabei einhergeht, als wird denen curieusen Gemüthern, so Mitglieder des sehr nutz- und lieblichen Frauenchors wünschen zu werden (...) jetztund kund und offenbar gethan, daß sie partoute die Clausuln und Puncti hiefolgenden Geschreibsels unter zu zeichnen haben ehe sie sich obgenannten Tituls erfreuen und an der musikalischen Erlustigung und Divertirung parte nehmen können“ 2). Unterschrieben hatte er das Ganze mit „Der ich verharre in tiefster Devotion und Veneration des Frauenchors allzeit dienstbeflissener und schreibfertiger und taktfester Johannes Kreisler, Jun. alias: Brahms.“ 3) Zahlreiche Sängerinnen, unter ihnen auch Clara Schumann, die an den Chorproben teilnahm, wenn sie in Hamburg weilte, unterzeichneten das heitere Statut.

Unbeschwert und fröhlich ging es auch bei den Proben zu, die meistens bei Wagners, aber auch im Hause des Musiklehrers Johann Theodor Friedrich Avé-Lallemant stattfanden. Zunehmend traf man sich auch bei Auguste Brandt in der Böckmannstraße sowie bei den Schwestern Betty und Marie Völckers in Hamm und im Landhaus der Halliers in Eppendorf (damals zwischen Erika- und Tarpenbekstraße gelegen). Die gesellige Komponente hatte eben einen genauso



großen Stellenwert wie die musikalische. Über ihre erste Chorprobe am 1. August 1859 schrieb Franziska Meier: „Wir sangen Psalm 23 von Schubert und das Ständchen ‚Zögernd leis‘. Wir übten tüchtig, er ist prachtvoll genau beim Üben. Wenn die jungen Mädchen ihn doch alle ansehen möchten, würde das Dirigieren leichter sein.“ 2) Und Brahms schwärmte: „Mir gefällt der helle silberne Klang außerordentlich, und namentlich in der Kirche mit Orgel klingen die Frauenstimmen ganz reizend.“ 3)

Neben Werken von Schubert, Hasse (siehe: Hassestraße, in Bd. 3 online), Mendelssohn (siehe: Geschwister-Mendelssohn-Stieg, in Bd. 2) und Schumann wurden die älteren Komponisten wie Palestrina und Isaac gesungen, die Brahms für Frauenchor bearbeitete. Einen erheblichen Raum nahmen seine für drei- oder vierstimmigen Frauenchor gesetzten Volkslieder ein. Vor allem aber regte der Chor Brahms zu eigenen Kompositionen an. Nach einem Sommer mit Montagmorgendlichen Chorproben schrieb er am 30. September 1859 aus Detmold, wo er im Winter am Hof engagiert war, an Clara Schumann: „Ich sage Dir eine der lieblichsten Erinnerungen ist mir dieser Frauenchor. (...) Was werden nächsten Sommer da für Lieder kommen und für Freudenpsalmen! Eigentlich wird wohl schon etwas Cultus in Hamburg mit mir getrieben, das kann aber gar nichts schaden, denke ich. Ich schreibe wenigstens immer lustiger und es tönt in mir als müßte mit der Zeit Himmlisches herauskommen.“ 2) U. a. entstanden „Vier Gesänge für Frauenchor mit Begleitung von zwei Hörnern und Harfe“ op. 17. Dem ersten der vier Gesänge ist ein Gedicht von Friedrich Ruperti unterlegt: „Es tönt ein voller Harfenklang, den Lieb und Sehnsucht schwellen, er dringt zum Herzen tief und bang und lässt das Auge quellen.“ Die Ausschreibung der Einzelstimmen übernahmen die Sängerinnen in ihren Stimmheften häufig selbst. In ihnen sind nicht nur die meisten der von Brahms für den Chor komponierten Werke überliefert. Auch viele der gesungenen Volkslieder finden sich hier.

Ganz besonderen Spaß am Singen hatten offenbar die Damen Marie und Betty Völckers sowie Marie Reuter und Laura Garbe. Sie gründeten ein Quartett, das sich unter der Leitung von Friedchen Wagner auch im Winter traf. „Kleine Gesang-Republik“ nannte Brahms sie scherzhaft.

Als Brahms 1863 nach Wien ging, löste sich der Chor auf. Zusammenkünfte wie die bei Halliers existierten nur noch in der Erinnerung: „Die Damen hatten Papierlaternen mitgebracht, mit denen der Teich umkränzt wurde, während die Herren mit Feuerwerk die Gesangspausen ausfüllten. Der Chor hatte sich vor dem Tempel aufgestellt, und Brahms, oft heiter bis zur Ausgelassenheit, bestieg einen der Bäume und dirigierte von da aus den Gesang. Schließlich ging die Gesellschaft in heiterster Stimmung, von den brennenden Laternen beleuchtet, singend durch das Dorf von dannen.“ 3)



1863 wurde Brahms Chef der Singakademie in Wien, wo er sich auch endgültig niederließ. Zeitlebens unterstützte Brahms seine Mutter. So schrieb er in einem Brief vom September 1876 an sie: „Brauchst Du auch Geld? Ich hatte in Hamburg nicht genug, aber jetzt kannst Du gleich haben.“

Auch Brahms' **Schwester Elise** (1831-1892) verband mit Clara Schumann eine jahrzehntelange Freundschaft. Kennengelernt hatten sich die beiden 1854/55, als Clara Schumann bei der Familie Brahms in der Lilienstraße zu Gast gewesen war. Clara nahm in der Folgezeit Elise mehrmals mit auf Reisen, damit sie der häuslichen Enge entfliehen konnte. Elise litt an schweren Anfällen von Kopfschmerzen, deshalb erlernte sie auch keinen Beruf und blieb bei der Mutter bis zu deren Tod. Durch ihren Bruder Johannes bekam Elise ein wenig von der Welt draußen mit, wenn er z. B. Gäste einlud. Nach dem Tod der Mutter im Jahre 1865 blieb Elise allein und versuchte als Schneiderin, sich ein finanzielles Auskommen zu sichern. Damals fiel es Johannes Brahms finanziell noch schwer, seine Schwester zu unterstützen. Er hatte aber vor, sie in ein städtisches Stift einzukaufen, was Elise allerdings ablehnte. So versorgte er sie finanziell weiter, bis sie im Alter von 40 Jahren den vierzehn Jahre älteren Witwer mit sechs Kindern, den Hamburger Uhrmacher Christian Grund, heiratete. Da Elise auch hier in finanziell engen Verhältnissen leben musste, bezahlte Johannes Brahms seiner Schwester die für ihre Gesundheit erforderlichen Erholungsreisen. Das Geschwisterpaar war sich sehr zugeneigt und schrieb sich jahrelang viele Briefe.

Text zum Damenchor: Brita Reimers

Quellen:

- 1) Hans-Peter Rieschel: Komponisten und ihre Frauen. Düsseldorf 1994, S. 133.
- 2) Zit. nach: Janina Klassen: Johannes Brahms: Werke für den Hamburger Frauenchor, in: Heil über Dir Hammonia. Hamburg im 19. Jhd. Kultur, geschichte, Politik. Hrsg. von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Hamburg 1992.
- 3) Zit. nach: Hans A. Neunzig: Johannes Brahms in Selbstzeugnissen und Dokumenten. Hamburg 1973.

- **Brandesstraße, Wilstorf ((1914): Ernst Brandes (1846-1915), Vorbesitzer des Geländes**

- **Brandorffweg, Nienstedten (1955): Johann Brandorff (1688-1777), Pastor von 1721-1767 in Nienstedten**



- **Brandstwiete**, Altstadt (1869): Nach Heino Brand, Grundstückseigentümer
- **Brandts Weg**, Blankenese (1903): F. Brandt (1790-1870), Kapitän
- **Brauerknechtgraben**, Neustadt (16. Jhd.). Benannt nach einem dortigen graben, der wiederum seine Bezeichnung von den Brauerknechten hat
- **Braunstieg**, Billstedt (1948): Georg Braun (gest. 1622), Herausgeber des „Städtebuches (Atlas) von 1572“, Domherr
- **Braußpark**, Hamm (1910): A. H. Brauß, Grundbesitzer des hier gelegenen Landsitzes von 1861-1888, Bürgerschaftsabgeordneter
- **Bredowbrücke**, Billbrook (1965): Dr. Hans Bredow (1879-1959), Ingenieur, errichtete ein Rundfunknetz, Vorsitzender der Reichsrundfunkgesellschaft

Verheiratet war Bredow mit **Elsie, geb. Herrmann**. Das Paar hatte keine Kinder. „Die Nachricht von der Ernennung von Adolf Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler hat Bredow tief erschüttert. Er war Demokrat und trat nach 1919 der Deutschen Volkspartei bei. Er reichte sofort seinen Rücktritt vom Amt ein, der dann am 15. Februar wirksam wurde. Seine engsten Mitarbeiter wurden verhaftet. Bredow hat sofort in einem Telegramm an Reichspräsident Paul von Hindenburg [siehe: Hindenburgstraße] und Adolf Hitler um deren Freilassung gebeten. Er hat im Fall einer Ablehnung gefordert, deren Schicksal in der Haft zu teilen. Deswegen wurde auch Bredow verhaftet und kam in das Gefängnis Berlin-Moabit in Untersuchungshaft. Dort blieb er 16 Monate. Am 5. November 1934 begann ein Schauprozess gegen ihn wegen ‚Korruption‘. Die NS-Presse wütete gegen ihn, allmählich beruhigte sich ihr Ton. Am Ende des Prozesses hatte das Gericht 80 Tage verhandelt und 1.600 Aktenbände aus den Rundfunkhäusern studiert,



selbst die Vorschüsse für Angestellte und jede Benzinquittung überprüft, um die Korruption und Misswirtschaft nachzuweisen. Am 13. Juni 1935 wurde Bredow zu einer Gesamtstrafe von 6 Monaten Gefängnis und einer Geldstrafe von 5.000 Reichsmark verurteilt – doch die Freiheitsstrafe wurde durch die Untersuchungshaft als ‚verbüßt‘ erklärt. 1937 wurde ihm ein ‚Tätigkeitsverbot‘ auferlegt. Seit 1939 war Bredow im Ruhestand. Die Nazis haben es nicht gewagt, seine Pension als Beamter zu verändern. Die Rundfunkmitarbeiter Bredows waren zuerst im KZ Oranienburg, drei wurden von SA-Leuten schwer misshandelt und starben.“ 1)

Quellen:

- 1) Klaus Scheel: Hans Bredow, unter:
www.kulturportal-west-ost-eu/biographien/bredow-hans-3

- **Bredowstraße**, Billbrook (1965), siehe: Bredowbrücke.
- **Brehmweg**, Lokstedt (1948): *Alfred Brehm (1829-1884), Zoologe, Naturforscher, Zoodirektor in Hamburg*

1861 heiratete Brehm seine Cousine **Mathilde Reiz** (1840-1878), mit der er fünf Kinder (2 Söhne, drei Töchter) hatte. Bei der Geburt des jüngsten Kindes starb Mathilde, die von ihrem Mann über alles geliebt wurde. Nun musste sich Brehm, der während seiner Ehe sehr viel auf Forschungsreisen gewesen war, allein um seine Restfamilie kümmern. Bisher hatte seine Frau allein die Kinder großgezogen. Auch hatte sie seine stenographischen Niederschriften umgeschrieben und seine Vortragsmanuskripte vorbereitet und in seiner Abwesenheit Kontakt zu den Zeitungsredaktionen gehalten. Nach dem Tod seiner Frau musste Brehm dies alles allein bewältigen. Da er aber weiterhin auf lange Reisen ging, muss er Hilfe gehabt haben und jemanden, die auf die Kinder aufpasste.

Ein weiterer Schicksalsschlag traf Brehm, als er in Amerika weilte. Dort erhielt er die Nachricht, dass sein jüngster Sohn gestorben war. Brehm hatte keine Möglichkeit, sofort nach Hause zu fahren, denn sein Manager verlangte von ihm, dass er die 50 vereinbarten Vorträge noch hielt. Als Brehm dann 1884 wieder zurück nach Deutschland kam, war er schwer an Malaria erkrankt. Er gab die Wohnung auf und zog nach Renthendorf in das Haus seiner verstorbenen Mutter, was er mit seinem Bruder geerbt hatte. Begleitet wurde er von seinen drei Töchtern. Zwei seiner Töchter, Thekla und Leila, blieben bei ihm wohnen und



versorgten ihn bis zu seinem Tode, die Tochter Frieda (geb. 1870) verheiratete sich 1898 und zog aus.

Nach dem Tod ihres Vaters lebten Thekla und Leila bis ihrem Tod in diesem Haus. Leila starb 1934; Thekla sechs Jahre später. Zu ihren Lebzeiten empfangen die Brehm-Töchter viele Gäste, die Brehm verehrten.

- **Breitenbachweg, Osdorf (1953):** *Paul von Breitenbach (1850-1930), preußischer Minister für öffentliche Arbeiten, 1895/96 tätig in der Eisenbahndirektion in Altona*

Paul von Breitenbach war verheiratet mit **Christina Johanna Elvira** von Breitenbach. Das Paar hatte zwei Kinder.

- **Breitscheidweg, Heimfeld (1976):** *Rudolf Breitscheid (1874-1944), Reichstagsabgeordneter (SPD), Verfolgter des NS-Regimes*

Rudolf Breitscheid war seit 1908 mit der Frauenrechtlerin Tony Breitscheid, geb. Drevermann verheiratet. Auch sie war Mitglied der SPD und setzte sich sehr für das Frauenstimmrecht ein.

Nach der machtübernahme durch die Nationalsozialisten ging das Paar ins Exil nach Frankreich. 1941 wurden die beiden ausgeliefert und ins KZ Sachsenhausen verbracht, von dort 1943 ins KZ Buchenwald. Dort war das Ehepaar in einer stark bewachten Sonderbaracke untergebracht. Am 24. August 1944 wurde Toni Breitscheid bei einem Luftangriff auf die Hallen des Gustloff-Rüstungswerkes verschüttet, sie überlebte schwerverletzt. Rudolf Breitscheid kam bei dem Luftangriff ums Leben.

Nach 1944 wanderte Tony Breitscheid aus und zog zu ihrem Sohn nach Kopenhagen-Charlottenlund. Sie kehrte bewusst nicht nach Deutschland zurück.

- **Brekelbaums Park, Borgfelde (1900):** Carl Brekenbaum, Grundeigentümer, Bauunternehmer



- **Bremers Weg**, *Blankenese (vor 1903): Johann Bremer (1796-1869), Kapitän*
- **Brennerstraße**, *St. Georg (1824): Nach den Brantweinbrennern, die hier arbeiteten*
- **Brentanostraße**, *Osdorf (1941): Clemens Brentano (1778-1842), Dichter, Bruder von Bettina von Arnim*

Siehe auch: Bettinastieg, Rahel-Varnhagen-Weg, Reichardtstraße, Rudolphiplatz und Schlegesweg, in Bd. 2.

Clemens Brentano, ein Vertreter der deutschen Romantik und mit Achim von Arnim (siehe: Arnimstraße, in Bd. 3 online), seinem Herzensfreund und Schwager, Herausgeber der Sammlung altdeutscher Volkslieder „Des Knaben Wunderhorn“, wurde am 9. September 1778 als Sohn des Frankfurter Kaufmanns mit italienischen Wurzeln, Peter Anton Brentano-Tremezzo und dessen zweiter Ehefrau Maximiliane, geb. von La Roche, geboren - und zwar als drittes Kind aus dieser Ehe und als neuntes von insgesamt zwanzig Kindern aus drei Ehen seines zweimal verwitweten Vaters. Die geliebte Mutter starb 1793, als Clemens Brentano erst fünfzehn Jahre alt war. Die enge Beziehung zu seiner älteren Schwester Sophie wurde jäh durch deren frühen Tod mit 24 Jahren 1800 beendet. An ihre Stelle trat die jüngere Schwester Bettine, die 1811 seinen Freund Achim von Arnim heiratete.

Die Brüder Schlegel (siehe: Schlegelsweg, in Bd. 2), Tieck (siehe: Tiecksweg, in Bd. 3 online), Schelling (siehe: Schellingstraße, in Bd. 3 online), Novalis (siehe: Novalisweg, in Bd. 3 online) und viele andere gehörten zu seinem Freundeskreis. Einen bürgerlichen Beruf erwarb er ebenso wenig, wie er ernsthaft ein Studium absolvierte oder beendete. Die finanzielle Basis stellte der Halbbruder Franz aus dem Familienvermögen auch für Clemens Brentano sicher. Er war Dichter und Schriftsteller und hinterließ ein umfangreiches Werk: Novellen, Singspiele, Dramen, Gedichte, Märchen, Romane, Erbauungswerke.

Die stürmische Liebe zu **Sophie Mereau** (1770-1806), einer mit einem Universitätsprofessor unglücklich verheirateten Dichterin, führte nach deren Scheidung 1803 zu einer bewegten Ehe. Zwei gemeinsame Kinder starben wenige Wochen nach der Geburt, Sophie Mereau, verheiratete Brentano, starb im Oktober 1806 bei der Totgeburt des dritten Kindes. Hochstimmungen und Depressionen, krankhafte Eifersucht und egomanische Züge charakterisierten



Clemens Brentano und erschwerten das Zusammenleben ebenso wie eine Freundschaft mit dem zeitlebens eher unglücklichen Dichter.

Stürmisch und von Eifersuchtsszenen begleitet war auch die zweite Ehe des Dichters nach der von den Familien 1807 erzwungenen Heirat mit **Auguste Bußmann** (1791-1832). Denn Clemens Brentano war zuvor mit der noch minderjährigen Geliebten durchgebrannt. Eifersuchtsszenen sowie Selbstmorddrohungen und -versuche als Mittel zur Bindung des Dichters schlugen fehl, die Ehe wurde 1812 geschieden.

Ab 1816 wandte der Dichter sich wieder verstärkt dem katholischen Glauben zu und legte 1817, wie sein Bruder Christian, in Berlin eine Generalbeichte ab. Von 1818 bis zu ihrem Tod 1824 weilte er am Krankenbett einer ehemaligen Augustinerin, der säkularisierten **Nonne Anna Katharina Emmerick** (1774-1824) und befragte die Stigmatisierte täglich. Nach den Niederschriften verfasste Clemens Brentano Erbauungsbücher, deren erster Band 1833 mit großem Erfolg erschien. Zahlreiche Reisen und Wohnungswechsel bestimmten weiterhin das Leben des Dichters. Seine letzten Jahren verlebte er in München und fand eine letzte Freundin, die Malerin und Kunstsammlerin **Emilie Linder** (1797-1867). Am 28. Juli 1842 starb er bei seinem Bruder Christian in Aschaffenburg.

Text: Beate Backhaus

Manche Autoren behaupten auch, dass Brentano unterdrückte homosexuelle Neigungen gehabt hätte.

Quellen:

Hartwig Schultz: Schwarzer Schmetterling, Zwanzig Kapitel aus dem Leben des romantischen Dichters Clemens Brentano. Berlin 2000.

Klaus Günzel: Die Brentanos. Eine deutsche Familiengeschichte. München, 1993.

- **Brockdorffstraße, Rahlstedt (1950): Detlef Brockdorff, um 1606 Amtmann in Trittau**
- **Brockesstraße, St. Georg (1942): Barthold Hinrich Brockes (1680-1747), Dichter, Schriftsteller und Senator**

Brockes entstammte einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, war zeitlebens wirtschaftlich unabhängig und konnte sich deshalb seinen künstlerischen Neigungen widmen. Brockes wurde Senator und u. a. später Amtmann Hamburgs in Ritzebüttel (Cuxhaven).



In seinen Jungmännerjahren verhielt Brockes sich „Frauen gegenüber (...) außerordentlich gehemmt und verklemmt (...) [und] hütete sich aus Furcht vor Liebesabenteuern (...) mit den ‚schönsten Frauenzimmern‘ näher bekannt zu werden (...) [und] hofierte nur ‚mit Fleiß die ältesten und diejenigen, die am wenigsten schön waren‘. In Venedig steigerte sich diese ängstliche Haltung geradezu ins Lächerliche. Wie er in seinen Memoiren berichtet, habe ihn an seinem letzten Tag dort nach dem Gottesdienst eine ‚sehr wohlgekleidete‘ Marquise angesprochen und zu sich in ihren Palast eingeladen. Da sie versichert hätte, daß ihr Mann gerade nicht zu Hause wäre, steht es wohl außer Zweifel, daß es sich um eine Einladung zu einem Liebes-Rendezvous handelte. Brockes hatte das derart in Verlegenheit gebracht, daß er nicht in der Lage war, angemessen zu antworten. Um nun aus dieser für ihn peinlichen und, wie er meinte, gefährlichen Situation herauszukommen, ließ er der Marquise melden, daß er die Einladung für einen Tag später annehme, packte schleunigst seine Koffer, bewaffnete sich ‚mit geladenen Pistolen‘ und verließ fluchtartig mitten in der Nacht die Stadt.“ 1)

Auf Brautschau begab sich Brockes besonders nach dem Tod seiner Mutter im Jahre 1709, „da er von da an doch auf manche Annehmlichkeiten hatte verzichten müssen, die ihm sonst durch die mütterliche Sorge zuteil geworden waren. Verschiedentlich vermietete er daher in seinem großen Wohnhaus mehrere Zimmer, seine Mahlzeiten nahm er oft im Restaurant ein, und noch mancherlei ähnliche kleine Unannehmlichkeiten musste er in Kauf nehmen, so daß seine Freude ganz besonders groß war, als er endlich im Februar 1714 mit Anna Ilse Lehmann ‚ein wohlgestaltetes, fruchtbares, vernünftiges, tugendhaftiges und ihn mit allen Kräften fürchtendes Ehegemahl‘ heimführen konnte. Diese Frau hat ihm insgesamt zwölf Kinder geboren, von denen ihn jedoch nur sieben überlebten“, schreibt Jürgen Klein 1980 2) Anna Ilse Lehmann (1694-1736) hatte Vermögen in die Ehe eingebracht.

Brockes ward „für eine moderne Erziehung und lebte zufrieden im ‚festen Vertrauen zu meinen geliebten Mitbürgern und angenehmen Mit-Bürgerinnen, daß sie meinen Rath nicht in den Wind schlagen, sondern aufs Wenigste ihn wohl überlegen werden. Ich bin auch in dieser meiner Hoffnung um so viel mehr bestärket, wenn ich bedencke, daß die ersten seit kurzem (...) zwey grobe Laster, nämlich das unmäßige Saufen und Spielen, fast gänzlich unter die Füße gebracht (...) Wollte GOTT, daß wir bald von mehren so sagen könnten, welches keiner so sehr, als ein aufrichtiger Patriot von Herten wünschet.‘ Zu seinen Wünschen gehörte auch eine eigene Bibliothek für Frauen, zu der es aber mit dem Aufstieg der Lesegesellschaften, die ja ausdrücklich Frauen mit einbezogen, nicht mehr kam.“ 3)



Brockes setzte sich auch für die Förderung der wissenschaftlichen Bildung auch unter Frauen ein und den „damit verbundenen Vorschlag zur Gründung einer Frauenakademie (...). Die Tatsache, daß die wissenschaftliche Bildung eine alleinige Domäne der Männer war und bekanntlich auch noch bis Ende des 19. Jahrhunderts blieb, rief bei diesem Vorschlag sofort etliche empörte Leser auf den Plan, die den Patrioten [Zeitschrift, in der dieser Vorschlag unterbreitet worden war] in Flugschriften mit üblen Schimpfworten überhäuften. Dabei hatte Brockes- und mit ihm seine Herausgeberkollegen –keineswegs daran gedacht, den Frauen in allen Wissenschaftsbereichen das Feld zu räumen. Es ging ihnen vielmehr darum, die allgemeine Konversation mit den ‚Mit-Bürgerinnen‘, wie Brockes sich bewußt auszudrücken pflegte, von der platten Ebene der Eitelkeiten und des gesellschaftlichen Tratsches abzuheben. ‚Die zween Haupt- und Todt-Feinde‘ der damaligen Situation sah er in der Üppigkeit beim Essen und Trinken sowie in der allgemeinen Unwissenheit der Frauen begründet. Wenn die Frauen gebildeter seien, wenn sie sich über alle Probleme mit den Männern auf gleicher Ebene unterhalten könnten, würden sie diesen auch ihre ‚zwey groben Laster‘ schleunigst abgewöhnen, ‚nehmlich das unmäßige Sauffen und Spielen‘. Daher solle die ganze Familie der ‚Haus-Frau‘ bei ihren hauswirtschaftlichen ‚Beschwerlichkeiten‘ helfen. Dann sei auch sie ‚geschickt, jeden in der Gesellschaft zu unterhalten, und sich die Unterredung zu Nutze zu machen, an statt, daß sie sonst in der Küche liegen, und hundert Sorgen haben muß.“ 4)

Quellen:

- 1) Jürgen Klein: Barthold Heinrich Brockes als Politiker, in: Hans-Dieter Loose (Hrsg.): Barthold Heinrich Brockes. Dichter und Ratsherr in Hamburg. Hamburg 1980, S. 21.
 - 2) Jürgen Klein, a. a. O., S. 29f.
 - 3) Matthais Wegner: Hanseaten. Von stolzen Bürgern und schönen Legenden. München 2008, S. 52.
 - 4) Jürgen Klein, a. a. O., S. 36f.
- **Brockmannsweg**, *Rotherbaum (1861): Joachim Brockmann (1800-1858), Grundeigentümer*

 - **Brodersenstraße**, *Wandsbek (1965): Ernst Wilhelm Brodersen (1854-1929), Pastor in Wandsbek*



- **Brodersweg, Rotherbaum (1867): Matthias Broders (1804-1888), Grundeigentümer**
- **Brödermannsweg, Groß-Borstel (1925): Johann Hinrich Brödermann (1739-1809), Schiffsmakler, ließ hier auf seinem Grundstück einen Park errichten**
Siehe auch: Slomanstieg, in Bd. 3 online. Hier: Stephani Brödermann.
- **Bröers Treppe, Blankenese (vor 1903): Peter Bröers (1797-1867), Grundeigentümer**
- **Brucknerstraße, Barmbek-Süd (1938): Anton Bruckner (1824-1896), Komponist**
Bruckner war strenger Katholik und soll ein sehr inniges Verhältnis zu seiner Mutter gehabt haben. Seine Melancholie wird darauf zurückgeführt, dass auch seine Mutter dazu neigte. Bruckner blieb zeit seines Lebens ledig. Es heißt, dass er sich immer wieder verliebte, doch meist in weitaus jüngere Frauen - bevorzugt 20-Jährige und Jüngere, die er für keusch und jungfräulich hielt - , die aber seine Heiratsanträge stets ablehnten. Diese Ablehnungen nagten an seiner Seele, es plagten ihn Selbstzweifel und Gehemmtheit. In einer Rezension über das Buch von Wolfgang Johannes Bekh: Anton Bruckner. Biographie eines Unzeitgemäßen heißt es: „Bruckners sexuelle Situation war bei weitem nicht so trostlos wie angenommen; so absurd und hoffnungslos seine Werbungen auch schienen, seinem Ziel, nämlich der Heirat mit einem hübschen, blutjungen Mädchen kam er mehrfach sehr nahe und scheiterte stets an eigenem Unvermögen bzw an eigener Untätigkeit im entscheidenden Moment. Fast erweckt es den Anschein, als habe sich sein Schaffenstrieb im Unbewussten durchgesetzt, um der Gefährdung seiner Komponistenlaufbahn, welche eine junge, wahrscheinlich relativ unverständige Ehefrau bedeutet hätte, einen Riegel vorzuschieben. Diese dadurch notwendig gewordene sexuelle Enthaltsamkeit (außerehelichen Verkehr verbot sein Katholizismus) wirkte sich wieder quasi compensando modo fruchtbar auf sein Schaffen aus. So auch im Falle der reizenden 17-jährigen Marie Bartl aus Oberammergau, die er 1880 (also im 56. Lebensjahre stehend!) anlässlich eines Besuchs der Passionsspiele (sie spielte eine Statistenrolle) kennenlernte, sofort über Vermittlung seines Hauswirtes ansprach, nach Hause



begleitete (Schüchternheit zählte in diesem Zusammenhang nicht zu seinen Untugenden), wo er ihr nach Vorstellung bei ihrer Mutter („I bin da Professor Bruckner aus Wean und bin dn Koasa sei Organist“- als Komponist war er damals noch völlig unbekannt) umgehend einen Heiratsantrag machte, der erstaunlicherweise ernst genommen wurde. Es scheint, als habe Marie sich in ihn tatsächlich verliebt. Aber nach drei Tagen vielversprechenden Zusammenseins sich (selbstverständlich allein!) auf die vorgesehene Schweiz-Reise zu machen, ‚damit das teure Reisebillet‘ nicht verfiel, war denn doch ein starkes Stück an Knauserei! Er hat Marie nie mehr wieder gesehen. Die Brieffreundschaft dauerte noch etwa ein Jahr an; wie es zum banalen, und überdies seitens Bruckners völlig kampflösen Ende der ‚Beziehung‘ kam, sei an dieser Stelle nicht verraten. Die Marie-Erfahrung fand wohl im äußerst beglückenden Kopfsatz der VI. Symphonie ihren Niederschlag. Marie verweigerte später dem Brucknerforscher Auer die Herausgabe der Bruckner’schen Korrespondenz und verbrannte sie umgehend nachdem der lästige Besucher ihr Haus verlassen hatte. Sie versuchte nie, aus ihrer Freundschaft mit dem später so berühmt gewordenen Komponisten Kapital zu schlagen und verweigerte darüber jegliche Auskunft („Das geht niemand was an!“). Es scheint, dass Bruckner - wie auch seine noch absurdere Verlobung 1894 (!) mit der 22-jährigen Ida Buhz zeigte – [damals war er um die 70. Die beiden schrieben sich drei Jahre lang Briefe. Kurz vor der Hochzeit scheiterte die Beziehung, weil die Prostantin Ida, ein Stubenmädchen, nicht zum Katholizismus übertreten wollte] kein schlechtes Auge für Mädchen hatte. ‚Aber der geniale Mensch hat ebensowenig wie jeder andere Mensch einklagbaren Anspruch auf Liebe, außer es gelingt ihm, Liebe zu wecken. Liebe zu wecken setzt voraus, dass man selber lieben kann. Bei all den Erörterungen über den Eros des Menschen Bruckner wird ... außer acht gelassen, dass er zwar oft verliebt war, jedoch in keinem Fall wirklich geliebt hat. Die tiefe, unausweichliche Bindung an eine und nur eine Frau scheint Bruckner nicht erlebt zu haben, eine Leidenschaft, deren zwingende Gewalt auch die widerstrebende Frau hätte faszinieren und mit dem skurrilen Gebaren des Liebenden versöhnen können.‘ schrieb Grebe so treffend, dass Bekh es auf Seiten 92 f ziemlich wortgetreu übernommen hat. Grebe führt weiter aus: ‚Unbeantwortbar ist die an die Geheimnisse der Tiefenpsychologie rührende Frage, wo denn bei dem vitalen und seelenhaften Bruckner die große Liebe geblieben ist.‘ Warum Bekh ausgerechnet diesen bemerkenswerten Satz ausgelassen hat, ist nicht ersichtlich.“ 1)

Quellen:

- 1) Rezension unter: www.sandammeer.at/rezensionen/bekh-bruckner.htm



- **Brüder-Hornemann-Straße**, Schnelsen (1993): Alexander und Eduard Hornemann, 8 und 12 Jahre alt, niederländische Opfer des Nationalsozialismus
Siehe auch: Eduard-Reichenbaum-Weg; Georges-Andrè-Kohn-Straße; Jungliebstraße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-Schwarberg-Weg, in Bd. 3 online. Siehe auch: Geschwister-Witonski-Straße; *Jacqueline-Morgenstern-Weg*; *Lelka-Birnbaum-Weg*; *Mania-Altmann-Weg*; *Riwka-Herszberg-Stieg*; *Wassermann-park*; *Zylberbergstieg*; *Zylberbergstraße*, in Bd. 2.

Auch die Brüder Hornemann gehörten zu den zwanzig fünf bis zwölf Jahre alten jüdischen Kindern aus fünf Nationen, die in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1945 im Keller der Schule Bullenhuser Damm von Angehörigen der SS erhängt wurden.

Eduard, der ältere der beiden Brüder Hornemann, wurde am 1. Januar 1933 geboren und von seiner Familie „Edo“ gerufen. Alexander wurde am 31. Mai 1936 geboren, seine Familie nannte ihn „Lexje“. Die Familie lebte in Eindhoven in den Niederlanden.

Der Vater Philip Carel Hornemann arbeitete als leitender Angestellter bei der Firma Philips. Nach der Besetzung der Niederlande durch die deutsche Wehrmacht 1940 wurde er Ende 1941 mit 100 jüdischen Kollegen in einer Sonderabteilung der Firma zusammengefasst.

Während des Zweiten Weltkrieges standen die niederländischen Werke als so genanntes „Feindvermögen“ unter deutscher Zwangsverwaltung. Das Philips-Stammwerk in Eindhoven produzierte Bauteile und Geräte für die Wehrmacht und wurde daher während des Krieges von alliierten Flugzeugen mehrfach angegriffen; dabei wurde die Hauptverwaltung durch Bomben zerstört. In der deutschen Zentrale der 1934 eröffneten Rundfunkgerätefabrik in Aachen endete die dortige Produktion zunächst mit der Evakuierung der Stadt.

Philip Carel Hornemanns Frau Elisabeth versteckte sich mit ihrem Sohn Alexander auf einem Bauernhof, während der Sohn Eduard auf einem anderen Hof untergebracht wurde.

Als 1943 die jüdischen Beschäftigten der Firma Philips in das Konzentrationslager Vught (bekannt auch als KZ Herzogenbusch, eines der drei westlich des Deutschen Reiches angelegten offiziellen deutschen Konzentrationslager) verschleppt wurden, folgte Elisabeth Hornemann ihrem Mann freiwillig mit den beiden Söhnen. Das taten viele Frauen mit ihren Kindern, da sie glaubten, ihre Männer würden bis zum Ende des Krieges dort bleiben. Am 3. Juni 1944 wurde die Familie von Vught in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Elisabeth Hornemann starb im September 1944 an Bauchtyphus. Eduard und Alexander verlegte man in die Kinderbaracke. Der Vater Philip Carel Hornemann



wurde kurz vor der Befreiung des KZ Auschwitz in das KZ Dachau gebracht und von dort in das KZ Sachsenhausen. Auf diesem Transport starb er am 21. Februar 1945.

Aus der Familie überlebte Ans van Staveren, die Schwester von Elisabeth Hornemann und Tante von Eduard und Alexander. Sie hatte sich bis zur Befreiung der Niederlande versteckt gehalten. Lange hoffte sie, ihre beiden Neffen würden zurückkommen. Erst 1979 erfuhr sie von dem Schicksal der beiden Jungen. Bis zu ihrem Tod 2008 im Alter von 103 Jahren stand sie in Kontakt mit der Vereinigung „Kinder vom Bullenuser Damm.“

Text: Cornelia Göksu

- **Brüderstraße, Neustadt (1875):** *Gebrüder Wex, ließen die Straße anlegen. Sie ist eine Nebenstraße der Wexstraße und soll die Brüderlichkeit der drei Brüder dokumentieren*
- **Brüdtweg, Bergedorf/Lohbrügge (1949):** *Johann Brüdt (17.2.1859 Bargaenstedt/ Dithmarschen - 18.2.1944), Heimatschriftsteller, Rektor und Organisator des Schulwesens in Sande*

Johann Brüdt wurde in Bargaenstedt bei Meldorf geboren und besuchte bis 1882 das Königlich-Preußische Lehrerseminar in Uetersen. Nach bestandenerm Examen erhielt er eine Beschäftigung an der Mädchenschule in Sande (Lohbrügge) bei Bergedorf. Dort arbeitete er 43 Jahre lang. 1882 gehörte er zu den Mitbegründern der Freiwilligen Feuerwehr Sande. Bereits während seiner Berufstätigkeit und weiter nach seiner Pensionierung verfasste er zudem niederdeutsche Erzählungen wie „Zwischen den Strohdächern. Ein Dorfbuch“ (Hamburg, 1913) und Gedichte wie „Von des Lebens Straßen“ (Göttingen, 1929), die zum großen Teil in der Bergedorfer Zeitung erschienen. Sein Grab befindet sich auf dem alten Lohbrügger Friedhof (heute Parkgelände).

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

StaH 332-5 Standesämter 49083 u. 118/1944; Dithmarscher Dichtung. Gesamtübersicht, Meldorf, 1927, S. 142; Brüdtweg. in: Bergedorfer Chronik, www.bergedorf-chronik.de/strassen/html/B0108.html (Zugriff 10.6.2016); Historie der Freiwilligen Feuerwehr Lohbrügge, www.ff-lohbruegge.de/index.php/feuerwehr/ueberuns/historie (Zugriff 10.6.2016);



- **Brüggemannsweg**, *Barmbek-Nord (1914): Hans Brüggemann (um 1480-1540), Bildhauer, Bildschnitzer*
- **Bruhnsallee**, *Rahlstedt (vor 1908): Ferdinand Bruhn (1858-1933), Vorbesitzer des Geländes*
- **Brunckhorstweg**, *Stellingen (1949): Hans Hinrich Brunckhorst (1840-1918), Vorbesitzer des Geländes, Getreidehändler*
- **Bruno-Georges-Platz**, *Winterhude (2000): Bruno Georges (1892-1968), Polizeichef (1945-1952), Polizeipräsident (1952-1958)*

Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialen wurde Bruno Georges seines Amtes enthoben.

1933 heiratete Georges **Gertrud Schäfer**. Das Paar hatte eine Tochter.

Als Bruno Georges Polizeichef war, soll er scharf gegen Homosexuelle vorgegangen sein.

- **Bruno-Lauenroth-Weg**, *Langenhorn (1982): Bruno Lauenroth (1906-1971), Langenhorner Politiker (SPD), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus*

Nach der Schulausbildung erlernte Bruno Lauenroth den Beruf des Buchbinders. Lauenroth trat 1922 in die SAJ ein und fungierte als Distriktsführer. Seit 1923 gehörte er der SPD an. Als Parteifunktionär übernahm er die Beitragskassierung im Distrikt Langenhorn. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten organisierte er den sozialdemokratischen Widerstand in dem als SPD-Hochburg bekannten Stadtteil Langenhorn. Lauenroth war mit Carl Burmester befreundet, der sich bis 1933 ebenfalls als Funktionär im Distrikt engagiert hatte. Beide



arbeiteten in der Illegalität eng zusammen. Politische Besprechungen fanden in der Bauklempnerwerkstatt von Carl Burmester statt. Die Widerstandsgruppe, die hier sehr erfolgreich gearbeitet hatte, wurde nach einjähriger Ermittlungstätigkeit von der Gestapo aufgedeckt. Lauenroth wurde am 7. Januar 1935 verhaftet. Im KZ Fuhlsbüttel wurde er mit Schlägen misshandelt, in Einzelhaft gesperrt und in Eisen gelegt. Das Hanseatische Oberlandesgericht verurteilte ihn wegen Vorbereitung zum Hochverrat am 24. Juli 1935 zu zwei Jahren und sechs Monaten Gefängnis. Die Strafe verbüßte Lauenroth bis zum 11. Juli 1937 in Wolfenbüttel. Im Januar 1943 wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Im Februar 1946 kehrte er aus der englischen Kriegsgefangenschaft zurück. Anschließend betätigte sich Bruno Lauenroth wieder als Parteifunktionär.

Text: Holger Martens

Literatur:

Text entnommen aus: Für Freiheit und Demokratie. Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in Verfolgung und Widerstand, hrsg. von SPD-Landesorganisation Hamburg, AK Geschichte und Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten, Hamburg 2003, S. 96.

- **Bruno-Tesch-Platz**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (2007): Bruno Tesch (1913-1933), Klempner, Kommunist, Gegner des Nationalsozialismus, hingerichtet am 1.8.1933 wegen angeblicher Mordbeteiligung am Altonaer Blutsonntag* Stolperstein Max-Brauer-Allee 89.

Am 17. Juli 1932 marschierten 7000 SA- und SS-Männer uniformiert und teilweise bewaffnet durch Ottensen und Bahrenfeld in Richtung Altona. Starke Polizeikräfte schützten den Aufmarsch. Dieser öffentlich angekündigte Propagandamarsch stellte eine gezielte Provokation im bekanntermaßen „roten Altona“ dar, Angriffe und gewalttätige Zwischenfälle waren zu erwarten. Die Anhänger der Kommunisten und der „Antifaschistischen Aktion“ hatten Widerstand angekündigt und Häuserschutzstaffeln gebildet.

An der Ecke Große Marienstraße/Schauenburger Straße/Große Johannisstraße (heute Schomburgstraße/Walter-Möller-Park) in der KPD-Hochburg Altona-Altstadt kam es aus dem Umzug heraus zu gewalttätigen Übergriffen auf Passanten, heftige Auseinandersetzungen zwischen Zugteilnehmern und Gegendemonstranten folgten. Dabei fielen offenbar Schüsse, ob von SA-Männern oder von versteckten Schützen der Häuserschutzstaffeln, konnte nie geklärt werden. Die Situation eskalierte, als die Polizei massiv eingriff und in den winkligen Straßen und Gassen wahllos zu schießen begann. Bei dieser



gewaltsamen Auseinandersetzung, einer der heftigsten am Ende der Weimarer Republik, gab es 80 zum Teil Schwerverletzte und 18 Tote, darunter zwei SA-Männer. Die meisten Opfer kamen durch Querschläger zu Tode, als die Polizei wild um sich schoss und die Kugeln von den Hauswänden abprallten. Dieser Tag ging als „Altonaer Blutsonntag“ in die Geschichte ein.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme begann am 8. Mai 1933 der erste Prozess gegen 15 Angeklagte vor einem eigens eingerichteten Sondergericht im Gebäude des Landgerichts Altona, dem heutigen Amtsgericht in der Max-Brauer-Allee. Hauptvorwurf war die Ermordung der beiden SA-Männer Koch und Büddig aus dem berüchtigten Altonaer SA-Sturm 2/31. Am 2. Juni 1933 verurteilte das Sondergericht August Lütgens, Bruno Tesch, Karl Wolff [siehe: Karl-Wolff-Straße, in Bd. 3 online] und Walter Möller wegen angeblichen „gemeinschaftlichen Mordes“ an den beiden erschossenen SA-Männern zum Tode. Stichhaltige Beweise, dass einer der vier Hauptangeklagten an der Tat beteiligt gewesen war, wurden nicht erbracht. Weitere Angeklagte erhielten hohe Zuchthausstrafen. Bei diesem ersten politischen Prozess einer den nationalsozialistischen Zielen dienenden Justiz sollte Macht bewiesen und ein Exempel statuiert werden.

Am 1. August 1933 wurden die vier angeklagten Männer auf dem Hof des benachbarten Gefängnisses mit dem Handbeil hingerichtet.

Erst mehr als 60 Jahre später, am 13. November 1992, hob das Hamburger Landgericht die auf zweifelhaften Zeugenaussagen und manipulierten Beweisstücken beruhenden Urteile auf und rehabilitierte die Hingerichteten.

Bruno Tesch:

Mit gerade zwanzig Jahren war der in Kiel geborene Bruno Tesch der jüngste der vier zum Tode Verurteilten. Er stammte aus einer italienischen Familie. Seinen leiblichen Vater, der im Ersten Weltkrieg gestorben war, hatte er nie kennen gelernt. Bruno lebte von seinem siebten bis zwölften Lebensjahr bei seinen Großeltern in Fiume in Italien. Als seine Mutter Virginia Hermann Tesch, Arbeiter und Betriebsratsmitglied bei den Altonaer Gaswerken, geheiratet hatte, kam der nun zwölfjährige Bruno nach Hamburg. Sein Stiefvater nahm ihn wie einen eigenen Sohn auf und gab ihm seinen Namen. Die Familie wohnte in der Schauenburgerstraße 34, der heutigen Schomburgstraße. Bruno hatte noch eine Schwester namens Virginia.

Mit 16 Jahren begann Bruno Tesch eine Klempnerlehre und besuchte die Berufsschule in der Museumsstraße. Nach seiner Gesellenprüfung war er arbeitslos wie viele Jugendliche und nahm am Freiwilligen Arbeitsdienst teil. 1930 trat er in die SAJ ein, die SPD-nahe Sozialistische Arbeiterjugend, wechselte aber ein Jahr später aus Enttäuschung über die Rüstungspolitik der SPD zum



Kommunistischen Jugendverband. Vor dem Altonaer Blutsonntag hatte Bruno Tesch bei der organisierten Verteidigung gegen die zunehmenden Überfälle nationalsozialistischer Schlägertrupps auf linksgerichtete Berufsschüler mitgewirkt, in Altona war er bekannt. Schon im Februar 1932 hatten ihn drei SA-Männer in der Altstadt überfallen.

Auch Bruno Tesch war an diesem Altonaer Blutsonntag auf der Straße. Als er an der Ecke Schauenburger Straße/Johannisstraße stand, wurde er von einigen Kollegen aus dem Arbeitsdienst, die im Demonstrationzug mitgingen, erkannt, überfallen und getreten. Ein Polizist befreite ihn schließlich. Obwohl er aus einer Kopfwunde blutete, brachte er noch eine Frau mit zwei kleinen Kindern, die vor einem Lokal in Bedrängnis geraten war, in einem Haus in der Großen Marienstraße in Sicherheit. Dann wurde er verhaftet. Genau dieser Augenblick wurde später vor Gericht als Zeitpunkt genannt, zu dem Bruno Tesch geschossen haben soll. Ein Beweis dafür, dass er getötet oder eine Pistole mit sich geführt hatte, wurde nie erbracht. Frühere Arbeitskollegen, drei SA-Männer, belasteten ihn, sie wollten gesehen haben, wie er eine Waffe wegwarf.

Zeugnisse aus der Berufsschule bescheinigten Bruno Tesch gutes Betragen, Fleiß und Ordnungsliebe. Sein Gewerbelehrer schrieb in einem Brief an seinen Verteidiger: „Während der besonders im Jahre 1931/32 gesteigerten politischen Betätigung aller Jugendlichen übernahm er oft die Rolle des Beschützers anderer, körperlich nicht so stark entwickelter Mitschüler. Dadurch war er zwar öfters in Streitereien verwickelt, ohne allerdings von sich aus irgendwie den Angreifer zu spielen.“ Seiner Meinung nach hatte Bruno Tesch die Schule „als Mensch von aufrichtiger und anständiger Gesinnung“ verlassen. (...)

Dem Gericht lag auch ein schriftliches Zeugnis des Pastors der Hauptkirche vor, in der Bruno Tesch konfirmiert worden war: „Man hatte das Gefühl rechtschaffener Tüchtigkeit bei ihm. Er lernte seine Aufgaben, aber er zeigte erst, daß er es konnte, wenn er dazu aufgefordert wurde. Auch bei dummen Streichen, die vorkamen, benahm er sich vorteilhaft. War er daran beteiligt, so war er nicht feige und verschmähte die Lüge. [...] Er machte überhaupt den Eindruck eines nicht nur gut erzogenen, sondern eines gut gearteten jungen Menschen.“

Bruno Tesch saß in Einzelhaft und führte ein Gefängnistagebuch. „Ich habe bei der Verkündung nur ein starkes Rauschen verspürt, und da [...] klang die Stimme des Richters durch. Nur einmal wäre es beinahe mit meiner Fassung vorbei gewesen, als ich das Weinen meiner Mutter heraushörte. Ich riss mich aber zusammen, denn ich hatte mir geschworen, den Leuten, die ja nur darauf lauerten, kein Schauspiel zu bieten. Nachher bei der Begründung hat mich das Theatralische des Richters innerlich belustigt, denn er ging ja wie die Katze um den heißen Brei herum, um ja nicht über seine Verdrehungen selbst zu erröten.“



Ich glaube bestimmt, dass er als erfahrener Richter die Aussagen des größten Teils der SA-Leute als das durchschaut hatte, was sie waren, als Lügen [...]. Der große Umschwung in der Stimmung kam erst ein paar Tage später, als die richtige Überlegung wiederkehrte; als ich mir vorstellte, dass ich erst zwanzig Jahre alt bin – wirklich nichts getan hatte – und dennoch zum Tode verurteilt wurde [...]. Für mich ist immer noch ein Trost zu wissen, dass ich, wenn ich hingerichtet werde, in der Arbeiterschaft nicht vergessen werde."

Bis zuletzt hoffte Bruno Tesch auf Begnadigung. Doch alle Gesuche der Angeklagten und Anträge auf Wiederaufnahme des Verfahrens wurden abgelehnt. (...)

1.8.1933: „Liebe Mutter! Nun ist es endlich soweit. Die Begnadigung ist abgelehnt. Wenn du diesen Brief bekommst, dann lebe ich nicht mehr. Liebe Mutti, dass ich dir so einen Kummer bereiten musste, das schmerzt mich tief. Du glaubst es gar nicht. Ich bitte dich herzlich, nehme es nicht so schwer, tue es (nicht) mir zuliebe. Siehe, ich nehme es auch nicht so schwer. Wir unterhalten uns sehr ruhig, die Beamten sind sehr freundlich. Ich habe Kuchen und Tabak, alles was ich mir wünsche. Liebste Mutti, ich bitte dich, überwinde dies um meinetwegen. Du mußt leben bleiben um meine Unschuld ans Tageslicht zu bringen. Das ist mein letztes Vermächtnis an dich, du mußt es an den Tag bringen, was für ein grässlicher Justizmord hier verübt wurde. [...] Es ist vielleicht besser, als wenn ich Jahre im Zuchthaus gesessen hätte. Mein Leben wäre dann doch verpfuscht. Du hast vielleicht manchmal gedacht, dass ich dich nicht liebe, aber ich konnte meine Liebe nicht zeigen. Es lag mir nie. Aber ich habe dich sehr geliebt. Verzeih mir bitte, wenn ich manchmal recht lieblos zu dir war, aber es war Nervosität. [...] Es grüßt dich liebe Mutti zum letzten mal dein dich innigliebender Sohn Bruno.

Der Rechtsanwalt wird dir von meiner letzten Stunde berichten. Soeben erfahre ich, dass die Wiederaufnahme des Verfahrens abgelehnt wurde. Leb wohl, geliebte Mutter, die Uhr ist jetzt 5, in einer halben Stunde hat mein Herz aufgehört zu schlagen. Sei recht tapfer, ich bin es auch. [...] Es küsst dich herzlich dein einziger Sohn Bruno."

Text: Birgit Gewehr

Text entnommen auch: www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Leon Schirmann: Der Altonaer Blutsonntag 17. Juli 1932. Dichtungen und Wahrheit, Hamburg 1994; Leon Schirmann: Justizmanipulationen. Der Altonaer Blutsonntag und die Altonaer bzw. Hamburger Justiz 1932–1994, Berlin 1995; Wolfgang Kopitzsch: Der „Altonaer Blutsonntag“, in: Arbeiter in Hamburg, hrsg. von Arno Herzig u. a., Hamburg 1983; Anthony McElligot: Das Altonaer Sondergericht und der Prozeß vom Blutsonntag. Vortrag zum 60. Gedenktage des „Altonaer Blutsonntags“, unveröffentl. Manuskript, 1992; im Bruno-Tesch-Archiv im StO: Die Wahrheit über



den Altonaer Blutsonntag in Altona. Tatsachenschilderungen von Augenzeugen und Verwundeten, hrsg. von der Roten Hilfe Deutschlands, Berlin o. J.; August Lütgens. Seemann, Kommunist, Widerstandskämpfer, hrsg. von der Geschichtskommission der Industriekreisleitung des SED Seeverkehr und Hafenwirtschaft, Rostock o. J.; Der Altonaer Blutsonntag. 17. Juli 1932. Beiheft zur Diareihe, hrsg. von der Staatlichen Landesbildstelle Hamburg, Hamburg 1987; Helmut Heins u. a.: Bruno Tesch und Gefährten. Erinnerungen an den Altonaer Blutsonntag, hrsg. von VVN, Hamburg 1983.

- **Brunnsstraße, Harburg (1902):** *Johann Heinrich Friedrich Bruns (1786-1871), Fuhrmann, Wegegeldnehmer, Vorbesitzer des Geländes*
- **Bubendey-Ufer, Waltershof (1914):** *Prof. Dr. Ing. Johann Friedrich Bubendey (1848-1919), Wasserbaudirektor, Geheimer Baurat, Verdienste um das Hamburger Wasserbauwesen*

Bubendey heiratete 1875 **Helene Elisabeth Riecke** (1853–1921). Das Paar bekam fünf Kinder.
- **Bubendeyweg, Waltershof (1953),** *siehe: Bubendey-Ufer.*
- **Buceriusstraße, Altstadt (2006):** *Dr. Gerd Bucerius (1906-1995), Verleger, Politiker, Ehrenbürger von Hamburg, Mitbegründer der Wochenzeitschrift „Die Zeit“*

Theo Sommer schrieb in einem Portrait über Gerd Bucerius' Einstellung zum NS-Regime: „Nach der Sprachregelung des braunen Regimes galt Bucerius als ‚jüdisch versippt‘. Die besonders verwerfliche ‚Mischehe‘ mit einer Jüdin [Heirat 1932 mit **Detta (Gretel) Goldschmidt** (1910–1970)], versperrte ihm den Weg in den Staatsdienst. So trat er 1933 in die Altonaer Kanzlei [Bucerius war Jurist] seines Vaters ein (der wegen seiner nicht lupenrein arischen Abstammung ebenfalls Unannehmlichkeiten hatte und keine Referendare mehr ausbilden durfte). Unverdrossen komplettierte er seine Promotion zum Dr. jur. Und unerschrocken verteidigte er Juden, was ihm 1937 Angriffe in Julius Streichers Hetzblatt *Der Stürmer* eintrug. Daneben vertrat er bekannte Hamburger Unternehmen in Wirtschaftssachen. Er verdiente gut. Er reiste, privat und geschäftlich, ins Ausland: in die Normandie, nach Klosters zum Skilaufen, nach Österreich und Italien, England und sogar Amerika, immer wieder in die



Niederlande. Aber nach der ‚Reichskristallnacht‘ zogen sich die Wolken zusehends dunkler über dem Paar zusammen. Bucerius brachte seine junge Frau nach England in Sicherheit, wo sie sich als Dienstmädchen und Kellnerin verdingte. Dann kam der Krieg. Zwei Monate lang war Bucerius Soldat, dann wurde er – wohl als ‚wehrunwürdig‘ – entlassen. Als stellvertretender Betriebsleiter der Diago-Werke dienstverpflichtet, die Sperrholzplatten, Luftschutztüren und Holzbaracken herstellten, schlug er sich durch. ‚Wir waren nicht mit der Fahne durchs Land gezogen, sondern haben uns ganz schön gebückt, um durch das Gewitter zu kommen‘, sagte er viele Jahre später in der Fernsehsendung *Das ist Ihr Leben*. ‚Ich war einer, der sich bückte und drückte, aber nicht nachgab.‘ Er gab nicht nach. Als in der Endzeit des NS-Regimes jüdische KZ-Insassinnen aus Auschwitz nach Neuengamme verlegt und den Diago-Werken als Zwangsarbeiterinnen zugewiesen wurden, beschwerte er sich brieflich über deren brutale Behandlung – der Brief endet ohne ‚deutschen Gruß‘ oder ‚Heil Hitler‘ mit ‚gez. Dr. Bucerius«.‘ (...) Bucerius hasste die Nazis. ‚Grund dazu hatte er ja‘, schreibt sein Biograf. ‚Das Regime hatte ihm die Karriere versperrt, die Trennung von seiner Frau erzwungen, deren Familie in den Tod getrieben, ihn selbst und auch seinen Vater immer wieder bedroht.‘ Ihm war alles recht, was das Ende beschleunigte – sogar die verheerenden britischen Bombenangriffe auf die Hansestadt. Er löste gehörigen Wirbel aus, als er in den achtziger Jahren offenherzig bekannte: ‚Ich stand an den drei Angriffstagen auf dem Dach meines Häuschens in der Hamburger Vorstadt. Oben flogen die englischen Bomber. Endlich, rief ich immer wieder, endlich!... Endlich kamen sie, die Engländer!... Um wen habe ich während des Angriffs gebangt? Um die Piloten. Sie waren ja tapfer und taten das, was ich von ihnen erhoffte. Ich habe mein Land immer geliebt. Und jetzt musste ich fast den Untergang seiner schönsten Stadt wünschen. Wie ein Monster! Nichts, was ich seitdem sage und tue, kann noch normal sein. Ein schwieriges Vaterland.‘ So war er. Manche verlangten, ihm die Ehrenbürgerwürde wieder zu entziehen. Aber er blieb unbeugsam. (...) Zur Seite stand ihm in den schweren Jahren **Gertrud Bucerius**, genannt ‚Ebelin‘, die er 1946 geheiratet hatte. (Die Ehe mit seiner in London lebenden ersten Frau Gretel, die einen neuen Lebenspartner hatte, war das Jahr zuvor in aller Freundschaft geschieden worden.) Er hatte sie während des Krieges in Paris kennen gelernt; seit 1944 lebten sie zusammen. Für ‚Buc‘, wie ihn alle Welt bald nannte, war sie Stab und Stütze. Sie hielt ihn moralisch aufrecht – und die Redaktion bei Laune. Noch in den sechziger Jahren holten die Redakteure ihre Weihnachtsgratifikationen bei ihr ab; zwischen brennenden Adventskerzen drückte sie ihnen die Zuwendung bar in einem Umschlag in die Hand. Auch erfand sie wohl die üppigen Gesellschaften, zu denen ihr Mann in hanseatischem Understatement ‚auf ein Butterbrot und ein Glas Wein‘ einzuladen pflegte. (...) Ein Jahr nach seinem Tod, 1996, vollzog seine Geschäftsführerin, Vertraute, Lebensgefährtin



und Testamentsvollstreckerin Hilde von Lang die Transaktion. Seine Frau Ebelin lebte schon lange zurückgezogen im Tessin.“ 1)

1971 gründete Gerd Bucerius die gemeinnützige „ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius“ benannt nach dem Stifter, dem Titel der von ihm mitgegründeten Wochenzeitung Die Zeit und dem Spitznamen *Ebelin* seiner zweiten Frau Gertrud Ebel (1911–1997), geborene Müller. Nach dem Tod des Stifters und seiner Ehefrau ging das gesamte Privatvermögen des Ehepaares in die Stiftung ein.

Gerd Bucerius hatte eine langjährige Lebensgefährtin: **Hilde von Lang**, geb. Daniels (12.10.1925 Hamburg - 3.4.2011 Hamburg), Journalistin, ZEIT-Verlegerin, Aufsichtsrätin.

Ihr Jurastudium brach sie nach dem fünften Semester ab, weil sie ein Kind bekam. Mit 42 stieg sie auf zur Mitgestalterin des Erfolges der Wochenzeitung „DIE ZEIT“. Mit 62 wurde sie Verlegerin: Hilde von Lang war von 1969 bis 1999 eine der wenigen Frauen mit Einfluss in Spitzenpositionen der Wirtschaft.

Ein Interviewporträt schilderte 1987 ihren Werdegang so: „Hilde von Lang ist eine Frau im zweiten Leben. Im ersten wurde sie Hausfrau, es dauerte 42 Jahre, endete mit Scheidung.“ Ihr Leben Nr. 2 startete sie mit Spanischkursen; fünf Jahre lang schrieb sie Adels-Klatschreportagen für die „Neue Post“ des Heinrich-Bauer-Verlags: „Als sie ihre ersten Artikel ablieferte, sagte der damalige Chefredakteur. „Viel mehr Adjektive benutzen, viel emotionaler schreiben!“ (Mopo 1987, S.18.).

In seinem Nachruf vom 8. April 2011 resümierte Altbundeskanzler Helmut Schmidt: „Erst in der Mitte ihres Lebens stieß Hilde von Lang 1969 zur ZEIT. Etwas präziser gesagt: Nachdem sie bis dahin Journalistin gewesen war, trat sie gegen ein sehr geringes Gehalt in das Verlagsgeschäft ein. In der damaligen Männergesellschaft der ZEIT muss sie eine Ausnahmeerscheinung gewesen sein.

Aber ihr gelang alsbald der Aufbau eines formidablen Stellenanzeigen-Geschäftes, das sich vor allem durch eine Fülle von akademischen Annoncen auszeichnete. Sie erkämpfte sich ihr eigenes Recht in der Kundenwerbung, in der Kundenpflege, und sie erwies sich als eine erfolgreiche Kauffrau.

Sie wurde Prokuristin, Generalbevollmächtigte und schließlich von 1985 bis 1999 Geschäftsführerin und Verlegerin. Im Laufe dieser drei Jahrzehnte hat sich unter ihrer umsichtigen Leitung die Auflage der ZEIT von einigen 300.000 auf über eine halbe Million vermehrt. (...) Vier Jahre lang (ab 1985) haben Hilde von Lang und ich als gleichberechtigte Geschäftsführer den Verlag geleitet“ (Schmidt: 2011).

Über ihre Begegnung mit Gerd Bucerius schrieb der Soziologe, Politiker und Publizist Ralph Dahrendorf (1929-2009) in seiner Biografie über Gerd Bucerius



und seine Zeit: Im Juli 1968, nach „heißen Drinks“ auf einer Promiparty mit Präsentation des ersten und einzigen Films „Mattanza“ seiner Frau Ebelin auf der Insel Sylt litt Bucerius „an einer verschleppten Bronchitis, und seine Ratgeber – an denen er keinen Mangel hatte – empfahlen ihm eine Kur im sonnensicheren Süden. Die Wahl fiel auf Gran Canaria, und um sicherzugehen, dass dort das richtige Plätzchen gefunden würde, fuhr die ortskundige Frau eines «Stern»-Redakteurs, Hilde von Lang, als Vorauskommando auf die Insel. Wenn nötig, so lauteten ihre Instruktionen, sollte sie die Gäste eines Hotels „auskaufen“; es war nicht nötig. Das Ehepaar Bucerius erschien in einer Privatmaschine, die Ebelins zahlreiche Koffer kaum halten konnte. Dennoch hatte Frau Bucerius nach vier Tagen genug von dem damals noch einsamen Flecken und reiste ab. Bucerius blieb; er und Hilde von Lang kamen sich bald nahe. Sie, die Tochter der angesehenen Hamburger Kaufmannsfamilie Daniels, ist nicht nur eine blendende

Erscheinung, sondern auch das, was man früher eine „patente Frau“ nannte. Intelligent, vielseitig interessiert, ist sie zugleich lebensstüchtig und steht mit beiden Füßen fest auf dem Boden. Was Brot kostet, wie man mit der U-Bahn fährt und andere Realien des Lebens erfuhr Bucerius zum ersten Mal durch Hilde von Lang. Sie wurde seine ganz und gar unentbehrliche Partnerin für das verbleibende Vierteljahrhundert seines Leben“ (Dahrendorf, S.185f.).

Als frisch gebackene Verlegerin erinnerte sich Hildegard von Lang 1987 an ihre härteste Früh-Zeit bei Gerd Bucerius: „Ich habe ihn gefragt, ob ich bei ihm nicht irgendetwas Redaktionelles machen kann. Nein, das wollte er nicht. (...) Bucerius wollte im Blatt einen Teil mit Stellenanzeigen aufbauen. Ich bekam die undankbare Aufgabe, gegen Honorar einen Stellenteil zu konzipieren und auf Reisen zu gehen. In die großen Firmen und zu sagen: ‚Bitte geben Sie uns Stellenanzeigen, wir haben zwar noch keine, aber wir werden welche haben‘. Das war sehr schwierig. Ich musste an den Sekretärinnen vorbeikommen, was nicht immer einfach ist“ (Mopo 1987, S. 17). „Sie reiste herum, übernachtete in billigen, kleinen Hotels. ‚Ich habe mir damals meist eine Tafel Schokolade gekauft und mich ins Bett gelegt, weil ich nicht allein essen gehen wollte.‘ Heute, sagt sie, kann sie sich das nicht mehr vorstellen; aber die Härte der Chefin stammt auch aus dieser Zeit. Bucerius hat sie gefördert, aber nicht verhätschelt. Dann aber wusste er, dass sie unentbehrlich für ihn geworden war, und das nicht nur als Verlagsleiterin, sondern als Gesprächsfreundin, ja als verlässliche Partnerin in allen Dingen. Beide fuhren nicht nur gemeinsam in die Ferien, sondern lebten auch am Leinpfad zusammen. Sie sprachen über vieles, wobei die Tätigkeiten des Tages sich immer wieder vordrängten“ (Dahrendorf, S. 275).

Nicht nur Helmut Schmidt beschäftigte sich rückblickend mit der schwierigen Durchsetzungsrolle von Hilde von Lang. Auch Bucerius-Biograf Ralf Dahrendorf schrieb darüber: „Hilde von Lang hatte es lange Zeit nicht leicht, sich in einer Welt



von Klatsch und Männerchauvinismus durchzusetzen. In einem ‚Report‘ über ‚Sex und Karriere‘ in dem illustrierten Magazin ‚Tempo‘ bemühte sich die Autorin vergebens, Hilde von Lang die ‚Sex-und-Karriere-Nummer‘ anzudichten, berichtete jedoch korrekt, dass Bucerius ihr den Anzeigenteil der „ZEIT“ zugedacht hatte. Sie arbeitete überaus fleißig. Er schätzt ihre Nähe. Bald gilt sie als seine ‚Begleiterin‘“ (Dahrendorf, S. 275). Sie selbst urteilte: „Bucerius hat mich sehr gefördert. Wie er auch Gräfin Dönhoff, von Anfang an, eine Chance gegeben hat. Aber je höher Sie kommen, desto schwieriger wird es mit Männern. Da müssen Sie immer einen Tick mehr können. Sachlich und vom Einsatz (Mopo 1987, S. 17).

1977 setzte sie Gerd Bucerius als Geschäftsführerin ein. Ab 1989 war sie allein zeichnungsberechtigt. Bis zu Ihrem Tod fungierte Hilde von Lang als Mitglied im Aufsichtsrat. Von 1977 bis 1989 war sie zudem Beisitzerin im Vorstand des Zeitungsverlegerverbandes Hamburg und bis 1999 Stellvertretende Vorsitzende der Landesorganisation. Daneben vertrat sie den Zeitungsverlegerverband als Delegierte beim Bundesverband deutscher Zeitschriftenverleger BDZV. Von 1997 bis 1999 gehörte sie dem Kuratorium der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius an.

Nach dem Tod von Gerd Bucerius verkaufte Hilde von Lang 1995 als dessen Testamentsvollstreckerin den ZEIT-Verlag an die Verlagsgruppe Holtzbrinck. Der Verkauf war schon zu Bucerius' Lebzeiten vorbereitet und notariell verfügt worden.

Nach langer, schwerer Krankheit starb Hilde von Lang 2011 im Alter von 85 Jahren. „Prinzipalin“, Preussische Haltung“, aber auch „Hamburger Deern“, so beschrieben die Gäste der Trauerfeier Hilde von Lang, darunter Wilhelm Wieben oder Giovanni di Lorenzo. „Herausgeber Helmut Schmidt ließ ausrichten, er bedauere es unendlich, wegen eines anderen Termins nicht kommen zu können.

Für die Familie sprach ihr Neffe, der Mediziner Dr. Thies Daniels: ‚Liebe Hilde, Du warst nicht die liebende Sonne, aber mein Orientierungs-Stern, dessen Anerkennung ich mir wünschte‘. Von seinen ersten Erinnerungen als Zehnjähriger im gemeinsamen Urlaub auf Sylt bis zu seinem letzten Anruf an ihrem Sterbetag berichtete er in seiner Trauerrede. Im Tod habe sie ihn an die Nofretete erinnert. Er beschrieb, wie sie bis zuletzt Haltung, Würde und auch ein wacher Geist auszeichneten: ‚Anders als die meisten Älteren, warst Du am Hier und Jetzt interessiert‘. Auch zuletzt habe noch ein aufgeschlagenes Spiegel-Magazin auf ihrem Tisch gelegen. Dr. Theo Sommer, Journalist und einstiger Zeit-Herausgeber, erinnerte an seine Kollegin und ihre Leistung: ‚Wir sind ein Vierteljahrhundert ein gutes Gespann gewesen‘.“ (vgl. Bergedorfer Zeitung online v. 14.4.2011).



Sie ist neben Gerd Bucerius (verstorben 1995) und dessen Gattin Ebelin (eigentlich Gertrud, geschiedene Ebel, die sich von Bucerius zeitlebens nicht scheiden ließ und täglich mit ihm in Kontakt stand; gestorben 1997), auf dem Friedhof Reinbek begraben.

Dr. Cornelia Göksu

Quellen:

- Wikipedia Artikel über Hilde von Lang unter de.wikipedia.org/wiki/Hilde_von_Lang
- Helmut Schmidt: Ich bin traurig. Helmut Schmidt zum Tod der ehemaligen ZEIT-Verlegerin Hilde von Lang auf : [Zeit.de/2011/15/Nachruf-Hilde-von-Lang](https://www.zeit.de/2011/15/Nachruf-Hilde-von-Lang) = zitiert als Schmidt 2011
- Dahrendorf, Ralph: Liberal und unabhängig. Gerd Bucerius und seine Zeit. München 2000 = zitiert als Dahrendorf 2000
- Porträt über Hilde von Lang“ von Josette Cagli in: Hamburger Morgenpost, Serie „Hamburgs Starke Frauen“, 7.12.1987, S. 16 und 17; zitiert als Mopo 1987
- [bergedorfer-zeitung.de/reinbek/article112587450/Abschied-von-Hilde-von-Lang](https://www.bergedorfer-zeitung.de/reinbek/article112587450/Abschied-von-Hilde-von-Lang) = Bergedorfer Zeitung online v. 14.4.2011

- **Buchheisterstraße, Steinwerder (1906):** *Max Jürgen Buchheister (1842-1903), Wasserbaudirektor, Verdienst um den Ausbau des Hafens*

Buchheister war mit **Clara Görner** verheiratet. Das Paar hatte ein Kind.

- **Buchnerweg, Farmsen-Berne (1966):** *Heinrich Buchner (1871-1946), Gemeindevorsteher in Farmsen (1924-1930)*

Heinrich Buchner, Großvater von Lore Bünger, die heute sehr oft als Zeitzeugin auftritt, wurde nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 wegen seines sozialdemokratischen Engagements ins KZ Fuhlsbüttel verbracht. Nach einigen Wochen kam er wieder frei.

- **Buchwaldstieg, Rahlstedt (1951),** siehe: Buchwaldstraße.

- **Buchwaldstraße, Rahlstedt (1950):** *Louis Buchwald (1842-1909), Gemeindevorsteher in Altrahlstedt (1906-1907)*



- **Buddestraße, Wilhelmsburg (vor 1903): Hermann von Budde (1851-1906), preußischer Eisenbahnminister**

Der Generaldirektor der *Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken AG* war in erster Ehe seit 1881 mit **Emma, geborene Lippert** (1853–1888) verheiratet. Nach ihrem Tode heiratete Hermann von Budde **Johanna Helene Auguste Marie, geborene Heyland** (1871 - 1916). „Während seiner Amtszeit benannte der Landkreis Niederbarnim, in den die von Budde geleiteten Rüstungsfabriken Wirtschaftskraft und Beschäftigung brachten, vier Straßen und einen Platz nach ihm, auch jeweils im Zusammenhang mit Eisenbahnlinien. Den Namen seiner Frau erhielt die Wohnanlage *Helenehof* des Beamten-Wohnungsvereins in Berlin-Friedrichshain.“ 1)

Quellen :

- 1) Wikipedia (Stand: 16.5.2015)

- **Buekweg, Ohlsdorf (1952): Dr. Gustav Buek (1820-1874), Physikus, Bürgerschaftsabgeordneter**

- **Bülowstieg, Ottensen (1950): Hans Guido Freiherr von Bülow (1830-1894), Dirigent, Pianist**

Siehe auch: Burmesterstraße, in Bd. 3 online.

Verheiratet war von Bülow in erster Ehe seit 1857 mit **Cosima Flavigny** (1837–1930). Das Paar hatte zwei Töchter.

Cosima war die nichteheliche Tochter Franz Liszts (siehe: Lisztstraße, in Bd. 3 online) und der Gräfin Marie d'Agoult (geb. de Flavigny). 1844 nahm Franz Liszt sie als Tochter an, seitdem trug sie auch seinen Nachnamen.

1853 lernte der Komponist Richard Wagner Cosima kennen, als sie ihren Vater in Paris besuchte, der mit Wagner befreundet war.

Zwei Jahre später lernte Cosima Hans von Bülow kennen, als sie 1855 nach Berlin kam und dort zur weiteren Erziehung bei Freifrau Franziska von Bülow wohnte, wo auch der Sohn des Hauses, Hans von Bülow ein und aus ging, der ein Schüler von Franz Liszt gewesen war. 1857 heirateten Hans Bülow und Cosima Liszt.



Bülow, der Richard Wagner verehrte und mit ihm zusammenarbeitete, sie verfassten u. a. den Klavierauszug für Tristan, besuchte mit seiner Ehefrau des öfteren den Komponistenkollegen, so z. B. im Sommer 1862.

Cosima fühlte sich immer stärker zu Wagner hingezogen, der dieses Gefühl erwiderte. 1863 gestanden sich beide ihre Liebe zueinander, und Cosima, die mit ihrem Mann und den Kindern nach München gezogen war, wo auch Richard Wagner lebte, wurde Wagners „Sekretärin“. Die beiden hatten nun ein festes Liebesverhältnis, gleichzeitig lebte Cosima aber noch bei ihrem Ehemann.

1865 wurde Cosimas drittes Kind, Isolde, geboren. Nach außen hin ein Kind von Hans von Bülow und Cosima. Zwei Jahre später zog Cosima aus dem gemeinsamen Haushalt mit Hans von Bülow aus, um fortan mit Richard Wagner zu leben. 1867 kam Tochter Eva auf die Welt und weitere zwei Jahre später Siegfried. Erst dann beantragten Cosima und Hans von Bülow die Scheidung. Die Ehe wurde ein Jahr später, 1870, geschieden. Im selben Jahr heirateten Cosima und Richard Wagner.

Hans von Bülow heiratete zwei Jahre nach der Scheidung die Hofschauspielerin Marie Schanzer (1857–1941). Kennengelernt hatte sich das Paar, als Marie Schanzer am Meininger Hoftheater verpflichtet war und Hans von Bülow dort zwischen 1880 und 1885 als Hofmusikintendant arbeitete. Nach der Heirat zog sich Marie Schanzer ins Privatleben zurück und trat nicht mehr als Schauspielerin auf. Nach dem Tod ihres Ehemannes kümmerte sich um dessen Nachlass, veröffentlichte mit anderen Künstlern seinen Schriftwechsel und förderte den Musiker-Nachwuchs in Berlin, wo sie lebte. Kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs nahm Marie von Bülow wieder Schauspielrollen am Theater und auch Nebenrollen beim Film an. Hauptsächlich spielte sie Mütter.

- **Bülowstraße**, Ottensen (1909): Bernhard Heinrich Martin Karl von Bülow (1849-1929), Graf, Fürst, Politiker, Minister des Äußeren von 1900 bis 1909 Reichskanzler

Siehe auch: Arnemannweg, in Bd. 2.

Bernhard Heinrich Martin Karl von Bülow wurde in Klein Flottbek geboren. Sein Vater war Bernhard Ernst von Bülow (1815–1879), seine Mutter Luise Victorine, geb. Rücker, eine hanseatische Bürgerstochter. „In Paris, wo er von 1879 bis 1884 als Botschaftssekretär arbeitete, schloss er Freundschaft mit Philipp zu Eulenburg. Die Freundschaft der ‚schwesterlichen Seelen‘ überdauerte den Parisaufenthalt. So oft es ging, traf sich Eulenberg mit seinem ‚heißgeliebten Bernhard‘. Bülow träumte manchmal davon, mit Philipp gemeinsam alt zu werden



und das Leben nur ‚dem Schönen‘ zu widmen“, 1) schreiben Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz.

Verheiratet war Bernhard Heinrich Martin Karl von Bülow mit **Maria, geschiedene Gräfin von Dönhoff, geborene Beccadelli di Bologna**, Marchesa di Altavilla, Principessa di Camporeale (1848 -1929). In erster Ehe war sie zwischen 1867 und 1882 mit dem preußischen Diplomaten Karl August Graf von Dönhoff (1833–1906) verheiratet gewesen. Das Paar bekam 1868 eine Tochter. In Wien, wo das Diplomatenhepaar gelebt hatte, hatte die hochmusikalische Maria einen Salon geführt, wo sich Künstler und Musiker trafen.

Anfang der 1880er Jahre verliebten sich Maria von Dönhoff und Bernhard von Bülow ineinander. Bülow war, wie Marias Ehemann, ebenfalls Diplomat. Da Maria sowohl protestantisch als auch katholisch geheiratet hatte, musste sie nicht nur geschieden, sondern ihre Ehe musste darüber hinaus auch noch vom Papst annulliert werden. 1882 wurde die Ehe nach preußischem Recht geschieden und 1884 vom Vatikan annulliert.

Da Ehen mit geschiedenen Frauen gesellschaftlich nicht angesehen waren, was für den preußischen Diplomaten Bernhard von Bülow das Karriereaus bedeutet hätte, drang er hartnäckig darauf, dass er von seinem obersten Vorgesetzten Fürst Bismarck den für eine Heirat mit einer geschiedenen Frau erforderlichen Ehekonsens bekam. So konnte das Paar 1886 heiraten. Zwei Jahre später wurde Bülow Gesandter in Bukarest und 1893 Botschafter in Rom. Hier unterhielt seine Gattin ebenfalls einen Salon und führte ihren Mann in die Gesellschaft Roms ein, zu der sie enge Kontakte pflegte.

1897 wurde Bülow zum Staatssekretär des Auswärtigen ernannt und zog mit seiner Frau nach Berlin. Auch dort hielt Maria von Bülow einen Salon, in dem sich hauptsächlich Politiker, Diplomaten und hochrangige Militärs trafen. Aber auch Maler – wie Max Liebermann (siehe:Liebermannstraße, in Bd. 3 online) und Schriftsteller wie Gerhart Hauptmann (siehe:Gerhart-Hauptmann-Platz, in Bd. 3 online). Maria von Bülow spielte mit ihrer Mutter bis zum Ersten Weltkrieg eine wichtige Rolle in der Berliner Gesellschaft.

„1900 wurde [Bülow] von Kaiser Wilhelm II. zum Reichskanzler berufen. Zwischen 1907 und 1909 wurde Bülow in die Eulenburg-Affäre hineingezogen. Adolf Brand verdächtigte ihn, intime Kontakte zu seinem Privatsekretär, dem Geheimen Regierungsrat Max Scheefer, gehabt zu haben. In dem Prozess am 6. November 1907 konnte sich Bülow entlasten, indem er und sein als Zeuge geladener Freund Eulenburg jede Form homosexueller Neigungen bestritten. (...) Am April 1909 gelang Bülow mit Hilfe des Reeders Albert Ballin [siehe: Am Ballinkai, in Bd. 3e online] gegen Zahlung einer Summe von 40.000 RM ein außergerichtlicher Vergleich, so dass eine forensische Untersuchung im



Zusammenhang mit dem Vorwurf, homosexuell zu sein, verhindert werden konnte. Durch die Prozesse war Bülow jedoch politisch und nervlich so geschwächt, dass er als Reichskanzler nicht mehr zu halten war. (...) Bernhard Fürst von Bülow war offenbar ein Opfer der Denunziationen von Adolf Brand, Dieser wollte anhand vermeintlich homosexuell veranlagter Persönlichkeiten für die Abschaffung des Paragrafen 175 kämpfen.“ 2)

Nach dem Rücktritt Bülows 1909 als Reichskanzler, lebte er mit seiner Frau eine Zeit lang auch in Kleinflottbek. Dort gab die geistreiche Maria von Bülow in ihrer Elbparkvilla große Gesellschaften. Zu diesem Kreis gehörten auch Richard Wagner, Franz Liszt, Hans von Bülow und Gerhart Hauptmann. „Maria von Bülow hatte in Deutschland eine zweite Heimat gefunden. Während des ersten Weltkrieges litt sie schwer an den Konflikten ihrer beiden Vaterländer. Nur die liebevolle Aufmerksamkeit, mit der ihr Gatte sie in dem Asyl zu Kleinflottbek umgab, ließ sie die schwere Zeit einigermaßen erträglich verwinden.“ 3) Das Paar wohnte häufig auch in Rom und dort in der „Villa Malta“. Von 1914-1915 war von Bülow Sonderbotschafter in Rom.

Marie von Bülow starb im Januar 1929 in Rom, ihr Ehemann neun später. Beide wurden in der Familiengruft auf dem Hamburger Nienstedtener Friedhof bestattet.

Quellen:

- 1) Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. Auf. Hamburg 2006, S. 313.
- 2) Ebenda.
- 3) Paul Th. Hoffmann: Die Elbchaussee. Ihre Landsitze, Menschen und Schicksale. Hamburg 1977 S. 133

- **Bürgerweg, Othmarschen (1950): Johann Wilhelm Rudolf Bünger (1812-1893), Pädagoge, Leiter des Bockdänischen Lehrinstituts**
- **Bürgerstraße, Barmbek-Süd (1868): Nach den Bürgern, analog zu der Prinzenstraße**
- **Büringstwiete, Ohlsdorf (1929): Henning Büring (1469-1499), Bürgermeister, Stifter**

Henning Büring war mit **Anna, geb. Sandow** (gest. 1537) verheiratet. Das kinderlose Ehepaar wohnte am Grimm 25. Im selben Jahr nach Henning Bürings



Tod gab Anna Büring 1499 ein Tafelgemälde in Auftrag. Aus Trauer um ihren Mann wählte sie als Motiv die Salbung des toten Christus, wobei die über den Tod Christi trauernden Frauen im Mittelpunkt des Geschehens stehen. Anna Büring schenkte das Gemälde nach seiner Fertigstellung der St. Katharinen Kirche. Wie es damals üblich war, ließ sie sich zusammen mit ihrem Mann auf dem Gemälde verewigen. Sie ist dort in Anbetung versunken, den Kopf mit einer Haube bedeckt, abgebildet. Damals konnte man an der Haube den gesellschaftlichen wie auch den Familienstand einer Frau erkennen. Eine verheiratete Frau trug stets eine Haube, das offene Haar war das Zeichen für Jungfräulichkeit.

Anna Büring, die auch eine Aussteuerstiftung für „arme ehrliche Jungfrauen“ gegründet hatte, gehörte zu den reichsten Frauen Hamburgs, und dies selbst als Witwe, was außergewöhnlich war. Denn starb in einer kinderlosen Ehe der Ehemann vor der Frau, musste sich die Witwe das Vermögen hälftig mit den Verwandten des Mannes teilen. Starb hingegen die Frau vor dem Mann, erhielt der Ehemann zwei Drittel und die Verwandten der Ehefrau nur ein Drittel aus dem gemeinsamen Ehevermögen – so stand es im Hamburger Stadtrecht von 1301. Eine Witwe stand unter Vormundschaft eines Advokaten, denn Frauen durften keine eigenen Rechtsgeschäfte, wie z. B. Renten- und Grundstücksgeschäfte, vornehmen. Wollten sie eine neue Ehe eingehen, mussten sie die erbberechtigten Familienangehörigen um Erlaubnis bitten.

Anna Büring bestimmte in ihrem Testament sechszehn Freiwohnungen für Arme.

In ihrem Testament aus dem Jahre 1535 heißt es u. a. : „Ich, Anna Büring, des seligen Herrn Henning Büring's weiland Bürgermeister zu Hamburg nachgelassene Witwe, habe mit Zustimmung und Einwilligung meiner Blutsfreunde – die wegen Länge der verflossenen Zeit ihr Erbrecht an meinen hinterlassenen Gütern nicht durch Zeugnis nachweisen konnten – nach den Rechten dieser Stadt und mit einmütiger Erlaubnis und Bewilligung des Ehrbaren Rates zu Hamburg (der mir dieses erlaubt und huldvoll gestattet hat, um einiger stattlicher Gaben willen, die ich derselben Stadt und dem gemeinen Gute zugeführt habe) vor Zeiten mein Testament und meinen letzten Willen best. auf Anfordern meiner Blutsfreunde und Vormünder, der ehrsamern Herrn Hermann Rodenburg, Elert van Stendern (Ratshherrs) und Harder van dem Stove (Bürger), und zwar folgendermassen: Fünzig Mark Geldes habe ich dem gemeinen Gute gegeben von hundertundzehn Mark Geldes, die ich in die Kämmerei stehen habe, und nach meinem Tode sollen die übrigbleibenden sechzig Mark Geldes auch frei werden und dazu kommen.

Und ausserdem sollen meine Testamentsvollstrecker funfundzwanzighundert lübische Mark, wie es in meinem ersten Testament bestimmt, nach meinem Tode



dem Ehrbaren Rate Johann v. Spreckelsen – damals Zehnpfennigsherren, die auf Geheiss und Befehl des ganzen Ehrbaren Rates besonders damit beauftragt worden sind – verhandelt und endlich mit meinen vorbenannten Blutsfreunden verträglich festgelegt worden ist, im Jahre 1504 am Vorabend der Bekehrung des hl. Apostels Paulus, nach dem Wortlaut eines versiegelten Briefes, welcher mir von dem E. R. darüber gegeben und welcher zu grösserer Sicherheit auf Geheiss und Befehl derselben Herren im gleichen Jahre, Montag nach Mitfasten im Stadtbuch zum Zeugnis eingetragen worden ist.

Weil nun mein Leben durch göttlichen Willen bis heute gedauert hat, so habe ich alle oben beschriebenen Vermächtnisse, welche in meinem ersten Testament enthalten sind, und welche meine Testamentsvollstrecker nach meinem Tode entrichten sollten, schon zu meinen Lebzeiten dem gemeinen Gute entrichtet und bei der Kämmerei hinterlegt, wie das die darüber gegebenen und bei mir verwalteten Brief und Siegel vermelden, damit meine Testamentsvollstrecker nach meinem Tode unbelästigt bleiben mögen.

Nachdem nun dieses Vermächtnis entrichtet und mir in meinem ersten Testament durch eine allgemeine, übliche Klausel die Möglichkeit vorbehalten ist, dasselbe Testament zu widerrufen, wie auch in allen Testamenten der löbliche Gebrauch und die Gewohnheit dieser Stadt es mit sich bringt, so geschieht jetzt dieser vorbehaltene Widerruf aus folgenden notwendigen Ursachen: da alle in meinem ersten Testament benannten Testamentsvollstrecker in Gott verstorben sind, und weil auch in diesem meinen ersten Testament etliche Vermächtnisse enthalten sind, die ich schon zu meinen Lebzeiten entrichtet habe. Zudem habe ich auch an Kirchen und Klöster Schenkungen gemacht, die doch nun zur Zeit teilweise zu anderen Zwecken als zu Gotteshäusern gebraucht werden. Desgleichen habe ich auch in meinem ersten Testament für Virgilien, Seelenmessen und von den Kanzeln zu verlesende Jahreszeitengedächtnisse Stiftungen verzeichnet und gegeben, damit meine und meiner verstorbenen Freunde Seelen, wie zu jener Zeit gelehrt wurde, Gott dem Herren getreulich empfohlen sein und von der Pein des Fegefeuers befreit sein möchten. Da ich nun aber durch Gottes Wort und sein heilbringendes Evangelium ganz anders unterrichtet und gelehrt worden bin, so habe ich mir bedacht, dass es sehr nötig sei, mein erstes Testament aus den angeführten Ursachen zu verändern und zu widerrufen (...) und dieses, mein folgendes Testament wiederum an dessen Stelle setze mit Wissen und Zustimmung etlicher meiner Testamentsvollstrecker. (...)

Zuerst befehle ich meine arme Seele der Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes, der mich durch sein bitteres Leben von dem ewigen Tode gnädiglich erlöst hat und wünsche, dass nach meinem Tode die Leiche nach christlicher Gewohnheit zu Sankt Katharinen bei meinem seligen Hausherrn zur Erde bestattet werden. Für Bauzwecke dortselbst gebe ich dafür dreissig Mark, und den anderen Kirchen,



St. Peter, St. Nikolai, St. Jacobi, St. Georg und der Hl. Geistkirche, je zehn Mark für Bauzwecke.

Dem gemeinen Gute für Wege und Stege ein Markstück.

Auf dass denn mein gegenwärtiges Testament und das meines seligen Vaters Hans Sandow gemeinsam dauern und von meinen Testamentsvollstreckern aufrechterhalten werden mögen, so gebe ich zur Ehre Gottes mein Brauhaus, gelegen in der neuen Bäckerstrasse zwischen den Erben von Otto Hesterberg auf der einen und Hans Köster auf der anderen Seite, frei und unbelastet, wie ich es besitze; und sie sollen das Erbe mit keinem Kapital oder Rente beschweren, sondern das Haus jährlich vermieten und von der Miete instandhalten. Was dann jährlich von der Miete übrigbleibt, sollen sie nicht zum Kapital legen, sondern den ganzen Mieteüberschuss zur Notdurft der Armen verwenden nach meinem und meines seligen Vaters Testament, in der Art und Weise wie hier folgt:

- A. Zuerst sollen meine Testamentsvollstrecker dem Pockenhaus für Kohlen- und Leinwand jährlich zwanzig Lübsche Mark für die Armen geben.
- B. Ferner jährlich einem Gesellen oder Jungen, der arm ist, fünf Jahre lang jährlich zwanzig Mark zum Studium auf einer christlichen Universität. Und wenn die fünf Jahre herum sind, dann solle meine Testamentsvollstrecker einem andern Studenten fünf Jahre lang diese zwanzig Mark als Stipendium beehrte, so soll er das nächste dazu sein.
- C. Ferner soll man einer armen ehrlichen Jungfrau oder Magd jährlich zwanzig Mark zu ihrem Brautschatz geben. Es sollen aber stets die Verwandten, wenn man es begehren würde, als die Nächsten
- D. Ferner sollen meine Testamentsvollstrecker jährlich beim St. Felicianmarkt (d. h. um den 20. Oktober) vierzig Mark Kleidung und Schuhe an arme notdürftige Menschen verteilen.
- E. Dann sollen sie jährlich zwei „Seelenbäder“ halten lassen mit zwei Tonnen Bier, und nach dem Bade sollen sie jeden der armen Menschen zwei Pfennig und ein Wecken Brot geben. Das eine Bad soll in der Woche meiner Jahreszeit (d. h. in der Woche des Gedächtnistages der Verstorbenen), das andere ungefähr ein halben Jahr danach stattfinden.
- F. Weiter soll man zwei Spenden veranstalten, die eine am nächsten Freitag, nach meinem Gedächtnistage, die andere am Abend vor St. Michaelis, beidemals soll jeder Arme, ob jung oder alt, zwei Pfennige erhalten.
- G. Was dann über das für diese Stiftungen benötigte Geld hinaus noch jährlich von der Miete des Brauhauses übrigbleibt, sollen meine Testamentsvollstrecker vollständig zu Gottes Ehre verwenden, wie es ihnen am besten



und nötigsten scheint. Wenn aber die Miete des genannten Hauses wegen Gebäudeschadens oder einer anderen Wertverminderung nicht ausreichen sollte, so sollen meine Testamentsvollstrecker, damit diese Stiftungen ewig bleiben, das fehlende von meinem anderen nachgelassenen Gütern nehmen.

- H. Wäre jemand von meinen Verwandten, der arm und notdürftig befunden würde, und der um Gottes willen etwas begehrte, demselben sollen meine Testamentsvollstrecker, nach ihrem Ermessen und je nach den Umständen der Notdurft, von dem Überschuss der Miete geben und mitteilen.
- I. Damit diese Stiftungen treulich zur Ehre Gottes dargereicht werden mögen, wünsche ich, dass meine Testamentsvollstrecker zu Gottes Ehren von Jahr zu Jahr abwechselnd die Mühe übernehmen und zwar dergestalt, dass immer einer ein Jahr lang das Brauhaus vermiete, die Miete einnehme und davon bau, kaufe und ausgabe – und nach dem Tode der Anna vom Stove jede Woche vor seiner Tür den Armen für acht Schilling Brot austeile. Das Kapital dafür, das jährlich sechsundzwanzig Mark trägt, ist in dem Bäckerhaus am Hopfenmarkt angelegt, das jetzt vom Dierk Schoene bewohnt wird, es liegt zwischen Engelke Grote an der einen und Klaus Simons an der anderen Seite; und sollte das Kapital daraus ausgelöst werden, so sollen meine Testamentsvollstrecker es möglichst wieder in einem Bäckerhaus anlegen. Ferner sollen meine Testamentsvollstrecker mit ihren Hausfrauen jedes Jahr einmal zur Zeit des Filicianimarktes (20. Oktober) im Haus desjenigen zusammenkommen, der in diesem Jahr die Verwaltung gehabt hat, und sie sollen dort ein Mahl halten, mit einer Tonne Bier und den Speisen, die dazu gehören. Dabei soll man den bedürftigen armen Leuten Kleidung und Schuhe und alle anderen Gaben zu Gottes Ehre, wie oben angedeutet ist, austeilen. Auch dem ehrbaren Rat soll von diesem Testament jährlich das übliche Schoss (Steuer) bezahlt werden. Derjenige, welcher nun in dem Jahr die Arbeit mit Vermieten, Einnahme der Miete, Bauen, und Brotverteilung vor seiner Haustür an die Armen gehabt hat, der soll für seine Mühe zehn rheinische Gulden haben, was zwischen meinen Testamentsvollstreckern ein Jahr um das andere umgehen soll. Und derjenige von den Testamentsvollstreckern, der in diesem Jahr die Rechnung führt und das Mahl gibt, der soll alsdann augenblicklich dem andern, der der nächste ist, die Lade mit beiden Testamenten und den andern Büchern und Schreiben, die dazu gehören, übergeben.

Weil ich auch ein Wohnhaus in der Steinstrasse habe, zu dem sieben Gottesbuden gehören, die armen Leuten als Wohnung dienen, und auch immer dabei bleiben sollen, so soll man das Wohnhaus vermieten und von der Miete die Instandsetzung und Ausbesserung der Buden bestreiten.



Dazu sollen meine Testamentsvollstrecker einem jeden Armen, der in den Buden wohnt, zu allen vier Zeiten des Jahres (das sind Mittwoch nach Iokavit, Pfingsten, 14. September und 13. Dezember) drei Pfund Fleisch, zwei Pfennig und ein Feinbrot sowie jährlich zwei Stücke Kohlen geben, für die ich bei den Hl. Leichnamsgeschworenen zu St. Peter das erforderliche Kapital angelegt habe. Die Leichnamsgeschworenen sollen jährlich nach meinem Tode einem jedem meiner Testamentsvollstrecker 25 Kohlen-gutscheine für die Armen senden, nach Inhalt eines versiegelten Briefes, den die Hl. Leichnamsgeschworenen darauf gegeben haben. Ich habe auch eine arme Jungfrau, Wöbbecke genannt, ins Kloster zu Plön geben und einkleiden lassen. Der soll man jährlich, was sie an Kleidern und Leinwand nötig hat und was sie Zeit ihres Lebens bedarf, geben.

Weiter soll man Beke im hl. IIsabenhaus und Katharina im Konvent, meiner alten Magd, einer jeden vierteljährlich zwei Mark geben, solange sie leben. Auf dass nun meine Freunde nicht vergessen werden, so gebe ich zuerst dem Ehrbaren Rate dreihundert Gulden, wovon meine Testamentsvollstrecker ein oder zwei stattliche Kleinodien mit dem Wappen meines seligen Mannes nach den Wünschen des Ehrbaren Rates machen lassen sollen, die zu ewigem Gedächtnis stets bei ihnen (im Ratssilberschatz) aufbewahrt werden sollen. (...)

Was ich nun weiter nachlassen werde an Häusern und beweglichen und unbeweglichen Gütern, die ich zu meinen Lebzeiten nicht vergeben habe, das alles sollen meine Testamentsvollstrecker zu Gottes Ehre in die Hände der bedürftigen Armen geben. (...)

Die Anna Büring-Testaments-Wohnungen lagen an der Steinstraße 75-79 und wurden 1928 abgerissen. Die Freiwohnungen befanden sich in Buden, die beidseitig eines langgestreckten Hofes standen, an dessen Ende sich ein größerer Garten auftat, der auch als Wäschebleiche benutzt wurde. Zu den Buden gelangte man von der Steinstraße kommend durch einen schmalen niedrigen Durchgang in einem Vorderhaus. Die aneinandergereihten eingeschossigen kleinen Häuser mit Mansardendach waren ebenerdig zugänglich und besaßen im Erdgeschoss eine Diele und eine Stube, die von einem zwischen den beiden Räumen sich an der Wand befindenden Kamin beheizt werden konnten. Die Diele war häufig sehr niedrig, der Fußboden mit Fliesen belegt, die Wände der Stube und der Diele mit Kalktünche gestrichen. Im Mansardengeschoss lag ein größerer Wohnraum, darüber befand sich ein Bodenzimmer.

Noch heute besteht die Stiftung Anna-Büring-Testament.



- **Bugdahnstraße**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1968): Paul Bugdahn (1890-1948). Buchdrucker, Setzer, Redakteur des Hamburger Echos, Gewerkschaftsfunktionär, Stadtverordneter in Altona (1925), Mitglied des preußischen Landtages bis 1933, Vorstandsmitglied der SPD Altona, während der NS-Zeit zeitweise in Haft, nach dem Zweiten Weltkrieg: Bürgerschaftsabgeordneter, Geschäftsführer der Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auerdruck.*

Bugdahn war verheiratet.

- **Bugenhagenstraße**, *Altstadt (1909): Prof. Dr. Johannes Bugenhagen (1484-1558), Theologe, Freund Luthers, Reformator*

Siehe auch: Am Mariendom, Cäcilienstraße, Conventstraße, Mette-Hardenstraße, in Bd. 2.

Auch der evangelische Reformator kam mit den damaligen Hexenverfolgungen ins Gehege. Im April 1528 war er mit seiner Familie nach Hamburg gezogen und im Haus des Domdekans Berthold Moller, der Hamburg verlassen lasse, einquartiert. Die Historikerin Roswitha Rogge schreibt: „Von dem Hauspersonal übernahmen die Bugenhagens die Köchin, eine betagte Frau. Kurz darauf wurde die alte Köchin der Zauberei verdächtigt; man warf ihr vor, die Bewohner des Hauses vergiften zu wollen. Sie habe unter den Augen der schwangeren Frau Bugenhagen mit Safran, der zwar als Heilmittel galt, aber dem auch gefährliche tödliche Wirkung zugeschrieben wurde, bereitete Getränke ausgespuckt.“ 1) Mit dem Ausspucken, so Roswitha Rogge, „assoziierte der Volksglaube die Ausscheidung von gefährlichen Stoffen. Die Köchin wurde gefangengenommen und gefoltert, nach mehreren Tagen aber auf Bugenhagens Bitte wieder freigelassen. Als Frau Bugenhagen dann eine Todgeburt hatte, erneuerte sich der Verdacht. Der Kindskörper wurde von den Nachbarinnen begutachtet, es zeigten sich aber keine Anzeichen von Hexerei. Als Dienstmagd des vorherigen Dienstherrn, einem Domdekan, hatte die Köchin bei der neuen Reformatorfamilie wahrscheinlich keinen leichten Stand. Vielleicht machte die Köchin der neuen Familie auch hin und wieder deutlich, dass das, was die neue Familie an Wünschen äußerte, der vorherige Dienstherr aber ganz anders gesehen hatte. Hinzu kam dann auch noch, dass eine Köchin, die für die Speisen und Getränke zuständig ist, leicht in Gefahr geraten konnte, als Hexe verdächtigt zu werden, wenn im Hause Krankheit und Schwangerschaft auftraten.“ 1) Das Kind wurde totgeboren.



Bugenhagen war seit 1522 verheiratet mit **Walpurga, geb. Triller**, eine ehemalige Magd. Das Paar bekam fünf Söhne und vier Töchter. In Hamburg weilte die Familie von April 1528 bis Juni 1529. Zum Abschied erhielt Bugenhagen von der Stadt Hamburg eine Ehrengabe von 100 Gulden, Walpurga 20 Gulden. Sie war die Frau „an seiner Seite“, die ihm den Rücken für seine theologische Betätigung frei hielt, die vielen Schwangerschaften überstehen musste, die Kinder erzog und den Haushalt versorgte. „Walpurga begleitete [ihren Mann] nach Braunschweig zur Einführung der Reformation. Sie folgte ihm nach Hamburg (...). Über ein Jahr weilte sie mit ihm in Lübeck, fast zwei Jahre verbrachte sie im dänischen Kopenhagen an seiner Seite. Auf diese Weise nahm sie am beruflichen Wirken ihres Mannes teil. Sie unterstützte ihn bei Repräsentationspflichten. Der Lebensleistung ihres Mannes wird mit Denkmälern gedacht (...). Von Walpurga hingegen ist nahezu nichts bekannt. (...) Walpurga Bugenhagen zählt zu den Theologieehewfrauen der ersten Generation. Sie heiratete in der frühen Reformationszeit, bereits drei Jahre vor Luther. Und zwar 1522, als die Priesterehe noch reichsrechtlich verboten war, als Priester-Konkubinen zwar üblich, aber als ‚Pfaffenweiber‘ gesellschaftlich geächtet und durch spezielle Kleiderordnungen stigmatisiert waren. Walpurga Bugenhagen, obgleich verheiratet, bekam die Missachtung als Ehefrau eines Priesters zu spüren.“ Solche Frauen „haben dem evangelischen Leben im Alltag Gestalt gegeben (...). Diese Frauen zeigen, dass die Leistung ihrer Männer nicht die eines je einzelnen Heroen war (...).“ 2)

Quellen:

1) Roswitha Rogge: Von Zauberinnen, Hexen und anderen berüchtigten Frauen im frühneuzeitlichen Hamburg, in: Wulf Köpke, Bernd Schmelz (Hrsg.) Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde. Bd. 31. Hamburg 2001, S. 35f.

2) Sabine Kramer –Pfarrerin der Marktkirchengemeinde Halle. www.frauenmahl.de/tischreden

- **Bulckestraße, Blankenese (1949): Carl Bulcke (1875-1936), Dichter, Schriftsteller**

Carl Bulcke war außerdem Jurist, Oberregierungsrat im Innenministerium Berlin, 1920 Leiter der Filmprüfstelle im Reichsinnenministerium und gehörte zu den 88 Autoren, die im Oktober 1933 das „Gelöbnis treuester Gefolgschaft für Adolf Hitler“ unterschrieben.

Verheiratet war er seit 1908 mit **Maria, geborene Volkmann (1885–1965)**, Tochter des Kaufmanns und amerikanischen Konsuls in Odessa Johann



Hermann Volkmann und seiner Ehefrau Lina, geb. Bleuler. Das Paar bekam drei Kinder.

- **Bullenhuser Damm, Rothenburgsort(1890):** *Hans Bulle (16. Jhd.), erster Vogt, wohnte dort, hatte hier sein Schleusenhaus. Namengeber für den Bezirk „ in Bullenhausen“*
- **Bundsensweg, Hamm (1910):** *Axel Bundsen (1768-1832), Architekt, Freimaurer*
Bundsen erbaute u. a. in Hamburg die Loge in der Welckerstraße und das Freimaurerkrankenhaus am Kleinen Schäferkamp.
1801 heiratete er in Kiel die Tochter des Gärtners von Gut Knoop.
- **Bunsenstraße, Ottensen (1915):** *Prof. R. Wilhelm Bunsen (1811-1899), Chemiker, Physiker, Bunsenbrenner. ledig.*
- **Burchardkai, Waltershof (1912):** *Dr. Johann Heinrich Burchard (1852-1912), Bürgermeister, Senator*
Burchard heiratete am 17. Mai 1877 **Emily Henriette Amsinck** (2. März 1858 - 24. Dezember 1931) eine Tochter des Kaufmanns Wilhelm Amsinck und der Kaufmannstochter Emily Willink. Das Paar bekam neun Kinder. Unter ihnen Wilhelm Amsinck Burchard-Motz, ebenfalls Hamburger Senator und Zweiter Bürgermeister.
- **Burchardplatz, Altstadt (1916), siehe Burchardkai**
- **Burchardstraße, Altstadt (1916), siehe Burchardkai**



- **Burmesterstraße**, *Barmbek-Nord (1927): Prof. Willy Burmester (1869-1933), Geigenkünstler*

Sohn des Hamburger Musiklehrers Joh. Andr. Wilhelm Burmester (1843-1902) und der Sängerin Caroline, geb. Buchler (1844-1907).

1894 heiratete Willy Burmester **Naema Apollonia Fazer** (geb. 1869), Helsinki. Das Paar bekam drei Töchter.

Seine vier Jahre ältere Schwester **Johanna Burmester** war (ca. 1865 Hamburg – ? vermutlich Hamburg) war Pianistin. Wie aus den Memoiren ihres Bruders Willy Burmester hervorgeht, soll Johanna Burmester in ihrem siebten Lebensjahr „bereits fleißig Klavier“ gespielt haben. Um 1881 erhielt sie in Weimar Unterricht von Friedrich Liszt (siehe: Lisztstraße, in Bd. 3 online). Während seiner Hamburger Zeit übernahm der Klaviervirtuose und innovative Dirigent Hans von Bülow (siehe: Bülowstiege, in Bd. 3 online) ihren Unterricht.

„Schon ab 1876 trat Johanna Burmester mehrfach zusammen mit ihrem Bruder in Hamburg und Umgebung auf. Genaue Konzertdaten sind allerdings nur in geringer Zahl, beispielsweise für Konzerte in den Jahren 1886 und 1887 in Berlin und 1889 in Hamburg belegt. Mindestens einmal im Jahr veranstalteten die beiden Geschwister ein gemeinsames Konzert in Hamburg. Über einen Auftritt am 20. März 1890 berichtet das ‚Hamburger Fremdenblatt‘ von einem ‚rühmenswerten Grad der Ausbildung‘, den das Geschwisterpaar nicht nur durch Fleiß, sondern auch durch Talent erreicht habe: ‚Wie Viele fühlen sich berufen, doch wie Wenige sind auserwählt. Zu den Letzteren gehört ohne Zweifel das Geschwisterpaar Burmester‘ (Hamburger Fremdenblatt 21. März 1890).“

Gleichermaßen freundlich über beide Geschwister äußerte sich das „Hamburger Fremdenblatt“ in einer Rezension der Aufführung von Beethovens Tripelkonzert op. 56 unter der Leitung Hans von Bülows im März 1890 kommentierte: „Die Wiedergabe des solistischen Theiles fordert drei vollkommen gleich fähige Künstler, [...] am gestrigen Abend waren dies [...]. Fr. Johanna und Herr Willy Burmester [...]. Fr. Burmester ist eine tüchtige, künstlerisch fähige Pianistin, die von Beginn ihrer Studien [...] stets das Hohe erstrebte“ (Hamburger Fremdenblatt 11. März 1890)“.

Johanna Burmester konzertierte jedoch selten außerhalb Hamburgs und trat fast ausschließlich als Begleitung ihres Bruders in Erscheinung. Lediglich der Zusatz „eigene Concerte“ (Signale 1892, S. 131) hinter ihrem Namen bei einer Aufzählung der erfolgten Konzerte in der Zeitschrift „Signale für die musikalische Welt“ lässt vermuten, dass sie in Berlin 1892 auch solistisch aufgetreten ist.



Neben ihren Kontakten zu von Bülow und Liszt ist durch die Tagebücher des Komponisten Peter Tschaikowskys (siehe: Tschaikowskyplatz, in Bd. 3 online) belegt, dass Johanna Burmester auch mit ihm bekannt war. Offenbar hatte er die Familie Burmester im Januar 1888 bei einem seiner musikalischen Hamburg-Aufenthalte kennengelernt.

Text zusammengestellt von Dr. Cornelia Göksu

Quelle und Zitate:

aus: Sandra Middeldorf, Artikel „Burmester, Burmeister, Johanna“ im Online-Lexikon des Sophie Drinker Instituts für musikwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung, vertreten durch Prof. Dr. Freia Hoffmann, Bremen 2011, sophie-drinker-institut.de



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Caffmacherreihe**, Neustadt (18. Jhd.): Nach den Caffaherstellern
- **Caprivistraße**, Blankenese (vor 1903): Georg Graf von Caprivi (1831-1899), Reichskanzler Siehe auch im Internet unter: *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum-Personen*
- **Carl-Bremer-Ring**, Bramfeld (1961): Carl Bremer (1883-1956), Gemeindevorsteher von Bramfeld (1930 bis 1933), Leiter des Ortsamtes Alstertal (1946-1950)
- **Carl-Cohn-Straße**, Alsterdorf (1929 und 1949): Carl Cohn (1857-1931), Senator
- **Carlebachstraße**, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1960): Dr. Joseph Carlebach (1883-1942), Oberrabbiner von Altona und Hamburg, Direktor der Talmud-Tora-Schule, wurde 1942 im Getto Riga ermordet

Stolpersteine vor der Talmud Tora Schule Grindelhof 30 und vor dem Wohnhaus Hallerstraße 76.

Joseph Carlebach wurde im Jahre 1883 als achtens Kind des Lübecker Rabbiners Dr. Salomon Carlebach geboren. Wie die meisten seiner Brüder schlug Carlebach, wenn auch auf Umwegen, schließlich die Rabbinerlaufbahn ein. Er war als Lehrer und Rabbiner in Jerusalem, Berlin, Litauen und Lübeck tätig und fungierte zwischen 1936 und 1941 als der letzte Oberrabbiner der Gemeinde Hamburg-Altona, wie auch als einer der letzten orthodoxen Rabbiner in Deutschland. Seine Rabbinerausbildung am Berliner Rabbinerseminar (1910-1914) wurde durch seine frühe zweijährige Lehrtätigkeit im damaligen Palästina 1905-1907 – wo er mit den maßgeblichen Tora-Autoritäten des Heiligen Landes



in Kontakt kam – sowie seinem fast fünfjährigen Aufenthalt von 1915 bis 1920 in Litauen erweitert. Litauen war das Zentrum der jüdischen Gelehrsamkeit in jener Zeit. Sein Doktorat in Mathematik legte Carlebach im Jahre 1909 an der Universität Heidelberg ab.

Joseph Carlebach war äußerst vielseitig: Rabbiner und Erzieher, Mathematiker und Philosoph, Übersetzer, Kunstkritiker und Bibelausleger, vor allem aber ein begnadeter Redner und geistiger Führer in der für die jüdische Gemeinde Hamburgs schwersten Zeit. Carlebach schrieb mehrere Bücher sowie an die vierhundert Artikel und Rezensionen zu meist jüdischen, mitunter jedoch auch naturwissenschaftlichen oder historischen Themen. Er spielte eine wichtige Rolle im Kampf um die jüdische Selbstbehauptung in Nazi-Deutschland, was vielleicht seine relativ frühe Deportation, bereits am 6. Dezember 1941, erklärt. Von 1917 an war Carlebach Rabbiner in Berlin in der Synagoge in der Passauer Straße, er wirkte hier bis 1931. 1920 wurde Carlebach amtierender Rabbiner in Lübeck. 1921 wurde er Rektor der Talmud Tora Schule in Hamburg.

Joseph Carlebach war ein schöpferischer Erzieher. Er ging individuell auf den einzelnen Schüler ein und leitete ihn durch das Interesse am Thema zu selbständigem Lernen und Entdecken an. Dabei verstand der Lehrer sich als älterer Freund des Schülers. Grundlage und Ausgangspunkt der Lehre Carlebachs war der jüdische Glaube, der alle Lebens- und Wissensbereiche durchdringen und die Ganzheit und Einheit von Seele und Geist garantieren sollte. Das Ziel der Schule sah er in der Schaffung einer jüdischen Lebenswelt, getragen vom höchsten jüdischen Wert sittlich-ethischer Verantwortung, in der Hebräisch als lebendige Sprache gesprochen wird.

1925 wurde Joseph Carlebach als Nachfolger von Oberrabbiner Meir Lerner zum Oberrabbiner der Hochdeutschen Israeliten-Gemeinde (HIG) in der damals noch selbstständigen preußischen Großstadt Altona gewählt. Es war das Altonaer Wappen, das Symbol der offenen Tore, das ihm so ganz entsprach, und Altonas unter Beweis gestellte Aufnahmefreundlichkeit nicht nur gegenüber verfolgten Juden aus Osteuropa. Auch der damalige Oberbürgermeister Max Brauer [siehe: Max-Brauer-Allee] begrüßte ihn und blieb viele Jahre ein begeisterter Besucher von Oberrabbiner Carlebachs Vorträgen. Wie stark ihn die Ideen Carlebachs prägten, wurde deutlich, als Brauer Mitte März 1936 auf Einladung des American Jewish Congress auf einer Vortragsreise durch die USA in New York auf einem Bankett dieser Vereinigung eine Rede hielt, in der er den Antisemitismus als eine tragende Säule der NS-Ideologie analysierte. Zudem forderte er, der Kampf der Juden in Deutschland gegen ihre zunehmende Entrechtung müsse international unterstützt werden, am besten durch einen jüdischen Weltkongress.

1936 berief die Deutsch-Israelitische Gemeinde Carlebach als Nachfolger von



Oberrabbiner Samuel Spitzer nach Hamburg an die Bornplatzsynagoge. Nach den Eingemeindungen im Rahmen des Groß-Hamburg-Gesetzes am 1. April 1937 schlossen auch die jüdischen Gemeinden (Deutsch-Israelitische Gemeinde zu Hamburg, Hochdeutsche Israeliten-Gemeinde zu Altona, Israelitische Gemeinde zu Wandsbek, Jüdische Synagogen-Gemeinde Harburg-Wilhelmsburg) einen Vertrag zu ihrer Vereinigung zum 1. Januar 1938. Der gewählte Name Deutsch-Israelitische Gemeinde zu Groß-Hamburg wurde jedoch vom NS-Ministerium für Kultus nicht genehmigt, da „Deutsch“ für jüdische Organisationen verboten sei, „Israelitisch“ irreführend sei, da in der NS-Rassenideologie „Jüdisch“ der eindeutige Begriff sei und „Gemeinde“ – so die fadenscheinige Argumentation – für politische Kommunen vorbehalten sei. Die Gemeinde wählte daraufhin den Namen Jüdischer Religionsverband in Hamburg.

Seit Oktober 1940 bekam Carlebach kein Gehalt mehr. Am 31. Mai 1941 wurde er mit einer Geldstrafe belegt, weil er versäumt hatte, den Zwangsvornamen Israel ins Fernsprechbuch eintragen zu lassen. Ab 19. September 1941 musste zur Stigmatisierung ein Judenstern getragen werden. Mit Erlass vom 18. Oktober 1941 gab es ein Ausreiseverbot für Juden. Gestapo-Leute verfolgten seine Gottesdienste. Vom 25. Oktober 1941 an wurden die Juden aus Hamburg deportiert. Eigentum und Vermögen der deportierten Juden fiel gemäß der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz an das Reich; die Besitztümer wurden durch eine „Vermögensverwaltungsstelle“ des Finanzamts verkauft.

Er wurde im Dezember 1941 mit seiner Familie ins Konzentrationslager Jungfernhof in der Nähe von Riga (Lettland) deportiert. Nach dessen Auflösung wurde Carlebach mit seiner Frau Lotte (41) und seinen drei jüngsten Töchtern Ruth (15), Noemi (14) und Sara (13) am 26. März 1942 bei Riga ermordet. Seine Tochter Miriam Gillis-Carlebach, Professorin für Pädagogik, Soziologie und Jüdische Geschichte deutscher Herkunft, ist Direktorin des Joseph Carlebach Instituts für zeitgemäße jüdische Erziehung der Bar-Ilan-Universität in Ramat Gan (Israel). Sie pflegt die Kontakte mit Hamburg, insbesondere die Zusammenarbeit der Universitäten.

1988 wurde mit Granitsteinen das frühere Deckengewölbe auf dem ehemaligen Standort der Bornplatz-Synagoge im Originalmaßstab im Boden nachgebildet. Gestaltet nach einem Entwurf der Künstlerin Margrit Kahl und des Architekten Bernhard Hirche, wurde der Platz im Grindel (Bezirk Hamburg-Eimsbüttel), der heute ein Teil des Campus der Universität ist, zum Gedenken an den letzten Hamburger Oberrabbiner vor dem Kriege in Joseph-Carlebach-Platz umbenannt.

2003, am 120. Geburtstag Carlebachs, stiftete die Universität Hamburg den Joseph-Carlebach-Preis, der seit dem Jahre 2004 alle zwei Jahre verliehen wird. Der Preis wird für herausragende wissenschaftliche Beiträge aus dem



Hamburger Raum zur jüdischen Geschichte, Religion und Kultur an junge Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler vergeben. Die Universität will damit die in Hamburg lebendige jüdische Kultur und Wissenschaft deutlicher und bekannter machen. Am Institut für Germanistik I der Universität kann die jiddische Sprache und Literatur studiert werden.

Zum Schuljahr 2007/08 sind am 28. August 2007 nach 68 Jahren wieder Kinder in das Gebäude der ehemaligen Talmud-Tora-Schule eingezogen. Der Schulbetrieb beginnt im Geiste Joseph Carlebachs in Gestalt einer staatlich genehmigten jüdischen Ganztagsgrundschule mit angeschlossener Vorschule. Die Finanzierung teilen sich die Stadt Hamburg, die jüdische Gemeinde und die Eltern.

Am Südennde des Platzes der Republik, gegenüber dem Rathaus Altona, erinnert der schwarze Quader „Black Form - Dedicated to the Missing Jews“ von Sol LeWitt mit einer Widmung an die „Juden, die Altona für immer fehlen“ an die jüdische Gemeinde und ihren Rabbiner Joseph Carlebach, an den auch die Carlebachstraße erinnert.

zusammengestellt von Cornelia Göksu

Quellen:

Wikipedia sowie Kurzbio auf www.jci.co.il/?cmd=carlebach = Website des Joseph Carlebach Institut - Fakultät für Jüdische Studien, Ramat Gan bei Tel Aviv, Israel.

- **Carl-Ihrke-Weg, Harburg (2013):** *Carl Ihrke (1921-1983), Maler, Graphiker aus Harburg*
- **Carl-Legien-Platz, St. Georg (1951):** *Carl Legien (1861-1920), Gewerkschaftsführer, Reichstagsabgeordneter*

Carl Legien lebte in einer Lebenspartnerschaft mit der Frauenrechtlerin **Emma Ihrer** (1857-1911) zusammen. *Sie war* die Tochter eines Schuhmachers, streng religiös erzogen, erlernte den Beruf einer Putzmacherin und heiratete den 22 Jahre älteren Apotheker Emanuel Ihrer. Der von ihr 1885 mitbegründete „Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen“ „berücksichtigte (...) die unmittelbaren Belange der Arbeiterinnen. Statt Berufsertüchtigung und Hilfskasse wurden Lohnfragen thematisiert, Lohnverträge mit einzelnen Fabrikanten ausgehandelt. Hier liegen die Anfänge von Emma Ihrers Arbeit für die Gewerkschaften, der sie sich Zeit ihres Lebens in führenden Funktionen widmete. Der



„Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen“ veranstaltete Massenproteste und erlangte überregionale Bedeutung. Die preußische Polizei witterte sozialdemokratische Umtriebe, verbot den Verein unter Berufung auf das Sozialistengesetz und verhängte Strafen gegen die Vorstandsmitglieder; Emma Ihrer bekam eine Geldstrafe. Das Vereinsverbot erreichte das Gegenteil: Die aktionsbereiten Frauen wandten sich der sozialdemokratischen Partei zu. Für Emma Ihrer beginnt das Engagement für die proletarische Frauenbewegung, und gemeinsam mit Clara Zetkin, mit der sie 1889 als Berliner Delegierte am Internationalen Arbeiterkongress in Paris teilnahm, startete sie die klassenbewusste Ära der Arbeiterinnenbewegung. Mit der finanziellen Unterstützung ihres Mannes, der Apotheker war, gibt Emma Ihrer die Zeitschrift „Die Arbeiterin“ heraus, ein Jahr später wird aus ihr die von Clara Zetkin redigierte „Die Gleichheit“, 1) schreibt Hiltrud Schroeder in fembio.

„1890 war Emma Ihrer als einzige Frau in die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands gewählt worden. Vorsitzender war Carl Legien, der ihr Lebensgefährte wurde. Legien unterstützte Emma Ihrer gegen den verbreiteten Widerstand männlicher Gewerkschafter, die in Frauenarbeit vornehmlich Konkurrenz sahen. Sie bildete eine Frauenagitationskommission, konstituierte ein gewerkschaftliches Frauenkomitee und 1905 das Arbeiterinnensekretariat bei der Generalkommission. Sie war an der Gründung mehrerer gewerkschaftlicher Verbände beteiligt und veröffentlichte 1898 die Schrift „Die Arbeiterin im Klassenkampf.“ 2)

Emma Ihrer lebte, obwohl weiterhin mit dem Apotheker Ihrer verheiratet, bis zu ihrem Tode mit Carl Legien zusammen. Das Paar wohnte in Niederschönhausen.

Quellen:

1)Hiltrud Schroeder: Emma Ihrer, in: www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/emma-ihrer/

2) www.sozialistenfriedhof.de/ihrer_legien_zietz.html

- **Carl-Petersen-Straße**, Hamm (1948): Dr. Carl Wilhelm Petersen (1868-1933), Senator, Bürgermeister

Carl Petersens Mutter **Anna Maria, geb. Behrens** (geb. 1842) entstammte einer jüdischen Bankiersfamilie, gehörte aber dem christlichen Glauben an. Sie kannte ihren Mann Gustav Petersen schon seit Kindertagen. Als das Paar 1863 heiratete, brachte sie Vermögen in die Ehe ein, so dass die Familie in Wohlstand leben konnte. Anna Maria Petersen brachte innerhalb von 22 Jahren acht Kinder auf die Welt (das Älteste wurde 1864, das Jüngste 1885 geboren). Sie „lebte –



besonders in den Sommermonaten – inmitten einer zahlreichen Kinderschar, denn als ihre jüngsten Söhne noch klein waren, kamen schon die ersten Enkelkinder hinzu. Eine Zeitlang versorgte sie außerdem den kranken Schwiegersohn in ihrem Haus.

Sie pflegte häufige, tägliche Korrespondenz mit den abwesenden Kindern. So erhielt der junge Carl Petersen während seiner Studienzzeit (...) von der Mutter regelmäßig Briefe, in denen sie vom familiären Leben berichtete, von den schulischen Fortschritten der kleinen Brüder, von den Reise- und Berufsplänen des Bruders Otto, vom Paris-Aufenthalt der Schwester Clara, von ihren Gesangsstunden usw. (...) Ihre Lebensführung entsprach vollkommen den Vorstellungen ihrer Zeit vom Beruf der Frau als Gattin und Mutter.“ 1)

Die Söhne der Familie Petersen erhielten eine gute Berufsausbildung, die Mädchen hingegen wurden- wie damals in diesen Kreisen üblich – nach der Konfirmation auf die Bälle geschickt, damit sie schnell heirateten.

Carl Petersen, der Jurist wurde, soll in jungen Jahren – so seine Schwester Clara – sehr gesellig gewesen, gerne auf Bälle gegangen und ein großer Damenfreund gewesen sein. Auf einem dieser Bälle lernte er **Marguerite Calais** kennen, die er 1896 heiratete. Beide liebten Musik und Theater. Sie nahm Anteil an seinen politischen Aktivitäten, so engagierte sie sich während des Ersten Weltkrieges in der Hamburger Kriegshilfe, begleitete ihn auch, als er 1919 zu den Sitzungen der Nationalversammlung nach Berlin fuhr und besprach mit ihm die politischen Entwicklungen.

Quellen:

1) Sigrid Schambach: Carl Petersen. Hamburg 2000, S. 11f. (Hamburger Köpfe)

- **Carlssonweg, Rahlstedt (1960):** John Carlsson (1841-1922), Vorbesitzer
- **Carl-Stamm-Park, Rothenburgsort (2010):** Dr. med. Carl Stamm (1867-1941), Kinderarzt in Rothenburgsort, Opfer des Nationalsozialismus

Carl Stamm war in Mollenfelde, einem Dorf südlich von Göttingen, als Sohn des jüdischen Kaufmanns E. M. Stamm und seiner Frau Jeanette, geb. Moses, geboren worden, hatte in Göttingen, München und Berlin Medizin studiert, und



im Dezember 1890 in Göttingen(...). Seiner Militärpflicht genügte er als Arzt der Ersatz-Reserve beim Landsturm I.

Carl Stamm spezialisierte sich in Berlin auf Kinderheilkunde. Von April 1891 bis zu seiner Übersiedlung nach Hamburg im Oktober 1893 arbeitete er als Assistenzarzt am „Kaiser und Kaiserin Friedrich Kinderkrankenhaus“ und beschäftigte sich wegen der häufig tödlich verlaufenden sog. Kinderkrankheiten insbesondere mit bakteriologischen Untersuchungen. (...). Die Zeit bis zur Aufnahme in die Hamburger Ärzteschaft, die am 16. August 1894 erfolgte, überbrückte er mit Volontariaten in staatlichen bzw. städtischen Krankenhäusern. Noch ledig, wohnte er am Alstertor 3. Ein Gewerbeschein „Nr. 2190 im Jahr 1894“ erlaubte es ihm zudem, eine Praxis zu betreiben. Carl Stamm bewarb sich im November desselben Jahres beim Medizinalkollegium auf eine Stelle als Impfarzt. Er sah in Impfungen eine wirkungsvolle vorbeugende Maßnahme gegen die hohe Kindersterblichkeit. Ob er die Stelle erhielt, ist uns nicht bekannt.

1898 rief der aus Stade stammende Kaufmann Ernst Heinrich Kruse in Rothenburgsort am Billhorner Röhrendamm 240, im Zentrum des Billwärder Ausschlags, eine „Poliklinik für die Kinder unbemittelter Eltern“ ins Leben, die erste überhaupt in Hamburg. Mit dieser philanthropischen Einrichtung wollte er die Erinnerung an den 1891 verstorbenen Hamburger Arzt Franz Matthias Mutzenbecher wach halten. Seine Stiftung sollte „kranken Kindern der armen Stände unentgeltlich ärztliche Hülfe zu Theil werden“ lassen, wie die Hamburger Nachrichten am 6. Januar 1898 anlässlich der Eröffnung mitteilten. Dazu benötigte er ehrenamtlich tätige Ärzte. Neben drei anderen gewann er als wichtigsten seinen Hausarzt Carl Stamm für diese Pioniertätigkeit in dem damals dicht bevölkerten Ortsteil Hamburgs mit einer überdurchschnittlich hohen Mütter- und Säuglingssterblichkeit. In dem nahen Gemeindehaus der St. Thomas-Kirchengemeinde wurde eine Fürsorgeabteilung für Säuglinge und Kleinkinder angegliedert. (...)

Inzwischen 34 Jahre alt, heiratete er am 18. November 1901 in Hannover die elf Jahre jüngere Minna Margarethe Cohen (geb. am 11. September 1878). Ihre Eltern, der Kaufmann Bernhard Cohen und seine Frau Sophie, geb. Jessurun, gehörten ebenfalls dem jüdischen Glauben an. Über Minnas Kindheit und Jugend ist nichts bekannt. Das frischgebackene Ehepaar bezog eine Wohnung in den Colonnaden 21, wo Carl Stamm auch seine Privatsprechstunden – 8 bis 9 Uhr und von 5 bis 6 Uhr – abhielt. Offenbar verbrachte er die Zwischenzeit in der Poliklinik in Rothenburgsort. Am 16. Februar 1903 wurde Minna und Carl Stamms einziges Kind, Rudolf Walter, geboren. Der soziale Aufstieg ging weiter. Im September 1904 mietete Carl Stamm eine Praxis und eine Wohnung an. Die Praxis verlegte er in die Esplanade 39 I, die Wohnung in die Johnsallee 63, wo



er ebenfalls nachmittags von 3 bis 4 Uhr praktizierte. Mittags von 1 bis 2 Uhr betreute er die Poliklinik.

Inzwischen anerkannter Kinderarzt, aber mit immer noch preußischer Staatsangehörigkeit, bewarb sich Carl Stamm 1905 um die Hamburger Staatsbürgerschaft. Am 31. Mai 1905 erhielt er die Urkunde über die „Aufnahme in den Hamburgischen Staatsverband“ und leistete am 7. Juli 1905 den Bürgereid. Ab 1924 ist er als zahlungskräftiges Mitglied der jüdischen Gemeinde Hamburg registriert.

1907 wurde die Poliklinik von der Ortsmitte des Billwärder Ausschlags in größere Räumlichkeiten weiter in den Westen verlegt. Am 3. Dezember 1910 gründete sich aus der Stiftung heraus der „Verein Kinder-Poliklinik und Säuglingsfürsorge Rothenburgsort“. Carl Stamm eröffnete die Gründungsversammlung mit einem Rückblick auf die zwölfjährige Entwicklung der Poliklinik von den Anfängen bis zu den inzwischen jährlich ca. 3500 Patienten und Patientinnen und der schwerpunktmäßigen Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit durch Mütterberatung und Stillhilfen. Er wies darauf hin, dass die Räumlichkeiten und die finanziellen Mittel nicht mit der Ausweitung der Arbeit Schritt hielten und dass die Gründung eines Vereins nötig sei. Dessen Satzungszwecke sollten die Fortführung der Kinderpoliklinik, die ambulante ärztliche unentgeltliche Behandlung von Kindern unbemittelter Eltern (bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahr), die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit durch ärztliche Beratung unbemittelter Mütter in allen Fragen der Ernährung und Pflege des Säuglings, die Anstellung und Ausbildung von Säuglingspflegerinnen und die Gewährung von Stillbeihilfen sowie die Begründung eines Kinderkrankenhauses für Kinder unbemittelter Eltern sein. Der Verein wurde gegründet, Carl Stamm wurde zum Vorstandsvorsitzenden gewählt, er blieb es bis 1933. (...).

Mit der Planung des Krankenhauses wurde 1913 begonnen, der Erste Weltkrieg und die Inflationszeit verzögerten die Ausführung des Vorhabens. Die Stadt Hamburg stellte ein Grundstück in der Marckmannstraße östlich der damals im Bau befindlichen Realschule zur Verfügung. Der erste Flügel mit der Poliklinik und Fürsorgestelle wurde 1917 bezugsfertig, das nach modernen Gesichtspunkten geplante gesamte Haus mit 60 Betten und einem großen Garten 1922.

In diesen Jahren vollzog sich in Hamburg der grundlegende Wandel von einer auf Mildtätigkeit basierenden Wohlfahrt zu einem staatlich gelenkten Gesundheitswesen. Der Verein änderte seinen Namen in „Kinderkrankenhaus Rothenburgsort e.V.“ und berief den Vereinsvorsitzenden zum ärztlichen Leiter. Nach 24 Jahren ehrenamtlicher Tätigkeit für den Verein und seinen Vorläufer erhielt Carl Stamm eine Festanstellung. Als Assistenzarzt trat der ebenfalls jüdische Arzt Oscar Herz in das Krankenhaus ein. Die Belegzahlen stiegen, und



1927 wurde mit staatlichen Mitteln die Baulücke zwischen der Realschule und dem Kinderkrankenhaus durch einen vierstöckigen Erweiterungsbau geschlossen. (...)

Das Krankenhaus verfügte nun über 231 Betten, fünf Ärzte und eine wachsende Zahl von Schwestern. Die Schwestern, die dem baptistischen TABEA-Diakonissenverband angehörten, prägten das Klima des Krankenhauses nachhaltig mit ihrem Verständnis von Krankenpflege als Ausdruck christlicher Nächstenliebe.

Ein wohlhabender Freund, Richard Sellmar, setzte Carl Stamm zu seinem Testamentsvollstrecker ein. Er sollte eine Stiftung im Andenken an Sellmars Mutter gründen, die „armen erholungsbedürftigen Kindern ohne Unterschied der Konfession den Aufenthalt in einem Seebade zur Kräftigung ihrer Gesundheit ermöglichen“ sollte. Als der Hamburger Senat am 3. Februar 1928 die Errichtung der Stiftung genehmigte, übernahm Carl Stamm den Vorsitz des Kuratoriums. Die vorhandenen Mittel wurden in der bald einsetzenden Weltwirtschaftskrise allerdings statt für einmalige Erholungsaufenthalte für regelmäßige, nahrhafte Mittagessen bedürftiger Kinder ausgegeben.

Carl Stamm genoss nicht nur bei seinen Kollegen im Verein eine hohe Wertschätzung, sondern auch bei den wissenschaftlichen Mitgliedern des Medizinalkollegiums und in der Öffentlichkeit. 1928 beschloss der Senat „Herrn Dr. Karl Stamm in Anerkennung seiner langjährigen ehrenamtlichen Tätigkeit als Arzt in der Kinderpoliklinik Rothenburgsort am Verfassungstage die Plakette ‚Für treue Arbeit im Dienste des Volkes‘ zu überreichen.“ Als Voraussetzung für diese Auszeichnung galten 25 Jahre ehrenamtliche Tätigkeit; Carl Stamm konnte eigentlich nur 24 Jahre – von 1898 bis 1922 – vorweisen, galt aber dennoch als würdig. (...). Am 1. Januar 1928 erhielt er einen Vertrag auf Lebenszeit, der ihn Hamburger Staatsbeamten gleichstellte. Sein Stellvertreter, Oscar Herz, wurde zu seinem designierten Nachfolger ernannt. Aus der Arbeit des Kinderkrankenhauses gingen bis 1928 mindestens 40 wichtige wissenschaftliche Studien hervor, die meisten von Carl Stamm und Oscar Herz.

In der Wirtschaftskrise blieben die Belegungszahlen und die Beiträge der Vereinsmitglieder hinter den Erwartungen zurück. Carl Stamm zeigte sich zuversichtlich, dass sich die Auslastung des Hauses wie bisher stetig verbessern werde und schlug der Mitgliederversammlung 1929 die Wahl von Vertretern der Gesundheitsbehörde in den Verwaltungsausschuss vor, um so leichter mit dem Staat über neue Zuschüsse verhandeln zu können. Verwaltungsausschuss und Vorstand des Vereins wurden vergrößert und erhielten neue Aufgaben. Dass vier



Jahre später aufgrund dieser Reform die nationalsozialistische Gesundheitsverwaltung selbstverständlich im Vorstand des „Verein Kinderkrankenhaus Rothenburgsort“ vertreten sein würde, konnte niemand ahnen.

Der immer noch hohen Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit sollte ein weiteres Arbeitsfeld des Krankenhauses begegnen, das als Vereinszweck 1931 in die Satzung aufgenommen wurde, „die Lieferung von künstlichen Nährgemischen aus der Milchküche für die unter der Beobachtung des Krankenhauses stehenden Kinder der Säuglingsfürsorge und für die Säuglinge, die auf Anweisung der praktizierenden Ärzte Heilnahrung von der Anstalt beziehen“. Eine Infektionsabteilung fehlte dem Krankenhaus, um wirksam der Kindersterblichkeit begegnen zu können. Ihrer Einrichtung stand das Hamburger Recht entgegen, das nur staatlichen Krankenanstalten die Behandlung von an Infektionen leidenden Kranken gestattete.

1934 wurde familiär ein Wendejahr für Familie Stamm. Carl und Minna Margarete Stamm zogen in die Eppendorfer Landstraße 14. Ihr Sohn Rudolf, inzwischen Kaufmann, emigrierte nach Amsterdam und heiratete Else Goslar, geboren am 18. Februar 1905 in Wiesbaden. Sie und ihre Eltern, Alfred und Mathilde, geb. Simon, hatten seit den 30er Jahren in Hamburg gelebt. In Amsterdam kam Sohn Eric Walter am 18. September 1935 zur Welt.

Im Oktober 1936 emigrierte Oscar Herz in die USA. Carl Stamm praktizierte in seiner Wohnung, bis ihm am 14. Oktober 1938 die Approbation entzogen wurde. Noch im selben Monat beschloss das Kuratorium mit dem Hinweis auf den jüdischen Stifter die Auflösung der Richard-Sellmar-Stiftung. Die Stiftungsaufsicht bzw. der Reichsstatthalter lehnten den Antrag ab; woher das Kapital stamme, sei unerheblich. Das Stiftungskapital steckte als Hypothek im Krankenhaus, es konnte nicht flüssig gemacht werden. So wurde die Stiftung am 20. Juni 1939 einfach aufgehoben. Damit endete endgültig Carl Stamms Mitwirkung an seinem Lebenswerk.

Er und seine Frau planten, dem Sohn Rudolf in die Niederlande zu folgen, realisierten das Vorhaben aber nicht. Der Oberfinanzpräsident erließ eine „Sicherungsanordnung“ aller Guthaben und erlaubte dem Ehepaar, monatlich über 800 RM zu verfügen. Carl Stamms Pension von ca. 400 RM als langjähriger Leiter des Kinderkrankenhauses Rothenburgsort wurde „von der vorläufigen Sicherungsanordnung aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht mit erfasst“, ging dann aber doch ab 1. November 1939 in den auf 600 RM herabgesetzten Freibetrag ein.

Im November 1940 beantragte Carl Stamm die Freigabe von monatlich 300 RM zur Unterstützung seines Sohnes und dessen Familie in Amsterdam, was abgelehnt wurde. Er beschwerte sich beim Reichswirtschaftsminister. Ernst



Kaufmann, der nicht mehr als Rechtsanwalt, aber noch als „Konsulent“ in jüdischen Angelegenheiten zugelassen war, vertrat sein Anliegen, das im Januar 1941 zurückgewiesen wurde. Die ursprünglichen Bestimmungen, auf die er sich berief, waren inzwischen „angepasst“ worden. Carl Stamm erlebte 1941 noch die Einbeziehung der Realschule als Hilfskrankenhaus in das Kinderkrankenhaus, wodurch die Bettenzahl auf 450 stieg.

Am 13. Mai 1941 starb Minna Stamm in ihrer Wohnung in der Eppendorfer Landstraße. Als Todesursache konstatierte der Arzt, der sie seit Juni 1940 behandelte, „Folgen einer Gehirnblutung und Darmlähmung“. Sie wurde auf dem Jüdischen Friedhof in Ohlsdorf beigesetzt.

Carl Stamm wurde am 25. Oktober 1941, dem Tag des ersten Osttransports Hamburger Juden, ebenfalls wegen einer Gehirnblutung, in das Israelitische Krankenhaus in der Johnsallee 68 eingeliefert, wo er drei Tage später starb. Als weitere Todesursache wurde eine Lungenentzündung angeführt. Im Umfeld Carl Stamms nahm man an, die Ehepartner hätten sich wegen der drohenden Deportation das Leben genommen.

Es gibt in den Akten der Polizeibehörde keinerlei Hinweis auf einen Suizid, ebenso wenig einen Hinweis darauf, dass Carl Stamm den Deportationsbefehl zum Transport am 25. Oktober 1941 bekommen hatte. Dass die Demütigungen und Entrechtungen mittelbar zum Tod von Minna Margarete und Carl Stamm geführt haben, ist hingegen wahrscheinlich. Während Carl Stamm den Tod seiner Frau selbst anzeigte, tat es für ihn der Schwiegervater seines Sohnes, Alfred Goslar. Beider Eheleute letzte Tage im Israelitischen Krankenhaus begleitete der Arzt Berthold Hannes, der nach Kriegsende Leiter dieser traditionsreichen Hamburger Einrichtung wurde.

Der Testamentsvollstrecker Ernst Kaufmann, Carl Stamm seit Ende des Ersten Weltkriegs persönlich verbunden und selbst finanzieller Förderer des Kinderkrankenhauses, löste den Stamm'schen Haushalt auf und ließ ihn einlagern. Noch lebte Rudolf Stamm als rechtmäßiger Erbe in den Niederlanden. Im Juli 1942 wurde er mit seiner Frau und ihrem Sohn Eric nach Auschwitz deportiert, wo Else Stamm-Goslar und ihr Sohn Eric am 17. Juli, Rudolf am 15. August 1942 umkamen. Alfred Goslar wurde am 15. Juli 1942 nach Theresienstadt und am 21. September 1942 nach Treblinka deportiert, wo er vermutlich unmittelbar nach der Ankunft ermordet wurde.

Am 10. Februar 1943 beantragte Ernst Kaufmann ein letztes Mal die Freigabe der Kosten für Lagermiete und Versicherung für den Haushalt für die vergangenen drei Monate. Ob und ggfs. wie er die Testamentsvollstreckung abschließen konnte, bevor er am 9. Juni 1943 in das Getto von Theresienstadt (und



von dort am 9.10. 1944 nach Auschwitz) deportiert wurde, ließ sich nicht klären. Die entsprechenden Akten gingen verloren.

Epilog

Am Freitag, 26. April 1946, fand die seit dem 20. Dezember 1942 erste Mitgliederversammlung des Vereins „Kinderkrankenhaus Rothenburgsort“ statt. Auf ihr dankte der kommissarische Vorsitzende des Vorstands, Senator a. D. Paul de Chapeaurouge, dem Oberarzt Wilhelm Bayer und drei weiteren Mitarbeitern des Krankenhauses, die auf Grund der Entnazifizierungsbestimmungen aus ihren Stellungen hatten ausscheiden müssen. Carl Stamm und sein Lebenswerk wurden im Protokoll nicht einmal erwähnt.

1967 suchte das Ortsamt Veddel-Rothenburgsort wegen der Verwechslungen mit der Billhorner Kanalstraße einen neuen Namen für die Zweite Billhorner Kanalstraße, die auf das ursprüngliche Kinderkrankenhaus zuführt, und zog als Namensgeber eine verstorbene Persönlichkeit, die sich um die Gründung oder Leitung des Krankenhauses verdient gemacht hatte, in Betracht. Der Vereinsvorstand schlug Friedrich Thieding vor, der ab 1934 dem Vereinsvorstand angehört hatte, zwar passives Mitglied der NSDAP, als „unbelastet“ aus dem Entnazifizierungsverfahren hervorgegangen war, und sich vielmehr als Hausarzt, Funktionär in der Ärztekammer und Gegner der „Euthanasie“ einen Namen gemacht hatte. Am 3. Oktober 1969 wurde der Namenswechsel zu „Thiedingreihe“ [siehe in Bd. 1: Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen] vollzogen.

Trotz der unklaren Todesumstände wurden für Minna Margarethe und Carl Stamm an ihrer Wohnadresse Eppendorfer Weg 14 Stolpersteine verlegt und ein weiterer für Carl Stamm vor seiner Wirkungsstätte in Rothenburgsort. Ein weiterer Schritt zu seiner Würdigung und Erinnerung ist die Benennung des Parks an der Ecke Marckmannstraße/Billhorner Deich nach ihm. (...).

Text: Hildegard Thevs, Text aus: www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 552-1 Jüdische Gemeinden, 99b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; StaH, 314-15 Akten des Oberfinanzpräsidenten R 1938/2853; Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme. Hamburg 1995; Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, 4 Bde., hrsg. vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006; StaH Senat VII Lit Qd Nr. 628; 135-1 I-IV Senatskanzlei – Präsidialabteilung, 1928 A 86, 7753; 231-10 Vereinsregister, B 1997-1, Bd 1 und 2; 332-5



Standesämter, 8080+221/1924; 8174+348/1941; 9919+321/1941; 332-7 Staatsangehörigkeitsaufsicht B III 80419; 351-8 Stiftungsaufsicht, B 361; 352-3 Medizinalkolleg IV C 29, IV C 118; 315-11 Amt für Wiedergutmachung, 091096 Oscar Herz; 710-2, Bd. 1 Originalia archivi, Vol. 8, Nr. 16; Jahresberichte Kinder-Poliklinik Rothenburgsort, 1898–1923; Horst Beckershaus: Die Hamburger Straßennamen. Hamburg 1997; Hendrik van den Bussche: Akademische Karrieren im „Dritten Reich“, in: Bussche (Hrsg.): Medizinische Wissenschaft im „Dritten Reich“. Kontinuität, Anpassung und Opposition an der Hamburger Medizinischen Fakultät. Berlin, Hamburg 1989, S. 115ff; Gerhard Ruhrmann, W. Holthusen: Das Kinderkrankenhaus Hamburg Rothenburgsort (1898-1982), in: Hamburger Ärzteblatt (40), 1986; Carl Stamm: Das Kinderkrankenhaus Rothenburgsort, in: Hygiene und soziale Hygiene in Hamburg, S. 254–257; Das Säuglings- und Kinderkrankenhaus Rothenburgsort e. V. Hamburg. Hamburg 1948; Tätigkeitsbericht des Säuglings- und Kinderkrankenhauses Rothenburgsort e. V. 1928-1929, Hamburg; Festschrift des Säuglings- und Kinderkrankenhauses Rothenburgsort e. V. anlässlich der Einweihung des erweiterten Neubaus 1928; 80 Jahre Kinderheilkunde in Rothenburgsort. Eine Festschrift vorgelegt vom Verein Kinderkrankenhaus Rothenburgsort e. V.; Persönliche Mitteilungen von Harald Jenner, 13.6.2010.

- **Carl-von-Ossietzky-Platz, St. Georg (1989):** *Carl von Ossietzky (1889-1938), Publizist, zwischen 1927 bis März 1933 Herausgeber der Zeitschrift „Die Weltbühne“, Pazifist, Friedensnobelpreisträger (1936), verstarb an den Folgen seiner KZ-Haft*

Carl von Ossietzky heiratete 1913 Maud Lichfield-Woods (1884 oder 1888–1974), Tochter eines britischen Kolonialoffiziers und Urenkelin einer indischen Prinzessin.

Carl und Maud hatten sich im Hamburger Dammtor-Café kennengelernt. Maud war damals in der englischen Frauenrechtsbewegung aktiv und brachte ein großes Vermögen aus dem Erbe ihres Vaters mit in die Ehe. Jedoch wurde das Geld zu Beginn des Ersten Weltkrieges beschlagnahmt.

Durch die Unterstützung Mauds gab Carl von Ossietzky seinen ungeliebten Beruf als Hilfsschreiber beim Hamburger Amtsgericht auf und konnte sich ganz seiner geliebten publizistischen Tätigkeit widmen und Herausgeber der „Die Weltbühne“ werden. In Dankbarkeit schrieb er denn auch in das gemeinsame Erinnerungsbuch der Eheleute: „Du bist die Anregerin gewesen. Ich wuchs gleichsam in die Tat hinein, zuerst mußte ich geschoben werden, gestützt werden, bis ich plötzlich auf eigenen Füßen stand. Und da fand ich plötzlich den Genuß, die Freude an der Tat. Und Du bist der Magnet, der zuerst an das starre Eisen gerührt hatte.“

Das Paar bekam eine Tochter: Rosalinda (1919-2000), geboren in Berlin, wohin das Paar nach dem Ersten Weltkrieg von Hamburg aus hingezogen war.

In den zwanziger Jahren war Carl von Ossietzky beruflich sehr eingespannt, was der Ehe nicht gut tat. Maud vereinsamte. Sie „hatte ihre ‚große, einzige Liebe‘ Ossietzky an die ‚Weltbühne‘ verloren, wo ein ‚neuer, selbstbewußter Ossietzky‘ tätig ist. Der will sie [die emanzipierte Frauenrechtlerin] unter seine Fittiche



nehmen, ihr ein ‚Nestchen‘ bauen: , Du liebes, gutes, oft betrogenes Schäfchen, wer hieß Dich auch das Schicksal eines Mannes teilen, der, „innerlich beweglicher ist als viele andere?!“ (...) 1) heißt es am 18.4.1988 im vom „Spiegel“ veröffentlichten Artikel „Das Gefühl für die Republik. Zum 50. Todestag des Friedensnobelpreisträgers - ein Boom an Ossietzky-Büchern“ .

Auch die Tochter Rosalinda hatte unter der Arbeitsbesessenheit ihres Vaters leiden müssen. Sie klagte in späteren Jahren: „Das Blatt [Die Weltbühne] nahm mir meinen Vater und machte meine Mutter krank.“

Rosalinda wuchs die meiste Zeit in Heimen und Landschulen auf. Ihren Vater sah sie zum letzten Mal als Dreizehnjährige 1932. 1933 emigrierte sie zuerst nach England, dann nach Schweden. Später als Erwachsene setzte sie sich für das Werk und die pazifistische Einstellung ihres Vaters ein, wurde selbst zu einer aktiven Pazifistin: „Damit kein Vater wieder so sterben muss wie er, damit kein Kind wieder so vaterlos aufwächst wie ich.“

Maud litt an Alkoholsucht. Dies war auch ein Grund gewesen, warum Carl von Ossietzky nicht rechtzeitig nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten emigrierte. Die Gefahr als einer der Ersten Unliebsamen verhaftet zu werden, war ihm und seinen WeggefährtInnen bewusst gewesen. Neben der Alkoholerkrankung und der daraus resultierenden Sorge um seine Ehefrau gab es noch weitere private, aber auch politische Hinderungsgründe für eine Emigration. So hatte sich das Ehepaar Ossietzky Anfang 1933 eine eigene Wohnung eingerichtet, sich dafür verschuldet und verfügte somit über keine finanziellen Rücklagen, um sich in der Emigration finanziell über Wasser zu halten. Denn vom Ausland aus hätte Ossietzky durch seine publizistische Arbeit seine Frau und das gemeinsame Kind kaum finanziell unterhalten können. Außerdem hätte es Ossietzky wohl auch als Feigheit angesehen, wenn er, der jahrelang gegen den Nationalsozialismus gekämpft hatte, nun einfach verschwinden würde. Carl von Ossietzky wurde einen Tag nach dem Reichstagsbrand, am 28.2.1933 verhaftet. Aus der Haft schrieb er in jedem seiner Briefe an seine Frau, dass sie sich nicht sorgen brauche, es ginge ihm gut. Dazu erwähnte er liebevoll das gemeinsame Kind und bat um Kleinigkeiten des alltäglichen Bedarfs.

Maud von Ossietzky ging es gesundheitlich immer schlechter, und so musste sie einige Zeit in einem Berliner Sanatorium verbringen.

Hilfe bekam das Ehepaar von Ossietzky besonders von **Hedwig Hünicke**. Sie war Geschäftsführerin der Redaktion der „Die Weltbühne“ gewesen und hielt engen Kontakt zu den Freunden von Ossietzky, begleitete Maud bei ihren Besuchen im KZ, verschaffte dem Ehepaar Geld, das im Ausland gesammelt worden war und war für Ossietzky während seiner Haftzeit eine ganz besondere



Stütze. Hedig Hünicke wurde mehrmals von der Gestapo vorgeladen. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie in jüdischen Verlagen, für die es wichtig war, dass dort eine „arische“ Frau arbeitete.

Ebenso wichtig waren für Carl von Ossietzky **Hilde Walter** (1895-1976) und **Gusti Hecht** (1895-1950). Hilde Walter, die ebenfalls Publizistin war und für die „Die Weltbühne“ geschrieben hatte sowie in deren Redaktion tätig gewesen war, gehörte wie auch die beiden anderen Frauen Gusti Hecht und Hedwig Hünicke zum „Freundeskreis Carl Ossietzky“, der die in den KZ inhaftierten Mitarbeiter der „Die Weltbühne“ unterstützte und Kontakt zu ihnen hielt. Ende 1933 emigrierte Hilde Walter nach Frankreich, von wo aus sie die internationale Kampagne für den Verleihung des Friedensnobelpreises an den inhaftierten Carl von Ossietzky leitete. 1941 emigrierte sie dann in die USA und kehrte 1951 nach West-Berlin zurück.

Gusti Hecht war Architektin und Journalistin und arbeitete ab 1931 als verantwortliche Redakteurin für den „Welt-Spiegel“, der sich in seinen Artikeln öffentlich gegen die Machtübernahme der Nationalsozialisten stark machte. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten musste Gusti Hecht wegen ihre jüdischen Herkunft ihre Arbeit an der Zeitung einstellen. 1936 emigrierte sie nach Südafrika, heiratete dort 1940 den Chemiker Ernst Koenigsfeld und betrieb in Johannesburg einen Geschenkeladen mit Café.

Als Carl von Ossietzky im KZ inhaftiert war, lebte Maud bei ihren Schwiegereltern in Hamburg. „Während seiner Leidenszeiten in Gefängnis und KZ ist sie dem Verhungern nahe, sie kennt die Not aus der Zeit seiner ersten Gehversuche als Journalist. Hoffnung für beide gab es dazwischen nur kurz. (...) Seine Frau stellt ein Gnadengesuch nach dem anderen. Doch nicht ihre bescheidenen Aktivitäten, sondern die laute Kampagne der Freunde im Ausland, ihn zum Friedensnobelpreis vorzuschlagen, erhält Ossietzky für ein paar weitere Jahre das Leben. Als ihm die Auszeichnung 1936 verliehen wird, liegt er todkrank unter ständiger Bewachung in einem Berliner Krankenhaus. Am 4. Mai 1938 - Maud ist bei ihm - stirbt er an Tuberkulose. Maud von Ossietzky folgt ihm erst 1974. (...)“ 1)

Rosalinda von Ossietzky-Palm war sechzehn Jahre alt, als ihr Vater den Friedensnobelpreis verliehen bekommen sollte. In einem Vortrag, den sie viele Jahrzehnte später an der Universität Oldenburg hielt, sprach sie über ihre damaligen Aktivitäten und Gefühle: „ Damals war ich sechzehn Jahre und wurde von England nach Schweden geholt, um konkret an der Friedenspreiskampagne in Schweden teilzunehmen. Der emigrierte Journalist Kurt Singer, ein enthusiastischer junger Mensch, tief empört über Ossietzkys Schicksal, hat mich schon ziemlich lange per Korrespondenz in der Kampagne engagiert, um mit meinen authentischen Belegen seine Artikel in der schwedischen Presse den Lesern,



den Friedenskämpfern und Antifaschisten persönlich nahezubringen. Es gelang ihm, ein enormes Engagement in allen Kreisen hervorzurufen. Man konnte wirklich von einer antifaschistischen Einheitsfront sprechen. In Schweden war sie möglich; sie galt einem Menschen, der in Deutschland im KZ saß (...).

Ich war im November 1936 schon vom ‚Ossietzky-Komitee‘ in einer Internatschule, der ‚Vigbyholms-Skolan‘, untergebracht worden. Der Rektor der Schule, ein Quäker, wurde mein Vormund. Der Rektor und seine pädagogisch moderne Schule wurden in der Öffentlichkeit bekannt wie nie zuvor, sozusagen durch mich, die neue, plötzlich prominente Schülerin. Da überbrachte man mir frühmorgens die Neuigkeit. Ich erhielt Telefonanrufe, und mehrere Journalisten kamen in Taxis in die von Stockhol 22 Kilometer entfernte Schule. Alle Zeitungen hatten riesige Schlagzeilen, ich heftete sie an die Wand. Ein ungewöhnlicher Schultag, ich schwamm in einem Meer von Seligkeit, Hoffnungen, Erwartungen. Es war wunderbar für mich, die Journalisten zu treffen, um meine Begeisterung und die Freude auszusprechen und vor allem die Wünsche, die ich mit dem Friedenspreis verknüpfte. (...) Die Hoffnungen, die größten, die ich haben konnte, wurden bald zu schlimmsten Enttäuschungen. Mein größter Wunsch, sagte ich den Journalisten, sei - denn ich war vollkommen überzeugt davon, daß man einem Nobelpreisträger nicht verweigern konnte, den Preis in Oslo entgegenzunehmen -, daß mein Vater in ein Sanatorium in den Schwarzwald kam. Und daß wir uns wiedersehen konnten. Vor allem wollte ich ihn wiedersehen, und ich hoffte auf ein künftiges Zusammensein der Familie überhaupt. Ich sagte den Journalisten, daß ich in die Londoner Theaterschule, die an ‚The old vic‘ angeschlossen war, gehen wollte, wo ich eine Prüfung, über die ich sehr stolz war, abgelegt und die mich als Schauspielschülerin angenommen hatte. Nun könnte ich meine Studien bezahlen und ebenso wie meine Eltern bald von anderen finanziell unabhängig sein. Ich glaube, ich schockierte viele mit meinen freimütigen Äußerungen, frei und linksradikal aufgewachsen, äußerlich sicher und reif. Aber an diesem Tag waren alle glücklich, (...). Man glaubte natürlich an eine menschenwürdige Lösung für Carl von Ossietzky selbst. Ich sagte das alles den Reportern, und wie unglaublich stolz ich über die Ehrung meines Vaters war sowie über den großen Einsatz, den er für den Frieden als verantwortlicher Redakteur in der Weltbühne geleistet hatte. Ich glaube, daß die Kampagne zur Freilassung Ossietzkys viele Menschen aufmunterte, sie zusammenführte, und daß mein unkonventionelles Auftreten, meine temperamentvollen Aussprachen dabei mitwirkten.“ 2)

Anlässlich des Todes von Rosalinda von Ossietzky-Palm - der ersten Ehrenbürgerin von Oldenburg - schrieb die Pressestelle der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg: „(...) Rosalinde von Ossietzky-Palm sei eine große Freundin der Universität Oldenburg gewesen und habe viel dazu beigetragen, dass die



Hochschule heute den Namen ihres Vaters trage, für dessen Vermächtnis sie sich europaweit engagiert habe, sagte heute Präsident Prof. Dr. Siegfried Grubitzsch. Wie keine andere habe sie von Carl von Ossietzky ein lebendiges Bild vermittelt und damit viele junge Menschen für den großen Demokraten interessiert. Wegen dieses Engagements habe sie der Senat der Universität 1991 zur ersten Ehrenbürgerin ernannt. Rosalinde von Ossietzky-Palm wurde am 21. Dezember 1919 in Berlin geboren, wo sie auch aufwuchs und zur Schule ging. Nach der Verhaftung ihres Vaters 1933 schickte ihre Mutter Maud, eine gebürtige Engländerin, sie auf die britische Insel, um sie vor den Nationalsozialisten zu schützen. Dort besuchte die erst 13-jährige eine Internatsschule und begann mit der Ausbildung zur Tänzerin. Nach ihrer Übersiedlung Mitte der 30er Jahre nach Schweden konnte sie diese Pläne nicht weiter verfolgen und begann eine Ausbildung als Sozialarbeiterin. Diesen Beruf übte sie bis zu ihrer Pensionierung in der schwedischen Hauptstadt aus. Sie lebte in zweiter Ehe mit dem Journalisten Björn Palm zusammen und hinterlässt einen Sohn, den Maler Ebbe Palm. Der Kontakt zur Oldenburger Universität entstand in den 70er Jahren durch die Auseinandersetzungen um die Namensgebung. Nach mehreren Besuchen und Auftritten vor Studierenden und der Oldenburger Öffentlichkeit übergab Rosalinde von Ossietzky-Palm 1981 den Nachlass ihres Vaters an die Universität und ermöglichte damit die durch Oldenburger WissenschaftlerInnen herausgegebene Ossietzky-Gesamtausgabe. Ihren letzten Besuch stattete sie der Universität Oldenburg im vergangenen Jahr zum 25-jährigen Jubiläum ab.“ 3)

Quellen:

- 1) Das Gefühl für die Republik. Zum 50. Todestag des Friedensnobelpreisträgers - ein Boom an Ossietzky-Büchern , in Spiegel vom 18.4.1988, unter: www.spiegel.de/Spiegel/print/d-13528288.html
- 2) Rosalinda von Ossietzky-Plam: Wie es auch war, unter: diglib.bis.uni-oldenburg.de/pub/unireden/ur6/rosalind.pdf
- 3) Universität trauert um Rosalinda von Ossietzky-Plam, unter: www.presse.uni-oldenburg.de/2000/040.html

- **Carpserweg, Ohlsdorf (1952): Peter Carpser (1699-1759), Wundarzt in Hamburg**
Siehe auch: Klopstockstraße, in Bd. 2.

Peter Carpser war mit Klopstock und Hagedorn (siehe: Hagedornstraße, in Bd. 3 online) befreundet. „Sein bescheidenes Haus in der ‚Düsterstraße‘ (...) vereinigte gastlich die hervorragendsten Geister Hamburgs und des Auslandes. Seine Berühmtheit steigerten gleichzeitige Schriftsteller durch ihre lebhaften Schilderungen Carpser’s des Arztes und Menschen. – Der im Jahre 1758 zu Leipzig erfolgte Tod seines hoffnungsvollen Sohnes und einzigen Kindes (eines



Stud. med.) veranlaßte eine Reihe an den Vater gerichteter Trostgedichte und Beileidszuschriften von nah und fern (gedruckt herausgegeben von Dr. Unzer), welche Zeugniß geben von dem seltenen Grade hochachtungsvoller Zuneigung für den Vater, welcher seinem Sohne schon im nächsten Jahre folgte. (...). 1)

Quellen:

- 1) Artikel „Carpser, Peter“ von Otto Beneke in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 4 (1876), S. 9–10, Digitale Volltext-Ausgabe in [Wikisource](http://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Carpser,_Peter&oldid=2111424), URL: http://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Carpser,_Peter&oldid=2111424 (Version vom 17. Mai 2015, 11:02 Uhr UTC)

- **Carsten-Fock-Weg**, *Finkenwerder (vor 1938)*: *Carsten Fock (1876-1953), Gemeindevorsteher von Finkenwerder*
- **Carsten-Meyn-Weg**, *Poppenbüttel (1977)*: *Johann Christian Meyn (1810-1899), Landschaftszeichner des Alstertals, Bürgerschaftsabgeordneter, Ingenieur*
Verheiratet seit 1838 mit **Emma Knoph** (1810-1884), der Tochter des Hamburger Münzmeisters.
- **Carsten-Rehder-Straße**, *Altona-Altstadt (1950)*: *Carsten Rehder (1866-1930), Gründer der Altonaer Hochseefischereiflotte*
- **Carsten-Reimers-Ring**, *Bramfeld (1979)*: *Carsten Reimers (1817-1898), Besitzer des Gutes Carlshöhe*
- **Carsten-Reimers-Stieg**, *Bramfeld (1979)*, siehe: Carsten-Reimers-Ring.
- **Caspar-Voght-Straße**, *Hamm (1916)*: *Caspar von Voght (1752-1839), Reichsfreiherr, Kaufmann, Sozialreformer*



Siehe auch im Internet unter: Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.

Siehe auch: Reimarusstraße, in Bd. 2.

Siehe auch: Baron-Voght-Straße, Poelsweg und Sievekingdamm, in Bd. 3 online.

Caspar Voght war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns und Senators und gehörte zu den Sozialreformern seiner Zeit. Auf seinem Mustergut in der Baron-Voght-Straße 63 „erprobte er zur Verbesserung der Ernährungslage der Bevölkerung“, aber auch, „um seine Erträge zu erhöhen, in England erworbene fortschrittliche Bewirtschaftungsmethoden, unterhielt ein chemisch-agronomisches Versuchslaboratorium und begann mit dem feldfruchtmäßigen Anbau von Kartoffeln.“ 1)

Caspar Voght beteiligte sich auch an der neuen Armenordnung und leitete die 1788 gegründete Allgemeine Armenanstalt.

Über Caspar Voght heißt es im Hinblick auf Frauen: „Er blieb unverheiratet, war aber den Frauen allzeit zugetan. Er reiste viel, war ein glänzender Gesellschafter und genoss die Kultur der Höfe und Salons“. 2).

Seine Geliebte hieß **Magdalena Pauli, geb. Poel** (1757-1825). Er liebte sie leidenschaftlich, und als die Liebe vorbei war, waren sie sich bis zum Ende ihres Lebens freundschaftlich verbunden. Für Magdalena Pauli ließ er den Jenischpark erbauen.

Magdalena Pauli war die Schwester von Piter Poel (siehe: Poelsweg, in Bd. 3 online), einem Freund von Caspar Voght. Als sie Caspar Voght 1784 in Hamburg kennen lernte, war sie bereits seit 1776 mit dem Geheimen Legationsrats und Kaufmanns Adrian Wilhelm Pauli (1749–1815) verheiratet. Es handelte sich um eine von den Eltern (Vater: Kaufmann) Magdalena Paulis arrangierte Ehe, um ihre Tochter finanziell zu versorgen. Damals, als sich Voght und Magdalena näher kamen, war sie bereits Mutter einer Tochter (geb. 1780). Ein Jahr nach ihrem Kennenlernen gebar Magdalena ihr zweites Kind (geb. 1785); ein weiteres Jahr später (1786) erneut ein Kind, das aber nur kurze Zeit lebte. 1791 und 1792 kamen noch zwei weitere Kinder hinzu. „Welche Qualen und Kämpfe diesen Geburten vorausgingen bei einer Frau, die einen anderen liebte und durch Gesetz gezwungen war, ihren Körper ihrem Ehemann nicht zu verweigern, läßt sich nur erahnen“, 3) schreibt sehr einführend Alfred Aust in seinem Buch „Mir war ein schönes Loos. Liebe und Freundschaft im Leben des Reichsfreiherrn Caspar von Voght“

Caspar Voght beschrieb seine Geliebte wie folgt: „Nie hat eine Frau einen so entscheidenden allgemeinen Ruf von Liebenswürdigkeit und zugleich von Strenge der Grundsätze gehabt. Hochverehrt hatte sie jeden Neid ihres Geschlechts zu entwaffnen gewußt. Diese so allgemein geliebte Frau war klein,



nicht einmal gut gebaut; eine dunkle Farbe deckte die nicht feine Haut ihres Gesichts, äußerst kurzsichtig bedeckten nur zu oft die Gläser ihren Blick. Haarwuchs und Füße waren das einzige, was die Frauen Schönes an ihr fanden; (...). ihre Blicke drangen ins Herz und zogen unwiderstehlich an sich, und dieses alles mit einer Wahrheit und einer Natur, welche die leiseste Spur von Gefallsucht verbannte. Was sie vorzüglich auszeichnete, war die tätige Empfindsamkeit, mit der sie in jede Gesellschaft ein neues Leben brachte. Grazie war in allen ihren Bewegungen, und wo sie war, verschwand die Apathie in der Gesellschaft, und geistvolle Freude war um sie her.“ 4)

Alfred Aust schreibt über die Ursachen der Leidenschaft zwischen Magdalena Pauli und Caspar Voght: „(.)Voght musste in der steifen und derben Geselligkeit des Hamburger Bürgertums im 18. Jahrhundert einer jungen, gebildeten Frau als weltgewandter, vollendeter Kavalier mit höfischen Sitten, mit umfassender Bildung und großer Weltkenntnis besonders auffallen. Auf seinen Bildungsreisen durch fast alle Hauptstädte Europas hatte er sich Fähigkeiten angeeignet, die ihn zum Mittelpunkt eines jeden Festes werden ließen. (...)

Diese Frau, die wie ein leuchtender Stern in der Hamburger Gesellschaft aufgestiegen war, musste auf einen Mann mit einem leicht entzündbaren Herzen, auf den schöne und geistreiche Frauen schon immer ‚viel Wirkung‘ gemacht hatten, der in seinen jungen Jahren das ‚Lieben und Geliebtwerden‘ zur Devise seines Lebens erhoben hatte, einen Sturm der Gefühle und Empfindungen hervorrufen, der alle Regeln gesellschaftlicher Konvention durchbrach.“ 5)

„Als [jedoch] der Klatsch in der Hamburger Gesellschaft über die beiden Liebenden Formen angenommen hatte, daß der Ehemann seine Frau bespitzelte, wenn sie sich in Hamburg bei ihrer Schwägerin Dorothea Glashoff oder bei ihrer intimsten Freundin Hannchen [siehe: Sievekingdamm und Poelsweg, in Bd. 3 online], der Frau von Voghts Geschäftspartner Georg Heinrich Sieveking, aufhielt, blieb ihnen nichts übrig, sich – wenn auch schweren Herzens – zu trennen, weil Voght fürchtete, daß dieser Elende ‚sie alle den Ausschweifungen preisgäbe, die die Folgen der Eifersucht bei so einem Menschen ein könnten.‘ Er wollte ihm ‚keine Veranlassung geben, das edelste und geliebteste Weib zu mißhandeln‘.“ 6).

Um die Trennung von seiner Geliebten zu überwinden, reiste Voght nach Paris, London, beschäftigte sich mit Agrarreformideen, wollte in der Philosophie den Sinn des Lebens ergründen und begann sich um Armenpflege zu kümmern. D. h., sein Liebeskummer öffnet ihm sein Herz den Armen und gab seinem Intellekt Inspiration für Reformideen.

Voller Sehnsucht nach seiner Geliebten kam Voght nach einigen Jahren seines Wanderlebens 1786 nach Hamburg zurück. Die beiden Liebenden trafen sich



fortan bei ihren Freunden, so im Reimarus-Kreis, bei Elise Reimarus, bei Sievkings und auf anderen Festen. Doch weil sie überall beobachtet wurden, wagten sie nie längere Zeit miteinander zu sprechen. Mit Briefen hielten sie weiterhin Kontakt zueinander.

Sie konnten nicht voneinander lassen. Und so wurde für Voght die Lage immer unerträglicher. Er begab sich wieder auf Reisen, löste 1793 seine Sozietät mit Sieveking auf, war nun frei und blieb zwei Jahre weg von Hamburg. Als er 1795 mit Anfang 40 zurückkehrte, „flippte“ er – wie man heute sagen würde - ein wenig aus. Alfred Aust schreibt: „Ein Fest folgte dem anderen (...) die Tage [werden] mit mimischen Possen und dummen Scherzen verbracht. In der Nacht erklingen französische zärtliche Liebeslieder, die für Mädchen- und Frauenohren der ‚guten Gesellschaft‘ nicht bestimmt sind. 1796 verliebt er sich Hals über Kopf in die französische Sängerin und Schauspielerin Madame Chevalier (...). Was mochte in Voghts Herzen vor sich gegangen sein? (...) Hatte ihn die Verzweiflung gepackt über seine Hoffnungslose Liebe, über die Unerfüllbarkeit seines größten Wunsches, über die Leere seines Lebens? (...) Auch seine Erkenntnis über die Ehe, (...) ist aus eigener tragischer Verkettung gewonnen: ‚Grausam sind unsere ehelichen Einrichtungen! Der Irrtum in der ersten Wahl entscheidet unwiederbringlich das Unglück des ganzen Lebens.‘ (...) All seine Enttäuschung, sein Fühlen und Denken sucht er im Trubel der Feste und Vergnügungen zu betäuben.“ 7)

Als 1799 Voghts Freund Georg Heinrich Sieveking und Voghts Mutter starben, änderte sich Voghts Seelenlage. Trauer machte sich in seinem Herzen breit, die Leidenschaft zu Magdalena Pauli erlosch und machte dem Gefühl der innigen Freundschaft Platz, die bis zu beider Lebensende halten sollte.

1808 trennte sich Magdalena von ihrem Ehemann und zog mit ihren Kindern nach Bückeberg. Geheiratet haben die beiden dennoch nicht.

Nach dem Tod ihres Mannes kam Magdalena Pauli - damals 60 Jahre alt - 1817 als Gast zu dem damals 65 jährigen Voght nach Flottbek. Auch jetzt entschieden sie sich nicht für eine räumliche Zweisamkeit, obwohl, sie wussten, dass sie zueinander gehörten.

1820 zog Voght in einem Brief an seine Liebste „das Fazit seines Lebens (...) ,Ist es auch nicht alles das, was sich der jugendliche Sinn, von den Blüten des Lebens umgeben, auf süßer, schmeichelnder Hoffnung Fittichen schwebend, von der späten Frucht versprach, so ward doch jedem sein bescheiden Theil der Freuden, die das Leben giebt, nur mit mehr Schmerz gemengt, als es uns gut war zu ahnden. Furcht wechselt mit Hoffnung, Entbehrung mit Genuß, Schmerz mit Vergnügen, Leid mit Freude, mehr als wir glaubten. Dunkle Fäden laufen durch das Gewebe, das uns auch lauter Licht gewirkt schien, und am Ende



dieses lieben, bittersüßen Daseyns wiegt ruhige Ergebung uns in den letzten Schlummer ein, und neues Licht räumt die aufs neue jugendliche Seele, wenn sie die dunkle Hülle verläßt. Keiner von uns möchte das Leben noch *Einmal* durchleben, und keiner möchte es *nicht* gelebt haben.“ 8)

Magdalena Pauli starb 1825 im Alter von 67 Jahren an Auszehrung.

Mit **Hannchen Sieveking** (1760-1832), der Ehefrau seines besten Freundes und Geschäftspartners Georg Heinrich Sieveking verband Caspar Voght eine innige Freundschaft. Kurt vor seinem Tod äußerte er zu seinem Patenkind Karl Sieveking (siehe Sievkingallee, in Bd. 3 online), dem Sohn von Hannchen Sieveking: „Sie hat mich am besten verstanden und am dauerndsten und am reinsten geliebt.“ 9)

Quellen:

- 1) Ulrich Heidenreich: Johann Wilhelm Rautenberg, In: Ulrich Heidenreich, Inge Grolle: Johann Wilhelm Rautenberg, Amalie Sieveking. Wegbereiter der Diakonie. O. J. 2005, S. 8f.
 - 2) Rudolf Grosskopf: Caspar Voght: Hilfe zur Selbsthilfe, in: Bürger und Gesellschaft. Stiftungen in Hamburg. Hrsg. vom Initiativkreis Hamburger Stiftungen und der FHH-Senatskanzlei. Hamburg 2003, S. 29.
 - 3) Alfred Aust: Mir ward ein schönes Loos... Liebe und Freundschaft im Leben des Reichsfreiherrn Caspar von Voght. Hamburg 1972, S. 18.
 - 4) Alfred Aust, a. a. O., S. 14.
 - 5) Alfred Aust, a. a. O., S. 15.
 - 6) Alfred Aust, a. a. O., S. 13.
 - 7) Alfred Aust, a. a. O., S. 29.
 - 8) Alfred Aust, a. a. O., S. 37.
 - 9) Alfred Aust, a. a. O., S. 106.
- **Celsiusweg, Bahrenfeld (1965): Anders Celsius (1701-1744), Astronom, Erfinder der Thermometereinteilung**

 - **César-Klein-Ring, Steilshoop (1973): César Klein (1876-1954), Graphiker, Bühnenbildner**

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten erhielt Klein Malverbot und wurde seines Amtes (Lehrtätigkeit) enthoben. Seine Kunst galt in der NS-Zeit als „entartet“. Klein zog sich in die innere Emigration zurück und lebte zurückgezogen auf dem Land.



César Klein war in erster Ehe seit 1902 verheiratet mit **Martha Steffen** (1879–1929) und in zweiter Ehe ab 1930 mit **Paula Bock** (geb. 1889) aus Leer.

- **Chamissoweg**, *Nienstedten* (1936): *Adalbert von Chamisso* (1781-1838), *Dichter und Naturforscher*

Siehe auch: Amalie-Schoppe-Weg, in Bd. 2.

1819 heiratete Chamisso die zwanzig Jahre jüngere **Antonie Piaste** (1800-1837). Das Paar bekam sieben Kinder.

Chamisso hatte noch einen unehelichen Sohn, den späteren Berliner Verleger Ludwig Hertz (1822-1901), der während der Ehe mit Antonie Piaste gezeugt wurde. Die Mutter von Ludwig Hertz war **Marianne Hertz** (1792-1844), Tochter des Bankiers Wolff von Halle und Ehefrau des Apothekers Joseph Jacob Hertz, der in Hamburg einen Drogenhandel führte. Chamisso hatte Marianne Hertz kennen gelernt, als er bei Joseph Hertz in Hamburg weilte.

Durch seine Ehe soll Chamisso zu vielen Gedichten angeregt worden sein. Sein Liederzyklus „Frauenliebe und -leben“, der von Robert Schumann vertont wurde, gehört zu Chamissos bekanntesten Werken. Dort besingt er die Gattenliebe, die Liebe in der Ehe.

- **Chapeaurougeweg**, Hamm (1927): Jacques de Chapeaurouge (1744-1805), Reeder, erwarb den “Hammer Hof”.

1769 heiratete er **Marie Elisabeth Hadorne** (1752–1793). Das paar hatte zwei Kinder.

- **Charlie-Mills-Straße**, *Farmsen-Berne* (1996): *Charlie Mills* (1888-1972), *Trabrennfahrer, in Hamburg geboren*

Charlie Mills lebte für seine Pferde. Allerdings bei einem seiner Pferde – nämlich bei Baka – hatte er sich im Geschlecht geirrt. Baka war keine, wie Mills glaubte Stute, sondern ein Hengst. Über sie/ihn schrieb er 1926 in „einen eigenen Beitrag in der Kulturzeitschrift ‚Der Querschnitt‘: ‚Mein schönstes Pferd. Meine Fahrten mit Baka, der herrlichen Ungarin, werde ich nie vergessen. Im Jahre 1920 tauchte der neue Stern am Traberhimmel in Wien auf, und mit einem Schlage war sie



zum Favoriten geworden. Sie wurde gefeiert und verhätschelt wie eine Primadonna – und so, wie eben nur die Wiener Primadonnen verwöhnen. Sie trabte stolz und selbstverständlich von Sieg zu Sieg, um schließlich die Krone, das Derby, zu gewinnen. Noch das gleiche Jahr brachte ihr das ehrenvolle Engagement nach Hamburg. (...) Zuerst ging alles gut; aber plötzlich merkte Baka die ungewohnte Umgebung, der fremde Boden, die Grasbahn irritierten sie: sie bekam Lampenfieber (...) und begann unregelmäßig und nervös zu laufen und zu springen, als ob sie das erste Mal eine Bahn unter ihren feinen Damenfüßchen hätte. Ich versuchte es in Güte – wurde ernstlich böse! Alles vergebens. Richtiges Lampenfieber! (...) Da – der Startschuss! Und Baka – meine Baka, läuft exakt in fabelhaftem Rhythmus, als ob nie etwas losgewesen wäre, läuft wie eine herrliche Maschine, holt in den letzten 500 Metern noch 40 Meter ein und gewinnt mit einer für europäische Verhältnisse fabelhaften Rekordzeit mit einer Halslänge das Rennen“. 1)

Quellen:

1) www.trabmagazin.de/?p=226

- **Chateaufstraße**, Hamm (1926): Alexis de Chateauf (1799-1853), Architekt

Seit 1846 verheiratet mit der Norwegerin **Caspara Möller**. Bereits vier Jahre später war das Paar schon getrennt. In dieser Zeit erkrankte Chateauf an einem Nervenleiden, an dem er auch verstarb.

Der historische Kriminalroman von Borris Meyn „Der Tote im Fleet“ handelt auch von Caspara Chateauf. In dem Roman wird sie beschrieben als Ehebrecherin, die einen Geliebten hat, von dem sie ein Kind erwartet.

- **Chemnitzstraße**, Altona-Altstadt (1951): Matthäus Chemnitz (1815-1870), Dichter des Schleswig-Holstein-Liedes „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ auf dem Jahre 1844, Amtsrichter in Altona

Er heiratete 1855 **Marie Katharine Wittmann** (gest. 1863). Das Paar lebte in Würzburg und bekam zwei Kinder. Nach dem Tod seiner Frau bekam Chemnitz eine Stelle als Kloster- und Amtsvogt in Uetersen. Dorthin zog er mit seinen beiden Kindern. Später erhielt er eine Anstellung als Amtsrichter in Altona. Dort lebte er mit seinen beiden Kindern und seiner Mutter. Als er nach langjähriger Krankheit starb, wurde er auf dem Begräbnisplatz eines Freundes beigesetzt,



weil das Geld für einen eigenen Grabplatz fehlte. Den Grabstein stiftete eine ehemalige Schülerin.

- **Christian-August-Weg**, *Nienstedten (1947): Christian Karl Friedrich August Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (1798-1869), Grundstückseigentümer*

Christian August war verheiratet mit **Luise Sophie von Dannekjold-Samsøe** (1796–1867), Tochter des Grafen Christian Conrad Sophus von Dannekjold-Samsøe. Das Paar bekam sieben Kinder, von denen zwei bereits im Kindesalter starben.

- **Christian-Boeck-Allee**, *Hamburg-Wellingsbüttel (seit 1992, vorher: Lindenallee), Christian Boeck (10. 03. 1875, Heiligenstedten - 21. 07.1964, Hamburg) Pastor bis 1945 an der Lutherkirche Hamburg-Wellingsbüttel, Aktivist der Niederdeutschen Bewegung (u.a. „Fehrs-Gilde“, seit 1916); wohnhaft bis 1964: Waldingstraße 39 (ehemals: Waldstraße), Hamburg-Wellingsbüttel*

„Was wir empfinden, wenn wir auf Dich, auf Dein Werk schauen: Habe Dank, Dank, Dank!“ [1]

I

Sein „gläubiges, gütiges und warmherziges Wirken (...) bleibt unvergessen“[2]; seine „in vielfacher Weise segensreiche Tätigkeit“[3] wird hervorgehoben; er gilt als der „geistige, weise und gütige Mensch“ schlechthin [4]. Kurzum, „gleich lebens- wie verehrungswürdig“[5], habe er sich „im In- und Ausland einen geschätzten Namen erworben“ [6].

Vereine und Universitäten überreichten ihm Preise und Auszeichnungen; Festschriften wurden ihm gewidmet. Das Bundesverdienstkreuz wurde ihm verliehen.[7] Endlich, fast drei Jahrzehnte nach seinem Tod, erhielt eine kleine Straße in Hamburg seinen Namen.[8]

Schon sein Geburtsort schien auf eine besondere Beziehung zu den Mitmenschen zu deuten, was in Anbetracht der Tatsache, dass er ein protestantischer Pastor war, allerdings außergewöhnlich zu nennen wäre. Er sei, wurde bemerkt, „- nomen est omen – in Heiligenstedten geboren.“[9]



Christian Boeck, über den so geschrieben wurde, wurde am 10. März 1875 in besagtem schleswig-holsteinischen Heiligenstedten an der Stör, unweit Itzehoe, geboren. Nach der üblichen Schulzeit (Gymnasium in Rendsburg) absolvierte er – in Leipzig, später Marburg und Kiel – das Studium der evangelischen Theologie, wurde danach Vikar in Kappeln an der Schlei, dann in Kiel. Anschließend war er Hilfsgeistlicher in Bramfeld/Wellingsbüttel nahe Bergstedt. Damals waren das kleine Orte in Stormarn, vor den Toren Hamburgs. Von 1907 bis 1933 stand Boeck der Kirchengemeine Bramfeld vor, übernahm danach die Hilfsgeistlichenstelle des noch zu Bramfeld gehörenden Pfarrbezirks Wellingsbüttel.[10]

Seit 1937 verfügte Wellingsbüttel – nunmehr zu Hamburg gehörend („Groß-Hamburg-Gesetz“) – erstmals über eine eigene Kirche, die neu erbaute Lutherkirche, Mittelpunkt der (ab Juli 1938) selbstständigen Kirchengemeinde Wellingsbüttel. Sowohl am Kirchenbau wie an der Verselbstständigung der Gemeinde hatte Boeck offenbar nicht unwesentlichen Anteil.

Mit Bewunderung wird noch 1992 daran erinnert: „Nach Überwindung der üblichen Schwierigkeiten (...) konnte er die schlichte, in ihrer dörflichen Architektur der Umgebung so sensibel angepaßte Lutherkirche am 28. November 1937, dem ersten Adventssonntag des Jahres, übernehmen.“[11] Boeck selbst fand, der Kirchenbau zeichne sich durch „ein Gepräge [aus], das ganz von selbst ohne Künstelei etwas von niederdeutschem Bauwesen anklingen läßt“, und lobte den Eindruck eines „niedersächsischen Bauernhauses“. Sein abschließendes Urteil: „So kommt beides in diesem Bau zur Wirkung, der christliche Gedanke, dem er dienen soll, und das Heimatgefühl, das in ihm seinen Ausdruck findet.“ Diese neue Kirche war nicht nur der Umgebung, sondern auch dem Zeitgeist „sensibel angepasst“ (was freilich aus anderer Quelle zu erschließen ist): Der Bau war nach Norden ausgerichtet – dem Mythos von der vermuteten Urheimat der Germanen und Arier entsprechend – und ins Mauerwerk wurden (bis heute erhaltene und sichtbare) Runenzeichen und ein Hakenkreuz integriert. Die größte der drei im Dezember 1937 gelieferten Glocken, die es'-Glocke, zierte neben der Inschrift „Ein feste Burg ist unser Gott“ dann auch ein Hakenkreuz.[12]

Pastor Boeck hatte sich schon eine Weile mit diesem Zeitgeist auseinandergesetzt: Im August 1935 notierte er zu einer „Arbeitsgemeinschaft“, welche er in der Gemeinde durchführte: „Die Zeit, die hinter uns liegt, die man die liberalistische nennt, die Zeit, in der die Freiheit zur Willkür ausartete, hat so viele Meinungen und Gedanken hervorgebracht, daß auch in den Köpfen der Christen die verschiedensten Vorstellungen von dem, was Christentum ist, herrschen.“[13]

Den Treffen dieser „Arbeitsgemeinschaft“ sollten deshalb Bibeltexte, etwa der Römerbrief, zugrunde liegen. Boeck hielt im Oktober 1935 fest, wie das ablief: „Jede Aussprache wurde mit einer Einführung begonnen, die bald dieser, bald



jener Teilnehmer übernahm. In einer Sitzung wurde ein Referat über Rosenbergs Schrift gegen die Dunkelmänner gehalten und dieses besprochen. Auch bei der Besprechung der einzelnen Römerbriefkapitel kamen bald die Fragen der Gegenwart zur Sprache. Es ist nicht möglich, alles aufzuzählen, was im einzelnen erörtert wurde, nur einiges sei erwähnt: Religion und Rasse, Jesus und Rasse, Paulus und Rasse, Erbsünde, Kulturentwicklung, Christentum und Deutschtum usw.“[14] Boeck konnte zweifellos nicht nur zum Bibeltext, sondern auch zu „Fragen der Gegenwart“, etwa dem Thema Rasse, viel beisteuern, wie im Folgenden zu zeigen ist.

Geplagt von zunehmender Schwerhörigkeit, übergab Boeck im Juli 1938 – er war mittlerweile 63 Jahre alt - seine Pastorenstelle an den Nachfolger Rudolf Scheuer. Dieser wurde jedoch im folgenden Jahr in den Krieg geschickt, was ihn „für Führer und Vaterland“ 1941 in Russland das Leben kostete. Also musste Boeck letztlich doch weiter kirchlichen Dienst als Pastor in Wellingsbüttel tun – bis Ende August 1945.[15]

Danach konnte er sich noch fast zwei Jahrzehnte lang dem widmen, was ihn schon immer beschäftigt hatte: Heimatkunde, Plattdeutschpflege, Niederdeutschtum.

II

Für Boeck trafen sich diese Interessen insbesondere in einem Punkt: in der Verehrung des schleswig-holsteinischen, in Itzehoe beheimateten Schriftstellers Johann Hinrich Fehrs (1838-1916). Nachdem er als Student in Kiel den Sohn Fehrs' kennengelernt hatte, hatte Boeck auch Zugang zum Haus des Vaters, der sich als Dichter herausstellte.[16] In niederdeutschen Kreisen wurde dieser, vor allem nach Erscheinen seines Romans „Maren“ (1907) - „En Dörpsromån ut de Tied von 1848/51“ -, als *das* große Talent, der „vierte Klassiker“[17] neuniederdeutscher Literatur gehandelt (in Nachfolge von Reuter, Groth und Brinckmann).

Als Fehrs 1916 starb, bildete sich sogleich ein Kreis niederdeutsch Heimatbewegter, die zu Ehren ihres literarischen Idols einen Verein gründeten: die „Fehrs-Gilde“ (in Hamburg bzw. Itzehoe). Federführend (und Vereinsvorsitzender bis 1921) war der in der norddeutschen, niederdeutsch-völkischen Szene umtriebige Journalist Jacob Bödewadt (1883-1946).[18] Christian Boeck, der 1908 als erster eine Monographie zu Fehrs herausbrachte,[19] war von Anfang an dabei, zeichnete für die „Blätter der Fehrs-Gilde“, das Vereinsorgan, und andere Veröffentlichungen der „Gilde“ verantwortlich und übernahm später (ab Ende 1938) den Vorsitz des Vereins - bis zu seinem Todesjahr 1964. Damit



bestimmte der Pastor Jahrzehnte hindurch – vor 1933, bis 1945 und danach – in entscheidendem Maß die Aktivitäten dieser „Gilde“: ihr Programm, ihre Veröffentlichungen und Veranstaltungen, ihre politische Positionierung. („Seine Persönlichkeit drückte der Fehrs-Gilde so sehr den Stempel auf, daß es wohl schien, als sei er die Fehrs-Gilde“, verlautete nach seinem Tod aus dem Verein.) Im Netzwerk der konkurrierenden Niederdeutsch-Vereine nach 1918 (in Hamburg wie im norddeutschen Raum) spielte die „Fehrs-Gilde“ unter Boecks Einfluss und Leitung bald eine prononcierte Rolle. Insbesondere zu beachten war die Zusammenarbeit, aber auch Auseinandersetzung mit der Hamburger Vereinigung „Quickborn“.[20]

Die gesamte Niederdeutsche Bewegung pflegte eine kultur- und zivilisationskritische, gegen die großstädtische Moderne gerichtete Sicht; so auch die „Fehrs-Gilde“. Durch Christian Boeck wurden aber Jahre vor 1933 Ideologeme wie „Stamm“, „Volkstum“ und „Rasse“ als maßgeblich akzentuiert. Diese Position hat Boeck nicht nur in verschiedenen Arbeiten zu J.H. Fehrs entwickelt, sondern in grundsätzlichen Beiträgen zum „Wesen des Niederdeutschen“.

Insbesondere der von der „Fehrs-Gilde“ 1928 herausgebrachte Band „Was ist niederdeutsch?“[21] sollte zum einen die Bedeutung des Vereins belegen und ihm zum anderen in der Niederdeutschen Bewegung ein Deutungsmonopol verschaffen. Was noch Jahrzehnte später als großes, wissenschaftliches Werk bezeichnet wurde, war allerdings schon Gegenstand zeitgenössischer (im Grunde vernichtender) Kritik.[22] Eindeutig belegt dieses programmatische Kompendium aber die rassistische Ausrichtung der „Gilde“ seit jenen Jahren – und den großen Anteil, welchen Boeck daran hatte -, so dass der Anschluss des Vereins an die „neue Zeit“ der NS-Herrschaft ab 1933 kaum Wunder nehmen kann.

Noch 1933 schlossen „Fehrs-Gilde“ und „Quickborn“ ein taktisches Bündnis, gründeten einen „Ausschuß für Niederdeutsche Kultur“, um gegenüber den neuen Machthabern ihre Ergebenheit zu erklären, gleichzeitig aber ihre eigene Bedeutung, d.h. Eigenständigkeit zu betonen.[23] Die Ziele der nunmehr staatstragenden NS-Bewegung, schrieben sie an den „Herrn Reichskanzler“ am 11. April 1933, seien die, welche „Fehrs-Gilde“ und „Quickborn“ schon immer angestrebt hätten: Der „Ausschuss“ „sieht durch den nationalen Aufbruch das Ziel langjähriger Arbeit der niederdeutschen Bewegung erfüllt: deutsches Wesen und deutsche Art wieder in den Mittelpunkt unseres geistigen Lebens zu rücken.“[24] Für die „Gilde“ unterzeichneten der damalige Vorsitzende, („K[öni]g[l]icher] Landrat a.D.“) Dr. Wachs, sowie Christian Boeck („Pastor“); für den „Quickborn“ der neue Vorsitzende, NSDAP-Parteigenosse Felix Schmidt, und Schriftleiter Dr. Alexander Stempel.



Dem Versuch der NS-Kulturpolitik, insbesondere des „Kampfbunds für deutsche Kultur“, in Hamburg personifiziert durch den unbeliebten, aber rabiaten NS-Aktiven Dr. Heinrich Haselmayer [25], die nationalsozialistisch reorganisierte Vereinigung „Quickborn“ als alleinigen niederdeutschen Aktionskreis einzusetzen, widersetzte sich die „Fehrs-Gilde“ und bestand auf ihrer organisatorischen Unabhängigkeit. Ähnlich die „Nedderdütsh Sellshopp“ Thomas Westerichs [26] - wobei aber gleichzeitig allseits versichert wurde, mit Partei und Staat zusammenarbeiten zu wollen.[27]

Tatsächlich fand eine Auflösung der „Gilde“ in eine „gleichgeschaltete“ Organisation nicht statt, ebenso wenig wie im Fall des Hamburger „Quickborn“ oder etwa des kleinen „Alstervereins“, von dem noch zu sprechen ist.[28] Später wurde dies Boeck, was die „Fehrs-Gilde“ anging, als großes Verdienst angerechnet, „weil die politischen Machthaber auch eine Vereinigung wie die Fehrs-Gilde vollkommen unter ihre Botmäßigkeit zu bringen trachteten und sie in eine staatlich gelenkte Organisation überführen wollten. Das verhindert und die Selbständigkeit der Fehrs-Gilde in Gegensatz zu ähnlichen kulturellen Vereinigungen um ihrer Idee wegen erhalten zu haben, ist wohl in erster Linie das Werk des damaligen Vorsitzenden, des Landrats Dr. Wachs, aber auch, vor allem in den darauffolgenden Jahren, Dein Verdienst“, so Gustav Hoffmann im Namen der „Gilde“ 1960 an die Adresse Christian Boecks.[29]

Eine Bescheinigung politischer Widerständigkeit war das nicht. Vereine, die sich mit Heimat und „Volkstum“ befassten, mussten keineswegs zwangsläufig ihren Namen ändern oder aufgeben bzw. mussten sich nicht unbedingt organisatorisch in einen NS-Verband auflösen, zumal es keine einheitliche Position in der NS-Kulturpolitik gab, was die Form der (zwangsweisen) „Gleichschaltung“ betraf. Diese „Gleichschaltung“ war *inhaltlich*, d.h. thematisch, programmatisch (und entsprechend personell) gefordert. In dieser Hinsicht war auf Boeck zweifellos Verlass: Von den „Blättern der Fehrs-Gilde“, „in denen schon lange vor 1933 Aspekte der Rassenideologie Verbreitung fanden“, konnte jedenfalls festgestellt werden, dass sie „in Hinblick auf die politische Uminterpretation des Volkstums [in nationalsozialistischem Sinn] die extremste Position einnahmen.“[30]

Boeck hatte bereits 1925 einen „Wegweiser zur Bildung des literarischen Urteils“ verfasst [31], in dem er Juden nachsagte, sie hätten „zur Auflösung aller festen Formen auf sittlichem und religiösen Gebiet beigetragen“[32] und das „Judentum in der Literatur“ stelle „im weitesten Maße eine Gefahr für unser Volkstum“[33] dar. Dies war kein unbedachtes Versehen; zehn Jahre später schrieb Boeck immer noch: Juden seien „nicht zum Volkstum ihres Gastvolkes“ zu zählen - in seinem Aufsatz „Was ist Volkstum?“. Dort wurde „Volkstum“ deshalb auch nicht ausschließlich oder vor allem sprachlich definiert: „Denn dann gehören auch die Juden zum deutschen Volkstum. (...) An dem



Beispiel der Juden sehen wir auch, worauf sich das gemeinsame Lebensgefühl in der Hauptsache gründet: es ist die Abstammung. Jedes Volk unterscheidet sich von den anderen durch die besondere Rassenzusammensetzung. Wir wissen, daß im Judentum bestimmte Rassen vorherrschen, die vorderasiatische und die orientalische. Anders ist die Zusammensetzung der Rassen in Deutschland, in England und in Frankreich. Lebensgefühl, das sich auf gemeinsame Abstammung gründet, ist also ein Kennzeichen eines Volkstums.“[34]

Für ihr programmatisches Kompendium „Was ist niederdeutsch?“ bemühte die „Fehrs-Gilde“ 1928 u.a. damals so klingende Namen wie Adolf Bartels, Hans F.K. Günther und Conrad Borchling [35], was für die einen Ausweis besten wissenschaftlichen Anspruchs, für andere Beleg eindeutig völkisch-rassistischer Niederdeutsch-Ideologie war. Boeck fasste die verschiedenen Beiträge für die „Fehrs-Gilde“ in einem „Schlußwort“ zusammen: „Wir suchten Antwort auf die Frage: Was ist niederdeutsch? (...) so finden wir (...) zwei Wegweiser (...), das Wesen eines Volkstums zu ergründen: es sind die Landschaft und die Rasse.“[36]

Für letztere interessierte sich Boeck vor allem: „In der Rasse finden wir die andere Grundlage, auf der sich jedes Volkstum und Stammstum erhebt. (...) Die Art und das Wesen eines Stammes wird zur einen Hälfte durch die Rassen geschaffen, die in ihm vorwiegend vertreten sind. Die Landschaft, die Umwelt allein macht es nicht.

Rasse tritt vor allem körperlich in die Erscheinung, an den Körpermerkmalen kann man erkennen, welcher Rasse ein Mensch angehört.“[37] Explizit verwies Boeck mehrfach auf H. F. K. Günther (den später so genannten „Rassegünther“, dank NS-Protektion schon 1930 mit einer Professur für „Sozialanthropologie“ an der Universität Jena versorgt) als Quelle seiner Erkenntnisse. Dementsprechend führte Boeck weiter aus:

„Aber Rasse bedeutet auch eine bestimmte seelische Gestalt, die einzelnen Rassen bieten verschiedene seelische Bilder. Die Tatsache ist uns gefühlsmäßig gegenwärtig. Man hat sie aber auch nachgewiesen.“[38] Gemeint waren mit „nachgewiesen“ Spekulationen wie die von Günther, denen Boeck bereitwillig folgte:

„Für das geistige Wesen des niederdeutschen Menschen in seiner besten Form sind in erster Linie die nordische und die fälische Rasse maßgeblich.“[39] Und zwar, so Boeck bzw. Günther, lief das auf Folgendes hinaus: „Die nordische Rasse ist schöpferisch begabt und liefert führende Menschen auf vielen Gebieten.“[40] Der „fälische“ Mensch dagegen: „Er zeigt mehr Gemüt und ist innerlicher. (...) Wucht bezeichnet leiblich und seelisch das Bild der fälischen Rasse, und etwas Urtümliches eignet ihr.“[41]



Agathe Lasch, nachdem sie gleich anfangs in ihrer Rezension des Bandes klargestellt hatte, dass zwischen einer „wissenschaftlichen Durchdringung“ und der „populären Form, die die Heimatvereine pflegen“, ein prinzipieller Unterschied bestehe, meinte zu Boecks Ausführungen ganz unpolemisch, aber eindeutig: „Der Verfasser geht offenbar von einem ziemlich fest umrissenen, eigenen Bilde aus. (...) Das Buch gibt wohl noch nicht das, was der Herausgeber plante und vielleicht auch zu geben glaubt (...).“ [42]

Boeck ließ sich durch solche Einwände von seiner Meinung nicht abbringen. Dies betraf auch seine fortwährende Beschäftigung mit Fehrs. War seine Monographie von 1908 schon dadurch gekennzeichnet, dass in ihr „dem Irrationalismus (...) nun endgültig Tür und Tor geöffnet“ wurde[43], so waren Jacob Bödewadt und Christian Boeck mit ihrer „Fehrs-Gilde“ ab 1916 „beide die treibenden Kräfte, die einer undifferenzierten Überhöhung des Fehrs-Bildes im Sinne eines Klassikermythos und einer stetig wachsenden Integration völkisch-konservativer Tendenzen in die Auseinandersetzung mit Fehrs den Weg [bereiteten]“. [44] 1929 war Boecks Darstellung seines verehrten Dichters ganz in Einklang mit seinen Rassenvorstellungen aus dem Vorjahr, als es ihm um die „nordische Rasse“ ging, wie gezeigt. „Wenn eine Möglichkeit besteht, nordischen Geist in unserm Volke zu pflegen und zu stärken, dann kann, wenn irgendeiner, Fehrs Dienst an diesem Werke tun. Nordischer Geist hat in seiner Dichtung Gestalt gewonnen und kann von hier aus in der unbewußten Weise, wie es Dichtung tut, auf alle Empfänglichen bildend wirken.“[45] Solche Sentenzen fanden in der Zeitschrift „Volk und Rasse“ („Vierteljahresschrift für deutsches Volkstum“), die der völkisch agitierende Verleger J. F. Lehmann [46] finanzierte, ihren angemessenen Platz.

Weiter sah Boeck seine Aufgabe (bzw. die der „Fehrs-Gilde“) auch darin, gegenwärtiges „Volkstum“ zu fördern, also aktuelle (möglichst plattdeutsche) Literatur in richtiger Deutung. Dies fand dann, wie vor 1933, auch unter NS-Vorzeichen statt. So gab er – zusammen mit Albrecht Janssen - 1935 den Band „Das unbekannte Niederdeutschland“ mit Texten zeitgenössischer „niederdeutscher“ Autoren heraus, gefolgt von „Niederdeutsche Balladen“ 1936.[47] In der Einleitung hieß es da: „Es ist allgemeine Meinung, daß die Ballade eine besonders nordische und daher auch niederdeutsche Form der Dichtung ist. Sie ist u.a. ein Nachklang alter Heldengesänge, wie sie einst in den nordischen Bereichen heimisch waren.“[48] Anschließend, wie gewohnt, die Wendung zu „Stamm“ und „Wesen“: „Niederdeutsche Balladen haben im allgemeinen etwas Schweres und Düsteres an sich. Darin kommt ein Zug unseres Stammeswesens zum Ausdruck, der stark ausgeprägt ist.“ So enthüllte sich ihnen „in all dem Streit, der Leidenschaft, dem Verrat und Mord [in den Balladen] der herrische, stürmische Wille, der alles daran setzt, die Welt zu zwingen. Auch das ist niederdeutsch.“[49]



Beide Bände waren zugleich auch Jahreshgaben der „Fehrs-Gilde“, wie sie seit 1917/1918 an ihre Mitglieder verteilt wurden. Diese Publikationen erschienen unangefochten wie vor 1933 auch in der NS-Zeit bis zu deren unabweisbaren Ende. (Die Jahreshgaben 1944/45 entfielen!) Die auf diese Weise von der „Fehrs-Gilde“ verbreiteten niederdeutschen Autoren waren, außer Fehrs natürlich, beispielsweise die NS-gefälligen Thomas Westerich und Albert Mähl, aber auch der nationalsozialistische Germanist Hans Teske, der sich über den „niederdeutschen Menschen“ äußerte.[50]

Als 1938 in Itzehoe ein „Fehrs-Gedenkstein“ eingeweiht wurde, ein großes Ereignis für die regionale nationalsozialistische Kulturpolitik, war Pastor Boeck nicht nur von der Familie Fehrs umringt (und Jakob Bödewadt war selbstverständlich auch mit von der Partie), sondern an seiner Seite stand auch Gauleiter Hinrich Lohse inmitten seiner uniformierten Parteigenossen.[51]

III

Im Kontrast zu derlei kontinuierlichem Wirken während der NS-Zeit steht Boecks spätere Erinnerung, in der die Niederdeutschen – er sprach nun vom entpersonalisierten „Plattdeutschen“ - unter den Verhältnissen zu leiden gehabt hätten: Nach Ende des 19. Jahrhunderts „lebte das Plattdeutsche ein wenig abseits, und die Kritik verlor das Interesse an ihm“, bemerkte Boeck 1961. „Später kam noch das Mißtrauen der Nationalsozialisten hinzu, die in den Bemühungen um das Plattdeutsche partikularistische Tendenzen politischer Art vermuteten.“[52]

Zu dieser Zeit, Anfang der 1960er-Jahre, wurde nicht so gern und jedenfalls ungenau von jenen vergangenen Tagen gesprochen; man fasste sich, wenn überhaupt, kurz und möglichst vage und inhaltsleer. Auch Hermann Goecke hielt sich daran: Als er 1962, damals Rektor der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster, im Namen der Stiftung F.V.S. den Joost van den Vondel-Preis verlieh, war er wohl auf äußere Formen bedacht [53], blieb in seiner Rede inhaltlich aber unbestimmt. Er sprach in seiner Laudatio auf den Preisträger, Christian Boeck, von dessen Verdiensten um die plattdeutsche Sprache und um Niederdeutsches überhaupt: „Als Herausgeber bedeutender Sammelwerke wissenschaftlicher Arbeiten über niederdeutsche Probleme und Anthologien plattdeutscher Dichtungen, die ich im einzelnen heute nicht aufzählen kann, hat sich Boeck im In- und Ausland einen geschätzten Namen erworben.“[54] Hätte er sie aufgezählt, hätte er möglicherweise die dargestellten Bücher „Was ist niederdeutsch?“ oder auch „Das unbekannte Niederdeutschland“ und die „Niederdeutschen Balladen“ - mit Boecks Vorstellungen von Stamm, Rasse etc. - nicht verschweigen können.



So jedoch konnte Boeck als „selbstloser Förderer niederdeutscher Sprache und Dichtung“[55] geehrt werden, wobei ebenfalls offen gelassen wurde, welche Geschichte sich mit der Stiftung F.V.S. und ihren Preisen verband. Boeck selbst wußte, wem er dankte: „Ik dank de Stiftung F.V.S. un den hochgeehrde Mann, de se insett hatt; sien Doon un sien Will is, överall, in Natur un in de Geisteswelt, de Kräfte to hegen un to plegen, ut de dat Leben sien Bestand hett.“[56]) Der „hochgeehrte Mann“, Alfred C. Toepfer, hatte, als „die Kräfte, aus denen das Leben seinen Bestand hat“, noch „Blut und Boden“ genannt wurden, einen Rembrandt-Preis finanziert, verliehen von der nationalsozialistisch ausgerichteten Hamburger Universität. Nun aber, der Rembrandt-Preis war diskreditiert und wurde nicht mehr vergeben, gab es einen Joost van den Vondel-Preis, verliehen an der Universität Münster, „als Auszeichnung überragender kultureller Leistungen im gesamten flämischen, niederländischen und niederdeutschen Sprachgebiet.“ [57]

Christian Boeck bedankte sich artig, sprach von seinen Bemühungen und von denen der „Fehrs-Gilde“: Jetzt wie früher gehe es um „die Pflege des Fehrschen Erbgutes“, dann aber auch „um das Niederdeutsche selbst und um die plattdeutsche Sprache“[58] Freilich sei nicht die Sprache allein von Belang: „Weit mehr noch hat das Plattdeutsche für jeden einzelnen Niederdeutschen charakterbildende Bedeutung. (...) Darum ist es seine Aufgabe, wie die jeder Mundart, Hüterin und Pflegerin der seelischen, der innerlichen, gefühlsbetonten Kräfte zu sein.“[59] Boeck sah aber keineswegs nur auf Innerliches: „Immer bleibt das Plattdeutsche in seiner Weltstellung bestehen, die darin begründet liegt, daß es im Angelpunkt der nordischen und der nahe verwandten westlichen Sprachen, des Niederländischen und des Flämischen, die Mitte hält. Diese Stellung hat schon immer Beziehungen gegeben und das Leben befruchtet.“[60] Genauer musste Boeck die alten all-niederdeutschen Vorstellungen nicht erläutern; anzunehmen ist, dass auch nach dem „Zusammenbruch von 1945“[61] dem Publikum, vor dem er sprach, noch vertraut war, wovon er sprach.

Außer für die „Fehrs-Gilde“ wendete Boeck seine Zeit und Energie nach 1945 auch für den kleinen Heimatverein seiner Wohngegend auf, für den „Alsterverein“, dessen Interessen auch Wellingsbüttel einschlossen. Boeck wurde Mitglied, hielt Vorträge, schrieb im Jahrbuch des Vereins. Auch hier wurde er geschätzt: Er wurde zum Ehrenmitglied erklärt.[62] Am 23. August 1992 waren „Fehrs-Gilde“ und „Alsterverein“, zusammen mit lokaler Prominenz, in Wellingsbüttel versammelt: Die ehemalige „Lindenallee“ erhielt einen neuen Namen: „Christian-Boeck-Allee“. Man war sich einig: Der „tätige Kulturförderer“ Christian Boeck, „unser Christian Boeck“[63], galt den Anwesenden als „Vorbild“, an das die Hoffnung geknüpft wurde, es möge „auch nachfolgenden Generationen Anstöße geben“.[64]



Anstöße welcher Art, wurde nicht gesagt.

Text: Ralph Busch

ANMERKUNGEN

- [1] Gustav Hoffmann, „An Christian Boeck“, in: Gustav Hoffmann/Gustav Jürgensen (Hg.), Hart, warr nich mööd. Festschrift für Christian Boeck. Zum 85. Geburtstag am 10. März 1960, Hamburg 1960, S. 11-17; Zitat: S. 17 (Der genaue Wortlaut: „Aber auch dies muß gesagt werden: Ein Verdienstkreuz kann uns nicht davon befreien, zum Ausdruck zu bringen, was wir empfinden, wenn wir auf Dich, auf Dein Werk schauen: Habe Dank, Dank, Dank!“)
- [2] Heinrich Kahl/Ernst König, „In Memoriam Christian Boeck. Zur Benennung der Christian-Boeck-Allee“, Jahrbuch des Alstervereins 68/1992, S. 88-91; das Zitat: S. 89
- [3] Ebd., S. 88
- [4] Ewald Goltz, „Vorwort“, in: Ewald Goltz (Hg.), Pastor Christian Boeck zum Gedächtnis, Hamburg 1975, S. 5 – Ewald Goltz, Handwerkermeister und Gewerbelehrer aus Finkenwerder, war damals Vorsitzender der „Fehrs-Gilde“ (siehe Ewald Goltz, Ein Schiff kehrt heim, [Privatdruck] Hamburg 1978; ders., Finkwarder. Hundert Jahr Geschichte un Geschichten, Hamburg 1985 – wo er auch seine NSDAP- und – zeitweilige – SA-Mitgliedschaft erwähnt.)
- [5] Hans Ehrke, „Erinnerungen an Pastor Boeck“, in: Hoffmann/Jürgensen, Hart (wie Anm. 1), S. 22
- [6] Hermann Goecke, „Auszug aus der Ansprache des Rektors der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster, Herrn Professor Dr. Hermann Goecke“, in: Goltz, Pastor (wie Anm. 4), S. 41-44; das Zitat: S. 43
- [7] Ebd.: „1955 wurde er wegen seiner Verdienste um die deutsche Kultur mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes geehrt.“ Die Universität Kiel verlieh ihm 1962 ihre „Universitätsmedaille“ (siehe ebd.); ebenfalls 1962 verlieh ihm der „Schleswig-Holsteinische Heimatbund“, welcher zu der Zeit als anti-dänischer „Grenzverein“ auftrat, seine „goldene Lornsen-Kette“ („wegen seiner Bemühungen um das niederdeutsche Volkstum“, ebd.); vgl. zu den Daten und zur „goldenen“ Kette: Kahl/König (wie Anm. 2), S. 90. – Die Festschriften der „Fehrs-Gilde“ erschienen zum 85. Geburtstag (1960) und zum 100. Geburtstag (1975): Siehe Anm. 1 und Anm. 4. Beim „Alsterverein“ wurde er „Ehrenmitglied“ (wohl 1961).
- [8] Siehe dazu Kahl/König (wie Anm. 2) – In der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 79/1993, S. 402, wird eigens auf diesen Aufsatz hingewiesen („Aus Anlaß der Benennung der zum Wellingsbüttler Torhaus führenden Lindenalle in Christian-Boeck-Allee im Jahr 1992 [...]“).
- [9] Kahl/König (wie Anm. 2), S. 88
- [10] Darstellung nach Kahl/König (wie Anm. 2) und Goecke (wie Anm. 6).
- [11] Kahl/König (wie Anm. 2), S. 89
- [12] Boecks Anmerkungen zum Kirchenbau laut Ernst König, Chronik der Kirchengemeinde Wellingsbüttel. 1938 bis 1988, Hamburg 1989, S. 53 und 54; zur Glocke siehe S. 60. König zitiert aus den „Gemeindeblättern“ (siehe ebd., S. 31/32). – Zur NS-gefälligen Architektur der Kirche siehe z.B. Petra Schellen, „Ein schwieriges Erbe“, sowie das Interview mit Stephan Linck („Jesus galt als Märtyrer und Held“) beide in der „taz. die tageszeitung“, Ausgabe Nord, 27. 12. 2013; vgl. „Geschichte aufarbeiten: Das schwere Erbe der Nazi-Kirchen“ (zur Sonderausstellung „Christenkreuz und Hakenkreuz“), unter: <https://www.nordkirche.de/nachrichten/nachrichten/detail/geschichte-aufarbeiten-das-schwere-erbe-der-nazi-kirchen.html> (zuletzt gesehen: 25. 03. 2016)
- [13] König, Chronik (wie Anm. 12), S. 48
- [14] Ebd., S. 48 – Verwiesen wird auf Alfred Rosenberg, An die Dunkelmänner unserer Zeit. Eine Antwort auf die Angriffe gegen den „Mythus des 20. Jahrhunderts“, München 1935 (worin sich Rosenberg vor allem mit Positionen der katholischen Kirche – u. a. ausgelöst durch die Verbreitung einer anonym veröffentlichten Schrift gegen Rosenberg durch den Münsteraner Bischof v. Galen – auseinandersetzt).
- [15] Seit 2014 wird in der Gemeinde der Lutherkirche ein Geschichtsprojekt (Dissertationsvorhaben, Michaela Bräuninger) bearbeitet, das sich u.a. auch der Vorgeschichte und Durchführung des Kirchenbaus und dem Wirken des Pastors Boeck widmet. (Details dazu auf der Homepage der Lutherkirche, Wellingsbüttel.)
- [16] Siehe dazu Christian Boeck, Erinnerungen an Johann Hinrich Fehrs, Hamburg 1959.
- [17] Gustav Hoffmann, „Fehrs, Johann Hinrich“ in: Neue Deutsche Biographie 5 (1961), S. 52 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118532235.html>
- [18] Zu Bödewadts Wirken in Zusammenhang mit Fehrs, der „Fehrs-Gilde“ und der niederdeutschen (und später nationalsozialistischen) Literaturszene siehe etwa Kay Dohnke, „Die kolportierte Klassikerlegende. Ein Literaturbericht zu J. H. Fehrs“, in: Kay Dohnke/Alexander Ritter (Hg.), Johann Hinrich Fehrs – ein Erzähler der Provinz. Studien zu Leben, Werk und Wirkung (= Steinburger Studien 5), Heide 1987, S. 261-280; Kay Dohnke, „Auf dem Weg zum Eutiner Dichterkreis“, in: Lawrence D. Stokes, Der Eutiner Dichterkreis und der Nationalsozialismus 1936-1945. Eine Dokumentation (= Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins 111), Neumünster 2001, S. 12-41.
- [19] Christian Boeck, Johann Hinrich Fehrs, Garding 1908
- [20] Der Verein „Quickborn“ (1904 in Hamburg gegründet als „Freie Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur“) wurde bald zur größten und einflussreichsten Gruppierung in der Hamburger Niederdeutschen Bewegung. Auch Christian Boeck hat gelegentlich im Vereins-Blatt, den „Mitteilungen aus dem Quickborn“,



geschrieben (über Fehrs), so 1908, aber auch 1937/38. - Das Zitat zu Boecks Bedeutung stammt aus einem Nachruf der „Fehrs-Gilde“, zitiert in der Notiz des „Quickborn“ zu Boecks Tod („Mitteilungen aus dem Quickborn“ 54/1964, S. 94).

[21] Was ist niederdeutsch? Beiträge zur Stammeskunde, hrsg. v. Fehrs-Gilde, Kiel 1928.

[22] Agathe Lasch, „Rezension: Was ist niederdeutsch?“, „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 32/1931, S. 210-213. Dass Agathe Lasch als Rezensentin bemüht wurde, ehrt den „Verein“, denn es war nicht mit einer Gefälligkeitsbesprechung zu rechnen. Lasch war nicht nur exzellente Sprachwissenschaftlerin und dem Niederdeutschen eng verbunden, sondern auch Jüdin, was sie angesichts der rassistischen Tendenz des Bandes zu berechtigter Polemik hätte veranlassen können. Stattdessen zeigte sie die Unzulänglichkeiten und Unstimmigkeiten, die in den verschiedenen Beiträgen zu finden waren, nüchtern auf. Eine Konfrontation mit Conrad Borchling, dem Germanisten und Niederdeutsch-Professor, mit dem sie an der Universität eng zusammenarbeitete und der in dem „Fehrs-Gilde“-Band über „Die niederdeutsche Sprache“ schrieb, konnte sie umgehen, indem sie nicht im Einzelnen darauf einging. („Die einzelnen nicht nur verschiedenartigen, sondern auch verschiedenwertigen Arbeiten hier zu charakterisieren, muß ich mir versagen.“ - S. 212) – Professorin Dr. Agathe Lasch wurde 1942 im Holocaust umgebracht.

[23] Dargestellt in Norbert Hopster/Jan Wirrer, „Tradition, Selbstinterpretation und Politik. Die 'Niederdeutsche Bewegung' vor und nach 1933“, in: Kay Dohnke/Norbert Hopster/Jan Wirrer (Hg.), Niederdeutsch im Nationalsozialismus. Studien zur Rolle regionaler Kultur im Faschismus, Hildesheim/Zürich/New York 1994, S. 59-122

[24] Ebd., S. 85

[25] Zu Haselmayer siehe in Hans-Peter de Lorent, Täterprofile. Die Verantwortlichen im Hamburger Bildungswesen unterm Hakenkreuz, Hamburg 2016, das Kapitel „Heinrich Haselmayer. 'Gegen Verbastardierung und Vernegerung unseres Daseins““, S. 621-656

[26] Westerich „betätigte sich bereits kurz nach der Jahrhundertwende in der Hamburger 'Nedderdütsh Sellshopp' ('Niederdeutsche Gesellschaft)“ (Dohnke, Eutiner Dichterkreis (wie Anm. 18), S. 28 - hier auch weitere Angaben zu seiner Vita); zur Rolle als Vereinsvorsitzender am Anfang der NS-Zeit siehe Hopster/Wirrer (wie Anm. 23).

[27] Details bei Hopster/Wirrer (wie Anm. 23).

[28] So lange durch personelle Umbesetzungen – NS-Parteigenossen übernahmen entscheidende Posten und garantierten so entsprechende Arbeit (Veröffentlichungen, Veranstaltungen) – der nationalsozialistische Rahmen gewahrt wurde, konnten Vereine, unter altem Namen, weiterarbeiten. Dass sie dabei mit NS-Staat und -Partei zusammenarbeiten mussten, gehörte zum Arrangement. (Der „Quickborn“ beispielsweise war zur Mitarbeit in der „Vereinigung Niederdeutsches Hamburg“ verpflichtet worden; der „Alsterverein“ hatte sich zunächst dem „Reichsbund Volkstum und Heimat“, danach der „NS-Kulturgemeinde“ zugewandt.)

[29] Gustav Hoffmann (wie Anm. 1), S. 15

[30] Hopster/Wirrer (wie Anm. 23), S. 101

[31] Christian Boeck, Kritische Selbsthilfe. Ein Wegweiser zur Bildung des literarischen Urteils, Hamburg 1925. Das Buch erschien bei der Hanseatischen Verlagsanstalt, dem Verlag des antisemitischen Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes. (Siehe dazu: Iris Hamel, Völkischer Verband und nationale Gewerkschaft. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband 1893-1933, Frankfurt/M. 1967; Siegfried Lokatis, Hanseatische Verlagsanstalt. Politisches Buchmarketing im „Dritten Reich“, Frankfurt/M. 1992.)

[32] Boeck, Kritische Selbsthilfe (wie Anm. 31), S. 61, zitiert nach Hopster/Wirrer (wie Anm. 23), S. 102

[33] Ebd., S. 62, zitiert nach Hopster/Wirrer (wie Anm. 23), S. 102

[34] Christian Boeck, „Was ist Volkstum?“, „Blätter der Fehrs-Gilde“ 13/Heft 1, 1935-1936, S. 1-8; das Zitat: S. 4/5, zitiert nach Jan Wirrer, „Die Rassenseele ist des Volkes Sprache'. Sprache, Standarddeutsch, Niederdeutsch. Zum Sprachbegriff in der Diskussion um das Niederdeutsche während der nationalsozialistischen Diktatur“, in Dohnke/Hopster/Wirrer (wie Anm. 23), S. 207-261; das Boeck-Zitat auf S. 220.

[35] Zu Adolf Bartels, dem bekennenden Literatur-Antisemiten, und Hans F.K. Günther, dem erfolgreichen und von der NSDAP hoch geschätzten Rassenideologen, erübrigen sich an dieser Stelle Erklärungen. Conrad Borchling dagegen war auch international anerkannter und führender Niederdeutsch-Germanist an der Universität Hamburg, pflegte aber durchaus auch Kontakte zur nichtakademischen Szene der Niederdeutschen Bewegung; so war er Mitglied und Mitarbeiter der „Fehrs-Gilde“ wie auch des „Quickborn“. Siehe auch Ingrid Schröder, „Mit besonderer Rücksicht des Niederdeutschen und des Niederländischen'. Conrad Borchling und der Ausbau des Deutschen Seminars“, in Myriam Richter/Mirko Nottscheid (Hg.) 100 Jahre Germanistik in Hamburg. Tradition und Perspektiven (= Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 19), Berlin/Hamburg 2011, S. 65-80 - Unter den weiteren Autoren wäre insbesondere noch auf den Volkskundler Otto Lehmann (1865-1951), den Direktor des Altonaer Museums, hinzuweisen, der nach seiner Pensionierung 1931 von der inzwischen NS-ausgerichteten „Hansischen Universität“ 1935 zum „Ehrensensator“ ernannt wurde. Er war dafür bekannt, ein Museum für deutsche Rassenkunde und Rassenhygiene zu fördern: „Aber dem deutschen Volk ist die Idee einzuwähmern, daß der deutsche Staat aus körperlich und geistig höher stehenden Deutschen bestehen muß.“(Otto Lehmann, „Museum für deutsche Rassenkunde“, „Der Biologe“ 3/1934, S. 122-125; Zitat: S. 125) Eine abwägende „Gesamtsicht“ auf das Wirken Lehmanns – einschließlich der NS-Zeit -, die ins Auge gefasst worden ist, liegt bislang nicht vor (siehe Uwe Claassen, „Ethnizität im Spiegel von Geographie und Darwinismus. Die kulturgeschichtlich-volkskundliche Abteilung des



- Altonaer Museums im Kontext“, in: Torkild Hinrichsen (Hg.), In Ottos Kopf. Das Altonaer Museum 1901 bis 2001 und das Ausstellungskonzept seines ersten Direktors Otto Lehmann, Hamburg/München 2001, S. 95-102).
- [36] „Was ist niederdeutsch?“ (wie Anm. 21), Christian Boecks Zusammenfassung, S. 231
- [37] Ebd., S. 233/234
- [38] Ebd., S. 234
- [39] Ebd., S. 235
- [40] Ebd., S. 236
- [41] Ebd.
- [42] Lasch (wie Anm. 22), S. 210 und 212
- [43] Dohnke, Klassikerlegende (wie Anm. 18), S. 265
- [44] Ebd., S. 268 – Siehe auch Kay Dohnke, „Hier ist wahrhaft deutsches, wahrhaft niederdeutsches Wesen.‘ Ideologisierte Vermittlung niederdeutscher Literatur in Christian Boecks Arbeiten über H. J. Fehrs“, in: Friedrich W. Michelsen/Gerd Spiekermann (Hg.), Dat en Spoor blifft, Göttingen 1985, S. 87-100
- [45] Christian Boeck, „Ein Dichter nordischer Art“, „Volk und Rasse“ 4/1929, Heft 2, S. 102-107; Zitat: S. 107, zitiert nach Dohnke, Klassikerlegende (wie Anm. 18), S. 272
- [46] Siehe Sigrid Stöckel (Hg.), Die „rechte Nation“ und ihr Verleger. Politik und Popularisierung im J. F. Lehmanns Verlag 1890-1979, Berlin 2002.
- [47] Christian Boeck/Albrecht Janssen (Hg.), Das unbekannte Niederdeutschland, Hamburg 1935; Christian Boeck/Albrecht Janssen (Hg.), Niederdeutsche Balladen, Kiel 1936
- [48] Boeck/Janssen, Balladen (wie Anm. 47), S. 6
- [49] Ebd., S. 7
- [50] Siehe die Auflistung „Bücher der Fehrs-Gilde“, unter: www.fehrs-gilde.de/hd_buecher.htm (zuletzt gesehen: 02. 04. 2016)
- [51] Siehe das Foto von der Gedenkstein-Einweihung 1938 in Itzehoe bei Michael Töteberg, „Propaganda für einen Dichter. Von der Jahrhundertwende bis zum Dritten Reich: Fehrs-Rezeption im Kontext von Heimatkunst und niederdeutscher Bewegung“, in: Dohnke/Ritter (wie Anm. 18), S. 247-260; das Foto auf S. 258.
- [52] Christian Boeck, „... die seligsten, die leisesten, die süßesten Laute“, in: Goltz, Pastor (wie Anm. 4), S. 13-17; das Zitat: S. 15. (Der Artikel ist nachgedruckt aus „Die geistige Welt“ (= Beilage zu „Die Welt“), 2. September 1961.)
- [53] „Hermann Goecke, 61, neuer Rektor der Universität Münster“ verlangte von seinen Universitätskollegen bei der Rektoratsübergabe, da „zum Talar an sich ein Frack“ gehöre, wenigstens einen „Eckenkragen mit voller Querschleife (nicht weißen oder silbergrauen Binder), schwarze Hose und schwarze Schuhe“. („Der Spiegel“ 47/1961 [15. November 1961], S. 92) In vorausgegangenen Jahren war Goecke Mitglied in der NSDAP (Blockleiter, Zellenleiter), im NSV, NS-Altherrenbund und NSDB gewesen. Seine Entnazifizierung geschah rasch: Er wurde als Arzt und in der Universität gebraucht. (Siehe Birthe Franziska Heitkötter, Die Geschichte der Frauenklinik der Universitätsklinik der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster (Westf.) in den Jahren 1925-1950 unter besonderer Berücksichtigung der Jahre im Nationalsozialismus unter der Leitung des Klinikdirektors Peter Esch (= Diss. Münster), Münster 2012, S. 132/133 und Anhang, S. CLIX-CLXI.
- [54] Goecke (wie Anm. 6), S. 43.
- [55] Ebd., S. 44, der vollständige Text der Urkunde, die Boeck überreicht wurde: „Die Westfälische Wilhelms-Universität zu Münster verleiht den JOOST VAN DEN VONDEL-PREIS der Stiftung F. V. S. zu Hamburg für das Jahr 1961 dem Pastor in Ruhe CHRISTIAN BOECK. Die Ehrung gilt dem selbstlosen Förderer niederdeutscher Sprache und Dichtung, insbesondere des niederdeutschen Buches, nicht zuletzt auch dem Deuter des dichterischen Werkes seines väterlichen Freundes Johann Hinrich Fehrs.“ Dazu gab es eine Medaille – und das Preisgeld.
- [56] Boeck in seiner Dankesrede, in: Goltz, Pastor (wie Anm. 4), S. 51.
- [57] „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 51/1961, S. 16; vgl. ebd., S. 65. - Zum Rembrandt-Preis siehe Holger Wilken, „Niederdeutsche Lorbeeren in der NS-Kulturpolitik. Der Rembrandtpreis der Hansischen Universität Hamburg. 1935-1944“, „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 89/2003, S. 175-206; zur Weiterentwicklung Alfred C. Toepfers, seiner Stiftungen und Preise nach 1945 – einschließlich des nach Joost van den Vondel genannten - und den damit verbundenen ideologischen und politischen Vorstellungen: Karl Heinz Roth/Ulf-Thomas Lesle, „Völkische Netzwerke. Alfred Toepfer und das Stiftungsunternehmen ACT/FVS. Eine Forschungsbilanz“, „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ 64/2016, S. 213-234. - Der Joost van den Vondel-Preis wurde nach 2000 nicht mehr verliehen.
- [58] Boeck in seiner Dankesrede, in: Goltz, Pastor (wie Anm. 4), S. 48
- [59] Ebd., S. 49
- [60] Ebd.
- [61] Ebd., S. 47
- [62] Boeck hat sich mehrfach mit Wellingsbüttel befasst: Siehe Christian Boeck (Hg.), Wellingsbütteler Urkunden, 1, Hamburg 1938; ders., Kurzer Abriss der Geschichte Wellingsbüttels, Hamburg 1947; ders. (Hg.), Wellingsbütteler Urkunden, 2, Hamburg 1950. - Boeck hat im Jahrbuch 24/1940 geschrieben („Spaziergang durch Wellingsbüttel 1806“, S. 33-41) und Vorträge im Verein gehalten: 1951 über „Wellingsbüttel“, 1955 über „Wellingsbütteler Urkunden“, 1959 über J.H. Fehrs (siehe die Jahrbücher 36/1957 und 39/1960; in der Ausgabe 40/1961, S. 80, wird er als „Ehrenmitglied“ aufgeführt.)
- [63] Kahl/König (wie Anm. 2), S. 88



[64] Ebd., S. 91 - Auch in kritischer Sicht ist Boeck für die Zeit nach 1945 in seinen Bemühungen um Fehrs und das Plattdeutsche nicht nur viel positive Energie, sondern geradezu eine gewisse innere Wandlung bescheinigt worden. So wird einerseits Boecks rassistische Haltung vor 1933 und seine Verstrickung in das NS-Gefüge bis 1945 dokumentiert, andererseits heißt es über ihn: „Trotzdem war Boeck – eigenen Angaben zufolge – niemals Mitglied der NSDAP (...) und [hat] nach dem Kriege einen antifaschistischen Autor wie Hinrich Kruse gefördert.“ (Wirrer, Rassenseele (wie Anm. 34), S. 245) Nach 1945, wird generalisierend geurteilt, „hat Boeck sich als offen, tolerant und aufgeschlossen gezeigt.“ (Dohnke, Ideologisierte Vermittlung (wie Anm. 44), S. 97) Dazu muss freilich festgehalten werden: Wenn auch nach 1945 gewiss rassistische Äußerungen von ihm vermieden wurden, erscheint sein niederdeutsches Weltbild in Grundzügen kaum verändert (siehe z. B. seine Rede bei der Preisverleihung in Münster). Die genannte „Aufgeschlossenheit“ Boecks hat jedenfalls eine öffentlich zugängliche Reflexion des Verhältnisses von Niederdeutschtum und Nationalsozialismus, auch seiner eigenen Betätigung in der Niederdeutschen Bewegung schon vor 1933 und in der Zeit bis 1945, nicht eingeschlossen.

- **Christian-F.-Hansen-Straße, Nienstedten (1997):** *Christian Frederik Hansen (1756-1845), Architekt, Königlich-Dänischer Landbaumeister in Altona*

Vorher hieß die Straße Georg-Bonne-Straße, wegen dessen NS-Belastung wurde dieser Teil der Straße umbenannt. Siehe dazu auch in Bd. 1 im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit .

- **Christian-Förster-Straße, Hoheluft-West (1948):** *Christian J. H. Förster (1825-1902), Radierer, Zeichner*

- **Christian-Koch-Weg, Hummelsbüttel (1975):** *Christian Koch (1878-1955), Bürgermeister (1946-1950)*

Gerichtsvollzieher, Strafvollzugsreformer.

„Koch[Mitglied der DDP] wäre gern Justizsenator geworden und beteiligte sich deshalb Anfang 1933 an Koalitionsverhandlungen mit der NSDAP. Als diese Sondierungen gescheitert waren, sah er sich zwischen April und Juni 1933 aus allen Ehrenämtern und dann auch aus seiner beruflichen Stellung entfernt.“ 1)

Quellen:

- 1) Helmut Stubbe-da-Luz: Christian Koch, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 2. Hamburg 2003, S. 224.

- **Christoph-Cordes-Straße, Wilhelmsburg (2004):** *Christoph Cordes (1807-1886), Müllermeister, Erbauer der Windmühle Johanna in Wilhelmsburg*



- **Christopher-Harms-Weg.** *Kirchwerder (2003): Christopher Johann Hennig Harms (2.8.1908 Kirchwerder-125.2.1982 Hamburg), Schuhmachermeister aus Kirchwerder, verfügte testamentarisch, dass eine Stiftung für benachteiligte Kinder aus den Vier- und Marschlanden zu gründen sei.*

Christopher Harms wuchs mit sechs Geschwistern in Kirchwerder auf und erlernte bei seinem Vater das Schuhmacherhandwerk. Am 29.6.1934 heiratete er Anne Gimpler, die Ehe blieb kinderlos. Als Eintrittsdatum auf seiner NSDAP-Mitgliedskarte, Nr. 4606906, ist der 1.5.1937 verzeichnet, als Antragsdatum der 28.5.1937. Der Grund für die Diskrepanz: Die NSDAP hatte aus Angst vor „Konjunkturrittern“ zum 1.5.1933 eine allgemeine Mitgliederaufnahmesperre verhängt. Diese wurde 1937 wieder gelockert und als Aufnahmedatum für Parteianwärter einheitlich der 1.05.1937 festgelegt, unabhängig vom Antragsdatum. Am 12.12.1938 legte Christopher Harms die Schuhmacher-Meisterprüfung ab. Im Zweiten Weltkrieg wurde er als Soldat eingezogen und kehrte 1949 aus russischer Gefangenschaft zurück nach Kirchwerder. Da er bei der Arbeit den ganzen Tag in seiner Werkstatt sitzen musste, beschäftigte er sich in seiner Freizeit zum Ausgleich mit dem Anbau von Obst und Gemüse. Als er mit 73 Jahren starb, hinterließ er ein Testament, in dem er verfügte, dass sein Vermögen bei der Kirchwerder Sparkasse anzulegen sei und die Zinsen bedürftigen Kindern in den Vier- und Marschlanden zugute kommen sollte. Dabei handelte es sich ursprünglich um rund 20.000 Mark jährlich, 2010 waren es 8000 Euro. Die Hamburger Senatskanzlei genehmigte die Satzung der Stiftung am 5.11.1984, der Stiftungsvorstand, der über die Verwendung der Zinsen entscheidet, besteht seither aus einem Vorstandsmitglied der Vierländer Volksbank, einem Richter am Bergedorfer Amtsgericht und einem Bergedorfer Rechtsanwalt. Die ausgewählten Kinder bekommen kein Bargeld, sondern Gutscheine, gegen die sie in bestimmten Bergedorfer Geschäften Schuhe oder Kleidung erhalten. Um zu erfahren, welche Kinder einen Zuschuss bekommen sollten, erkundigt sich der Vorstand unter anderem bei Kirchengemeinden und beim Ortsamt der Vier- und Marschlande.

Frauke Steinhäuser

Quellen:

BArch, Berlin Document Center, NSDAP-Ortsgruppenkartei; StaH 332-5 Standesämter 49508 u. 213/1982; PG – Zum Mitgliedschaftswesen der NSDAP, www.bundesarchiv.de/oeffentlichkeitsarbeit/bilder_dokumente/00757/index-5.html.de (Zugriff 29.4.2016); „Christopher-Harms-Stiftung verteilt jährlich 20 000 Mark an bedürftige Kinder“, in: Bergedorfer Zeitung v. 28.4.1993 (zugleich StaH 135-1 VII_Staatliche Pressestelle VII 1552); „Christopher Harms: Seine Stiftung hilft vielen Kindern“, in: Bergedorfer Zeitung v. 7.5.2010



- **Christoph-Probst-Weg**, Eppendorf (2002): *Christoph Probst (1919-1943), Student, Mitglied der „Weißen Rose“, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, hingerichtet*

Nach seinem Arbeits- und Wehrdienst begann Christoph Probst 1939 in München sein Medizinstudium. Schon seit 1935 war er mit Alexander Schmorell befreundet. Durch Schmorell wurde Probst im Sommer 1942 in den Freundeskreis um Hans Scholl eingeführt. Obwohl er Ende 1942 nach Innsbruck versetzt wurde, kehrte Probst immer wieder zu Besuchen nach München zurück, wo er sich an der Gestaltung des fünften Flugblattes der Weißen Rose beteiligte. Und er beschloss, auch eine eigene Flugschrift herauszubringen. Doch bei der Festnahme der Geschwister Hans und Sophie Scholl stellte die Geheime Staatspolizei in Hans Scholls Jackentasche auch einen Flugblattentwurf von Probst sicher. Darin hieß es: ‚Hitler und sein Regime muss fallen, damit Deutschland weiter lebt.‘ So konnte Probst am 20. Februar 1943 in Innsbruck von den Nazis festgenommen werden. Bereits zwei Tage später verurteilte ihn der Volksgerichtshof zusammen mit den Geschwistern Scholl zum Tode. Noch am selben Tag empfing er kurz vor seiner Hinrichtung im Gefängnis München-Stadelheim die katholische Taufe.

Literatur:

Christiane Moll: Die Weiße Rose. In: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hrsg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Berlin und Bonn 1994, S. 443-467; Christiane Moll (Hrsg.): Alexander Schmorell - Christoph Probst. Gesammelte Briefe. Berlin 2011.

- **Chrysantherstraße**, Bergedorf (1949): *Dr. Friedrich Chrysanther (1826-1901), Musikgelehrter, Händelforscher*

*Verheiratet seit 1856 mit **Elise Borgmann** (1830–1887). Das Paar bekam vier Kinder*

- **Clasingstraße**, Eimsbüttel (1911): *Johann Heinrich Clasing (1779-1829), Dirigent und Mitbegründer der Singakademie*

Siehe auch: Reichardtstraße, in Bd. 2.

Louise Reichardt gründete mit dem Pianisten und Komponisten Johann Heinrich Clasing (auch unter Johann Hermann Clasing bekannt) den „Musikalischen Verein für geistliche Musick“. Dieser Verein ebnete im norddeutschen Raum den Weg für große Musikfeste, die Wiederentdeckung von Georg Friedrich Händels Oratorien und die Gründung der Hamburger Sing-Akademie im November 1819.



„Ein Hauptverdienst gebührt hier dem Fräulein Louise Reichardt und (...) Clasing. Der unermüdlichen Thätigkeit der ersteren sowie ihrem sorgfältigen Unterricht und ihrer Uneigennützigkeit gelang es, einen Chor zu bilden, der unter ihrer und Clasings Leitung zu wirklich künstlerischer Bedeutung heranwuchs.“ Doch wurden Reichardt und Clasing bei der Gründung der Sing-Akademie übergangen, ihre bedeutende Rolle für das Hamburger Musikleben erst in jüngster Zeit wieder entdeckt.

Text: Brigit Kiupel

Quellen:

Josef Sittard: Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg. Altona und Leipzig, 1890, S. 291.

http://mugi.hfmt-hamburg.de/Artikel/Louise_Reichardt#Werkverzeichnis

- **Classenstieg**, *Wellingsbüttel (1951): Dr. Johannes Classen (1805-1891), Direktor des Johanneums*
1834 heiratete Johannes Classen **Caroline Wattenbach** (1810–93). Das Paar bekam zwei Töchter.
- **Classenweg**, *Wellingsbüttel (1950): siehe: Classenweg.*
- **Claudiusstieg**, *Marienthal (1951), siehe: Claudiusstraße und Asmusweg.*
- **Claudiusstraße**, *Marienthal (1890): Matthias Claudius (1740-1815), Dichter*
Siehe auch: Eva-König-Bogen, Klopstockstraße, Rebeccaweg und Rudolphiplatz, in Bd. 2.
Siehe auch: Herderstraße, Lessingstraße, Perthesweg, Schimmelmanstraße, in Bd. 3 online.

Matthias Claudius war das vierte Kind des Reinfelder Pastors Matthias Claudius, die Mutter war Maria, geb. Lorck. Claudius studierte Theologie, Rechts- und Verwaltungswissenschaft und lernte in Kopenhagen Friedrich Gottlieb Klopstock



(siehe: Klopstockstraße, in Bd. 2) kennen. Zwischen 1768 und 1770 arbeitete Claudius als Redakteur der Hamburgischen-Adreß-Comtoir-Nachrichten in Hamburg und erhielt dadurch Kontakt u. a. mit Gotthold Ephraim Lessing (siehe: Lessingstraße, in Bd. 3 online). 1771 er nach Wandsbeck und wurde dort von Heinrich Carl von Schimmelmann (siehe: Schimmelmannstraße in Bd. 1 im Kapitel Straßennamen als Spiegel der Geschichte: Hamburg und sein koloniales Erbe und in Bd. 3 online) als Redakteur der Tageszeitung Der Wandsbecker-Bothe (erschien bis 1775) eingestellt. Für die Zeitung schrieben u. a. Klopstock, Lessing und Herder (siehe Herderstraße, in Bd. 3 online).

Über Claudius Rolle als Hausvater heißt es: „Tatsächlich ist er Familienvater von Profession gewesen: er zeugte die Kinder nicht bloß mit öffentlichem Vergnügen, sondern er kochte der Wöchnerin auch die Biersuppe, wickelte und fütterte die Kleinen während des Wochenbettes, er unterrichtete die Kinder zur ‚Hochschulreife‘, er spielte und musizierte mit ihnen, er geleitete sie ins Leben – drei von ihnen auf den Friedhof – und er blieb ihnen, seinen Enkeln und Schwiegerkindern, bis zum letzten Atemzug ‚der Vater‘ schlechthin.“

Als Claudius in Wandsbek lebte, war sein Patron der Sklavenhändler Graf Schimmelmann. Claudius äußerte sich mutig gegen den Sklavenhandel. So erschien ein Jahr nach der Hinrichtung Struensees (siehe: Struenseestraße, in Bd. 3 online) ein Gedicht von Claudius im Wandsbecker Bothen: „Der Schwarze in der Zucker=Plantage, Weit von meinem Vaterlande, Muß ich hier verschmachten und vergehn, Ohne Trost, in Müh‘ und Schande –Ohhh die weissen Männer, klug und schön! –Und ich hab den Männern ohn‘ Erbarmen, Nichts gethan – Du im Himmel! Hilf mir armen Schwarzen Mann.“¹⁾

Kurz vor seinem Tod war der schwerkranke Matthias Claudius Anfang Dezember 1814 in das Haus seiner Tochter **Caroline** (siehe: Perthesweg, in Bd. 3 online) an den Jungfernstieg 22 gezogen, damit er in Hamburg seinem Arzt näher war. Über sieben Wochen lang löste sich Claudius Seele langsam vom Irdischen. Am 21. Januar 1815 starb Claudius.

Quellen:

- 1) Zit. nach: Martin Geck: Matthias Claudius. Biographie eines Unzeitgemäßen. München 2014, S. 110.

- **Claus-Ferck-Straße**, *Volkisdorf (vor 1938): nach der in Volkisdorf alteingesessenen Bauernfamilie Ferck. Da der älteste Sohn der Familie immer den Vornamen Claus bekam, wurde die Straße so benannt*



- **Clemens-Schultz-Straße**, *St. Pauli (1948): Clemens Schultz (1862-1914), Pastor von St. Pauli*

Von ihm stammt der Begriff die Halbstarcken.

- **Comeniusplatz**, *Hohenfelde (1912): Johann Arnos Comenius (1592-1670), Pädagoge, Förderer der Lehrerbildungsanstalten*

Als Comenius zwischen 1618 und 1621 Vorstand der Brüder in Fulnek war, heiratete er seine erste Frau, **Magdalena Vizovska**. Sie war eine Verwandte des Bischofs der Brüdergemeinde. 1622 starben seine Frau und die beiden Töchter an der Pest. Zwei Jahre später, 1624, heiratete er in Böhmen seine zweite Frau, **Dorothea Cyrillova**, Tochter eines der vier Ältesten der Brüdergemeinde. Das Paar bekam vier Kinder. Nach dem Tod seiner zweiten Frau im Jahre 1648 heiratete Comenius 1649 **Johanna Gajusová**.

Comenius forderte die Schulpflicht für Mädchen und Jungen aller Stände bis zu ihrem 12. Lebensjahr. Revolutionär war seine Forderung nach einer Mädchenbildung.

- **Compeweg**, *Harburg (1950): Eberhard Christian Compe (1788-1867), Mitglied der Hafenausschuss, Oberamtmann, Ehrenbürger der Stadt Harburg, Stifter des Pokals für das Harburger Vogelschießen*

- **Contastraße**, *Hoheluft-West (1901): Oberst Bernhard von Conta (1816-1899), Kommandeur des hanseatischen Infanterieregiments (1866-1870)*

Conta war verheiratet seit 1846 mit Valerie von der Marwitz (21.6. 1824 Stargard - 14. 10. 1908 Weimar). Das Paar bekam mehrere Kinder.

- **Conzestraße**, *Nienstedten (1947): Prof. Alexander Conze (1831-1914), Archäologe*



Alexander Conze war seit 1861 verheiratet mit **Elise Erdmann** (1839-1920). Das Paar bekam sechs Kinder.

Eine ihrer zwei Töchter war die Frauenrechtlerin und Schriftstellerin **Elsbeth Krukenberg-Conze** (5. 2. 1867 Halle -16.8. 1954 Calw). Verheiratete war sie mit dem Gynäkologen Georg Krukenberg. Das Paar hatte drei Söhne. Elsbeth Krukenberg-Conze leiteten die Privatklinik ihres Mannes. Nach dem Tod ihres Mannes lebte sie mit ihrer Lebensgefährtin Lina Hilger (1874-1942), einer Schulleiterin, zusammen. „Krukenberg hatte bereits 1911 in der Diskussion um § 175 die emotionale Nähe beim Zusammenleben zweier Frauen positiv hervorgehoben.“ 1)

Elsbeth Krukenberg-Conze war lange Zeit Sozialdemokratin und in der bürgerlichen Frauenbewegung aktiv. So war sie einige Zeit Herausgeberin der 1886 von Louise Otto-Peters und Auguste Schmidt gegründeten Zeitschrift *Der Frauenanwalt*, „die sich verstärkt für die Änderung der Arbeitsbedingungen für Frauen einsetzte. Bei ihrem Engagement für die Frauenbewegung betonte sie schon recht früh im Gegensatz zu männlichen Kritikern, (...) ihrer Meinung nach ausgesprochen nationale Ausprägung des deutschen Feminismus: so war es das oberste Ziel der Frauenbewegung, dem deutschen Volk mit all ihren Kräften ‚zu dienen‘. (...)“

1926 trat sie den Quäkern bei. Aufgrund ihrer inzwischen nationalkonservativen politischen Einstellung geriet sie dort allerdings in politische Isolation und trat nach 1930 kaum noch aktiv als Quäkerin in Erscheinung, obwohl sie formell bis zu ihrem Lebensende Mitglied blieb. Als sie 1932 Adolf Hitler im Sportpalast reden hörte, wurde sie überzeugte Anhängerin des Nationalsozialismus und wählte fortan stets die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.“ 2)

Ihre Lebensgefährtin Lina Hilger hingegen stellte gleich nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten den Antrag auf Pensionierung, „nachdem (...) auf dem Schulhof eine Bücherverbrennung durch die Hitlerjugend stattgefunden hatte.“ 3) Damit kam sie „ihrer Entlassung zuvor“, denn die „Kreisleitung der NSDAP“ hatte bereits ihren „vorzeitiger Ruhestand wegen antinationalsozialistischer Gesinnung beantragt“. 4)

Quellen:

1-3): wikipedia: Elsbeth Krukenberg-Conze (Stand: 26.6.2015).

4): wikipedia: Lina Hilger (Stand: 26.6.2015)

- **Cord-Dreyer-Weg**, *Niendorf (1945): Cord Dreyer (1836-1912), Stellmachermeister, Vogt in Niendorf von 1881-1899*



- **Cordsstraße, Nienstedten (um 1922):** Christian Cords (1855-1926), Grundeigentümer, Handelsgärtner
- **Corduaweg, Heimfeld (1950):** Dr. med. Ernst Cordua (1865-1943), Harburger Mediziner
- **Corinthstraße, Othmarschen (1950):** Lovis Corinth (1858-1925), Maler, Graphiker

Siehe auch: Maetzelstraße, in Bd. 2.

Lovis Corinth war verheiratet mit **Charlotte Berend-Corinth** (1880-1967) ebenfalls eine Malerin. 1947 veröffentlichte sie ihre Tagebuchaufzeichnungen unter dem Titel „Mein Leben mit Lovis Corinth“.

Charlotte Berend entstammte einer wohlhabenden jüdischen bürgerlichen Familie. Sie konnte ihren Wunsch, Malunterricht zu erhalten, um Malerin zu werden, in der Familie durchsetzen. Sie besuchte u. a. die von Lovis Corinth geführte Malschule für Weiber in der Berliner Klopstockstraße und wurde 1901 Corinths Malschülerin. Das Paar heiratete 1903/04 (hierzu gibt es unterschiedliche Angaben). Charlotte war damals 23 und Lovis 45 Jahre alt. Zuvor hatte Corinth bei seiner künftigen Schwiegermutter (Charlottes Vater war bereits verstorben) schriftlich um die Hand der Tochter angehalten, indem er darin u.a. erklärte, dass seine finanzielle Situation gesichert sei.

Auch Charlotte wollte heiraten. Die Tochter zitiert dazu ihre Mutter: „Trotz der innigen, großen Liebe, die ich für Lovis empfand und obwohl ich mich nie von ihm hätte trennen wollen habe ich meinen Verstand doch nicht verloren. Ich habe mir immer gesagt, ich will nicht eine von diesen Geliebten sein, die ein Leben lang von einem Künstler ausgehalten werden – sei es als Modell oder als Küchenfee. Ich will heiraten. Ich will eine Zukunft, ich will Kinder bekommen, ich will eine verheiratete Frau sein, ein normales Leben leben. Ich will daß wir heiraten.“ 1)

Das Paar bekam zwei Kinder.

Lovis Corinth litt an einer depressiven Gemütslage. Dazu schreibt seine Tochter Wilhelmine Corinth in ihrem Buch „ich habe einen Lovis, keinen Vater“: „Seine



oft tiefe Niedergeschlagenheit hat er durch unablässige Arbeit überwunden. Und meine Mutter mit ihrem wunderbaren, einmaligen fröhlichen Temperament und ihrem klugen Sich-Einfühlen war der glückliche Ausgleich, den er zur Arbeit und zum Leben so nötig brauchte. Ohne sie hätte er schwerlich eine positive Einstellung zum Leben gefunden.“ 2) Und er selbst schreibt: „Wenn aus meinem Leben später überhaupt noch was wurde und was aus mir wurde, das hat die Menschheit meinem Schutzgeist zu verdanken, meinem wirklichen lebendigen Schutzgeist aus Fleisch und Blut, meiner Frau. Denn sie war es, die mich immer wieder hochgehalten und mir weiter immer wieder Mut gegeben hat. Und ihr verdanke ich und die ganze Welt, daß diese Werke entstanden sind.“ 3)

Zur Erholung und zum ungestörten Arbeiten schuf Charlotte für die Familie in Urfeld ein Haus. Ihr Ehegatte verbot ihr in diesem von ihr allein geschaffenen Paradies die Landschaft zu malen. „Anderes ja : Tiere, Blumen, Porträts, was immer sie wollte. Nicht aber die Landschaft! Das war seine Domäne. Und niemand sonst sollte in sie einbrechen dürfen! – Meine Mutter hat sehr unter dieser egoistischen Forderung gelitten. War sie es doch, die alles [dort] für Corinth aus dem Nichts geschaffen hatte. Später erst hat sie begriffen, daß es klug und vorausschauend gedacht war, Urfeld und der Walchensee sind für immer mit seinem Namen verbunden und in der ganzen Welt bekannt.“ 4)

Doch nicht hier dort verbot Corinth seiner Frau das Malen. Auch als das Paar im Sommer 1912 am Starberger See weilte, verbot er ihr auch hier das Malen. „Dem freund und Kollegen Rudolf Sieger, der sie dort besuchte und Corinth Modell saß, habe er auf dessen Versuch, für Charlotte eine Lanze zu brechen, geantwortet: ‚Es tut mir leid. Aber ich wäre ohne sie nicht durchgekommen. Und auch jetzt komme ich ohne sie nicht aus. Sie ist noch jung. Sie kann das nachholen. Aber mit mir ist’s was anderes.“ 5)

Über ihr Eheleben äußerte Charlotte trotz der großen Liebe, die sie zu ihrem Ehemann verspürte: „Wie oft glaubte ich zu ersticken, denn ich lebte das schwere Leben zwischen zwei Generationen. Corinth dreiundzwanzig Jahre älter, und hinter mir die Kinder, dreiundzwanzig Jahre jünger. Für beide Teile gab ich mich hin. (...) Ich bin trotz Fleißes nur sprunghaft vorangekommen, denn ich durfte nur einen Teil meiner Seele für mich klingen lassen, nur einen Teil meiner Kraft für mich brauchen.“ 6)

Doch trotz des Hausfrauendaseins, der Mutterpflichten, dem Modellstehen für ihren Ehemann und den organisatorischen Vorbereitungen, die sie stets für seine Ausstellungen erledigte, gab Charlotte das Malen nicht auf, erzielte damit Erfolge – auch finanzielle. So wurden z. B. ihre Zeichnungen und Lithografien in der „Schwarz-Weiß-Ausstellung“ der Berliner Secession 1917 hoch gelobt und viele Stück verkauft. Sie entwickelte einen eigenen Malstil und machte sich zum



Lebensmotto: „ (...) auch du lebst nur einmal: nimm dir Zeit für dich, auch du mußt jemand werden, mußt deiner Natur gerecht werden“. 7)

Nach dem Tod ihres Mannes 1926 unternahm Charlotte viele Reisen und malte weiter. Sie hatte große Ausstellungen und ihre Kunst wurde hoch anerkannt und war auch für eine kurze Zeit mit einem bedeutend jüngeren Italiener liiert.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Charlotte Behrend-Corinth wie ihre jüdischen Kolleginnen und Kollegen auch aus der Berliner Secession ausgeschlossen. Ihre Kunst zählte nun als „entartet“. 1939 emigrierte Charlotte zu ihrem Sohn in die USA. Später zog auch ihre Tochter dorthin.

In den USA gründete Charlotte Behrend-Corinth eine Malschule, die sie bis 1955 führte und malte auch hier weiter: Landschaften und Portraits und hatte auch Ausstellungen. „(...) man beurteilte meine Arbeiten unvoreingenommen und ohne mich mit der stereotypen frage zu quälen, ob ich die Malerei Lovis Corinths fortzusetzen versuche oder einen eigenen Weg zu gehen willens sei“. 8)

Quellen:

- 1) Wilhelmine Corinth: „Ich habe einen Lovis, keinen Vater ...“. Erinnerungen. Aufgezeichnet von Helga Schalkhäuser. München 1990, S. 170.
- 2) Wilhelmine Corinth, a. a. O., S. 31.
- 3) zit. nach Wilhelmine Corinth, a. a. O., S. 32.
- 4) Wilhelmine Corinth, a. a. O., S. 35.
- 5) Eva-Maria Herberz: Leben in seinem Schatten. Frauen berühmter Künstler. München 2010, S.98.
- 6) Eva-Maria Herberz, a. a. O., S. 99.
- 7) Ebenda.
- 8) Eva-Maria Herberz, a. a. O., S. 105.

- **Corneliusstraße, Groß Flottbek (1910): Peter Ritter von Cornelius (1783-1867), Maler**

Cornelius heiratete 1814 die Römerin **Carol. Grossi** (gest. 1832). In zweiter Ehe war er seit 1835 mit der Römerin **Gertruda Fervatini** (gest.1859) verheiratet. Nachdem auch diese Frau ihm gestorben war, heiratete der 78 Jährige 1860 die zwanzigjährige Römerin **Teresa Giampieri**. Cornelius hatte drei Kinder.

- **Corveystraße, Lokstedt (1948): nach dem Kloster Corvey bei Höxter, ein Benediktinerkloster**



- **Cottaweg**, *Billstedt (1957)*: *Johann F. Freiherr von Cottendorf (1764-1832), Verleger*

Johann Friedrich von Cottas war in erster Ehe seit 1791 verheiratet mit **Wilhelmine Ernestine Philippine Haas**, (17. 5.1769 - auf Burg Dotternhausen, dem "Cottaschen Schloss", 23. 8.1821). Sie soll aus ihrem Wohnhaus in Tübingen einen „schwäbischen Musensitz“ gemacht haben. So gab sie dort Gesellschaften und war zuständig für die weitläufige, gelehrte Korrespondenz. Das Paar hatte drei Kinder.

In zweiter Ehe war Cotta verheiratete seit 1824 mit **Elisabeth, geb. Freiin von Gemmingen-Guttenberg** (1789-1859). Nach dem Tod ihres Mannes heiratete sie 1835 Ernst Eugen Freiherr von Hügel.

Im Verlagshaus Cotta ließ auch Schiller seine Schriften verlegen.

- **Cranachplatz**, *Groß Flottbek (1916),)*: *Lucas Cranach d. A. (1472-1553); Maler, Zeichner, Holzschnitzer, Kupferstecher*

Siehe auch: Luthergrund, in Bd. 3 online.

Um 1512/13 heiratete Cranach **Barbara Brengbier** (gest. 1541). Das Paar bekam fünf (andere Quellen nennen sechs) Kinder. Gemeinsam mit seiner Frau war er 1525 Trauzeuge bei der Hochzeit von Luther mit Katharina von Bora^[4] und Taufpate von Luthers ältestem Sohn.

Als Witwer lebte er bei seiner Tochter Barbara Cranach.

- **Cranachstraße**, *Groß Flottbek (1910), siehe: Cranachplatz.*
- **Cremon**, *Altstadt (um 1281): Mehrere Deutungen, vermutlich nach einem Grundeigentümer mit dem Namen Cremon, vielleicht: Gottschalk de Cremun (um 1255) oder Kaplan Bertram de Cremon (um 1333)*



- **Culinstraße, Horn (1959):** *Andreas Culin (1826-1896), Direktor und Gründer der Straßenbahngesellschaft und nach Andreas Culin (1852-1931), Erfinder der Straßenbahnrollenschienen.*

Sein Vater war Johann Andreas Culin, leitender Ingenieur und späterer Direktor der Straßenbahngesellschaft.

- **Curienstraße, Altstadt (1840):** *nach den Domkurien, den Höfen der Domherren*
- **Curschmannstraße, Hoheluft-Ost (1899):** *Prof. Dr. H. Curschmann (1846-1910), Direktor des Krankenhauses Eppendorf, Leiter des Hafenkrankehauses*

Curschmann war seit 1872 verheiratet mit **Margarethe Lohde** (1847–1915). Das Paar bekam drei Kinder. Der Ehemann machte in der kleinen Wohnung medizinische Experimente mit Tauben. Die Ehegattin musste die Tauben auf dem Markt kaufen und bei den Experimenten helfen. Sie schrieb nach seinem Diktat die Beobachtungen mit den Tauben auf.

- **Curt-Bär-Weg, Bergedorf/Allermöhe (1995):** *Curt Bär (1901-1981), Lehrer, Mitglied des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus*

Siehe auch: Marta-Damkowski-Kehre, in Bd. 2.

Curt Bär wurde als Sohn eines Kapitäns geboren und verlebte seine Kindheit in Hamburg Harvestehude. Nach dem Abitur studierte er Mathematik und Physik an der Universität Hamburg. Während eines mehrsemestrigen Aufenthalts in Göttingen schloss er sich dem von dem Philosophieprofessor Leonard Nelson geleiteten Internationalen Jugendbund (IJB) an. Seit 1926 war Bär, der auch Veranstaltungen der Sozialistischen Arbeiterjugend besuchte, als Studien-assessor an einer Oberschule in Hamburg tätig. In seiner Freizeit engagierte er sich für den Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK), der Nachfolgeorganisation des IJB, deren politisch-philosophische Schriften er am Bahnhof von Bergedorf verteilte. Die sozialdemokratisch geführte Oberschulbehörde sah darin einen Verstoß gegen die für Lehrer geltende Standesehre und erteilte Bär 1931 einen dienstlichen Verweis, was mit der Versetzung an eine Volksschule einherging.



Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden bei Curt Bär und seiner ebenfalls für den ISK aktiven Frau zwei Hausdurchsuchungen durchgeführt. Obwohl Bär seine umfangreiche Bibliothek durchgesehen und politisch belastende Titel beiseite geschafft hatte, wurden die neuen Machthaber fündig. Sie verwüsteten die Wohnung und beschlagnahmten etliche Bücher, darunter nicht bloß Texte von Karl Marx, Leo Trotzki oder August Bebel, sondern auch mathematisch-naturwissenschaftliche Lehrwerke. Hinzu kamen Druckplatten, drei Packen Durchschlagpapier, Stempel und ein Karton mit Briefumschlägen. Im Juni 1933 wurde Bär aus dem Staatsdienst ohne Ruhegehalt entlassen. Von August bis Oktober desselben Jahres saß er in den Konzentrationslagern Fuhlsbüttel und Wittmoor in Schutzhaft. Ab 1934 versuchte Bär, sich als selbstständiger Kaufmann durchzuschlagen. Er hatte ein Ladengeschäft erworben und betrieb eine Seifenhandlung namens „Wasch-Bär“. Lange gehörte Bär zu den führenden Kräften der illegalen ISK-Arbeit, dann wurde er am 5. Juni 1936 von der Geheimen Staatspolizei verhaftet, über Monate ohne richterlichen Beschluss festgehalten und schließlich von dem Volksgerichtshof in Berlin wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Der am 7. Dezember 1937 ergangene Richterspruch entzog Bär zugleich die bürgerlichen Ehrenrechte und verpflichtete den Verurteilten, die Kosten des Verfahrens zu tragen. Der in dem Stadtteil Barmbek gelegene Seifenladen litt unter der Abwesenheit des Geschäftsführers sowie unter dem Bestreben mehrerer Nationalsozialisten, die Kundschaft abzutreiben, und ging einige Jahre später ein. Immerhin wurde die Untersuchungshaftzeit auf die verhängte Freiheitsstrafe angerechnet. Bis zum 7. Juni 1940 im Zuchthaus Oslebshausen nahe Bremen eingesperrt, hielt sich der für wehrunwürdig erklärte Bär nach seiner Haftentlassung mit politischen Aktionen zurück. Doch er blieb ein dezidierter Gegner des NS-Regimes, zumal seine einst für die KPD aktive Schwester an den Folgen der Gewaltherrschaft starb.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte Curt Bär seine Tätigkeit als Studienrat fort und betätigte sich in der Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft.

Text: Meik Woyke

Quellen:

Bär, Curt: Von Göttingen über Osleb nach Godesberg. Politische Erinnerungen eines Hamburger Pädagogen 1919-1945. 2., erg. Aufl. Hamburg 1981.

- **Curt-Goetz-Straße**, Bramfeld (1979): Curt Goetz (1888-1960), Schriftsteller, Schauspieler



1912 heiratete er in erster Ehe die Schauspielerin Erna Nitter (28.8.1888-17.6.1986 Hamburg). Das Paar ließ sich 1917 scheiden. Erna Nitter hatte u. a. Engagements am Schauspielhaus und Ernst-Deutsch-Theater. 1923 heiratete Curt Goetz die Schauspielerin Valérie von Martens (4.11.1894-7.4.1986). Ab 1933 hatte das Paar seinen Wohnsitz in der Schweiz. In Deutschland drehte es aber noch Filme. Goebbels mochte das Spiel von Curt Goetz. Als das Paar 1939 in Hollywood weilte und der Zweite Weltkrieg begann, blieben Curt Goetz und Valérie von Martens in den USA. Dort betrieben die beiden eine Hühnerfarm und züchteten Hühner, die zwei Eigelb legten. Ab 1946 lebte das Paar wieder in der Schweiz. Nach dem Tod des Ehemannes betreute Valérie von Martens das Wrk ihres Mannes und stiftete 1985 den Curt Goetz-Ring. 1977 gehörte sie zu den Gründungsmitgliedern des P.E.N.-Club Liechtenstein.

- **Curtiusweg, Hamm (1928):** *Dr. Carl Curtius (1771-1857), Lübecker Syndikus gehörte dem hanseatischen Direktorium zur Wahrung der Interessen der Hansestädte an*

Verheiratet mit **Dorothea Plessing** (1783-1851). Das Paar hatte vier Söhne.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Däumlingtwiete**, *Billstedt (1952), Märchenmotiv*
- **Dag-Hammarskjöld-Brücke**, *Neustadt (1962): Dag Hammarskjöld (1903-1961), Generalsekretär der Vereinten Nationen, Friedensnobelpreisträger*

Dag Hammarskjöld litt sehr an Einsamkeit, obwohl er viele soziale Kontakte hatte und beruflichen Erfolg. Doch durch seine distanzierte und kühle Art gegenüber seinen Mitmenschen kam es kaum zu Freundschaften. Er war unfähig Beziehungen zu Frauen einzugehen; obwohl er viele Verehrerinnen hatte, ließ er sich auf keinen Annäherungsversuch ein. Mit Arbeit betäubte er seine Einsamkeit, Bücher waren Ersatz für Menschen. „Bemerkenswert ist seine Arbeitseifer und sein Durchhaltevermögen. Er geht früh-morgens ins Büro, arbeitet viele Stunden, kehrt zum Abendessen mit seiner Mutter nachhause zurück, geht um 21 Uhr wieder ins Büro und geht anschließend noch mit Kollegen aus.“ 1) Tendierte immer mehr zur Mystik.
- **Dag-Hammarskjöld-Platz**, *St. Pauli (1962)*, siehe: *Dag-Hammarskjöld-Brücke*
- **Dahlgrünring**, *Wilhelmsburg (1975): Dr. Rolf Dahlgrün (1908 Hannover-1969 Hamburg-Harburg), Bürgerschaftsabgeordneter, Bundestagsabgeordneter, Bundesminister für Finanzen*

Von 1933 bis 1945 Mitglied der NSDAP, ab 1949 Mitglied der FDP. Von 1962 bis 1966 Mitglied des FDP-Bundesvorstands.

Siehe auch Artikel: www.wsws.org/de/articles/2012/01/nazi-j12.html



- **Dahrendorfweg, Horn (1964):** *Gustav Dahrendorf (1901-1954), Bürgerschafts- und Reichstagsabgeordneter*

Seit 1924 Redakteur beim SPD-Blatt „Hamburger Echo“. Seit 1927 Abgeordneter der Hamburger Bürgerschaft und im Reichstag. Nach längerer Inhaftierung 1933 Tätigkeit in der Kohlenwirtschaft. Wegen Beteiligung an der Verschwörung des 20. Juli zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach dem Zweiten Weltkrieg aktiv beim Wiederaufbau der SPD in der „Ostzone“ beteiligt, Gegner der Zwangsvereinigung von SPD und KPD. 1946 Rückkehr nach Hamburg. Bürgerschaftsabgeordneter, Vorstand der Konsumgenossenschaft „Produktion“, Vorstand im Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften in Hamburg.

Verheiratet seit 1927 mit **Lina Maria Sörnsen**. Das Paar bekam zwei Söhne, einer von ihnen: der Soziologe und FDP-Politiker Ralf Dahrendorf.

- **Daimlerstraße, Ottensen (1950):** *Gottlieb Daimler (1834-1900), Maschinenbauingenieur, schuf Autotyp*

1867 Heirat mit **Emma Kurz** (1843-1889). Das Paar bekam fünf Kinder. Nach dem Tod der Ehefrau 1889 heiratete Daimler 1893 die 21 Jahre jüngere **Lina Schwend** (1855-1932), verwitwete Hartmann. Das Paar bekam zwei Kinder.

- **Daimlertwiete, Ottensen (1950), siehe: Daimlerstraße.**

- **Dalmanckai, HafenCity (1875):** *Johannes Dalmann (1823-1875), Wasserbau- direktor*

Verheiratet in erster Ehe seit 1849 mit **Emma Joh. Elis. Hutter** (1823–1862). Nach dem Tod seiner Frau, ab 1865 verheiratet mit **Bertha Caspersen, verw. Berghofer** (geb. 1831). Johannes Dalmann hatte zwei Kinder und vier Stiefkinder namens Berghofer-Dalmann.

- **Damaschkestraße, Eißendorf (1925):** *Adolf Damaschke (1865-1935), National-ökonom Führer der Bodenreformbewegung*



Verheiratet seit 1904 mit **Julie Gelzer** (1847–1906). Das Paar hatte drei Töchter.

- **Damerowstwiete, Barmbek-Süd: (1939): Prof. Dr. Heinrich Damerow (1798-1866), bemühte sich um die Verbesserung der „Anstalts“behandlung psychisch Kranker**
Soll mit einer geistvollen und impulsiven, oft kränkelnden und nervös erregten Frau in glücklicher Ehe gelebt haben. Das Paar hatte zwei Kinder.
- **Damerowsweg, Barmbek-Süd (1912), siehe Damerowstwiete.**
- **Dammannweg, Nienstedten (1951): Gustav Dammann (1874-1935), Gemeindevertreter und stellvertretender Ortsvorsteher, Mitbegründer des Bauvereins Elbgemeinden**
- **Danckwerthweg, Billstedt (1948): Caspar Danckwerth (1605-1672), Bürgermeister in Husum, Verfasser des Kartenwerks „Schleswig-Holsteinische Landesbeschreibung“ (1652)**
1641 Heirat mit **Helene Angel**, Witwe des Adolph Vaaget
- **Daniel-Bartels-Weg, Horn (1933): Daniel Bartels (1818-1889), Heimatdichter**
Malermeister, verheiratet seit 1845 mit einer Karlsruherin, die er auf seiner Wanderschaft kennen gelernt hatte. Das Paar bekam sechzehn Kinder, von denen aber zehn im Kindesalter verstarben. Nach dem Tod seiner Frau im Jahre 1868 heiratete er 1870 erneut. Das Paar bekam ein Kind.
- **Daniel-Frese-Straße, Billstedt (1975): Daniel Frese (1540-1611), Kartograph, Maler**



Verheiratet mit **Magdalene Egmondts**. Das Paar hatte ein Kind.

- **Daniel-Hinsche-Straße**, *Bergedorf (1949): Daniel Hinsche (1771-1848), Bürgermeister von Bergedorf*
- **Danielsenstieg**, *Blankenese (1953): Johann Siegfried Danielsen (1846-1920), Gemeindevorsteher in Dockenhuden, Tischlermeister, Bauunternehmer*
- **Dannerallee**, *Horn (1964): Lothar Danner (1891-1960), Chef der Ordnungspolizei, Hamburger Senator*

„(...) 1919 wechselte er als Generalstabsoffizier der Reichswehr zur Hamburger Polizei. Am 22. Oktober 1923 wurde Oberstleutnant Lothar Danner mit der Leitung der Ordnungspolizei beauftragt, die in den darauf folgenden Tagen den ‚Hamburger Aufstand‘ (23.–26. Oktober) niederschlug. 1924 wurde er zum Polizeioberst und Chef der Hamburger Ordnungspolizei befördert. Diese Funktion behielt Lothar Danner, seit 1919 Mitglied der SPD, bis er sich am 4. März 1933 gesundheitsbedingt beurlauben ließ. Im Nationalsozialismus arrangierte sich Lothar Danner, der während seiner Amtszeit nachsichtig mit den rechtsradikalen und nationalsozialistischen Polizeioffizierskollegen umgegangen war, mit den neuen Machthabern und übernahm während des Krieges (1942/43) Leitungsfunktionen im Amt für kriegswichtigen Einsatz.

Nach Kriegsende gehörte er für die SPD mehrere Jahre der Hamburgischen Bürgerschaft an.

Von 1950 bis 1953 war er Präses der Polizeibehörde. Lothar Danner starb am 2. Februar 1960 in Hamburg. (StA HH, 131-15 A 6). (zit. nach:http://media.offenes-archiv.de/Tafel9-16_A3_final.pdf)

Wolfgang Kopitzsch schreibt über Danner: „Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten trat Danner, der seit 1919 Mitglied der SPD war, am 3. März 1933 von seinem Amt zurück. Im Frühjahr 1933 wurde er zunächst nach § 14 des Polizeibeamtengesetzes seines Dienstes enthoben und entlassen. Am 28. Juni 1933 folgte dann die Entlassung aus dem Polizeidienst (mit Versorgungsbezügen) nach § 4 des ‚Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamten-tums‘. Bis 1945 war er zunächst Leiter der Buchhaltung, dann Geschäftsführer



einer Exportfirma in Hamburg. 1942 bewarb sich Danner erfolglos um die Aufnahme in der Waffen-SS, vermutlich infolge von Kontakten zu ehemaligen Hamburger Polizeioffizieren, die in der Waffen-SS und der Polizei inzwischen hohe Ränge bekleideten.“ (Wolfgang Kopitzsch: Lothar Danner, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.); Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 2. Hamburg 2003, S. 96..)

Und in wikipedia steht über ihn. „Während des Zweiten Weltkrieges leitete er zwischenzeitlich von Oktober 1942 bis Ende Dezember 1943 ein Sachgebiet beim Amt für kriegswichtigen Einsatz. (...) Am 3. Mai 1945 führte er Brigadegeneral Douglas Spurling mit der 7. britischen Panzerdivision als Ortskundiger von Süden her über die Elbbrücken nach Hamburg, wo er der Übergabe der Stadt durch Karl Kaufmann im Hamburger Rathaus beiwohnte. Die britische Besatzungsmacht beauftragte in der Folge Danner mit dem Wiederaufbau einer demokratischen Polizei, bis er am 26. Mai 1945 in dieser Funktion von Bruno Georges abgelöst wurde. Danach war er bis Ende November 1950 Präsident des Hamburger Verkehrsamts und gründete am 25. Mai 1950 den Bund für alkoholfreien Verkehr. Nachdem er zuvor Staatsrat für Polizeiangelegenheiten war, zuständiger Senator war bis dahin der Erste Bürgermeister Max Brauer selbst, wurde Danner zum 1. Januar 1951 in den Senat der Freien und Hansestadt Hamburg gewählt, dieser entsandte ihn als Präses in die neugeschaffene Polizeibehörde. Nach dem Wahlsieg des bürgerlichen Hamburg-Blocks 1953 schied Danner aus dem Amt aus.“

Wolfgang Kopitzsch charakterisiert Danner: „Danner war bereits als Chef der Ordnungspolizei, deren Leitung er mit 32 Jahren übernahm, ein schwieriger Vorgesetzter, der vor allem aufgrund seiner intellektuellen Fähigkeiten große Anforderungen an sich und andere stellte. Seine Herkunft aus dem Offizierkorps des Kaiserreichs führte – trotz seiner Zugehörigkeit zur SPD – wiederholt dazu, dass er Offizieren gegenüber insbesondere bei rechtsradikalen und nationalsozialistischen Sympathien zu nachgiebig war. (...) Besonderes politisches Engagement zeigte er (...) nicht. Dennoch galt Danner in Hamburg vielen als überzeugter Sozialdemokrat, Republikaner und Garant der Demokratie. Nicht erst sein Verhalten 1942 muss daran aber Zweifel aufkommen lassen.“ (Wolfgang Kopitzsch, a. a. O., S. 97.)

- **Dannmeyerstraße, Groß Borstel (1961): Prof. Dr. Ferdinand Dannmeyer (1880-1959), Studienrat, Professor und Erforscher der ultravioletten Strahlen**



Dannmeyer war verheiratet mit **Minna, geb. Marxen**. Ihre zweite Tochter hieß **Lotte**, verheiratete Ehrhardt (1912-2005). 1938 heiratete sie den Dokumentarfilmer und Fotografen Alfred Ehrhardt. Lottte Eherhardt war die wichtigste Mitarbeiterin ihres Mannes und engagierte sich für in Not geratene Menschen. Das Paar hatte einen Sohn und lebte am Leinpfad. Nach ihrem Tod gründete ihr Sohn die Lotte Ehrhardt Stiftung für bedürftige Menschen gegründet.

- **Daseweg, Billstedt (1948):** *Johann Martin Zacharias Dase (1824-1861), Rechenkünstler*
- **Davidstraße, St. Pauli (1928),** *frei gewählter Name*
- **Davidstreppe, St. Pauli (1969),** *siehe:Davidstraße*
- **Deichgrafenweg, Wilhelmsburg (1935):** *nach den Deichgrafen. Sie führten die Aufsicht über die Deiche.*
- **Deichvogt-Peters-Straße, Kirchwerder (1948):** *Peter Peters (1855-1941), Deichvogt, Hufner*
- **Deliusweg, Wellingsbüttel (1950):** *Johannes Matthias Delius (1534-1565), Rektor des Johanneums*

Verheiratet mit einer Freundin von Melanchtons Frau. Mehrere Kinder



- **Dellestraße, Jenfeld (1947):** *Gustav Delle (1880-1945), Bürgermeister in Wandsbek (1932-1933), 1945 gestorben im KZ Neuengamme. Gegner/Opfer des Nationalsozialismus Stolperstein vor: Schlossstraße 60 (Bezirksamt Wandsbek).*

Der Kommunalpolitiker Gustav Delle wurde 1933 wegen seiner SPD-Zugehörigkeit als politisch untragbarer Oppositioneller inhaftiert, aus dem Dienst entfernt und schließlich ins KZ Neuengamme verbracht.

Am 20. September 1880 im württembergischen Botnang/Kreis Stuttgart geboren, ergriff Gustav Delle nach seiner Schulzeit den handwerklichen Beruf des Malers. Er heiratete die gleichaltrige Luise, geb. Nobes, die ebenfalls aus dem Württembergischen stammte. 1905 wurde die Tochter Grete geboren, die noch zwei Geschwister bekam: Hans und Hilde. 1911 trat Delle in die SPD ein. 1913 zog die Familie laut Meldekarte von Stuttgart nach Wandsbek-Gartenstadt, in die Erikastraße 34, wo sie bis 1916 lebte. Nach weiteren zehn Jahren in der Rosenstraße 71 bezog sie in der Bramfelderstraße 168 vermutlich ein eigenes Haus, das sie bis 1934 bewohnte.

Gustav Delles Karriere entwickelte sich stetig: Er war Stadtverordneter, seit 1919 hatte er die Position eines besoldeten Stadtrats und Dezernenten für das Wohlfahrtswesen in Wandsbek inne. In diesem Amt erwarb er hohes Ansehen, war gleichermaßen kompetent, arbeitsam und beliebt. 1931 kandidierte er erfolgreich zum Zweiten Bürgermeister der Stadt Wandsbek.

Unmittelbar nach der Machtübernahme begannen die Nationalsozialisten damit, die Opposition auszuschalten und Ämter und Positionen mit eigenen Leuten zu besetzen. Das bekam auch Delle zu spüren, der am 6. März 1933 zusammen mit drei weiteren Wandsbeker Sozialdemokraten festgenommen und als sogen. Schutzhäftling 14 Tage im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert war. Auch Delles Schwiegersohn wurde 1933 aus dem Dienst bei der Stadt Wandsbek wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ entlassen.

Als Ende April 1933 der Zweite Bürgermeister gewählt werden sollte, wurde die SPD übergangen und dem NSDAP-Kreisleiter Eggers die Position zugeschoben. Da Gustav Delle jedoch (noch) nicht aus dem Amt entlassen war, suchte man nach einem Vorwand, ihn mit juristischen Tricks, sozusagen unehrenhaft, aus dem Dienst zu jagen. Die Federführung übernahm dabei Oberbürgermeister Ziegler. Dieser war jahrelang Zweiter Bürgermeister gewesen, bis er 1931 die Nachfolge des Oberbürgermeisters Rodig [siehe: Rodigallee] angetreten hatte – mit Unterstützung der SPD. Ziegler hatte den Machtwechsel unbeschadet überstanden. Bei der Entlassung Delles demonstrierte der Jurist bereits nationalsozialistische Gesinnung. Er setzte den Hebel beim berüchtigten Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums an.



Allerdings wählte Ziegler die falsche Begründung, nämlich Paragraph 2. Dieser sah eine Entlassung ohne Ruhegeld vor, wenn bei dem betreffenden Mitarbeiter mangelnde Vorbildung oder Eignung für das Amt vorlag. Das traf auf Gustav Delle jedoch nicht zu, weshalb das preußische Innenministerium in die Angelegenheit eingriff und Einspruch gegen die Begründung erhob. Die Stadt Wandsbek wurde verpflichtet, Delle eine Pension zu zahlen. In der Zurückweisung des Ziegler'schen Ansinnens hieß es, Delles Lauterkeit der Gesinnung und Handlungen, seine einwandfreie Amtsführung und die in 13 Jahren für die Stadt erbrachten Leistungen seien nicht in Zweifel zu ziehen.

Derart belehrt, wandte der Oberbürgermeister nun Paragraph 4 des o.g. Gesetzes an. Danach war derjenige zu entlassen, dessen bisherige politische Betätigung nicht die Gewähr dafür bot, jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat einzutreten.

Der Fall Delle und die Art und Weise, wie mit ihm umgegangen wurde, ließ einige Wandsbeker mit intaktem Rechtsgefühl nicht zur Ruhe kommen. 1934 machte der langjährige frühere Oberbürgermeister Rodig noch einen Versuch und setzte sich für Delles Wiederverwendung im Staatsdienst ein. In seinem Brief an den preußischen Innenminister bescheinigte er Delle hervorragende fachliche Fähigkeiten und die Kunst, bei aller Liebenswürdigkeit das Höchstmögliche an Arbeitsleistung von Untergebenen herauszuholen, wobei sich bewährt habe, dass er aus einem Handwerksberuf käme.

Rodigs Bemühungen blieben nicht nur erfolglos, sie riefen eine höhnische Gegenstellungnahme von Oberbürgermeister Ziegler hervor. Darin hieß es: „Falls Bürgermeister a.D. Delle sich zur Mitarbeit in der Wohlfahrtspflege in seinem jetzigen Wohnort Ahrensburg zur Verfügung stellen will, ist ihm hierfür in der von der NS-Volkswohlfahrt betreuten Winterhilfe reichlich Gelegenheit geboten.“

Das aufgeheizte politische Klima, das seine Entlassung begleitete, zwang Delle 1935, seinen langjährigen Wirkungskreis Wandsbek zu verlassen. Er zog mit seiner Familie nach Ahrensburg, Am Tiergarten 16, wo sie das Obergeschoss mit drei Zimmern bewohnten. Das Haus hatte Delle mit Vorkaufsrecht gepachtet, es bestand der Plan, es später zu kaufen.

1944, nach dem gescheiterten Hitler-Attentat vom 20. Juli, wurden im Zuge von reichsweiten Razzien und Verhaftungswellen, der sogen. Aktion Gewitter, auch frühere Oppositions-Politiker inhaftiert. Gustav Delle wurde am 22. August 1944 an seinem Wohnort festgenommen. Der Chef der Gemeindepolizei Gramm und der Polizist Claussen übergaben ihn der Gestapo, die Delle am 27. August ins KZ Neuengamme einwies. Dort musste er sich Experimenten mit reinem Salicyl



unterziehen, dem Wirkstoff des Schmerzmittels Aspirin. Bei höheren Dosierungen und längerfristiger Einnahme konnten Magenbeschwerden und Magenblutungen auftreten. Die Nebenwirkungen führten dazu, dass sich ein bereits vorhandenes Magenleiden Delles verschlechterte. Zudem führten ihn körperliche Misshandlungen an den Rand des Zusammenbruchs. Aufgrund der Intervention eines Bekannten, der ihn schätzte, wurde er am 1. November 1944 aus dem KZ entlassen. Es war jedoch schon zu spät. Gustav Delle erholte sich nicht mehr. Er starb am 25. April 1945 in Bad Oldesloe.

Der Sozialdemokrat Heinrich Wichelmann [siehe: Wichelmannweg] gehörte zu Delles Weggefährten aus der Wandsbeker Zeit. Auch er war 1933 verhaftet worden. Nach dem Krieg arbeitete er als Redakteur des Hamburger Echos, der von der SPD herausgegebenen Tageszeitung. 1955 veröffentlichte er eine Würdigung Delles zum 10. Todestag.

Delles Arbeitsplatz, die städtische Verwaltung des Magistrats Wandsbek, hatte sich im Wandsbeker Rathaus an der Königstraße 12 (Wandsbeker Königstraße) befunden, ebenso wie die Diensträume der beiden Bürgermeister Rodig und Ziegler. Es bestand also eine langjährige Zusammenarbeit nicht nur mit Delles Befürworter Rodig, sondern auch mit dessen Nachfolger Ziegler. Doch seit März 1933 galten frühere Allianzen nichts mehr. (...)

Text: Astrid Louven

Text entnommen aus: www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), Meldewesen 332-8 K 4412; Amt für Wiedergutmachung (AfW) 200980; Adressbuch (AB) VI 1924, 1930, 1931; Herbert Fuchs: Aufzeichnungen anlässlich der Verlegung des Stolpersteins für Gustav Delle (Manuskript), September 2004; Astrid Louven: Die Juden in Wandsbek 1604-1940, 2. Aufl. Hamburg 1991, S. 190; Landesorganisation Hamburg, SPD Kreis Wandsbek (Hrsg.): SPD Wandsbek 1863-1950, Recherchen, Dokumentation. Text: Christa Fladhammer. Hamburg 1988, S. 40–43.

- **Dellingerweg, Rahlstedt (1986):** *Rudolf Dellinger (1857-1910), Operettenkomponist, Kapellmeister*
Engagiert am Carl-Schulze-Theater
- **Dempwolfstraße, Eißendorf (1912):** *Dr. med. A. Dempwolf (1831-1910), Geheimer Sanitätsrat, Armenarzt von Harburg, leitender Arzt des städtischen Krankenhauses*



- **Denickestraße, Harburg (1930):** *David Denicke (1856-1943): Stadtsyndikus, Bürgermeister in Harburg, Ehrenbürger von Harburg*

- **Denksteinweg, Jenfeld (vor 1933):** *nach dem dort stehenden Kriegerehrenmal.*

- **Dennerstraße, Barmbek-Nord (1929):** *Balthasar Denner (1685-1749), Maler*
Siehe auch: Balthasarweg.
1712 heiratete Denner im Alter von 27 Jahren und bereits finanziell gut gestellt, so das er eine „Familie ernähren“ konnte, **Esther Winter**. Das Paar bekam fünf Töchter und einen Sohn. Bis zu seinem Tode reiste er zu seinen vielen Auftraggebern- z.B. nach London und Amsterdam - und nahm stets seine Familie mit. Seine Kinder hatten die Aufgabe, die Auftraggeberinnen und –geber, wenn diese im Hause Denner Portrait saßen, musikalisch zu unterhalten. Einige von Denners Kinder nahmen auch die künstlerische Laufbahn ein. Die Tochter **Catharina Denner** (1715-1744) war eine begabte Miniaturmalerin sowie Pianistin und Sängerin.

- **Desenißstraße, Barmbek-Süd (1870):** *Dietrich Deseniß (1768-1841), Grundstücksbesitzer, Vogt von Barmbek, Zuckerbäcker*

- **Detlev-Bremer-Straße, St. Pauli (1948):** *Detlev Bremer (1403-1464), Bürgermeister, Seeheld*

- **Detmerstraße, Barmbek-Nord (1910):** *Dr. Alexander Detmer (1814-1903), Mitbegründer des Pestalozzistiftes in St. Georg*



- **Dienerreihe, Hafencity (1953):** *Nach den Bürgermeisterdienern, für die im 17. Jahrhundert hier Wohnungen erbaut wurden.*
- **Dierksstraße, Wilhelmsburg (1904):** *Heinrich Dierks (? -?), Grundstückbesitzer, Kirchenvorsteher*
- **Dieselgarten, Barmbek-Nord (1936):** *Rudolf Diesel (1858-1913), Erfinder des Dieselmotors*

Heirat 1883 mit **Martha Flasche** (1860–1944). Das Paar bekam drei Kinder.

Wegen der dauernden Überanstrengung und auch der Auseinandersetzungen um Patentprozesse erlitt Diesel einen Nervenzusammenbruch. In dieser Situation, als er glaubte nicht mehr lange leben zu können, verkaufte er alle Rechte am Dieselmotor, um seine Familie abzusichern. In dieser Zeit wurde Diesel auch dazu überredet spekulative Geldanlagen zu tätigen. Nach seiner unerhofften Gesundung hatte er durch den Verkauf seiner Rechte nicht mehr die Möglichkeit, an der Entwicklung des Dieselmotors mitwirken. Auch war er durch die Spekulationsgeschäfte um sein Vermögen gebracht.

Seine Leiche wurde im Meer gefunden, nachdem er auf eine Schiffsreise gegangen war.
- **Dieselstraße, Barmbek-Nord (1930), siehe: Dieselgarten**
- **Diestelkai, Waltershof (1927):** *Arnold Diestel (1857-1924), Bürgermeister*

Verheiratet seit 1886 mit **Henriette Wilh. Hesekei** (geb. 1866). Das Paar hatte zwei Söhne.
- **Diestelstraße, Wohldorf-Ohlstedt (1912):** *siehe Distelkai.*



- **Diesterwegstraße**, *Barmbek-Nord (1911): Friedrich Adolf Diesterweg (1790-1866), Pädagoge*
1813 Heirat mit **Sabine Enslin** (1794-1866). Das Paar hatte neun Kinder.

- **Dietrich-Schreyge-Straße**, *Bergedorf (1936): Dietrich Schreyge, Offizier, getötet bei der Erstürmung des Schlosses Bergedorf am 16. Juli 1420*

- **Dietzweg**, *Billstedt (1966): Heinrich Dietz (1843-1922), sozialdemokratischer Verlagsbuchhändler, Reichstagsabgeordneter*
Verheiratet seit 1870 mit **Magd. Zülow** (1847–1927). Das Paar bekam 4 Kinder.

- **Dillstraße**, *Rotherbaum (1890): Theodor Dill (1797-1885), Kaufmann, Importeur für Rohkakao*
Handelskammerpräses für 11 Monate im Jahre 1846, rettete während des Großen Brandes in Hamburg 1842 mit weiteren neun Männern die Börse mit Wasser aus Trinkflaschen. „ Mit diesem Wasser tränkten sie Decken an, sausten, die Taschentücher gegen den Mund gepresst, durch das Gebäude und schlugen auf jede noch so kleine Flamme ein. Sie rissen die Vorhänge von den schon glühend heißen eisernen Fensterrahmen und achteten vor allem auf die Funken, die vom überhitzten Kupferdach auf den hölzernen Fußboden flogen. Trotz aller Anstrengungen war es ein Wunder, dass sie es schließlich schafften. Ihr Glück war, dass die neue Börse in die Mitte eines weitgehend freien Platzes gebaut worden war, sodass eine Art natürliche Feuerschneise entstand.“ (Dierk Strohmann, 28.1. 2007 Hamburger Abendblatt). Eine Büste steht am Kayen in Hamburgs Altstadt und erinnert an Theodor Dill.
Verheiratet war er mit Elisa Antonia Hellman. Das Paar hatte sechs Kinder.

- **Dirks-Paulun-Weg**, *(1984): Dirks Paulun (1903-1976), Journalist, Kabarettist, Schriftsteller*



- **Ditmar-Koel-Straße**, Neustadt (1902): *Ditmar Koel (um 1500 - 1563), Bürgermeister im 16. Jhd.*
- **Döhnerstraße**, Hamm (1904): *Friedrich Gustav Adolph Döhner (1814-1888), wohnte auf diesem Grundstück*

Seine Frau Sophie Döhner gründete das Sophie-Döhner-Hube-Stift, ehemals in der Hinrichsenstraße 35, heute: Quellenweg 1-4 /Wurmsweg/Chateaufstraße. Der Kaufmann Friedrich Gustav Adolph Döhner verfügte testamentarisch den Betrag von 100.000 Goldmark für eine Stiftung zur Armenpflege anzulegen. Seine Witwe **Sophie Döhner**, geb. Hube (28.3.1817 Hamburg - 24.6.1892 Hamburg-Hamm) stiftete dann 1889 das Sophie Döhner-Hube-Stift. Die Stadt Hamburg stellte das Grundstück für den geplanten Baukomplex von Freiwohnungen an der Baustraße (heute Hinrichsenstraße) in Borgfelde zur Verfügung. Errichtet wurde der Baukomplex 1889/90 mit 16 Familienwohnungen und 21 Einzelwohnungen. Die Miete betrug damals zwischen M 1.- und M -,50 pro Woche. 1943 wurde das Stift ausgebombt. Das Stift bot preisgünstigen Wohnraum für alte bedürftige evangelische Frauen und arme Familien. In den Wohnungen sollten „nur Leute von unbescholtenem Lebenswandel geduldet“ werden. „Ausgeschlossen sind nicht nur solche Menschen, die in wilder Ehe leben, sondern auch Trunkenbolde und solche, welche sich gelegentlich betrinken. Ein im trunkenen Zustand gesehener Bewohner hat die Wohnung in 14 Tagen zu räumen. Ehepaare haben ihre kirchliche Trauung nachzuweisen, ehe der Einzug gestattet wird.“ 1)

Im Stifts-Reglement von 1890 heißt es: „Die Eltern sind für das Wohlverhalten ihrer bei ihnen lebenden Kinder verantwortlich. Es ist den Eltern nicht erlaubt, die erwachsenen Söhne nach ihrer Lehrzeit, noch die gesunden Mädchen nach der Konfirmation im Hause zu behalten, außer, wenn sie zur Stütze und Pflege der Eltern notwendig sind. Die Eltern sind verpflichtet jeglichen Frevel und Unfug ihrer kleinen Kinder zu steuern, auch besonders darauf zu achten, daß diese in den Wohnungen, dem Lichthofe und Gärtchen nichts zerstören, die Rasenplätze nicht verderben, nicht auf den Candelaber und die Stakette klettern, noch die Bänke beschmutzen oder mit Sand bestreuen, auch keine fremden Kinder mit in den Hof bringen. Lassen die Eltern die Kinder umhertreiben oder sich sonst großer Sorglosigkeit in der Kinderzucht zu Schulden kommen, so ist dies ein Grund ihnen die Wohnung zu kündigen, ebenfalls wenn sie sie aufs Betteln oder mit Bettelbriefen ausschicken. Katzen und Hunde, Kaninchen und Meerschweine, Hühner und Tauben etc. dürfen nicht gehalten werden. Zeug darf nur auf dem Boden, nie im Stifthofe getrocknet werden auch nicht in den kleinen Vorgärten.



Blatterkranke und Irre dürfen nicht im Hause bleiben. Beim Gebrauch der Wasserleitung ist möglichst auf Sparsamkeit zu achten. Auch sind die Hähne vorsichtig auf und zuzudrehen. Kein Bewohner darf ohne Erlaubnis in der Wohnung die geringste Veränderung vornehmen. Das äußere Gitter des Stiftes wird Abends um 10 1/2 Uhr vom Vice geschlossen und früh um 5 Uhr wieder geöffnet. Späterkommende müssen vorher dem Vice Anzeige davon machen und haben ihm bis 12 Uhr 10 ch, später 20 ch dafür zu zahlen, daß er öffne." 2)

Als die Stiftung „eben ihre Arbeit zum Wohle alter und verschämter Armer aufgenommen hatte", verstarb die Stifterin im Alter von 75 Jahren und ihre älteste Tochter übernahm die Stiftungsverwaltung: Fräulein **Sophie Cornelia Frederike Döhner** (27.8.1844 Hamburg - 12.2.1933 Hamburg). Sie wohnte bis zu ihrem Tode in der Hammer Landstraße 227 und engagierte sich auch im Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger, unverheiratheter Frauenzimmer, war im Vorstand des Mädchenhortes für Borgfelde und im Verband Hamburger Mädchenhorte. Im Zuge der Inflation ging der Großteil des Kapitals verloren. Die Mieten mussten erhöht werden, die Instandhaltungskosten konnten nicht mehr aus den Erträgen des Vermögens geleistet werden. Die damals 82 jährige Sophie C. Döhner bestimmte deshalb, dass die Stiftungsverwaltung zukünftig aus drei Personen zu bestehen habe, unter ihnen musste mindestens eine Frau sein. Die Ernennung der Verwaltung oblag zukünftig der Kirchengemeinde Borgfelde (heute St. Georg-Borgfelde). 1923 bat Sophie C. Döhner die Stadt Hamburg um Übernahme der Stiftung, da sie selbst, die lebenslang ihre wohltätigen Tätigkeiten ehrenamtlich geleistet hatte, nun selbst verarmt sei und schlug mit der Immobilie und der Stiftung, die sie als Sicherheit der Stadt Hamburg anbot, eine Leibrente für sich vor. Dies wurde jedoch abgelehnt, was zur Folge hatte, dass sich Sophie C. Döhner schließlich als Kleinrentnerin an das Wohlfahrtsamt wenden musste. Die Tochter aus großbürgerlichem, wohlhabendem Hause wurde von der feministischen Ethnologie als Reiseschriftstellerin entdeckt. Als sprach- und kunsthistorisch Gebildete unternahm sie – überwiegend allein! – Ende des 19. Jahrhunderts ausgedehnte Reisen. Daraus entstanden mehrere Veröffentlichungen. Nach der Währungsreform 1948 war das Stiftungsvermögen auf 1.226 DM geschmolzen. Mithilfe großen Engagements und einer Mischfinanzierung wurde die Stiftung 1954 neu errichtet. Der Grundstein für das bis heute als Altenheim genutzte Backstein-Ensemble am Quellenweg/Wurmsweg/Chateaufstraße neben dem Hammer Park wurde am 2.4.1954 gelegt.

Text: Rita Bake/Cornelia Göksu

Quellen:

- 1) Joachim, Hermann: Handbuch der Wohltätigkeit in Hamburg, 1909.
- 2) Sophie Döhner-Hube Stiftung. Erbaut im Jahre 1889/90, wiedererrichtet 1954/55. Hsg. von Johannes Kaehler, Hamburg, um 1955.



- **Döringweg, Lokstedt (1958): Ernst August von Döring (1766-1850), Drost in Pinneberg**
Heirat mit seiner Cousine Louise Henriette, geb. von Döring (1770 - 1845). Mehrere Kinder.
- **Dörpfeldstieg, Osdorf (1962): Wilhelm Dörpfeld (1853-1940), Baumeister, Altertumsforscher, Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen**
Seit 1883 verheiratet mit **Anna Adler**. Das Paar hatte zwei Töchter.
- **Dörpfeldstraße, Osdorf (1949), siehe Dörpfeldstieg.**
- **Doerriesweg, Stellingen (1964): Friedrich Carl Gustav Doerries (1852-1933), Tierfänger, besonders in Sibirien, tätig in Hagenbecks Tierpark**
- **Döscherstraße, Barmbek-Süd (1964): Albert Döscher (1879-1955), Kammermusiker, Mitglied des Hamburgischen Philharmonischen Orchesters**
- **Dohnányiweg, Bergedorf/Lohbrügge (1964): Hans von Dohnányi (1902-1945), Reichsgerichtsrat, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus**
Hans von Dohnányi arbeitete in den Jahren von 1929 bis Anfang 1932 und dann wieder ab Mitte 1933 im Reichsjustizministerium. Er war dort zunächst als persönlicher Referent und in der Folgezeit als Leiter des Ministerbüros von Franz Gürtner tätig. In diesen Jahren sammelte von Dohnányi systematisch Informationen über Rechtsbrüche des NS-Regimes und über Verbrechen in den KZs. Zu Beginn des Jahres 1938 knüpfte er Beziehungen zu Oppositionellen in den Reihen der Wehrmacht. Mit Ludwig Beck, Hans Oster und Erwin von Witzleben plante er im September 1938 einen Staatsstreich. Auf Druck der NSDAP musste von Dohnányi 1938 aus dem Ministerium ausscheiden. Man versetzte ihn an das Reichsgericht Leipzig. Im Herbst 1939 arrangierte Oster seinen Wechsel ins Amt



Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht. Der Plan der Hitler-Gegner: Hier sollte von Dohnányi die Vorbereitungen für einen Staatsstreich weiter vorantreiben. Durch seine Arbeit im Oberkommando der Wehrmacht war von Dohnányi über die Massenvernichtung der europäischen Juden informiert. Zugleich leitete er Berichte seines Schwagers Dietrich Bonhoeffer über die Judendeportationen an hohe Wehrmachtsoffiziere weiter, um diese zum Eingreifen zu bewegen. Anfang 1942 fasste er den Beschluss, auf eigene Faust einige von der Vernichtung bedrohte jüdische Familien zu retten: Sie sollten als angebliche deutsche Agenten ins neutrale Ausland ausreisen. Da es dabei zunächst um sieben Flüchtlinge ging, wurde die Operation ‚Unternehmen Sieben‘ genannt. Am 5. April 1943 wurde von Dohnányi wegen angeblicher Devisenvergehen verhaftet, nach dem gescheiterten Staatsstreich vom 20. Juli 1944 wurde dann ein Teil seiner gesammelten Dokumente über NS-Verbrechen von der Geheimen Staatspolizei gefunden. Aufgrund seiner Mitwirkung an den Vorbereitungen des Umsturzversuches wurde von Dohnányi von einem SS-Standgericht zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung erfolgte im Konzentrationslager Sachsenhausen kurz vor Kriegsende, wahrscheinlich am 9. April 1945.

Verheiratet war Hans von Dohnányi seit 1925 mit **Christine Bonhoeffer** (1903-1965), der Schwester seines Schulfreundes Dietrich Bonhoeffer (siehe: Bonhoefferstraße, in Bd. 3 online). Das Paar hatte drei Kinder, darunter den späteren Ersten Bürgermeister von Hamburg, Klaus von Dohnányi. Die Kinder wurden 1926, 1928 und 1929 geboren. Vor ihrer Hochzeit hatte Christine Dohnányi, die schon als Kind besonderes Interesse an Tieren und weniger an Puppen gehabt hatte, einige Semester Zoologie studiert.

In der NS-Zeit war sie über die politischen Aktivitäten ihres Ehemannes unterrichtet. 1943 wurde sie gemeinsam mit Dietrich Bonhoeffer und ihrem Ehemann verhaftet. Sie kam in ein Frauengefängnis, konnte aber bald durch Intervention ihres Vaters, Karl Bonhoeffer und eines alten Studiengefährten, wieder frei kommen.

„Christel von Dohnanyi besuchte ihren Mann häufig im Gefängnis. Als Dohnanyi im November 1943 eine Hirnembolie erlitt, kam er zu Sauerbruch in Charité. Dort konnten ihn seine Frau und seine Kinder – aber auch andere Freunde (diese jedoch heimlich) – besuchen und über wichtige Begebenheiten informieren. Als sich ihr Mann im März 1945 in einem Kassiber Diphtherie-Bazillen erbat, um durch deren Einnahme seine Verhandlungen hinauszuschieben, besorgte sie diese über ihren Vater. Sie mischte die Bazillen – wie ihr Mann, das gewünscht hatte – unter eine Speise, die sie ihm in einem Paket schickte. Er wurde daraufhin sehr krank und wurde – mit Hilfe seines Schwiegervaters Karl Bonhoeffer – in die neurologische Abteilung des Staatskrankenhauses der Polizei verlegt. Der dortige Arzt – Dr. Tietze – ermöglichte Christine von Dohnanyi im April 1945 ihren



Mann noch einmal für eineinhalb Stunden zu sehen. Kurz danach wurde Dohnanyi in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Dort wurde er am selben Tag wie Dietrich Bonhoeffer hingerichtet.“ 1)

1945, kurz vor seiner Hinrichtung hatte Hans von Dohnányi Botschaften an seine Frau geschmuggelt. „27.2. Guten Morgen, mein Herz, Du mein Liebling Du! Wenn ich doch nur die Hand auszustrecken brauchte, um Dir über den Kopf zu streichen, einen festen Kuss, ein Blick auf den See und raus aus dem Bett! Ich hab Dich so wahnsinnig lieb! Du darfst Dir meinetwegen wirklich keine Sorgen machen, wollte ich Dir sagen: Der Bunker hier hält. Das Haus hat am 3.2. nicht weniger als 8 Volltreffer bekommen, und wir haben im Bunker nur ein bisschen gewackelt. Er hat nicht einmal Risse bekommen! Dann: für Nachrichten sind die Becher glaube ich ganz gut geeignet. Nur der Boden muss ganz glatt sein und muss überall anschließen. Wenn Gruss mit ! darauf steht – Du kannst den Gruss auch einfach unterstreichen -, suche ich eine Nachricht darin. Bitte, bitte schicke mir keine infizierte Speise, wenn für Dich dabei Infektionsgefahr besteht! Du darfst nicht krank werden! – Huppenkothen ist Sondereggers Vorgesetzter. Meide einen Kriminalrat Stawitzki (auch dessen Vorgesetzter ist Huppenkothen.) – Ich erzähle dem Dr. Ense so viel aus unserem Leben. Wie traumhaft schön hast Du es mir gemacht. Immer wieder lande ich bei Dir! Ich will Dich haben! Küsse Hans.“ 2)

„Nach dem Tod ihres Mannes lebte Christel von Dohnanyi nur noch für ihre Kinder Klaus, Christoph und Barbara. Das Leid um den geliebten Mann hat sie nie verwunden. Trotzdem zeigte sie ihre Gefühle nicht. Eine große Selbstbeherrschung kennzeichnet gerade diese Schwester von Dietrich Bonhoeffer.

Dreiundfünfzigjährig erlitt sie einen Herzinfarkt. Sie erholte sich davon, blieb aber fortan leidend. Mit einundsechzig Jahren starb sie am 2. Februar 1965 an einem erneuten Herzinfarkt.“ 3)

Quellen:

Winfried Meyer: Unternehmen Sieben. Eine Rettungsaktion für vom Holocaust Bedrohte aus dem Amt Ausland/ Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht. Frankfurt am Main 1993.

- 1) www.evkitabiertal.de/536267978d0d95201/5362679a7a0acb201/53626797ce0f7ed27/53626797ce0fb7e39.html
- 2) Zeit online vom 28.9.2012.
- 3) Ebenda.

- **Dohrnweg**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1953): Henning Dohrn (1836-1895), Pastor in Altona, Propst*



- **Doktorberg, Bergedorf (1949):** *Dort starb am 3.5.1797 der aus Bergedorf stammende kaiserlich-russische Hofrat Dr. med. Carsten Matthias Thode bei einem Spaziergang an einem Schlaganfall*
- **Dominikweg, Jenfeld (1947):** *Hans Dominik (1870-1910), Major, Truppenführer*
Friedrich Wilhelm Hans Dominik schlug eine Laufbahn bei einem brandenburgischen Regiment ein, wo er 1890 zum Leutnant ernannt wurde, dann bewarb er sich für einen Einsatz im Ausland. Als Hauptmann Curt von Morgen, der aus dem gleichen Regiment stammte, 1894 für Kamerun eine koloniale „Schutztruppe“ – eine dem Kaiser unterstellte Militäreinheit aus deutschen Offizieren und afrikanischen Söldnern – zusammenstellte, ernannte er Dominik zu seinem Adjutanten. Die „Schutztruppe“ sollte den Widerstand der lokalen Bevölkerung gegen die koloniale Expansion brechen und Kriegsgefangene zur Arbeit auf den Plantagen der deutschen Großgrundbesitzer zwingen.

Die Hamburger Handelshäuser Adolph Woermann (siehe: Woermannstieg und Woermannsweg in Band 3 online) und *Jantzen & Thormählen* hatten sich bereits 1862 mit Faktoreien an der Kamerunküste festgesetzt. Der einheimische Zwischenhandel zwischen Binnenland und Küste, der die Waren verteuerte, war ihnen ein Dorn im Auge. Um ihre Einflussosphäre zu erweitern, versuchten sie seit geraumer Zeit, Reichskanzler Bismarck (siehe: Bismarckstraße und Bismarckstein) von der Notwendigkeit der Gründung einer Kolonie in Kamerun zu überzeugen. Den Königshäusern Bell und Akwa hatten sie betrügerische „Schutzverträge“ zur Unterschrift vorgelegt. Bei der Berliner Afrika-Konferenz 1885, welche die Hamburger Händler eingefädelt hatten, wurde schließlich ihrem lang gehegten Wunsch entsprochen. Nun sollte die militärische Intervention den unerwünschten Zwischenhandel ausschalten und den Weg ins Landesinnere zu den fruchtbaren Hängen des Kamerunbergs freikämpfen.

In ihrem ersten Einsatz bekämpfte die „Schutztruppe“ die Händler der Abo, die sich strikt verweigerten, vom Zwischenhandel abzulassen. Dominiks Befehl: „Fernhalten der Aboleute vom Fluss, ihrer Lebensader.“ Dabei ging seine rund 120 Mann starke, schwer bewaffnete Einheit nach der Taktik der „verbrannten Erde“ vor. Dominik befahl die „Festsetzung im Gebiet des Feindes, Verwüstung seiner Siedelungen und Pflanzungen und unausgesetztes Aufstöbern, bis um Frieden gebeten wird.“, denn die Kolonisierten „müssen wissen, dass ich ihr Herr und der Stärkere bin, solange sie das nicht glauben, müssen sie es eben fühlen, und zwar hart und unerbittlich, so dass ihnen für alle Zeit das Auflehnen vergeht.“ Frei nach seinem Leitspruch „Nicht rechts geschaut, nicht links



geschaut, vorwärts - geradeaus, auf Gott vertraut und durch!" hinterließ er eine Spur der Verwüstung.

Den Bakweri (Kpe) unter ihrem König Kuv'a Likenye war es 1891 gelungen, die deutsche Kampftruppe in die Flucht zu schlagen. Dominiks „Strafexpedition“ am Kamerunberg sollte nun vor allem ein Rachefeldzug werden. Gegen die schwer bewaffnete „Schutztruppe“ konnten sich die Bakweri nicht mehr behaupten. Die Besiegten ließen sich aber nicht verbiegen, lieber verließen sie das Land ihrer Vorfahren, das sie ernährt hatte; Kuv'a Likenye starb auf der Flucht. Wer dennoch blieb, wurde in Ketten zur Zwangsarbeit auf den Großplantagen verschleppt oder in Reservate in unfruchtbaren Randlagen des Kamerunbergs getrieben. In Gbea, dem einstigen Wohnort der Bakweri, der 1894 von Dominiks Truppen in Schutt und Asche gelegt worden war, entstand in luftigen Höhen der deutsche Verwaltungssitz Buea. Den verschwenderisch ausgestatteten Gouvernementspalast („Puttkamer-Schlösschen“) mussten gefangene Bakweri bauen.

Als der bewaffnete Kampf der Bevölkerung nur noch wenig erfolgreich war, zogen sich die Kolonisierten zurück auf gewaltlose Formen des Widerstands. Die Königshäuser Bell und Akwa verfassten Petitionen und schickten Delegationen nach Berlin, um sich über Kettenhaft, Zwangsarbeit und Prügelstrafe zu beschweren. Wegen dieser Eingaben wurde immerhin der verhasste Gouverneur Jesco von Puttkamer abberufen. Doch schließlich wurde der wichtigste Douala-Fürsprecher, König Rudolf Manga Bell, der die Einhaltung der mit den Hamburger Handelshäusern abgeschlossenen „Schutzverträge“ umsichtig aber beharrlich einforderte, wegen „Hochverrats“ zum Tode verurteilt.

1896 übernahm Dominik die Leitung der Militärstation Jaunde (Yaoundé), 1898/1899 befehligte er „Strafexpeditionen“ gegen die Wute und Bakoko. Sein brutales Vorgehen stieß jetzt auch im Berliner Reichstag auf Protest. Bismarck sah sich veranlasst, Dominik zu rügen, als ruchbar wurde, dass er gefangene Frauen an die Soldaten seiner Hilfstruppe „verschenkte“. Dominik wurde abberufen, kehrte aber schon 1903 nach Kamerun zurück, um den Posten als Verwaltungschef für den Jaunde-Bezirk zu übernehmen. 1910 wurde er zum Major befördert, wenige Monate später schlug er den Aufstand der Makaa am oberen Nyong nieder. Aufgrund gesundheitlicher Probleme trat Dominik im November 1910 eine Schiffsreise nach Europa an. Im Alter von 40 Jahren starb er vier Wochen später auf See vor der guineischen Küste.

Dominik hatte eine Tochter mit Namen Marie Ngono, die nach seinem Tod 1911 geboren wurde.

Bis 1914 waren 90.000 Hektar Land rund um den Kamerunberg von der Kolonialverwaltung enteignet und zu Spottpreisen an Aktiengesellschaften verkauft. An den Konzessionsgesellschaften Kamerun Land- und Plantagengesellschaft,



Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Victoria, Gesellschaft Nord-West-Kamerun, Kamerun-Land-und-Plantagengesellschaft, Kamerun-Tabakbau-Gesellschaft, Gesellschaft Süd-Kamerun, Moliwe-Gesellschaft waren Hamburger Handelshäuser und rheinische Schwerindustrielle als Großaktionäre beteiligt.

1912 stiftete die Gesellschaft Süd-Kamerun Dominik ein Denkmal in Kribi; ein zweites Denkmal für Yaoundé kam wegen des Ersten Weltkriegs nicht zur Aufstellung. Um 1930 wurden die Standbilder mit der Woermann-Linie nach Hamburg verschifft. Die Statue aus Yaoundé wurde 1935 vor der Universität Hamburg gegenüber dem Wißmann-Denkmal (siehe: Wißmannstraße, in Bd. 3 online) aufgestellt. 1968 stürzten Studierende die Denkmäler Dominiks und Wißmanns von ihren Sockeln. Beide wurden im Keller der Sternwarte Bergedorf eingelagert, wo sie sich noch heute befinden.

Deutschlands koloniale Eroberung Kameruns führte zu weit über hundert bewaffneten Auseinandersetzungen. Wegen der unerbittlichen Menschenjagd, wegen Mord, Folter, Kopfsteuer und Zwangsarbeit lebt die Figur des Mayor Dzonnigi oder Doumniki als Schreckensmythos in Erinnerung der kamerunischen Bevölkerung fort. Hingegen werden die Führer des Verteidigungskampfes Kuv'a Likenye in Buea und Asunganyi in den Bangwa-Bergen als Helden verehrt.

Nach dem Ersten Weltkrieg setzte sich der Widerstand gegen die neuen Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich fort. Kamerun errang seine Unabhängigkeit 1960 für das französische und ein Jahr später für das britische Territorium.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

Quellen:

https://openlibrary.org/books/OL14015977M/Jaunde-Texte_von_Karl_Atangana_und_Paul_Messi_nebst_experimentalphonetischen_Untersuchungen_%C3%BCber_die;
www.mopo.de/nachrichten/benannt-nach-sklavenhaendlern-und-moerdern-das-sind-hamburgs-strassen-der-schande,5067140,8301052.html; Deutsches Kolonial-Lexikon (1920), Band I, S. 471 (Dominik); Fritz Maywald: Die Eroberer von Kamerun. Berlin, [ca. 1933]. Deutschlands Kolonialherren, Bd 2; Dibussi Tande: Bakweri armed resistance to German colonialism 1891–1894, BLCC Communications Department (Hrsg.), 2006, PDF-Download: www.blccarchives.org/2006/07/bakweri_armed_r.html#more (letzter Zugriff 20.9.2014); Wolfgang Herterich: Hans Dominik – der bekannteste Kameruner Offizier, in: www.traditionsverband.de/magazin/dominik.html (letzter Zugriff 20.9.2014); Heiko Möhle: Eine endlose Geschichte – Nachwirkungen des deutschen Kolonialismus in Kamerun, www.freiburgpostkolonial.de/Seiten/Moehle-Kamerun276.htm (letzter Zugriff 20.9.2014); Prof. Albert Gouaffo sowie Dr. Stefanie Michels, Tafeltexte aus der Ausstellung „freedom roads! koloniale straßennamen • postkoloniale erinnerungskultur“, 2013; Edwin Ardener: Kingdom on Mount Cameroon: Studies in the History of the Cameroon Coast 1500-1970, 2003.



- **Donnerstraße**, *Ottensen (1865), nach der Familie Donner, besonders nach Conrad Hinrich Donner (1774-1854)*

Siehe auch: Helenenstraße und Helenenstiege, in Bd. 2.

Der Kaufmann Conrad Hinrich Donner gründete 1798 die Handelsfirma „Conrad Hinrich Donner“ und dann die „Conrad Hinrich Donner Bank“.

Da in dieser Publikation die Donnerstraße in Bezug zur Helenenstraße gesetzt ist, wird im Folgenden nur auf den Schwiegervater von Helene Donner Conrad Hinrich Donner und auf Helene Donners Ehemann Bernhard Donner sowie und auf Helene Donners Sohn Conrad Hinrich Donner, der die Firma von seinem Vater übernahm, eingegangen.

Conrad Hinrich Donner (1774-1854), der Schwiegervater von Helene Donner, geb. Schroeder, war seit 1804 verheiratet mit Elisabeth Willink (1784-1826), Tochter des Hamburger Kaufmanns Barend (Bernhard) Willink und Sophia Elisabeth, geb. Beets. Das Paar hatte fünf Kinder. Zwei von ihnen starben bereits im Kindesalter.

Conrad Hinrich Donner trat nach seiner Lehre bei dem Altonaer Handelsherrn Johann Daniel Lawaetz (siehe: Lawaetzweg, in Bd. 3 online) als Kaufmann in die Dansk Asiatic Kompagni (Dänisch-Asiatische Handelskompanie) ein und reiste wiederholt nach Süd- und Südostasien (in das einstige Ostindien), außerdem nach Madagaskar und Saint Thomas, einer Karibikinsel, die zur damaligen Kolonie Dänisch-Westindien gehörte. Handelskompanien waren staatlich geschützte, privilegierte und monopolisierte Zusammenschlüsse von Großkaufleuten, die in Übersee befestigte Stützpunkte mit eigener Flotte, Münz- und Gerichtshoheit unterhielten. Sie setzten ihre Handelspolitik durchaus auch mit Gewalt durch, was von bewaffneten Raubüberfällen bis hin zur Ermordung von Bewohnerinnen und Bewohnern kleinerer Inselstaaten reichte. Außerdem waren sie am Sklavenhandel beteiligt.

1798 gründete der damals 24-jährige Conrad Hinrich Donner in Altona die Firma C. H. Donner und betätigte sich fortan als Merchant Banker: Er besaß eigene Schiffe, handelte mit Tabak, Zucker und Kaffee, die unter Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung aus Übersee nach Hamburg kamen, und sicherte als eine Art Bürge den Warenhandel finanziell ab. Als besonders einträglich erwiesen sich nach dem Ende des Dritten Koalitionskrieges 1805 das Zucker- und das Kaffeegeschäft. Conrad Hinrich Donner zählte bald „zu den reichsten Leuten der Hamburger Börse“. Darüber hinaus betrieb er Lager für Wein, Branntwein und Essig und gründete um 1811 an der großen Elbstraße eine „Tobacksfabrik“.



Mit der Zeit wurde das Bankgeschäft immer wichtiger, bis die Firma C. H. Donner nur noch als Bankhaus unter dem Namen „Conrad Hinrich Donner Bank“ tätig wurde, die u. a. Staatsanleihen für den dänischen König auflegte. Donners Reichtum ermöglichte es ihm, großzügig für wohltätige Zwecke zu spenden. Er unterstützte u. a. die Altonaer Sonntagsschule zur fachlichen Weiterbildung von Handwerkern und Künstlern (siehe dazu auch: Helenenstraße, in Bd. 2).

Sein Firmennachfolger wurde sein Sohn **Bernhard Donner** (1808-1865). Als dieser 1865 im Alter von 57 Jahren verstarb, bedachte er in seinem Testament seine Frau Helene (siehe: Helenenstraße, in Bd. 2) mit einer großzügig bemessenen Rente, verbunden mit dem Wohnrecht im Haus an der Palmaille und in Neumühlen. Seinen beiden Töchtern Harriet, geboren 1841, und Esther, geboren 1851, vermachte er je eine halbe Million Banco: auszuzahlen nach Vollendung ihres 40. Lebensjahrs. Seine zwei jüngeren Söhne Bernhard Carl, geboren 1849, und Richard Henry, geboren 1855, erhielten je eine Million Mark Banco, die sie nach Ablauf ihres 26. Lebensjahres ausgezahlt bekommen sollten. Der älteste Sohn Conrad Hinrich, geboren 1844, bekam die Firma und zwei Millionen Mark Banco sowie den Grundbesitz in Altona, Neumühlen, Bredenbek und Rethwisch.

Conrad Hinrich Donner war beim Tod seines Vaters Bernhard Donner noch nicht volljährig und befand sich auch noch in der kaufmännischen Ausbildung. Erst nachdem er 25 Jahre alt und damit volljährig geworden war, konnte 1870 die Firma an ihn übergeben werden. Bis dahin wurde sie von der verwitweten Frau Etatsrätin Helene Donner in Gütergemeinschaft mit ihren Kindern betrieben, d. h. die Arbeit übernahmen die beiden Firmen-Prokuristen.

1871 verlegte Conrad Hinrich Donner die Bank nach Hamburg. Zwei Jahre später heiratete er Bodil Gräfin von Holstein-Holsteinborg, eine Enkelin von Sophie Elisabeth Donner, der Tochter seines Großvaters Conrad Hinrich Donner. Einen Monat vor seiner Hochzeit erhielt er den preußischen erblichen Adelstitel.

Geschäftlich stand die Wareneinfuhr aus Übersee weiterhin an wesentlicher Stelle. Später wurde die Reederei aufgegeben, es kam der Handel mit Petroleum hinzu. 1894 war Conrad Hinrich maßgeblich an der Gründung der Hamburgischen Electricitäts-Werke beteiligt. Inzwischen war auch sein jüngere Bruder Henry Firmenteilhaber geworden.

1899 gründete Conrad Hinrich Donner mit anderen Kaufmännern in La Paz die Vereinigung zur Ausbeutung der Gummivorkommen in Bolivien. Hinzu kam der Handel mit Baumwolle, importiert aus den Südstaaten der Vereinigten Staaten von Amerika, aus Indien und Ägypten; Kaffee kam aus Brasilien und Häute aus China und Argentinien. Gleichzeitig entwickelte sich die Bank bis 1914 zu einem der größten deutschen Geldhäuser. Um 1900 gehörte Conrad Hinrich Donner zu



den zwanzig reichsten Männern der Welt mit einem Vermögen von 400 Millionen Mark.

Wie auch seine Mutter Helene Donner und viele der durch Waren- und Geldwirtschaft zu Reichtum gekommenen Kaufleute, gab Conrad Hinrich Donner einen Teil seines erwirtschafteten Geldes für wohltätige Zwecke aus. Als seine Mutter schwer erkrankte, gelobte der zum Freiherrn geadelte Sohn im Falle ihre Genesung, Altona ein Krankenhaus zu schenken. Nachdem Helene Donner genesen war, lehnte die Stadt Altona das Angebot dankend ab, weil sie solch einen Bau als ihre eigene Angelegenheit betrachtete. So ließ Conrad Hinrich Donner gemeinsam mit seiner Frau Bodil für das Kirchspiel Othmarschen die Christuskirche errichten, für die bereits seine Mutter Helene eine Geldsumme gegeben hatte. Auch übernahmen er und seine Mutter für mehrere Jahre die Besoldung des Pfarrers.

Conrad Hinrich Donner ließ auch das Erholungsheim in Döse an der Nordsee erbauen und dem Altonaer Kinderhospital übereignen. Für den Unterhalt der dort untergebrachten Kinder kam die Etatsrätin-Donner-Gedächtnis-Stiftung auf, die der Sohn eigens für diesen Zweck errichtet hatte.

Text: Frauke Steinhäuser und Rita Bake

Quellen:

Bruno W. F. Andresen: Mit Stehpult und Tintenfaß, Erinnerungen aus dem Kontor einer Hamburger Merchant-Bank, Hamburg 1984; Kristina Dörge: 200 Jahre Conrad Hinrich Donner Bank, Hamburg, 1998; Hildegard von Marchtaler: „Donner, Conrad Hinrich“, in: Neue Deutsche Biographie 4 (1959), S. 73, Onlinefassung, URL: www.deutsche-biographie.de/pnd135707099.htm (letzter Zugriff 21.11.2014); Maria Möhring: 175 Jahre Conrad Hinrich Donner. Hamburg 1973 (Veröff. d. Wirtschaftsgeschichtl. Forschungsstelle e.V., Hamburg); Jürgen G. Nagel: Abenteuer Fernhandel. Die Ostindienkompanien, Darmstadt 2007; Altonaisches Adress-Buch für 1811 Personen- und Firmenverzeichnis: Verzeichniss aller Einwohner, ihrer Namen, ihres Gewerbes, der Gassen wo sie wohnen, und der Nummer ihrer Wohnungen. Alphabetteil Cardinahl, Onlinefassung, URL: <http://kurzurl.net/7sgPS> (letzter Zugriff 21.11.2014)

- **Doormannsweg**, *Eimsbüttel (1896): Nach der Familie Doormann, aus der mehrere im Rat und in bürgerlichen Kollegien vertretene Mitglieder stammen, aus dem Anlass, dass dieses Gelände im 19. Jhd. dem Oberalten Frans Doormann (1749-1826) gehörte*
- **Doraustieg**, *Tonndorf (1996): Fritz Dorau (1911-1988), ab 1948 Pastor der Kirchengemeinde Tonndorf*



- **Dormienstraße**, Blankenese (1949): *Ferdinand Dormien (1851-1931), Kapitän, Vorsitzender des Marinevereins*
- **Dosestraße**, Altona-Altstadt (1950): *Carl Dose (gest. 1750), Bauunternehmer, ließ die Hauptkirche in Altona und die Kirche in Rellingen erbauen*
- **Dotzauerweg**, Wandsbek (1957): *Justus Bernhard Friedrich Dotzauer (1808-1874), Vorbesitzer des Geländes, Musiklehrer*
- **Drachenstieg**, Volksdorf (1928), *mit Bezug auf den Drachentöter St. Georg, dem Schutzpatron des Stadtteils St. Georg*
- **Dragonerstell**, Neustadt (18. Jhd.): *nach den Stallungen der städtischen Garnison.*
- **Dratelnstraße**, Wilhelmsburg (1904): *Nikolaus von Drateln, Vorbesitzer des Geländes*
- **Drehbahn**, Neustadt (17. Jhd.): *nach den Reeperbahnen der Seilmacher zum Drehen der Taue.*
- **Drieschweg**, Eidelstedt (1967): *Prof. Dr. Hans Driesch (1867-1941), Zoologe, Philosoph*



Hans Driesch musste gleich nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wegen seiner pazifistischen und demokratischen Einstellung unter Zwang der Nationalsozialisten seine Emeritierung beantragen. Er durfte nicht weiter lehren.

Verheiratete war Driesch seit 1899 mit der Schriftstellerin Margarete Reifferscheidt (1874–1946). Das Paar hatte zwei Kinder.

- **Dritte Heidenkampbrücke**, *Hammerbrook (1930)*, siehe: *Heidenkampsweg*.
- **Drögestraße**, *Barmbek-Nord (1880)*: *Wilhelm Dröge (1807-1879)*, schenkte das Grundstück zum Bau des Pestalozzistiftes, streckte das Geld hiervoor zinslos vor
- **Drosselbartweg**, *Billstedt (1952)*, *Märchenmotiv*

Die Neue Osnabrücker Zeitung berichtete 2012 über das Märchen König Drosselbart in seinem Artikel „Grimms Märchen neu gelesen: ‚König Drosselbart‘ ist lebensklug und für Frauen ärgerlich zugleich“

„Der Entwicklungsstand der schönen Königstochter wirkt sehr heutig: Da sie noch nicht bindungsbereit ist, beurteilt sie alle Freier nur nach ihrem Äußeren, findet Schönheitsfehler, mäkelt und spottet ohne Erbarmen. Die Lektion, die der privilegierten Hochmütigen erteilt wird, ist gesellschaftlich gesehen nicht verkehrt: Sie lernt als Bettlersfrau gründlich am eigenen Leib das Leben ihrer Untertanen kennen, mit allen Mühen der körperlichen Arbeit. Und sie begreift, wie weh Beschämung tut.

Aus Sicht einer Frau ist die Geschichte allerdings höchst ärgerlich. Oder wäre ein Grimm-Märchen vorstellbar, in dem eine junge Frau ihren Mann derart demütigen und seinen ‚stolzen Sinn beugen‘ darf, wie König Drosselbart es tut? Wohl kaum, denn in den Märchen werden junge Frauen regelmäßig als unreife Kinder gezeigt, die noch erzogen werden müssen. Drosselbart ist von daher der ideale Schwiegersohn, der den Eltern die Zurichtungslast abnimmt, an der sie selbst versagen: Der König hatte seine Tochter in ohnmächtiger Wut dem erstbesten Bettler an den Hals und aus dem Palast geworfen.



Würde man die Geschlechterverhältnisse umkehren, es würde keine Läuterung, keine Reue dabei herauskommen, sondern garantiert neue Strafe. Sie sagt zu ihm: ‚Mach nur gleich ein Feuer an und stell Wasser auf, dass du mir mein Essen kochst; ich bin ganz müde.‘ Der Mann als Dienstmagd, weil sie mal müde ist? Wie bitte, ist der Hochmut der Königstochter noch nicht kuriert?

Schon als (weibliches) Kind spürt man, dass da im Rollenverhältnis etwas ganz und gar nicht anstrebenswert ist zwischen Mann und Frau. Selbst wenn die Eltern oder das Umfeld es hier und da anders vorgelebt haben sollten: Die Angst vor der uralten Macht der Rollenzuweisung solcher oder anderer Literatur bleibt. (...)“ 1)

Quellen:

- 1) <http://www.noz.de/deutschland-welt/kultur/artikel/20190/konig-drosselbart-ist-lebensklug-und-fur-frauen-argerlich-zugleich>

- **Droysenstraße**, *Othmarschen (1950): Prof. Dr. Johann Droysen (1808-1884), Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, Historiker, Prof. in Kiel, Berlin und Jena*

Johann Droysen war ein einflussreicher rechtsliberaler Politiker und trat ein für die Trennung Schleswig und Holsteins von der dänischen Krone.

In erster Ehe war er verheiratet mit **Marie Mendheim** (1820-1847). Er verliebte sich in sie, als er 26 Jahre alt war und sie knappe fünfzehn. 1836, zwei Jahre später wurde Hochzeit gehalten. Das Paar bekam vier Kinder. Zwei Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete er 1849 die 21 Jahre jüngere **Emma Michaelis** (1829-1881), Tochter seines Kieler Freundes, des Gynäkologen Gustav Michaelis und Freundin seiner ersten Frau.

Über seine Gründe, sich wieder neu zu verheiraten schrieb Droysen: „Mein Haus wieder zu gründen, werde ich mich wieder verheiraten; ich habe mir die älteste Tochter meines verstorbenen Freundes Michaelis dazu ausersehen, sie war meiner Frau sehr lieb, sie hat sich lange schon um meine Kinder verdient gemacht, sie hängt an mir mit der größten Liebe.“ 1)

Ein Jahr vor seiner Hochzeit, als er auf einer Reise Köln besucht hatte, hatte er einen intensiven Kennerblick auf die Kölner Frauen geworfen und urteilte: „Wie viele schöne Frauenzimmer sah man den Tag; offenbar sind sie heißer und lüsterner als die Frankfurterinnen.“ 1)

Von seiner Gattin erwartete er: „Art und Sinn ihres Gatten auch in den feinsten Zügen zu verstehen, zuvorkommend zu errathen, reine volle Kraft seinen



Forschungen und Arbeiten frei zu halten, den Knaben zu wehren und die Mädchen zu lehren, sich selbst in bescheidener Frauenweise zurückzuhalten und doch den lebhaftesten Antheil an den Studien des Mannes zu nehmen – datrin hätte keine andere Frau Emma Michaelis nunmehr Emma Droysen, übertreffen können.“ 3) Dazu W. Nippel: „Wieweit dies auf Kenntnis des Droyserschen Familienlebens beruht oder schlicht die Projektion des Idealbildes der Frau eines Gelehrten darstellt, läßt sich nicht sagen.“

Quellen:

- 1) Zit. nach: Wilfried Nippel: Johann Gustav Droysen: ein Leben zwischen Wissenschaft und Politik. München 2008, S. 190.
- 2) Zit. nach: Wilfried Nippel, a. a. O., S. 190.
- 3) Ebenda.

- **Druckerstraße, Billstedt (1948):** nach den Motiven aus dem Druckereigewerbe.

- **Dudenweg, Billstedt (1950):** Konrad Duden (1829-1911), Gymnasiallehrer aus Soest, verdient gemacht um die deutsche Rechtschreibung

Verheiratet seit 1861 mit **Adeline Jakob** (1841–1924). Das paar hatte sechs Kinder.

- **Dürerstraße, Groß Flottbek (1910):** Albrecht Dürer (1471-1528), Maler

In dem Artikel „Nürnberg hält zu Dürer“ von ddp DIE Welt vom 27.2.2003 wird über Dürers angebliche Homosexualität berichtet: „Die geschlechtliche Ausrichtung des großen Renaissance-Künstlers sei irrelevant für die Bedeutung Dürers. Dürer bleibe ‚das Kunstgenie, der große Innovator, Theoretiker und Kosmopolit, der seiner Zeit immer voraus war‘, sagte die Sprecherin des Kulturreferats am Mittwoch. Zudem sei Dürer auch italienischen Schönheiten nicht abhold gewesen, betonte sie: ‚Und wie viele Künstler waren schwul, ohne dass man sich heute daran stoßen würde?‘ Der Leiter des Germanischen Nationalmuseums, Ulrich Großmann, sagte, das Thema habe ‚nicht die allergeringste Relevanz‘, da Dürer als Künstler und nicht als Sexualethiker bekannt geworden sei. Die These von der Homosexualität Dürers hatte der ehemalige Leiter der Nürnberger Kunstsammlungen, Matthias Mende, aufgestellt. Wenige Wochen



vor dem 475. Todestag Dürers am 6. April erklärte Mende in Presseberichten, der große Meister sei ‚Männerliebe zumindest nicht abgeneigt‘ gewesen.

- **Dunckersweg**, *Horn (1929): nach der im Seeversicherungsgeschäft tätigen Kaufmannsfamilie, besonders nach Arthur Duncker (1845-1928), Versicherungskaufmann, Kunstförderer*

1872 heiratete Arthur Duncker **Anna Speckter** (1850–1927), Tochter des Malers und Grafikers Otto Speckter (1807–70). Das Ehepaar Duncker hatte 3 Kinder. Im Hause in der Fährstraße war es üblich, dass dort die Familienmitglieder Haus-theater – Mutter, Vater und die Kinder - spielten.

- **Dursun-Akcam-Ufer**, *Wilhelmsburg (2015): nach Dursun Akcam (1930-2003), türkischer Lehrer, Gewerkschafter, Buchautor, Publizist, Menschenrechtler, politischer Flüchtling, Kulturarbeiter der Bücherhalle Wilhelmsburg.*

Dursun Akçam wurde 1930 in dem Dorf Ölçek nahe der Kleinstadt Ardahan im Nordosten der Türkei geboren. Die Region Kars-Ardahan galt in jeglicher Hinsicht als unterentwickelt und so kam es in der Zeit seiner Kindheit und Jugend immer wieder zu Hungersnöten mit unzähligen Opfern. Dadurch konnten auch nur sechs der dreizehn Kinder seiner Eltern überleben. Als Kind erwuchs in ihm der Wunsch, Lehrer zu werden, indes war er zunächst Landarbeiter. Die schwere Feldarbeit, die damals noch weitestgehend von Hand erledigt werden musste, verarbeitete er 1955 in seinem ersten Roman unter dem Titel „Komödie“. Dieser Roman war der Anfang einer systematischen Aufarbeitung eigener Lebenserfahrungen, verbunden mit einer präzisen Beobachtungsgabe des Lebens im Nordosten Anatoliens, wo der Kampf gegen Naturgewalten, Hunger und Elend sowie die strengen Regeln eines geschlossenen Gesellschaftssystems unter dem Druck von Religion, Verwaltung und Großgrundbesitzern den Alltag der Dorfbewohnerinnen und -bewohner bestimmten. Dursun Akçam fühlte sich den Menschen dort zutiefst verbunden, und er setzte ihnen in seinem literarischen und später journalistischen Werk Denkmäler. Von 1945 bis 1950 absolvierte er eine Lehrerausbildung am „Eğitim Enstitüsü“, danach folgten Anstellungen als Lehrer an verschiedenen Dorfinstituten seiner Heimatregion. Zwischen 1956 und 1958 studierte Akçam Literaturwissenschaften und arbeitete danach an verschiedenen Schulen seiner Heimatregion als Lehrer und später auch als Rektor bevor seine Familie



dann 1963 nach Ankara zog und er 1971 verhaftet wurde. Dursun Akçam kam nach dem Militärputsch 1971 wegen seiner Funktion als 2. Vorsitzender der Lehrgewerkschaft in Haft. Nach seiner Entlassung aus der Haft wurde Akçam auch von seiner Arbeit suspendiert, kurze Zeit später jedoch wieder eingestellt, aber nun in entlegene Gebiete der Türkei entsandt. Aus den ständigen Repressalien seitens seines Arbeitgebers, der türkischen Schulbehörde, zog Akçam die Konsequenz seine Arbeit als Lehrer zu quittieren und als freier Journalist zu arbeiten.

Im Fokus seiner journalistischen aber auch literarischen Arbeiten stand die Verbesserung der Lebensverhältnisse seiner Landsleute, gerechtere und verbesserte Bildungschancen, die Gleichstellung von Frau und Mann in der türkischen Gesellschaft, aber auch die Suche nach Wegen zu mehr Prosperität für seine Heimatregion. 1979 gründete Dursun Akçam mit anderen den „Demokrat“, eine linksliberale Tageszeitung. Nach dem 3. Militärputsch in der Türkei 1980 wurde der „Demokrat“ verboten. Sein 1980 veröffentlichtes Buch „Alaman Ocagi“ (Deutsches Heim - Glück allein), das vom alltäglichen deutschen Rassismus gegenüber Akçams Landsleuten handelt, wurde ebenfalls von der Militärjunta verboten. Akçam wurde angeklagt, mit diesem Buch die nationalen Gefühle verletzt und die Türkei beleidigt zu haben. Gegen ihn wurde ein bis 1991 geltendes Einreiseverbot verhängt. Seine Familie konnte Dursun Akçam für die Zeit seines Exils in Hamburg nicht wiedersehen.

In seinem Hamburger Exil publizierte Dursun Akçam den „Demokrat Türkiye“, und mit Hilfe von Rene und Heinrich Böll gelang es ihm 1982, „Alaman Ocagi“ zweisprachig zu veröffentlichen. Obwohl Dursun Akçam in materieller und ideeller Hinsicht viel Schützenhilfe durch die deutsche Tageszeitung die taz erhielt, gelang es ihm nicht, an seine publizistischen Erfolge in der Türkei anzuknüpfen. Durch Vermittlung prominenter Hamburger, wie Freimut Duve und Dr. Bodo Schümann, fand Akçam eine Anstellung bei den Bücherhallen Wilhelmsburg und Kirchdorf. Seine Aufgaben waren die Bestandspflege der türkischen Literatur, die literarische Beratung türkischsprachiger Kundinnen und Kunden und das Vorlesen für Kinder und Jugendliche. Der bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Bücherhalle als höchst geschätzter und ebenso eloquente Akçam baute die Verständigungsschwierigkeit mit seinen Landsleute ab und die Kontakte zu türkischen Initiativen und Institutionen aus. Er organisierte zweisprachige Dichterlesungen bekannter türkischer Autoren, sowie Kunstausstellungen und in Zusammenarbeit mit dem Bürgerhaus Wilhelmsburg, Gedicht-, Aufsatz-, Vorlese- und Malwettbewerbe für Schülerinnen und Schüler Wilhelmsburger Schulen und internationale Feste mit hochkarätiger



musikalischer Begleitung. In seiner Zeit auf Wilhelmsburg erwies er sich als Brückenbauer zwischen den Kulturen.

Dursun Akçam ging nach seiner Pensionierung 1995 zurück in die Türkei und gründete 1999 mit anderen die Menschenrechtsstiftung TIHAK: Türkiye İnsan Hakları Kurumu. Dursun Akçam war zeitlebens ein starker Raucher und so starb er an der Folgen einer Krebserkrankung 2003 in Ankara.

Marco Moreno

- **Duschweg**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1951): Prof. Dr. Johann Jacob Dusch (1725-1787), Professor am Altonaer Christianeum, Dichter*
- **Dusiplatz**, *Bergedorf (1968): Carl Friedrich Dusi (1860-1917), Stadtbaumeister*
- **Dwengerkamp**, *Allermöhe (1998): Wilhelm Heinrich Dwenger (15.4.1893 Oldenswort (Eiderstedt) – 24.5.1970), Pastor in Allermöhe, 1927 bis 1936 und 1945 bis 1961, Wehrmachtpfarrer von 1939–1944*

Wilhelm Dwenger legte 1913 am Matthias-Claudius-Gymnasium in Wandsbek sein Abitur ab. 1) Anschließend studierte er in Tübingen, Berlin und Kiel evangelische Theologie, unterbrochen durch seine Einberufung als Soldat im Ersten Weltkrieg. 2) Am 5.11.1922 wurde er in Kiel ordiniert. Danach war er zunächst in Schleswig-Holstein tätig, erst als Hilfsgeistlicher in Neumühlen-Dietrichsdorf und anschließend in Preetz/Holstein; ab 1923 als Pastor in Kappeln. 1927 wechselte er nach Hamburg und trat im August jenen Jahres sein Amt als Pastor der Dreieinigkeitskirche in Allermöhe bei Bergedorf an. Ein Ausschnitt aus seiner Antrittsrede: „Alles harret einer neuen Zeit, menschliche Versuche aller Art werden gemacht, sie heraufzuführen – aber sie kann nur kommen, wenn Gott selbst sie schickt. Darauf wollen wir warten und uns innerlich darauf vorbereiten.“ Im August 1936 – die Nationalsozialisten waren bereits rund dreieinhalb Jahre an der Macht – wurde er Friedhofspastor in Ohlsdorf, zwei Jahre später, am 6.11.1938, fand seine Amtseinführung als Pastor der Katharinenkirche (St. Katharinen II) statt. Dortiger Hauptpastor war zu jener Zeit Karl Dubbels, der 1934 zu den Verfassern eines Gutachtens gegen die Eingliederung der hamburgischen Landeskirche in die Reichskirche, und damit



ihre Gleichschaltung, gehört hatte. 3) Die meisten der 72 Geistlichen der damaligen Evangelisch-Lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate bekannten sich allerdings zu den NS-treuen Deutschen Christen 4), die rassistisch und antisemitisch ausgerichtet waren und sich am Führerprinzip orientierten.

Schon ein Jahr später, unmittelbar nach dem deutschen Überfall auf Polen und damit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs, verließ Dwenger die Gemeinde der Katharinenkirche, um als Kriegspfarrer für die Wehrmacht zu arbeiten. Er gehörte damit in Hamburg zu der ersten Gruppe evangelischer Geistlicher (25 Pastoren sowie 6 Vikare), die eingezogen wurden. 5) Organisatorisch hatte das Hamburger Landeskirchenamt diese Einsätze bereits vor Kriegsbeginn organisiert – mithilfe eines „Stellen- und Geschäftsverteilungsplans für den Mobilmachungsfall“, der Angaben zu Abteilung, Name, Amtsbezeichnung, Sachgebiet, Alter und Militärverhältnis enthielt. 6) Dwenger hatte zudem schon seit Wiedereinführung der Wehrpflicht 1935 zusammen mit anderen Pastoren, Hilfspredigern und Vikaren an Wehrübungen teilgenommen. 7)

Welche grundsätzliche Aufgabe den Geistlichen im Krieg zukam, formulierte das „Merkblatt über Feldseelsorge“ vom 21.8.1939, herausgegeben von der Gruppe Seelsorge im Oberkommando des Heeres: „Alle Kriegserfahrungen haben gelehrt, dass die seelische Kraft des Heeres seine beste Waffe ist. Sie zieht aber ihre Kraft in erster Linie aus einem festen Glauben. Die Feldseelsorge ist daher ein wichtiges Mittel zur Stärkung der Schlagkraft des Heeres.“ 8) Eine Anlage zur Heeresdienstvorschrift 373 vom 24.5.1942 ergänzte: „Der siegreiche Ausgang des nationalsozialistischen Freiheitskampfes entscheidet die Zukunft der deutschen Volksgemeinschaft und damit jedes einzelnen Deutschen. Die Wehrmachtseelsorge hat dieser Tatsache eindeutig Rechnung zu tragen.“ 9) Die Kriegspfarren wirkten demnach nicht in einem „vom nationalsozialistischen Machtanspruch freien Raum“, sondern wurden für politische und militärische Zwecke instrumentalisiert.

Wilhelm Dwenger war auf Kriegsdauer berufen und damit Wehrmachtbeamter. Direkt nach dem achttägigen Lehrgang für Kriegspfarren in Berlin hatte er wie vorgeschrieben den Rang eines Hauptmanns erhalten 10) und war nach einem Jahr, ebenfalls entsprechend der Vorgaben, zum Major befördert worden. Gleichwohl verließ er die Wehrmacht 1944 wieder und wurde im September jenen Jahres zum Pastor der Maria-Magdalenen-Kirche in Klein-Borstel gewählt. Die Amtseinführung erfolgte Anfang Januar 1945. Noch im Oktober 1945 wechselte er an die Dreieinigkeitskirche in Allermöhe, wo er bereits von 1927 bis 1936 tätig gewesen war. Zum 1.5.1961 ging er in den Ruhestand.

Bis lange nach Kriegsende wurde die kirchengeschichtliche Forschung über die Rolle von Kriegs- und Wehrmachtspfarrern von solchen Publikationen bestimmt,



die die Geistlichen selbst verfasst und in denen sie sich als Opfer und Gegner inszeniert hatten. Seit den 1990er-Jahren ändert sich die Wahrnehmung und Einordnung ihrer Rolle jedoch. Die Zeitgeschichtsforschung betrachtet sie nun als „Propagandisten des Vernichtungskriegs“, die Teil der psychologischen Kriegsführung des NS-Staates waren. 11)

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

- 1) J. J. Augustin, Die Hamburgische Kirche und ihre Geistlichen seit der Reformation, Band 1, Hamburg, 1958, S. 123.
- 2) diese und alle folgenden berufsbiografischen Angaben zu Wilhelm Dwenger vgl. Victoria Overlack, Zwischen nationalem Aufbruch und Nischenexistenz. Evangelisches Leben in Hamburg 1933 bis 1945, München, 2007 (zugl. Diss. Universität Hamburg, 2006), S.443.
- 3) ebd., S. 272.
- 4) „Wie das Amen zurück nach St. Jacobi kam“, Interview mit Stephan Linck, Kurator der Ausstellung „Neue Anfänge nach 1945? Wie die Landeskirchen Nordelbiens mit ihrer NS-Vergangenheit umgingen“, kirchehamburg, Serviceportal der ev.-luth. Kirche, www.kirche-hamburg.de/nachrichten/details/wie-das-amen-zurueck-nach-st-jacobi-kam.html (Zugriff 10.6.2016)
- 5) Overlack, S. 355.
- 6) BArch, R 5101, 23778, Bl. 00114, vgl. Overlack, ebd.
- 7) Overlack, ebd.
- 8) zitiert nach Horst Scheffler, Militärseelsorge, in: Handbuch Militär und Sozialwissenschaft, Heidelberg, 2013, S. 168–178, hier S. 170.
- 9) ebd.
- 10) Junge Kirche, Band 8, Göttingen, 1940, S. 404.
- 11) Dagmar Pöpping, Die Wehrmachtsseelsorge im Zweiten Weltkrieg. Rolle und Selbstverständnis von Wehrmachtspfarrern im Ostkrieg 1941–1945, in: Manfred Gailus, Armin Nolzen (Hrsg.), Zerstrittene „Volksgemeinschaft“. Glaube, Konfession und Religion im Nationalsozialismus, Göttingen, 2011, S. 257–286, hier S. 257.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Ebelingplatz, Hamm (1977):** *Christoph Daniel Ebeling (1741-1817), Gymnasialprofessor, Stadtbibliothekar*
Ledig
- **Ebelingstraße, Harburg (1899):** *Heinrich Adolf Ebeling (1852-1918), Vorbesitzer des Geländes*
- **Eberhardstraße, Wandsbek (1951):** *männlicher Vorname*
- **Ebersteinweg, Niendorf (1948):** *Ernst Albrecht von Eberstein (1605-1676), Generalfeldmarschall, Landdrost in Pinneberg (1658-1665)*
Heerführer im Dreißigjährigen Krieg.
Verheiratet in erster Ehe ab 1633 mit **Anna Maria von Calenberg** (gestorben 1637 im Feldlager vor Torgau). In zweiter Ehe (Hochzeit in der Festung Minden) verheiratet ab 1638 mit **Otilie Elisabeth von Ditfurth** (1618-1675). Mit ihr hatte Eberstein neun Kinder. Insgesamt hatte Eberstein acht Söhne und sechs Töchter.
- **Ebertallee, Bahrenfeld (1945):** *Friedrich Ebert (1871-1925), erster Reichspräsident (1919-1925)*
Als Ebert in Bremen eine Stelle hatte und dann Pächter der Gastwirtschaft „Zur guten Hilfe“ in der Brautstraße wurde, die Treffpunkt für Gewerkschafter und Sozialdemokraten wurde, konnte er es sich finanziell leisten zu heiraten. 1894 feierte Ebert mit **Louise Rump** (1873-1955) Hochzeit. Wenige Monate später



kam das erste Kind zur Welt. Das Paar bekam vier Söhne und eine Tochter (1894, 1896, 1897, 1899 und 1900). Zwei Söhne wurden als Soldaten im Ersten Weltkrieg getötet.

Louise Rump kam aus ärmlichen Verhältnissen. Schon früh arbeitete sie als Jungmagd, dann als Hausangestellte und später als Kistenkleberin in einer Tabakfabrik. Hier wurde sie gewerkschaftlich aktiv. Sie kämpfte für bessere Arbeitsbedingungen und Lohngleichheit für Frauen und Männer. 1893 wurde sie 2. Vorsitzende im „Centralverband der in Holzbearbeitungsfabriken und auf Holzplätzen beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen“. Zwei Jahre zuvor hatte sie auf einer Gewerkschaftsversammlung der Textilarbeiterinnen ihren zukünftigen Ehemann Friedrich Ebert kennengelernt.

Nach der Heirat übernahm Louise die Arbeit in der Gaststätte, denn ihr Mann war wegen seiner Parteiarbeit für die SPD, deren Mitglied auch Louise war, sehr engagiert. Louise hingegen hatte für Partei- oder Gewerkschaftsarbeit keine Zeit. Sie führte den Haushalt, die Gastwirtschaft, in der sie auch selbstgekochte Speisen anbot, überstand Schwangerschaften und Kindsgeburten, zog die Kinder auf, versorgte ihren Ehemann und war ihm eine emotionale Stütze. Louise Ebert leistete also Basisarbeit für das Fortkommen ihres Gatten.

„Zu Ende des Jahres 1899, als Louise Eberts Gesundheit aufgrund der Doppelbelastung als Gastwirtsfrau und Mutter von fünf Kindern in eine Krise geriet, gab Ebert den Gastwirtsbetrieb auf und wurde hauptamtlich (...) als Arbeitersekretär (...) angestellt.“ 1)

Friedrich Eberts Einstellung zur Frauenfrage beantwortet Friedrich Winterhagen in seiner Biographie über Louise Ebert wie folgt: „Einerseits gibt es Belege dafür, daß Ebert die Mitbestimmung der Frauen innerhalb der SPD durchaus im fortschrittlichen Sinnen unterstützte. Als im Jahre 1909 die Regelung erwogen wurde, daß den jeweiligen Vorständen auf jeder Ebene eine Frau angehören müsse (...), stimmte Ebert dem (...) voll und ganz zu. Dies, so sagte er, sei ‚eine Art parteirechtlichen Frauenschutzes‘, der gerechtfertigt sei, da für viele Ortsverbände der ‚sanfte Druck‘ sehr notwendig sei, damit sie ‚ihren kleinbürgerlichen Adam auch in dieser Hinsicht ausziehen‘. (...)

Auf der anderen Seite gebärdete er sich – besonders zu Hause – eher dominierend und patriarchalisch. (...) Bereits früher, im Jahre 1892, hatte Ebert in seiner Schrift ‚Die Lage der Arbeiter im Bremer Bäckergewerbe‘ (...) hervorgehoben, daß für die Sauberkeit in den Unterkünften die Frauen der Meister zuständig seien (...).“ 2)

Als nach der Novemberrevolution Friedrich Ebert Deutschlands erster Reichspräsident wurde, übernahm Louise Ebert als erste Frau in Deutschland die Rolle der „First Lady.“ In der Monarchie hatten diese Aufgabe Prinzessinnen



und Königinnen gehabt. Nun musste Louise Ebert einen Repräsentationsstil entwickeln, der einer Republik angemessen war. „Die Familie zog in das Palais des Grafen Schwerin in die Wilhelmstraße ein. Anfänglich tat sie sich schwer mit ihrem neuen Status, so wollte sie zunächst gemeinsam mit dem Dienstpersonal essen. Sie kochte weiterhin selbst und ging einkaufen. Um die vielen repräsentativen Aufgaben wahrnehmen zu können, ließ sie sich von ihr nahestehenden Frauen beraten.“ 3) Louise Ebert setzte „unter scharfer Beobachtung der gehobenen Kreise, die den kaiserlichen Prunk kannten, unbeirrt von den Attacken der Republikgegner, (...) ihre eigenen Maßstäbe.“ 4)

Friedrich Winterhagen zitiert den damaligen Außenminister Friedrich Rosen, der über einen Abend mit Louise Ebert berichtete: „Frau Ebert, der Typ einer guten deutschen Bürgerfrau, saß in einer Sofaecke und nahm den Händedruck ihrer vielen Bekannten entgegen. Die Einfachheit ihrer Kleidung und Haartracht entsprach ihrer Vergangenheit als Gattin eines aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen Abgeordneten. (...) In ihrem Benehmen war sie ebenso unbefangen wie anspruchslos. (...) In ihrer Unterhaltung suchte sie nicht die bescheidenen Stellungen, in denen sie sich als junges Mädchen befunden hatte, zu verschweigen. (...) Als sie dann später die Diplomaten und deren Damen, sowie andere Mitglieder der sogenannten ersten Gesellschaft, zu empfangen hatte, erregte sie allgemeinen Beifall durch ihre schlichte Art und das Geschick, mit dem sie die Unterhaltung mit den verschiedensten Personen zu führen verstand. (...)“ 5)

Und Max Liebermann (siehe: Liebermannstraße, in Bd. 3 online) äußerte sich über Louise und Friedrich Ebert: „Habe ihn (Ebert) oft besucht, ganz sans facon. Fabelhafter Kerl, gescheit, echt, temperamentvoll – in der Familie jähzornig -, ein Charakter. Wie er sich bei öffentlichen Empfängen zwischen seinen Feinden bewegte, harmlos und selbstverständlich, das hätte ihm keiner nachgemacht ... Aber unsagbar häßlich. Habe zweimal Portraitauftrag abgelehnt. Frau Ebert war noch besser. War mal bei einer Gartengesellschaft beim Reichspräsidenten. Am Nebentisch saßen die Frau des englischen Botschafters, eine unerhört aristokratische ältere Dame, die holländische Gesandtin, und Frau Ebert. Man sprach von der berufstätigen Frau und der Fürsorge. Frau Ebert: ‚Ich kann mitreden, war selber jahrelang Stenotypistin.‘“ 6)

Elly Heuss-Knapp (siehe: Elly-Heuss-Knapp-Ring, in Bd. 2) urteilte über Louise Ebert 1920 in einem Brief an ihren Vater: „ (...) neulich war ich einen ganzen Nachmittag mit Frau Ebert, Präsidentin, zusammen. Du wärst ganz begeistert von so viel natürlicher Würde, Ruhe, sanfter Heiterkeit, natürlichem Verstand.“ 7)

„Louise Ebert war Mitbegründerin der AWO (1919) und übte die Schirmherrschaft über die ‚Deutsche Kinderhilfe‘ aus. Mit ihrem Schutz für soziale Einrichtungen



begründete sie eine Tradition, der bis heute die Ehefrauen der Bundespräsidenten folgen. Nach dem Tod von Friedrich Ebert blieb Louise Ebert sozial engagiert und nutzte ihre Bekanntheit als Präsidentenwitwe, um sozialen Anliegen Nachdruck zu verleihen.“ 8)

Nach dem Tod von Friedrich Ebert 1925 musste sie sofort aus dem Palais ausziehen. Sie fand eine andere Wohnung in Berlin- Wilmersdorf. Ihre materiellen Verhältnisse waren damals zwar gesichert. Sie „erhielt in den ersten Jahren 500 RM Pension, den Höchstsatz der damaligen Beamtenpensionen (...). – Kurt Tucholsky hat damals scharfsinnig bemerkt, daß dieser Betrag zwar für Frau Ebert auskömmlich, aber für ‚die Frau des ersten Präsidenten der Republik‘ nicht ausreichend war, denn für wohlhabende Leute sei dieser Betrag ‚ein Benzinegeld‘. Er schrieb in diesem Zusammenhang: ‚Von Frau Ebert ist nicht ein einziger Zug in die Öffentlichkeit gedrungen, der auch nur im entferntesten so peinlich berührt hätte wie die Hochnäsigkeit ostelbischer Gutsfrauen. Frau Ebert verdient eine Gabe der Republik. Sie wird sie nicht erhalten.‘

Allmählich schritt man aber doch zu einer bedeutenden Erhöhung ihrer Witwenbezüge. (...)“ 9)

Louise Eberts Kinder waren nun „groß“ und gingen ihrer eigenen Wege. 1931 starb die Tochter, ein großer Verlust.

„Mit der Machtübernahme der Nazis waren sie und ihr Sohn Repressalien ausgesetzt. Eine erste Hausdurchsuchung der SA fand im April 1933 statt. Ihr Sohn Friedrich, der Leiter der ‚Brandenburger Zeitung‘ gewesen war, wurde in ihrer Wohnung verhaftet und kam in die Konzentrationslager Oranienburg, Bögernmoor und Lichtenburg. Louise versuchte alles, die Haftentlassung ihres Sohnes zu erreichen. Louise zog von Wilmersdorf nach Treptow, wo sie ein Haus mietete. Dorthin kam auch Friedrich, der schließlich unter Auflagen freigelassen worden war. Ihre beiden Söhne wurden 1939 eingezogen. 1943 entschloss sie sich wegen der Bombardierungen zunächst nach Lahr im Schwarzwald zu Verwandten ihrer Schwiegertochter zu ziehen (...). 1945 zog sie nach Heidelberg, ebenso ihr Sohn Karl mit seiner zweiten Frau. Er wurde SPD-Landtagsabgeordneter in Stuttgart. Ihr Sohn Friedrich lebte in Potsdam und wurde SED-Mitglied und später Landtagspräsident in Brandenburg. (...) Sie starb 1955 an einem Herzinfarkt (...).“ 10)

1987 wurde in Weyhe eine Louise-Ebert-Straße eingeweiht.

Quellen:

- 1) Friedrich Winterhagen: Louise Ebert (1873-1955). Von der niedersächsischen Häuslerkate zum Präsidentenpalais in Berlin. Sankt Augustin 1995, S. 15.
- 2) Friedrich Winterhagen, a. a. O., S. 20f.



- 3) Edith Laudowicz über Louise Ebert, unter: <http://www.bremer-frauenmuseum.de/frauenhandbuch/ebert.html>
- 4) Beate Borkowski über Louise Ebert, unter: <http://www.frauen-im-aufbruch-ausstellung.de/frauen/louise-ebert/>
- 5) zit. nach: Friedrich Winterhagen, a. a. O., S. 46f.
- 6) zit. nach Friedrich Winterhagen, a. a. O., S. 48.
- 7) zit. nach Friedrich Winterhagen, a. a. O., S. 52.
- 8) Beate Borkowski, a. a. O.
- 9) Friedrich Winterhagen, a. a. O., S. 75f.
- 10) Edith Laudowicz, a. a. O.

- **Eckenerstraße, Tonndorf (vor 1938): Dr. Hugo Eckener (1868-1954), Mitarbeiter von Graf Zeppelin, Pilot von Luftschiffen**

In der Neuen Deutsche Biographie steht über Eckeners politisches Handeln: „Als es zu Anfang 1932 eine Zeitlang ungewiß war, ob Hindenburg wieder als Reichspräsident kandidieren würde, sagte E. auf Sondierung aus dem Preußischen Innenministerium einer etwaigen Gegenkandidatur gegen Hitler bedingt zu; Brüning freilich erhob Einwendungen gegen E.s ‚unpolitische‘ Person. Durch den Beschluß Hindenburgs, sich doch wieder aufstellen zu lassen, und seine Wiederwahl (April 1932) entfiel die Chance, die der deutschen Politik jener Zeit im Zeichen einer Reichspräsidentenschaft E.s gegenüber Hitler etwa geboten gewesen wäre. E. hat dann, gefährdet genug, auch im ‚Dritten Reich‘ charakterlich voll bestanden. Er blieb auch von dem Willen und der Überzeugung getragen, mit den völkerverbindenden Fahrten des Zeppelinluftschiffes, symbolhaft und praktisch zugleich, dem Frieden in der Welt zu dienen.“ 1)

In Wikipedia steht zu Eckeners Beziehung zum Nationalsozialismus: „Gemäß seinen Angaben im Fragebogen zur Entnazifizierung war er völlig unpolitisch und gehörte weder der NSDAP noch irgendeiner Nebenorganisation an und hatte auch seit 1932 an keinen politischen Wahlen teilgenommen. Dem Umstand, dass er 1939 zum Wehrwirtschaftsführer ernannt wurde, maß er keine Bedeutung bei.“ 2)

Auf der Website des Eckenergymnasiums heißt es zu ihrem Namensgeber: „Wie viele andere passt Eckener seine politische Haltung jedoch nach 1933 dem nationalsozialistischen System an. Sein internationales Ansehen und seine spektakulären Fahrten werden von den Nazis zu Propagandazwecken vereinnahmt.“

1937

Am 6. Mai explodiert das Luftschiff ‚Hindenburg‘ kurz vor der wiederholten Landung in New Jersey, 36 Menschen kommen ums Leben. Das Unglück von Lakehurst leitet den Niedergang der Luftschiffahrt ein: Der Bau von Zeppelin



wird eingestellt, weitere Passagierfahrten werden verboten. Nach Kriegsbeginn werden die beiden noch vorhandenen Luftschiffe abgewrackt, das Interesse an den militärisch nutzlosen Luftschiffen flaut ab. Die Zeit der Zeppeline ist zu Ende.

1939

Kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges zieht sich Eckener aus der Öffentlichkeit zurück. Er konzentriert sich fortan auf die Leitung des Unternehmens, das nach Kriegsausbruch Teil der Rüstungsindustrie wird. Eckener, inzwischen weit über 70, wird zum ‚Wehrwirtschaftsführer‘ ernannt.“ 3)

Verheiratet war Eckener mit **Johanna Maaß** (1871-1956). Das Paar bekam drei Kinder, darunter Lotte, verheiratete Simon, eine künstlerische Photographin und Verlegerin.

Als **Lotte Eckener** (1906-1995) achtzehn Jahre alt war, zog sie nach München und absolvierte eine Ausbildung an der Bayerischen Staatslehranstalt für Lichtbildwesen. Danach arbeitete sie in den zwanziger Jahren bei dem bedeutenden Berliner Fotografen Alexander Binder. In dieser Zeit portraitierte sie zahlreiche „Größen“ der zwanziger- Jahre. Ihre Liebe galt aber der Natur. Besonders das Fotografieren von Bäumen war eine Leidenschaft von ihr. „Anfang der 30er Jahre bereiste sie ausgiebig fremde Länder. Zu Land, zu Wasser oder in der Luft, teils an der Seite ihres Vaters, besuchte sie New York, Ägypten, Java, Bali, erkundete das Mittelmeer und verbrachte fast ein Jahr in Rom.“ 4)

Nach ihrer Heirat (Hochzeit 1935) mit dem Konstanzer Zahnarzt Paul Simon, beschäftigte sie sich mit der Landschaft um den Bodensee. „Seit Ende der 1940er Jahre führte sie mit Martha Koch den Simon und Koch Verlag und publizierte Arbeiten bekannter ‚Höri-Künstler‘. Zahlreiche Foto- und Kunstbildbände sowie Landschafts- und Kunstpostkarten gehörten zum Verlagsprogramm. Aus Altersgründen beendete sie 1967 die Verlagsarbeit, dennoch ging ihre fotografische Arbeit weiter, allerdings ließ sie seither ihre typischen Motive überwiegend in einem farbigen Licht erscheinen.“5)

Quellen:

- 1) Reimer, Walther, "Eckener, Hugo" in: Neue Deutsche Biographie 4 (1959), S. 288 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn118528750.html>
- 2) Wikipedia: Eckener, (Stand 5.7.2015)
- 3) ww.eckener-gymnasium.de/index.php?id=30
- 4) <http://fotografie-am-bodensee.de/lotte-eckener/>
- 5) ebenda.



- **Eckermannstraße, Wilhelmsburg (1949): Johann Peter Eckermann (1792-1854), Schriftsteller, Sekretär Goethes**

1819 verlobte sich Eckermann mit **Johanna Bertram** (1801-1834), einer Schwester von Freunden Eckermanns. Doch erst dreizehn Jahre später konnte das Paar 1831 heiraten. Der Grund für die lange Verlobungszeit lag in dem geringen Verdienst Eckermanns. Er, Goethes „getreuer Eckehardt“ arbeitete zwar neun Jahre für Goethe und schuf dabei eigenständige Werke, doch Goethe gab ihm keine Anstellung, geschweige denn bezahlte ihn angemessen für die geleistete Arbeit. Selbst vereinbarte Honorare wurden von Goethe nicht beglichen. So ernährte sich Eckermann mehr schlecht als recht mit Gelegenheitsarbeiten – er gab z. B. Deutschunterricht für durchreisende Engländer. Als Eckermann seine Braut nach Weimar holte, mussten sie auch dann noch in Armut leben. Nach einer Fehlgeburt kam drei Jahre nach der Hochzeit ein Sohn auf die Welt. Einen Monat nach der Entbindung starb Johanna Eckermann.

- **Eckhoffplatz, Lurup (1962): Claus Eckhoff (1866-1950), Gemeindevorsteher in Lurup (1897-1927)**

- **Eckmannsweg, Barmbek-Nord (1927): Otto Eckmann (1865-1902), Hamburger Maler und Zeichner**

Verheiratet seit 1898 mit **Elsa v. Kretschmann** (1832–99). Das Paar blieb kinderlos

- **Eddelbüttelkamp, Marmstorf (1950): Johann Christoph Eddelbüttel (1856-1930), Hufner, Gemeindevorsteher von Marmstorf**

- **Eddelbüttelstraße, Harburg (1889): Carl Eduard Eddelbüttel (1832-1893), Bürgervorsteher in Harburg**



- **Edgar-Engelhard-Kai**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1991): Edgar Engelhard (1917-1979), Senator, Zweiter Bürgermeister von Hamburg*

Edgar Engelhard gehörte in seiner Jugend der Bündischen Jugend an. In Wikipedia steht: „Nachdem diese [die Bündische Jugend] durch die Nationalsozialisten aufgelöst worden war, reorganisierte er in Hamburg eine bündische Gruppe, die sich fortan heimlich traf. Durch einen Nachbarn im Januar 1937 bei der Gestapo denunziert, wurde er verhaftet und wegen Vergehens gegen das Heimtückegesetz angeklagt. Noch während des Prozesses wurde er in ein Konzentrationslager eingeliefert. Sein Rechtsanwalt erreichte jedoch beim Hamburger Gestapo-Chef Bruno Streckenbach die Freilassung Engelhards. (...) Im Zweiten Weltkrieg war er Soldat. Zunächst an der Westfront eingesetzt, wurde er wegen kritischer Äußerungen zu einem Truppenteil der rumänischen Armee an die Ostfront und schließlich zum Verbindungsstab der deutschen Wehrmacht in Zagreb versetzt. Er lehnte es im Krieg insgesamt achtmal ab, Offizier zu werden, und begründete dies nach dem Krieg mit seiner Gegnerschaft zum Regime. Im November 1944 wurde schließlich seine Ernennung zum Offiziersanwärter befohlen.

Bei Kriegsende entzog sich Engelhard durch Flucht der drohenden sowjetischen Kriegsgefangenschaft und schlug sich nach Hamburg durch. Dort wurde er Prokurist einer Überseefirma. Er engagierte sich im „Komitee ehemaliger politischer Gefangener“, aus dem 1947 die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) wurde. Am 21. September 1950 verließ er die VVN wegen des immer größer werdenden kommunistischen Einflusses dort. Um deutlich zu machen, dass er mit diesem Austritt jedoch nicht seine linksliberalen, pazifistischen politischen Ansichten aufgab, trat er am 11. Oktober 1950 der Deutschen Friedensgesellschaft bei. Nach seinem Ausscheiden aus dem Senat arbeitete er als Unternehmensberater.“ 1)

Engelhard war verheiratet.

Quellen:

- 1) Wikipedia: Engelhardt (Stand: 5.7.2015)

- **Edgar-Roß-Straße**, *Eppendorf (1909): Edgar Roß (1807-1885), Vertreter Hamburgs im Parlament in der Paulskirche, Reichstagsabgeordneter, Bürgerschaftsabgeordneter, Kaufmann im Überseehandel*

Er setzte sich für den Freihandel ein.



Verheiratet war er seit 1838 mit **Mary Steward** aus Dublin (gest. 1894). Das Paar hatte zwei Söhne und zwei Töchter.

- **Edmund-Siemers-Allee**, *Rotherbaum (1907): Edmund J. A. Siemers (1840-1918), Kaufmann, Stifter des Universitätshauptgebäudes und anderer Bauten*

Verheiratet seit 1865 mit **Susanne Margarete Eckmeyer** (1839-1920). Das Paar bekam zwei Söhne und zwei Töchter.

- **Eduard-F.-Pulvermann-Weg**, *Nienstedten (2004): Eduard F. Pulvermann (1882-1944), Hamburger Kaufmann, Opfer des Nationalsozialismus, schuf „Pulvermanns Grab“: Hindernis auf dem Parcours des Deutschen Springderbys in Klein Flottbek*

Stolperstein vor: Geffckenstraße 15

Eduard F. Pulvermann wurde am 2. September 1882 in der Fährstraße auf der Uhlenhorst geboren und im Januar 1883 in der Kirche St. Georg evangelisch-lutherisch getauft. Er besuchte die private Realschule des Dr. Bieber, ruderte beim Germania Ruder Club, segelte im Norddeutschen Regatta Verein und entdeckte früh sein Interesse für den Reitsport.

Eduards Vater, der Kaufmann Albert Pulvermann, war 1871 aus der preußischen Provinz Posen nach New York ausgewandert und dort in die Im- und Exportfirma Markt & Co. eingetreten. Seine Mutter, Anna Franziska, wurde in Milwaukee als Tochter des John (Johann) Markt aus Ried im Innkreis geboren. John Markt hatte die Firma 1860 gegründet und 1882 die Geschäftsführung des Familienunternehmens seinem Schwager in New York und seinem Schwiegersohn Albert Pulvermann in Hamburg übergeben, wo seit 1874 eine Niederlassung bestand.

Nach Abschluss der Handelsschule erhielt Eduard eine berufliche Ausbildung in der väterlichen Firma in Hamburg sowie bei Markt & Co. in London, Paris und New York.

Als Sohn amerikanischer Staatsbürger besaß Eduard von Geburt an die amerikanische Staatsbürgerschaft. 1903 wurde er auf eigenen Wunsch als hamburgischer Staatsangehöriger naturalisiert. Seinen Militärdienst leistete er bei den 16er Husaren in Schleswig, beim Jäger-Regiment zu Pferde in Langensalza und bei den 17er Dragonern in Ludwigslust. Als Eduard Pulvermann 1908 Freiin Ruth von Cramm heiratete, war er Prokurist bei Markt & Co. in



Hamburg. Nach der Geburt der Kinder Franziska und Curt zog Familie Pulvermann 1910 aus der Mietwohnung am Loogestieg 8 in Eppendorf in das Einfamilienhaus in der benachbarten Geffckenstraße 15. Von 1912 bis 1925 war Eduard Pulvermann Mitglied der Freimaurerloge Emanuel zur Maienblume.

Nach einem kurzen Gastspiel im Hamburger Polo Club richteten sich Eduard Pulvermanns sportliche Aktivitäten ganz auf Hindernisrennen und Springreiten. Mit Erfolg nahm er an den Geländeritten des Hamburg-Wandsbeker Schleppjagdvereins teil. Sein erstes Spring-Turnier ritt Pulvermann 1912 in Travemünde. In den kommenden 25 Jahren prägten Siege, Trophäen, Preise und Pokale auf den bekannten deutschen und europäischen Turnierplätzen seine Reiterkarriere. Weltweit bekannt wurde Eduard Pulvermann als Gründer des Deutschen Springderbys, dessen Parcours er entworfen und gestaltet hatte. Ehe das Springderby 1920 zum ersten Mal ausgetragen werden konnte, wurde die Welt 1914 vom Kriegsausbruch erschüttert.

Die Mobilmachung erreichte Pulvermann bei der Vorbereitung eines Turniers in Travemünde. Er ahnte, dass „etwas Gewaltiges, Unfassbares“ geschehen würde und war weit davon entfernt, den Krieg zu verherrlichen. Pulvermann nahm an den großen Schlachten an der Ost- und Westfront teil. Während der Revolution 1918 wurden auch ihm Degen und Achselstücke genommen – eines der bittersten Kriegserlebnisse für den Kavallerieoffizier.

Als Pulvermann im März 1919, körperlich unversehrt, ins Zivilleben zurückkehrte, herrschte in Hamburg Hungersnot. Dessen ungeachtet setzte er fort, was er 1914 hatte abbrechen müssen – die Vorbereitung für ein Springturnier in Travemünde. Hier entwarf Pulvermann eine der holsteinischen Landschaft ähnelnde Kombination von Hecke-Graben-Hecke, die als das 14. Hindernis des Deutschen Springderbys unter dem Namen Pulvermanns Grab bekannt ist.

Seinen Freundeskreis fand Eduard Pulvermann unter Reitern, vor allem Sigismund Prinz von Preußen, Erich von Buddenbrock-Pläswitz, Rudolf Graf Goertz, Ottmar von Loessl, H. Otto Traun. Partnerin beim Gruppenspringen war Armgard Prinzessin zu Lippe-Biesterfeld, eine Verwandte seiner Frau Ruth und Patentante seiner jüngsten Tochter. Als Reaktion auf den Friedensvertrag von Versailles wurde Pulvermann Mitglied in der Deutsch-Nationalen Volkspartei (DNVP), ohne sich politisch zu exponieren. Stärker engagiert war er als Mitbegründer des „Nationalklub von 1919“, einem konservativen Herrenclub in Hamburg.

1921 erwarb Eduard Pulvermann das adelige Gut Westensee bei Rendsburg, wo er Rinder und die Westenseer Herde des großen weißen Edelschweins züchtete. Der Besitzer und Reiter vieler guter Springpferde gründete in Westensee ein eigenes Gestüt zur Zucht des deutschen Halbblutpferdes. Seine bekanntesten



Turnierpferde waren Coraggio, Heiliger Speer, Tristan, Kampfgesell und Weißer Hirsch. Eine kleine Bronzestatue des Bildhauers Willibald Fritsch zeigt Pulvermann auf Tristan. Vom Hamburger Maler Hermann Junker ließ er sich im roten Reiterrock mit Zylinder auf Weißer Hirsch malen. Mit dem Erwerb des Gutes übernahm Eduard Pulvermann das Patronat der St. Catharinenkirche in Westensee. Gemeinsam mit seinem Bruder John stiftete Eduard Pulvermann ein bürgerliches Wappen. Bei John wendete sich das über Helm und Schild aufsteigende Einhorn nach rechts, bei Eduard nach links. Den Wappenspruch „In pluribus unum“ („Vieles in Einem“) hatte Großvater John Markt als Motto für seine Firma dem US-amerikanischen Siegel entnommen.

Nach dem Ersten Weltkrieg waren die europäischen Märkte für amerikanische Waren, die Markt & Co. bisher importiert hatte, zusammengebrochen. Deswegen gründeten die Brüder in Bad Oldesloe das HERO Armaturenwerk. Die in der eigenen Bronzegießerei gefertigten Armaturen und Ventile sowie Produkte anderer Hersteller exportierten sie überwiegend nach Südamerika. Diese Geschäfte und sein Aktienanteil an Markt & Co. New York sicherten Eduard Pulvermann und seiner Familie, trotz Inflation und Weltwirtschaftskrise, einen hohen Lebensstandard in Hamburg und auf Gut Westensee, als international bekannter Turnierreiter und bei Geschäftsreisen auf den Luxusdampfern der 1920er und 1930er Jahre.

Diese glückliche Zeit wurde 1927 durch den frühen Tod seiner Frau Ruth getrübt. 1929 heiratete Eduard Pulvermann Sibylla Freiin von Alten. Aus der Ehe gingen die Töchter Jutta und Armgard hervor.

1932 war Eduard Pulvermann Präsident des Handelshauses Markt & Co. in Hamburg, Vize-Präsident der Markt & Hammacher Company, in der die weltweiten Aktivitäten des Stammhauses in New York gebündelt waren, Aufsichtsrat bei Markt & Co. Kopenhagen, Präsident der HERO SAC Buenos Aires, Direktor des HERO Armaturenwerks Bad Oldesloe und Teilhaber der Schleifmittel AG, vormals Pike & Escher in Sonneberg. Die nationalsozialistischen Devisen- und Handelsgesetze brachten 1938 die Exportfirma Markt & Co. in wirtschaftliche Schwierigkeiten. In diesem Zusammenhang äußerte die Handelskammer Hamburg Zweifel am "arischen Charakter der amerikanischen Firma, die auf Märkten tätig sein will, die bisher von deutschen Firmen bearbeitet werden".

Auf Anfrage der „Reichsstelle für Sippenforschung“ bestätigte das Standesamt Hamburg im August 1939, dass Eduard Pulvermanns verstorbene Eltern christlichen Glaubens waren. Nach der Besetzung Polens durch die deutsche Wehrmacht wurde im Amtsgericht Ostrowo, dem Geburtsort des Vaters Albert Pulvermann, der Nachweis gefunden, dass die väterlichen Vorfahren einer alteingesessenen Kaufmannsfamilie entstammten. Der Urgroßvater Abraham



Pulvermann war einer der ersten wohlhabenden „jüdischen Familienväter“, die 1834 die preußische Staatsbürgerschaft erhielten. Der Großvater Moritz Pulvermann, Liqueurfabrikant und Vorsitzender der Jüdischen Synagogengemeinde, war verheiratet mit Sophie Jaffé, ebenfalls aus alter, wohlhabender jüdischer Familie.

Obwohl sein Vater Albert zum christlichen Glauben konvertiert war, galt Eduard Pulvermann wegen seiner jüdischen Großeltern den nationalsozialistischen Rasse-Ideologen als „Halbjude“, bzw. als „assimilierter jüdischer Mischling ersten Grades mit christlichem Bekenntnis und vorläufiger Reichsbürgerschaft“. Pulvermann geriet in das Visier der Gestapo. Im März 1941 wurde das Gut Westensee von Gestapobeamten unter Führung des Leiters des „Judenreferats“ Claus Göttsche durchsucht.

Eduard Pulvermann wurde auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin von den Hamburger Gestapobeamten Stephan (Judenreferat) und Westphal (Zollfahndung) zur Klärung einiger Fragen in „Schutzhaft“ genommen und nach Hamburg in die Gestapozentrale im Stadthaus gebracht. Von dort kam Eduard Pulvermann ins Polizeigefängnis Fuhlsbüttel und im Juli 1941 in das Untersuchungsgefängnis. Die Anklage vor dem Hanseatischen Sondergericht lautete auf „Heimtücke“.

Eduard Pulvermann hatte 1939 während seiner letzten Auslandsreise aus dem Kontor von Markt & Co. in Oslo einen Brief an den Schatzmeister der Firma in New York, seinen Vetter Edgar Vintschger, geschrieben. Er schilderte die schwierige finanzielle Lage der Firma in Hamburg, die bereits aus dem Chilehaus in das Privathaus Geffckenstraße verlegt werden musste: „bis auf vier habe ich allen Angestellten gekündigt“. Und er fuhr fort mit den Worten: „ich bleibe noch bis 29. Okt. hier und genieße das gute Essen. Die Verpflegung bei uns ist furchtbar“. Ein Durchschlag dieses Briefes wurde nach der deutschen Invasion Norwegens 1940 in Oslo gefunden und bildete die Grundlage für die Anklage. Weil diese Bemerkung eine „unwahre Behauptung tatsächlicher Art darstellt, die geeignet ist, das Wohl des Reiches schwer zu schädigen“, wurde Eduard Pulvermann im Januar 1942 zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Wegen seiner Verdienste im Ersten Weltkrieg und aufgrund von Zeugenaussagen, die Pulvermanns nationale Gesinnung bestätigten, wurden Polizei- und Untersuchungshaft auf die Strafe angerechnet, die damit als verbüßt galt. Unmittelbar nach der Verhaftung Pulvermanns geriet auch das florierende HERO-Werk in Schwierigkeiten, weil dem „jüdisch versippten Unternehmen“ die Materiallieferungen gesperrt wurden. Letztendlich musste das Werk unter politischem Druck an Wilhelm Klauke, den damaligen Besitzer der Hamburger Gießerei Th. Rose, verkauft werden.



Nach dem Heimtückeprozess blieb Eduard Pulvermann aufgrund einer Anklage wegen Devisenvergehens vor dem Landgericht Hamburg in Untersuchungshaft. Als Gestapobeamte Pulvermann ins Polizeigefängnis Fuhlsbüttel "Kolafu" verlegen wollten, weigerte sich der Leiter des Untersuchungsgefängnisses, Oberregierungsrat Robert Bredow, Pulvermann auszuliefern, obwohl er sich „ihm gegenüber keineswegs besonders verbunden fühlte. Im Gegenteil! Persönlich mochte ich ihn gar nicht.“ Aber überzeugt davon, dass nicht ein Devisenvergehen, sondern „ein einflussreicher persönlicher Feind“ hinter der Anklage stand, gab Bredow den Häftling Pulvermann in die Obhut der ihm unterstellten Ärzte des Lazarettts der Haftanstalten Dr. Wilhelm Callsen und Dr. Wilhelm Schaedel. Sie erklärten Pulvermann für haftunfähig und behielten ihn auf Weisung Bredows bis zum Devisenprozess im Lazarett.

Bredow verhinderte eine Überprüfung seiner ärztlichen Gutachten durch SS-Ärzte und ermöglichte Frau Sibylla Pulvermann Besuche bei ihrem Mann in seinem Dienstzimmer, in dem für den Häftling eine Zigarre bereitlag.

Im Oktober 1943 wurde Pulvermann wegen „Erschleichung einer Devisengenehmigung“ zu drei Monaten Haft und 90000 RM Strafe verurteilt. Das Gericht erkannte ausdrücklich an, dass Pulvermann sich nicht persönlich bereichert hatte. Wiederum galt die Strafe durch die Polizei- und Untersuchungshaft als verbüßt. Dennoch legte Pulvermann gegen das Urteil Revision beim Reichsgericht in Leipzig ein. Vielleicht hoffte er, durch weitere Untersuchungshaft der Gestapo zu entkommen.

Weil Oberregierungsrat Bredow Pulvermann und anderen Häftlingen Schutz geboten hatte, wurde er im Oktober 1943 zwangspensioniert. An dem Tag, an dem Bredow sein Amt aufgeben musste, wurde Eduard Pulvermann von der Gestapo aus der schützenden Haft erneut in „Schutzhaft“ genommen und ins KZ Neuengamme verbracht.

Am 1. April 1944 wurde der schwer erkrankte Eduard Pulvermann auf Betreiben seines Rechtsanwaltes Dr. Carl Stumme wieder in das Haftkrankenhaus Langenhorn eingeliefert. Dort starb er eine Woche später am Ostersonntag, dem 9. April 1944. Seine Asche wurde im Familiengrab auf dem Ohlsdorfer Friedhof beigesetzt.

Text: Joachim Winkelmann

Text entnommen aus www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Joachim Winkelmann: Eduard F. Pulvermann. 1882–1944. Geschichte eines Hamburger Kaufmanns und Reiters. Hamburg u. a. 2007, dort Quellenangaben im Detail; Robert Bredow Nachlass, in Familienbesitz; (Grabstelle: AB 25, 96-100/AC 125-143).



- **Eduard-Reichenbaum-Weg**, *Schnelsen (1993): Eduard Reichenbaum 1934-1945), 10-jähriges polnisches Kind, Opfer des Nationalsozialismus*

Siehe auch: Brüder-Hornemann-Straße; Georges-André-Kohn-Straße; Jungliebstraße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-Schwarberg-Weg, in Bd. 3 online.

Siehe auch: *Geschwister-Witonski-Straße; Jacqueline-Morgenstern-Weg; Lelka-Birnbaum-Weg; Mania-Altman-Weg; Riwka-Herszberg-Stieg; Wassermannpark; Zylberbergstieg; Zylberbergstraße, in Bd. 2.*

Eduard Reichenbaum gehörte zu den zwanzig fünf bis zwölf Jahre alten jüdischen Kindern aus fünf Nationen, die in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1945 im Keller der Schule Bullenuser Damm von Angehörigen der SS erhängt wurden.

Eduard Reichenbaum wurde am 15. November 1934 in Kattowitz in Polen geboren. Seine Familie nannte ihn Edulek. Sein Vater Ernst Reichenbaum arbeitete als Buchhalter in der Filiale eines deutschen Verlags. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg zog die Familie mit Eduard und seinem zwei Jahre älteren Bruder Jerzy in den Ort Piotrków Trybunalski bei Łódź, wo die Großeltern wohnten.

1943 wurde die Familie in das Zwangsarbeitslager Bliżyn verschleppt. Dort mussten Eduard und Jerzy in einem Kommando arbeiten, das Socken für die Wehrmacht produzierte. Der neunjährige Eduard entging in Bliżyn einer Selektion, bei der fünfzig Kinder unter zehn Jahren deportiert und ermordet wurden. Sein Vater, der wegen seiner guten Deutschkenntnisse im Lagerbüro arbeitete, hatte das Geburtsdatum seines Sohnes gefälscht und ihn damit älter „gemacht“. Im September 1944 wurde die Familie in das KZ Auschwitz deportiert. Jerzy und sein Vater kamen in das Männerlager, wo der Vater im November starb. Eduard kam mit seiner Mutter Sabina Reichenbaum zunächst in das Frauenlager. Später wurde er in die Kinderbaracke verlegt. Sabina Reichenbaum kam im November 1944 in ein Außenlager des KZ Buchenwald in Lippstadt. Zum selben Transport gehörte auch Mania Herszberg, die Mutter von Riwka Herszberg (siehe: Riwka-Herszberg-Stieg).

Eduards Bruder Jerzy Reichenbaum wurde bei der Räumung des KZ Auschwitz in die weiter westlich liegenden Konzentrationslager Sachsenhausen und später Mauthausen gebracht und überlebte. Noch 1945 emigrierte der dreizehnjährige Junge nach Israel, 1947 folgte ihm seine Mutter. Sie suchten nach Eduard, doch erst 1984 erfuhr Jerzy, der sich inzwischen Jitzhak nannte, durch einen Artikel in der israelischen Zeitung „Maariv“ vom Schicksal seines Bruders Eduard. Jitzhak Reichenbaum besucht regelmäßig die Gedenkfeiern am Bullenuser Damm und spricht mit Jugendlichen über das Schicksal seines Bruders.



Informationen zusammengestellt von Cornelia Göksu

- **Eduard-Rhein-Ufer, Uhlenhorst (2004):** *Eduard Rhein (1900-1993), Rundfunk- und Fernsehfachmann, Radio- und TV-Pionier, Mitbegründer und Chefredakteur der HÖRZU, Gründer einer Stiftung zur Medienförderung*

„Rhein hat die NS-Zeit unbeschadet überstanden. Bereits sehr früh erlebte er, wie brutal die Nazis mit Andersgesinnten umgingen. Die Ängste vor öffentlicher Bloßstellung seiner homosexuellen Veranlagung und vor Denunziationen wurden zu ständigen Begleitern. Misstrauen und Verstellung wurden ihm allmählich zu Eigen. So gelang es ihm, sich auch als Homosexueller im Pressesystem zu behaupten. Eine gewisse Atempause war für ihn der Aufenthalt im Hause des Komponisten Eduard Künnecke, für den er das Libretto zu dessen Operette Traumland schrieb. Hier verkehrten viele Künstler, Musiker und Homosexuelle, vor denen er seine Gefühlswelt nicht zu verstecken brauchte. Seine Berufe als Physiker und Ingenieur, geradezu Synonyme für heterosexuelle Männerberufe, boten ihm auch einen gewissen Schutz. Als Erfinder – er entwickelte auf eigene Kosten eine Defensivwaffe – gehörte Rhein zu den ‚wertvollsten Gütern‘ des Dritten Reiches.

Die Zusammenarbeit mit dem Reichsluftfahrtministerium (RLM) konnte er auch für sich privat nutzen. Im April 1945 organisierte das RLM für Rhein, seine Mutter und seine jüngere Schwester die Flucht von Berlin nach Bad Sachsa. Seine Rolle in der NS-Zeit fasste Rhein zusammen in dem Satz: ‚Ich diene nur der Technik.‘ Mit dem Anschein eines unpolitischen Menschen gelang es ihm in der Nachkriegszeit, seine Karriere unbeschadet fortzusetzen.“ 1)

Quellen:

- 1) Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens der Hansestadt. Hamburg 2006, S. 270.

- **Eduardstraße, Eimsbüttel (1868):** *nach dem 1867 geborenen Sohn Eduard des Grundeigentümers Samuel Ephraim*

Siehe auch: Paulinenallee und Sophienallee, in Bd. 2.



- **Edvard-Munch-Straße, Billstedt (1971):** *Edvard Munch (1863-1944), Maler, Graphiker*

Der Tod der Mutter 1868, der Schwester 1877 und des Vaters 1885 erschütterten Munch sehr.

1898 traf er zum ersten Mal **Tulla Larssen** und es entwickelte sich zwischen den beiden eine aufreibende unglückliche Liebesbeziehung. Als er diese 1902 beenden wollte, kam es zu einem heftigen Streit, in dessen Folge verletzte sich Munch selbst durch einen Pistolenschuss, der ihn in die Hand traf.

Munch, der eine bipolare Störung hatte, hatte Alkoholprobleme und konnte die gescheiterte Liebesbeziehung zu Tulla nicht verwinden. Er litt derart unter Eifersucht, Hass und Enttäuschung, dass sich diese Empfindungen zu einer Psychose steigerten. Munch sah sich als Opfer: „Du musst es verstehen“, schrieb Munch einmal an Tulla Larsen, „dass ich eine Sonderstellung hier auf Erden habe.“ Diese Sonderstellung, so fährt er fort, beruhe auf ‚einem Leben voller Krankheit, unglückseligen Verhältnissen und meiner Stellung als Maler‘. Diese eigentümliche Mischung aus Pathos und Wehleidigkeit führte Munch dazu, Tulla die alleinige Schuld am Scheitern ihrer Beziehung zu geben.“ 1) Mit seinen Bildern „Die Mörderin“ (1906) und „Marats Tod I“ (1907) gab er seinen Gefühlen Ausdruck. Er schildert den „Kampf zwischen Mann und Frau, den man Lieben nennen kann“. Gleichzeitig sah sich „Munch als das Opfer, das für die Sünden der anderen zu büßen hat.“ 2)

Munchs Verhältnis zu Frauen blieb sehr gespalten. Er empfand die Liebe zwischen Mann und Frau als einen ewigen Krieg und muss Angst vor den Frauen gehabt haben, denn hinter Schönheit, die er als Maske empfand, sah er nur Grausamkeit und Gefahr. „Wie oft hab ich es nicht erfahren müssen“, schrieb der Maler entsprechend, ‚mir begegnete eine schöne Frau, und ich ahnte, dass die Seele hinter der herrlichen Erscheinung groß und schön sein müsse! Aber es war wie im Märchen: Sobald sie den Mund öffnete, wälzten sich Kröten, Schlangen und giftiges Getier zwischen ihren anbetungswürdigen Lippen hervor.‘ Als Mann konnten die Frauen ihn nicht glücklich machen, den Maler aber inspirierten sie sehr wohl. Munch malte sie so, wie er sie sah: als Vampire und Femmes fatales, als Hexen mit feuerrotem Haar und stechend grünen Augen oder als Schönheit, die sich abwendet – und dem Mann doch nicht aus dem Kopf geht. (...),“ schreibt Adrienne Braun am 7.7.2013 in der Stuttgarter Zeitung in ihrem Artikel „Die Weiber sind alle Vampire“ über eine Munch-Ausstellung in der Stuttgarter Staatsgalerie. 3)

Sebastian Frenzel versucht Munchs Einstellung zu Frauen zu erklären. So schreibt Frenzel am 12.6.2011 in seinem in Die Zeit online erschienenen Artikel „Die Madonna und der Sex. In London wird eine einst skandalöse Grafik von



Edvard Munch versteigert“: „Das Ende des 19. Jahrhunderts war auch deshalb eine kulturell äußerst produktive Zeit, weil sich damals die Frauen erstmals in Massen organisierten. Die Männer bekamen es mit der Angst zu tun. Strindberg, Ibsen, Shaw oder Huymans entwerfen Protagonistinnen (oft sind sie Prostituierte), die wie sie gegen die bürgerliche Moral aufbegehren – aber so ganz geheuer ist ihnen die Sache nicht. Oscar Wilde spitzt das ambivalente Verhältnis der Künstler zum gar nicht mehr schwachen Geschlecht dramatisch zu: Seine Salomé ist zugleich Sinnbild sexueller Befreiung und Femme fatale.

Wie Wilde hatte auch der norwegische Künstler Edvard Munch ein nicht eben entspanntes Verhältnis zu Frauen. Seine Mutter starb, als er fünf war, er unterhielt zahlreiche Liebschaften und besuchte regelmäßig das Freudenhaus, geheiratet hat er nie. 1895 entsteht *Madonna (Liebendes Weib)*, eine unerhörte Darstellung der Gottesmutter, die heute zu seinen bekanntesten Arbeiten zählt. (...) Munch macht aus einer Heiligen- eine Sexikone, und er lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die sonst so keusche Madonna wirft sich hier in eine leidenschaftliche Pose, ein Arm ist lasziv hinter den Kopf gestreckt, die Augen lustvoll geschlossen, das Licht hebt ihre nackten Brüste hervor. Wo ein Heiligenschein sein sollte, sitzt eine rote Baskenmütze, wie sie die Pariser Prostituierten der Zeit trugen. Spermien schwimmen in einem roten Rahmen, und dort, wo der Bildraum an den Realraum trifft, müsste der Frauen- mit einem Männerkörper verschmelzen – vielleicht sind wir als Betrachter hier doch mehr als passive Voyeure.(...)“ 4)

Dass Sebastian Frenzel nicht unrecht hat mit seiner Erklärung des Frauenbildes von Munch zeigt auch der Ausspruch Munchs: „Ich habe in der Übergangszeit gelebt – mitten in der Frauenemanzipation. Da wurde die Frau diejenige, die verführt und verlockt und den Mann betrügt. Carmens Zeit. In dieser Übergangszeit wurde der Mann der Schwächerer.“

In der Unterrichtseinheit der Bremer Kunsthalle zu den Bildern von Munch heißt es: „Vor allem in seiner Berliner Zeit müssen Munch wohl die Diskussionen und Auffassungen der Literatenszene zugesetzt und ihn beeinflusst haben. Der Künstler verkehrte dort im Zirkel August Strindbergs und in dessen Stammlokal ‚Zum Schwarzen Ferkel‘, wo sich die Berliner Boheme traf. Sexualität und Erotik und die sich neu stellende Geschlechterproblematik durch die sich emanzipierende Frau werfen am Ende des 19. Jahrhunderts die Frage nach dem Verhältnis von Mann und Frau neu auf. In den Diskussionen dieser lebhaften Männerrunde entwickelten sich dabei abstruse Theorien. Dabei wird der Mann als Opfer von Trieb und Begierde gesehen, während die Frau als Verursacherin der Seelenqual und des Untergangs des Mannes verantwortlich gemacht wurde.“ 5)



Quellen:

- 1) <http://www.tagesspiegel.de/kultur/1907-erholte-sich-edvard-munch-in-warnemuende-von-einer-krise-und-begann-ein-neues-werk/85532.html>
 - 2) ebenda.
 - 3) Adrienne Braun unter: <http://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.munch-in-der-staatsgalerie-stuttgart-die-weiber-sind-alle-vampire.9b690418-aa41-4fec-886c-0806bdddc3.html>
 - 4) Sebastian Frenzel unter <http://www.zeit.de/2010/27/Kunstmarkt-Edvard-Munch>
 - 5) https://www.kunsthalle-bremen.de/uploads/cms/files/unterrichtsmaterial/09_treues_weib_und_femme_fatale.pdf
- **Edwin-Scharff-Ring, Steilshoop (1971): Edwin Scharff (1887-1955), Bildhauer.**
Motivgruppe: Personen, die sich um das kulturelle Leben Hamburgs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verdient gemacht haben

Siehe auch: Ursula-Querner-Straße, in Bd. 2.

Als Edwin Scharff 1955 verstarb, fertigte seine Schülerin Ursula Querner die Grabplatten für das Ehepaar Scharff. Sie befinden sich auf dem Ohlsdorfer Friedhof, sind unterschiedlich gestaltet und liegen sich gegenüber, nicht nebeneinander.

Bevor Edwin Scharff Bildhauer wurde, hatte er sich der Malerei zugewandt und wurde 1913 Gründungsmitglied der Münchener Neuen Secession, 1923 dann Professor an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin. Verheiratet war er mit **Helene Ritscher** (gest. 27.12.1964), einer ungarischen Schauspielerin, die in Wien am Burgtheater ihr Debüt gab und später erfolgreich in Berlin auftrat. Das Paar lebte u. a. in Berlin und bekam zwei Kinder. Für ihren Mann und die Kinder gab Helene ihre erfolgreiche Bühnenlaufbahn auf.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Edwin Scharff an die Düsseldorfer Akademie strafversetzt. Seine Kunst galt in der NS-Zeit als „entartet“; 48 seiner Werke wurden beschlagnahmt.

An dem Tag im Jahre 1938, als Edwin Scharff Arbeitsverbot in der Düsseldorfer Akademie erhielt, deshalb früher als gewöhnlich nach Hause kam und seiner Frau mitteilte, dass er die fristlose Kündigung erhalten habe, erlitt Helene Scharff ihren ersten Herzinfarkt. Das Paar zog sich in sein Bauernhaus in Kampen auf Sylt zurück.

Rolf Italiaander schreibt in seinem Nachruf auf die Freundin Helene Ritscher-Scharff: „Nach dem Kriege konnte Edwin Scharff endlich wieder arbeiten; er wurde von Friedrich Ahlers-Hestermann an die Landeskunstschule in Hamburg berufen. Aber es scheint mir, daß Ilonka an dem Neubeginn keine rechte Freude mehr hatte. Sie war innerlich verletzt, verwundet. Und solange Scharff lebte,



schien sie mir älter als nach seinem Weggang. Sie hatte das Theater aufgegeben, um vollkommen Edwin Scharff zu dienen. Sie muss unter dem Verbot unsagbar gelitten haben, weil sie einerseits ihren Beruf sehr liebte und andererseits ihn eben deshalb aufgegeben hatte, um Scharff in seiner künstlerischen Entwicklung beizustehen. Mit seinem Weggang fiel sicherlich eine große Verantwortung von ihr. Und daher wohl wirkte sie nun jünger, lockerer und beschwingter. Wie alt mag Ilonka wohl geworden sein? Niemand weiß es so recht. Es geht die Legende, sie habe ihre Papiere alle paar Jahre verändert. Sie mag über achtzig gewesen sein. Vielleicht ging sie auf die neunzig? Aber das ist alles gleichgültig bei einer so ungewöhnlichen Frau, wie sie eine war. Auch zu ihrem Namen noch ein Wort. Ihr ungarischer Taufname war Ilona. Auf der deutschen Bühne nannte sie sich Helene. Edwin nannte sie Ilonka, wie Vater und Mutter. Nur wenige Freunde durften sie gleichfalls Ilonka nennen. Auch darin war sie eigen.“ 1)

Quellen:

- 1) Rolf Italiaander: Helene Ritscher, die Witwe von Edwin Scharff. www.edwin.scharff.de/HeleneRitscher.html

- **Effttingestraße, Wandsbek (1951):** Johannes Effttinge (1863-1909), Stadtverordneter in Wandsbek, Erster Vorsitzender des sozialdemokratischen Vereins von 1890
- **Eggersallee, Ottensen (1884):** Wilhelm Christian Friedrich Egger (1801-1870), Dänischer Etatrat, Major der Altonaer Bürgerwehr
- **Eggers-Mindt-Brücke, Curslack (1960):** Cäsar Eggers (1863-1933), Gemeindevorsteher in Curslack und Nicolaus Mindt (1857-1938), Gemeindevorsteher in Neuengamme
- **Eggerstedtstraße, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1951):** Otto Eggerstedt (1886-1933), Polizeipräsident in Altona



Der verheiratete Sozialdemokrat Otto Eggerstedt wurde nach dem Altonaer Blutsonntag seines Amtes als Polizeipräsident enthoben. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 wurde er in „Schutzhaft“ genommen und kam später in das KZ Esterwegen. Eggerstedt wurde gefoltert und am 12. Oktober 1933 von SS-Leuten ermordet, nach offizieller Verlautbarung „auf der Flucht erschossen“. Siehe die Vita von Otto Eggerstedt unter <http://lebensgeschichten.avs-hh.de/index.php?id=45>

- **Eggertweg**, *Poppenbüttel (1977): Wilhelm Eggert (1879-1959), Lehrer, Heimatforscher in Poppenbüttel*
- **Egilskamp**, *Rahlstedt (1945), Figur aus der Edda*

Über Egil heißt es z. B : Er und seine beiden Brüder trafen an einem Fluss auf drei Schwanenmädchen. Die drei Männer stahlen den Frauen ihre am Fluss abgelegten Federkleider und nötigten so die Frauen zur Heirat. Als nach neun Jahren Ehe die Frauen ihre Federkleider wiederfanden, sollen sie davongeflogen sein. Über Egil heißt es aber auch: Egil kam während eines Jagdausfluges mit seinen beiden Brüdern an einen See, wo sie auf drei Frauen trafen, die Flachs spannen. Diese Frauen waren Walküren. Die drei Brüder heirateten die Frauen. Nach neun Jahren Ehe verließen die Walküren ihre Ehemänner, um wieder in Schlachten zu ziehen. Die verlassenen Männer machten sich auf den Weg, ihre Frauen zu suchen.
- **Ehrenbergstraße**, *Altona-Altstadt (1950): Prof. Dr. Richard Ehrenberg (1857-1921), Volkswirt, Autor heimatkundlicher Schriften, z B. über Altona*

Seite 1900 verheiratet mit **Helene Julie Sophie Anna Rochow**, die Tochter des Revierförsters Friedrich Rochow.
- **Ehrenschildtstraße**, *Lokstedt (1948): Conrad Biermann von Ehrenschildt, Landdrost in Pinneberg (1683-1698), und Martin Conrad von Ehrenschildt, Landdrost (1698-1701)*



Conrad Biermann von Ehrenschildt (1629-1698) war mit **Anna Knoff** (1647–1669) verheiratet. Da Paar hatte drei Kinder. Nach Martin Conrad Biermann von Ehrenschildt (1662–1715), der mit Anna Margrethe von Stöcken verheiratet war, ist die Straße ebenfalls benannt.

- **Ehrenstieg**, *Nienstedten (1931): Carl Lorenz von Ehren (1867-1948), Grundeigentümer*
- **Eichendorffstraße**, *Nienstedten (1928): Joseph Freiherr von Eichendorff (1788-1857), Dichter*

War bekannt z. B. mit Kleist (siehe: Kleiststraße, in Bd. 3 online), Arnim (siehe: Arnimstraße, in Bd. 3 online), Brentano (siehe: Brentanostraße, in Bd. 3 online), Tieck (siehe Tiecksweg, in Bd. 3 online), Grillparzer (siehe: Grillparzerstraße, in Bd. 3 online), mit Schlegel und seiner Frau Dorothea und deren Sohn Ph. Veit (siehe: Schlegelsweg, in Bd. 2). Dorothea half Eichendorff bei der Vollendung seines ersten Romans „Ahnung und Gegenwart“ (1812).

Eichendorff verlobte sich 1809 mit **Aloysia (Luise) von Larisch** (1792–1855). Sie war damals siebzehn Jahre alt und die Tochter eines Gutsbesitzers. Nach der Verlobung ging er zum Studieren nach Berlin. Das Paar schrieb sich Briefe und Eichendorffs widmete ihr einige Gedichte. Auch Luise schrieb ihrem Verlobten Gedichte. In der Verlobungszeit war sich Eichendorff nicht sicher, ob er zur Ehe taugte. Er war von Zweifeln geplagt, ob er durch die Heirat nicht die Freiheit verlieren würde, die ein Dichter seiner Meinung nach haben müsse. So sehr sich Eichendorff nach einer treuen Gattin und sorgenden Mutter seiner Kinder sehnte, garantieren konnte er nicht, ein treuer Gatte zu werden.

Sechs Jahre später, im April 1815, heiratete das Paar, gegen den Willen von Eichendorffs Mutter, die sich eine finanziell besser gestellte Partie für ihren Sohn gewünscht hatte. Vier Monate später wurde ein Sohn geboren, 1817 eine Tochter, 1819 ein Sohn, 1821 eine weitere Tochter, die jedoch ein Jahr nach ihrer Geburt starb, und 1830 noch eine Tochter. Zwei der Töchter starben bereits im Kindesalter: 1822 und 1832. In seiner Trauer schrieb Eichendorff 1932 den Liederzyklus *Auf meines Kindes Tod*.

Zur Zeit der Heirat war Eichendorff Sekretär beim Oberkriegskommissariat in Berlin. Nach der Heirat zog Eichendorff in den Krieg und kehrte nach Kriegsende 1816 zurück zu seiner Frau. Die Geburt seines ersten Kindes konnte Eichendorff



nicht miterleben. Als er aus dem Krieg zurückkehrte, verdiente er sein Geld als Regierungsreferendar in Breslau.

Nachdem Eichendorffs Vater 1818 gestorben war, mussten die väterlichen Güter, da sie stark verschuldet waren, verkauft werden. Finanziell ging es dem Ehepaar Eichendorff mit seinen Kindern nicht sehr gut. 1819 legte Eichendorff seine juristische Staatsprüfung ab und wurde Regierungsassessor in Breslau. „Nebenher“ erschienen Erzählungen.

Wegen der vielen Stellenwechsel Eichendorffs zog die Familie sehr oft um. Luise musste immer wieder die Wohnungen neu einrichten und für ein behagliches Heim sorgen.

Nachdem Eichendorff 1843 an einer schweren Lungenentzündung erkrankt war, ging er ein Jahr später in den Ruhestand und zog mit seiner Frau zu seiner verheirateten Tochter.

Eichendorff, der seine Gedichte, Romane, Lieder und Erzählungen nie hauptberuflich verfasste, sondern immer einer anderen Erwerbsarbeit nachging, um sicher zu sein, seine Familie ernähren zu können, schrieb auch für seine Frau Gedichte.

- **Eickhoffweg, Wandsbek (1951):** Prof. Paul Eickhoff (1850-1931), Lehrer am Wandsbeker Gymnasium, Heimatforscher
- **Eidigweg, Wilstorf (1962):** Johann Christoph Eidig (1804-1836), Wildddieb, genoss hohes Ansehen in Wilstorf

„Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein und darüber hinaus hatten die herrschenden, meist adligen Kreise nur ihnen zustehende Rechte, die sie notfalls mit obrigkeitlicher Gewalt verteidigten. Zu diesen Rechten gehörte die Jagd. Nur die Herren durften das Wild schießen, und da es viel weniger Herren gab als Rehe und Hirsche, vermehrten diese sich stark und wurden für die Bauern zu einer bösen Plage. Wildschäden beeinträchtigten die Ernten (...). Gar selbst zum Gewehr zu greifen, wagte kaum ein Bauer. Wie sollte sein kleiner Hof weiter existieren, wenn er als Familienvater ins Gefängnis kam? Ein solches Unrecht empörte Männer, die als Wild- oder Freischützen versuchten, den Bauern zu helfen und durch verbotene Jagd die Wildschäden zu verringern. (...). Hans Eidig war einer von ihnen. (...) Zusammen mit Gleichgesinnten schießt er das heimische Schalenwild. Er wird von Förstern, Gendarmen und Soldaten gejagt,



findet aber meistens mit Hilfe der Bauern Verstecke, die ihn davor bewahren, verhaftet zu werden. (...) Er wird steckbrieflich gesucht, sogar für vogelfrei erklärt und nimmt schließlich die ihm angebotene finanzielle Unterstützung der dänischen und hannoverschen Regierungen für den Fall an, dass er das Land verlässt. 1835 wandert er nach Amerika aus“, schreibt Hermann Drews über die Trittauer Straßen. 1)

Quellen:

1) <http://www.trittauer-strassen.de/eidigweg.html>

- **Eiffestraße, Borgfelde (1886): Franz Ferdinand Eiffe (1825-1875), Senator, Präses der Baudeputation**

Eiffe war verheiratet mit **Susan Godeffroy** (1833-1871). Sein Sohn mit selbem Namen wurde Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft.

- **Eifflerstraße, Sternschanze (1950): Hans Christian Eiffler (1630-1703), Bürgermeister in Altona**

Siehe auch: Kleine Marienstraße, in Bd. 2.

1664 wurde der Landbesitzer Eiffler als Zweiter Bürgermeister von Altona eingesetzt und fungierte zwischen 1680 und 1703 als alleiniger besoldeter Bürgermeister von Altona. Eiffler besaß umfangreichen Grundbesitz zwischen der Großen Johannisstraße und der Kleinen Freiheit, ließ dieses „Eifflers Feld“ in Straßen und Bauplätze einteilen. Siehe zu seiner Vita bei Dagmar Bickelmann, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 3. Göttingen 2006, S.109-110.

Eiffler war zweimal verheiratet. In erster Ehe mit **Anna Wilde** (1634-1665), Tochter eines Predigers aus Dithmarschen, in zweiter Ehe mit **Anna Maria, geb. Kupferschmidt**. Aus beiden Ehen ging eine große Anzahl von Kindern hervor.

- **Eilersweg, Rahlstedt (1951): Ernst Eilers (1865-1917), Schriftsteller**



- **Eimerskamp, Schnelsen (1948):** *Peter Eimers, Vogt (1711) in Schnelsen*

- **Einhausring, Langenbek (1988):** *Georg Einhaus (1898-1949), Arbeiter aus Harburg, Mitglied der KPD, Mitglied der revolutionären Gewerkschaftsopposition (RGO), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus*

Stolperstein vor: Maretstraße 63.

Der Arbeiter Georg Einhaus heiratete Martha Schult, geb. am 2.7.1902 in Harburg. Sie bekamen einen Sohn namens Karl, geb. am 4.8.1920. Die Familie wohnte (1933) in der Maretstraße 63.

Georg Einhaus war Kommunist. Ab 1924 arbeitete er bei Thörls Vereinigten Oelfabriken [siehe: Thörlstraße und Herbert-Thörl-Weg, in Bd. 3 online]. 1930 wurde er dort in den Betriebsrat gewählt, am 27. Juni 1931 erhielt er die Entlassung, angeblich wegen Arbeitsmangels. Bis zu seiner Festnahme war er dann erwerbslos.

In den 1920er Jahren bildete sich eine „Revolutionäre Gewerkschaftsopposition“ (RGO). Zumeist waren es Kommunisten, die aus den Freien Gewerkschaften ausgeschlossen worden waren. Die RGO kämpfte zunächst darum, dass ihre Mitglieder wieder in die Gewerkschaften des ADGB aufgenommen würden. Später wurde sie faktisch zu einer kommunistischen Richtungsgewerkschaft. (Später, auf dem 7. Weltkongress der Komintern 1935, wurde dieser Aufbau konkurrierender kommunistischer Richtungsgewerkschaften als schwerer politischer Fehler eingeschätzt.) Georg Einhaus gehörte der RGO seit April 1931 an und wurde Hauptkassierer der Harburger Organisation.

Nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 wurde die RGO durch Massenverhaftungen von Kommunisten zerschlagen. Viele Gewerkschafter, die auf freiem Fuß blieben, gingen in den Untergrund. Sie druckten das RGO-Organ „Klassengewerkschafter“ nun illegal und vertrieben es. In Harburg-Wilhelmsburg gab es außerdem eine illegale periodische Zeitung unter dem Titel „Betriebszeitung der KPD“ mit der Auflage von 100 Exemplaren je Nummer. Später hieß sie „Roter Sender, Kampforgan der RGO und Einheitsverband für das Baugewerbe Harburg“. Wie groß die illegale RGO war, wurde 1934 bekannt, als in Hamburg und Umgebung rund 800 RGO-Mitglieder festgenommen wurden. Auch Georg Einhaus beteiligte sich am Widerstand der RGO.

Am 28. Juni 1933 durchsuchte die Polizei seine Wohnung. Sie fand über hundert Exemplare des „Roten Senders“. Georg Einhaus wurde festgenommen. Wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ verurteilte das Kammergericht Berlin ihn zu



eineinhalb Jahren Gefängnis, die er in der Haftanstalt Berlin-Tegel verbüßte. Im November 1933 herrschte grimmige Kälte mit Schneetreiben. Georg Einhaus hatte in seiner Zelle nur dünne Kleidung und eine einzige Wolldecke. Außerdem musste er auf dem nackten Fußboden schlafen. So zog er sich ein chronisches Nierenleiden zu. Im Juni 1934 kam er ins Gefängnislazarett. Er litt zusätzlich an einem Blasenleiden und Darmblutungen und wurde nur unzureichend medizinisch versorgt. Nach seiner Entlassung war er arbeitsunfähig und musste laufend wegen Darmblutungen, Nierenbeckenentzündung und einer Nierenfistel ärztlich behandelt werden.

Von August 1935 bis Januar 1939 fand er schließlich eine Stelle bei Hugo Stinnes in Harburg (u. a. Brikettfabrik und Kohlengroßhandlung) in der 2. Hafensstraße. Dann wurde er krankheitsbedingt entlassen, kam aber vom März bis Juni 1939 auf der Phoenix unter.

Vom Januar 1946 bis zu seinem Tod arbeitete er als Angestellter beim Bezirksamt Harburg. Er war zu 50%, später zu 80% erwerbsgemindert. Am 1. April 1949 starb er an Nieren- und Darm-Tbc und weiteren Krankheiten. Das Krankenhaus bestätigte, dass das Nierenleiden, das er sich in der Haft zugezogen hatte, letztlich zu seinem Tod geführt hat.

Text: Hans-Joachim Meyer

Text entnommen aus www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945, 6. erweiterte Auflage, überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meyer. Hamburg 2005; Staatsarchiv Hamburg (StaH), 351-11; AfW, Martha Einhaus; StaH, 332-8 Meldewesen; StaH, Adressbücher Harburg-Wilhelmsburg und Hamburg; VAN (Hrsg.): Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter 1933–1945, Hamburg 1968.

- **Einsiedeldeich**, *Veddel (1910): Nach den Herren von Einsiedel, Besitzer des Gutes Veddel (18. Jhd.)*

- **Eisenhansweg**, *Schnelsen (1969), Märchenmotiv*

Im Märchen der Gebrüder Grimm ist Eisenhans ein wilder Mann – in Wirklichkeit ein verwunschener Prinz. Die Intention des Märchens ist, die Herausforderungen darzustellen, die ein Junge durchläuft, um zu einem Mann zu werden.



- **Eisenlohrsweg, Eppendorf (1929):** Dr. Karl Eisenlohr (1847-1903), Neurologe
- **Eitnerweg, Hummelsbüttel (1965):** Prof. Ernst Eitner (1867-1955), Maler

Siehe auch: Gretchen-Wohlwill-Platz und Del-Banco-Kehre, in Bd. 2.

1895 heiratete Eitner **Antonia Bißling** (gest. 1945). Eitner malte seine Frau, und so gibt es einige Bilder, auf denen sie zu sehen ist. Das Paar bekam drei Kinder (1899, 1904, 1908). Im Jahr seiner Heirat wurde Eitner an der Malschule der Malerin Valeska Röver (1849-1931), die eine Malschule für Damen am Glockengießerwall 23 unterhielt, als Lehrer angestellt. Auch wenn die bei Franz Skarbina in Berlin und an der Akademie Julian in Paris ausgebildete Malerin und Kunstgewerblerin Valeska Röver, die vor allem Fruchtstillleben und Blumenstücke malte, selbst vielleicht keine große Künstlerin war, so erwarb sie sich doch dadurch große Verdienste, dass sie 1891, als die Hamburger Gewerbeschule und die Akademie noch keine Frauen aufnahmen, eine private Malschule für Damen gründete und avantgardistische Maler wie Ernst Eitner und Arthur Illies als Lehrer an ihre Schule holte. Illies führte den Bereich des Kunstgewerbes und verschiedene Drucktechniken in den Unterricht ein und gab Korrektur beim bildhauerischen Modellieren. Vor allem aber lernten die jungen Frauen Kopf-, Akt-, Stillleben- und Wandmalerei. Um nach der Natur zu malen, wechselte die Schule im September alljährlich für drei Wochen aufs Land. Unterstützung erfuhr Valesca Röver auch durch den Direktor der Kunsthalle, Alfred Lichtwark, der das Unterrichtsprogramm betreute. 1904 übergab Valesca Röver die Malschule der Landschafts-, Portrait- und Stilllebenmalerin und Kunstgewerblerin **Gerda Koppel** und widmete sich der Tätigkeit für den Hamburger Heimatschutz-Verein.

Die Malerin Gretchen Wohlwill, die auch Schülerin von Eitner war, schrieb in ihren Lebenserinnerungen: „Wir alle (...) schwärmten für die jungen Eitner und Illies, (...) deren farbige helle Bilder mich entzückten“ 1)

Quellen:

- 1) Gretchen Wohlwill: Lebenserinnerungen einer Hamburger Malerin. Bearb. Von Hans-Dieter Loose. Hamburg 1984.

- **Ekhofstraße, Hohenfelde (1899):** Konrad Ekhof (1720-1778), Schauspieler.

1746 heiratete Ekhof die Schauspielerin Georgine Sophie Karoline Auguste Ernestina Spiegelberg. Die Ehe mit ihr blieb kinderlos. Ekhof bildete seine Frau



zu einer Künstlerin aus. Sie soll: „die schönste und angenehmste von der Welt“ gewesen sein. „Angenehmes Aeußere, eine musikalische Stimme, untadelhafte Declamation waren Vorzüge ihrer Künstlerschaft. Leider brachten sie zelotische Geistliche durch im Beichtstuhl erregte Zweifel um ihren Verstand (vgl. Schlözer's Staatsanzeiger IV. 16) und, stumpfsinnig dahin lebend, wurde sie die schwerste Last in Ekhof's ohnehin nicht kummerfreiem Leben.“ 1)

Quellen:

- 1) Artikel „Ekhof, Hans Konrad Dietrich“ von Joseph Kürschner in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 5 (1877), S. 785–789, Digitale Volltext-Ausgabe in [Wikisource](https://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Ekhof,_Conrad&oldid=2361544), URL: https://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Ekhof,_Conrad&oldid=2361544 (Version vom 8. Juli 2015, 18:05 Uhr UTC)
- **Elersring**, *Bergstedt (1987)*, nach dem *Bergstedter Kirchspielvogt Elers von Rockesberge (16. Jhd.)*
 - **Elersstieg**, *Bergstedt (1987)*, siehe: Elersring
 - **Elersweg**, *Bergstedt (1947)*, siehe: Elersring
 - **Elgenkamp**, *Poppenbüttel (1960)*: *Harms von Elgen, Vorbesitzer des Geländes (18. Jhd.)*
 - **Elingiusplatz**, *Bergedorf (1979)*: *Erich Elingius (1879-1948), Architekt. Siehe unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/*
 - **Elligersweg**, *Barmbek-Nord (1914)*: *Ottmar Elliger (1633-1679), Maler*



Malte Damenbildnisse, Stillleben, Blumenstücke, Insekten. Ab 1666 in Hamburg, ab 1670 Hofmaler des großen Kurfürsten in Berlin. Sein Sohn Ottmar Elliger d. J. wurde auch Maler.

- **Elmenhorststraße**, Altona-Altstadt (1963): *Peter Daniel Elmenhorst (1767-1816), Kaufmann, Mitbegründer des altonaischen Unterstützungsinstituts von 1799*
- **Elmtwiete**, Horn (1945): *Adolf von Elm, siehe Adolf-von-Elm-Hof*
- **Elversweg**, Ochsenwerder (1910), *nach der in Ochsenwerder ansässigen Bauernfamilie, besonders nach Klaus Elvers, der im 16. Jhd. 13 Morgen Land besaß*
- **Emekesweg**, Poppenbüttel (1947): *Emekes Strutz, Knappe, kam aus der gleichnamigen adligen Familie, die im 14. Jhd. Besitzer von Poppenbüttel war*
- **Emil-Andresen-Straße**, Lokstedt (1949): *Emil Andresen (1850-1918), Gemeindevorsteher in Lokstedt*
- **Emil-Janßen-Straße**, Barmbek-Nord (1927): *Emil Janßen (1807-1845), Maler*
Victor Emil Janßen war der uneheliche Sohn der Weinhändlerstochter Christine Maria Ahlers (1779-1851) und des Kaufmannssohnes Karl Raetke (1756-1814). Victor Emil Janßen war ein Maler der Spätromantik, litt an einer Gemütskrankheit und soll im Alter von 36 Jahren an einer Knochenkrankheit gestorben sein.
- **Emil-Wendt-Park**, Altona, seit 2016, *benannt nach Emil Theodor Hans Wendt (6.12.1895- ermordet am 26.10.1944), Bäcker, Kommunist*



Emil Wendt wurde 1933 infolge des sogenannten „Altonaer Blutsonntags“ zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt und blieb auch danach in Haft; wurde ins Zuchthaus Waldheim/Sachsen für politische Gefangene verlegt und dort am 26. Oktober 1944 ermordet; Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.

Ein Stolperstein liegt vor seinem Wohnhaus Scheplerstraße 80 in der Altonaer Altstadt.

„Ich bin Gegner jeglichen Terrors.“ Diesen Satz fügte Emil Wendt in den Fragebogen ein, den er am 14. Juni 1933 bei Haftantritt in der Strafanstalt Rendsburg ausfüllen musste. Wegen seiner Beteiligung an den Straßenkämpfen des „Altonaer Blutsonntags“ war er zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Zu der Frage, warum er die ihm zur Last gelegte Tat begangen habe, schrieb er: „Ich kann diese Frage nicht beantworten, weil ich mit offenem Herzen mich unschuldig fühle.“

Emil Theodor Hans Wendt wurde am 6. Dezember 1895 in Hamburg als Sohn von Augustine Wendt geboren. Sie war unverheiratet, seinen leiblichen Vater lernte Emil offenbar nie kennen. Dann heiratete seine Mutter den gelernten Schiffszimmermann und Kapitän Johann Ludwig Weidmann, den Emil später als seinen Vater angab. Am 11. Oktober 1906 bekam Augustine Wendt einen weiteren Sohn, Georg Ludwig Fritz Weidmann, Emils Halbbruder.

Nach dem Besuch der 9. Knabenvolksschule in der Adolphstraße 9 (heute Bernstorffstraße) machte Emil Wendt von 1910 bis 1913 eine Bäckerlehre bei Ernst Crull in der Hamburgerstraße (heute Max-Brauer-Allee) und war bis 1914 als Bäckergehilfe beschäftigt. Im Ersten Weltkrieg meldete er sich freiwillig zur Infanterie und kam zu den „Husaren 15“ in Hamburg-Wandsbek. Dreimal wurde er an der Front verwundet. Mit mehreren Auszeichnungen, aber auch mit Kriegsverletzungen kehrte er 1919 zurück. Seine Familie war während des Krieges nach Amerika ausgewandert; Augustine Weidmann war mit dem Sohn Georg auf dem Dampfer „Imperator“ von Hamburg aus nach New York gefahren, wo ihr Mann sie offenbar schon erwartete. Emil Wendt versuchte ihre Adresse in Amerika zu ermitteln. 1921 teilte ihm das Reichsamt für deutsche Einwanderung, Rückwanderung und Auswanderung mit, im Adressbuch von New York sei ein Louis Weidmann verzeichnet. Ob Emil Wendt versuchte, Kontakt aufzunehmen, ist nicht bekannt.

Nach dem Krieg verdiente Emil Wendt seinen Lebensunterhalt wieder als Bäcker. Im Januar 1920 zog er von Hamburg nach Altona in die Nachtigallenstraße 15 (heute Lerchenstraße) und heiratete am 27. April 1920 die Hamburgerin Frieda Mathilde Caroline Toelle, verwitwete Hanssen, geb. am 8. Februar 1891. Sie brachte die am 16. Juni 1915 geborene Tochter Erika Hanssen mit in die Ehe. Am 1. Oktober 1920 wurde der gemeinsame Sohn Alfred geboren. Im selben



Jahr musste Emil Wendt wegen Hehlerei eine kurze Gefängnisstrafe in Fuhlsbüttel verbüßen. Am 17. August 1921 zog die Familie in die in einem Arbeiterquartier in Altona-Altstadt gelegene Adlerstraße 80 (heute Scheplerstraße) um. Der Hinterhof war mit Terrassenhäusern umbaut; Wendts wohnten dort im zweiten Stock des Hauses 11 in der sogenannten Adlerterrasse.

Vor der Handwerkskammer zu Altona legte Emil Wendt am 20. August 1925 die Meisterprüfung ab und arbeitete seitdem als Bäckermeister, zuletzt in Harrys Brotfabrik in Altona-Bahrenfeld. Im März 1927 machte er einen Motorradführerschein. Im Sommer 1932 wurde er erwerbslos; Wirtschaftskrise und Inflation hatten die allgemeine Arbeitslosigkeit dramatisch ansteigen lassen.

Emil Wendt stand politisch links; er gehörte dem Rotfrontkämpferbund an, einem paramilitärischen Verband der KPD, der während der Weimarer Republik mehrmals verboten wurde, und trat 1930 der KPD bei.

Im Sommer 1932 verschärfte sich die politische Krise der Weimarer Republik. Die Nationalsozialisten setzten auf Straßenmobilisierung, SA-Verbände patrouillierten als "Schutztruppen" in den Straßen. Große Werbemärsche waren Teil der nationalsozialistischen Propaganda. Straßenkämpfe zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten in den Arbeitervierteln Altonas waren an der Tagesordnung. In Altonas Altstadt, einer Hochburg der KPD, stellten sich „Antifaschistische Aktion“ und Häuserschutzstaffeln, Nachbarschaftsnetzwerke der KPD, dem Faschismus entgegen und versuchten, ihren Einfluss in den Arbeiterwohnvierteln zu behaupten. Emil Wendt war Mitglied einer Häuserschutzstaffel.

Am 17. Juli 1932 führte die SA in Altona einen gewaltigen, polizeilich geschützten Aufmarsch durch, der in der Altonaer Altstadt eskalierte. SA-Leute provozierten durch brutale Übergriffe auf Zuschauer blutige Auseinandersetzungen. Zwei Mitglieder des Altonaer SA-Sturm 2/31 wurden erschossen. Weitere 16 Menschen starben, teils offenbar gezielt durch Polizeikugeln, teils von Querschlägern der unkontrollierten Schießerei getroffen. Ob kommunistische Schützen beteiligt waren, konnte nie geklärt werden. Dieser Tag ging als „Altonaer Blutsonntag“ in die Geschichte ein.

Nach der Schilderung von Gerd Wendt, Urenkel von Emil Wendt, ist in der Familie überliefert, Emil Wendt sei an diesem Sonntag in der Allee [heute Max-Brauer-Allee] vor dem Gebäude des Altonaer Spar- und Bauvereins von der Polizei festgenommen worden, aber zunächst wieder auf freien Fuß gekommen. Vier Monate später, am 17. November 1932, erneut verhaftet, saß er im Untersuchungsgefängnis Altona ein.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme begann am 8. Mai 1933 der erste Prozess gegen fünfzehn Angeklagte vor einem eigens eingerichteten



Sondergericht im Gebäude des Landgerichts Altona. Offensichtlich wollten die neuen Machthaber ein Exempel zur Abschreckung politischer Gegner statuieren. Als Hauptbelastungszeuge gegen Emil Wendt trat Alex Kuhlmann auf, ein KPD-Parteigenosse. Emil Wendt fertigte im Prozess eine Mitschrift der Aussagen an: „Alex Kuhlmann: ... Sonnabend 16. Juli 3 Uhr Besprechung auf dem Büro mit Wendt, Sengespeik, Switalla. Abends 5 Uhr kam Wendt und ordnete Höchstalarm an ... Wendt erklärte mir, Zug der NSDAP wird auf alle Fälle gesprengt. Das Haupt der Sprengung geschieht Lerchenstraße und Adolfstraße. Auch sollte ich eine scharfe Staffel aufstellen in der Dennerstraße und dann mit Schusswaffen in die Richtung der Schauenburgerstraße schießen. Auch erklärte mir Wendt, es käme nach Schauenburgerstraße 30 Mann Verstärkung aus Hamburg (dieses sollte eine scharfe Staffel sein in Nr. 12). Wie die SA hatte sie die Schulterriemen in der Hand. Geschossen wurde auf den Zug der NSDAP nicht. Auch hat Wendt mir erklärt Flaschen in die Taschen zu stecken und damit zu werfen. ... Auch fand eine Sitzung im Keller der Dennerstraße statt. Auf dieser Sitzung verbrannte Wendt ein Schreiben mit der Erklärung, es darf nicht in unberufene Hände kommen, weil Hochverrat. Ich erklärte, es stände hohe Strafe darauf, worauf Wendt erwiderte, ein paar Jahre Zuchthaus darf einen Proleten nicht abhalten. ... Das Schreiben, welches Wendt verbrannte, enthielt Order über Besetzung von Staatsgebäuden, Plätze und Anlegestellen. Auch enthielt es die Alarmstufen.“

Emil Wendt erklärte vor Gericht, die Aussage von Kuhlmann sei komplett erlogen. Des Weiteren belastete ihn der Hamburger Matrose Friedrich Baerwardt, dessen Aussage er ebenfalls protokollierte: „Ich war im Ausschuss der Antifa. ... Er [Wendt] wurde mir vorgestellt als technischer Leiter der Staffeln, vor dem 17 Juli.“

Weder fand man bei Emil Wendt eine Schusswaffe, noch konnte geklärt werden, ob er geschossen hatte. Das Gericht sah es aber als erwiesen an, dass er als technischer Leiter die Häuserschutzstaffeln alarmiert und den Befehl zur Bildung einer „scharfen“, mit Schusswaffen ausgerüsteten Staffel gegeben hatte. Von der Presse wurde er zum „militärischen Höchstkommandierenden“ der Altonaer Antifaschisten hochstilisiert.

Sein Sohn Alfred Wendt erklärte in den 1950er Jahren vor dem Amt für Wiedergutmachung, sein Vater sei als KPD-Funktionär an der Vorbereitung von Störmaßnahmen gegen den SA-Aufmarsch beteiligt gewesen, jedoch habe die von seinem Vater geführte Häuserschutzstaffel keine Waffen benutzt. Der Angeklagte Kuhlmann sei unglaublich gewesen, weil er sich mehrfach in Widersprüche verwickelt habe, überdies mit seinem Vater verfeindet gewesen sei und nicht zuletzt sich selbst habe entlasten wollen.



Die Urteilsverkündung gegen die 15 Angeklagten fand am 2. Juni 1933 statt. Das Sondergericht beim Landgericht Altona sprach in der Hauptverhandlung vier Todesurteile aus gegen Bruno Tesch, August Lütgens, Karl Wolff und Walter Möller. Gegen andere Angeklagte wurden langjährige Haftstrafen verhängt. Emil Wendt wurde wegen Beihilfe zum vollendeten Mord an den beiden SA-Männern in Tateinheit mit schwerem Landfriedensbruch und schwerem Aufruhr zu zehn Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt. Die Untersuchungshaft wurde angerechnet, sodass ihn eine Zuchthaushaft bis zum 18. November 1942 erwartete.

Nach Wendts Verhaftung geriet die Familie in wirtschaftliche Not. Frieda Wendt wurde nach dem 30. Januar 1933 ebenfalls für einige Tage inhaftiert, sie sollte politische Zeitschriften vertrieben haben. Infolgedessen bekam sie Schwierigkeiten mit dem Amt für Wohlfahrtsunterstützung. Zivile Beamte führten mehrere Hausdurchsuchungen in ihrer Wohnung durch. Auch deswegen zog die Familie im selben Jahr von der Adlerstraße in die Schauenburgerstraße (heute Schomburgstraße). Aber auch dort erfolgte im August 1934 eine Hausdurchsuchung.

Alfred Wendt begann nach dem Besuch der Volksschule 1935 im Alter von 14 Jahren eine Lehre bei dem Schlossermeister Wilhelm Gössel in der Friedensallee. Als dieser erfuhr, dass sein Vater in Haft war, schlug er Alfred und schikanierte ihn. Seine Mutter, die sich beschweren wollte, warf er hinaus. Alfred Wendt schilderte 1950 vor dem Amt für Wiedergutmachung: „Im Jahre 1937, wo ich schon über zwei Lehrjahre hinter mir hatte, wurde ich von meinem damaligen Lehrherren Willi Gössel vor die Wahl gestellt, meine Lehre abzubrechen oder in eine N. S. Organisation einzutreten. Da meiner Mutter es sehr schwer war, mich überhaupt lernen zu lassen (Wohlfahrtsunterstützung) bin ich dann dem N. S. K. K. [Nationalsozialistisches Kraftfahrzeugkorps] beigetreten und nach Beendigung meiner Lehrzeit im Jahre 1939 wieder ausgetreten.“ Er schilderte auch, dass er wegen Fernbleibens von den Schulungsabenden verwahrt und schließlich vom Sturmführer Andresen verprügelt wurde. Ausschlaggebend für Alfred Wendt blieb aber, dass „mein Vater durch diese Leute hinter Gitter gebracht worden war. Mit diesen Leuten konnte ich nicht sympathisieren.“

Zunächst saß Emil Wendt ab 14. Juni 1933 in der Strafanstalt Rendsburg ein. 1934 prüften er und sein Anwalt Otto Schmieder die rechtlichen Möglichkeiten einer Wiederaufnahme des Verfahrens. Doch hätte Wendt nachweisen müssen, dass eine andere Person technischer Leiter der Häuserschutzstaffeln gewesen war.

Am 21. Januar 1937 wurde er in die Emslandlager überstellt. Schon im Sommer 1933 waren die sogenannten Emslandlager, die Konzentrationslager Börgermoor,



Esterwegen und Neusustrum, als „Staatliches KZ Papenburg“ fertiggestellt und mit 4000 Häftlingen, vor allem politisch Verfolgten, belegt worden. Die Gefangenen nannten sich selbst „Moorsoldaten“, weil sie bei der Kultivierung der emsländischen Moore zu harter Zwangsarbeit herangezogen wurden. Emil Wendt saß dort als strafrechtlich Verurteilter in der Kategorie der "Berufsverbrecher" im Strafgefangenenlager VII in Esterwegen ein.

Seine Ehe geriet inzwischen in die Krise. Seine Frau hatte am 21. Juli 1936 ein Kind von einem anderen Mann geboren, eine Tochter namens Karin Toelle. 1937 lief eine Scheidungsklage, doch das Landgericht Hamburg, Abteilung Altona, setzte die Scheidung zunächst aus, weil die Frau ihren Mann besuchen wollte und eine Aussöhnung möglich schien. Offenbar wurde die Scheidungsklage dann zurückgezogen. Frau Wendt wohnte zu der Zeit bei ihrer Mutter A. Schmitz in der Annenstraße 35 in Altona (die Straße existiert nicht mehr).

Wegen seiner Kriegsverletzungen erwies sich Emil Wendt als „moorunfähig“ und wurde am 13. November 1937 von Papenburg ins Zuchthaus Fuhlsbüttel überstellt. Der Einlieferungsschein der Hamburgischen Gefangenenanstalten gibt den 16. November 1937 an.

Im Oktober 1939 stellten Wendt selbst und seine 23-jährige, inzwischen verheiratete Stieftochter Erika ein Gnadengesuch: Die Strafe solle zur Bewährung ausgesetzt werden. Der „Anstaltsoberlehrer“ bescheinigte Wendt gute Führung. Er habe Familiensinn, auch wenn das Verhältnis zu seiner Ehefrau getrübt sei. Wendt sei „kein entwurzelter Mensch“, auch wolle er sich nicht wieder „dem Kommunismus hingeben“. Er fügte hinzu: „Die Länge der Strafe bedrückt ihn sehr.“

Der Verwaltungsoberinspektor befürwortete eine Begnadigung, wenn auch zu einem späteren Zeitpunkt. „Wendt zeigt sich hier sehr diszipliniert und arbeitsam. Die Jahre der Haft haben ihn ernst gemacht und reifen lassen.“ Das Gnadengesuch wurde im November 1942 wiederholt. Wendt arbeitete nun als Vormann in der Bäckerei, ihm wurden Fleiß und Disziplin bescheinigt. Doch fanden die Gesuche kein Gehör. Emil Wendt blieb in Haft.

Das Ende seiner Haftzeit war auf den 18. November 1942 um 18 Uhr datiert, aber am Tag zuvor wurde auf der Rückseite seiner Gefangenenkarte vermerkt: „Bleibt zunächst gemäß reichsministerieller Verfügung in der Anstalt.“ Seit September 1942 wurden alle zu mehr als acht Jahren Zuchthaus Verurteilten als „Asoziale“ in ein Konzentrationslager überführt. Emil Wendt galt als „Rädelsführer“. Vor dem Amt für Wiedergutmachung beschrieben Familienangehörige, ein von der Gestapo gefügig gemachter Mithäftling habe ausgesagt, Wendt sei noch immer Antifaschist, und das sei der Grund dafür gewesen, dass er nach Ende der Zuchthaushaftzeit nicht freikam.



Der Verwaltungsinspektor des Zuchthauses Fuhlsbüttel teilte der Hamburger Gestapo am 16. November 1942 mit, Wendt bleibe zunächst im Zuchthaus und werde nicht dem Polizeigefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel überstellt. Vom Zuchthaus Fuhlsbüttel wurde er am 31. Juli 1943 in die Vollzugsanstalt Rendsburg verlegt, eine Woche später, am 8. August 1943, ins Zuchthaus Waldheim nach Sachsen, etwa 30 km nördlich von Chemnitz, wo viele politische Häftlinge einsaßen.

Schon seit Anfang 1943 hatte Emil Wendt über Magenbeschwerden geklagt. Im Dezember 1943, vier Monate nach seiner Verlegung nach Waldheim, bescheinigte ihm der Anstaltsarzt einen Tumor im Magen-Darm-Trakt. Emil Wendt wurde auf die Invalidenabteilung verlegt. Immer noch war das Verhältnis zu seiner Ehefrau angespannt, die seit Oktober 1940 in der Weidenallee in Hamburg wohnte. Offenbar stand Emil Wendt in regelmäßigem Briefkontakt mit seiner Schwiegertochter Elfriede Wendt, die ihre Söhne, Gerhard und den neugeborenen Horst Emil, zu der Zeit allein groß zog; ihr Mann Alfred Wendt war als Soldat in Frankreich stationiert. In einem Brief von Emil Wendt aus dem Zuchthaus Fuhlsbüttel vom 9. Mai 1943 wird sein Vertrauen in sie deutlich: „Es ist nun einmal so, ich bin Zuchthäusler und darum auch richtbar, ich weiß aber, daß du dich daran wenig stößt.“

Am 15. Februar 1944 kamen Ehefrau und Schwiegertochter gemeinsam zu Besuch. Frieda Wendt sprach mit dem Arzt. Sie wies auch nach, dass sie selbst „bombengeschädigt“ sei. Beide Frauen baten um die Freilassung. Doch alle Versuche, den schwerkranken Emil Wendt freizubekommen, scheiterten.

Auf dem ab 1. Oktober 1944 geführten Krankenbogen wurde notiert, Emil Wendt leide unter Durchfall. Am 3. Oktober wurde vermerkt: „Wendt ist sehr schwer erkrankt, so daß er nicht mehr lange leben wird“, am 4. Oktober „stark hinfällig“. Er bekam Opium und „Choleratropfen“. Am 12. Oktober wurde eine „erhebliche Verschlechterung“ diagnostiziert. Emil Wendt bekam nun zweimal und ab 19. Oktober dreimal täglich das Schlaf- und Schmerzmittel Luminal in einer Dosis von 0,3 Gramm verabreicht. Am 19. Oktober empfing er noch einmal Besuch. Ab 21. Oktober wurde ihm „Luminal 20 %-1,0 s. c.“ und „Luminal 0,3 Jodkali 20 %-1,0 s.c.“ subkutan verabreicht, d. h. direkt in das Gewebe unter der Haut gespritzt. Am 26. Oktober 1944 lautete der Eintrag in der Krankenakte: um 7 Uhr „Exitus letalis“. Emil Wendt war verstorben. Eine klinische Diagnose findet sich in der Krankenakte nicht. Auf dem Totenschein des Zuchthauses Waldheim wurde als Todesursache angegeben: „Krebs am Magenausgang“.

Gerd Wendt, Emil Wendts Urenkel, erinnerte sich, seine Großmutter Elfriede habe ihm in seiner Kindheit weinend erzählt: „Opa hat man verhungern lassen.“ Die lange Zuchthaushaft bzw. die Verlängerung der Haft über das Ende



des Strafmaßes hinaus, die Haftbedingungen und die im Zuchthaus Waldheim nur mangelhaft geleistete medizinische Versorgung hatten zu seinem Tod geführt.

Nicht auszuschließen ist, dass in dem Zuchthauslazarett Luminal zur gezielten Tötung nicht arbeitsfähiger Häftlinge eingesetzt wurde. Benachbart an das Zuchthaus „Waldheim“ lag die psychiatrische Anstalt „Waldheim“, die nicht zum Zuchthaus gehörte, aber auf dessen Gelände lag. Dort wurden während der NS-Zeit psychisch kranke oder geistig behinderte Straftäter mithilfe des „Luminalschemas“ auf Station zu Tode gebracht. Eine leichte Überdosierung dieses Schmerz- und Schlafmittels ließ ohnehin geschwächte Patienten unauffällig sterben. In der Anstalt kamen zwischen 1940 und 1945 mehr als 800 Patienten ums Leben, wahrscheinlich durch eine Kombination aus Aushungern und tödlichen Medikamentengaben.

Ein Jahr später wurde Emil Wendts Urne in Döbeln/Sachsen beigesetzt und 1953 durch eine Initiative der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes“ auf den Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg gebracht 2013 erhielt Emil Wendt dort ein symbolisches Grab im Ehrenhain der Hamburgischen Widerstandskämpfer.

Text: Birgit Gewehr, auf Grundlage der Recherchen von Gerd Wendt (Urenkel)

Stand September 2015

Quellen:

StaH 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 13033 (Erbengemeinschaft Wendt); StaH 242-1 II Gefängnisverwaltung II, Ablieferung 13 (Strafhaftzeiten); Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, Bestand 20036 Zuchthaus Waldheim, M 43115; KZ-Gedenkstätte Neuengamme, handgeschriebenes Protokoll von Emil Wendt vom Prozess Altonaer Sondergericht 8.5-2.6.1933; Breloer, Blutgeld, S. 51-54; Jachertz, Die Waldheim-Story; Gespräch mit Gerd Wendt, 11.7.2013.

- **Enckeplatz, Neustadt (1896): Johann Franz Encke (1791-1865), Astronom**

Encke war das achte von neun Kindern eines Hamburger Diakons. Dieser starb, als Encke vier Jahre alt war. Die Mutter Marie, geb. Mislner (1755-1811), musste nun die Familie allein ernähren. Die Familie lebte fortan in ärmlichen Verhältnissen. Enckes Fortkommen wurde von einem Lehrer finanziell unterstützt, und so konnte er das Johanneum besuchen und danach studieren. 1823 heiratete Encke Amalie Becker (1787-1879), Tochter des Buchhändlers und Verlegers Rudolph Zacharias Becker, der auch die Schriften der Seeberg-Sternwarte herausgab. Das Paar hatte drei Söhne und zwei Töchter.



- **Enderskehre, Langenhorn (1956):** Johann Enders (1855-1928), Landwirt, Imker, erwarb Verdienste um die Amateurimkerei
- **Engelbrechtstieg, Lurup (1971):** Joh. Engelbrecht (1859-1931), Justiziar, Grundeigentümer
- **Engelbrechtweg, Lurup (1932),** siehe: Engelbrechtstieg
- **Erbestieg, Bergedorf (1979):** Dr. Ing. Albert Erbe (1868-1922), Bauinspektor, Architekt

Erbe war seit 1901 mit **Jenny Rocholl** verheiratet. Das Paar hatte drei Kinder. Doch starb Jenny Erbe 1907 im Alter von 26 Jahren. Zwei Jahre später heiratete der Witwer und Vater von drei kleinen Kindern seine Haushälterin Johanna Müller. Das Paar bekam einen Sohn, der später ebenfalls Architekt wurde.
- **Erdmannstraße, Ottensen (1874):** Joh. Joach. Erdmann (geb. 1835), Grundstücksbesitzer
- **Erhard-Dressel-Bogen, Billstedt (1996):** Erhard Dressel (1943-1991), Sozialarbeiter in der Siedlung „Sonnenland“

Zur Benennung der Straße hieß es am 22.4.1997 im Hamburger Abendblatt: „Erhard Dressel [war] von 1971 bis 1991 als Sozialarbeiter tätig (.). Der 1943 in der Kemper Marsch geborene Erhard Dressel studierte in Hamburg Sozialpädagogik. Hier gehörte er zu den Aktiven im Sozialistischen Deutschen Studentenbund und war 1968 einer der Mitbegründer der ersten Hamburger Wohngemeinschaft, die sich damals nach dem Berliner Vorbild noch SDS-Kommune nannte. Erhard Dressel interessierte vor allem die Aufgabe, in einem ‚in sich geschlossenen Arbeiterwohngebiet‘ etwas aufzubauen. Dressel nahm sich am 16. November 1991 das Leben.“



- **Erich-Hippel-Weg**, Jenfeld (2014): *Erich Hippel (1917-1944), Marinedeserteur, hingerichtet auf Höltigbaum; Opfer des Nationalsozialismus*

Siehe auch: Charlotte-Müge-Weg, in Bd. 2.

26-jähriger Kochsmaat, geboren 17.7.1917, verurteilt wegen Fahnenflucht, unerlaubter Entfernung, unbefugten Tragens einer Uniform sowie von Orden und Ehrenzeichen, hingerichtet am 2.3.1944 durch Erschießen.

- **Erich-Kästner-Ring**, Bramfeld (1979): *Erich Kästner (1899-1974), Schriftsteller, Dichter*

Erich Kästners Mutter **Ida, geb. Augustin** (1871-1951) hatte den Sattlermeister in einer Kofferfabrik, Emil Richard Kästner (1867–1957), nicht aus Liebe geheiratet. So projizierte sie ihre ganze Liebe auf den gemeinsamen Sohn Erich und setzte großen Ehrgeiz daran, dass aus ihm mal etwas „Besseres“ werde. Dafür nahm die Heimarbeiterin noch weitere Arbeit an, eröffnete in ihrem ehelichen Schlafzimmer einen Frisiersalon. Erich Kästner rebellierte nicht gegen diese Mutterliebe, sondern wollte den Erwartungen seiner Mutter stets gerecht werden. „Da sie die vollkommene Mutter sein wollte und war, gab es für mich, die Spielkarte keinen Zweifel: Ich musste der vollkommene Sohn werden. Wurde ich's?“ 1) Zwischen Mutter und Sohn entwickelte sich eine sehr intensive Beziehung. Nachdem Erich Kästner das elterliche Haus verlassen hatte und in Berlin oder auch Leipzig lebte, schrieb er seiner Mutter täglich Briefe, in denen er ihr sogar über seine sexuellen Beziehungen zu Frauen berichtete. So schrieb er ihr z. B. 1926: „es gibt keine leidenschaftlichen Mädchen mehr. Sie haben sich alle schon so zugrunde onaniert, daß sie die Männer einfach nicht mehr brauchen.“

Anfang der 1980-er Jahre gab Kästners Lebensgefährtin Luiselotte Enderle seine Briefe an seine Mutter heraus. „Die Briefe geben Einblick, in Kästners Leben. (...). Ida Kästner wird von ihrem Sohn als patente Frau beschrieben, die noch in späteren Jahren das Friseurhandwerk erlernt und zuhause ihr Geschäft erfolgreich betreibt. Das alles tut sie, um ihrem Sohn eine bessere Zukunft zu sichern, das heißt, eine gute Schulausbildung und, da Kästner zunächst Lehrer werden will, eine Ausbildung am Lehrerseminar. Später muss sein Studium finanziert werden. Das alles kostet Geld, Ida Kästner bringt es auf. Mit ihrem Sohn besucht sie Theater und Oper, unternimmt mit ihm weite Wanderungen.



„Meine Mutter war kein Engel und wollte auch keiner werden. Ihr Ideal war handgreiflicher. Ihr Ziel lag in der Ferne, doch nicht in den Wolken. Es war erreichbar. Und weil sie energisch war wie niemand sonst und sich von niemandem dreinreden ließ, erreichte sie es. Ida Kästner wollte die vollkommenste Mutter ihres Jungen werden. Und weil sie das werden wollte, nahm sie auf niemanden Rücksicht, auch auf sich selbst nicht, und wurde die vollkommene Mutter. All ihre Liebe und Phantasie, ihren ganzen Fleiß, jede Minute und jeden Gedanken, ihre gesamte Existenz setzte sie, fanatisch wie ein besessener Spieler, auf eine einzige Karte, auf mich. Ihr Einsatz hieß: ihr Leben, mit Haut und Haar!“. Das lange Zitat bildet wohl einen der Schlüsselsätze, um die tiefe und vielschichtige Beziehung von Erich Kästner und seiner Mutter zu verstehen. Es sind die Sätze eines Sohnes, der versucht, seine Mutter zu würdigen und zu verstehen, gut fünf Jahre nach ihrem Tod 1951.

Die andere Seite: Kästner beschreibt seine Mutter in seinen Erinnerungen als lebensängstliche und depressive Persönlichkeit. Wiederholt gerät er unter den Druck der lebensmüden Mutter, die ihrem Sohn auf dem Küchentisch einen Abschiedszettel hinterlässt, sich dann aber doch von ihrem verzweifelten Kind an der Elbbrücke finden lässt. Geprägt ist Erich Kästners Kindheit zudem durch das schwierige Verhältnis der Eltern. Der Vater ist ein fleißiger, aber letztlich geschäftlich erfolgloser Sattlermeister, der seinen Betrieb aufgeben muss und nach Dresden in eine Lederfabrik wechselt. Auch der Wechsel Kästners nach Leipzig und dann 1927 nach Berlin trübt nicht das enge Verhältnis zu seiner Mutter. Wie eh schreibt er Briefe an die Mutter. „Die Bindung an seine Mutter blieb so stark wie eh und je, er fuhr mit ihr zusammen in den Urlaub, stellte ihr brieflich und persönlich die aktuellen Kurzzeitfreundinnen vor, schrieb ihr fast jeden Tag und schickte die Wäsche. Ida Kästner las seine Manuskripte, archivierte die Reinschriften, die er ihr mit handschriftlichen Widmungen schenkte, schluckte nervenstärkende Tonika und besuchte ihren Sohn in Berlin.“

Als Kästner nach der Machtergreifung des Nationalsozialismus zunehmend unter Druck gerät, seine Bücher verbrannt werden, er Berufsverbot erhält, ist die Sorge um seine Mutter wohl einer der gewichtigen Gründe, warum er nicht emigriert ist. (...) Kästner bleibt in Deutschland und zieht nach Kriegsende nach München. Seine Eltern haben den Bombenangriff auf Dresden überlebt. Tragisch ist das Ende der engen Beziehung. Kästners Mutter erkrankt und stirbt in einer Dresdner Nervenklinik nach längerem Leiden am 5. Mai 1951. Zuletzt hat sie ihren Sohn nicht mehr erkannt. Kästner schreibt: „Sie hielt ein Taschentuch auf den Knien, breitete es auseinander und faltete es zusammen, in einem fort und ruhelos, schaute mich verwirrt lächelnd an, schien mich zu erkennen, nickte mir zu und fragte mich dann: „Wo ist denn der Erich?““ 2)



Erich Kästner blieb unverheiratet. Er hatte verschiedene Liebesbeziehungen, die teilweise auch sehr langjährig waren. So verliebte er sich z. B. mit 21 Jahren in die damals knapp achtzehnjährige **Ilse Julius**. Beide studierten in verschiedenen Stadt, so dass sie ihren Kontakt hauptsächlich über Briefwechsel aufrechterhielten. Doch die räumliche Entfernung und wohl auch die unterschiedlichen Interessen – Ilse studierte Chemie – ließen die Beziehung zerbrechen. Erich Kästner schrieb dazu in einem Gedicht:

„Als sie einander acht Jahre kannten (und man darf sagen: sie kannten sich gut), kam ihre Liebe plötzlich abhanden. Wie anderen Leuten ein Stock oder Hut.“ 3)

Als Erich Kästner zwischen 1926 und 1932 für das Familienblatt *Beyers für Alle* des Verlegers Otto Beyer Geschichten, Gedichte und Rätsel schrieb, lernte er in der Redaktion **Luiselotte Enderle** (1908-1991) kennen. Erst als sich beide 1935 in Berlin wiedertrafen, entwickelte sich eine Liebesbeziehung. Sie zogen zusammen und Luiselotte, die als Dramaturgin bei der Ufa arbeitete, wurde Kästners langjährige Lebensgefährtin und Muse. Sie inspirierte ihn für seine Romanfigur der Mutter „Luiselotte“ der Zwillinge „Luise“ und „Lotte“ in „Das doppelte Lottchen“. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte das Paar in München, wo Erich Kästner als leitender Redakteur des Feuilletons für die „Neue Zeitung“ arbeitete und Luiselotte Enderle seine Stellvertreterin war. Als Erich Kästner das Blatt verließ, übernahm Luiselotte Enderle die Leitung des Feuilletons. Das Paar blieb bis zum Tod Erich Kästners im Jahre 1974 zusammen - dies auch, als Erich Kästner 1949 eine weitere langjährige Liebesbeziehung einging. Mit dieser Frau – **Friedel Siebert** (1926-1986) - hatte Kästner ein Kind, den Sohn Thomas, der 1957 geboren wurde. Ein Kind hatte sich Erich Kästner schon lange gewünscht. So schrieb er 1931 in seinem Gedicht „Ein Brief an meinen Sohn“:

„Ich möchte endlich einen Jungen haben,
so klug und stark, wie Kinder heute sind.
Nur etwas fehlt mir noch zu diesem Knaben.
Mir fehlt nur noch die Mutter zu dem Kind.“ 4)

Solange Friedel Siebert noch in München wohnte, besuchte Erich Kästner sie regelmäßig und gestand seiner Lebensgefährtin Luiselotte Enderle diese Beziehung erst 1960. Konfliktfrei vollzog sich dieses Dreiecksverhältnis nicht, zumal Erich Kästner noch weitere Amouren pflegte. Luiselotte Enderle beauftragte in den 1950-er Jahren Detekteien, um das Liebesleben ihres Lebensgefährten zu überwachen. Kästners Freundinnen „brauchten ihr ‚Emilchen‘, ihr ‚schlankes Hengstchen‘ mit dem vollen Haar und den hellen Augen. ‚Der sonst als reserviert, schweigsam, manchmal fast schüchtern beschriebene Mann‘, so Biograf Hanuschek, ‚muß hier zu großer Form aufgelaufen sein, und das dauerhaft – ein aufmerksamer Liebhaber, der Billets schrieb, Blümchen und



Geschenke vorbeibrachte, auch finanziell zu den Haushalten seiner Freundinnen (mal mehr, mal weniger) beitrug. Sein Nacht- und Liebesleben muß geradezu extravertiert gewesen sein.‘ Mal fuhr der Wahlmünchner aus Sachsen in die Montgelasstraße, mal in die Isabellastraße, mal in die Barer Straße oder in den Westen Münchens.“ 5)

Auf diese Eskapaden ihres Lebensgefährten reagierte Luiselotte Enderle mit übermäßigem Verzehr von Alkohol. In ihren Erinnerungen beschreibt sie, dass sie mit Erich Kästner zwar jeden Abend beisammen saß, sich mit ihm unterhielt oder gemeinsam Fernsehen sah. Doch gegen 21 Uhr verließ Erich Kästner das Haus, um – wie er sagte – auf Montage zu gehen, worunter er zu verstehen gab, er ginge nun schreiben. Doch bei seinen Montagetouren handelte es sich mehr um tours d’amour zu verschiedenen Frauen. „Helga Veith, Barbara Pleyer und Friedel Siebert genossen abwechselnd seine nächtliche ‚Montage‘, ohne voneinander zu wissen. Kein Geheimnis machte Kästner ihnen gegenüber aus Luiselotte Enderle und ihrem unglücklichen Part als ‚offizielle Frau Kästner‘. Längst war sie für ihren Lebensgefährten zum kinderlosen Mutchenerersatz geworden, und dabei hätte sie ‚doch och so jerne eens jehabt ..‘ Einer der von ihr ausgekundschafteten Geliebten soll sie versucht haben, das Gesicht zu verätzen. Worum Luiselotte Enderle von Kästners Geliebten beneidet wurde, war ihr Privileg, ihn ins Theater oder auf Bälle begleiten zu dürfen. Ausdrücklich hatte er es seinen nächtlichen Musen untersagt, Premieren zu besuchen. Nur so ließen sich öffentliche Eklats vermeiden.

Streit und Auseinandersetzung scheute Kästner. Helga Veith erinnert sich, daß der von ihr mehrfach betrogene Geliebte ausgesprochen eifersüchtig war. In einem seiner bisweilen leidenschaftlich obszönen Liebesbriefe wiederholen sich vermeintliche Späßchen wie ‚Hast Du sehr gelumpt, Du Luder? Ich reiß Dir – nein, ich reiß Dir gar nichts ab, schon gar nicht aus Wut.‘ Alle Briefe an seine langjährigen Geliebten enthalten Wortwitz, Selbstironie, freundschaftliche Anteilnahme und erotische Anzüglichkeiten, meist schon in der Anrede: ‚Mein lieber Kullerpfirsich zum Abri-Kosen!‘

Nicht ohne Stolz erinnert sich Helga Veith an den liebevollen Lehrmeister, der sie als Germanistikstudentin zur Disziplin, als Frau zu sexuellen Extravaganzen erzog. Seine Briefe an sie unterschrieb Kästner mal mit ‚Hauslehrer‘, mal mit ‚Korrepetitor‘. (...) ‚Wie gut Kästners Doppel- und Mehrfachleben funktionierte, ist besonders an seinen Winterurlauben abzulesen‘, schreibt Sven Hanuschek. ‚Jeder seiner Freundinnen gab er das Gefühl, sie sei die wichtigste und eigentlich einzige; nur durch Luiselotte Enderle sei er immer wieder zu Kompromissen gezwungen.‘ Erich Kästner hatte sein Liebesleben akribisch organisiert. Lediglich seine Urlaubsgrüße an die in München gebliebenen Geliebten ähnelten einander, die stets phantasievolle Anrede ausgenommen. Erich Kästner schätzte sich



selbst durchaus richtig ein: ‚Ich bin ein Kaninchen, aber ein wildes, noch dazu mit einer Art Gewissen. Und unveränderlich. Keine reine Freude.‘ 6)

Friedel Siebert versuchte sich den detektivischen Nachstellungen zu entziehen, indem sie in München mehrmals die Wohnadresse wechselte. Als dies nicht von Erfolg gekrönt war, zog sie 1964 mit ihrem damals siebenjährigen Sohn Thomas nach Berlin-Hermsdorf. „Ernsthaft spielte Erich Kästner damals mit dem Gedanken, die mehr und mehr der Trunksucht verfallende Luiselotte Enderle zu verlassen. Friedel Siebert, die bildschöne Schauspielerin, war nach Ilse Julius die zweite große Liebe in Kästners Leben. Dem Komponisten Edmund Nick gegenüber soll der verliebte Satiriker erzählt haben: ‚Jetzt habe ich die Frau kennengelernt, die ich wirklich liebe, aber ich kann mich von der Enderle nicht trennen, denn sie hat gesagt, sie stürzt sich aus dem Fenster.‘ Schon sein ‚liebes, gutes Muttchen‘ hatte sich einst der Liebe des Kindes mit Selbstmorddrohungen vergewissert. Frau Enderle wußte, wie man den konfliktscheuen Homme á femmes unter Druck setzen konnte. Ihren unfreiwilligen Verzicht auf Ehe und Familie dankte ihr der Lebensgefährte mit zahlreichen gemeinsamen Reisen.“ 7)

Trotz der Selbsttötungsandrohungen von Luiselotte Enderle lebte Kästner zwischen 1964 bis 1969 mit Friedel Siebert in der Berliner Villa zusammen. Gleichzeitig lebte er aber weiterhin mit Luiselotte Enderle in München. Und so pendelte er in dieser Zeit viel zwischen Berlin und München, bis sich Friedel Siebert 1969 von Erich Kästner trennte und mit dem gemeinsamen Sohn in die Schweiz zog. Für seinen Sohn verfasste Erich Kästner die Bücher „Der kleine Mann“ und „Der kleine Mann und die kleine Miss“.

Quellen:

- 1) Erich Kästner, „Als ich ein kleiner Junge war“. Hamburg 1982, S. 143.
- 2) „Mein geliebtes Muttchen, Du“ unter: <http://www.nordelbische.de/beitraege/?p=1126>
- 3) aus: Erich Kästner, „Sachliche Romanze“, in: „Lärm im Spiegel“. Leipzig/Wien, 1928.
- 4) aus: Erich Kästner, „Brief an meinen Sohn“, in: „Gesang zwischen den Stühlen“. Berlin, 1932.
- 5) Michael Bauer: Schlankes Hengstchen, in: Focus Magazin Nr. 7, 199. Unter: http://www.focus.de/kultur/buecher/literatur-schlankes-hengstchen_aid_175971.html
- 6) Ebenda.
- 7) Ebenda.

- **Erich-Plate-Weg, Langenhorn (1945): Prof. Dr. Erich Plate (1861-1935), Oberarzt am Allgemeinen Krankenhaus Barmbek**



- **Erichstraße, St. Pauli (1800), frei gewählter Name**
- **Erich-Ziegel-Ring, Steilshoop (1973): Erich Ziegel (1876-1950), Schauspieler, Intendant**

Erich Ziegel war mit Mirjam Ziegel-Horwitz (15.6.1882-26.9.1967) verheiratet. Auch sie war Schauspielerin, Regisseurin und Prinzipalin der Hamburger Kammerspiele am Besenbinderhof.

„Mein ganzes Leben war Theater“ konstatierte Mirjam Horwitz rückblickend, wobei für sie und ihren Mann Erich Ziegel Theater nicht die abgesicherte Existenz der pensionsberechtigten Staatsschauspielerin oder des pensionsberechtigten Staatsschauspielers bedeutete, sondern ein Leben in bedingungslosem Einsatz für die Sache: „Und wenn ich uns nun rückblickend betrachte, so muß ich feststellen: nie lag uns etwas an der Sicherheit. Immer aber daran, so zu leben, wie es für uns richtig war. Die letzten 30 Jahre waren ja immer und immer wieder ein mutiges Einsetzen für eine Sache und nie für die Bequemlichkeit des Alters.“¹

Begonnen hatte für Mirjam Horwitz alles in Berlin als Schauspielschülerin von Max Reinhardt, der einen nie erlöschenden Einfluss auf ihr Werden und Wirken hatte. Er war es auch, der das junge Mädchen eines Tages mit ins Café „Monopol“ am Bahnhof Friedrichstraße nahm und sie damit in die Berliner Boheme einführte, in der sie bald so heimisch werden sollte, dass sie sich aktiv an deren Leben beteiligte: „Da ich ja etwas singen gelernt hatte, zog mich auch das Kabarett sehr an. Zunächst waren es ja richtige Bohemeniederlassungen. Wenn man gerade die nicht großen Auslagen ersetzt bekam, genügte es einem vollkommen. Fast an allen Tischen hatte man Bekannte sitzen, es war reizend. Man sprang auf das Podium und sang sich und den Zuschauern eins. Nicht etwa geschminkt oder köstlich gekleidet, i Gott bewahre. ... Maler, die sangen, Bildhauer, die rezitierten, waren keine Seltenheit – damals. Auch verirrte sich hie und da ein richtiger Dichter zu uns. Der kletterte dann auf das Nudelbrett, zog ein Packen zerknitterter Papiere aus der Tasche. Ein Bündel Gedichte sozusagen. Und las einige davon vor. Rückblickend ist immer wieder etwas Besonderes für die damalige Zeit bezeichnend: Es gab keine wie immer geartete, na sagen wir: Unanständigkeiten. Es war alles heiter-harmlos, und auch die Politik hatte wenig Raum.

Wolzigen mit etwas müder Locke, in Biedermeier, rezitierte. Die Gattin Elsa Laura sang Volkslieder zur Laute, und man sollte es nicht für möglich halten: der verruchte, damals wirklich schöne Mann, Hans-Heinz Ewers, trat auf, auch im Biedermeier-Frack. Und sprach seine Verse. Die Dichter: Otto Julius Bierbaum,



Wolzogen, Rideamus, Brennert, sie alle tauchten auf und wieder unter. In einer Ecke saß eine merkwürdige junge Frau. Ganz verspielt, mit irgendwelchen kleinen Dingen beschäftigt, Perlen, Steinchen, Muscheln, bunte geschliffene Glasstückchen. Damit unterhielt sie sich und baute sich dort wohl ihre bunte Welt. Else Lasker-Schüler.

Die Frau eines damals berühmten Hautarztes und die Schwägerin des Schachweltmeisters! – Natürlich sprach man auch über ihre Dichtungen. Und dann. Peter Hille, Der Zarteste der Zarten. Der wirklich ganz in sich versponnen war und sich um Geld und wie diese unangenehmen Dinge sonst noch heißen mögen nicht kümmerte. So konnte es geschehen, daß er tot auf einer Bank auf einer Vorortstation gefunden wurde! Der ewige Wanderer – der nur die menschliche Seele suchte, und sie wohl nie fand! –”¹

Mirjam Horwitz musste diese bunte Welt verlassen, als sie ein erstes Engagement in Lüneburg erhielt. Aber auch hier ging das heitere, verrückte Leben weiter. Ihr Eindruck der sechs Lüneburger Monate: „Jugend! Das bedeutete Begeisterung, Überschwang, Arbeitslust, aber auch Ausgelassenheit, Übermut, Lausbübereien! Oh was haben wir für Unfug getrieben, wie haben wir die Stadt auf den Kopf gestellt und die Bürger erschreckt, nach altem Muster: *épatez le bourgeois!*“¹ Ein Engagement am Schillertheater in Berlin, wo sie auch ihren späteren Mann, Erich Ziegel, kennenlernte, schloss sich an. Als der ebenfalls am Schillertheater verpflichteten Liesl Gussmann wegen ihres angegriffenen Gesundheitszustandes Schonung verordnet wurde, kündigten die beiden kurzerhand ihre Verträge und fuhren nach Bukow in die Mark Brandenburg. Erich Ziegel und der Freund Liesl Gussmanns mieteten sich in der Nähe ein. „Oh – wie konnten wir lachen – singen – fröhlich – ja sogar sehr verrückt sein.“¹ Liesl Gussmann war es auch, die Mirjam Horwitz nach Wien einlud, wo sie wieder in Künstlerkreisen landete. Sie lernte die Schriftsteller Egon Friedell, Alfred Polgar, Peter Altenberg, Karl Kraus, Hugo von Hofmannsthal, Richard Beer-Hofmann und Hermann Bahr kennen. Am meisten aber beeindruckte sie die Begegnung mit Arthur Schnitzler: „Wie bereichert fuhr ich damals von Wien heim. Meine Augen blickten anders in die Welt, meine Ohren vernahmen neue Töne. Ich hatte durch ihn die Stille entdeckt. ... Das Wort aus seinem köstlichen Einakter ‚Der Puppenspieler‘ geht mir oft durch den Sinn, wenn ich meine Mitstreiter in dem Lebenskampf betrachte: ‚Wir spielen Alle, wer es weiß, ist klug!‘“¹

Als Erich Ziegler für vier Monate das Breslauer Sommertheater übernahm, weil er dort selbst Regie führen und moderne Autoren aufführen konnte, ging Mirjam Horwitz mit. Die Rolle der Nora neben Albert Bassermann zählt sie zu ihren größten Erlebnissen: „Das war wohl die merkwürdigste Probenzeit. Ich ging – ich lief – ich sang – ich sprach – ich wurde Nora. Es waren ja nur wenige Proben mit



IHM. Was aber Erich Ziegel da mit mir als Regisseur erarbeitet hat – es ist unvorstellbar.“ In Breslau übernahm sie auch ihre erste Charakterrolle: die ältliche und häßliche Berta Launhardt: „Die Presse hob mich – etwas überschwenglich – in den Himmel. Gerade weil ich eben so jung und so niedlich war. Es wurde als Opfer gepriesen. Diese Rolle hat mich ein Leben lang begleitet, zuletzt 1950 mit 52 Jahren in Wien. Leider mußte ich keine Maske mehr machen.“¹

In den Wintern übernahm Mirjam Horwitz Verpflichtungen in Berlin oder ging auf Tourneen nach Belgien, Holland und Luxemburg. Wenn sie zurückkam, waren „Hund, Gatte, Eltern zufrieden, stellten nur ein wenig klagend fest, daß ich nie genug bekommen konnte. Was damals auch, ich gestehe es ein, der Fall war.“¹

1913 ging Erich Ziegel an die Münchner Kammerspiele. Als sich aus dem ursprünglich geplanten Gastspiel die Möglichkeit der Übernahme der Theaterleitung entwickelte, zögerte seine Frau, die in Berlin unter Oskar Meißter Filme drehte, nur kurz. Dann entschied sie sich trotz der Warnung Meißters, dass sie eine große Filmkarriere verspiele, für ihren Mann, ein Entschluss, den sie niemals bereute; vielleicht weil es dem Ehepaar Ziegel zeitlebens gelang, sich gegenseitig zu fördern, sich an dem Erfolg des anderen zu freuen und sich nicht als Konkurrenten zu betrachten. Ein Beispiel für diese Haltung sind Mirjam Horwitz' Worte über Zieglers Eröffnungsvorstellung – Strindbergs „Kameraden“ – an den Münchner Kammerspielen: „Es war ein triumphaler Erfolg für ihn. Wir waren obenauf. Ich natürlich nur durch ihn und mit ihm; darüber war ich mir ganz klar. Aber schon als Anfängerin hatte er mir immer Mut gemacht. Dieser feste Glauben an mein Können gab mir Kraft, so daß ich mich an schwierige Aufgaben getraute.“¹ Und Erich Ziegel dankte rückblickend öffentlich seiner Frau, „deren unerschütterlicher Glaube an meine Sendung, deren leidenschaftliche, nie erlahmende Kraft mir immer wieder über Perioden der Schwäche und Verzagtheit hinweggeholfen haben.“

In der Nähe von München mietete das Ehepaar ein Haus: „Mein erster Garten. Mir Städterin erschloß sich das Glück, das Werden beobachten zu können.“ Als es jedoch Differenzen um die Gagen gab, der Aufsichtsrat sich weigerte, die bei Kriegsausbruch freiwillig reduzierten Gagen wieder in vollem Umfang zu zahlen, als die Einnahmen es längst erlaubten, kündigten Mirjam Horwitz und Erich Ziegel kurzerhand ihre Verträge auf und gingen im Jahre 1916 nach Hamburg; sie mit einem Vertrag für das Schauspielhaus, er mit einem für das Thalia-Theater, wo er auch als Regisseur arbeiten sollte. Da das Thalia-Theater zu jener Zeit mit seinen langjährigen Mitgliedern wie dem Ehepaar Bozenhard und dem Ehepaar Leudesdorff eine so eingespielte Truppe war, dass sich im Grunde nichts entwickeln konnte, wechselte Erich Ziegel nach wenigen Monaten ans Schauspielhaus zu Max Grube. Aber auch hier traf er auf ein festgefügt



Ensemble. Alle Versuche, etwas Neues anzuregen, schlugen fehl, so dass in dem Ehepaar Ziegel-Horwitz die Idee reifte, eine neue Bühne in der Art der Münchner Kammerspiele zu gründen. In der Silvesternacht 1917/18 fassen sie auf dem Heimweg von Freunden auf der Lombardsbrücke den Entschluss, das Unternehmen gegen alle widrigen Umstände wie Krieg und die ungünstige Lage des einzigen in Frage kommenden Theaters, des früheren Tivoli-Theaters am Besenbinderhof, zu wagen. Kurz vor der Eröffnung des Hamburger Kammerspiele veröffentlichte Erich Ziegel den folgenden Text, in dem er seine Beweggründe und Ziele offenlegt: „Die Gründung einer modernen Bühne in dieser Zeit wird nur gerechtfertigt durch das reine Bestreben, gegen Trostlosigkeit und Zerstörung die erweckenden Stimmen neuer Glaubwürdigkeit und Lebensbejahung zu führen. Tiefste Notwendigkeit muß solche Gründung jedem Einsichtsvollen erscheinen, der weiß, nirgends sei Deutschlands Zukunftsberechtigung fester verankert als in dem Geist der heranwachsenden Generation.

Der neuen Kunst, den Baumeistern der Zukunft muß Stätte und Gehör bereitet werden. Das sittliche Verantwortungsgefühl, die brennende Tatbereitschaft, von denen die Besten unserer Zeit befeuert sind, müssen auf die Allgemeinheit überströmen.

Nur eine Bühne, die ohne jedes Zugeständnis an Seichtheit und fades Unterhaltungsbedürfnis in jedem Augenblick ihrer hohen Mission eingedenk bleibt, kann solche Kulturarbeit leisten. Die Hamburger Kammerspiele wollen nach Maßgabe moderner Inszenierungsmöglichkeit der neuen Kunst den adäquaten Ausdruck schaffen. Dekorationen, die sich auf einfache Eindringlichkeit beschränken, eine Regie, die bei leidenschaftlicher Betonung des Wesentlichen das Seelische farbiger entfaltet, eine Darstellungskunst, die nach restloser Gestaltung drängt, kurz, der Versuch, das Geistige rein auszulösen, sollen das Gepräge der Aufführungen bestimmen. In kritischer Sonderung wird der Bühne vor allem jene jugendliche Schauspielkunst dienstbar gemacht werden, die wirklich Instrument ist und Gefäß der Zeit.“²

Am 30. August 1918 wurden die Hamburger Kammerspiele mit einer Frank-Wedekind-Woche zum Gedächtnis des am 9. März 1918 verstorbenen Dichters eröffnet: „Keine offizielle Stelle nahm damals von uns Notiz. Nur mein Mann stand da oben, sprach diesen geistreichen, funkelnden Prolog von Arthur Sakheim und unsere Herzen zersprangen beinahe vor Glück, Aufregung, Hoffen und Bangen. Aber es hat sich gelohnt. Es hat sich mehr gelohnt, als wir es je zu hoffen wagten“³, erinnert sich Mirjam Horwitz in einem Brief an den Theaterkritiker Paul Theodor Hoffmann.³ Trotz ständiger Schwierigkeiten und Kämpfe waren die Hamburger Kammerspiele bald eine der lebendigsten und theater- wie geistesgeschichtlich bedeutendsten Bühnen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Erich



Ziegel trieb sich und seine Kollegen an, nicht einseitig zu werden: Ältere Dramatiker von Ibsen bis Strindberg, von Hauptmann bis Wedekind standen ebenso auf dem Spielplan wie die junge Generation von August Stramm bis Georg Kaiser, von Franz Werfel bis Ernst Barlach. Aber bei aller Bestimmung, sich dem Neuen zu öffnen, wurden auch die Klassiker nicht vernachlässigt.

Man wagte Experimente wie die Aufsehen erregende Aufführung von Schillers „Räubern“ in modernem Gewand, die den Geist des Werkes lebendig werden ließ, und spielte Shakespeare. Obwohl die Kammerspiele nur geringe Gagen zahlen konnten, kamen die besten Ensembles und Künstlerinnen und Künstler zu Gast: Elisabeth Bergner, Maria Orska, Rosa Valetti mit ihrem Berliner Kabarett „Die Rampe“, Käthe Dorsch, Asta Nielsen, Heinrich George, Tilly Wedekind, Lucie Höflich, Paul Wegener, Ernst Deutsch, Otto Wallburg, Eugen Klopfer, Max Adalbert, Maria Eis, das Moskauer Künstlertheater und viele andere spielten hier. Gustaf Gründgens war fünf Jahre lang Mitglied des Ensembles und trat unter Mirjam Horwitz zum ersten Mal als Hamlet auf. Neben ihm und ihrem Mann die Rolle der Candida in dem gleichnamigen Stück von Shaw zu spielen, empfand Mirjam Horwitz als ein besonderes Glück: „Diese große Liebeserklärung des Spötters Shaw an die Frau!“ „Du bist meine Candida“, schrieb Erich Ziegel an seine Frau, als sie als Jüdin aus dem öffentlichen Leben verbannt war. Dieses Wissen gab ihr die Kraft, die Verunglimpfungen zu ertragen.

Als Paul Eger das Deutsche Schauspielhaus verließ, das er seit 1918 geleitet hatte, schlug er Erich Ziegel als seinen Nachfolger vor. Der nahm an, und von 1926 bis 1928 leitete Mirjam Horwitz, die auf keinen Fall mit ans Schauspielhaus wechseln wollte, „das geliebte Kleinkind Kammerspiele“¹. Sie hatte bereits im Jahr zuvor Regie geführt. Durch den Wechsel Ziegels ans Schauspielhaus waren die beiden plötzlich Konkurrenten geworden, doch auch das konnte ihre Loyalität zueinander nicht untergraben.“ Wir sprachen nie über unsere künstlerischen und geschäftlichen Dinge. Und nur der unnatürliche Zustand trat ein, daß wir uns wechselweise über unsere Erfolge freuten.“¹ 1928 mussten die Kammerspiele ihre Pforten schließen, das Haus musste dem Neubau des Gewerkschaftshauses weichen. Es wurde abgerissen. Kurz darauf wurde Erich Ziegel gekündigt. Bei aller Begabung war ihm eine repräsentative Bühne wie das Schauspielhaus wesensfremd geblieben. Mit Hermann Röbbeling, der schon das Thalia-Theater leitete, suchte man sich einen Nachfolger, der ein erfahrener Theaterpraktiker war.

Das Paar sah sich nach einer neuen Spielstätte um und eröffnete am 1. September 1928 die Kammerspiele im Lustspielhaus im ehemaligen Kleinen Lustspielhaus in den Großen Bleichen. 1932 übernahm Erich Ziegel das Thalia-Theater, benannte es in Kammerspiele im Thalia-Theater um und führte es in der Tradition seiner Kammerspiele fort. 1934 musste er die Leitung wegen seiner



Ehe mit einer Jüdin abgeben. Das Ehepaar verließ freiwillig-unfreiwillig die Stadt, deren kulturelles Leben es 16 Jahre lang entscheidend geprägt hatte und die ihm zur Heimat geworden war. In einem Abschiedsbrief resümierte Erich Ziegel die Hamburger Zeit: „Als ich am 26. August 1916 – ich weiß das Datum noch, weil es mein Geburtstag war – in Hamburg eintraf, ahnte ich nicht, daß diese damals so wunderschöne Stadt meine, unsere eigentliche Heimat werden sollte. Wir kannten sie nur von flüchtigen Aufenthalten auf der Durchreise nach Helgoland oder Sylt.

Zwei Jahre später – fast auf den gleichen Tag – eröffneten wir die Hamburger Kammerspiele am Besenbinderhof mit einer Frank-Wedekind-Woche zum Gedächtnis des einige Monate vorher verstorbenen Dichters. Der Rahmen war ein bißchen schäbig und ein bißchen romantisch, aber die Vorstellungen durchbrachen bei der geistigen Elite den Bann des Mißtrauens.

Und dann – dann folgten die schönsten, die glücklichsten und, wie ich zu hoffen wage, fruchtbarsten Jahre meines, unseres Lebens und Schaffens.

Bis nach sechzehn Jahren die schwerste, traurigste Zeit kam, die Stunde, in der ich, von Ekel vor der braunen Pest geschüttelt, Hamburg verließ, um nicht wiederzukehren.“²

Erich Ziegel fand zunächst bei Gründgens in Berlin ein Unterkommen. 1935 emigrierten Mirjam Horwitz und Erich Ziegel nach Wien. Da Erich Ziegel in Wien keine ausreichenden Arbeitsmöglichkeiten fand, kehrte er 1936 mit Genehmigung der Reichskulturkammer nach Berlin zurück, einige Zeit später durfte dank Gründgens' Intervention auch Mirjam Horwitz nach Berlin kommen, allerdings ohne wieder auftreten zu dürfen. Ab Mitte der 40-er Jahre hielt sich das Ehepaar erneut in Wien auf, wo Erich Ziegel Schauspieler und Direktor der Kammerspiele und des Theaters „Die Insel“ wurde und wo auch Mirjam Horwitz bis 1951 auf der Bühne stand.

Im Herbst 1949 kamen die beiden erstmals nach Hamburg zurück und gastierten im Thalia-Theater in Gerhart Hauptmanns „Biberpelz“. Es kam auch noch zu einigen anderen Aufträgen, aber eigentlich gab es in der Hamburger Kulturlandschaft keinen adäquaten Ort mehr für das Ehepaar Ziegel-Horwitz. Doch ungebrochen in seinen Ideen und seiner Arbeitslust machte Erich Ziegel noch bis kurz vor seinem Tod Pläne, ein neues Theater zu eröffnen. Seine Frau konnte ihn nur mit Mühe davon abhalten. Als Erich Ziegel am 30. November 1950 in München starb, siedelte Mirjam Horwitz nach Hamburg über. Sie sah nur noch eine Aufgabe vor sich: „die Bücher meines Mannes so schön und seiner würdig herauszugeben, wie ich es vermag.“³ 1967 starb sie in einem Altenheim in Lütjensee bei Hamburg.

Text: Brita Reimers



Quellen:

- 1) Mirjam Horwitz: Plaudereien, Unvollständiges und unveröffentlichtes Rundfunkmanuskript von 1953, Hamburger Theatersammlung, Universität Hamburg.
 - 2) Zitiert nach: Paul Möhring: Von Ackermann bis Ziegel, Theater in Hamburg, Hamburg 1970.
 - 3) Brief an Paul Theodor Hoffmann vom 29. Januar 1951. Unveröffentlicht, Hamburger Theatersammlung, Universität Hamburg.
-
- **Ericus**, *HafenCity (1907): Erich Soltow (?-?) Ratsherr (Senator) von Hamburg*
Senator-Erich-Soltow-Stiftung, Altenwohnanlage.

 - **Ericusbrücke**, *HafenCity (1907)*, siehe: Ericus.

 - **Ericuspromenade**, *HafenCity (2013)*, siehe: Ericus.

 - **Ericusspitze**, *HafenCity (1907)*, siehe: Ericus.

 - **Erik-Blumenfeld-Platz**, *Blankenese (2003): Erik Blumenfeld (1915-1997), Unternehmer, Verfolgter des Nationalsozialismus, Bürgerschaftsabgeordneter, Abgeordneter im Bundestag und Europaparlament*
Sein Vater „Ernst Blumenfeld leitete eine kleine Reederei mit Kohlenimport und Handel. Nach dessen Tod 1927 wurde das Unternehmen von Ehefrau Ebba geleitet. Die gebürtige Dänin hatte entscheidenden Anteil daran, dass es für ihren Sohn Erik ein Leben nach dem KZ gab. Sie kannte Himmlers Leibmasseur Felix Kersten, der im Sommer 1944 die Freilassung [aus dem KZ. Die SS hatte Erik Blumenfeld als so genannten „Halbjuden“ zwischen 1942 und 1944 in die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald deportiert] erwirkte. Voraussetzung war Erik Blumenfelds ‚freiwillige‘ Sterilisation. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat Blumenfeld in die CDU ein, wurde Vizepräsident der Handelskammer,



zählte zu den Gründungsmitgliedern des Übersee-Clubs und wirkte zwischen 1977 und 1991 als Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft.“ 1).

Der Historiker Prof. Dr. Frank Bajohr verfasste eine sehr lesenswerte Biographie über Erik Blumenfeld unter dem Titel: „Hanseat und Grenzgänger“. Jens Meyer-Odewald schreibt darüber in einer Rezension: „Im Mittelpunkt der Werke steht der Prototyp des hanseatischen Kaufmanns, der sich als zweifacher Bürgermeisterkandidat, aber auch als Außenpolitiker und Weltmann einen Namen machte. Wohl auch deswegen ganz besonders, weil sein unabhängiges Denken ebenso wie seine freigeistigen Positionen oft genug im Widerspruch zur nicht selten kleinkarierten Praxis in seiner Partei standen. Es passt ins Bild des Individualisten Blumenfeld, dass er mit namhaften Zeitgenossen wie Zarah Leander, Edward Heath, Margaret Thatcher, Teddy Kollek, Chaim Herzog, Yitzhak Rabin oder den Kennedys befreundet war, dem Mief in den Hamburger CDU-Ortsverbänden indes aus dem Wege ging.“ 2)

Als am 29. März 1979 im Bundesstag die Debatte um die Verjährung von Mordtaten geführt wurde und es hierbei auch um die Verjährung von NS-Verbrechen ging, trat Erik Blumenfeld an das Redepult und begründete, „warum er in Union mit 23 Fraktionskollegen gegen eine Verjährung von Mordtaten auch aus der Nazizeit eintrat. ‚Da ein Teil meiner Familie und meiner Freunde ausgerottet worden ist, weiß zumindest ich, wovon ich spreche‘, sagte er. Es war sehr still im Plenum, ebenso wie auf der Zuschauertribüne. Dort hatten Überlebende des Holocaust Platz genommen. Auch in der Folgezeit kämpfte Blumenfeld gegen einen Schlussstrich unter das Unvorstellbare - und für freundschaftliche Kontakte nach Osteuropa und Israel. Zur Faszination eines der letzten Hanseaten (...) zählen Lebenslust und Klugheit, mit der ‚Sir Erik‘ für sich einzunehmen wusste. Er war Lebemann und Weltbürger in Personalunion. Die Telefonistinnen in Bonn wählten ihn zum ‚schönsten Mann des Bundestages‘. Blumenfeld, der stets so aussah, als komme er just aus einem Londoner Herrenclub, ließ sich von einem Chauffeur durch Hamburg fahren, glänzte mit Handicap 13, als nur die Hautevolee Golf spielte, hatte bei den Damen Schlag als Kavalier und Charmeur erster Klasse. Von seinem Kontor im Chilehaus aus dirigierte er den Seehafen-Verlag sowie die väterlichen Betriebe, die vom Brennstoffhandel bis zur Kunststoffverarbeitung reichten. (...) Vor dem Zweiten Weltkrieg hatte ‚Sir Erik‘ der hanseatischen Swing-Jugend angehört und auf diese Art, quasi mit besonderer Note, sein Anderssein dokumentiert. Nicht selten übrigens mit Geistesverwandten wie Axel Caesar Springer. Genau dieser Typus Hanseat hatte eine Diebesfreude daran, Freund wie Gegner immer wieder zu verblüffen. Auch durch Kontakte aus der Lagerzeit duzte er alte Kommunisten - ganz selbstverständlich. Was auch für den persönlichen Sekretär des damaligen DDR-Präsidenten Wilhelm Pieck galt. Und auf parlamentarischen Bierabenden



zeigte sich Blumenfeld - frei von ideologischen Barrieren - erstaunlich textsicher beim Schmettern der Internationale und anderer Arbeiterlieder. Im Duett mit den Sozis. Unkonventionelle Lebensweise, ein Dasein nach eigenem Gusto, waren nach seinem Geschmack.“ 3)

Seine Ehefrau, die Rechtsanwältin **Brigitte Lichtenauer-Blumenfeld** erhielt 2012 das Bundesverdienstkreuz für ihr Engagement für die Aussöhnung und die Verständigung mit Israel. 2003 wurde der Blankeneser Bahnhofplatz in Erik-Blumenfeld-Platz benannt. Dieser Benennung war eine monatelange Pro- und Kontra-Diskussion vorausgegangen. In seiner Rede zur Einweihung des Platzes ging der damalige Erste Bürgermeister darauf ein. „An die Anwohner gerichtet, die gegen die Umbenennung waren, sagte von Beust: ‚Wenn Sie sich an die neue Adresse gewöhnt haben, werden Sie sehr schnell merken, dass sie keine Belastung, sondern eine Ehre und Anerkennung ist.‘ (...) Scharf ging Brigitte Lichtenauer-Blumenfeld mit den Gegnern der Umbenennung ins Gericht: ‚Gut, dass die ins Skurrile laufenden Irritationen der letzten Monate erledigt sind. In der unwürdigen Diskussion wussten einige Kritiker weder, wer Erik Blumenfeld war, noch, wie sich sein Name richtig schreibt.‘ Ihren Mann hätte dies alles sehr amüsiert. Lichtenauer-Blumenfeld: ‚Eriks Ziel war immer die Aussöhnung, der Ausgleich. Kritiker, die nur ihren eigenen Interessen folgten, sollten seinem Beispiel folgen,‘“ schrieb Jan-Eric Lindner im Hamburger Abendblatt vom 12.5.2003. Einen Tag nach der Einweihung montierten Unbekannte in der Nacht fünf neue Straßenschilder mit der Aufschrift „Erik-Blumenfeld-Platz“ ab und stahlen sie. Daraufhin mussten neue Schilder angebracht werden.

Quellen:

- 1) Hamburger Abendblatt vom 27.3.2010.
- 2) Ebenda.
- 3) Ebenda.

- **Erlerring, Wilhelmsburg (1975): Fritz Erler (1913-1967), Verwaltungsbeamter bei der Berliner Stadtverwaltung, Bundestagsabgeordneter, Fraktionsvorsitzender der SPD**

In der Zeit des Nationalsozialismus schloss Fritz Erler sich der Widerstandsgruppe „Neu Beginnen“ an. 1938, wenige Monate nach seiner Hochzeit mit **Käthe Wiegand** (1912-2006), die er in der Berliner Stadtverwaltung kennen- und lieben gelernt hatten, wurde er verhaftet und nach einjähriger Untersuchungshaft zu zehn Jahren Zuchthaus wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ verurteilt. „Er konnte jedoch bei einem der berühmten ‚Todesmärsche‘ vom KZ Dachau aus fliehen und sich die letzten Kriegswochen in Süddeutschland versteckt halten.“

1)



„Für die junge Frau bedeutete die damit für sie verbundene gesellschaftliche Isolation ebenfalls eine Art Gefangenschaft. ‚Es wurde ziemlich einsam um sie in einem Staat, der sie feindlich betrachtete‘, hat später ein Wegbegleiter vermerkt.“
2) Hinzu kam, dass Käthe Erler mit der Heirat ihren Beruf aufgeben musste, das verlangte das Gesetz zum „Doppelverdienertum“. Danach hatten erwerbstätige Behördenangestellte und Beamtinnen aus dem Erwerbsarbeitsleben auszuscheiden, sobald sie einen „Ernährer“ heirateten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Fritz Erler Landrat in Biberach und Tuttlingen, ab 1949 Bundestagsabgeordneter, wo er in Pforzheim für den Bundestag kandidierte. Seine Frau und die Kinder zogen stets mit ihm.

Seine politische Karriere machte es ihm oft nicht leicht und auch nicht möglich, seine Rolle als Ehemann und Vater zu erfüllen. Und so ist dann auch unter einem Familienbild, das in der Pforzheimer Zeitung am 19.10.2012 abgedruckt wurde, zu lesen: „Einen Spaziergang mit der gesamten Familie gab es höchstens mal am Wochenende, wenn der Politiker Fritz Erler etwas Zeit für die Ehefrau Käthe und die Kinder (...) hatte.“

Aber auch Käthe Erler, die als 19-Jährige 1931 in die SPD eingetreten war, war politisch aktiv. Zwei Jahre, bevor Fritz Erler an Leukämie erkrankte, wurde sie in den Gemeinderat gewählt. Fritz Erler verstarb 1967. Von 1966-1987 war Käthe Erler Stadträtin in Pforzheim. „Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit im Gemeinderat, fortan wurde sie zur Stimmenkönigin bei den Wahlen, lag im Jugendwohlfahrts- und Sozialausschuss, im Schul-, im Krankenhaus- und Kulturausschuss. Ihr Rat und ihre Lebenserfahrung waren unter anderem der Manfred-Bader-Stiftung, der August-Kayser-Stiftung, der Ehe- und Familienberatungsstelle, der Nachbarschaftshilfe und Pro Familia, dem Frauen- und Müttertreff zugutegekommen. Und sie hat einen Babysitterdienst mit auf den Weg gebracht. Als Käthe Erler an ihrem 75. Geburtstag vom damaligen Oberbürgermeister Joachim Becker das Bundesverdienstkreuz überreicht wurde, betonte er, dass sie sich stets für den sogenannten kleinen Mann eingesetzt habe – für die Schwachen und die Jugend. Sie habe viel Not gelindert, ihre Arbeit sei dabei jedoch fast immer im Stillen geschehen.“ 3)

Quellen:

- 1) wikipedia, Stand: 10.9.2013.
- 2) Thomas Frei in PZ News vom 19.10.2012.
- 3) Ebenda.

- **Ernst-Albers-Straße**, *Marienthal* (vor 1933): *Ernst Albers* (1803-1884), *Kaufmann, Oberalter, hatte größeren Grundbesitz in Wandsbek*



- **Ernst-August-Deich**, *Wilhelmsburg (1900): Ernst August von Hannover, Kronprinz*

Ernst August, Kronprinz von Hannover (1845-1923), war seit 1878 verheiratet mit Prinzessin Thyra von Dänemark (1853-1933), die jüngste Tochter König Christians IX. von Dänemark. Das Paar hatte sechs Kinder und lebte im Exil in Österreich.

Vor ihrer Ehe mit dem Kronprinzen war Thyra, als sie ein junges Mädchen gewesen war, in den bürgerlichen Leutnant der Kavallerie, Wilhelm Friedemann Marcher (1841-1872) verliebt gewesen. Das Ergebnis dieser Laison war: Thyra wurde schwanger. Um den gesellschaftlichen Skandal einer unehelichen Schwangerschaft zu vertuschen, reiste Thyra zu ihrem Bruder nach Athen. Dort entband die damals 18-Jährige 1871 in einem Krankenhaus ein Mädchen. Der Öffentlichkeit wurde der Krankenhausaufenthalt mit der Erkrankung der Prinzessin an Gelbsucht erklärt.

Rasmus und Anne Marie Jørgensen adoptierten das Kind und nannten es Maria Katharina (Kate) (1871-1964). Wilhelm Friedemann Marcher, der Vater des Kindes, nahm sich am 4. Januar 1872 das Leben.

- **Ernst-August-Stieg**, Wilhelmsburg (1992): siehe Ernst-August-Deich.
- **Ernst-August-Straße**, *Othmarschen (1898): Ernst August Wriedt (1842-1923), Vorbesitzer des Geländes, Fabrikant
Gartenenthusiast.*
- **Ernst-Bergeest-Weg**, *Marmstorf (1931): Ernst Bergeest (1855-1924), über 40 Jahre lang Mitglied des Marmstorfer Gemeinderates*



- **Ernst-Cassirer-Park, Rotherbaum (2011):** Prof. Dr. Ernst Cassirer (1874-1945), erster deutsch-jüdischer Rektor der Universität Hamburg, wegen seiner jüdischer Herkunft Verfolgter des NS-Regimes. Cassirer wurde als Sohn des jüdischen Kaufmanns Eduard Cassirer und dessen Ehefrau Eugenie Cassirer in Breslau geboren. Nach dem Abitur am Johannesgymnasium Breslau studierte er ab 1892 zunächst Rechtswissenschaft, bald darauf Deutsche Literatur und Philosophie an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin. Er forschte und lehrte zunächst in Berlin. Ab 1896 wechselte er nach Marburg, wo er in den unmittelbaren Studentenkreis Cohens aufgenommen wurde und sich damit der Marburger Schule des Neukantianismus anschloss. 1899 promovierte er und habilitierte sich 1906. In den nächsten dreizehn Jahren war er dort Privatdozent und arbeitete vor allem an den Grundlagen seines erkenntnistheoretischen Werkes. Seit 1902 war er mit seiner Cousine Toni Bondy verheiratet, mit der er drei Kinder hatte. 1919 folgte er einem Ruf an die neu gegründete Universität Hamburg, wo er bis zu seiner Entfernung aus dieser Position 1933 als Professor für Philosophie tätig war und 1929/30 sogar das Rektorat innehatte. Damit war er einer der ersten deutsch-jüdischen Rektoren an einer Universität in Deutschland. 1923 bis 1929 veröffentlichte er sukzessive sein dreibändiges Hauptwerk, die „Philosophie der symbolischen Formen“. Damit schuf er eine bedeutungstheoretische Lehre von der Gestaltung der Wirklichkeit durch den Menschen. Sein Ziel ist es, – in Ergänzung und Abwandlung der Ideen des Philosophen Immanuel Kant – die Verschiedenartigkeit von Zugangsweisen zur Welt wie Mythos, Religion, Wissenschaft, Sprache usw. durch Symbole aufzuzeigen. Darüber hinaus arbeitete Cassirer an der Hamburger Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg, eng mit ihrem als Kunsthistoriker und Kulturwissenschaftler sehr bekannten Gründer Aby Warburg zusammen. Hier entstanden einige Studien, insbesondere zur Renaissance. Seine Antrittsrede als Rektor vom November 1929 „Formen und Formwandlungen des philosophischen Wahrheitsbegriffs“ ist ein engagiertes Bekenntnis zur Verfassung der Weimarer Republik.

Bevor die Cassirers im Oktober 1919 von Berlin nach Hamburg umzogen, erhielt Toni Cassirer „eine Warnung des Hamburger Psychologen William Stern [siehe: Sternwiese] (...), ‚dass sich in der Hamburger Universität ein kompakter rechter Studentenblock gebildet hätte, der unter anderem Flugblätter verteilte, die zum Boykott jüdischer Autoren aufforderten‘, (...). ‚An der Universität ereignete sich anfangs wenig oder fast gar nichts, was beunruhigend hätte wirken können; aber um so deutlicher konnte man ihn (den Antisemitismus, M. W.) auf der Straße, in den Schulen in der Nachbarschaft entdecken, ohne erst nach ihm zu suchen. Unsere Kinder, die im Berliner Westen niemals unter Antisemitismus zu leiden gehabt hatten, waren sehr betroffen über diese neuen Erfahrungen. Georg hatte es besonders schlecht, da die einzige Schule, die seinem bisherigen Schulplan



entsprach, allgemein als antisemitisch bekannt war. Anne wurde auf ihrem Schulweg durch Zurufe aus den Nachbarhäusern belästigt, und ich [Toni Cassirer] selbst stand im ersten Hamburger Sommer zum ersten Mal einem antisemitischen Angriff gegenüber.' Die Cassirers waren in eine vornehme Gegend an einem Kanal der Alster gezogen, der von eleganten Villen mit gepflegten Gärten gesäumt wird. Als Toni Cassirer einmal gemeinsam mit ihrem sechundsiebzehnjährigen Vater lesend im Garten saß und ein lärmendes Kind im Garten gegenüber ihre Konzentration störte, bat sie es schließlich ‚sehr freundlich, entweder den ganzen Lärm ganz zu lassen oder aber in einem anderen Teil des Gartens zu spielen‘, worauf der Vater des Kindes erschien und über den Kanal rief: ‚Glauben Sie denn, daß Sie uns nicht stören?‘ Auf die erstaunte Frage: ‚Wodurch?‘ antwortete dieser: ‚Durch Ihren puren Anblick – Sie gehören ja alle nach Palästina‘. Die vornehmen ‚Hanseaten‘ an der Alster begannen, ihre Vornehmheit dem deutschen Zeitgeist zu opfern – und das vor Hitlers Machtübernahme.“ 1) Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten emigrierte Cassirer mit seiner Frau Toni und den Kindern sofort nach England. Er hatte schon im April 1933 um seine Entlassung als Ordinarius der Hamburger Universität nachgesucht, als die Bücherverbrennung bereits begonnen hatte und nachdem am 7. April das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums erging, welches sich insbesondere gegen deutsche Beamte jüdischer Herkunft wandte. Zudem hatte der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund landesweit die „Aktion wider den undeutschen Geist“ gegen jüdische Professoren und Studenten an allen Hochschulen und in den Hochschulstädten unternommen.

Wenig später übersiedelte Cassirer nach Schweden, wo er 1939 schwedischer Staatsbürger wurde; 1941 schließlich in die USA. In der Emigration war er Gastprofessor in Oxford, anschließend Inhaber eines philosophischen Lehrstuhls in Göteborg und später Professor an der Yale-Universität und an der Columbia-Universität in New York. Ernst Cassirer starb im April 1945 in New York an einem Herzanfall. Seine Analyse zur Entstehung des Nationalsozialismus in „Vom Mythos des Staates“ erschien erst nach seinem Tod.

Frank Kürschner-Pelkmann schreibt in einem Buch „Jüdisches Leben in Hamburg. Ein Stadtführer“ über die Hamburger Universität und deren Verhalten während der Zeit des Nationalsozialismus sowie deren „Aufarbeitung“ dieser Zeit: „So erschreckend das Verhalten der Universität und ihrer Mitglieder in den Jahren 1933 bis 1945 war, so skandalös ist auch der Umgang mit dieser Geschichte in den folgenden Jahrzehnten. In Festschriften der Universität und ihrer Institute kamen die dunklen Kapitel der Nazizeit praktisch nicht vor. Wissenschaftler, die willfährig den braunen Herren gedient hatten, machten weiter Karriere., Es dauerte bis Anfang der 90er Jahre, bis die Universität nach öffentlichen Protesten daranging, die Aberkennung der Doktorwürde von 59 jüdischen Wissenschaftlern



während der Nazizeit wieder aufzuheben. Viele der Täter genossen ihre hohen Pensionen, während aus den Verfolgten die Vergessenen wurden.“ 2)

Zusammengestellt von Cornelia Göksu

Benutzte Quellen:

Wikipedia sowie www.dhm.de/lemo/html/biografien/CassirerErnst (= Quellensammlung zur Deutschen Geschichte vom Beginn des 19. Jhds. bis zur Gegenwart, hrsg. v. Deutschen Historischen Museum, Berlin, und Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, sowie Bundesarchiv)

1) Matthias Wegner: Hanseaten. Von stolzen Bürgern und schönen Legenden. München 2008, S. 381.

2) Frank Kürschner-Pelkmann: Jüdisches Leben in Hamburg. Ein Stadtführer. Hamburg 1997, S. 39.

- **Ernst-Cassirer-Weg**, Bergedorf/Lohbrücke (1964), siehe: Ernst-Cassirer-Park.
- **Ernst-Eger-Straße**, Harburg (1950): *Ernst Eger (1837-1913), Industrieller, Wirtschaftsführer, Grundbesitzer*

1865 heiratete Ernst Eger die Tochter des Harburger Krameramtmanns und Spediteurs Christian Ludwig Riesel. Gemeinschaftlich mit seinem Schwiegervater erwarb er die erwähnten Ländereien in Harburg, deren Mittelpunkt die „Ernst-Eger-Straße“ war.

Im Alter von 47 Jahren, im Jahr 1884, gründeten Ernst Eger und der bekannte Industrielle Konsul Robert Francke die „Harburger Salpeterfabrik Francke & Eger“. Die erfolgreiche Fabrik ging zehn Jahre nach der Gründung in den alleinigen Besitz von Ernst Eger über.

In viele Ehrenämter berufen, war Ernst Eger auch Mitglied des Nationalliberalen Vereins und der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der er seit ihrer Gründung angehörte. Schon 73-jährig, wurde Ernst Eger in Harburg 1910 der Titel Kommerzienrat verliehen. Dies auch wegen seiner Verdienste für die Schaffung der Krankenunterstützungskasse und einer Pensionskasse für die Arbeiter seiner Fabrik in Harburg.

Ernst Eger starb etwas später, im Jahre 1913, in Harburg, dem Ort seiner großen Erfolge. Er wurde in dem Familiengrab auf dem Alten Friedhof in Harburg beigesetzt.



Seinen acht Kindern hinterließ er die Salpeterfabrik, die dann als „Harburger Salpeterfabrik E. Eger mbH“ firmierte. Konnte die Firma die ersten Jahre der Inflation recht gut überstehen, war das Ende aus anderem Grunde abzusehen: Die Einfuhr von Natronsalpeter war nicht mehr wirtschaftlich, da in der I.G.-Farben-Industrie die synthetische Herstellung von Salpeter entwickelt worden war.

Die Fabrik musste 1927 geschlossen werden.

- **Ernst-Finder-Weg**, Bergedorf/Lohbrügge (1942): Prof. Dr. Ernst Finder (1865-1940), Oberlehrer, Heimatforscher

Ernst Finder (geboren am 16. Februar 1865 in Moorfleet bei Hamburg, gestorben am 11. Juli 1940 in Hamburg) war der Sohn des in Billwärder (damalige Schreibweise) ansässigen, „nicht unbetugten [sic!] Milchbauern“¹⁾ Eggert Finder (1834-1914). Nach Schulbesuch, kaufmännischer Lehre und nachgeholtem Abitur studierte er von 1889 an in Berlin, Heidelberg und Göttingen. Ab 1896 absolvierte er sein Anleitungs- und ein Probejahr an Hamburger Schulen und promovierte 1898 an der Universität Rostock mit einem Beitrag zur niederdeutschen Geschichte: „Der Anteil des Grafen Anton I. von Oldenburg am Schmalkaldischen Kriege und die Eroberung von Delmenhorst 1547“. Ab Oktober 1899 war er Oberlehrer (seit 1915 „Professor“) an der Realschule Eilbeck (damalige Schreibweise) – bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1930. Seine Hauptfächer waren Geschichte, Erdkunde, Deutsch und Französisch. In Hamburg ließ er sich schließlich in Hamm nieder; seine Wohnung befand sich seit 1918 lange Jahre in der Meridianstraße 5, von 1933 bis 1940 im Dimpfelsweg 14. 2)

Der Dimpfelsweg wurde im Bombardement der „Operation Gomorrha“ 1943 vollständig zerstört. 3) Als Finder dort zu Beginn des „Dritten Reichs“ einzog, galt die Straße als „gutbürgerliche“ Wohnadresse. Die Hammer Landstraße mit der Eiffestraße verbindend, lag sie „auf der Grenze zwischen 'Oben' und 'Unten Hamm', dem Hamm der 'Bürger' und dem der Arbeiter.“ 4) Im Dimpfelsweg Nr. 1 befand sich (bis 1936) zum Beispiel die Praxis des Hausarztes Dr. Max Besser 5), das gleiche Haus war die Adresse des Kinderarztes Dr. Moritz Heidemann und seiner Frau, der Frauen- und Kinderärztin Dr. Charlotte Heidemann (bis 1938). Im Haus Nummer 5 wohnte Professor Dr. Reinhold Mayer, Oberregierungsrat a.D., Landestierarzt in Hamburg 6), ebenso Professor Dr. Erich Titschak, Kustos am Zoologischen Museum 7). Bis 1943 wohnte in dieser Straße auch Pastor Walther Hunzinger, in der NS-Zeit für die Bekennende Kirche engagiert. (1930 erschien seine Dissertationsschrift „Der Begriff des Gefühls und seine Wandlungen in Schleiermachers Religionsauffassung“ zunächst im



Eigenverlag im Dimpfelsweg 22.) 8) Wenige Häuser weiter, Nr. 26, hatte bis 1943 ein Ex- und Importkaufmann, F. S. Hockenheimer, seine Wohnung. 9)

Moritz Heidemann und seiner Frau Charlotte gelang es noch, 1938 nach Argentinien zu emigrieren; Max Besser beging vor der Deportation nach Minsk 1941 mit seiner Frau Käthe Selbstmord; Fred Sally Hockenheimer, nachdem seine Frau Helene und ihr Sohn Karl-Heinz im Feuersturm 1943 umgekommen waren, wurde 1944 nach Theresienstadt und von da nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Dr. Ernst FINDER hatte kein solches Schicksal zu befürchten. Seit seiner Promotion, während seiner Zeit als Lehrer in Eilbeck, aber auch in den Jahren nach seiner Pensionierung konnte er sich unbeirrbar dem einem Thema widmen, das ihn umtrieb: dem niederdeutschen „Volkstum“. Ausgehend von seiner „Heimat“, Billwärder und die Vierlande, entwickelte er eine rege volkskundliche Tätigkeit. Grundlegend war für ihn das Verständnis seiner engeren und weiteren „Heimat“ als Teil einer großen „niedersächsischen“ (oder „niederdeutschen“) Region, die nach Ansicht der Niederdeutschen Bewegung von Flandern bis über Ostpreußen hinaus ins Baltikum reichte. Es ging um die Verteidigung und Stärkung der plattdeutschen Sprache, einer angeblich damit verbundenen „niederdeutsche Wesensart“ und eines entsprechenden „Volkstums“. Dieses sollte letztendlich dem „Germanentum“ und, wie es später auch hieß, einer vermeintlichen „nordischen Rasse“ verpflichtet sein. „Wesentlicher Antrieb Finders war seine Auffassung, dass die kulturellen Zeugnisse der alten Zeit mehr und mehr durch die Veränderungen der Moderne verloren gingen. Er sah sich daher dazu berufen, die noch vorhandenen Spuren der urständigen Kultur jener Gebiete für die Nachwelt zu sichern.“ 10)

So begann er zunächst, sich mit den Vierlanden zu beschäftigen. 1907 erschien als „wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Schuljahr 1906/07“ seiner Eilbecker Schule die Schrift „Die Vierlande um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Niedersachsens.“ 11) Kurz danach ergänzte er dies um ein Heft mit dem Titel „Kirche und Schule in den Vierlanden von 1550 bis 1650“. 12) Als er 1910 ein Buch über „Tracht, Haus und Hof der Vierländer“ für den „Verein für Hamburgische Geschichte“ rezensierte (er gehörte dem Verein seit 1905 an), sprach er zwar von einem „einzigartigen Werke“, breitete dann aber eine ausführliche Liste kritischer Einwände aus eigener Detailkenntnis aus. 13) 1914 veröffentlichte die „Pädagogische Vereinigung von 1905 in Hamburg“ ein „Heimatbuch“ mit Beiträgen verschiedener Autoren. Im Vorwort wurde als „großes Ziel“ genannt: „Liebe zu wecken zur Heimat!“ Dort hieß es: „Wer kann die hehre Erhabenheit, das tiefstinnere Wesen seiner Heimat ganz erfassen? Aber versuchen, ihr näherzukommen, die vielen feinen Fäden, die ins Innere führen, zu verfolgen, die



reichen Schätze, die vielfach verborgen liegen, zu heben, den innigen Zusammenhang zwischen der mütterlichen Erde und unserer Wesensart zu ergründen – versuchen sollten es alle (...).“ 14) Was konnte Finder zu einer solchen Ergründung des „Zusammenhangs zwischen mütterlicher Erde und Wesensart“ beisteuern? Er schrieb über „Die Vierlande“. 15)

Zur gleichen Zeit, kurz vor Kriegsbeginn, lag dem „Verein für Hamburgische Geschichte“ Finders Manuskript für ein Vierlande-Buch vor. (Der Druck verzögerte sich aber durch den Krieg und die nachfolgenden politischen und finanziellen Turbulenzen.) Zwei Jahre später, 1916, hielt Finder bei der „Deutschen Gesellschaft in Hamburg“, initiiert von dem Germanistik- und speziell Niederdeutsch-Professor Conrad Borchling vom „Allgemeinen Vorlesungswesen“, dem Vorläufer der Hamburger Universität, einen Vortrag über „Das Jahr und seine Feste in den Vierlanden“. Im „Verein für Hamburgische Geschichte“ sprach er im Juni 1918. Mochte außerhalb der Vereinsmauern auch die wilhelminische Welt ihrem Ende gerade rasant entgegengehen, Finder referierte über „Die Reformation und evangelisches Kirchenleben in den Vierlanden“. 16)

Erst 1922, nachdem eine private Spende die Drucklegung ermöglicht hatte, war es dann so weit: In zwei Bänden erschienen Finders langjährig und vielfältig zusammengetragenen Vierlandensien unter dem Titel „Die Vierlande. Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens“ als Veröffentlichung des „Vereins für Hamburgische Geschichte“. 17) Spätestens seitdem galt Finder in Hamburg und darüber hinaus als Experte in Sachen Vierlande, aber überhaupt als engagierter Parteigänger des Niederdeutschtums.

Bereits 1918 hatte er anlässlich der Rezension eines Buches von Hamburgs führendem Volkskundler, Otto Lauffer (1874-1949), dessen Konzept „der deutschen Volkskunde“ dargestellt. Lauffer wurde 1919 Professor an der Hamburger Universität und war ab 1908 Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte, bis 1946; im Jahr 1933 gehörte er zu den Unterzeichnern des „Bekennnisses der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat“ (übrigens wie auch der genannte Germanistik-Professor Conrad Borchling und der Rassenbiologe Professor Walter Scheidt, von dem noch zu sprechen sein wird.)

Lauffers Buch, so Finder, berichte „über niederdeutsche Stammeskunde und Stammesveranlagung, über die äußeren Lebensformen des niederdeutschen Volkstums, über die Sprache und die volkstümliche Dichtung, den volkstümlichen Glauben und die volkstümliche Sitte. (...) Der Leser wird belehrt über Siedlungsverhältnisse, Hausbau, Hausrat, Tracht, über die Stellung des Hochdeutschen zum Niederdeutschen, über die Äußerungen der Volksseele, wie



sie zum Ausdruck kommen in Sprichwörtern, Volksrätseln, Abzählreimen, Kinderreimen, Spottreimen, volkstümlichen Liedern u. a. m., über das Gebiet des sog. Aberglaubens, der mit der Volkssitte aufs innigste verwachsen, in unsere Urzeit zurückweist, über die in unsern Tagen wieder zu Ehren kommende Volksheilkunde, über die volkstümlichen Gebräuche, die vornehmlich den Kreislauf des Jahres sinnig schmücken und die Hauptstufen des menschlichen Daseins (Geburt, Jugend, Hochzeit, Ehe, Tod) verklären und adeln.“

Eine solche Ansammlung volkskundlicher Fundsachen füge sich dann „zu einem einheitlichen Bilde des niedersächsischen Volkstums“ zusammen. 18)

Dies war genau die Art von Volkskunde, die Finder vertrat und praktizierte – nicht nur in seinem Vierlande-Buch, sondern in allen weiteren Veröffentlichungen. Gleich, mit welcher Region er sich beschäftigte, der Blick ging zurück in die Vergangenheit, richtete sich auf Lebensformen, denen ein Wert zugesprochen wurde, welcher sich aus Distanz und Gegnerschaft zur Moderne - zu Aufklärung, Großstadt, Technik und Industrie, Demokratie und Weltoffenheit - rechtfertigte. Anhand der Veröffentlichungen Finders lässt sich zeigen, wie von dieser Position aus der Anschluss an die nationalsozialistische Blut- und Boden-Ideologie gesucht und gefunden werden konnte 19) und wie dies bei Finder tatsächlich auch geschah.

Ernst Finder als Elfenbeinturm-Privatgelehrten zu sehen, der seine Bestimmung vornehmlich weltabgewandt in Archiven und Bibliotheken suchte, wäre jedoch eine Fehleinschätzung. Wie schon erwähnt, nahm er an der Arbeit des Hamburger Geschichtsvereins aktiv teil und pflegte überhaupt seine Kontakte zu akademischen Kreisen; ebenso betätigte er sich aber in der Szene der Niederdeutschen Bewegung in Hamburg. Bei seinen volkskundlichen Recherchen sammelte er auch regelmäßig Informationen „vor Ort“, wobei ihm seine Plattdeutschkenntnisse halfen, mündliche Überlieferungen zusammenzutragen.

Schon 1904, als in Hamburg eine „Freie Vereinigung von Freunden der Niederdeutschen Sprache und Literatur“ gegründet wurde, die sich kurz danach den Namen „Quickborn“ zulegte, war Finder unter den Männern der ersten Stunde. Bald war dieser Verein die maßgebliche Gruppierung der Niederdeutschen Bewegung Hamburgs. Zu den entscheidenden „Machern“ des „Quickborn“ gehörten der nachmals langjährige Vorsitzende Paul Wriede (1870-1926), daneben Hinrich Wriede (1882-1958), Volkskundler, plattdeutscher Schriftsteller und Volksschullehrer, aber auch Johann Kinau (1880-1916), der sich als Schriftsteller Gorch Fock nannte. Alle drei hatten ihre familiären Wurzeln oder lebten und arbeiteten in Finkenwerder – und alle drei waren sich auch schon in Hamburg im niederdeutsch inspirierten „Kreis um die Himmelsleiter“ begegnet, wo Gorch Fock inmitten von Künstlern und Literaten eine zentrale Rolle spielte.



Hans Friedrich Blunck (1888-1961), der damals auch dazu gehörte (ab 1933 war er erster Präsident der NS-Reichsschrifttumskammer, bis 1935), sprach von diesem Kreis als fast schon „geschlossene Kampfgruppe“ - es ging um „gemeinsamen Widerstand“ gegen „Berlin“. 20)

Als der „Quickborn“ etabliert war, entfaltete er eine rege Veranstaltungstätigkeit, und ab 1907 besaß er eine eigene Zeitschrift: die „Mitteilungen aus dem Quickborn“. Einer der ersten Vorträge im Verein wurde von Dr. Ernst Finder gehalten. Er sprach über „das Eindringen des Hochdeutschen in Hamburg“. Allein in den Anfangsjahren 1904 bis 1909 hielt er dort vier Vorträge; im Jahr 1936 verlieh ihm der „Quickborn“ den Titel „Ehrenmitglied“. (Finder war seit 1905 auch Mitglied im „Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde“; seit 1917 im „Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck“; von 1917 bis 1923 vertrat er den Hamburger Geschichtsverein in der „Theobald-Stiftung zur Förderung der niederdeutschen Sprachforschung“.) 21)

Ernst Finder, Hinrich Wriede und Johann Kinau (Gorch Fock) wirkten dann 1914 auch gemeinsam an der erwähnten Veröffentlichung der „Pädagogischen Vereinigung“ mit.

Gorch Fock und Hinrich Wriede schrieben über Sagen, die Elbe, das niedersächsische Bauernhaus und Finkenwerder; Wriede bemerkte in diesem „Heimatbuch“ über die in seiner Sicht bedauerlichen Veränderungen in Finkenwerder: „Schon wohnen fremde Arbeiter, Holländer und Süddeutsche, auf unserer Insel; wie lange wird es dauern, dann werden Polen, Tschechen, Galizier und sonstige minderwertige Rassen ihren Einzug halten.“ 22)

Finders spätere volkskundliche Beschäftigung mit Finkenwerder hat demnach eine lange Vorgeschichte. Von 1919 an arbeitete er aber – im Auftrag des „Vereins für Hamburgische Geschichte“ - als Nächstes an einer Studie über Billwärder. Daneben widmete er sich ab 1922 einigen Aspekten der Geschichte Hamburgs. „Hamburgisches Bürgertum in der Vergangenheit“ hieß das Ergebnis schließlich; es hörte in seinen Betrachtungen Ende des 18. Jahrhunderts auf. So manche abstoßenden Seiten des städtischen Lebens wurden dabei herausgearbeitet, trotz vieler amüsanter und beeindruckender insgesamt. Der Rezensent des „Vereins für Hamburgische Geschichte“ nannte es eine „erstaunliche wissenschaftliche Leistung“ und meinte, „dem Verfasser hat zweifellos so etwas wie eine s t ä d t i s c h e V o l k s k u n d e vorgeschwebt“. Dass Finder hierbei seinem erprobten volkskundlichen Konzept treu geblieben ist, verdeutlicht die fast schon ironische Besprechung: „Daß der Autor dieser aus einer unübersehbaren Anzahl von historischen Mosaiksteinchen zusammengesetzten Arbeit gerade 'Finder' heißt, scheint nicht nur ein neckisches Spiel des Zufalls, sondern zugleich auch das namentliche Symbol seines heuristischen



Erfolgs zu sein. Es überkommt den Leser der Lektüre des Buches sehr bald das Gefühl, als sei auch nicht das kleinste Kulturpartikelchen aus der hamburgischen Vergangenheit übersehen – als könnte das Werk schlechterdings nicht kompletter sein. Wie aus den Bezeichnungen der acht Hauptkapitel hervorgeht (Der Lebenskreis – Nahrungs- und Genußmittel – Gesundheit und Krankheit – Haus und Hausrat – Zeiten und Feste des Jahres – Gartenwesen und Gartenlust – Geselligkeit und Vergnügungen – Wege und Stege) wird ganz vorwiegend die sachliche Kultur behandelt und das Geistige nur gelegentlich im Rahmen von Sitte und Brauch erörtert.“ 23) Das Werk war diesmal nicht vom Geschichtsverein, sondern vom Hamburger Staat finanziert worden. Es erschien in dem Jahr, 1930, in dem Finder seine Lehrertätigkeit beendete.

Die folgende, seit 1919 längst vorbereitete Veröffentlichung erschien fünf Jahre später, 1935. Ein weiteres Mal – und nun wieder in gewohnt ländlich-antistädtischer Perspektive – legte Finder eine traditionell volkskundliche Kompilation vor, in diesem Fall unter dem Titel „Die Landschaft Billwärder, ihre Geschichte und ihre Kultur“. 24) Verändert hatten sich inzwischen aber die politischen Verhältnisse. Zuvor war Finders volkskundliche Arbeit auf die im Umkreis der Niederdeutschen Bewegung übliche kulturkritische, anti-modernistische Haltung begrenzt gewesen, wie sie etwa auch im „Quickborn“ gepflegt wurde. Dort, wie in der niederdeutschen Szene überhaupt, wurde 1933 der Beginn einer „neuen Zeit“ freudig begrüßt. 25) Auch im „Verein für Hamburgische Geschichte“, der bis 1937 noch nicht vollends den NS-Erwartungen entsprach, standen die Befürworter der nationalsozialistischen Herrschaft aber bereit, dem Zeitgeist Geltung zu verschaffen. 26)

Finder entschloss sich, in seiner Volkskunde Billwärders die Zeichen der Zeit in deutliche Worte zu fassen. „Seit der Neugestaltung des Reiches“, schrieb er, „ist auch für unsere Marsch eine neue Zeit heraufgezogen, die unter Verwirklichung der Volksgemeinschaft spürbar wird auf dem Gebiete der geistigen und sachlichen Kultur. Das Bauerntum, das von Natur aus für die Ernährung unseres Volkes zu sorgen hat, ist auch der unablässig fließende Quell für den Bestand, die Erneuerung der Lebenskraft unseres Volkes, das, wenn es die Urkräfte des deutschen Seins, Blut und Boden, die in Jahrhunderten deutsche Sonderart geformt haben, verleugnet oder ihr entsagen muß, in der Großstadt nicht selten in wenigen Geschlechterfolgen zu verkümmern pflegt.“ Und er fügte hinzu, was die Botschaft unanfechtbar zu machen versprach: „'Das Deutschland der Zukunft wird ein Bauernreich sein, oder es wird nicht sein.' (Adolf Hitler)“.

An anderer Stelle in diesem Buch bekannte er sich zu der von nationalsozialistischer Seite immer wieder angemahnten Ausrichtung der Heimat- und „Volkstums“-Arbeit auf Gegenwart und Zukunft: „In der starken Bewegtheit der Gegenwart kündigt sich an, vollzieht sich eine Zeit- und Volkswende. Das Ziel des



Dritten Reiches ist die innere Erneuerung des deutschen Volkes. Heimatliches Brauchtum guter Art soll wieder eine Stütze des Volkstums werden, denn in unserem selbstbewußten nationalen Staate sind die Werte des eigenen Volkstums erkannt, die Heimatbewegung hat kraftvoll eingesetzt: Sie will in allen Bereichen das Vätererbe, das Kulturgut volklich-heimatlichen Lebens, bewahren, soweit es gut und erhaltenswert ist, das Gemeinschaftsleben stärken und mit neuem Geist auf volksmäßiger Grundlage erfüllen. Die Vergangenheit soll wirksam bleiben, damit die Gegenwart sich wieder an ihr belebe und die Zukunft durch sie Kraft und Zuversicht gewinne.“ 27)

Auch dieses Buch Finders wurde wegen „seiner Stoffülle“, „seinem reichen und sorgfältigen Quellennachweis“, jetzt aber auch wegen seiner „bewußt und betont reindeutschen Sprache“ gelobt, und dem Verfasser wurde eine tadellose „Haltung“ bescheinigt. 28)

Nach Erscheinen dieser Publikation war Finders nächstes Vorhaben in folgerichtiger Fortsetzung seiner bisherigen Arbeit auf ein besonders prägnantes Objekt niederdeutschen „Volkstums“ gerichtet. Die „Mitteilungen aus dem Quickborn“ zeigten im Jahrgang 1935/1936 an, dass Vereinsmitglied Dr. Ernst Finder an einem neuen Buch über Finkenwerder arbeite. Zugleich wurde angekündigt, dass für Mitte 1936 in Finkenwerder eine große 700-Jahr-Feier zu erwarten und dass der Finkenwerder Volksschullehrer Adolf Albershardt (1892-1969) damit befasst sei. 29) Er war gleichfalls „Quickborn“-Mitglied. Seit 1912 war er in Finkenwerder tätig und hatte sich nach dem Ende des Weltkrieges aktiv in die Gestaltung des Ortes eingeschaltet. Damit hatte er u.a. auch Anschluss an die aus „Himmelsleiter“- und „Quickborn“-Zusammenhängen bekannten Finkenwerder gefunden – Gorch Fock (der allerdings 1916 gestorben war), statt seiner nach dem Weltkrieg sein Bruder Rudolf Kinau (1887-1975) und Hinrich Wriede.

Schnell galt der aus Lübeck stammende Albershardt, der seit 1918 für das Lokalblatt „Norddeutsche Nachrichten“ Beiträge zu Finkenwerder schrieb, als besonders dem Ort bzw., wie es meist hieß, der Insel verbundener Niederdeutscher. Als Finder 1935 für sein neues Buch zu recherchieren begann, habe er Albershardt gefragt, berichtete dieser 1940, „ob ich nicht selbst auf Grund meiner heimatlichen Forschung die Herausgabe eines Finkenwärders Buches plante, da gab es für mich nur eine Antwort: 'Finkenwärders kann keinen besseren Chronisten finden, als Sie es sind.'“ Und Albershardt ergänzte: „Es ist für mich eine herzliche Freude gewesen, daß sich durch die jahrelange Zusammenarbeit eine ehrliche Freundschaft zu dem 27 Jahre älteren Professor entwickelte.“ 30)

Finkenwerder (oder „Finkenwärders“, wie der zu Hamburg gehörende Nordteil der Insel geschrieben wurde) war für Volkskundler schon länger von besonderem Interesse gewesen, da auf der relativ isolierten, „reinen“ Bauern- und Fischerinsel



der mystifizierte „germanisch-nordische“ Mensch vermutet wurde, was zu einer „Stilisierung Finkenwerders zu einem Musterbeispiel für herausragendes rassisches Erbgut“ führte. So machten sich Volkskundler und Rassenbiologen auf die Suche nach dem „niederdeutschen Menschen“, als dessen Prototyp der Finkenwerder häufig angesehen“ wurde. 31) Hinrich Wriede, seit den „Quickborn“-Anfängen 1904 selbst als Volkskundler Finkenwerders hervorgetreten, tat sich deshalb 1925/1926 mit dem Hamburger Rassenkundler Walter Scheidt zusammen, der schon damals mit Hilfe von Schädelvermessungen usw. die „typische ererbte Eigenart des Finkenwärders Menschen-schlages“ herausfinden wollte. 32)

Mit vielfacher Unterstützung Adolf Albershardts konnte Finder bei der Zusammenstellung seines Finkenwerder-Buches auf solche Vorarbeit zurückgreifen. Wie stets befragte er aber auch Finkenwerder Einwohner, „die in immer gern und zuverlässig gewährten Auskünften auf landes- und volkskundlichem Gebiet ein freundliches Entgegenkommen gezeigt haben.“ 33) Ebenso trug er, wie gewohnt, zusammen, was sich in Archiven und Chroniken finden ließ. Insofern war das neue Werk, das Ende 1939 ausgeliefert wurde – als Erscheinungsdatum galt 1940 –, ein „typischer“ Finder. Der Verfasser nannte es: „Die Elbinsel Finkenwärders. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens.“ 34) Auch dieses Buch übernahm der „Verein für Hamburgische Geschichte“ in sein Veröffentlichungsprogramm. In der Vereinszeitschrift wurde von „einem umfassenden Werk“ gesprochen; der Verfasser habe sich und Finkenwerder damit „ein Denkmal gesetzt, für das ihm nicht nur die Elbinsel, sondern auch die Heimatstadt Hamburg Dank schuldet“. „Jeder Freund der Heimatgeschichte und des heimatlichen Volkstums wird viel Freude an dem Werke haben und man möchte ihm weite Verbreitung in unserem Heimatgebiete wünschen“, schrieb der Rezensent abschließend. Es war Adolf Albershardt. 35)

Nicht störend wurden Passagen empfunden, die an dem Erkenntnisgewinn (auch an der Formulierungssicherheit) solcher Volkskunde eher zweifeln lassen. Beispielsweise: „Die äußere Erscheinung des Menschen ist nicht nur durch die Körperbeschaffenheit bedingt, sie hängt auch zum nicht geringen Teil von der Körperbekleidung ab, ja, Mensch und Tracht können von innen her miteinander verwachsen sein.“ Oder: „Die Zahl der Bewohner ist durch fremdbürtigen Zuzug unaufhörlich gewachsen und ist noch immer im Ansteigen. Die Neusiedler entstammen den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes. Als eigentliche Finkenwärders fühlen sie sich nicht (oder noch nicht) trotz mehrfach eingegangener ehelicher Verbindungen mit alteingesessenen Familien des Landes. Unter den veränderten Zeitverhältnissen droht das Finkenwärders Volksleben seine Besonderheit zu verlieren.“ 36)



Bei aller unverändert rückwärtsgewandten niederdeutschen Kulturkritik war Finder jedoch offenbar bewusst, dass Ende 1939/Anfang 1940 niederdeutsche Heimatpflege nicht ohne verstärktes Bekenntnis zu den Erwartungen der nationalen Gegenwart möglich war. Entsprechend wusste er „der Regierung des Dritten Reiches (...) zu danken“ - so etwa für die Aufwertung „der Landbevölkerung (...) im Gemeinschaftsleben“, z.B. durch „Verkehrsverbesserung“. 37) Wenn er die Fotos („Lichtbilder“) Albershardts lobte, die in großer Zahl das Buch illustrierten, nannte er den Fotografen einen „Finkenwärder Volksgenossen“ 38). Der sprachlichen Anpassung an NS-Gepflogenheiten entsprach, dass Finder, dem es eigentlich um die Bewahrung des Überlieferten ging, nun dennoch die Errungenschaften der „neuen Zeit“ zumindest erwähnte. So registrierte er, dass „ein 50 Hektar großes Fluggelände entsteht, aus dem schon die ersten Hallen für Flugzeuge emporwachsen“ und dass „der Reichsstatthalter die Verlegung des Hamburg-Altonaer Fischereihafens und der mit ihm verbundenen Fischindustrie nach Finkenwärder“ verkündet habe. 39) Schließlich fasste Finder zusammen: „Eine neue Zeit ist für Finkenwärder angebrochen. Große Veränderungen stehen der Insel bevor“ 40), und sein Fazit lautete: „Finkenwärder ist in völliger Umgestaltung begriffen. Das Großgewerbe nimmt von der Insel Besitz. Ein Straßennetz, an dem Zehntausende von Volksgenossen ihre Wohnstätte finden sollen, wird gebaut. Der Heimatfreund mag beklagen, daß im Laufe der Entwicklung die stillen landschaftlichen Schönheiten des Eilands verlorengehen. Indes: die Gegenwart fordert gebieterisch ihr Recht.“ 41)

Wie sich volkskundliche Vergangenheitsorientierung mit der Anerkennung nationalsozialistischer Gegenwart verbinden ließ, zeigte dann eine Passage am Ende des Abschnitts „Brauchtum im Jahreslaufe“, wo Finder auf ein ganz aktuelles „Brauchtum“ hinwies – und damit zugleich seinem Mitstreiter Adolf Albershardt das Wort überließ: „Ihr verdienter Leiter äußert sich im folgenden über die *Finkwarder Speeldeel*“, leitete Finder dies ein. 42) Albershardt hatte nämlich 1936 vor der erwähnten 700-Jahr-Feier die niederdeutsche Volkstanz-, Trachten und Laienspielgruppe „Finkwarder Speeldeel“ neu belebt. Ursprünglich war sie 1906 von Gorch Fock und Hinrich Wriede gegründet und dann von Wriede nach dem Weltkrieg einige Jahre - letztlich vergeblich – weitergeführt worden. Nun schrieb Albershardt in Finders Buch über die „Speeldeel“:

„Eine Kampfgruppe für die Erhaltung und Sicherung des Volkstums war notwendig. (...) Als dann Finkenwärder seine 700-Jahrfeier 1936 begehen konnte, gründete Adolf Albershardt (...) die 'Finkwarder Speeldeel' zum dritten Mal. (...) Die 'Finkwarder Speeldeel' fand schon 1936 Anschluß an die NS-Gemeinschaft 'Kraft durch Freude' (Amt Feierabend, Abteilung Volkstum und Brauchtum). Höhepunkt im Dienst von 'Kraft durch Freude' waren eine Fahrt mit der 'Monte Olivia' nach Norwegen (1937), der Tanz vor Frau v. Horthy beim Führerbesuch



auf Helgoland (1938), die Teilnahme mehrerer Paare an der Jungfernfahrt des 'Wilhelm Gustloff' nach Italien (1938) und die Mitwirkung auf den KdF-Reichskongressen in der 'Hanseatenhalle' beim 'Volk spielt fürs Volk' (1938 und 1939).“ 43)

Das „Brauchtum im Jahreslaufe“, wie Finder formulierte, bot somit eine Gelegenheit, den Bogen in die Gegenwart des „Dritten Reichs“ zu schlagen. 1935 hatte Finder in seinem Billwärder-Buch frohlockt, „die Heimatbewegung hat kraftvoll eingesetzt“. Die „Vergangenheit soll wirksam bleiben“, hatte er NS-konform postuliert, „damit die Gegenwart sich wieder an ihr belebe und die Zukunft durch sie Kraft und Zuversicht gewinne.“ Vier Jahre später war nun deutlich, wo dies endete: bei „Kraft durch Freude“, beim „Dienst“ mit Plattdeutsch, Volkstanz und Trachtenpflege für den nationalsozialistischen Staat, der die „Volksgenossen“ gerade in die Zukunft eines Raub- und Vernichtungskrieges führte.

Finder hat sich auch nicht gescheut, das „Volkstum“ Finkenwerders dort aufzuspüren, wo es von vielen Niederdeutsch Bewegten schon lange vermutet und wo es im NS-Staat programmatisch verortet wurde: in der Rasse. Eine seiner „Erkenntnisse“ über „die“ Finkenwerder lautete, mit bezeichnendem Anfang: „Rassenmäßige Veranlagung, Geschichte, Umwelt und Familienverhältnisse, die von Natur gegebene Bodenform, Witterungsverhältnisse, der die wirtschaftliche Lage bedingende Beruf, auch die Nahrung haben die Wesenszüge der Bewohner geformt, haben ihre Denk- und Sinnesart gelenkt und ihr Volkstum bestimmt.“ 44) So konnte er „über die körperlichen Eigenschaften der Finkenwärders“ 45) schreiben - bzw. über die „körperlichen Rassenmerkmale, welche die alteingesessene Bevölkerung Finkenwärders kennzeichnen“. 46) Daraus gelang es ihm einen zeitgemäß zufriedenstellenden Befund abzuleiten: „Die meisten Eigenschaften [der Finkenwerder] werden herkömmlicher[-] und wohl auch berechtigterweise der nordischen Rasse zugeschrieben.“ 47) Hier bediente er sich der rassenbiologischen Angaben von „Universitätsprofessor Dr. W. Scheidt“ – jenes Scheidt, mit dem Hinrich Wriede schon 1926 das Finkenwerder „Volkstum“ ergründen wollte und der seine Studien inzwischen erweitert hatte. 48) Seit 1933 war er Professor für Rassenbiologie an der Universität, auf der umgewidmeten Stelle des jüdischen Philosophen Ernst Cassirer, der 1933 entlassen und in die Emigration gezwungen wurde. Solche Zusammenhänge zu bedenken, lag Finder offenbar fern. In seiner Volkskunde zählte als „Volk“ nur die „alteingesessene Bevölkerung“, nicht aber irgendwelche „fremdbürtigen Neusiedler“, die gewiss keine „eigentlichen Finkenwärders“ waren. Wie sollte, wer so schrieb, einen Gedanken auf einen jüdischen Philosophen verwenden?

Einige Monate nach Erscheinen des Finkenwerder-Buches starb Ernst Finder im Alter von 75 Jahren. Wie schon von Finders Finkenwerder Mitstreiter, Adolf



Albershardt, wurde das Buch – und wurde sein Autor – allerorts geschätzt und empfohlen. Der (vertretungsweise amtierende) Vorsitzende des „Vereins für Hamburgische Geschichte“, Hans Nirrnheim, sprach 1940 anerkennend von einem Buch von „grundlegendem Werte“ 49), und der Verein teilte den Mitgliedern und Freunden am 12. Oktober 1939, sechs Wochen nach Kriegsbeginn, mit, dass trotz wohl zu erwartender Finanzprobleme „mit dem Druck des Werkes von Ernst Finder (...) zu unserer Freude eben jetzt begonnen werden konnte. (...) Heil Hitler! Der Vorstand des Vereins für Hamburgische Geschichte.“ 50) Dementsprechend zeigten die „Hamburgischen Geschichts- und Heimatblätter“ (ebenfalls vom Geschichtsverein herausgegeben) das Buch als eine der „wertvollen literarischen Neuerscheinungen“ an. 51) Kurz zuvor hatte der „Verein“ seinem „langjährigen Mitglied“ Dr. Finder die Lappenberg-Medaille in Bronze verliehen. 52)

Im Niederdeutsch-Verein „Quickborn“ sah man das alles ähnlich. Schon am 12. Februar 1936 war Finder der Titel „Ehrenmitglied“ verliehen worden – Vorstandsmitglied Hinrich Wriede verkündete den Beschluss - 53), und Otto Specht schrieb 1940 zu dem Finkenwerder-Buch Finders, es sei „besonders wertvoll, daß der Verfasser (...) den Sitten und Gebräuchen nachgegangen ist und das Ergebnis in diesem wertvollen Buche niedergelegt hat.“ 54) Hans Bahn bescheinigte Finder zum 75. Geburtstag gar, er habe bereits 1922, in seinem Buch über die Vierlande, „einer späteren Zeit eine Einstellung zur Volkstumpfung vorweg[genommen], die heute nationalsozialistisches Gemeingut geworden ist.“ Von diesem Hans Bahn wurde in der zweiten Auflage dem Finkenwerder-Buch ein ergänzender Artikel als Anhang beigefügt. 55)

Die parteiamtlichen Propagandisten des Niederdeutschtums, die seit 1935 alle einschlägigen Aktivitäten unter dem Dach der „Vereinigung Niederdeutsches Hamburg“(VNH) zu kontrollieren suchten, boten den Vorsitzenden des VNH-Fachausschusses „Heimatliche Geschichte“ auf, Ernst Finder zu würdigen. Sozusagen im Auftrag des 1. Vorsitzender der VNH (NS-Kultursenator v. Allwörden) nutzte Rudolf Schmidt (Schulleiter der Oberschule für Jungen Eppendorf) als vielfältiger NS-Propagandist der Hansestadt das Dezember-Heft der „Niederdeutschen Warte“ 1940 zu einem Schwerpunkt: „Professor Dr. Ernst Finder zum Gedächtnis“. Schmidt selbst schrieb über den Volkskundler und sein letztes Buch über „Gorch Focks Fischerinsel“ 56). Dabei ging es ihm aber „Um eine Volkskunde der Großstadt“, wie er seinen Artikel überschrieb, und er bedauerte: „Allzu sehr hat sich die Wissenschaft von der Volkskunde auf die ländlichen Gebiete eingestellt (...)“. Mit dem Altonaer Volkskundler Otto Lehmann forderte Schmidt dann: „Eine ernsthafte Volkskunde, die das gesamte Volk umfassend sein Brauchtum, seine Kultur und die formenden Kräfte in Stadt und Land untersucht, muß zu Ergebnissen führen, die in ihrer praktischen



Auswertung unserem ganzen deutschen Volke zugute kommen. Es handelt sich ja nicht um Erkenntnis. Wir treiben Volkskunde um unserer Zukunft willen, um zu wissen, - was habe ich zu tun!“ Solchen Erwartungen der NS-Partei hatte Finder nicht wirklich genügen können. So fand Schmidt schließlich, der Volkskundler sei „einer von denen“ gewesen, die eine NS-genehme Volkskunde in gewisser Weise vorbereitet hätten, der also den „Boden hat schaffen helfen“ 57), mehr nicht, aber auch nicht weniger. Im Anschluss an Schmidts Artikel wurde Adolf Albershardt Gelegenheit gegeben, Finders „Persönlichkeit“ darzustellen. 58)

Für 1943 war eine zweite Auflage des Finkenwerder-Buches vorgesehen; dazu kam es jedoch nicht - in Folge der Bomben- und Feuerschäden im Verlauf der „Operation Gomorrha“ im Juli/August. Daraufhin entschieden der „Verein für Hamburgische Geschichte“ und der Verlag nach 1945, sobald es ging das Buch erneut herauszubringen. Sie bemühten Adolf Albershardt für die nötigen Vorbereitungen. Der angeblich unveränderte Neudruck geriet auf diese Weise zu einer „entnazifizierten“ Version 59), in der NS-Vokabular und Passagen, die sich auf das „Dritte Reich“ bezogen, verschwunden waren oder verharmlosend umgeschrieben worden waren. Albershardt sorgte auch dafür, dass in der Darstellung seiner „Finkwarder Speeldeel“ möglichst jeder belastende Hinweis auf ihre NS-Verstrickung getilgt war. Das Gesamtkonzept des Buches, einschließlich der Auswertung der rassenbiologischen Untersuchungen Walter Scheidts, blieb jedoch unangetastet. 60) Kritik an der „deutschen Volkskunde“, die nach 1945 ganz grundsätzlich formuliert wurde, blieb unberücksichtigt. 61) So erschien Finders Buch erneut 1951.

Im Vorwort „Zum Geleit“ erfreute sich der Geschichtsverein unverändert „des vortrefflichen Werks“ 62) und im „Quickborn“ fand Ludwig Lahaine, dass die Neuauflage „jedem Heimatfreunde zur wahren Freude“ erschienen sei, widme das Buch sich doch der „Elbinsel vor Hamburgs Toren, deren ursprüngliche Eigenart von der sich ausdehnenden Großstadt immer stärker verwirrt wird. (...) Finders letztes Werk ruft bei uns Älteren liebe Erinnerungen an das alte Finkenwerder wach (...).“ 63)

Erinnerungen wohl auch an das alte, seit 1945 vergangene Hamburg, in dem Lahaine Mitarbeiter Rudolf Schmidts im Fachausschuss für „Heimatliche Geschichte“ der VNH gewesen war. Damals, 1940, hatte Ernst Finder noch vom NS-Senat (bzw. Reichsstatthalter und Gauleiter Kaufmann) die „Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes“ bekommen. Und ab dem 1. Januar 1943 war in Lohbrügge eine Straße nach dem Volkskundler benannt, der „Ernst-Finder-Weg“. 64)

Text: Ralph Busch

Quellen und Anmerkungen:



- 1) „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 29/1935-1936, S. 48
- 2) Zu Finders Biographie siehe Gunnar B. Zimmermann, „Finder, Ernst“, in: Hamburgische Biographie. Personallexikon, Band 6, Göttingen 2012, S. 91/92; ders., „Komplementäre Identitätsräume. Regionale Geschichtslandschaften in der bürgerlichen Gedächtniskultur Hamburgs von 1918 bis 1933“, in: Janina Fuge/Rainer Hering/Harald Schmid (Hg.), Das Gedächtnis von Stadt und Region. Geschichtsbilder in Norddeutschland (= Hamburger Zeitspuren 7), München/Hamburg 2010, S. 15-38; Hamburger Lehrerzeitung. Wochenschrift des Nationalsozialistischen Lehrerbundes Gau Hamburg 14/2. März 1935 StAHH, Zeitungsausschnittsammlung, 731-8_A 756 Finder, Ernst); Wikipedia: „Ernst Finder“: https://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_Finder (17.6.15) - Finders Dissertation erschien : Kiel 1898. - Zu seinen Wohnadressen: Siehe die Hamburger Adreßbücher ab 1918 und 1933 bis 1940.
- 3) Siehe die Schilderung in Renate Hauschild-Thiessen (Hg.), Die Hamburger Katastrophe vom Sommer 1943 in Augenzeugenberichten (= Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte 38), Hamburg 1993, S. 75-81: „Erich Titschak: Dimpfelsweg 5“ und S. 157-159: „Erich Titschak: 'Mit leeren Händen verlassen wir die Stätte“.
- 4) Hildegard Thevs, „Dr. Max Besser“, http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN_ID=7&BIO_ID=1878 (17.6.15)
- 5) Ebd. - Zu Dr. Heidemann und seiner Frau Dr. Charlotte Heidemann: Eduard Seidler, Jüdische Kinderärzte 1933-1945. Entrechtet – geflohen – ermordet. Erweiterte Neuauflage. Jewish pediatricians – victims of persecution 1933-1945. Completed new edition, Basel u.a. 2007, S. 288
- 6) Siehe Standard Adressbuch der deutschen Tierärzte, tierärztlichen Behörden, Hochschulen und Vereinigungen, 1931, http://www.505083forumromanum.com/.../entry_ubb.user_505083.1385565378.1121993122_2.standard_adressbuch_deutschen_tieraerzte_tieraerztlichen_behoerden_hochschulen_und_vereinigungen-rheinische_ahnen_und.html (11.6.15)
- 7) Siehe Hamburger Adreßbuch 1940, S. IV/287 (vgl. Hauschild-Thiessen (wie Anm. 3) zu Titschak).
- 8) Zu Hunzinger siehe Rainer Hering, „Hunzinger, Walther“, in: Hamburgische Biographie. Personallexikon, Band 3, Göttingen 2006, S. 176.
- 9) Zu Hockenheimer: Stefanie Antoniadis-Wiegel/Susanne Lohmeyer/Hildegard Thevs, „Fred Sally Hockenheimer“, http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN_ID=7&p=85&BIO_ID=785 (11.6.15)
- 10) Zimmermann, Identitätsräume (wie Anm. 2), S. 20 – Generell: Kay Dohnke /Norbert Hopster/Jan Wirrer (Hg.), Niederdeutsch im Nationalsozialismus. Studien zur Rolle regionaler Kultur im Faschismus, Hildesheim/Zürich/New York 1994 – Den „Mythos germanischer Kontinuität“ hat schon Wolfgang Emmerich, Zur Kritik der Volkstumsideologie, Frankfurt/M. 1971, instruktiv behandelt; siehe unter neueren Beiträgen beispielsweise Ingo Wiwjorra, „Die deutsche Vorgeschichtsforschung und ihr Verhältnis zu Nationalismus und Rassismus“, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht, Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871-1918, München/New Providence/London/Paris 1996, S. 186-207, und Rainer Kipper, Der Germanenmythos im Deutschen Kaiserreich. Formen und Funktionen historischer Selbstthematization (= Formen der Erinnerung 11), Göttingen 2002.
- 11) Erschienen: Hamburg 1907
- 12) Erschienen: o.O. o.J. Hamburg ca. 1908)
- 13) Besprochen wurde das Buch Hermann Haase, Tracht, Haus und Hof der Vierländer. Beitrag zur Kulturgeschichte, Hamburg 1910, in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 15/1910, 273-277.



- 14) Pädagogische Vereinigung von 1905 in Hamburg (Hg.), Heimatbuch für unser hamburgisches Wandergebiet, Hamburg 1914, „Vorwort“
- 15) Ernst Finder, „Die Vierlande“, in: Heimatbuch (wie Anm. 14), S. 150-159
- 16) Siehe Mirko Nottsched/Myriam Richter, „Die 'Deutsche Gesellschaft in Hamburg' und ihre Sitzungen (1910-1925). Ein wissenschaftlicher Verein im Umfeld der Hamburger Germanistik“, in: Myriam Richter/Mirko Nottsched (Hg.), 100 Jahre Germanistik in Hamburg. Tradition und Perspektiven (= Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 19), Berlin/Hamburg 2011, S. 434, sowie „Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 13/1918, S. 118/119.
- 17) Zur Spende siehe Zimmermann, Identitätsräume (wie Anm. 2), S. 20, und dort Anm. 43.
- 18) Finders Besprechung galt Otto Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde (= Wissenschaft und Bildung, Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens 140), Leipzig 1917, und erschien in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 22/1918, S. 219/220. - Zu Lauffer: Bernward Deneke, „Lauffer, Otto“, in: Neue Deutsche Biographie 13/1982, S. 712/713; Wikipedia: „Otto Lauffer“, https://de.wikipedia.org/wiki/Otto_Lauffer (11.6.15). Bislang steht eine eingehende Darstellung zu Lauffer und seiner Volkskunde aus: „Gerade in Hinsicht auf die politischen Verflechtungen von Lauffer im Speziellen und der (Hamburger Volkskunde) im Allgemeinen bedarf es für eine genaue Einordnung noch weiterer Forschung.“ (Victoria Asschenfeldt/Olaf Matthes (Hg.), Quellen zur Geschichte des Museums für Hamburgische Geschichte 1839 bis 1973, Hamburg 2014, S. 185)
- 19) „Die Verwandtschaft von niederdeutscher und nationalsozialistischer Bewegung rührt schlicht daher, daß beide der gleichen Wurzel entstammen: der großen konservativ-nationalen Strömung der deutschen Geistesgeschichte (...). Die (...) entwickelte Volkstumsideologie, die dann im 19. Jahrhundert Weltanschauung und Kultur Deutschlands so nachhaltig bestimmte, führte schließlich direkt in die Perversion des unbedingten Glaubens an Rasse, Blut und Boden. Zur Sicherung dieser ideologischen Kontinuität haben die regionalistischen Bestrebungen, hat bei uns in Norddeutschland) die niederdeutsche Bewegung entscheidend beigetragen.“ (Claus Schuppenhauer, „Harry Wolff – geboren als Jude, Niederdeutscher aus Überzeugung. Vorläufige Nachricht von einem vergessenen Aktivisten der Heimatbewegung“, in: Friedrich W. Michelsen/Gerd Spiekermann (Hg.), Dat en Spor blifft. Ulf Bichel zum 60. Geburtstag am 9. April 1985 (= Quickborn Bücher 80/81), Göttingen 1985, S. 47 – Eine kritische Aufarbeitung der Volkskunde hat erst spät eingesetzt, siehe dazu u.a. Helge Gerndt (Hg.), Fach und Begriff „Volkskunde“ in der Diskussion (= Wege der Forschung 641), Darmstadt 1988; Wolfgang Jacobeit u.a. (Hg.), Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wien/Köln/Weimar 1994
- 20) Hans Friedrich Blunck, „Gorch Fock und der 'Kreis um die Himmelsleiter'“, in: Walter Schnoor (Hg.), Gorch Fock und seine Heimat. Von Deich und Dünung, Berlin o.J. 1937), S. 203 – Dazu: Ulf-Thomas Lesle, „Hamburg als 'Mittelpunkt und Kraftquelle'. Die 'Niederdeutsche Bewegung' – ihre Voraussetzungen und Verbindungen“, in: Inge Stephan/Hans-Gerd Winter (Hg.), „Liebe, die im Abgrund Anker wirft.“ Autoren und literarisches Feld im Hamburg des 20. Jahrhunderts, Hamburg 1989, S. 69-82
- 21) Siehe Gunnar B. Zimmermann, Hamburgische Biographie. Personallexikon (wie Anm. 2), S. 92. - Zimmermanns Angabe (siehe ebd.), Finder habe ab 1908 beim „Quickborn“ Vorträge gehalten, ist insofern ungenau – siehe „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 1/1907-1908, S. 27, und 3/1909, S. 27-29.
- 22) Hinrich Wriede, „Finkenwärder, eine Fischerinsel“, in: Heimatbuch (wie Anm. 14), S. 173
- 23) Ernst Finder, Hamburgisches Bürgertum in der Vergangenheit, Hamburg 1930, wurde in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 31/1930, S. 265-268, von E. Grohne besprochen.



- 24) Ernst Finder, Die Landschaft Billwärder, ihre Geschichte und ihre Kultur (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 9), Hamburg 1935
- 25) Siehe Fritz Specht, „Wo stehen wir Plattdeutschen?“, „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 26/Sommer 1933, S. 65-68; generell zur Szene: Kay Dohnke, „'Nordlüüd tohoop!' Plattdeutsch, Niederdeutsch, Nordisch. Zur ideologischen Radikalisierung norddeutscher Regionalkultur im Reflex auf die bildende Kunst zur Zeit des Nationalsozialismus“, in: Brigitte Hartel/Bernfried Lichtenau (Hg.), Architektur und bildende Kunst von 1933 bis 1945, Frankfurt/M. 1997, S. 53-74
- 26) Detailliert dazu: Joist Grolle/Ina Lorenz, „Der Ausschluss der jüdischen Mitglieder aus dem Verein für Hamburgische Geschichte. Ein lange beschwiegenes Kapitel der NS-Zeit (mit biographischem Anhang)“, „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 93/2007, S. 1-145
- 27) Ernst Finder, Billwärder (wie Anm. 24), S. 120 und S. 376
- 28) Besprechung von W. F. Lembke in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 35/1936, S. 118-122
- 29) Siehe „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 29/1935-1936, S. 48 (Finder), S. 120 (Albershardt) – Eine kurze, unkritische biographische Skizze zu Adolf (eigentlich: Adolph) Albershardt in Kurt Wagner/Rudolf Meier/Hinrich Stroh, Finkenwerder. Auf den Spuren der Vergangenheit, Hamburg □1986, S. 164/165.
- 30) Adolf Albershardt, „Finders Persönlichkeit. Mensch und Werk. II“, „Niederdeutsche Warte“ 8/1940, S. 4
- 31) Reinhard Goltz, Die Sprache der Finkenwerder Fischer. Die Finkenwerder Hochseefischerei. Studien zur Entwicklung eines Fachwortschatzes, Herford 1984, S. 38
- 32) Walter Scheidt/Hinrich Wriede, Die Elbinsel Finkenwärder, München 1927, S. 114 – Zu H. Wriedes volkskundlichen Vorträgen im „Quickborn“ siehe z.B. „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 3/1909, S. 27-29 - Für das Buch von 1927 (zuerst: 1926) hatte Wriede den Teil „Volkstum“, Scheidt den Teil „Rasse“ beige-steuert. Zu Scheidts Rassenbiologie siehe u.a. Christian Hühnemörder, Biologie und Rassenbiologie 1933-1945“, in: Eckart Krause/Ludwig Huber/Holger Fischer (Hg.), Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bände, Berlin/Hamburg 1991, besonders S. 1169-1196. - Zu H. Wriede siehe Hans-Peter de Lorent, „Die braunen Lehrer des schwarzen Schülers (Teil 1: Hinrich Wriede)“, „Hamburger Lehrerzeitung“ 10-11/2012, S. 50-54 (fortgesetzt in: ders., „Die braunen Lehrer des schwarzen Schülers (Teil 2: Friedrich Grimmelhäuser)“, „Hamburger Lehrerzeitung“ 12/2012, S. 52-54).
- 33) Ernst Finder, Die Elbinsel Finkenwärder. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 13), Hamburg 1940, „Vorwort“
- 34) (Wie Anm. 33) - Die Ausgabe von 1951 trägt den unveränderten Titel.
- 35) Besprechung in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 39/1940, S. 236/237
- 36) Ernst Finder, Finkenwärder (wie Anm. 33), S.130 und S.192 -Finders Wortwahl „fremdbürtig“ ist als persönliche und altmodische Variante zu „fremdblütig“ zu lesen, welches „schon im völkischen Sprachgebrauch“ eingeführt war, bevor es zur NS-Vokabel wurde. (Cornelia Schmitz-Berning, Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin/New York 2007, S. 236. Siehe die Einträge „fremdblütig“, S. 236/237, und „fremdvölkisch“, S. 239/240.)
- 37) Ernst Finder, Finkenwärder (wie Anm. 33), S. 137
- 38) Ebd., „Vorwort“
- 39) Ebd., S. 64
- 40) Ebd., S. 172



- 41) Ebd., S. 331
- 42) Ebd., S. 284
- 43) Ebd., S. 284/285
- 44) Ebd., S. 133
- 45) Ebd.
- 46) Finder bezieht sich hier (ebd.) auf Scheidts Buch „Bevölkerungsbiologie der Elbinsel Finkenwärder vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Gegenwart“, Jena 1932: „Die körperlichen Rassenmerkmale, welche die alteingesessene Bevölkerung Finkenwärders kennzeichnen, sind in einem aufschlußreichen Buch von dem hamburgischen Universitätsprofessor Dr. W. Scheidt, S. 81 ff. aufgezeigt (...).“ (Das Buch erschien als Band 10 der Reihe „Deutsche Rassenkunde. Forschungen über Rassen und Stämme, Volkstum und Familien im deutschen Volk“ bzw. als Band 2 von „Niedersächsische Bauern“.)
- 47) Ernst Finder, Finkenwärder (wie Anm. 33), S. 134
- 48) Vgl. Anm. 32.
- 49) Hans Nirrnhelm im „Vereinsbericht für das Jahr 1940“ : „Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter“ 13/April 1941, S. 34/35
- 50) Rundschreiben des Vereinsvorstandes am 12. Oktober 1939 „An die Mitglieder und Freunde des Vereins für Hamburgische Geschichte!“, Privatbesitz
- 51) „Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter“ 12/Mai 1940, S. 302
- 52) Siehe ebd., S. 300
- 53) Siehe „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 29/1935-1936, S. 47
- 54) Otto Specht zu Finders Finkenwerder-Buch in „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 34/1940-1941, S. 38.
- 55) Hans Bahn in „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 33/1939-1940, S. 192 – Zu Hans (Johannes) Bahn siehe Birte Pusback, „Hans Bahn und die Hamburger Denkmalpflege 1934-1945“, in: Ruth Hefrig/Olaf Peters/Barbara Schellewald (Hg.), Kunstgeschichte im „Dritten Reich“. Theorien, Methoden, Praktiken, Berlin 2008, S. 337-346; Manfred F. Fischer, „Hans Bahn (1934-1945)“, in: Manfred F. Fischer/Elke Först, Denkmalpflege in Hamburg. Idee – Gesetz – Geschichte (= Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg 19), Hamburg 2000, S. 49-56. Der „Quickborn“-Autor Bahn hatte nicht zufällig über Finder geschrieben. Bahn war ab 1934 bis 1945 kommissarischer Leiter des Hamburger Denkmalschutzamtes, das zur Behörde für Volkstum, Kirche und Kunst gehörte, also von v. Allwörden geführt wurde, der auch die „Vereinigung Niederdeutsches Hamburg“ leitete. Auch Bahn war ein Vertreter des „Heimatgedankens“, was für ihn von Amts wegen hieß, alten Baubestand zu konservieren. „Ohne Heimatliebe keine Vaterlandsliebe!“ hatte er schon 1936 als Losung ausgegeben (siehe Pusback, a.a.O., S. 342) und 1942 hieß es in einer anderen Schrift Bahns: „Wir glauben, dass unser Volk ohne Tradition, ohne innere Bindung an die Leistungen der Vorfahren nicht den Weg in die Zukunft nehmen kann mit derjenigen Sicherheit, die der angeborene Instinkt verleiht. (...) Wenn der Staat unser Volk emparentwickeln will, so ist die Erhaltung der grossen, bodenständigen Kultur und ihre Erschliessung für alle eine sittliche Pflicht.“ (Zitiert nach ebd., S. 341)
Sein Text „Zwei Finkenwärder Haustypen“, angefügt in der Neuauflage des Finder-Buches (S. 332-337), stammt aus diesen Zusammenhängen. (Die beigefügten Haus-Darstellungen wurden von Bahns Mitarbeiter Gädtgen im Mai 1935 angefertigt.) Der herausgebende Geschichtsverein fand 1951, dies sei „eine wertvolle Ergänzung der Finderschen Ausführungen über die Bauweise auf der Insel“ (Finder (wie Anm. 62), „Zum Geleit“) Wie Bahn vor 1945 meinte auch der Geschichtsverein 1951 mit beachtenswerter „Bauweise“ nur solche Bauwerke, die aus der Vergangenheit vor Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts stammten.



Hans Bahn war „1933 (...) der NSDAP beigetreten. Nach eigenem Bekunden beschränkte er aber seine Mitarbeit (...) bald auf das unbedingt Notwendige“.(Fischer, a.a.O., S. 50). Er war, befindet Fischer, ein „Mitläufer aus Berufsidealismus“ (ebd.). „Die extrem konservative, völkische Tradition der Institution Denkmalpflege) – die durchaus auch nach 1945 noch Spuren hinterlassen hat -“, heißt es dagegen bei Hermann Hipp, „machte ihre Vertreter zu den prädestinierten Erfüllungsgehilfen des Nationalsozialismus, ob sie das bewusst so erstrebten, nur einfach in Kauf nahmen oder sogar gelegentlich in Frage stellten. Bahn war in diesem Sinne Nationalsozialist und hat nationalsozialistisch ausgerichtete Denkmalpflege betrieben, daran kann gar kein Zweifel bestehen. Niedersächsische Bauernhäuser und die in der geplanten 'Denkmalzone Cremon' in der (Hamburger Altstadt) stilisierte Bürgerhausstradition in sozialhygienischer und niederdeutsch-völkischer Deutung bestimmen die Ziele seiner Arbeit.“(Hermann Hipp, „Rezension zu Fischer/Först, Denkmalpflege in Hamburg, Hamburg 2000“, „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 87/2001, S. 239-245, Zitat: S. 242)

- 56) Rudolf Schmidt, „Um eine Volkskunde der Großstadt“, „Niederdeutsche Warte“ 8/Dezember 1940, S. 2
- 57) Ebd.
- 58) Siehe Adolf Albershardt, „Finders Persönlichkeit. Mensch und Werk II“, „Niederdeutsche Warte“ 8/Dezember 1940, S. 4 – Einen ersten Teil zu Persönlichkeit und Werk Finders steuerte Gustav Apel bei, der u.a. im Bereich Alstertal volkskundlich aktiv war und daher sowohl Finder als auch Rudolf Schmidt bekannt war; siehe z.B. Armin Clasen/Walter Rehders/Gustav Apel, Hummelsbüttel und Poppenbüttel. Geschichte zweier Dörfer und ihrer Höfe (= Die Bauerdörfer vor den Toren Hamburgs 1, hrsg. v. Rudolf Schmidt für d. Vereinigung Niederdeutsches Hamburg, Fachgruppe Heimatliche Geschichte), Hamburg 1938
- 59) Harald Schloz, Finkenwerder – vom „Fischeridyll“ zum „Industriestandort“?, Hamburg 1996, S. 11, spricht davon, es handele sich um eine „sozusagen 'entnazifizierte'“ Neuauflage. Jens Homann hat die beiden Ausgaben von 1940 und 1951 detailliert verglichen und eine Synopse der Veränderungen vorgelegt, z.T. unter Verwendung von Vorarbeiten von Joist Grolle. Siehe Jens Homann, Die Zeit des „Dritten Reiches“ in Finkenwerder im Spiegel der heimatgeschichtlichen Literatur, unveröffentlichtes Typoskript, 2 Bände, Hamburg 2009, Band 2, S. 132 und S. 134-138.
- 60) Auch in der Ausgabe von 1951 wird Scheidt unverändert mit rassenbiologischen Angaben herangezogen - siehe etwa die Literaturliste, S. 338, oder die zitierten Aussagen, S. 133 (vgl. Anm. 44, 45, 46); der Gesamtaufbau des Buches bleibt unverändert.
- 61) Der Soziologe Heinz Maus legte 1946 kritische Überlegungen „Zur Situation der deutschen Volkskunde“ vor, in denen es hieß: „Mag immerhin da und dort die Volkskunde auf alte Weise sich umtun – wie Herbarien nützlich sind, nützlicher aber die Laboratorien für Pflanzenzüchtung, so auch sind von ihr Untersuchungsmethoden heute aufzunehmen, die sich einmal durch ihr Objekt bestimmen: durch die Sozialordnung, welche ein Volk und seine Kultur kennzeichnet; die damit aber auch die hergebrachte Volkskunde selber gründlich verändern möchte.“ (Text in Gerndt (Hg.), Fach und Begriff „Volkskunde“ (wie Anm. 19), S. 36.) Weder die Volkskundler selbst noch ihr Umfeld (wie z.B. in diesem Fall der „Verein für Hamburgische Geschichte“) waren damals aber zu einer „gründlichen Veränderung“ bereit.
- 62) Ernst Finder, Die Elbinsel Finkenwärder. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 13), Hamburg, 2. Aufl., 1951, „Zum Geleit“
- 63) „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 43/1952, S. 11/12
- 64) Zur „Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes“ siehe Gunnar B. Zimmermann, Hamburgische Biographie. Personallexikon (wie Anm. 2), S. 92. (Die Medaille, in der NS-Zeit



ausschließlich in Bronze, zeigt auf der Vorderseite das Hamburger Wappen mit zwei Löwen und die Schrift „Freie und Hansestadt Hamburg“, auf der Rückseite den Text „Das Gemeinwohl ist das höchste Gesetz“, kranzförmig umrahmt von zwei Lorbeer-Zweigen. Auch nach 1945 wurde und wird die Medaille vom Hamburger Senat verliehen (nun auch in Silber). Als Finder sie 1940 bekam, befand sich zwischen den Spitzen der Lorbeerzweige allerdings ein Hakenkreuz.) - Die Benennung des „Ernst-Finder-Wegs“ erfolgte nach Zimmermann (siehe ebd.) 1942, laut dem Bergedorfer Archiv Ludwig Uphoff offiziell (laut „Amtl. Anzeiger Nr. 1“) am 1. Januar 1943. Siehe <http://www.bergedorf-chronik.de/strassen/html/E0156.html> (18.6.15)

- **Ernst-Henning-Straße**, Bergedorf (1949): Ernst Henning (1892-1931), kommunistischer Bürgervertreter, NS-Opfer, Gegner der NSDAP, von SA-Leuten erschossen

Siehe auch: Marie-Henning-Weg, in Bd. 2.

Stolperstein vor: Hassestraße 11

Ernst Henning wurde in ein politisch engagiertes Elternhaus hineingeboren: Sein Vater Otto war SPD-Mitglied und hatte deshalb in der Kaiserzeit Repressalien zu erleiden. Die Familie musste oft umziehen und ließ sich schließlich in Bergedorf nieder. Dort gründete Otto Henning 1910 eine Eisengießerei. Ernst Henning konnte trotz der zahlreichen Ortswechsel das Abitur ablegen, blieb danach aber dem Gewerbe seines Vaters treu und erlernte den Beruf des Formers. Als überzeugter Kriegsgegner wollte Otto Henning im Ersten Weltkrieg keine Rüstungsgüter liefern und erhielt deshalb keine Materiallieferungen mehr. So musste er seinen Betrieb wieder aufgeben und verzog nach Ostpreußen.

Sein Sohn Ernst blieb in Bergedorf und gründete dort eine Familie. Mit seiner Frau Marie hatte er drei Kinder: Emmi (geb. 1913), Mariechen (geb. 1915) und Otto (geb. 1920). Die Familie lebte in der Hassestraße 11. Ernst Henning war zunächst wie sein Vater SPD-Mitglied, wechselte aber 1917 zur USPD, weil diese Partei den Krieg des Deutschen Kaiserreichs ablehnte. Zudem engagierte er sich als Gewerkschafter im Deutschen Metallarbeiter-Verband. Nach Ende des Ersten Weltkriegs wirkte er bei der Gründung des Bergedorfer Arbeiter- und Soldatenrates mit, der in der ersten Zeit nach der November-Revolution lokale administrative Gewalt ausübte.

1919 wurde Ernst Henning Mitglied der gerade gegründeten KPD. Er arbeitete in der Hamburger Motorenfabrik Carl Jastram, einem mittelständischen Bergedorfer Betrieb, der Mitte der 1920er Jahre etwa 250 Menschen zum Bau von Motoren für Maschinen und Schiffe, aber auch auf einer kleinen Werft beschäftigte. Dort war Henning Betriebsratsvorsitzender. 1923 beteiligte er sich an der Vorbereitung und Durchführung des „Hamburger Aufstands“, der sich im Bergedorfer



Bereich auf Schiffbek beschränkte. Nach dessen Niederschlagung floh Ernst Henning aus Bergedorf, um seiner Verhaftung zu entgehen. Nach einem Jahr stellte er sich und wurde zu vier Jahren Festungshaft verurteilt, die er in Gollnow in Pommern antrat. 1925 führte eine allgemeine Amnestie zu seiner Entlassung.

Bald darauf wurde er Leiter des KPD-Unterbezirks Lauenburg. 1927 wurde er ins Bergedorfer Stadtparlament gewählt und übernahm den Vorsitz in der dortigen KPD und im Roten Frontkämpferbund (RFB). Außerdem war er seit 1928 Mitglied der Hamburger Bürgerschaft. In deren „Landausschuss“ engagierte er sich für die Belange der Landbevölkerung in den Vier- und Marschlanden und erlangte dort auf diese Weise eine gewisse Popularität. So setzte er sich für eine Verbesserung des Schulwesens ein und kämpfte 1930, nach einem Deichbruch in Nettelnburg, für schnelle Hilfen an die betroffene Bevölkerung. Dank Hennings Einsatz konnte die KPD Ende der 1920-er Jahre zahlreiche Ortsgruppen in den Vier- und Marschlanden gründen. Damit trat sie in unmittelbare Konkurrenz zur NSDAP, die gerade in ländlichen Bereichen, bei Bauern und Handwerkern, punkten konnte.

Gegen Ende der 1920-er Jahre nahmen die politischen Auseinandersetzungen zwischen SPD und KPD auch in Bergedorf an Schärfe zu. Man bezichtigte sich gegenseitig, insgeheim mit der NSDAP zu paktieren: Die SPD fasste Kommunisten und Nazis kurz und bündig zu „Kozis“ zusammen, die KPD sprach in ihren Flugblättern und Zeitungen von Sozialdemokraten als „Sozialfaschisten“. In Bergedorf stellten die Sozialdemokraten mit Wilhelm Wiesner von 1919 bis 1931 den Bürgermeister. Bei den zahlreichen Wahlen um 1930 erhielt die SPD in Bergedorf zwischen 4200 und 4600 Stimmen, die Kommunisten kamen auf etwa 1000 Stimmen. Bis 1930 hatte die NSDAP in Bergedorf kaum Mitglieder und Wählerstimmen, bei der Reichstagswahl im September 1930 konnte sie dort jedoch ihren Stimmanteil verzehnfachen: 2377 Menschen wählten die NSDAP (Reichstagswahl 1928: 220 Stimmen).

Ernst Henning stand in einer über Gerichtsverfahren und polemische Flugblätter ausgetragenen Auseinandersetzung mit dem sozialdemokratischen Bergedorfer Polizeichef und Reichsbannerführer Haase. Im März 1931 warf er Haase in einem Flugblatt unter anderem vor, er habe 1929 Kinder des Jung-Spartakus-Bundes verhaften und misshandeln lassen, 1930 die Mai-Demonstration der KPD verboten und bezichtigte ihn, NS-Leute bei ihrer Veranstaltung in Geesthacht am 26. Januar 1931 bewaffnet zu haben. Die Kommunisten waren dort mit einem Trupp erschienen, um die Versammlung zu verhindern. Es kam zu einer Schießerei, bei der zwei Tote und sechs Verletzte zu beklagen waren.

Am 14. März 1931 nahm Ernst Henning gemeinsam mit seinem Altonaer Genossen Louis Cahnbley an einer öffentlichen Parteiveranstaltung im Clubraum



der Gaststätte Albers in Zollenspieker teil. Sie war unter dem Titel angekündigt: „Nazis, Sozis und die übrigen bürgerlichen Lakaien plündern die Werktätigen in Stadt und Land! Wer kämpft gegen die Plünderer?“ Vorn in der Gaststätte saßen bei Hennings Ankunft drei Bergedorfer SA-Männer in Zivil. Die Veranstaltung endete gegen 23 Uhr und kurz nach Mitternacht bestiegen Henning und Cahnbley den Nachtautobus nach Hamburg. Wenige Stationen später stiegen die drei SA-Männer aus der Gaststätte sowie ein SA-Mann in Uniform mit Begleiter zu. Offenbar verwechselten die Nationalsozialisten Cahnbley mit dem bei ihnen besonders verhassten Hamburger KPD-Führer Etkar André, denn einer von ihnen sprach ihn mit diesem Namen an und drohte ihm mit Erschießung. Als sich Ernst Henning einmischte und erklärte, es handele sich nicht um André, sondern um Cahnbley, wurde auch er bedroht. Die SA-Männer schossen dann nicht nur auf die beiden Kommunisten, sondern auch auf andere Fahrgäste und verletzten einige von ihnen schwer. Während Ernst Henning sofort tot war, überlebte Louis Cahnbley schwer verletzt.

Dieser offensichtlich geplante Mordanschlag schlug in der Öffentlichkeit hohe Wellen und rückte die NSDAP selbst bei ihren Anhängern in ein schlechtes Licht, zumal mehrere Unbeteiligte zu Schaden gekommen waren. Wohl deshalb distanzierte sich die Partei zunächst von den drei identifizierten Mördern. Sie wurden aus der Partei ausgeschlossen und genötigt, sich der Polizei zu stellen. Gleichzeitig kam jedoch Adolf Hitler persönlich für ihre Verteidigung auf und schickte den Staranwalt der Bewegung, Hans Frank, ins Feld. (Dieser wurde nach 1933 Reichsminister ohne Geschäftsbereich, im Zweiten Weltkrieg Generalgouverneur von Polen und als „Schlächter von Polen“ bekannt. 1946 wurde er im Nürnberger Prozess zum Tode verurteilt und hingerichtet.)

Die Täter, Albert Jansen, Otto Bammel und Hans Höckmair, wurden zu milden sechs und sieben Jahren Gefängnis verurteilt. Im März 1933 wurden sie entlassen und mit gut dotierten Posten versorgt.

Der Hamburger Senat reagierte auf den Mord mit einem Versammlungsverbot für KPD und NSDAP. Der sozialdemokratische Bürgermeister Roß hielt vor der Bürgerschaft eine Rede, in der er den Mord verurteilte und KPD und NSDAP als zügellose „Feinde des Staates“ gleichermaßen für die zunehmende politische Gewalt verantwortlich machte. Diese Gleichsetzung mit den Mördern löste bei der KPD wütende Proteste aus, es kam zu Tumulten und Protestkundgebungen in der Bürgerschaft und auf der Straße, zehn KPD-Abgeordnete wurden für einen Monat von den Sitzungen ausgeschlossen.

Ernst Henning wurde zunächst in Winterhude in der Leichenhalle an der Jarrestraße aufgebahrt und von dort nach Ohlsdorf zur Einäscherung überführt. Der Trauerzug soll 35.000 Menschen umfasst haben, Fahnen und Transparente



gaben ihm den Charakter einer Demonstration. Ernst Thälmann, der aus Hamburg stammende Vorsitzende der KPD, hielt die Grabrede. Nach der Trauerfeier und in der Nacht darauf kam es zu Straßenschlachten mit der Polizei. Wieder wurde geschossen, ein Unbeteiligter kam zu Tode, ein Polizist wurde verletzt. Am 24. März 1931 wurde Hennings Urne nach Bergedorf gebracht und auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. Auch hier kam es zu einem großen Demonstrationzug. Die Bergedorfer Grabrede wurde von Carl Boldt gehalten.

Der Schock über den Mord an Ernst Henning führte unter der Anhängerschaft der KPD zu einem beachtlichen Mobilisierungseffekt. Jedoch bewirkte er nicht, dass sich SPD und KPD aufeinander zu bewegten oder die bürgerlichen Parteien die Republik offensiver gegen die Bedrohung durch die NSDAP verteidigten. Eher scheint er die Spirale aus Protest, Erbitterung, gegenseitiger Schuldzuweisung und Gewaltbereitschaft weiter angeheizt zu haben, die das Ende der Weimarer Republik auch in Hamburg bestimmte.

Text: Ulrike Sparr

Quellen:

Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg (FZH), Hans-Schwarz-Archiv 13-3-3-1-2; Martina Scheffler: „Mord über Deutschland“ Die Hamburger KPD und der Mord an Ernst Henning 1931, Hamburg 2006; Alfred Dreckmann (Hrsg.): Bergedorfer Industrie in Texten und Bildern, Band 2, Bergedorf 1993; ders.: „Wer nicht getauft ist, aufsteh'n!“ Das andere Bergedorf, Hamburg 1987; ders.: In Bergedorf war alles genauso! (Schlossheft 9), 2. Aufl., Bergedorf 2004; Frank Müller: Mitglieder der Bürgerschaft – Opfer totalitärer Verfolgung, Hamburg 1993; Helmut Ebeling: Schwarze Chronik einer Weltstadt, Hamburg 1980, S. 275–293; http://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Frank (Eintrag zu Hans Frank, einges. 18.10.2010).

- **Ernst-Horn-Straße**, *Stellingen (1961)*: Ernst Horn (1875-1948), Vorsitzender der Baugenossenschaft Langenfelde
- **Ernst-Kabel-Stieg**, Hohenfelde (1957): Ernst Kabel (1879-1955), Vorsitzender des Vereins „Geborene Hamburger e.V.“. Siehe auch: Heidi-Kabel-Platz, in Bd. 2.

Ernst Eduard Kabel war selbstständiger Buchdrucker und hatte seinen Betrieb im Hinterhaus der Großen Bleichen 30. Verheiratet war er mit Agnes, geb. Oelkers, deren Vater eine Linierfabrik in der Katharinenstraße besaß.

In der Druckerei wurden Vereins-Zeitungen, Plakate für Konzert-Direktionen, Eintrittskarten, Prospekte und Broschüren gedruckt. Agnes Kabel half ihrem



Mann in der Druckerei - manchmal bis in die Nacht hinein.

In seiner Freizeit lernte Ernst Kabel auch Richard Ohnsorg (siehe: Ohnsorg-Weg, in Bd. 3 online) kennen, denn Heidi Kabels Vater trat als Rezitator und auf Plattdeutschen Abenden auf und war außerdem als Vorsitzender des Vereins Geborene Hamburger aktiv. Dieser Verein hatte sich 1897 gegründet, um ein Signal gegen die Überfremdung durch Zugezogene zu setzen. Mitglieder durften nur Männer werden, die in den Grenzen des alten Hamburgs geboren waren. Erst seit 1977 wird Frauen nicht mehr die Mitgliedschaft verwehrt.

1935 trat der Vorstand des Vereins geschlossen der NSDAP bei. Heidi Kabel schreibt dazu in ihren Erinnerungen: „Mein Vater erzählte mir, daß sicherlich auch er und die anderen Herren des Vorstandes vom Verein geborener Hamburger wohl bald in die NSDAP eintreten müßten, wollten sie nicht riskieren, ‚gleichgeschaltet‘ zu werden. ‚Gleichgeschaltet‘ hieß damals für den Verein: Einzug des Vereinsvermögens und das Einsetzen eines neuen Vorstandes aus Parteimitgliedern, der dann dem Verein auch neue, andere Ziele als die bisherigen setzen würde.

Um all‘ das zu erhalten, was der Verein seit Gründung im Jahre 1897 aufgebaut hatte, darunter das Ferienheim, das nur durch die Beiträge und Spenden der Mitglieder finanziert wurde, würden die Vorstandsherren kaum drumherum können, der NSDAP beizutreten.

Es blieb keine Wahl, wenn man als oberstes Ziel die Rettung des Vereins im Auge hatte, in jenem Jahr 1935. Daß der Grund, einen Verein zu retten, einem ein paar Jahre später, angesichts dessen, was noch geschehen sollte, nicht mehr ausreichte, um den Beitritt zu dieser Partei zu erklären, war eine schmerzliche Erfahrung. Nur konnte man aus dieser Partei auch nicht austreten, wollte man nicht seine gesamte bürgerliche Existenz verlieren.

Ein paar Wochen später trat der Vorstand des Vereins geschlossen der NSDAP bei, auch mein Vater.“ 1)

Der Vereinsvorstand verhinderte seine „Gleichschaltung“ möglicherweise tatsächlich durch eine „Selbstgleichschaltung“, allerdings um den Preis, dass der Verein von nun an „freiwillig“ die nationalsozialistischen „Spielregeln“ beherzigte, d.h., die Satzung musste z. B. dahingehend geändert werden, dass Juden kein Mitglied werden durften. Andere Vereine entzogen sich solch einer „Gleichschaltung“, indem sie sich vorher auflösten.

Zum Thema „Verlust der bürgerlichen Existenz“, wenn jemand während der NS-Zeit aus der NSDAP austrat: In der Regel kam es zu Nachfragen oder Schikanen durch die Partei, nicht aber zum Verlust der bürgerlichen Existenz (siehe dazu Wolfgang Benz (Hrsg.): Wie wurde man Parteigenosse? Frankfurt a. M. 2009).



Quellen:

1) Heidi Kabel: Manchmal war es nicht zum Lachen. Hamburg 1979, S. 118f.

- **Ernst-Mantius-Brücke, Bergedorf (1923):** *Dr. Ernst Mantius (1838-1897), Bürgermeister in Bergedorf*

- **Ernst-Mantius-Straße, Bergedorf (1897),** *siehe Ernst-Mantius-Brücke.*

- **Ernst-Merck-Brücke, Altstadt (1902):** *Ernst Freiherr von Merck (1811-1863), Kaufmann, gemeinnützig tätig*

Das Merck-Stift wurde Anfang der 1890er-Jahre von Mary Merck in den Kurzen Mühren 32 gestiftet. 1894 wurde ein neues Gebäude in der Knorrestraße 9 erbaut. 1899 fand die Integration des Gebäudes in die Amalie-Sieveking-Stiftung durch Dr. Mary Sieveking, geb. Merck (1835-1907), Vorsteherin der Amalie-Sieveking-Stiftung und Tochter der Stifterin des Merck-Stiftes, statt. 1981 erfolgte der Verkauf des Gebäudes, um ein neues Stiftsgebäude zu errichten.

- **Ernst-Merck-Straße, St. Georg (1863),** *siehe: Ernst-Merck-Brücke.*

- **Ernst-Mittelbach-Ring, Niendorf (1982):** Ernst Mittelbach (1903-1944), Gewerbeoberlehrer, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus

Siehe auch: Annemarie-Ladewig-Kehre; Catharina-Fellendorf-Straße; Erika-Etter-Kehre; Erna-Behling-Kehre; Gertrud-Meyer-Straße; Hanne-Mertens-Weg; Helene-Heyckendorf-Kehre; Katharina-Jacob-Weg; Lisbeth-Bruhn-Stieg; Margarete-Mrosek-Bogen; Margit-Zinke-Straße; Marie-Fiering-Kehre; Thüreystraße; Tennigkeitweg, in Bd. 2.

Siehe auch: Mitglieder der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen: Karl-Kock-Weg; Kurt-Schill-Weg; Rudolf-Klug-Weg; Werner-Schroeder-Straße, in Bd. 3 online.



Stolperstein vor: Brekelbaums Park 10/Atrium der G 18, Gewerbeschule für Fertigungs- und Flugzeugtechnik Ernst Mittelbach; und Stolperstein vor: Wellingsbütteler Landstraße 186.

Mahnmal: Tisch mit 12 Stühlen, siehe dazu bei: Georg-Appel-Straße.

Ernst Mittelbach kam am 31. Dezember 1903 als Sohn des Gewerbelehrers Carl Mittelbach und seiner Ehefrau Magda Boya, geb. Möller, in Hamburg zur Welt. Ernst studierte Ingenieurwesen und arbeitete als Gewerbelehrer an verschiedenen Schulen. Am Ende seines Lebens unterrichtete er als Gewerbeoberlehrer an der Gewerbeschule für Flugtechnik am Brekelbaumspark in Borgfelde. Am 7. Oktober 1938 heiratete er Kate Margaret Davis.

Als Mitglied der Widerstandsgruppe Jacob-Bästlein-Abshagen wurde er am 31. Januar 1944 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ angeklagt, zum Tode verurteilt und am Nachmittag des 26. April 1944 zusammen mit Karl Otto Mende und Kurt Vorpahl im Untersuchungsgefängnis am Holstenwall 3 hingerichtet. Seine Enthauptung wurde erst fünf Monate später vom Polizeipräsidenten in Hamburg beim Standesamt angezeigt.

Text: Hildegard Thevs, entnommen aus: www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StAH), 332-5 Standesämter, 1203+743/1944; Archiv der Ernst-Thälmann-Gedenkstätte, NS-Akten, Anklageschrift „Hornberger und Andere“; Klaus Bästlein: „Hitlers Niederlage ist nicht unsere Niederlage, sondern Sieg“. Die Bästlein-Organisation, in: Beate Meyer, Joachim Szodrzynski (Hrsg.): Vom Zweifeln und Weitermachen. Fragmente der KPD-Geschichte. Hamburg 1988, S. 44-89.

- **Ernst-Mittelbach-Stieg**, Niendorf (1987), siehe: *Ernst-Mittelbach-Ring*.
- **Ernst-Scherling-Weg**, Horn (1966): *Ernst Scherling (1859-1939), Geschäftsführer der GEG*
- **Ernst-Thälmann-Platz**, Eppendorf (1985): Ernst Thälmann (1886-1944), Hafenarbeiter, Bürgerschaftsabgeordneter, KPD-Vorsitzender, Gegner und Opfer des Nationalsozialismus

Siehe auch: Marie-Henning-Weg, in Bd. 2.



Stolperstein vor: Tarpenbekstraße 66.

Ernst Thälmann war der Sohn von Johannes und Maria Magdalena Thälmann, geborene Kohpeiss, die 1884 geheiratet hatten. Die Familie wohnte Alterwall 68. Ihre Tochter Frieda wurde am 4. April 1887 geboren. Über Frieda ist lediglich bekannt, dass sie nicht politisch aktiv war und bis zu ihrem Tod am 8. Juli 1967 in Hamburg lebte. Laut Geburtsregister gab es wahrscheinlich weitere Geschwister, die aber bereits im Kleinkindalter verstarben. Als die Eltern 1892/93 wegen Hehlerei im Gefängnis saßen, wurden Ernst und Frieda in Pflegefamilien gegeben.

Die beiden mussten als Kinder viel im elterlichen Lebensmittelgeschäft und Fuhrbetrieb mitarbeiten, so dass wenig Zeit für die Schule blieb. Trotz guter Leistungen – er hatte die „Selekta“ erreicht – verließ Ernst im Alter von 14 Jahren die Volksschule. (Die Selekta bezeichnet eine Besonderheit des Hamburgischen Schulwesens Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts. Nach Beendigung der neunjährigen Volksschule konnten begabte Schüler sie besuchen und sich unter anderem für die Bewerbung auf das Lehrerseminar qualifizieren.) Somit besaß Ernst nicht die Voraussetzung, sich zum Handwerker oder gar Lehrer ausbilden zu lassen, wie er es sich erhofft hatte. Zwei Jahre lang arbeitete er weiter im Familienbetrieb. Wegen ständiger Streitereien um seine Entlohnung – sein Vater zahlte ihm für seine Arbeit nur ein Taschengeld – und um mehr persönlichen Freiraum verließ er schließlich sein Zuhause und nahm eine Reihe von Gelegenheitsarbeiten auf Hamburger Werften an. Hier zeigte sich erstmals Thälmanns Selbstbewusstsein, das er als Heizer an Bord des Dampfers „Amerika“ ebenso an den Tag legte wie auch 1910 während einer kurzen Episode als Landarbeiter in der Nähe von New York.

Nach Hamburg zurückgekehrt, fand Ernst Thälmann wieder Arbeit im Hafen. Hier war er durch seine Erfahrungen als Gelegenheitsarbeiter politisiert worden. 1903 war er in die Sozialdemokratische Partei, 1904 in die Transportarbeitergewerkschaft eingetreten, wo er noch vor dem Ersten Weltkrieg zum Vorsitzenden der Abteilung Fuhrleute aufstieg. Als er 1910 seine zukünftige Frau Rosa Koch kennenlernte, war er als Fuhrmann tätig. Rosa, geboren am 27. März 1890 in Bargfeld, war Plätterin bei der Wäscherei „Frauenlob“, die auf einer von Thälmanns Touren lag. Die beiden heirateten 1915, kurz bevor Ernst Thälmann zur Artillerie eingezogen wurde. Wie viele, die vor 1914 politisch links gestanden hatten, kämpfte er während des gesamten Krieges loyal für sein Vaterland. Als die Armee im Herbst 1918 aufgelöst wurde, kehrte er nach Hamburg zurück. Auch als führender Kommunist blieb er stolz auf sein „Eisernes Kreuz“ II. Klasse, einer Auszeichnung, die im Frühjahr 1918 en masse verliehen worden war, um die Moral der bedrängten Truppen zu heben. Mindestens zweimal wurde Ernst Thälmann bei Kampfhandlungen verwundet.



Wieder in Hamburg, fand er eine gut bezahlte Stelle beim Arbeitsamt, wo er bis zum Inspektor aufstieg. Während dieser Zeit wurde sein einziges Kind, die Tochter Irma (6. November 1919) geboren. Ernst Thälmanns politische Karriere nahm nach dem Krieg einen rasanten Aufschwung. Er schloss sich der Hamburger Ortsgruppe der USPD an, die aus der SPD hervorgegangen war. Als führendes Mitglied ihres linken Flügels setzte er sich sehr für den Zusammenschluss der Partei mit der KPD ein, der schließlich im Dezember 1920 vollzogen wurde. Seit Februar 1919 war Thälmann Abgeordneter der Hamburgischen Bürgerschaft, ein Mandat, das er bis 1933 innehatte.

Ernst Thälmann wurde am 29. März 1921 fristlos gekündigt, nachdem er unerlaubt seinem Arbeitsplatz ferngeblieben war, um einem Aufruf der KPD zu den Waffen zu folgen und sich der so genannten März-Aktion anzuschließen. Dieser Aufstand war ein Versuch vor allem mitteldeutscher KPD-Anhänger und -Anhängerinnen, die bürgerliche Republik zu schwächen. Er scheiterte. Für kurze Zeit arbeitete Thälmann anschließend wieder sowohl für seinen Vater als Fuhrmann als auch auf Werften. Seit der „März-Aktion“ verdiente er sein Geld jedoch in erster Linie als hauptamtlicher Mitarbeiter der KPD.

Während einer Welle rechtsradikalen Terrors wurde 1922 ein Versuch unternommen, Ernst Thälmann zu ermorden. Am 17. Juni explodierte eine Handgranate vor der Erdgeschosswohnung der Familie in der Siemssenstraße 4. Sie richtete nicht nur Sachschaden an, sondern jagte auch seiner Frau und der kleinen Tochter einen Riesenschrecken ein.

1924 wurde er in den Reichstag gewählt, wo er bis zum Ende der Weimarer Republik der Parlamentsfraktion der KPD vorstand. Diese Funktion brachte längere Aufenthalte in Berlin mit sich. Außerdem war Thälmann regelmäßiger Gast in Moskau, sowohl in seiner Rolle als führender deutscher Kommunist als auch als Mitglied des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationalen. Das Exekutivkomitee lenkte die Politik der Mitgliedsparteien, koordinierte sie nach einheitlichen Grundsätzen und verfolgte als Endziel die Weltrevolution.

Sein Auftreten als „Mann aus dem Volk“ – ungelernter Transportarbeiter mit Hamburger Zungenschlag und Schiffermütze – war hilfreich für seinen Aufstieg zum Vorsitzenden einer deutschen KP Stalinscher Prägung. Persönlich nahe stand er Stalin jedoch nie. Im Herbst 1925 wurde Ernst Thälmann auf Intervention Stalins Vorsitzender der KPD und mithin zu Deutschlands prominentestem Kommunisten. Durch seine Kandidatur für das Amt des Reichspräsidenten bei den Wahlen 1925 und 1932 geriet er einmal mehr ins Scheinwerferlicht innenpolitischer Aufmerksamkeit.



Sein Spitzname „Teddy“ wurde nach dem so genannten Hamburger Aufstand von 1923 in der KPD verbreitet. Einem Parteymythos zufolge hatte er außergewöhnlichen Kampfgeist bewiesen – er sei ein Kämpfer, dem alle Kommunisten nacheifern sollten.

Für sein Familienleben wurden Thälmanns politische Aktivitäten mehr und mehr zur Zerreißprobe. Seine Frau blieb mit der Tochter in Hamburg, ab 1929 in der Tarpenbekstraße 66, wo die Wohnung aus Sicherheitsgründen im 2. Stock lag. Rosa und Irma lebten mit Rosas Vater in einem „typischen Arbeiterhaushalt“, wie es ein höherer KPD-Funktionär ausdrückte. In Berlin trat Thälmann, was Kleidung und Sprache anging, weiterhin als Hamburger Arbeiter auf. Traf er mit Menschen zusammen, die nicht aus seinem Milieu stammten, fühlte er sich unwohl. Wahrscheinlich war sein Bedürfnis nach einem Zuhause der Auslöser für eine Liebesaffäre mit seiner Vermieterin Martha Kluczynski, einer KPD-Genossin.

In ihrer Wohnung in der Lützower Straße 9 in Charlottenburg wurde Ernst Thälmann am 3. März 1933 zusammen mit seinem engen Mitarbeiter Werner Hirsch bei einer Razzia der Schutzpolizei verhaftet. Martha Kluczynski sollte ihn nicht wiedersehen. (1975 starb sie in Ost-Berlin.) Laut Polizeiakte standen Thälmanns gepackte Taschen bereit – ein Hinweis auf die (zu) späte Entscheidung, in den Untergrund zu gehen.

Ernst Thälmann verbrachte fast zwölf Jahre in Einzelhaft in Hitlers Kerkern. In den ersten Jahren wurde er gefoltert. Später bot man an, ihn freizulassen, wenn er öffentlich dem Sowjetkommunismus abschwören würde. Auf diesen Handel ließ er sich nicht ein. Thälmann saß zuerst im Berliner Gefängnis Moabit ein, bevor er nach Hannover, später nach Bautzen verlegt wurde.

Mindestens einmal wurde ernsthaft geplant, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien, aber im letzten Moment unterbanden die im Exil lebenden KPD-Führer diesen Versuch.

In all diesen Jahren erhielt Thälmann regelmäßig Besuch von seiner Frau. Indem sie Kontakt zu verschiedenen Kurieren hielt, agierte sie als Bindeglied zwischen ihm und der im Exil lebenden KPD-Führerschaft. Durch die Treue zu ihrem Mann ging Rosa ein hohes Risiko ein. Mindestens einmal wurde sie von der Gestapo verhaftet. Außerdem arbeitete sie eng mit Thälmanns Hamburger Rechtsanwalt zusammen, bis die Nationalsozialisten Mitte der 1930-er Jahre alle Aussichten auf einen Prozess zunichte machten.

Wie schon während des Ersten Weltkriegs erwies sich Thälmann auch im Gefängnis als eifriger Briefeschreiber. Die erhaltenen Dokumente ermöglichen Einblicke in seine Persönlichkeit. In Briefen an enge Angehörige – von Tochter und Frau bis zu Vater und Schwager – wechselte er übergangslos von



Familienangelegenheiten zu politischen Themen. Eine besonders enge Beziehung entwickelte er zu seinem Vater, der 1927 in die KPD eingetreten war, nachdem die Inflation sämtliche Familiensparnisse „geschluckt“ hatte. Vom Tod des Vaters am 31. Oktober 1933 erfuhr Thälmann im Gefängnis Moabit, an der Beerdigung in Hamburg am 4. November 1933 durfte er nicht teilnehmen. Seine Mutter, die ihm nicht so nahe gestanden hatte, war bereits am 9. März 1927 in Hamburg verstorben.

In der Zeitung las Ernst Thälmann gern Meldungen über Hamburg und hob hervor, er sei stolz, aus einer Stadt zu kommen, die sich als „Zentrum des Welthandels“ und „Tor zur Welt“ bezeichnete. In der Erinnerung verklärte er das Leben in seiner Heimatstadt und betonte, er habe sich unter den Menschen dort am wohlsten gefühlt.

Thälmanns Ermordung war dem Attentat vom 20. Juli 1944 auf Hitler geschuldet. Kurz nach dem misslungenen Anschlag teilte Hitler Himmler mit, Thälmann „ist zu exekutieren“. In der Nacht vom 17. auf den 18. August wurde er vom Gefängnis Bautzen ins KZ Buchenwald gebracht, wo er von der SS erschossen wurde. Im Nachkriegs-Westdeutschland gab es einige Versuche, die mutmaßlichen Mörder zu verurteilen – ohne Erfolg.

Rosa und Irma Thälmann waren 1944 im KZ Ravensbrück inhaftiert worden und wurden von der Roten Armee befreit. Nach dem Krieg lebten sie in der DDR und wirkten an der Entstehung des politisch instrumentalisierten „Mythos“ Ernst Thälmann mit. Schon während des Spanischen Bürgerkriegs hatte ein Bataillon der Internationalen Brigaden seinen Namen getragen. In der Sowjetischen Besatzungszone wurde 1948 die „Pionierorganisation Ernst Thälmann“ gegründet. Später trugen in der DDR und anderen sozialistischen Ländern unzählige Straßen und Plätze, Schulen und Arbeitskollektive seinen Namen, sogar Ortschaften wurden nach ihm benannt. Vor der kubanischen Südküste, in der Schweinebucht gelegen, gibt es eine „Ernst-Thälmann-Insel“. Auch in Hamburg wurde 1946 für einige Jahre eine Straße nach ihm benannt. Nach der blutigen Niederschlagung des Ungarn-Aufstandes zehn Jahre später, erhielt sie allerdings (1956) den bis heute gebräuchlichen Namen Budapeststraße, da man mitten im Kalten Krieg keinen Kommunisten als Namensgeber in der Öffentlichkeit aufwerten wollte.

Die Gedenkstätte Ernst Thälmann am Ernst-Thälmann-Platz (1985 so benannt) in Eppendorf hält die Erinnerung an den „Sohn seiner Klasse“, so der Titel eines Defa-Films, wach. Die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dort haben auch den Stolperstein legen lassen. Nach der „Wende“ verschwand der Name Ernst Thälmanns in den „neuen Bundesländern“ mehr und mehr aus der Öffentlichkeit, heutige junge Menschen wissen kaum noch etwas von ihm.



Ernst Thälmanns Frau Rosa starb am 21. September 1962 in Ost-Berlin, die Tochter Irma am 10. Dezember 2000 im wiedervereinigten Berlin, wo sie 1998 erfolglos als DKP-Kandidatin am Bundestagswahlkampf teilgenommen hatte.

Text: Norman LaPorte, University of Glamorgan, Wales, Übersetzung aus dem Englischen und Bearbeitung Sabine Brunotte

Quellen:

Bundesarchiv (Berlin), Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR (BA-SAPMO), NL 4003 (Thälmann Nachlass); Staatsarchiv Hamburg (StaH), Polizeibehörde I, 331-1, I, 898,902, 905; Politische Polizei, V 236-3, 236-6; Komintern Archiv (Moskau), Bestand 526 (Ernst Thälmann); dtv Lexikon, Mannheim und München 1997; mündliche Auskunft Lisa Sukowski, Gedenkstätte Ernst Thälmann Hamburg-Eppendorf, vom 6.5.2010; telefonische Auskunft StaH Jörg-Olaf Thiessen vom 7.1.2011.

Rosa Thälmann, geb. Koch (27.3.1890 Bargfeld bei Hamburg – 21.9.1962 Berlin/DDR)

Rosa Thälmann war das achte Kind eines armen Schuhmachers. Sie besuchte der Volksschule und wurde Landarbeiterin, später Wäscherin/Plätterin in der Großwäscherei „Frauenlob“. Dort lernte sie ihren späteren Ehemann Ernst Thälmann kennen, der für die Wäscherei als Kutscher arbeitete und Rosa zur „Politik brachte“. 1915 heiratete das Paar. Rosa Thälmann gehörte - so wie ihr Mann auch - seit 1918 der USPD und später der KPD an. 1919 wurde die Tochter Irma geboren. Nachdem Ernst Thälmann Anfang März 1933 verhaftet worden war, besuchte Rosa Thälmann ihren Mann alle drei Wochen in Gefängnis Berlin-Moabit und übermittelte Nachrichten. Im April 1943 wurde die Tochter Irma verhaftet, im Mai Rosa Thälmann. Im September 1944 wurden Mutter und Tochter ins KZ Ravensbrück überführt.

1950 wurde Rosa Thälmann Abgeordnete der Volkskammer in der DDR, Mitglied des Präsidiums der Antifaschistischen Widerstandskämpfer.

Quellen:

siehe www.berliner-zeitung.de/rosa-war-die-frau-von-ernst-thaelmann--ihr-mann-wurde-vor-60-jahren-hingerichtet--die-geschichte-einer-wechselvollen-liebe-im-schatten-des-denkmals-15670440

- **Ernst-Tichauer-Weg**, Bergedorf/Allermöhe (1995): *Dr. Ernst Tichauer (1888-1941), jüdischer Zahnarzt in Bergedorf, Opfer des Nationalsozialismus*

Stolperstein vor: Alte Holstenstraße 61.

Ernst Siegfried Tichauer wurde 1888 in Thorn in der Provinz Westpreußen geboren. Seine Eltern Max Tichauer und Henriette, geborene Soberski, müssen



sich finanziell gut gestanden haben, denn sie konnten ihrem Sohn den Besuch des Gymnasiums und das Studium der Zahnmedizin ermöglichen. Von Thorn zog Familie Tichauer nach Berlin. Während des Studiums an der Berliner Universität lernte Ernst Tichauer Ellie Rosenthal (geb. 6.11.1887 in Berlin, deportiert am 8.11.1941 nach Minsk) Tochter aus „gutem Hause“, kennen. Ihr Vater war der Kommerzienrath Max Rosenthal; sein Ehrentitel deutet auf eine exponierte Stellung im Wirtschaftsbereich hin. Nach dem Studium eröffnete Ernst Tichauer 1912 in Berlin am Kottbusser Damm 20/21 eine Zahnarztpraxis. Am 5. Januar 1917 zog er nach Hamburg, ließ sich dort nieder und heiratete am 10. Februar 1917 Ellie Rosenthal.

Zu dieser Zeit dürfte seine Ehefrau bereits als Zahnärztin in der Praxis mitgearbeitet haben. Anfänglich wohnten sie zur Untermiete in „bester Hamburger Lage“: An der Alster 60 Parterre, bei L' Arronge, in der Nähe der Alster-Badeanstalt. Acht Monate später wurde Ernst Tichauer zum Krieg eingezogen, Ellie Tichauer wohnte in dieser Zeit in Berlin-Neukölln. Nach Ende des Ersten Weltkrieges bezogen die Eheleute Tichauer im Januar 1919 als Untermieter Räume in der Oderfelder Straße 15 (Harvestehude), aber schon ein halbes Jahr später zogen sie nach Bergedorf, wohin auch die Zahnarztpraxis verlegt wurde. 1921 wurde die Tochter Helga geboren. 1922 schrieb Ernst Tichauer eine zahnmedizinische Abhandlung zum Thema „Die Füllung in mechanisch-statischer Beurteilung“. 1923 kam in Bergedorf der Sohn Klaus zur Welt. Die Tochter besuchte nach der Volksschule in Bergedorf die dortige Luisenschule, die sie aber Ostern 1938 zwangsweise ohne Abiturzeugnis verlassen musste. Der Sohn konnte nur bis März 1936 die Hansa-Oberrealschule in Bergedorf besuchen, dann wurde er zwangsweise an die Talmud Tora Schule (Rotherbaum) versetzt.

Die damalige Holstenstraße bildete über viele Jahre den Lebensmittelpunkt der Familie: Zuerst wohnte sie in der Holstenstraße 11 (1929–1932), später in der Holstenstraße 4a (1932–1938). Im Mai 1931 erwarben die Eheleute in Bergedorf ein Haus mit Grundstück in der Sichterstraße 6 (ehemals Boelckestraße bzw. Hauptmannstraße) für 20.000 RM – 1938 verkauften sie es notgedrungen für 15.000 RM. Die Zahnarztpraxis von Ernst Tichauer in der Holstenstraße war 1932 eine von 12 Praxen in Bergedorf, das damals 19.000 Einwohner zählte. Ab Januar 1933 versuchte die NSDAP Kunden und Patienten von jüdischen Kaufleuten, Ärzten und Juristen einzuschüchtern und fernzuhalten. An der Zahnarztpraxis Tichauer wurde ein Schild mit dem Satz „Wer zum Juden geht ...“ aufgehängt. Zusätzlich wurde dieses Schild und damit auch der Praxiseingang von dem Bergedorfer Tierarzt und Fleischbeschauer Carl Best (Reinbeker Weg 36) bewacht, der seit Mai 1933 Mitglied der NSDAP und seit Januar 1934 Mitglied



der Reiter-SA war. Seine Tochter war die beste Schulfreundin von Helga Tichauer gewesen.

Auch auf der gegenüberliegenden Straßenseite der Praxis waren zeitweilig SA-Männer postiert, sodass viele Patienten es nicht länger wagten, die Praxis zu besuchen – einige kamen erst bei Anbruch der Dunkelheit, um unerkant zu bleiben. Den dadurch herbeigeführten Patientenrückgang verschärfte der NS-Staat am 27. Juli 1933 durch eine „Verordnung über die Zulassung von Zahnärzten und Zahnpraktikern zur Tätigkeit bei den Krankenkassen“. Als Teilnehmer des Ersten Weltkrieges erhielt Ernst Tichauer zunächst eine Ausnahmegenehmigung, seine Praxis weiterhin zu betreiben. Die Drangsalierungen ließen jedoch nicht nach.

Im September 1935 trat das Ehepaar Tichauer in die Jüdische Gemeinde ein. Zum 31. Januar 1939 wurde Ernst Tichauer die Approbation entzogen und er wurde aus der Mitgliederliste der Zahnärztekammer gestrichen. Fortan durfte er nur noch jüdische Patienten behandeln. Briefbogen und Praxisstempel mussten nun einen Davidstern und den Zusatz „Zugelassen zur Behandlung jüdischer Zahnkranker“ aufweisen.

Am 27. Februar 1939 zog das Ehepaar Tichauer nach Hamburg-Harvestehude in die Isestraße 55 in den 1. Stock rechts. Die Fünfeinhalb-Zimmer-Wohnung bewohnte seit Juni 1937 Moritz Weinberg mit Ehefrau und Sohn. Von dessen Wohnung durften sie drei Zimmer sowie Küche und Bad nutzen, waren aber verpflichtet, jüdische Untermieter aufzunehmen. Im Juni 1940 zog das jüdische Ehepaar Erich und Johanna Meyer mit ihrer neugeborenen Tochter für wenige Tage ein, bevor es nach Castrop umzog. Im Januar 1941 emigrierte Familie Weinberg. Im März 1941 kamen die drei älteren Schwestern Pein – sie zogen im Dezember 1941 in ein anderes Quartier.

Da die neue Unterkunft kleiner war als in Bergedorf, verkauften die Tichauers notgedrungen die hochwertige Einrichtung des elterlichen Schlafzimmers. Die 1927 abgeschlossene Lebensversicherung bei der Provincial-Versicherung wurde zum 1. Januar 1939 aufgehoben. Die Auszahlung des so genannten „Rückkaufswertes“ vor Ende der Laufzeit bedeutete aufgrund von Stornogebühren einen finanziellen Nachteil.

Ihre beiden minderjährigen Kinder hatten sie am 2. Februar 1939 mit einem Kindertransport über die Organisation der holländischen Quäker nach England geschickt. Die 16-jährige Tochter hatte in ihrem Koffer neben wenigen Kleidungsstücken, einem Dirndl, einem Regenmantel, einem alten Tennisschläger der Mutter und einem Fotoalbum auch Literatur eingepackt: Das jüdische Jahr, Theodor Storm „Von Moor und Heide“ sowie das „Wunderbuch unserer Heimat“. Im Gepäck des 14-jährigen Sohnes befanden sich u. a. Hut,



Krawatte, Regenmantel, Badehose und ein Platten-Fotoapparat Agfa Standard 6x9 aus dem Jahre 1927.

Nach halbjährigem Schulbesuch in London unterbrach der Beginn des Zweiten Weltkriegs die Briefkontakte und Geldtransfers zwischen Deutschland und Großbritannien. Ohne Geldmittel der Eltern musste der Sohn die Schule verlassen und in einer Schuhfabrik arbeiten. Im Mai 1940 wurde der mittlerweile 17-Jährige als wehrfähiger „feindlicher Ausländer“ zuerst in Großbritannien und später für zwei Jahre in Kanada interniert. Von 1942 bis 1944 arbeitete er in Kanada in einer Schuhfabrik, ehe er sich mit 21 Jahren als Soldat zu den „Armed Forces Canada“ meldete. Seine Schwester wurde im Frühjahr 1940 ebenfalls als „feindliche Ausländerin“ für neun Monate auf der Isle of Man interniert, 1941 arbeitete sie als Sekretärin und ab 1944 als Lehrerin in Großbritannien.

Für die in Deutschland festsitzenden Eltern wurde die Lebenssituation immer bedrohlicher. Nach Berufsverbot, Strafsteuern und kompletter gesellschaftlicher Ausgrenzung folgte ab 19. September 1941 die Vorschrift, deutlich sichtbar einen Judenstern an der Kleidung zu tragen. Der mit dem Ehepaar Tichauer befreundete Kaufmann Paul Godau berichtete gegenüber dem Amt für Wiedergutmachung über die letzte gemeinsame Begegnung: „In unserer Gegenwart schloss Herr Dr. Tichauer die Wohnung ab und brachte die Schlüssel zur Gestapo nach der Moorweidenstraße zum Logenhaus, wo die Juden sich melden mussten.“

Am 8. November 1941 wurden Ernst und Ellie Tichauer ins Getto Minsk deportiert. Bereits vor der Deportation waren die Wohnungsgegenstände von der Behörde erfasst worden. Im Auftrag des NS-Staates versteigerte der Auktionator Carl F. Schlüter (Versteigerungsräume Alsterufer 12) am 30. Dezember 1941 diverse Bilder und Drucke, Möbel, Hausrat und auch Kleidungsstücke aus dem Besitz der Familie Tichauer. Drei Damenmäntel von Ellie Tichauer erbrachten 23 RM, Maskeradenkleider und ein Zylinder wurden für 5 RM ersteigert. Insgesamt erbrachte die Versteigerung 1667 RM, die an das Deutsche Reich fielen.

Der Auktionator Arthur Landjunk (Versteigerungsräume Alter Wall 64) überwies am 2. April 1942 noch einmal 118,45 RM an die Oberfinanzkasse für Versteigerungserlöse aus dem Besitz der Tichauers. Welche Gegenstände versteigert wurden, ist in diesem Fall nicht mehr nachvollziehbar, da das Versteigerungsprotokoll nicht erhalten ist. Was aus der teuren Praxiseinrichtung mit lederbezogenem Behandlungsstuhl, Bohrer, Lampe, vollständigem Instrumentenschrank, Medikamenten und Füllmaterialien wurde, ist nicht bekannt. Eine Mitnahme ins Getto Minsk kann jedoch ausgeschlossen werden.

Eineinhalb Jahre später tauchten noch einmal Lebenszeichen der Eheleute Tichauer in NS-Akten auf: Aus einem Bericht aus dem Jahre 1943 über



Erschießungsaktionen im Raum Minsk geht hervor, dass Ernst Tichauer gezwungen wurde, den Gefangenen die Goldzähne herauszubrechen, seine Frau musste ihm dabei assistieren. „Am 13. Apr. 1943 wurde der deutsche ehemalige Zahnarzt Ernst I. Tichauer und seine Frau Elisa Sara Tichauer geb. Rosenthal durch den SD (Hauptscharführer Rühle) ins Gerichtsgefängnis eingeliefert. Seit dieser Zeit wurden bei den eingelieferten deutschen und russischen Juden die Goldbrücken, Kronen und Plomben ausgezogen bzw. herausgebrochen. Dieses geschieht jedes Mal 1–2 Stunden vor der Betr. Aktion. Es wurden seit dem 13.4.1943 516 deutsche und russische Juden erledigt. gez. Günther“. Da diese Häftlings-Sonderkommandos auch zu Zeugen der Abläufe in der NS-Mordmaschinerie wurden, achtete die SS darauf, dass sie „nach Abschluss der Aktion“ erschossen wurden. Nach dem April 1943 gibt es keine Hinweise mehr über den Verbleib von Ernst und Ellie Tichauer. Später wurden sie von einem Amtsgericht auf das Jahr 1945 für tot erklärt.

Noch kurz vor dem Einmarsch britischer Truppen vernichtete die Zahnärztekammer in Hamburg Anfang 1945 die Unterlagen der ausgeschlossenen jüdischen Zahnärzte.

Text: Björn Eggert, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 213-13 (Landgericht Hamburg), 820 E 312/62. StaH 213-13 (mit Unterakte 2 Wik 561/1953); StaH 213-13 Z 5648 (Hausverkauf 1938); StaH 221-11 (Staatskommissar für die Entnazifizierung), M 2462 (Dr. Carl Best); StaH 314-15 (OFP), FVg 3788 (Helga u. Klaus Tichauer); StaH 332-8 (Alte Einwohnermeldekartei); StaH 332-8 (Hauskartei), K 2445 (Isestraße 55); StaH 351-11 (Amt für Wiedergutmachung AfW, Eg 061187 (Ellie Tichauer); StaH 351-11 (AfW), 260721 (Helga Tichauer); StaH 351-11 (AfW), 050423 (Klaus Tichauer); Landesarchiv Berlin, B Rep. 058, 1 Js 9/65, Box 80, Beistück 104, Schr. Gerichtsgefängnis Minsk v. 31.5.1943 an Generalkommissar von Weißruthenien in Minsk; TB 1929-1938 (Tichauer); TB 1936 (Tierarzt Best); Adressbuch (AB) Berlin 1912, 1913 (Ernst Tichauer); Kulturbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg: Kiek mol – neue und bewährte Stadtteilrundgänge, Hamburg 1998, S. 84 (Holstenstr. 9/11); Ingo Böhle: „Juden können nicht Mitglieder der Kasse sein“, Versicherungswirtschaft und die jüdischen Versicherten im Nationalsozialismus am Beispiel Hamburgs. Hamburg 2003, S. 14; online-Katalog der Deutschen Nationalbibliothek (Ernst Tichauer).

- **Erste Banksbrücke**, *Hammerbrook (1930)*, siehe: *Banksstraße*.
- **Erste Borstelmannbrücke**, *Hamm (1930)*, siehe: *Borstelmannsweg*.



- **Erste Grevenbrücke, Hammerbrook (1930):** *Der Weg war Eigentum der Grafen von Holstein*
- **Erwin-König-Weg, Heimfeld (1976):** *Dr. Erwin König (1880-1960), Chirurg am Allgemeinen Krankenhaus Harburg*
- **Erzbergerstraße, Ottensen (1945):** *Matthias Erzberger (1875-1921), Reichstagsabgeordneter, wurde von seinen politischen Gegnern ermordet*

Erzberger deckte 1905/06 den Kolonialskandal auf, so dass der Reichstag die Fortsetzung des Krieges gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwest-Afrika ablehnte und Reichskanzler Bülow 1907 Neuwahlen ausschreiben ließ, die berüchtigten „Hottentottenwahlen“.

Matthias Erzberger nahm es auf sich, 1918 den Waffenstillstand zu unterzeichnen, und gehörte zu den Gründungsvätern der ersten deutschen Republik. Dafür verfolgten die alten Eliten den Zentrumsolitiker mit nimmermüdem Hass – am 26. August 1921 wurde er von zwei Marineoffizieren ermordet.

Verheiratet war Erzberger seit 1900 mit **Paula Eberhard**. Das Paar hatte drei Kinder.
- **Eschelsweg, Altona-Altstadt (1950):** *Jens Jacob Eschels (1757-1842), Kapitän, Grönlandfahrer. Siehe auch: www.freedom-roads.de zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen*
- **Esmarchstraße, Altona-Altstadt (1950):** *Prof. Dr. Friedrich von Esmarch (1823-1908), Arzt, verbesserte das Lazarettwesen, Begründer des zivilen Samariterwesens*

Dem Samariterwesen wandten sich sehr schnell auch Frauen zu. Dem trug Esmarch in seinen Schriften, in denen er sich direkt an Frauen wandte Rechnung.



So wandte er sich in seinem Buch „Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen: Ein Leitfaden für Samariter-Schulen in 6 Vorträgen“ direkt an die Frauen. „Ich wende mich hierbei vorzugsweise an meine Zuhörerinnen. Ist doch die eigentliche Krankenpflege von altersher Ihre schönste Aufgabe gewesen, wird doch gerade an Ihnen, meine Damen, mit vollstem Recht die Leichtigkeit und Zartheit der Hand, die aufopfernde, treue Hingabe, die Selbstverleugnung gerühmt.“ (S. 173.) Und in seiner 1887 verfassten Schrift „Durch welche Arbeiten können sich im Kriege Frauen nützlich machen? In einem Brief an die Vorsitzende eines Hilfsvereins“ gab er u. a. Hinweise auf Kaufadressen und für die Herstellung von künstlichen Schwämmen, Mullsäcken, Binden und Dreieckstüchern und ermahnte die Frauen, nur mit gewaschenen Händen die Tätigkeit als Samariterin aufzunehmen.

Seit 1853 war Esmarch in erster Ehe mit **Anna Strohmeier** (1832-1870) verheiratet, mit der er drei Kinder hatte. Nachdem seine Frau Ende der 1860er-Jahre an Tuberkulose erkrankt war, woran sie 1870 verstarb, verliebte sich Esmarch zwei Jahre später in seine Patientin **Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg** (1833-1917), eine Tante der späteren Deutschen Kaiserin Auguste Viktoria (siehe auch: Augustenpassage und Auguste-Victoria-Kai, in Bd. 2). Das Paar heiratete im selben Jahr auf Schloß Primkenau. Es wird kolportiert, dass der renommierte Arzt Esmarch von der als resolut bezeichneten Prinzessin geheiratet worden sei. Das Paar bekam ebenfalls drei Kinder.

Durch die Heirat mit einer Adligen und der Verbindung zum Kaiserhaus „hob“ sich Esmarchs gesellschaftliche Stellung und er wurde 1887 in den erblichen Adelstand erhoben.

Dass solche morganatischen Ehen im Hochadel nicht gern gesehen, ja sogar gefürchtet wurden, ist einem Brief von Prinzessin Charlotte von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (1803-1880) zu entnehmen, die „selbst Spross einer unebenbürtigen Ehe“ 1) war. Anlässlich der morganastischen Heirat ihrer Nichte Henriette Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg mit Esmarch schreibt sie „an ihren Neffen Friedrich (...) Henriettes ältesten Bruder und Augustenburgischen Hauschef: ‚Lieber Fritz (...) Tief betrübt und schmerzlich ist uns die Nachricht von der morganatischen Heirath Deiner Schwester Henriette gewesen, und) besonders daß ich mir für sie, die doch sonst so ganz verschiedene Grundsätze aussprach ,) kein Glück aus einer solchen Verbindung verspreche. Ich habe ja so lange gerade in den Kreisen gelebt, in welche sie jetzt eintritt, und) weiß ,) was ihr besonders von den Frauen derselben bevorsteht. Gebe Gott ,) daß sie ihren Schritt nie bereuen möge, wenn erst der Rausch der Leidenschaft vorüber ist. Wie werden die Feinde unseres Hauses



triumphieren! ...) Wie tief betrübt ich bin, vermag ich nicht auszusprechen. ...).“
2)

„Der gesellschaftliche Ehrgeiz seiner Gattin brachte Esmarch Auseinandersetzungen mit seinem Assistenten Gustav Adolf Neuber und mit seinem Kollegen Professor Heinrich Quincke. Einerseits ging es um ein neues antiseptisches Verfahren in der Wundbehandlung, zum anderen um die Dienstvilla, die Esmarch nicht zugunsten eines Neubaus der Medizinischen Klinik räumen wollte. Diese Auseinandersetzungen überschatteten Esmarchs Alter und führten zur Entfremdung von der Fakultät und der breiten Öffentlichkeit. In Schleswig-Holstein aber blieb Esmarch der verehrte Chirurg, der viele Ehrungen erhalten hatte.“ 3)

Quellen:

1) Silke Marburg: Europäischer Hochadel. Berlin 2008, S. 184.

2) Ebenda.

www.kiel.de/kultur/stadtgeschichte/ehrenbuerger/friedrich_von_esmarch.php

- **Euckenstraße, Tonndorf (1951): Prof. Rudolf Christoph Eucken (1846-1926), Philosoph, Nobelpreis für Literatur**

Eucken hatte eine enge Bindung zu seiner Mutter Ida Maria, geb. Gittermann (1814-1872). Sein Vater Ammo Becker Eucken – ein Postmeister – war bereits gestorben, als Eucken noch ein kleines Kind war.

1882 war Eucken mit der siebzehn Jahre jüngeren **Irene Passow** (1863–1941) verheiratet. Das Paar bekam zwei Söhne und eine Tochter. Der Sohn Arnold wurde Chemiker, der Sohn Walter Nationalökonom. Die Tochter **Ida Marie** (1888 – 1943) wurde Konzertsängerin (Sopran) und trat u. a. mit Max Reger auf (siehe Regerstieg und Regerstraße, in Bd. 3 online), einem Freund ihres Vaters. Ida Marie verlobte sich mit dem Pianisten und Komponisten Walt Jäger, mit dem sie gemeinsam auftrat, der aber an einer im Ersten Weltkrieg zugezogenen Verwundung verstarb. Ida Maria heiratete keinen anderen Mann und bekam auch keine Kinder. Sie arbeitete in der Geschäftsstelle des Euckenbundes und im Kuratorium des Eucken-Hauses sowie bei der Herausgabe der Zeitschrift „Die Tatwelt“ mit.

Bei Irene Passow brach, nachdem ihre Kinder größer waren, „die alte Jugendsehnsucht nach künstlerischer Betätigung durch. Irene Eucken wurde Malerin. Jahrelang gehörten nun ihre Vormittage ... der Ausbildung in der Kunsthochschule Weimar, die übrige Zeit dem Haushalt und der Familie ... Sie arbeitete ... mit wachsendem Erfolg. Stilleben entstanden, Landschaften, Porträts – Bilder, mit denen sie allmählich das Lob wirklicher Kenner errang,



daneben aber auch kunstgewerbliche Arbeiten“¹⁾ Sie stellte u. a. gemeinsam mit Ada Nolde (siehe: Noldering, in Bd. 3 online) und Ludwig Kirchner aus (siehe: Kirchnerweg, in Bd. 3 online).

Darüber hinaus führte Irene Eucken den für seine Gastfreundschaft gerühmten Professorenhaushalt. Solche Art der Geselligkeit wurde auch in anderen Häusern in Jena gepflegt. „Aus Briefen und Erinnerungen spricht der Wille, mittels Malerei, Kunst, Literatur, Musik sowie Aufgeschlossenheit gegenüber brennenden Zeitfragen ein ‚Gegengewicht gegen die Öde der konventionellen Geselligkeit‘ zu bilden. (...) Euckens beherbergten Ferdinand Hodler während seines Jena-Aufenthaltes 1908. (...) Der Wunsch nach Weltläufigkeit verband sich mit dem Reformgeist der Jahrhundertwende. Man glaubte an die friedliche Veränderbarkeit der Welt. Den allerdings ungebrochen traditionellen Rollenerwartungen entsprechend fiel den Frauen hier eine besondere Aufgabe zu. Nicht nur Irene Eucken, Anna Auerbach, Clara Rosenthal (...) brillierten in der Rolle der Gastgeberin (...).“²⁾

Im Jahre 1903 gründete Irene Eucken die Gesellschaft der Künstler und Kunstfreunde von Weimar und Jena.

Aber damit nicht genug. Hatte sie im Ersten Weltkrieg – wie viele bürgerliche Frauen in Deutschland - noch die Küche eines Lazaretts geleitet, gründete sie 1921 die Textil- und Kunstwerkstätten GmbH und ließ im Euckenschen Haus technische Anlagen für die Stickereiabteilung der GmbH einrichten. An diesen Maschinen fertigten Frauen nach den Entwürfen von Irene Eucken Stickereien an.

Irene Eucken war nicht nur Malerin, sondern auch Designerin für Kunstgewerbe und Mode. So hatte sie z. B. 1916 in Bremen eine „Ausstellung von Kleidern aus der Stickstube von Frau Eucken.“ Hierfür fertigte Kirchner drei Holzschnitte für den Katalog an.

Nach dem Tod ihres Mannes 1926 vermietete sie zwei Drittel des Hauses an die Universität Jena, die dort 1928 das Eucken-Haus, einen geistigen Mittelpunkt für ausländische Gelehrte und Studenten, einrichtete. Das Haus wurde auch zur Tagungsstätte für den Euckenbund, der sich der Erhaltung und Verbreitung des geistigen Erbes Rudolf Euckens widmete. Irene Eucken organisierte die Euckenbund-Tagungen, die bis 1938 durchgeführt wurden, und stellte ihre Kraft dem Rudolf-Eucken-Haus in der Botzstraße 5 zur Verfügung.

Quellen:

- 1) Erinnerungen von der Schwiegertochter Edith Eucken-Endsiek, zit. nach: Lüder Gerken (Hrsg.): Walter Eucken und sein Werk. Rückblick auf den Vordenker der sozialen Marktwirtschaft. Tübingen 2000, S.57.



- 2) Meike G. Werner: *Moderne in der Provinz. Kulturelle Experimente im Fin de Siècle* Jena. Göttingen 2003, S. 55f.

- **Eulerweg, Rahlstedt (1957): Leonhard Euler (1707-1783), Schweizer Mathematiker**

In erster Ehe war Leonhard Euler seit 1733 mit **Katharina Gsell** (1707-1773), Tochter des russischen Hofmalers Gsell und seiner Ehefrau Maria Gertrud von Loen, verheiratet und bekam mit ihr dreizehn Kinder. Nach ihrem Tod heiratete er drei Jahre später ihre Halbschwester **Salomea Abigail** (1723-nach 1790), Tochter oder Enkelin (es gibt in der Literatur verschiedene Versionen) der Malerin Maria Dorothea, verheiratete Gsell (3. Ehefrau von Gsell), die eine Tochter von Maria Sibylla Merian war (siehe: Meriandamm, in Bd. 2).

Euler wurde von Katharina der Großen gefördert, die seit 1762 als Kaiserin von Russland amtierte. Sie schenkte Euler ein Palais in St. Petersburg, wo er mit seinem Sohn Johann Albrecht lebte. Euler arbeitete in St. Petersburg Kunstammer. 1771 erblindete Euler, arbeitete aber dennoch weiter mit Hilfe seiner Söhne Johann Albrecht (1734-1800), Karl (1740-1790) und Christoph (1743-1808) sowie seines Sekretärs Nikolaus Fuß.

Als Euler noch in Berlin arbeitete, nahm er 1750 nach dem Tod seines Vaters, seine Mutter auf. Sie lebte bei ihrem Sohn bis zu ihrem Tode 1761.

- **Everlingweg, Billstedt (1964): Dr. h. c. Henry Everling (1873-1960), Gold- und Silberschmied, Bürgerschaftsabgeordneter, Geschäftsführer verschiedener Konsumgenossenschaftlicher Betriebe, Ehrensensator der Universität Hamburg, Ehrenbürger der Stadt Hamburg**

1933 verhalf Everling dem späteren Hamburger Bürgermeister Max Brauer (siehe: Max-Brauer-Allee, in Bd. 3 online), den er aus gemeinsamer Tätigkeit bei der Produktion kannte, durch Überlassung seines Passes zur Flucht. Während des Zweiten Weltkrieges wurde Everling mehrmals verhaftet.

- **Ewaldsweg, Hamm (1910): Gotthold Ewald, Grundstückseigentümer**



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Faaßweg, Eppendorf (1921):** *August Heinrich Faaß (1806-1887), Pastor in Eppendorf*

Verheiratet mit Emmy, geb. Schröder (1808-1890).

- **Faberstraße, Eimsbüttel (1895):** *Hans Jacob Faber (1716-1800), Senatssyndikus, begründete die Fabersche Fideikommission, Vorbesitzer des Geländes*

„Noch nicht 14 Jahre alt, verlor er seinen Vater. Aber die Mutter [Maria, geb. Stockfleth], Tochter des angesehenen Kaufmannes Martin Stockfleth, Schwester von Daniel Stockfleth, der an Stelle des Vaters zum Bürgermeister gewählt wurde, tat, von Freunden beraten, alles, um die Studien ihres Sohnes mit Nachdruck zu fördern. (...) In seinem persönlichen Leben hatte er schon am 5. Dezember 1747 bald nach der Ernennung zum Sekretär die wohl edle Jungfrau Catharina Schele, Tochter des Bürgermeisters Martin Lucas Schele, geheiratet. Mit ihr lebt er 47 Jahre in engverbundener und zärtlicher Liebe. Sie gebar ihm den einzigen Sohn Martin Johannes am 4. Juni 1752, der am 30. September 1775 sein Studium in Göttingen als Doktor beider Rechte abschloss (...). Seine erhabene Ehefrau starb nach verschiedenen Gichtanfällen schließlich an Wassersucht. Dieses Trostes beraubt, wurde er, selbst schon alt und krank, auf das schwerste mitgenommen und verbringt so den Rest seines Lebens.“ 1)

Quellen:

- 1) Senatssyndikus Johannes Jacob Faber (7. März 1716 – 1. August 1800). Verfasser des Nekrologs: Joh. A. Reimarus 1800. Aus dem Lateinischen übersetzt: Christoph W. Büsch 2007. Transkription: Dr. Axel Freiherr von dem Bussche 2008. Unter: www.hamburgerpersoenlichkeiten.de/hamburgerpersoenlichkeiten/member_file_uploads/helper.asp?id=1145

- **Fabriciusstieg, Bramfeld (1952):** *Johann Albert Fabricius (1668-1736), Rektor des Johanneums*



Verheiratet mit der 32 Jahre jüngeren **Margaretha, geb. Schultze** (1700-1736). Das Paar hatte zwei Töchter. Eine der Töchter, Joh. Friederike, heiratete Hermann Samuel Reimarus (siehe: Reimarusstraße, in Bd. 2).

- **Fabriciusstraße**, Bramfeld (1945), siehe: Fabriciusstieg.
- **Falckweg**, Othmarschen (1950): *Prof. Dr. Nikolaus Falck (1784-1850), Jurist, Rechtshistoriker in Schleswig-Holstein*

Verheiratet, Vater von sieben Kindern.

- **Falladabogen**, Bramfeld (1979): *Hans Fallada (1893-1947), Schriftsteller*

Der als Rudolf Ditzen geborene Schriftsteller, der unter seinem Pseudonym Hans Fallada bekannt wurde, kam auf Intervention seiner Eltern zum ersten Mal als Schüler in ein Sanatorium, nachdem er einer ihm nur flüchtig bekannten jungen Frau nachgestellt und deren Eltern und ihr anonyme und anzügliche Briefe geschrieben hatte.

Während des Ersten Weltkriegs und kurz danach war er zwischen 1917 und 1919 wegen seiner Alkohol- und Morphinsucht wieder in Privatsanatorien. Damals begannen seine ersten schriftstellerischen Versuche. Später musste er wegen Betrugs- und Unterschlagungsdelikte, die er auf Grund seiner Drogen- und Alkoholsucht begangen hatte, zweimal in Haft.

1928 nach seiner zweiten Haftentlassung lernte er in Hamburg **Anna Issel** (Suse) (12.3.1901 Geestemünde – 8.8.1990 Feldberg) kennen. Er lebte damals als Untermieter bei Annas Eltern in der Eiffestraße. Ein Jahr später heiratete das Paar, konnte aber noch nicht zusammenziehen, weil das Geld fehlte. So blieb Anna noch bei ihrer Mutter, während Hans Fallada in Neumünster wohnte, wo er im dortigen Fremdenverkehrsverband und als Reporter arbeitete. Das Paar bekam im Laufe der Zeit vier Kinder, von denen zwei schon früh verstarben.

Nach der Machtübernahme durch Nationalsozialisten wurde Hans Fallada, der als Schriftsteller seit Anfang der 1930er- Jahre Erfolg hatte, von seinen Vermietern denunziert wegen angeblich staatsfeindlicher Äußerungen. Hans Fallada kam kurz in Haft. Nach seiner Entlassung wurden seine Werke seitens



des nationalsozialistischen Staates negativ beurteilt. Sein Buch „Wolf unter Wölfen“, das als Kritik an der Weimarer Republik gesehen wurde, wurde jedoch von Joseph Goebbels gelobt.

Anna Ditzen war dem Schriftsteller Fallada eine große Stütze. „Sie hat mich erst zu dem gemacht, was ich geworden bin, sie hat einen Verbummelten wieder das Arbeiten gelehrt, einen Hoffnungslosen die Hoffnung“, so Fallada, der seine Frau für seinen Roman „Kleiner Mann – was nun?“ als Romanvorlage („Lämmchen“) nahm. 1944 ließ sich das Ehepaar Ditzen wegen Falladas Alkohol- und Drogensucht scheiden, lebte aber noch einige Zeit zusammen auf ihrem Hof in Carwitz. In dieser Zeit schoss Ditzen im Drogenrausch während eines Streits mit seiner geschiedenen Frau mit einer Pistole in einen Tisch. Er wurde wegen versuchten Totschlags angeklagt und verurteilt und kam in den Maßregelvollzug zur Beobachtung in die Abteilung Heil- und Pflegeanstalt der Landesanstalt Neustrelitz-Strelitz. Hier schrieb er auch seinen Roman „Der Trinker“. Nach einigen Monaten wurde er wieder entlassen und heiratete zwei Monate später im Februar 1945 die fast 30 Jahre jüngere Ursula Losch, geb. Boltzenthal (gestorben 1958), die ebenfalls drogen- und alkoholabhängig war. Um beider Drogensucht zu finanzieren, prostituierte sich Ursula und infizierte sich und ihren Mann mit Syphilis. 1946 wurde Ditzen wegen seiner Alkoholkrankheit und Morphinismus in die Nervenlinik der Berliner Charité eingewiesen. Wenige Monate später starb er an Herzversagen.

Ditzens geschiedene Frau Anna, die nach der Scheidung allein auf dem Hof in Carwitz lebte und dort Ackerbau betrieb sowie Feriengäste aufnahm, wurde Falladas Nachlassverwalterin. 1965 verkaufte sie den Hof an den Kinderbuchverlag Berlin und zog nach Feldberg.

- **Fallstraße, Rahlstedt (1951):** *Leo Fall (1873-1926), Österreichischer Operettenkomponist*

Falls Werke wurden von den Nationalsozialisten verboten.

Verheiratet war Leo Fall seit 1904 mit **Berta Jadassohn** (1880–1934), Tochter der Gesangspädagogin Helene Jadassohn, geb. Friedländer (1843-1891) und des Musiktheoretikers Salomon Jadassohn. Leo Fall hatte Rahel Raphaële (Berta) Jadassohn 1904 im Harmonie-Verlag in Berlin kennengelernt, wo Berta Jadassohn im Sekretariat arbeitete. Sie war die Schwester eines der Verlagsinhaber. 1904 heiratete das Paar. Jahre zuvor war Leo Fall 1897 Vater einer unehelichen Tochter geworden. Die Mutter hieß Sophie Frieda Corleisen, geb. Behrmann, die Tochter Rischka Corleisen. Leo Fall zahlte für seine Tochter



Unterhalt. „Es wird heute spekuliert, dass die Überweisungen über das Verlagshaus ‚Block Erben‘ gingen, damit seine Frau Bertha nichts davon wissen sollte.“ 1)

Wegen der Affären ihres Mannes kriselte die Ehe und seine Frau Bertha wandte sich sogar an einen Anwalt, um die Scheidung einzureichen. Doch dann kam es wieder zu einer Versöhnung.

Leo Fall verdiente viel Geld; er und seine Frau gaben aber auch viel Geld aus. Nach seinem Tod veramte Bertha Fall wegen schlechter Beratung in finanziellen Angelegenheiten. Als sie keinen Ausweg mehr sah, nahm sie sich am 12.12.1934 in Wien das Leben.

Quellen:

- 1) Karin Ploog: ... Als die Noten laufen lernten ... Geschichte und Geschichten der U-Musik bis 1945. Erster Teil. Norderstedt 2014, S. 251.

- **Fassbinderweg**, *Langenhorn (2010): nach dem historischen Handwerksberuf der Fassbinder.*

- **Feddersenstraße**, *Groß Flottbek (1950): Martin Peter Feddersen (1849-1930), Maler und Bildhauer aus Altona*
Verheiratet seit 1887 mit der Klavierlehrerin **Dora Ehlers**. Das Paar hatte drei Kinder.

- **Fehlandtstraße**, *Neustadt (1827): Christian Detlef Fehlandt (1780-1850), Grundeigentümer*
Verheiratet seit 1815 mit **Maria Magdalena Bichels** (1796- nach 1841). Das Paar hatte einen Sohn.

- **Fehlinghöhe**, *Steilshoop (1973): Jürgen Fehling (1885-1968), Regisseur und Vorbesitzer des Geländes*



Fehling stand auf der Gottbegnadeten-Liste (Führerliste) der wichtigsten Künstler des NS-Staates. In der Zeit des Nationalsozialismus inszenierte Fehling Blut- und Boden-Stücke von Hans Friedrich Blunck, Friedrich Griese und Hanns Johst. Seit 1934 arbeitete er am Gendarmenmarkt unter Gustaf Gründgens. Im „November 1935 in Anwesenheit von Göring und Goebbels Aufführung des Stücks ‚Thomas Paine‘ des Nazi-Barden Johst. Goebbels am 17.11.1935 im Tagebuch: ‚Ein Revolutionsdrama erster Klasse. Von Fehling hinreißend inszeniert.“ 1) Zwischen 1935 und 1936 war Fehling Gastregisseur am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und von 1941 bis 1944 wieder am Gendarmenmarkt.

Anselm Heinrich schreibt in seiner Abhandlung „Brüche und Kontinuitäten. Theater im ‚Dritten Reich‘ und in der Bundesrepublik“ 2): „Bei der Klassikerpflege kam es in einzelnen Fällen zu durchaus mutigen Inszenierungen, und dem Regime gelang es nie, die Theaterarbeit vollends zu kontrollieren (was auch letztendlich gar nicht in Goebbels’ Interesse lag). Die Regisseure Gustaf Gründgens, Heinz Hilpert und besonders Jürgen Fehling verstanden es, in ihren Inszenierungen den totalitären Charakter des Regimes subtil zu kritisieren. Beispielsweise wurde in Jürgen Fehlings *Richard III.* von 1937 Gloster als gnadenlos agierender und kühl kalkulierender Machtpolitiker dargestellt, dessen hinkender Gang an Goebbels erinnerte, und auch die Uniformen sahen denen der SS zum Verwechseln ähnlich. 3) Fehlings politische Rücksichtslosigkeit und künstlerische Kompromisslosigkeit, Hilperths Humanismus und Gründgens’ Ästhetik schienen kaum in Einklang zu bringen mit den Forderungen der NS-Kulturpolitik an ein völkisches Theater. Und dennoch passten sie ins politische Konzept. Die NS-Führung schmückte sich geradezu mit diesen Starregisseuren, erschien kultiviert, ja fast liberal, und konnte sich damit in der deutschen Öffentlichkeit – aber auch international – als kulturvolle Regierung präsentieren. Dies fiel umso leichter, als die genannten Regisseure Ausnahmen blieben und man ihnen (relative) Freiheiten einräumen konnte, die weniger berühmten Theatermachern nicht gewährt wurden. In diesem Sinne erscheinen die Inszenierungen von Hilpert und Gründgens, die von dem Theaterhistoriker Wilhelm Hortmann und anderen bis heute als Beispiele mutigen Widerstands gewertet wurden, sehr viel harmloser und weniger politisch als bisher angenommen. 4) (...)

Die Schließung aller deutschen Theater ein knappes Jahr vor Kriegsende erleichterte die Rede vom Neubeginn nach dem 8. Mai 1945, denn es war tatsächlich keine Spielstätte mehr geöffnet. Kaum ein Theater war zudem von alliierten Luftangriffen verschont geblieben, nicht wenige waren restlos zerstört. Zumindest theoretisch hätte also die Möglichkeit eines grundlegenden Neuanfangs durchaus bestanden. Dass dieser nicht zustande kam, lag nicht nur



daran, dass es zumeist an den entsprechenden Persönlichkeiten fehlte, die einen demokratischen Neubeginn auf dem Theater glaubhaft hätten versinnbildlichen können, es fehlte auch am Willen und an der Überzeugung von der Notwendigkeit eines solchen Schritts. Den Theaterschaffenden war es nämlich schon vor 1945 gelungen, die Legende von der unpolitischen Kunst sorgsam zu pflegen. Trotz entgegengesetzter offizieller Verlautbarungen während der NS-Zeit, die den Theatermachern eine eindeutig politische Rolle zuwies, stellten die Theater in diesem geschönten Selbstbild ein Rückzugsgebiet während des Krieges dar, einen Ort, an dem die Vorstellung des kultivierten Deutschlands aufrechterhalten wurde (...) Eine Aufarbeitung der NS-Vergangenheit schien vielen in Anbetracht solcher ‚Leistungen‘ nicht nötig (...). Entsprechend boten etliche Theatergeschichten noch bis in die 1980er- Jahre hinein keine Aufarbeitung der Verstrickung der Theater in das NS-Regime, sondern stellten lediglich die künstlerischen Leistungen während dieser Zeit heraus – wenn sie sich überhaupt damit beschäftigten. (...)“5)

Fehling war der Enkel des Dichters Emanuel Geibel (siehe: Geibelstraße, in Bd. 3 online). Er litt unter einer manisch-depressiven Erkrankung und befand sich in klinischer Behandlung.

Seine Lebensgefährtin war die Theaterschauspielerin **Joana Maria Gorvin**, richtiger Name: Maria Gerda Glückselig (30. September 1922 Sibiu (Hermannstadt) - 2. September 1993 Klosterneuburg).

Joana Maria Gorvin war die Tochter des Dirigenten und Musikpädagogen Karl Max Glückselig. Ihre Mutter hatte Gesang studiert und gab Gesangsunterricht. 1938 begann sie in Berlin an der Schauspielschule des Berliner Staatstheaters bei Gustaf Gründgens. Auf sein Anraten hin nahm sie den Künstlerinnennamen Gorvin an, da ihr richtiger Nachname Glückselig antisemitische Reaktionen hätte hervorrufen können.

Fehling hatte sie kennengelernt, da war sie siebzehn und er 54 Jahre alt. „Fehling inszenierte im Staatstheater Billingers ‚Am hohen Meer‘. Dazu wurden Schauspielschülerinnen gebraucht. Fehling sah die junge Gorvin das erste Mal. Sie durfte als Double für Käthe Gold die Beleuchtungsprobe machen. Es war ein recht harter Kampf, bis Fehling die junge Künstlerin als Schauspielerin anerkannte. Er wollte sie nicht auf der Bühne sehen. Er wollte sie ausschließlich für sich allein besitzen. Als Mensch. Aber Joana Maria Gorvin setzte dem eisernen Willen Fehlings, von dem es hieß, er habe erst jeden Schauspieler ‚zerbrochen‘, um ihn nach seiner künstlerischen Vorstellung wieder zusammenzubauen, den eigenen Willen entgegen. Sie sprach kurzerhand beim Potsdamer Stadttheater vor, wurde engagiert und nun von Fehling akzeptiert.“ 6)



Auf Empfehlung Jürgen Fehlings kam sie 1943 dann in das Gründgens-Ensemble des Berliner Staatstheaters am Gendarmenmarkt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm sie auch Sprechrollen im Hörfunk. 1960 traf sie wieder auf Gustav Gründgens, der am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg inszenierte. Sie erhielt von ihm Engagements und zog mit Fehling nach Hamburg. Damals war Fehling schon „mit einigen Unterbrechungen Patient der Psychiatrischen Klinik von Professor Bürger-Prinz. Kein Tag vergeht, an dem Joana Maria Gorvin nicht nach Eppendorf fährt und drei bis vier Stunden in Fehlings Krankenzimmer verbringt. Fehling nimmt sehr regen Anteil an ihrer Arbeit. Er liest ihre Kritiken, sieht sich die Fotos an, macht treffsichere Bemerkungen zu neuen Inszenierungen. (...). Joana Maria Gorvin sagt etwas sehr Schönes über ihre Beziehungen zu diesem Mann: ‚Wenn Fehling nicht mehr da ist, werde ich ihn vermissen als einen Gradmesser. Seit Beginn meiner Karriere ist er das Thermometer, an dem ich meine Leistung ablese. Er hat den sechsten Sinn unter der Haut.‘ (...).“ 7)

Nachdem ihr Ehemann Jürgen Fehling 1968 gestorben war, wurde Joana Gorvin seine Archivverwalterin. 1971 heiratete Joana Maria Gorvin den Großkaufmann Dr. Maximilian B. Bauer. 1974, nach einem Streit mit dem Intendanten des Schauspielhauses in Hamburg, Ivan Nagel, verließ sie das Theater und zog mit ihrem Mann 1975 nach Klosterneuburg bei Wien. Ab 1978 trat sie mehrmals bei den Salzburger Festspielen auf. Ihre letzte große Rolle spielte sie 1992 in Berlin in Botho Strauß' Stück „Schlusschor“. Joana Maria Gorvin starb kurz vor ihrem 71. Geburtstag an einer Gehirnblutung. Ihr Ehemann stiftete 1995 den Joana-Maria-Gorvin-Preis, der seitdem alle fünf Jahre von der Akademie der Künste (Berlin) vergeben wird.

Qellen:

- 1) Ernst Klee: Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2009, S. 133.
- 2) Anselm Heinrich: Brüche und Kontinuitäten. Theater im „Dritten Reich“ und in der Bundesrepublik, in: Zeitgeschichte-online, Dezember 2012, URL: <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/brueche-und-kontinuitaeten>
- 3) Zit. nach Anselm Heinrich: Vgl. Rühle, Günther. „Ich bin Fehling. Shakespeares *Richard III.*, eine Inszenierung in der Diktatur – Jürgen Fehlings nicht geheures Theater“. *Theater heute* (Oktober 2002). S. 34-41. Vgl. auch Hortmann, Wilhelm. *Shakespeare und das deutsche Theater im 20. Jahrhundert. Mit einem Kapitel über Shakespeare auf den Bühnen der DDR von Maik Hamburger*. Berlin: Henschel, 2001. S. 151-155; siehe auch London, John. „Non-German Drama in the Third Reich“. London, John (Hg.). *Theatre under the Nazis*. Manchester: Manchester University Press, 2000. S. 247-250.
- 4) Zit. nach Anselm Heinrich: Vgl. Elisabeth Schulz Hostetter. *The Berlin State Theatre under the Nazi Regime – A Study of the Administration, Key Productions, and Critical Responses from 1933-1944*. New York: Mellen Press, 2004. S. 185-188. Schulz-Hostetter urteilt



differenzierter, indem sie Gründgens und Fehling zwar zugesteht, kritische Töne angeschlagen zu haben, andererseits aber auch deutlich macht, dass ihre Inszenierungen eindeutig „products of their time“ gewesen seien (ebd., S. 187).

- 5) Anselm Heinrich, a. a. O.
 - 6) Eberhard von Wiese: Hamburgs Bühnenlieblinge privat. Geistverwandt: Die Gorvin und Quadflieg. Hamburger Abendblatt vom 26.3.1966.
 - 7) Ebenda.
-
- **Fehsenfeldstraße, Rahlstedt (1950): August Fehsenfeld (1861-1933), Vorbesitzer des Geländes**

 - **Fehrsweg, Fuhlsbüttel (1925): Johann Hinrich Fehrs (1838-1916), niederdeutscher Dichter**

Fehrs war seit 1865 verheiratet mit der Pastorentochter **Maria Amalia Rehquate** (7.2.1834 Breitenberg – 28.9.1899 Bargum). Das Paar hatte sechs Söhne und zwei Töchter. Maria Amalia Fehrs war in Itzehoe durch ihre Tätigkeit sehr bekannt. Sie hatte 1884 – ein Jahr vor ihrer Heirat mit Johann Hinrich Fehrs - eine private Mädchenschule gegründet, die Vorläuferin der späteren Auguste-Viktoria-Schule. Zuerst führte sie die Schule allein und war auch die einzige Lehrerin. Doch es gab immer mehr Anmeldungen von Schülerinnen, so dass Maria Amalia Rehquate Lehrer einstellen musste. Einer von ihnen war Johann Hinrich Fehrs. Ein Jahr nach der Hochzeit bekam Maria Amalia ihr erstes Kind, das letzte der acht Kinder im Jahre 1878. Fehrs leitete nun die Schule.

 - **Feilenhauerweg, Langenhorn (2010): nach dem historischen Beruf der Feilenhauer.**

 - **Feiningerstraße, Billstedt (1971): Lyonel Feininger (1871-1956), Maler**



1901 heiratete Feininger **Clara Fürst** (geboren 1879 in Berlin, am 10.1.1944 deportiert ins KZ Theresienstadt, weiter deportiert am 23.10.1944 ins KZ Auschwitz), die Schwester des Malers Edmund Fürst und Tochter des jüdischen Malers und Bildhauers Gustav Fürst. Clara Fürst lernte Feininger wohl über ihren Bruder kennen. Das Paar bekam zwei Kinder (geboren 1901 und 1902).

1903 lernte Feininger die Künstlerin **Julia Berg**, geborene Lilienfeld (1881–1970) kennen. Damals studierte Julia Berg an der Großherzoglichen Kunstschule in Weimar, später wurde sie freischaffende Malerin. Feininger und Julia Berg trennten sich von ihren Ehepartnern und zogen 1906 nach Paris.

„Clara Feininger lebte seit etwa 1915 zwanzig Jahre lang in Berlin-Steglitz, Birkbuschstraße 6. Den Berliner Adressbüchern zufolge war sie Pianistin. Vermutlich lebte sie von den Unterhaltszahlungen, die Lyonel Feininger nach der Scheidung 1907 an sie leisten musste. (...) Am 10. Januar 1944 wurde sie mit dem 99. Alterstransport nach Theresienstadt deportiert und von dort am 23. Oktober 1944 nach Auschwitz. Sie hat nicht überlebt.“ 1) Für sie wurde in Berlin vor dem Haus Beethovenstraße 29 ein Stolperstein verlegt.

In Paris wurde Feiningers und Julia Bergs gemeinsamer Sohn Andreas (1906–1999) geboren. Feininger studierte am Atelier Colarossi und war bei der *Chicago Sunday Tribune* unter Vertrag für zwei Comic-Serien. 1908 heirateten Lyonel Feininger und Julia Berg und zogen nach Berlin. Dort wurden zwei weitere Söhne geboren: Laurence (1909–1976) und Theodore Lux (1910–2011). 1926 zog die Familie nach Dessau. Während der Zeit des Nationalsozialismus galten Feiningers Werke als „Entartete Kunst“. 1937 verließ das Ehepaar Feininger wegen der jüdischen Herkunft von Julia Berg Deutschland und emigrierte in die USA.

Quellen:

Claudia Schoppmann, Hannelore Emmerich: Stolperstein für Clara unter: <http://www.stolpersteine-berlin.de/de/biografie/1281>

- **Feldnerstraße, Heimfeld (1890):** *Wilhelm Feldner (1836-1909), Ortsvorsteher in Heimfeld*
- **Felginerweg, Billstedt (1963):** *Theodor Felginer (1686-1726), Verleger*
Felginer arbeitete seit 1715 mit dem Buchhändler Christian Liebezeit (gest. ca. 1720) in Hamburg zusammen. 1721 heiratete er dessen Witwe **Catharina**



Sophia. Nach dem Tod ihres Mannes, fünf Jahre nach der Hochzeit, führte sie das Geschäft erfolgreich fort. 1739 machte sie ihren Schwiegersohn Johann Carl Bode zum Teilhaber.

- **Felix-Dahn-Straße, Eimsbüttel (1938):** *Felix Dahn (1834-1912), Jurist, Historiker, Schriftsteller*

Felix Dahn war in erster Ehe mit der Malerin Sophie Fries (1835–1898) verheiratet. Das Paar hatte einen Sohn.

Während seiner Ehe lernte Felix Dahn 1867 seine Schülerin **Therese Freiin Droste zu Hülshoff** (28. Mai 1845 in Münster - 21. Januar 1929 in Breslau), verwandt mit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (siehe: Droste-Hülshoff-Straße, in Bd. 2) kennen. Zuerst mochten sich die beiden nicht. Doch bald entwickelte sich eine stürmische Liebe zwischen der damals 22-jährigen angehenden Schriftstellerin und späteren Ehrensenatorin der Universität Breslau und dem elf Jahre älteren Professor. Das Paar heiratete 1873 gegen den Willen ihrer Familien. Ein Jahr später verarbeitete Felix Dahn diese Liebesgeschichte in seinem Werk „Sind Götter?“ Das Ehepaar lebte in Königsberg, wohin Felix Dahn 1872 einen Ruf als Professor erhalten hatte. Über seine Ehe schrieb Felix Dahn 1894: „Und ich hatte das ebenfalls unaussprechliche Glück, meine Therese gefunden und schließlich erkämpft zu haben. Ich glaube nicht, dass es eine glücklichere Ehe geben kann, als die unsere seit nun zwanzig Jahren“.

Das Ehepaar blieb kinderlos. Therese führte besonders in Breslau einen literarischen Salon. Gemeinsam mit seiner Frau verfasste Felix Dahn mehrere historische Romane zur deutschen Frühgeschichte und Sammlungen von Sagen und mythologischen Erzählungen, in denen das Germanentum im Mittelpunkt stand.

Über Frauen in bestimmten Berufen äußerte sich Felix Dahn wie folgt: „Weibliche Richter und Anwälte können wir nicht brauchen und zum ärztlichen Beruf fehlen ihnen die körperlichen Kräfte wie gewisse Charaktereigenschaften.“ 1)

Quellen:

1) <http://www.aphorismen.de/zitat/27873>

- **Felix-Jud-Ring, Bergedorf/Allermöhe (1995):** *Felix Jud (1899-1985), Buchhändler, Widerstandskämpfer*

Siehe auch: Margaretha-Rothe-Weg, in Bd. 2



Als der 24-jährige Felix Jud (7.3.1899 – 27.8.1985) am 20. November 1923 seine Buchhandlung in den Colonnaden 104 eröffnete, hieß es in der Einladung: „Allen Verhältnissen zum Trotz – im Glauben an eine bessere Zukunft Deutschlands und im Vertrauen auf das literarisch gebildete Hamburger Publikum – haben wir uns entschlossen, eine neue Buchhandlung zu eröffnen: Die HAMBURGER BÜCHERSTUBE FELIX JUD & CO soll eine Pflegestätte sein für das gute und schöne Buch, für Publikationen über alte und moderne Kunst und für Bücher über Philosophie. Darüber hinaus werden alle wesentlichen Erscheinungen aller andern Wissensgebiete stets vorrätig sein.“ 1)

Bevor der aus dem niederschlesischen Klingenthal stammende „Bücherwurm“ Felix Jud seiner Berufung als Buchhändler nachgehen konnte, hatte er nach der Schulzeit zuerst einmal eine kaufmännische Lehre im Eisenwarenhandel absolviert. Nach seiner Buchhändlerlehre „nahm er kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges (da war er fünfzehn Jahre alt) die volle Verantwortung für die Frommann'sche Hofbuchhandlung in Jena. 1919 fand er eine Stelle in Hamburg, und vier Jahre später“ 1) machte er sich mit der „Bücherstube Felix Jud & Co.“ in den Colonnaden selbstständig.

Mit den Nationalsozialisten verband Felix Jud nichts. Aus Opposition gegenüber dem NS-Regime stellte er ein Schild in sein Ladenschaufenster mit der Aufschrift: „Bücher kauft man beim Jud“. „1935, als jeder Buchhändler per Erlass dazu verpflichtet wurde, an Hitlers Geburtstag ein Sonderfenster in seinem Geschäft zu gestalten, platzierte Felix Jud ein eingerissenes Titelblatt mit dem Photo des Führers in der Mitte der Scheibe und füllte das Fenster mit diversen Exemplaren des Südsee-Reisebuches ‚Heitere Tage mit braunen Menschen‘ von Richard Katz [1888–1968].“ 1)

„Natürlich erregte auch sein Name bei den Machthabern Anstoß und Verdacht. Wie kann ein Arier ‚Jud‘ heißen? Er reagierte mit einer Provokation. Er hingte einen großen Barockrahmen in sein Schaufenster, oben unter der Bilderleiste war die Judenkarikatur aus dem Stürmer ‚Jud bleibt Jud‘ – der krummbeinige, krummnasige, spitzbäuchige wöchentliche Jude. Darunter Felix Jud, ein Foto als Säugling auf dem Lammfell, dann ein Foto als Konfirmand, ein weiteres aus der Gegenwart, darunter ‚Jud bleibt Jud‘. Das war nicht zu bezweifeln. Aber quer zu dem ganzen ein Wäschebrett für ‚Persil bleibt Persil‘“, schreiben Wilfried Weber und Marina Krauth in ihrem Buch „Und wer besorgt das Spielzeug?“ 75 Jahre Hamburger Bücherstube Felix Jud & Co. 2)

In der NS-Zeit versammelte sich in der Buchhandlung ein Kreis „Andersdenkender“ und diskutierte über die andere Literatur und das andere Leben. Unter ihnen war auch Axel Springer (siehe: Axel-Springer-Platz, in Bd.1: Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen).



Am 19. Dezember 1943 wurde Felix Jud wegen der Verbindung zur „Weißen Rose“ und des Verkaufs „verbotener Bücher“ unter dem Ladentisch, verhaftet und ins Polizeigefängnis Fuhlsbüttel gebracht. Am 6. Juni 1944 folgte die Verlegung ins KZ Neuengamme. In der Anklage vom 23. Februar 1945 im Verfahren gegen Albert Suhr und vier andere, wurde Felix Jud in der Hauptverhandlung am 19. April 1945 vor dem Volksgerichtshof in Hamburg zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Als im Mai 1945 die britischen Streitkräfte in Hamburg eintrafen, wurde Felix Jud aus dem KZ Neuengamme befreit.

Nach dem Zweiten Weltkrieg besaß er kaum Geld. Seine Buchhandlung in den Colonnaden war 1943 durch Bomben zerstört worden. Mit finanzieller und tatkräftiger Hilfe durch Freunde gelang es Felix Jud, eine Ruine am Neuen Wall auszubauen und dort 1948 seine Bücherstube neu zu eröffnen. Als das Grundstück 1955 verkauft wurde, gab Axel Springer ihm ein Darlehen, dessen Rückzahlung später auf Axel Springers Weisung hin einfach vergessen wurde. Dadurch war Felix Jud in die Lage versetzt worden, eine neue Bücherstube an einem anderen Standort eröffnen zu können. Dort am Neuen Wall 13 befindet sich die Buchhandlung noch heute.

Felix Jud war nach dem Zweiten Weltkrieg kulturpolitischer Berater der Alliierten; Gründungsmitglied des FDP-Landesverbandes, Mitglied im Verwaltungsrat der Hamburger Öffentlichen Bücherhallen sowie Mitbegründer des Norddeutschen Verleger- und Buchhändlerverbandes.

Quellen:

- 1) www.felix-jud.de/pages/historie [15.5.2010.]
- 2) Wilfried Weber, Martina Krauth (Hrsg.): „Und wer besorgt das Spielzeug?“ 75 Jahre Hamburger Bücherstube Felix Jud & Co. Hamburg 1998.

- **Femerlingstraße, Eißendorf (1910):** *Peter Christian Wilhelm Femerling (1808-1886), Vollhufner, Vorbesitzer des Geländes, Ortsvorsteher in Eißendorf*

- **Fenglerstraße, Wandsbek (1950):** *Christian Fengler (1834-1919), Pastor in Wandsbek*



- **Ferdinand-Ancker-Straße**, Nienstedten (vor 1928): *Ferdinand Ancker (1837-1920), Kaufmann, Ziegeleibesitzer, gründete die Villenkolonien Othmarschen und Hochkamp*

- **Ferdinand-Beit-Straße**, St. Georg (1948): *Ferdinand Beit (1858-1928), Kaufmann, Bürgerschaftsabgeordneter*

Siehe auch: Alfred-Beit-Weg, Verwandter von Ferdinand Beit, in Bd. 3 online

Ferdinand Beit bewohnte nach dem Tod seiner Mutter **Johanna, geb. Seligmann** (1829–1915), Tochter des Bankiers Seligmann Ladenburg, die 1890/1891 von Martin Haller errichtete Villa Beit in der Milchstraße Ecke Harvestehuder Weg in Hamburg-Pöseldorf.

- **Ferdinands Höh**, Blankenese (1908): *Ferdinand Flashoff (1819-1900), Besitzer eines Lack- und Farbengeschäftes, hatte hier ein Haus gebaut, das er Ferdinands Höh nannte*

- **Ferdinandstor**, Altstadt (um 1842), siehe: Ferdinandstraße

- **Ferdinandstraße**, Altstadt (1843): *Kaiser Ferdinand (1608-1657)*

1631 heiratete Kaiser Ferdinand, nachdem zuvor jahrelange politische Verhandlungen wegen dieser Heiratsverbindung geführt worden waren, **Maria Anna von Spanien** (1606-1646). Eigentlich sollte sie den späteren Karl I. von England heiraten. Doch diese Heirat kam nicht zustande, weil Karl nicht zum Katholizismus übertreten und Maria Anna keinen Ketzler heiraten wollte. So wurde Ferdinand ihr Gemahl, den sie vor der Hochzeit überhaupt noch nicht kennengelernt hatte. „Ferdinand hatte bei diesen verworrenen politischen Kuppelgeschäften im Vergleich mit potentiellen Konkurrenten einen großen Nachteil: am spanischen Hof waren die Berichte über ihn aus ungeklärten Gründen beängstigend schlecht. Maria war jedoch folgsam, sie kannte ihre Pflichten, und außerdem war der Ehevertrag unwiderruflich geschlossen worden. Sie erwartete offenbar einen verwachsenen, stumpfsinnigen Bräutigam und



verliebte sich auf den ersten Blick in ihn, als sich beide zum ersten Male begegneten und sie zu ihrer Erleichterung einem gut gewachsenen und geistig normalen Habsburger gegenüberstand.“ 1) Das Paar, das eine glückliche Ehe geführt haben soll, bekam sechs Kinder. Maria Anna begleitete ihren Mann oft auf Reisen. Und bei seiner Abwesenheit wurde sie von ihm zur Regentin bestellt. Bei der Geburt ihres sechsten Kindes starb die damals 39-Jährige, ebenso das Kind.

Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete Kaiser Ferdinand Erzherzogin **Maria Leopoldine von Österreich-Tirol** (1632 - 1649). Ein Jahr später wurde ein Sohn geboren, bei dessen Geburt die 17-jährige Maria Leopoldine verstarb.

Zwei Jahre später (1651) heiratete Ferdinand erneut. Diesmal war die Auserwählte **Eleonora Magdalena Gonzaga von Mantua-Nevers** (1630-1686). Mit ihr bekam er vier Kinder. Eleonora galt als sehr gebildet und fromm, schrieb religiöse Gedichte auf italienisch, komponierte und leitete eine literarische Akademie. Auch war sie eine große Stifterin. So gründete sie 1663 z. B. das Ursulinenkloster in Wien und 1662 den Orden „Sklavinnen der Tugend“ für adelige Damen und 1668 den Sternkreuzorden, ebenfalls für Damen der Aristokratie. Zusätzlich war sie Schirmherrin des in Wiener Neustadt gegründeten Karmeliterinnenklosters. Auch als Witwe wurde, engagierte sie sich weiterhin kulturell und religiös und veranstaltete am Hof ihres Stiefsohnes Kaiser Leopold I. Feste und Ballette.

Quellen:

1) <http://www.koni.onlinehome.de/ausfuehrliche-biographien/maria-a-frames.htm>

- **Fernando-Lorenzen-Platz**, *Groß Flottbek (2009): Fernando Lorenzen (1859-1917), Architekt, Kirchenbaumeister in Altona und Hamburg*
- **Fersenfeldtsweg**, *Winterhude (1907): Prof. Hermann Peter Fersenfeldt (1786-1853), Architekt, Erbauer der Jacobi- und Petrikirche*
- **Feßlerstraße**, *Barmbek-Süd (1886): G. H. L. Imbek, genannt Feßler (1826-1884), Vorbesitzer des Geländes*



- **Fetrasweg**, *Rahlstedt (1951)*: Oskar Fetrás (Otto Faste) (1854-1931), *Walzerkomponist (Mondnacht auf der Alster), Musiker im Uhlenhorster Fährhaus*
Fetrás war unverheiratet.
- **Fettstraße**, *Eimsbüttel (1870)*: H. J. Fett (1817-1894), *Grundeigentümer, Bauunternehmer* Siehe auch: Margaretenstraße, in Bd. 2.

- **Feuerbachstraße**, *Groß Flottbek (1926)*: Anselm Feuerbach (1829-1880), *Maler*
Feuerbachs „künstlerische Ambitionen wurden nach Kräften durch die Eltern gefördert, vor allem durch seine Stiefmutter Henriette, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihn richtete und für ihn die wichtigste Bezugsperson werden sollte.“ 1)

Während seines Studiums in Düsseldorf bei Schadow begann der Briefwechsel mit seiner Stiefmutter, die in Speyer lebte. Der Briefwechsel sollte bis zu Feuerbachs Tod andauern. Das Leben der Schriftstellerin **Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich** (13.8.1812 – 5.8.1892), und Ehefrau des Altphilologen und Archäologen Joseph Anselm Feuerbach war „einzig und allein der Förderung des Sohnes geweiht (...). Im klaren Erkennen der charakterlichen Schwächen des Sohnes, ererbt vom nervös reizbaren Vater, übernahm sie zwangsläufig die Aufgabe, zu mildern, auszugleichen, zu versöhnen, Wege wieder zu eröffnen, die durch jene Impulsivität verschüttet waren.“ 2)

Doch sie beschäftigte sich auch noch mit anderen Dingen. So gab sie Klavierunterricht, leitete einen Chor, veranstaltete Hauskonzerte und führte bei sich zu Hause einen Musiksalon, zu dem auch Clara Schumann und Johannes Brahms als Gäste kamen. Darüber hinaus veröffentlichte sie mehrere Schriften, so z. B. 1839 „Gedanken über die Liebenswürdigkeit von Frauen“, 1846 dann „Sonntagsmuße. Ein Buch für Frauen“. 1853 gab sie mit Hermann Hettner das vierbändige Werk der „Nachgelassenen Schriften“ ihres verstorbenen Mannes Joseph Anselm Feuerbach heraus.

Der Stiefsohn Anselm teilte diese innige Beziehung zu seiner Stiefmutter: „Habe ich doch Dich, liebe Mutter, Du wirst mein guter Stern sein, der mir leuchtet, wenn es Nacht werden will um mich“, hatte Feuerbach am 14. Juli 1861 geschrieben. Vierzig Jahre lang (...) hat Henriette Feuerbach mit ihrem ‚Sohn und Freund‘ die Schwankungen seines Schicksals, die durch die wechselnden Stimmungen seines Temperamentes verstärkt wurden, mutig ertragen; sie ist die Stütze



gewesen, an der er sich aufrichtete, wenn seine Kraft zu versagen drohte. Sie war, vielleicht weil sie die Stiefmutter war, eine Mutter von jener seltenen Uneigennützigkeit, die für das Talent des Sohnes und seine menschlich-selbständige Eigenart zugleich Verständnis hatte.“ 3)

Nach Feuerbachs Tod editierte seine Stiefmutter das „Vermächtnis“ ihres Sohnes. „Dies ist alles, was mir bleibt“, schreibt sie, „womit ich die Schulden bezahlen kann, abgesehen von dem, was die Hauptsache ist, wofür ich 50 Jahre gelebt, gelitten und gestritten habe, die Künstlerehre meines Sohnes zu sichern durch anständige Unterbringung seiner Werke.“ 4)

Das „Vermächtnis“ erschien 1882 und basierte auf „Briefen als auch unfertigen Aufzeichnungen des Malers (..).Hinsichtlich des Quellenwertes ist das ‚Vermächtnis‘ jedoch äußerst kritisch zu betrachten, da die Schriftzeugnisse des Malers zugunsten des Erfolgs der Publikation und der damit verbundenen Rehabilitation ihres Sohnes durch Henriette stark verfremdet wurden.“ 5)

Feuerbachs produktivste Zeit begann, als er in Rom 1860 seinem Modell **Anna Risi** begegnete. Sein Freund und Biograph Julius Allgeyer schreibt von einer schicksalhaften Begegnung. Feuerbach erblickte auf einem Spaziergang die junge Schusterfrau aus dem Handwerkerviertel Trastevere. Ihre Schönheit zog ihn in den Bann und inspirierte ihn sogleich zu der Anfertigung eines Madonnenbildes. Die Realität soll allerdings anders ausgesehen haben: Anna Risi – Feuerbach nannte sie Nanna - soll damals „mit ihrem Ehemann zugezogen [sein], der als Köhler und Kunsttischler nachweisbar ist. Und bekannt ist allerdings, dass sie, gerade zwanzig Jahre alt, schon zuvor anderen Malern Modell stand, unter ihnen Frederic Leighton, später geadelter Protagonist der britischen Viktorianer und den Präraffaeliten nah. In den internationalen Künstlerzirkeln Roms wird auch Feuerbach ihr begegnet sein,“ so Rose-Maria Gropp in ihrem Artikel „Anna Risi ist Nanna. Anselm Feuerbachs Rollenporträts von ihr sind gemalte Liebeserklärungen. Das Museum Wiesbaden feiert den Maler und die herrliche Römerin“, in: Frankfurter Allgemeine vom 3.1.2014.

Feuerbach fand „in Anna Risi ‚...die perfekte Inkarnation antiker Schönheit.‘ (...) Seit Feuerbach im Herbst 1860 nach einem Aufenthalt in Deutschland wieder in Rom weilte, stand Anna ihm Modell. 1861 trennte sie sich für den Maler von ihrem Mann und ihren Kindern, um die folgenden fünf Jahre sein Leben als Geliebte, Modell und Haushälterin zu teilen. Er arbeitete in dieser Zeit ausschließlich mit ihr. Zahlreichen weiblichen Figuren auf seinen Werken verlieh sie ein Gesicht; unter anderem malte er sie als Julia, Francesca, Laura und als Iphigenie. Zudem fertigte er rund 20 Porträts seiner Geliebten, in denen sie zum Teil ebenfalls in historische Rollen schlüpfte.“ 6)



Anna Risi stand für ihn auch Modell für seine Gemälde „Iphigenie“ und „Medea“. „Eine Erklärung für seine, wie eine Besessenheit anmutende Hinwendung zu der Iphigenie Mythologie wurzelt (..) in dem Umstand der Identifikation des Malers mit der mythologischen Figur, die, wie er es formuliert, sein ‚...innerstes Gefühl aus[drücke], was leider recht oft in Heimweh besteh.‘ Die Visualisierung des Iphigenie-Stoffes als ein wichtiges persönliches Anliegen, beschäftigte ihn darum über Jahre, trieb ihn um, wie er selbst schreibt und wurde immer wieder als Inbegriff seiner eigenen, von Einsamkeit geprägten, quälenden Seelenlage aufgegriffen.“ 7)

Auch zu seiner bildlichen Darstellung von „Orpheus und Eurydike“ hatte Feuerbach eine persönliche Beziehung. „Zwei Elemente sind es, die Feuerbach an der mythischen Begebenheit offensichtlich faszinierten: Zum einen das tragische Schicksal einer großen Liebe, zum anderen die Person des göttlichen Sängers, der seinen Empfindungen durch Musik Ausdruck zu verleihen vermochte und dadurch beinahe den Tod überwindet. (...) Sowohl aufgrund der Motivwahl als auch der Art der Schilderung ist eine persönliche Beziehung Feuerbachs zu der Bildthematik des Orpheus, im Sinne einer Identifikation des Malers mit dem Schicksal des mythischen Sängers nicht auszuschließen, dem genau wie ihm selbst die Geliebte entrissen wurde. 1865 hatte Nanna Feuerbach für einen wohlhabenden Engländer verlassen. Einen Beleg für die Annahme, dass das Gemälde eine mit diesem Ereignis zusammenhängende persönliche Dimension besitzt, sieht Ecker in dem Umstand, dass ‚Orpheus und Eurydike [...] annähernd die Züge von Anselm Feuerbach und Anna Risi [besitzen].‘ Dies ist vor allem deshalb bemerkenswert, da er zu diesem Zeitpunkt bereits mit seinem neuen Modell **Lucia Brunacci** arbeitete. Ähnlich wie Nanna stammte die erst siebzehn jährige Lucia aus Trastevere, war die Frau eines Wirtes und bereits Mutter von zwei Kindern. Lucia stand nach dem Weggang Nannas für nahezu jedes Gemälde Modell, das Feuerbach zwischen 1867 und 1873 malte. Obgleich ihm die ‚neue Iphigenie‘, wie der Maler sein zweites römisches Modell in einem Brief bezeichnete, ebenfalls ‚unentbehrlich‘ wurde, erlangte Lucia aber anscheinend nicht die Bedeutung, die Nanna in Feuerbachs Leben gespielt hat. Wie Vogelberg formuliert, veranstaltete Feuerbach aufgrund der bitteren Erfahrung, die er mit Anna erlebt hatte, um sein zweites Modell ‚...nicht jene feierliche Inthronisation...‘, wie sie zuvor Nanna zuteil wurde, die er mit Kleidern und Schmuck beschenkte und mit der er vierspännig durch Rom fuhr. In diesem Zusammenhang sei angemerkt, dass er von Lucia auch keine Bildnisse schuf wie im Falle Anna Risis.“ 8)

Aber zurück zu Anna: „Seine Stiefmutter betrachtete mit Skepsis und Missfallen das Verhältnis zu Anna Risi und machte ihm Vorwürfe wegen des verschwenderischen Lebensstils, den er seinem Modell ermöglichte. Feuerbach



wies jedoch alle mütterlichen Vorhaltungen zurück und verteidigte seine Beziehung zu Nanna, der er, wie er schreibt, seine „... besten Ideen verdanke...“ und die für seine Kunst „unentbehrlich“ geworden sei.

Durchaus besaß Nanna für Feuerbach die Bedeutung einer Muse, die ihn zur Umsetzung einer Vielzahl an Bildideen anregte und ausschlaggebende Bedeutung hinsichtlich der Ausbildung seines reifen Stils und der gesteigerten Produktivität des Künstlers in den frühen 1860er Jahren.“ 9)

Doch was versprach sich Anna Risi von dieser Verbindung zu Feuerbach? „Worauf sie [Anna Risi] sich mit dem schwierigen und syphilitischen Anselm Feuerbach eingelassen hatte, war ihr vermutlich in vollem Umfang zu diesem Zeitpunkt nicht klar.“ 10)

Aber auch Anna Risi war krank. Sie litt an einer Herzerkrankung. „Am 8. Mai 1861 beschrieb er [Feuerbach] ihr durch Krankheit begründetes trauriges Wesen, das auch in den Porträts spürbar ist: ‚Mein armes Modell hat eine unheilbare Herzkrankheit, weswegen ich auch das Rauchen gelassen habe, und es ist anzunehmen, daß ich der Letzte bin, dem es vergönnt ist, die Züge nachzubilden. Sie kommt gerne zu mir und ich mache immer viele Späße, um sie aufzuheitern und sie aufzuscheuchen aus dem Ernst, in dem Gedanken eines unvermeidlichen Untergangs.‘

Anna bot ihm ganz offenbar die Möglichkeit der Spiegelung seiner eigenen Persönlichkeit, die immer wieder in depressiven Phasen an innerer Qual und Seelenpein litt. Ob er darüber berichtete, um bei Henriette Feuerbach, seiner Stiefmutter, Mitleid für Anna zu erregen oder ob er damit ihre besondere Faszination, nämlich die der überzeitlichen tragischen Heldin, beschrieb, ist unklar.

Aber er gestand auch nach zwei Jahren Beziehung zu ihr noch ungern ein, welcher Art ihre Verbindung war. So gab er in einem Brief vom 8. Februar 1862 immer noch vor, keine Liebesbeziehung zu ihr, sondern lediglich ein Modell zu seiner alleinigen

Verfügung zu haben. Allerdings beschrieb er auch, in welcher Abhängigkeit die beiden zueinander standen: ‚Ich bin im Besitze des schönsten Modells von ganz Rom, zum Neid und Aerger aller Künstler, die abgefahren sind. Die Person hat mir zuliebe alle und die größten Anträge abgewiesen und ich habe das heilige Versprechen, dass, wenn ich ihr Arbeit gebe bis zu meiner Abreise, ich sicher sein kann, dass ich der Letzte bin, dem es vergönnt ist, sie zu malen. ... Daß Liebessachen vorwalten, die etwaigen Heiratsplänen, die du hast, im Wege sind, darüber sei ganz ruhig; es ist nichts von alledem; ihr Lebenswandel ist anerkannt



tadellos; und da sie verheiratet ist, so ist er reine Neigung und Verehrung und ich müßte der dümmste aller Jungen sein, wenn ich solche Dinge unbeachtet beiseite ließe.' Offenbar verheimlichte er seiner Mutter, dass Anna Risi ihren Mann verlassen hatte und mit ihm zusammenlebte. (...) Erst am 28. Okt. 1863 sprach er von einer dreijährigen Liebesbeziehung zu Anna, weswegen er nicht will, dass sie für Andere arbeitete: ‚Zuletzt nur zwei Worte, ich danke Dir, liebe Mutter, für die Art, mit der Du mein Verhältnis mit Anna berührst. Ich sage nur soviel, wenn es ein Buch in der Welt gibt, in dem es geschrieben steht, dass man das Weib, das man drei Jahre geliebt hat und die Freud und Leid geteilt hat, die alle Begeisterung für die Kunst wachgehalten hat, wenn es geschrieben steht, dass man eine solche, Verhältnisse haben, seien sie, welche sie seien, verlassen soll, dass sie genötigt wäre in irgend einen fremden Dienst, oder sonst was zu gehen, dann bin ich bereit zu renunzieren. Vorderhand habe ich noch Mut und Stärke genug, sie zu schützen, gegen jedermann.' Mehr ist über Anna Risi, ihre Lebensumstände und Beziehung mit dem Maler in Feuerbachs Briefen nicht zu erfahren. Schon aufgrund seiner Erkrankung an Syphilis wird ihre Liebesbeziehung doch sehr eingeschränkt gewesen sein, sofern er darauf Rücksicht nahm, sie nicht auch zu infizieren.“ 11)

Doch nach fünfjähriger Beziehung trennte sich Anna Risi 1865 von Feuerbach. Als sie ihn verließ, weilte Feuerbach bei seiner Mutter. Er besaß zu diesem Zeitpunkt im Sommer 1865 weder ein Atelier noch eine Wohnung in Rom. „Wo war sie untergekommen, wie war sie im Sommer 1865 finanziell gestellt, war sie nun doch genötigt in fremden Dienst zu treten? Von Feuerbach erfährt man darüber nichts, obwohl er noch geraume Zeit über ihre Beziehung nachdenkt. So reflektierte er Allgeyer gegenüber darüber, dass er sie geheiratet hätte, wenn es das italienische Scheidungsrecht zugelassen hätte: ‚Wer mich kennt, dem brauch ich nicht erst zu sagen, dass ein Wesen, das mich in solcher Weise durch Jahre an sich zu ketten vermochte, nichts Gewöhnliches sein kann; ich würde mich für immer mit ihr verbunden haben, wenn eine Scheidung und Wiedervereinigung nicht damals in Rom zu den Unmöglichkeiten gehört hätte.' Er wußte auch, was er ihr verdankte, wie er ausdrücklich am 17.12.1865 formulierte: ‚Der Verlust meines Modelles – was für den Künstler die Seele ist – lässt sich hart fühlen. Würde die Welt nur halb meine Noblesse haben, würden solche gemeinen Geschichten nicht passieren. Was Frauen anbelangt, so brauche ich keine Hausfrau, aber eine Muse, die meinen Schönheitssinn belebt und mein Herz adelt.'

Solchen Vorstellungen musste Lucia Brunacci, die bald wegen ihrer großen Ähnlichkeit Anna Risi als Modell ersetzte, nicht genügen, wie er am 16. Okt. 1868 schrieb: ‚Vor sechs Jahren würde mir mein bildschönes Modell, das die Ideen aus dem Kopf heraustrieb, Ersatz gewesen sein für das traurigste aller traurigen



Leben; heutzutage sind meine Bedürfnisse anderer Art und vom bloßen Anschauen / und Weiterbilden kann ich nicht leben. Ich brauche ein Freundin, die mir das Leben wert macht, da wir einmal auf diesem Planeten nicht zur Einsamkeit geboren sind.' Zu dieser Zeit war Anna Risi schon wieder geraume Zeit in Rom, denn wir erfahren in einem Brief vom 3. Febr. 1868 nicht nur, dass er ein Atelier bezogen hat, das das schönste in Rom sei und das er vorläufig auf Lebenszeit festhalten wolle, sondern auch, dass Anna im Januar 1868 nach Rom zurückgekehrt sei: ‚Mein ehemaliges Modell ist in sehr katzenjämmerlichem Zustande vor etwas drei Wochen in Rom wieder eingerückt. Ich bin ganz unberührt und so weit, dass mich selbst die brilliantesten Revanchen nicht mehr bewegen. Mein jetziges Hauptmodell werde ich dafür vor meiner Abreise für die unbezahlbaren geleisteten Dienste fürstlich belohnen.‘ Interessant hieran ist, dass er nicht nur Annas herunterbekommenen Zustand bemerkte, sondern in einem Atem mit der fürstlichen Entlohnung der Lucia Brunacci vor seiner anstehenden Abreise erwähnte. Diese Bemerkung könnte Anlaß zu der Annahme geben, dass Feuerbach inzwischen verstanden hat, dass er sein Modell Anna Risi verloren hatte, weil er ihre finanzielle Versorgung nicht gesichert hat. Mit Lucia Brunacci sollte ihm das nicht geschehen. Sie bezahlte er zeitlebens für ihre Dienste, auch wenn er nicht in Rom war.“ 12)

Quellen:

- 1) Janina Majerczy: Anselm Feuerbach. Modell und Mythologie. Masterarbeit im Fach Kunstgeschichte an der Universität Osnabrück. Osnabrück 2011, S. 5.
- 2) **Walter Josephi:** Adolf Friedrich von Schack und Anselm Feuerbach: Originalbriefe des Künstlers und seiner Mutter im Mecklenburgischen Geheimen und Hauptarchiv zu Schwerin. In: Mecklenburgische Jahrbücher, Band 103 (1939), S. 85-166.
- 3) Hermann Uhde-Bernays Anselm Feuerbach: Ein Vermächtnis von Anselm Feuerbach - Kapitel 1 Vorwort zur neuen Ausgabe <http://gutenberg.spiegel.de/buch/-4462/1>
- 4) zit. nach Hermann Uhde-Bernays, a. a. O.
- 5) Janina Majerczy, a. a. O., S. 8.
- 6) Janina Majerczy, a. a. O. S. 16.
- 7) Janina Majerczy, a. a. O., S. 37.
- 8) Janina Majerczy, a. a. O., S. 44ff.
- 9) Janina Majerczy, a. a. O., S. 106ff.
- 10) Anselm Feuerbach und sein römisches Modell Anna Risi – eine Spurensuche <http://www.kunstbuero-winter.de/wordpress/wp-content/uploads/2013/09/nannafeuerbach.pdf>
- 11) Anselm Feuerbach, a. a. O., S. 12
- 12) Anselm Feuerbach, a. a. O., S. 16.



- **Fibigerstraße, Langenhorn (1948): Johann Fibiger (1867-1928), dänischer Nobelpreisträger für Medizin**
- **Fichtestraße, Eilbek (1896): Johann Gottlieb Fichte (1762-1814), Philosoph**

Als Fichte 1788 in Zürich eine Hauslehrerstelle annahm, verlobte er sich mit der Kaufmannstochter **Johanna Marie Rahn** (1755-1819), Nichte des Dichters Klopstock. Nach der Verlobung ging Fichte nach Leipzig - seine Hauslehrerstelle, die er zwei Jahre innehatte, hatte er aufgeben müssen, da er die Auffassung geäußert hatte, bevor man als Eltern Kinder erziehe, müssen zuerst einmal die Eltern selbst erzogen werden.

Fichte suchte sein finanzielles Auskommen: Seine Idee, Prinzenlehrer zu werden, scheiterte, ebenso sein Plan, eine „Zeitschrift für weibliche Bildung“ herauszugeben. Er versuchte sein Glück in verschiedenen Städten und kehrte schließlich im Juni 1793 als bekannter philosophischer Schriftsteller in die Schweiz zurück, um seine Verlobte zu heiraten. Die Hochzeit wurde im Oktober desselben Jahres begangen.

1813 erkrankte seine Frau Johanna an Lazarettfieber, das sie sich bei der Pflege von verwundeten Soldaten zugezogen hatte. Sie genas, aber Fichte hatte sich angesteckt und starb daran am 29. Januar 1814.

Im Werk Fichtes finden sich diverse despektierliche Äußerungen über Juden, die in der Fachliteratur als „judenfeindliche Ausfälle“ und „antijüdischer Affekt“ bezeichnet werden.

Fichte zur Stellung der Frau: Johann Gottlieb Fichte: Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre (1796)

§ 16

In dem Begriffe der Ehe liegt die unbegrenzteste Unterwerfung der Frau unter den Willen des Mannes; nicht aus einem juridischen, sondern aus einem moralischen Grunde. Sie muss sich unterwerfen um ihrer eigenen Ehre willen. - Die Frau gehört nicht sich selbst an, sondern dem Manne. Indem der Staat die Ehe, d.i. gerade dies ihm wohlbekannte, nicht durch ihn, sondern durch etwas Höheres als er, begründete Verhältnis anerkennt, thut er Verzicht darauf, das Weib von nun an als eine juridische Person zu betrachten. Der Mann tritt ganz an ihre Stelle; sie ist durch ihre Verheirathung für den Staat ganz vernichtet, zufolge ihres eigenen nothwendigen Willens, den der Staat garantiert hat. Der Mann wird ihre Garantie bei dem Staate; er wird ihr rechtlicher Vormund; er lebt



in allem ihr öffentliches Leben; uns sie behält lediglich ein häusliches Leben übrig.

Die Garantie des Mannes für die Frau versteht sich von selbst, denn sie folgt aus der Natur ihrer Verbindung; ihre Grenzen werden wir tiefer unten sehen. - Jedoch kann es nicht undienlich seyn, dass er sie noch besonders erkläre, ausdrücklich sich zum Bürger für dieses Weib einsetze. Man kann das Ja des Mannes bei der Trauung als die Zusicherung dieser Garantie ansehen, und nur unter dieser Bedingung erhält es einen Sinn.

§17

Im Begriff der Ehe liegt, dass die Frau, die ihre Persönlichkeit hingiebt, dem Manne zugleich das Eigenthum aller ihrer Güter und ihrer ihr im Staate ausschließlich zukommenden Rechte übergebe. Indem der Staat eine Ehe anerkennt, anerkennt und garantiert er zugleich dem Manne das Eigenthum der Güter seiner Frau - nicht gegen die Frau; denn mit dieser ist der Voraussetzung nach kein Rechtsstreit möglich, sondern gegen alle übrigen Bürger. (...)

§18

Es bedarf keiner Gesetze des Staates, um das Verhältnis der Eheleute unter einander zu ordnen; es bedarf ebensowenig der Gesetze, um das Verhältniss beider gegen andere Bürger zu ordnen. (...) Wie der Staat die Eheleute ansieht, als eine juristische Person, deren äusserlicher Repräsentant der Mann ist und ihre Vermögen als ein Vermögen: so ist jeder einzelne Bürger verbunden, sie gleichfalls anzusehen. Bei Rechtsstreitigkeiten hat jeder sich an den Mann zu halten; unmittelbar mit der Frau kann keiner etwas abzumachen haben. Alles, was daraus folgt, ist die Schuldigkeit der Eheleute, ihre Ehe unter denen, mit welchen sie zunächst zu thun haben.

§ 19

Ursprünglich, d.i. der blossen Naturanlage nach, geht der Mann allerdings auf Befriedigung des Geschlechtstriebes aus. Wenn er aber entweder vor der Ehe durch Nachdenken und Belehrung, und in dem wirklichen Umgange mit ehrwürdigen Personen des weiblichen Geschlechts (besonders an seiner Mutter), lernt, dass im Weibe Liebe wohne, und sie nur aus Liebe sich ergeben solle, so veredelt sich auch bei ihm der blosse Naturtrieb. Auch er will nicht mehr bloss geniessen, sondern er will geliebt seyn. 1)

Quellen:

1) www.deuframat.de/.../fichte-grundlage-des-naturrechts-nach-prinzipien-...



- **Finkenstraße, St. Pauli (um 1737): Petrus Finke (1644-1698), Vorbesitzer des Geländes, Advokat**
- **Fischers Allee, Ottensen (um 1868): Dr. Jacob Hermann Heinrich Fischer (1754-1814), Pastor in Ottensen, Grundeigentümer des Geländes**
- **Fitgerweg, Wilhelmsburg (1951): Arthur Fitger (1840-1909), Schriftsteller, Maler, Kunstkritiker**

Siehe auch: Modersohnstraße, in Bd. 2.

Um 1900 war Arthur Fitger in Bremen eine Lokalgröße. Mit seinen in der Weser-Zeitung veröffentlichten Kunstkritiken beherrschte er die Kunstszene und den bremischen Kunstgeschmack. Fitger war auch Vorsitzender des Kunstvereins. Von den Künstlerinnen und Künstlern in Wopswede hielt er nichts. Als Paula Becker-Modersohn und Marie Bock 1899 in der Bremer Kunsthalle ausstellten, schrieb Fitger eine vernichtende Kritik: „Für die Arbeiten der beiden genannten Damen reicht der Wörterschatz einer reinlichen Sprache nicht aus, und bei einer unreinlichen wollen wir keine Anleihe machen.“ Auch die Bildhauerin Clara Rilke-Westhoff bekam für ihre 1899 erstmals in der Bremer Kunsthalle gezeigten Werke von Seiten Fitgers Kritik, nicht wegen ihres Werkes, sondern, weil sie „eine junge Frau war, die da Plastiken vorstellte, (...). In der ‚Weser-Zeitung‘ hieß es: ‚Eines möchten wir zu bedenken geben. Die Künstlerin ist, wie wir hören, eine noch sehr junge Dame; dafür scheint uns ihre Kunst schon ein bißchen reichlich dreist. Dreistigkeit steht nur ganz kleinen Kindern wohl, hernach, und namentlich junge Mädchen, kleidet eine zarte Schüchternheit viel anmutiger, bis dann, bei reiferen Jahren die kindliche Dreistigkeit als jugendliche Kühnheit wieder hervortreten und alle Herzen bezaubern mag‘, (...). Es lohnt nicht, das Frauenbild dieses Herrn zu kommentieren. Die Sätze stehen beispielhaft für eine Zeit, in der – trotz vieler Emanzipationsbemühungen – selbst die Ausbildung zur Künstlerin von Rollenklischees bestimmt war.“¹⁾

Freundschaftlich sehr verbunden war Fitger mit der Malerin Amalie Henriette Sophie Musfeldt (22.8.1828 Bremen – 28.6.1888 Bremen). Sie stand ihm stilistisch auch sehr nahe.

Arthur Fitger blieb unverheiratet.

Quellen:



1) Uta Baier: Clara Rilke-Westhoff. Unter:

www.kulturstiftung.de/publikationen/arsprototo/ausgaben/2-2013/clara-rilke-westhoff/

- **Flashoffs Treppe**, *Blankenese (vor 1903): Franz Joseph Flashoff (gest. 1874), Glasermeister, Grundeigentümer*

- **Flebbestraße**, *Wilstorf (1950): Fritz Flebbe (1893-1929), Harburger Maler*

Nachdem seine Ina, mit der Flebbe die Tochter Isolde hatte, im Februar 1920 an Grippe gestorben war, lebte er später mit Margarethe Wesenick zusammen, die er 1926 heiratete. Im selben Jahr wurde die Tochter Mechthild geboren.

- **Flemingstraße**, *Winterhude (1910): Paul Fleming (1609-1640), Dichter*

„Eine liebevolle Stiefmutter [Ursula Zehler (gest.1633)] betreute F. und seine Schwester. Seine Patin, Katharina Gräfin von Schönburg, ermöglichte dem begabten Knaben die Ausbildung, zunächst in der Stadtschule zu Mittweida, seit 1623 auf der Thomasschule in Leipzig.“ Fleming, Willi, "Fleming, Paul" 1)

1635 lernte er „in Reval die drei Töchter der Kaufmannsfamilie Niehusen [aus Hamburg] kennen. In seinem Gedicht an **Elsabe Niehusen** ‚Ein getreues Hertze wissen‘ betonte er den Wert der Treue für die menschliche Selbstbehauptung.“ 2) Doch bald musste Fleming mit seiner Gesandtschaft wieder Reval verlassen. Ein Jahr später erhielt er die Nachricht, dass Elsabe sich mit dem Hauslehrer der Familie verlobt hatte, den sie 1637 heiratete und mit dem sie Reval verließ.

Als Fleming 1639 nach Reval zurückkehrte, verliebte er sich in **Anna Niehusen**, die jüngere Schwester seiner Verflorenen Geliebten Elsabe. „Zeugnis von seiner tiefen Zuneigung geben zahlreiche Sonette, Epigramme und Oden, die er an sie richtet. Anna, inzwischen fast 18-jährig, glich (..) im Aussehen vermutlich sehr ihrer älteren Schwester Elsabe, aber bereits während seines ersten Aufenthaltes in Reval hatte er die charakterlichen Unterschiede der insgesamt drei Schwestern in seinem Gedicht ‚Dreien Schwestern‘ festgehalten. Liest man die Gedichte aus jener Zeit, lässt sich vermuten, dass Anna anfangs Flemings Werben abwehrte und nicht gewillt war mit ihm eine Beziehung einzugehen. Doch schließlich hatte er Erfolg: am 8. Juli 1639 wurde die Verlobung der beiden Liebenden bekannt gegeben. Bereits drei Tage später brach Paul Fleming auf,



um an der niederländischen Universität Leiden seine Doktorwürde zu erlangen. Er kehrte nie nach Reval zurück. Am 2. April 1640 starb er in Hamburg an einer Lungenentzündung.“ 3)

Eine tiefe Freundschaft pflegte Fleming mit Georg Gloger. In der Literatur wird diskutiert, ob sie homoerotische Tendenzen hatte.

„Als Höhepunkt seines Schaffens gelten Flemings erotische Dichtungen, in denen der deutschsprachige Petrarkismus seinen Höhepunkt erreichte. Er setzte dem petrarkischen Motiv der Selbstaufgabe das poetische Bekenntnis zur Selbstbehauptung entgegen und thematisierte wiederum das Hauptmotiv seiner gesamten Dichtung: die Beständigkeit und Treue zur Geliebten, zu sich selbst, zum Vaterland und zu seinem Glauben.“ 4)

Quellen:

- 1) Neue Deutsche Biographie 5 (1961), S. 238 f. [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn118533908.html>
- 2) Katja Lindhorst: Paul Flemings späte Liebeslyrik und seine Beziehung zu Anna Niehus. Hausarbeit (Hauptseminar) Universität Leipzig, Philologische Fakultät FB Germanistik WS 2003/2004.
- 3) Ebenda.
- 4) Wikipedia: Paul Fleming (Stand: 31.8.2015)

- **Flotowstraße, Barmbek-Süd (1899): Friedrich Freiherr von Flotow (1812-1883), Komponist**

1849 heiratete Flotow die Schauspielerin **Elisabeth von Zadow** (1832–1851).¹ Das Paar bekam 1851 ein Kind. Im November 1855 ging Flotow seine zweite Ehe ein - heiratete die Tänzerin **Anna Theen** (1833–1872). Das Paar bekam drei Kinder. 1867/68 ließ sich Flotow von seiner Frau scheiden und heiratete am 9. August 1868 ihre Schwester, die Sängerin **Rosina Theen** (1846–1925). Das Paar bekam eine Tochter. Ab 1880 lebte Flotow mit seiner Frau Rosina und der gemeinsamen Tochter bei seiner Schwester **Bernhardine Rößner** in Darmstadt. Dort hatte er eine Villa gekauft. Drei Jahre später starb er.

- **Flüggestraße, Winterhude (1907): Johannes Flügge (1775-1816), legte den ersten öffentlichen botanischen Garten in Hamburg an**



- **Försterkamp**, *Hausbruch (1975): nach dem Feld (Kamp) des Försters.*
- **Försterstieg**, Heimfeld (1938), nach der seit 1780 bestehenden Wegbezeichnung.
- **Föttingergarten**, *Barmbek-Nord (1952): Prof. Dr. Hermann Föttinger (1877-1945), Erfinder des Flüssigkeitsgetriebes*

„Im Zweiten Weltkrieg hielt er mindestens in einem historisch verbürgten Fall eine flammende Rede mit Durchhalteappellen für den faschistischen deutschen Staat.“ 1) 1920 hatte Föttinger Ella Margarete Fügner, geb. Schulz, geheiratet. Sechs Jahre darauf ließ sich das Paar scheiden. Ein Jahr später, 1927, heiratete Föttinger Klara Katharina Grau, geb. Künstler. Im November 1933 wurde die Ehe für nichtig erklärt.

Quellen:

1) archiv.pressestelle.tu-berlin.de/tui/95/mai/fb10.html.

- **Fontanestraße**, *Osdorf (1928/29): Theodor Fontane (1819-1898), Dichter*

Siehe auch: Fanny-Lewald-Ring und Traunweg, in Bd. 2.

„Gedichte, Lieder und Balladen des jungen Fontane lernten **Fanny Lewald** und Adolf Stahr 1847 in ihrem Salon durch Rezitationen von Bernhard von Lepel kennen.“ 1) Das Ehepaar Lewald-Stahr war begeistert. 1849 lernte Fanny Lewald Fontane selbst kennen. „Der Kontakt hielt etwa ein Jahr, in dieser Zeit war Fontane ohne Stellung und noch ohne Mut zur freien Schriftstellerei. Fanny Lewald als populäre Schriftstellerin wurde gebeten, sich bei der Bibliothek für ihn zu verwenden. (...) Die Lewald riet ihm über Lepel von solchen Notlösungen ab: ‚Raten Sie ihm, hier die erste beste Provisorstelle anzunehmen (Fontane stammte aus einer Apotheke) und noch hier zu bleiben. Warten ist das Schwerste, aber auch das Prinzip aller Lebensweisheit, und je später er heiratet – unter uns gesagt – um so besser für den Dichter.‘ (...) Zwischen der Lewald und Fontane gab es hauptsächlich künstlerische Differenzen, der junge Fontane bediente sich konservativerer Formen als die Lewald, er lehnte das tendenziöse Schreiben ab, während sie es von der Dichtung damals geradezu forderte.“ 1)

Der junge Fontane nannte sie einen Blaustrumpf. Über Frauenrechte und Frauenstimmrecht äußerte er sich 1870 gegenüber seiner Ehefrau: „Man kann all diesen Dingen gegenüber sagen ‚warum nicht!‘ aber doch noch mit größerem



Recht: ‚wozu?‘

Im Alter schrieb Fontane rückblickend über Fanny Lewalds Rat, den sie ihm einmal hinsichtlich des schriftstellerischen Aufbau eines Romans gegeben hatte: ‚Wobei mir immer einfällt, was die gute Fanny Lewald zu mir sagte: ‚Wenn es sein kann, laß ich immer nur zwei Menschen sprechen, auch drei, auch vier, aber darüber hinaus gehe ich nur im äußersten Notfall.‘ Das hat damals einen großen Eindruck auf mich gemacht. Solche Bemerkungen aus der Metiererfahrung heraus sind immer wichtig, und ich habe meine eigene Schreiberei wesentlich danach gemodelt.“ 2)

Theodor Fontane, geboren als Sohn eines hugenottischen Apothekers, absolvierte zuerst eine Ausbildung zum Apotheker und arbeitete auch eine Zeit lang in der väterlichen Apotheke. 1845 verlobte er sich mit der 21-jährigen **Emilie Rouanet-Kummer** (1824-1902). In der Verlobungszeit zeugte Fontane zwei Kinder mit anderen Frau(en). Bis zur Hochzeit mit Emilie vergingen fünf Jahre, denn Fontane fand keine feste Anstellung: Voraussetzung, um eine Familie ernähren zu können. Nachdem er 1850 eine feste Anstellung in der Presseabteilung des Innenministeriums bekommen konnte, heiratete das Paar noch im selben Jahr. Ein Jahr nach der Hochzeit wurde das erste Kind geboren. Insgesamt kamen sieben Kinder auf die Welt, von denen drei als Neugeborene starben. Die 1860 geborene Tochter Martha, von Fontane zärtlich Mete genannt, wurde sein Lieblingskind.

Emilie Rouanet war ein außerehelich gezeugtes Kind (Mutter Pfarrwitwe, Vater Militärchirurg), das als Dreijährige von dem Kunsthandwerker und Bohemien Karl Wilhelm Kummer adoptiert worden war, einem Hallodri, der aber darauf achtete, dass Emilie eine gute Schulausbildung bekam. Ansonsten gab Kummer, der mehrmals verheiratet war, Emilie in die Obhut seiner Dienstmädchen, die sich allerdings kaum um Emilie kümmerten.

Emilie und Theodor Fontanes Ehe basierte auf Vernunft. Fontane fand seine Ehefrau „interessant“. Es waren, wie Walter Jens in der „Die Zeit“ schrieb: „Partner, die, trotz aller Dissonanzen – wobei Madame meistens nachgab, während Monsieur das letzte Wort behielt -, gemeinsame Interessen hatten, sich gleich kenntnisreich über Politik und Malerei (...) verständigen konnten. Die Intensität, mit der Fontane sich in den Briefen an seine Frau über das Handwerk des Schreibens und die Technik poetischer Charakterogramme ausläßt, zeigt deutlich, daß er zu einer Leserin sprach, die seine Manuskripte nicht nur abschrieb, sondern sie auch mit Verbesserungsvorschlägen zu begleiten verstand. (Und meistens recht mit ihrer – eher mürrisch als dankbar aufgenommenen – Kritik hatte.)“ 3)

Emilie musste als Ehefrau lange Zeit allein leben, denn Fontane war häufig auf



Reisen. Auch ihre Kinder wurden meist dann geboren, wenn Fontane nicht im Land war. Walter Jens analysiert: „ (...) der Kommentar Fontanes zu Emilies Schwangerschaften, Geburten und Wochenbettplagen? Mißglückte Kalauer, mehr nicht: ‚Nur keine allzu elenden Würmchen; es ist eine Art Ehrensache, also nimm Dich zusammen und thu das deine. Man schreibt mir sonst auf den Grabstein: seine Balladen waren strammer als seine Kinder.‘ Und dann: ‚Also doch wieder ein Junge! Es scheint, daß wir auf Mädchen verzichten müssen und wir wollen uns auch weiter keine Mühe damit geben: das weibliche Geschlecht verdient es nicht einmal (...). Wenn Du nur Regelmäßigkeit in die Sache brächtest! Erst mit dem Kopf, dann mit den Beinen; nun gar mit dem Allerwerthesten, wohin soll das schließlich noch führen?‘ (...) Der Mann, der sonst einen untrüglichen Sinn für Entsprechungen zwischen Gegenstand und Stil, der Situation und ihrer kongruenten Darbietung in Wortwahl und Syntax hatte (...), ausgerechnet Fontane verstößt, sobald der Alltagsbereich der Frauen berührt wird, gegen eigene Maximen. Im Salon und in der guten Stube war er zu Hause – Besen und Windeln oder Gespräche zwischen einer Hebamme und einer Schwangeren konnte er beim besten Willen nicht beschreiben.

Beckmessereien? Gewiß nicht: Die Force eines Autors tritt nie deutlicher als dann hervor, wenn ein Bereich benannt wird, der ihn, ausnahmsweise, einmal sprachlos werden ließ. Und weshalb? Weil er für Fontane einfach nicht interessant war.“ 3)

Emilie besorgte den Haushalt, die Wirtschaftsführung, die Erziehung der Kinder, die vielen Umzüge und pflegte Fontane, als er ernstlich erkrankt war. „Fünfundzwanzig Jahre Ehe mit einem mittellosen Schriftsteller, der noch keinen einzigen Roman geschrieben und dennoch eine gut dotierte, feste Beamtenstellung als Erster Sekretär der Akademie der Künste nach einigen Monaten wieder aufkündigt, weil ihm die Bevormundung und die Langeweile unerträglich und seine Freiheit wichtiger als alles andere ist, eine solche Ehe ist schwer zu ertragen. ‚Wohin ich sehe, nirgends ein kleiner Lichtstrahl der Hoffnung oder des Anderswerdens‘, schreibt Emilie Anfang 1877 an eine Freundin. ‚Glauben Sie nun nicht, teure Freundin, dass ich trostlos bin, ich bin ganz still ergeben. Da ich nach meiner Kraft tue und getan habe, um uns leidlich über Bord zu halten.“ 4)

Nachdem Fontane erste Erfolge mit seinen Romanen bekam, „atmet [Emilie] auf und will ‚nur noch für Th. F. leben und streben‘, sie akzeptiert nun endgültig, ‚dass es das erste Bedingnis eines häuslichen Glückes ist, dass der Mann in seiner Tätigkeit glücklich und unbehindert ist; alles andere, Umgang, Freundschaft etc., ist nur Ornament.“ 4)

Emilie Fontane starb 1902, vier Jahre nach dem Tod ihres Ehemannes. In den



letzten Jahren hatte sie seinen Nachlass verwaltet.

Quellen:

- 1) Krimhild Stöver: *Leben und Wirken der Fanny Lewald*. Oldenburg 2004, S. 81.
- 2) a. a. O., S. 81f.
- 3) Walter Jens: *Einsamkeit in sexualibus. Der Briefwechsel zwischen Emilie und Theodor Fontane*, in: *Die Zeit* 1998/38. [www.zeit.de/1998/38/199838.fontane .xml](http://www.zeit.de/1998/38/199838.fontane.xml)
- 4) Astrid von Pufendorf: „ich klage nicht“. Eine neue Biografie würdigt Theodor Fontanes Frau Emilie und ist zugleich ein Dokument einer Liebesgeschichte jenseits der Zeit, in: *die taz* vom 22.8.2002.

- **Fontenay, Rotherbaum (um 1820): John Fontenay (1769 – 1835), Schiffsmakler, Vorbesitzer des Geländes**

Über John Fontenays Herkunft wird vermutet, die 13-jährige Auswanderin Jane Fontenay, die vermutlich während der Überfahrt von Jersey nach Boston auf dem Schoner „Molly“ von einem Unbekannten geschwängert worden war, hätte ihren Sohn John in Amerika geboren. Jane Fontenay arbeitete als Diensthilfe, ihr Sohn wurde in der Familie ihres Dienstherrn aufgenommen.

Unbekannt ist, wie John Fontenay nach Hamburg kam. 1802 heiratete er, der als Schiffsmakler arbeitete, die reiche Schlachterwitwe **Anna Catharina Kirsten, geb. Ballheimer**, (1770-1839), die vier Kinder mit in die Ehe brachte. Fontenay starb in seinem Wohnhaus, heute Mittelweg 185.

- **Fontenay Allee, Rotherbaum (1820), siehe: Fontenay.**

- **Forsmannstraße, Winterhude (1907): Franz Gustav-Joachim Forsmann (1795-1878), Architekt, Stadtbaumeister**

Seine Mutter **Margaretha, geb. Meyer** (1753-1836) war Bildnismalerin und Elfenbeinschnitzerin. Ihre Ausbildung absolvierte sie bei ihrem Onkel, dem Medailleur Simon Peter Meyer. Später wurde sie seine Mitarbeiterin. Nach seinem Tod führte sie seine Arbeiten an mechanischen Instrumenten fort, so im Planetarium. Sie leistete feinmechanische Arbeiten an Mikroskopen und Elektrifiziermaschinen und schnitzte Becher, Blumensträuße und Bildnisse in



halberhabener Arbeit aus Elfenbein. Verheiratet war sie seit 1783 mit dem Kupferstecher Gustav Andreas Forsmann (1773-1830).

- **Fraenkelstraße, Barmbek-Nord (1945):** Prof. Dr. med. Eugen Fraenkel (1873-1925), Leiter des pathologischen Instituts am Krankenhaus Eppendorf

Eugen Fraenkel war mit der Bankierstochter Marie, geb. Deutsch (1861–1944) verheiratet. Das Paar hatte drei Kinder (geb. 1882, 1884 und 1888). Seine Ehefrau Marie wurde mit 81 Jahren ins KZ Theresienstadt deportiert, wo sie 1943 starb. Zum Gedenken an Marie Fraenkel und an Eugen Fraenkels Bruder Max liegen Stolpersteine in Hamburg.

- **Frahmredder, Sasel (1951):** Hinrich-Ludwig Frahm (1856-1936), Heimatforscher, Hauptschullehrer. Mitbegründer des Alstertalvereins

Siehe auch: Bohlenweg, in Bd. 3 online.

Ludwig Frahms Ehefrau war eine geborene Thormählen.

- **Frahmstraße, Blankenese (1949):** Heinrich Frahm (1871-1947), Gemeindevorsteher in Blankenese

- **Frankring, Volksdorf (1957):** Hermann Frank (1871-1941), Unternehmer, und Paul August Frank (1878-1951), Architekt

Siehe unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/

- **Franz-Gartmann-Treppe, Nienstedten (1970):** Franz Gartmann (1880-1916), Vorbesitzer des Geländes, Fabrikant.

Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...>
Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum



- **Franz-Marc-Straße**, Billstedt (1971): Franz Marc (1880-1916), Maler

Siehe auch: Münterweg, in Bd. 2.

Siehe auch: Erna-Stahl-Ring, in Bd. 2.

Gabriele Münters Haus in Murnau, das sogenannte „Russenhaus“, war ein wichtiger Treffpunkt der Mitglieder der KünstlerInnengruppe der „Blaue Reiter“. Zu Besuch kamen Franz Marc, der in dem nahe gelegenen Sindelsdorf lebte, Alexej von Jawlensky, Marianne von Werefkin, August Macke und Arnold Schönberg, ausserdem Sammler und Galeristen. In Münters Haus, in dem sie mit Wassily Kandinsky lebte, wurde im Oktober 1911 der Almanach „Der Blaue Reiter“, vorbereitet. An den Sitzungen nahmen neben Münter und Kandinsky auch die Ehepaare Franz und Maria Marc sowie August und Elisabeth Macke teil.

Im Dezember 1912 lernte Franz Marc die Dichterin **Else Lasker-Schüler** kennen. Es entwickelte sich zwischen ihnen eine enge Freundschaft.

Als Franz Marc um 1899 Student des Münchener Professors für Indologie, Richard Simon, war, um bei ihm Privatunterricht in der altindischen Sprache zu erhalten, lernte er auch Simons **Frau Annette, geb. von Eckardt** (1871-1934) kennen und verliebte sich in die knapp neun Jahre Ältere. Zwischen ihm und der Malerin, Kopistin, Schriftstellerin und Kunst- und Antiquitätenkennerin entwickelte sich eine Liebesbeziehung. Annette Simon, die in dieser Zeit zwei Kinder gebar - das letzte Kind, eine Tochter, wurde 1903 geboren und zwei Jahre später liebevoll von Franz Marc portraitiert, kopierte Handschriften des europäischen Mittelalters, war bekannt als Nachschöpferin von Miniaturmalereien für Faksimilieausgaben, arbeitete als Porträtistin und war bekannt in den Schwabinger Antiquitätenhändlerkreisen, verkaufte selbst auch Antiquitäten. Sie verschaffte Franz Marc durch ihre guten Beziehungen zum Kunsthandel Geldaufträge. So bekam er durch sie u. a. Aufträge für Grafiken. Gemeinsam entwarfen sie 1903 Webmuster für den Plessmann'schen Handwebstuhl. 1904 mietete Annette auf ihre Kosten für Franz Marc ein Atelier ganz in der Nähe ihrer ehelichen Wohnung. Ende 1905 trennte sich das Liebespaar. Es blieb jedoch freundschaftlich miteinander verbunden.

Emotionalen Krisen versuchte Franz Marc damit zu begegnen, indem er sich zurückzog und/oder auf Reisen ging.

Bereits im Februar 1905 hatte Franz Marc auf einem Schwabinger Künstlerfest die Kunststudentin **Maria Franck** (1887-1955) kennengelernt. Doch beide verloren sich zuerst einmal wieder aus den Augen, nachdem Maria nach Berlin zurückgekehrt war.



Als Franz Marc sich nach Kochel zurückgezogen hatte, um dort zu arbeiten, waren ihm Maria Franck und eine weitere Freundin, die Malerin, Illustratorin und Silhouetten-Künstlerin **Marie Schür** (1869- nach 1918), gefolgt. Die drei gingen auf Franz Marcs Wunsch hin ein Dreiecksverhältnis ein.

1907 heiratete Franz Marc die elf Jahre ältere **Marie Schnür**, um ihr zu ermöglichen, ihren 1906 in Paris heimlich geborenen unehelichen Sohn aus der Beziehung mit Angelo Jank (andere Biografen sagen, der Vater des Sohnes war August Gallinger), zu sich nehmen zu können. Nach damaliger Rechtsauffassung durfte Marie Schnür ihren unehelichen Sohn nicht allein erziehen, sondern hätte ihn zu ihren Eltern geben müssen. Franz Marc bot ihr an, sie pro forma zu heiraten. In dieser Zeit war er schon mit Maria Franck liiert, die von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt wurde.

Marie Schnür entstammte einer wohlhabenden Familie, die ein Gut in Mecklenburg-Vorpommern bewirtschaftete. Ihre zeichnerische Ausbildung erhielt sie in der Schule des Vereins der Berliner Künstlerinnen und später in München bei Ludwig Schmid-Reutte und Wilhelm Dürr d. J. Nach ihrer Ausbildung bestritt sie ihren Lebensunterhalt als Illustratorin für die erscheinende illustrierte Zeitschrift Jugend (*Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben*). Sie unterrichtete auch an der Damenakademie des Münchner Künstlerinnenvereins, wo sie die Klasse für Stilleben und Blumenbilder leitete. Hier lernte sie auch den elf Jahre jüngeren Franz Marc und Maria Franck kennen, die damals Schülerin an der Damenakademie war.

Nach einem Jahr Ehe wurde die Scheinehe wieder geschieden. Doch entgegen der vorher getroffenen Absprachen beschuldigte Marie Schnür ihren Exgatten des Ehebruchs mit Maria Franck. Aus diesem Grund durften Marc und Maria Franck nach damals geltendem Recht nicht heiraten. Auch ein 1911 von Marc beantragter Dispens für eine Eheschließung wurde verweigert. Das Paar bezeichnete sich fortan aber öffentlich als Ehepaar.

Nach ihrer Scheidung wurde Marie Schnür Mitglied eines Künstlerkreises um die Malerin und Illustratorin Marion Gräfin Kaulitz und entwarf Künstlerpuppen, die in einer Ausstellung im Kaufhaus Hermann Tietz gezeigt wurden. Marie Schnür kehrte zu ihren Eltern nach Swinemünde zurück, später zog sie nach Berlin. Über ihren weiteren Lebensweg ist nichts bekannt.

Maria Franck entstammte einer gutbürgerlichen Familie. Nach dem Besuch einer Höheren Mädchenschule in Berlin erhielt sie 1895 an der Berliner Königlichen Kunstschule eine Ausbildung zur Zeichenlehrerin. 1903 zog sie nach München und besuchte dort die Damenakademie des Münchner Künstlerinnenvereins – ein Studium an der Kunstakademie war damals Frauen noch verwehrt. Maria Franck, die Franz Marc im Februar 1905 auf einem Schwabinger



Künstlerfest kennengelernt hatte, begegnete ihm im Dezember 1905 erneut auf einem Künstlerfest. (Den Sommer und den Herbst 1905 hatte Maria Franck in Worpswede bei Otto Modersohn verbracht, wo sie bei ihm Zeichnen lernte.) Zwischen Franz Marc und Marie Schnür, die eine Lehrerin von Maria Franck war, hatte sich zu diesem Zeitpunkt schon eine enge Freundschaft entwickelt. Nun kam noch die Liebe zu Maria Franck hinzu.

Fünf Jahre nach Marcs Scheidung von Marie Schnür durfte das Paar Maria Franck und Franz Marc endlich heiraten. Die Hochzeit fand am 3. Juni 1913 in München statt. Das Paar zog nach Ried bei Kochel am See.

Als der Erste Weltkrieg begann, meldete sich Franz Marc freiwillig als Soldat und wurde am 4.3.1916 als Soldat getötet. Maria Marc übernahm die Nachlassverwaltung ihres verstorbenen Mannes, studierte an 1922 am Bauhaus in Weimar Weberei und lebte zwischen 1929 und 1938 in Ascona in der Nähe der Künstlergemeinschaft des Monte Verità. 1939 zog Maria Marc zurück nach Ried und webte dort mit Johanna Schütz-Wolff, die sie am Bauhaus kennengelernt hatte.

- **Franz-Röttel-Park**, *Langenhorn (2012): Franz Röttel (1921-2004), Angestellter, Mitglied der SPD, Mitglied der Bezirksversammlung, kommunale Verdienste*

Hinsichtlich der auf Antrag der SPD und mit den Stimmen des damaligen Koalitionspartners FDP in der Bezirksversammlung Hamburg-Nord beschlossenen Umbenennung des „Park am Dorfteich“ in „Franz-Röttel-Park“ gab unter den Bezirkspolitikern Unstimmigkeiten. Bert C. Biehl schrieb dazu am 23.4.2012 im Hamburger Wochenblatt unter der Überschrift „Aufregung um kleinen Park. Benennung nach Franz Röttel erst nach bizarrer Debatte“. „Mit der Mehrheit der SPD/FDP-Koalition hat die Bezirksversammlung Nord (BV) am vergangenen Donnerstag beschlossen, den kleinen Park am Dorfteich am Beginn der Tangstedter Landstraße nach seinem ‚Erfinder‘, dem früheren SPD-Kommunalpolitiker Franz Röttel (1921-2004), zu benennen. Den Antrag hatte die SPD gestellt, weil ‚wir von vielen Langenhornern darauf angesprochen worden sind‘, so der Abgeordnete Gulfam Malik. Zu Lebzeiten hatte sich Röttel in vielfältiger Weise für die Menschen im Stadtteil eingesetzt, war Träger des Bundesverdienstkreuzes und langjähriger Bezirksabgeordneter (...).

Dem Beschluss vorausgegangen war ein parteipolitisches Ränkespiel. Der SPD-Antrag war zunächst im Regionalausschuss eingebracht und von dessen Arbeitsgruppe Namensgebung – hier hat die Opposition die Mehrheit – verworfen worden. Mit ihrer Mehrheit überwies die Koalition den Antrag dennoch in die BV



[Bezirksversammlung]. Dort gab es eine bizarre Debatte, in deren Verlauf die BV-Vorsitzende Dagmar Wiedemann fast zur Ordnungs-Glocke gegriffen hätte. Denn etliche Äußerungen hatten mit parlamentarischem Anstand nur wenig gemein. GAL und Linke bestanden auch noch, als ginge es um das Thema Atomausstieg und nicht um eine Grünfläche, auf namentlicher Abstimmung. ‚Provinztheater‘, kodderte Ralf Lindenberg (FDP).

Rachid Messaoudi (Linke) meinte, es gebe wichtigere Probleme in Langenhorn als ‚die Umbenennung eines Teiches nach irgendeinem Franz Röttel.‘ Den kenne in Langenhorn eh ‚keiner unter 40 Jahren mehr‘, glaubt der 37-jährige Ex-Frankfurter, der jetzt in Ohlsdorf lebt. Eine frühere Viehtränke nach dem Bundesverdienstkreuzträger zu benennen, das sei eine Verhöhnung, steigert sich Messaoudi, es sei unglaublich, ‚dass jemand noch im Grab beleidigt wird.‘ Versammlungsleiterin Wiedemann rüffelte Messaoudi: ‚Das war hart am Rande des Zulässigen.‘

GAL-Fraktionschef Michael Werner-Boelz hatte sich sogar eine 22 Jahre alte Legende angelesen, um die Person Röttel madig zu machen. Es ging um ein Grünen-Trauma aus dem Jahr 1990. Damals hatte es in der BV Nord die Hamburg-weit erste zarte Anbahnung einer politischen Zusammenarbeit geben sollen. Anlass: Die SPD hatte ihre damalige Kreisvorsitzende Helgrit Fischer-Menzel als Kandidatin für das Amt der Bezirksamtsleiterin aufgestellt. Für eine Mehrheit brauchte sie allerdings die Stimmen der GAL. Doch Fischer-Menzel fiel bei der Wahl durch. Belegt ist, dass vor der Wahl der SPD-Bezirksabgeordnete Franz Röttel – aber auch mindestens zwei seiner Kollegen – öffentlich erklärt hatten, die schon damals umstrittene Parteilinke Fischer-Menzel nicht wählen zu wollen. Ironischerweise hatte ausgerechnet Bürgermeister Henning Voscherau – als SPD-Rechter ein Gegner der Grünen - die Dissidenten ins Gebet nehmen müssen.

Belegt ist allerdings auch: Nach dem Wahldebakel hatten Röttel und andere ‚in der Fraktion gelobt, für die eigene Kandidatin gestimmt zu haben‘, berichtete zumindest das Hamburger Abendblatt. Dies Detail fehlte 22 Jahre später in den Ausführungen von GAL-Chef Werner-Boelz. Die Wahl der Bezirksamtsleitung war seinerzeit geheim verlaufen. ‚Ich weiß nicht, wie Franz Röttel abgestimmt hat – und Sie auch nicht‘, zürnte SPD-Fraktionschef Thomas Domres folgerichtig in Werner-Boelz‘ Richtung. Es sei ‚unanständig‘, wie hier ein Toter verleumdet werde.‘

Die CDU stimmte gegen den Antrag, weil das Votum der Benennungs-AG übergangen worden sei. Der Antrag wurde schließlich mit 27 gegen 24 Stimmen beschlossen.“ 1)

Quellen:



1) <http://www.hamburger-wochenblatt.de/fuhlsbuettel/lokales/aufregung-um-kleinen-park-d464.html>

- **Franz-Rohr-Weg**, *Bergedorf (2006): Franz-Josef Rohr (1903-1986), Fraktionsvorsitzender der CDU in der Bezirksversammlung Bergedorf*

Vorher hieß die Straße Gustav-Stille-Weg. Sie wurde wegen dessen NS-Belastung umbenannt. Gustav Stille, Arzt und Schriftsteller, verfasste rassenideologische Schriften mit starken antisemitischen Tendenzen

- **Freesenstraße**, *Marienthal (vor 1938): Johann F. Freese, Pächter des Gutes Wandsbek im 16. Jhd.*

- **Freiligrathstraße**, *Hohenfelde (1889): Ferdinand Freiligrath (1810-1876), Dichter*

1829 verlobte sich Freiligrath heimlich (auf Betreiben des Vaters) mit **Caroline (Lina) Schollmann**. Sie war die zehn Jahre ältere Schwester seiner Stiefmutter.

Als sich Freiligrath in Thüringen aufhielt, lernte er **Ida Melos** (1817-1899), die Tochter des örtlichen Gymnasialprofessors und Autors Johann Gottfried Melos kennen und verlobte sich, nachdem er seine Verlobung mit Caroline Schollmann gelöst hatte, 1840 mit ihr. Ein Jahr später wurde geheiratet. Das Paar zog nach Darmstadt, dann nach St. Goar. Finanziell lebten die beiden von einer Pension von 300 Talern, die der preußische König Friedrich Wilhelm IV. auf Empfehlung Alexander von Humboldts (siehe: Humboldtstraße, in Bd. 3 online) bewilligte. Ida und Ferdinand Freiligrath bekamen fünf Kinder (geboren: 1845, 1847, 1849, 1850, 1852).

Ab 1843 geriet Freiligrath mit seinen Gedichten in die politische Zensur. Er forderte die Pressefreiheit und Abschaffung der Adels Herrschaft und kam mit Karl Marx in Kontakt, wurde Mitglied des kommunistischen Bundes, verzichtete auf die vom König gegebene Pension, ging ins politische Exil nach England (London). Immer mit dabei seine Ehefrau, die während dieser unruhigen Zeiten und der vielen Umzüge häufig schwanger war und die gemeinsamen Kinder gebar.



- **Freudenthalweg, Wilstorf** ((1950): *Friedrich Freudenthal (1849-1929), Schriftsteller, Heidedichter*
- **Frickestraße, Eppendorf (1887 und 1928):** *Carl Georg Fricke (1790-1841), Chirurg am Freimaurerkrankenhaus und St. Georg Krankenhaus und Arzt am Krankenhaus Eppendorf*

Fricke war verheiratet. Seine Frau starb 1840. „Im J. 1840 hatte F. das Unglück, seine Frau, mit welcher er seit seinen Studienjahren verbunden gewesen war und mit welcher er eine sehr glückliche Ehe geführt hatte, durch den Tod zu verlieren; dieser schmerzliche Verlust, verbunden mit einer aufreibenden Berufsthätigkeit, untergrub seine an sich nicht starke Gesundheit, im Winter 1840—41 bekam er Bluthusten, er verkaufte sein Hab und Gut, machte sein Testament und verließ Hamburg. Zuerst ging er nach Heidelberg, später nach Ems, schließlich nach Italien, wo er am 4. Decbr. 1841 an Schwindsucht gestorben ist.“

Quellen:

Hirsch, August, "Fricke, Johann Karl Georg" in: Allgemeine Deutsche Biographie 7 (1878), S. 381-382 [Onlinefassung];

URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn118693352.html?anchor=adb>

- **Friedmannbogen, Bergedorf (1979):** *Robert Friedmann (1888-1940), Architekt, Erbauer der Synagoge in der Oberstraße in Hamburg*

Aufgrund seiner jüdischen Herkunft sah sich Friedmann gezwungen, ab 1933 in Palästina und damit im Exil zu bleiben, wo er sich ursprünglich von seinem chronischen Asthma erholen wollte. In Palästina konnte er nicht mehr an die Erfolge der Hamburger Zeit anknüpfen. Nach einigen kleineren Bauprojekten starb Friedmann 1940 in Jerusalem.

- **Friedrich-Ebert-Damm, Wandsbek (1945),** siehe: Ebertallee.
- **Friedrich-Ebert-Hof, Ottensen (1951),** siehe: Ebertallee.



- **Friedrich-Ebert-Straße**, Niendorf (1945), siehe Ebertallee.
- **Friedrich-Frank-Bogen**, *Bergedorf (1968): Friedrich Frank (1884-1960), Senator von 1946-1953; Bürgermeister in Bergedorf (1931-1933), Ortsamtsleiter in Bergedorf*

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Friedrich Frank wegen angeblichen Waffenbesitzes vom 3. 9. bis 3. 10. 1933 im Gefängnis Fuhlsbüttel inhaftiert. Nach dem Attentat auf Hitler wurde er erneut inhaftiert (2.8. bis 23.9.1944).

- **Friedrich-Karl-Straße**, *Wellingsbüttel (1929): Friedrich Karl Ludwig Herzog von Schleswig-Holstein (1757-1816), Besitzer des Gutes Wellingsbüttel*

1780 heiratete er **Friederike von Schlieben** (1757 - 1827), Tochter des preußischen Ministers Graf Karl Leopold von Schlieben. Das Paar hatte drei Kinder (geboren: 1780, 1783, 1785).

- **Friedrich-Kirsten-Straße**, *Wellingsbüttel (1929): Friedrich Kirsten (1842-1924), Kaufmann, Grundstücksmakler, Besitzer des Gutes Wandsbek*

- **Friedrich-Legahn-Straße**, *Blankenese (1928): Friedrich Legahn 1832-1924), ließ diese Straße erbauen, Dekorateur, Tapezierer*

- **Friedrich-List-Straße**, *Wilstorf (1924): Friedrich List (1789-1846), Ökonom, Eisenbahn-Pionier. Vorkämpfer für den Deutschen Zollverein und das Eisenbahnwesen*

Mit 28 Jahren, 1817, wurde List an die Staatswirtschaftliche Fakultät der Universität Tübingen berufen. Im selben Jahr hielt er um die Hand von **Karoline Neidhard, geb. Seybold** an (geb. 1789-1866). Diese hatte mit 18 Jahren den



Bremer Kaufmann Johann Friedrich Neidhard geheiratet und einen Sohn geboren. Doch sehr schnell wurde sie Witwe.

In einem Brief vom 8.1.1818 schrieb List an Karoline N.: „Ihr schönes Herz, Ihr rührendes Wesen, Ihre Anspruchslosigkeit, Ihre Zurückgezogenheit haben mich bezaubert. Sie sind mein Ideal einer Hausfrau, ich liebe Sie mit inniger glühender Liebe (...).“ 1) Und weiter schreibt List: „Die Damen der Mode sind Flitterzeug, lockeres Spielzeug; Männer, welche die Heirat nur als Mittel betrachten, um zu Geld zu kommen, oder sich Einfluss zu verschaffen, sind mir verhasst. Ich suche Seelenverwandtschaft und Seelenharmonie, und Sie werden mein leitender Engel sein. Ich werde bereit sein, mein Leben für sie zu geben.“ 2)

Am 19. Februar 1818 heiratete das Paar. Am 10. Dezember 1818 wurde die Tochter Emilie geboren. Sie wurde der Liebling des Vaters und arbeitete ab 1833 für ihn als Sekretärin. Am 23. Februar 1820 kamen der Sohn Oskar, am 1. Juli 1822 die Tochter Elise und am 20. Januar 1829 die Tochter Karoline auf die Welt.

Häufig hatte die Familie unter materieller Not zu leiden. Auch hatte Karoline List „bei ihrer Hochzeit“ noch nicht geahnt, „welch ruheloses und nervenaufreibendes Leben ihr damit beschieden war und wie die Charakterzüge ihres Mannes ihr eigenes Schicksal beeinflussen würden. Aber sie folgte ihrem Mann, wohin er auch ging, mit der ihr eigenen, himmlischen Sanftmut (...). In ihrem bewegten Leben musste sie insgesamt 33 Mal in zwei Kontinenten den Wohnsitz wechseln. (...) Angesichts ihrer häuslichen Veranlagung, die im krassen Gegensatz zum ruhelosen Leben ihres Mannes stand, ist es nicht verwunderlich, dass Karoline häufig an Depressionen und physischer Erkrankung gelitten hat (...).“ 3)

Sie überlebte ihren Mann, der sich wegen Schwermut das Leben nahm, um zwanzig Jahre. Als Witwe lebte sie häufig bei einer ihrer Töchter in München und erhielt eine Leibrente vom bayerischen König Ludwig I. als Anerkennung der Verdienste ihres Mannes.

Quellen:

- 1) Eugen Wendler: Friedrich List im Zeitalter der Globalisierung. Wiesbaden 2014, S. 32.
- 2) Eugen Wendler, a. a. O., S. 33.
- 3) Eugen Wendler, a. a. O., S. 34.

- **Friedrich-Ludwig-Jahn-Straße, Harburg (1933): Friedrich Ludwig Jahn (1778-1852): Pädagoge, Schöpfer der deutschen Turnbewegung**

1814 heiratete Jahn Helene Kollhoff (gest. 1823), Tochter eines Landwirtes. In zweiter Ehe war Jahn seit 1825 vermählt mit Emilie Hentsch (1792–1876). Aus



erster Ehe hatte Jahn drei Kinder, die zwischen 1815 und 1819 geboren wurden und von denen zwei sehr früh verstarben. Aus seiner zweiten Ehe hatte Jahn eine Tochter.

„Turnen war Teil der deutschen Nationalbewegung und Mittel der Nationalerziehung. Die ‚Pflege vaterländischer Gesinnung‘ fand auf dem ‚Thing‘ des Turnplatzes statt. Dort wurden patriotische Reden gehalten, Lieder gesungen und Gedenkfeiern abgehalten. Schließlich dienten auch die Turnfahrten dem Ziel, das Vaterland kennen und lieben zu lernen. Da Turnen im Dienst der Charakterbildung und der Wehrerziehung stand, wurde es von den preußischen Behörden zumindest zeitweise unterstützt. Auch Jahn betonte die militärische und staatspolitische Brauchbarkeit des Turnens, lehnte soldatischen Drill jedoch grundsätzlich ab. Nach den Befreiungskriegen (1813-1815), an denen die Turner sich unter anderem im Lützowschen Freikorps beteiligt hatten, erfüllten sich die Träume der Patrioten nicht. Bei dem Versuch, ein neues Gleichgewicht in Europa herzustellen und die liberalen Verfassungsbewegungen zu unterdrücken, entstand der aus 39 Einzelstaaten zusammengesetzte Deutsche Bund mit stark restaurativen Tendenzen. Zwar breitete sich das Turnen weiter aus, die politischen Ziele der Turner, die nach wie vor die deutsche Einheit und das politische Mitbestimmungsrecht des Volkes propagierten, erregten jetzt aber den Verdacht der Behörden. 1820 wurde das Turnen durch eine preußische Kabinettsorder verboten, die Turnplätze wurden geschlossen und Jahn, dessen Person und Wirken bis heute kontrovers beurteilt werden, wurde für einige Zeit inhaftiert.

Obwohl der Turnplatz ‚als Tummelplatz für die gesamte Bevölkerung und als Sammelpunkt des ganzen öffentlichen Lebens gedacht‘ war, wurde unter der ‚gesamten Bevölkerung‘ nur die eine, die männliche Hälfte der Menschheit verstanden. In Jahns ‚Deutscher Turnkunst‘, dem Standardwerk der Turner, werden Mädchen und Frauen nicht ein einziges Mal erwähnt. Erst als in den 1830er Jahren, in der Zeit der ‚Turnsperre‘, der gesundheitliche Wert der Leibesübungen einen neuen Stellenwert erhielt, wurden die ersten Turnkurse für Mädchen angeboten, nicht zuletzt, weil die Gesundheit des ‚schwachen Geschlechts‘ durch Bewegungsarmut bedroht schien. (...)

Mit der Reichsgründung 1871 war eines der wichtigsten Ziele der Turner verwirklicht. Die 1868 gegründete Deutsche Turnerschaft (DT) stellte sich vorbehaltlos und in vielfältiger Weise in den Dienst des Deutschen Reiches. So betonten die Turner jetzt den wichtigen Beitrag des Turnens zur Wehrerziehung. Drill und die Disziplinierung des Körpers galten ‚als unsterblicher Schutzgeist unseres Volksheeres‘, als ‚unentbehrlicher Bestandteil des Turnens‘ und als Voraussetzung zur Förderung der Wehrkraft. Haltungen und Bewegungen der Turner, verkörpert in den Massenfleißübungen auf den Turnfesten, symbolisierten



die Turnerideologie, die im Einklang mit den herrschenden Denk- und Deutungsmustern auf die Einordnung des Individuums in die Gemeinschaft und deren Ausrichtung auf Gott, Kaiser und Vaterland zielte. Dies gilt allerdings nur für die sogenannte bürgerliche Turnbewegung, die Ende des 19. Jahrhunderts Konkurrenz durch den sozialistisch orientierten Arbeiter-Turnerbund und die jüdische Turnbewegung erhielt.

Während Frauen bis zum Ende der 1880er Jahre vom Turnen ausgeschlossen waren, bestand für Mädchen in eingeschränktem Maße die Möglichkeit, an Turnkursen teilzunehmen. Zudem nahmen manche Schulen, vor allem private höhere Töchterschulen, seit den 1850er Jahren Turnen in ihren Fächerkanon auf. Da Frauen nicht am männlichen Maßstab der Wehrhaftigkeit, Stärke und Überlegenheit gemessen wurden, schien die ‚körperliche Ertüchtigung des weiblichen Geschlechts‘ keine allzu große Bedeutung zu haben. Die Übungsauswahl im Mädchenturnen war zudem aufgrund zahlreicher Vorurteile und Vorbehalte äußerst beschränkt. Es galt die Devise: ‚Kopf oben, Beine unten und geschlossen.‘ Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurde die Ineffektivität der Übungen kritisiert und unter dem Motto ‚Starke werden nur von Starken geboren‘ eine Reform des Mädchenturnens gefordert. (...)

Turnen und Sport wurden von Männern für Männer entwickelt und dienten der Präsentation männlicher Leistungsfähigkeit. Vor, aber auch noch nach dem Ersten Weltkrieg stießen Frauen bei ihren Bestrebungen, am Sport teilzunehmen, auf zahlreiche Probleme und Barrieren. Selbst die Leichtathletik galt als Männersache, denn: ‚Der Kampf gebührt dem Mann, der Natur des Weibes ist er wesensfremd.‘ Schwimmen galt als gesund, warf aber moralische Bedenken auf, obwohl die Schwimmkostüme nur wenig Haut unbedeckt ließen. Bei allen Sportarten, besonders aber beim Rad- und beim Skifahren, erwies sich der obligatorische Rock als entscheidendes Hemmnis. Es waren vor allem ästhetische Normen, denen sich Frauen in Gesellschaft und Sport unterwerfen mussten. Daher wurden Frauen beispielsweise im Rudern nur zu Wettbewerben im Stilrudern zugelassen, bei denen es nicht auf die Geschwindigkeit, sondern nur auf die Bewegungsausführung ankam.

Im Frauenturnen setzte sich nach langen Auseinandersetzungen die Hose durch, den Kampf um die Mitgliederrechte und die Beteiligung auswärtiger Turnerinnen an Turnfesten gewannen die Frauen allerdings erst in der Weimarer Republik. Mit der wachsenden Akzeptanz der Frauenerwerbstätigkeit und der beginnenden Integration der Frauen in die Leistungsgesellschaft nahm in den 1920er Jahren dann auch die Beteiligung von Frauen am Leistungssport und an Turnwettkämpfen zu. 1928 wurde das Frauenturnen als Mannschaftsmehrkampf schließlich olympisch.“ 1)



Quellen:

1) Getrud Pfister: 200 Jahre Turnbewegung – von der Hasenheide bis heute. Unter: <http://www.bpb.de/apuz/33345/200-jahre-turnbewegung-von-der-hasenheide-bis-heute?p=all>

- **Friedrich-Naumann-Straße**, *Heimfeld (1929): Dr. Friedrich Naumann (1860-1919), Mitbegründer der FDP, Mitglied der Weimarer Nationalversammlung, Reichstagsabgeordneter*

Siehe auch: Emmy-Beckmann-Weg, Gertrud-Bäumer-Stieg; Elly-Heuss-Knapp-Ring; Wichernsweg, in Bd. 2.

Verheiratet war Friedrich Naumann seit 1889 mit **Maria Magdalena, geb. Zimmermann** (1859-1938), Tochter eines Pfarrers. Das Paar bekam die Tochter Elisabeth. Theodor Heuss schrieb über die Ehe des Ehepaares Naumann, dass es eine Naumann völlig lähmende Ehe gewesen sein soll. „Die Ehe selber war nicht frei von tapferer Resignation, gegen die er [Friedrich Naumann] sich lange wehrte; sie forderte manche nachsichtige Geduld und Fürsorglichkeit. Mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit habe Maria versucht, an der Arbeit ihres Mannes teilzunehmen. Naumann habe diesem Mühen ‚zarten und freundlichen Dank‘ erwiesen.“ 1)

Befreundet war Friedrich Naumann mit Gertrud Bäumer. „Gertrud Bäumer gehörte zu den Vertreterinnen eines Feminismus, die dem ‚weiblichen Prinzip‘ die Aufgabe zuschrieben, zur Humanisierung des Lebens beizutragen. Politisch identifizierte sie sich mit dem durch seine soziale Note bestimmten Liberalismus Friedrich Naumanns, mit dem sie ab 1906 eng zusammenarbeitete; ab 1912 war sie für den Kulturteil seiner 1894 gegründeten Zeitschrift Die Hilfe redaktionell verantwortlich, nach seinem Tod 1919 wurde sie zeitweilig die alleinige Herausgeberin. Auch mit Friedrich Naumann verband sie nicht nur eine Arbeitsgemeinschaft, sondern eine intensive Freundschaft. Friedrich Naumann kam durch seine Tätigkeit als Pfarrer mit den ärmeren Bevölkerungsschichten in Berührung. Er verschloss sich deren Problemen jedoch nicht, sondern suchte nach Lösungsmöglichkeiten, die er in einer Verbindung von ‚national‘ und ‚sozial‘ fand. Er war der Überzeugung, dass nur eine nationale Machtpolitik nach außen die sozialen Reformen im Innern sichern könnte. Diesen Zielen war der 1896 von ihm gegründete National-soziale Verein verpflichtet. (...) Die Sogwirkung, die die Sozialdemokraten auf die Arbeiterklasse ausübten, betrachtete Naumann mit Argwohn. Er wollte die Arbeiterschaft für Staat, Nation und ‚soziales Kaisertum‘ gewinnen. Der Verein löste sich aber schon 1903 wieder auf, nachdem er bei der Reichstagswahl 1903 gescheitert war, und Naumann wechselte mit seinen Gesinnungsgenossen in die Freisinnige Vereinigung über. Nach Abschaffung des preußischen Vereinsrechts im Jahre 1908 (das Frauen



bis dahin den Eintritt in politische Parteien verbot), traten Gertrud Bäumer und Helene Lange der Freisinnigen Vereinigung, später der daraus hervorgegangenen linksliberalen Fortschrittlichen Volkspartei (FVP) bei. Im Jahr 1919 gründete Gertrud Bäumer gemeinsam mit Friedrich Naumann und anderen die Deutsche Demokratische Partei (DDP). Theodor Heuss gehörte zu ihren ersten Mitgliedern. (...). „ 2)

Quellen:

- 1) Elke Seefried (Hrsg. und Bearbeiterin): Theodor Heuss. In der Defensive. Briefe 1933-1945. München 2009, Fußnote 6 und S. 447.
- 2) Wikipedia: Gertrud Bäumer (Stand: 27.10.2014)

- **Friedrichsberger Brücke**, Barmbek-Süd (1945), siehe: Friedrichsberger Straße.

- **Friedrichsberger Straße**, Barmbek-Süd (1868): *Flurname, zurückzuführen auf den Bauern Friedrich, der hier Ackerland besaß*

- **Friedrich-Schöning-Weg**, Osdorf (1992): *Friedrich Schöning (1878-1968), Senator in Altona (1909-1933), Ortsamtsleiter in Blankenese (1945-1950)*
Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten kurz in Schutzhaft genommen.

- **Friedrich-Schütter-Platz**, Uhlenhorst (2001): *Friedrich Schütter (1921-1995), Schauspieler, Intendant des Ernst-Deutsch-Theaters, Gründer des Jungen Theaters*

Siehe auch: Gerda-Gmelin-Platz, in Bd. 2.

Schauspielschüler u. a. bei Helmuth Gmelin, trat auch Ende der 1940er- Jahre im Theater im Zimmer auf. Gründete mit dem Schauspieler Wolfgang Borchert (damit ist nicht der Schriftsteller W. B. gemeint) das Junge Theater in Hamburg, eine Spielstätte für Nachwuchsförderung und ein Forum für zeitgenössische Dramatik, mehrere Umzüge: endgültige Spielstätte an der Mundsburg. 1973 wurde das Junge Theater anlässlich des vierten Todestages von Ernst Deutsch



in Ernst-Deutsch-Theater umbenannt. Seine dritte Ehefrau **Isabella Vèrtes-Schütter**, die Schütter 1990 heiratete, trat seine Nachfolge im Ernst-Deutsch-Theater an.

- **Friedrichstraße, St. Pauli (1800), männlicher Vorname**
- **Fritz-Döhling-Weg, Neugraben-Fischbek (1972): Fritz Döhling (1884-1961), Architekt, Förderer des Naturschutzes**

- **Fritz-Flinte-Ring, Steilshoop (1970): Fritz Flinte (1876-1963), Lehrer, verdient gemacht um visuelle Lehrmethoden, Maler**

Flintes Malstil entsprach zwar nicht den Vorlieben der Nationalsozialisten, dennoch durfte Flinte nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten weiter ausstellen und erhielt auch staatliche Stipendien.

Verheiratet war er seit 1920 mit der Gewerbeoberlehrerin und Stilllebenmalerin **Mathilde Friederika Wolff**. Das Paar bekam zwei Kinder und trennte sich später.

Die gemeinsame Tochter **Hilde Flinte** (30.6.1923-11.5.1995) wurde Malerin, Graphikerin, Stickerin. Sie studierte bei Wilhelm Grimm und E. Hartmann an der HfbK Hamburg. 1950-1951 Studium am „Baukreis“ Hamburg. Sie lebte und arbeitete am Naumannplatz 1. Sie war Mitglied der Gedok, malte Landschaften und Hamburger Motive sowie Portraits. Nach einer langen Krankheit begann sie mit der Bild-Stickerei von Bildteppichen mit Landschaften.

- **Fritz-Lindemann-Weg, Bergedorf/Lohbrügge (1964): Fritz Lindemann (1894-1944), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, Schriftsteller, General**

Siehe auch: Lilo-Gloeden-Kehre, in Bd. 2.

Fritz Lindemann wurde 1894 in Berlin-Charlottenburg als Sohn des Artillerieoffiziers Friedrich Lindemann geboren. 1912 legte er das Abitur am Victoria-Gymnasium in Potsdam ab. Er nahm 1914 bis 1918 am Ersten Weltkrieg teil, ab 1916 als Oberleutnant im Generalstab. 1919 bekämpfte er die Düsseldorfer Räterepublik als Mitglied eines Freikorps. Er wurde in die Reichswehr übernommen und gehörte zeitweise der deutschen Friedensdelegation in Versailles



an. 1923 bis 1926 absolvierte er die Generalstabsausbildung in Berlin. 1932 studierte er an der Berliner Universität Wirtschaftswissenschaften und lehrte 1933 bis 1936 Taktik und Kriegsgeschichte an der Kriegsakademie in Berlin.

1936 folgte die Versetzung nach Hamburg zum Generalkommando des X. Armeekorps (Sophienterrasse 14) und 1937 die Beförderung zum Oberst. Fritz Lindemann war seit 1937 im Hamburger Fernsprechbuch mit der Bezeichnung Oberstleutnant und der Wohnanschrift Maria-Louisen-Straße 57 eingetragen. Mit Ehefrau und drei Kindern bewohnte er eine Sieben-Zimmer-Wohnung im 3. Stock, zu der auch ein sogenanntes Mädchenzimmer für das Hausmädchen Erika gehörte.

Zum 1. August 1938 schied Fritz Lindemann aus dem aktiven Dienst aus. Er trat in die NSDAP ein und übernahm im Oktober 1938 eine journalistische Tätigkeit als militärpolitischer Kommentator bei den „Kieler Neuesten Nachrichten“. Ab Mai 1939 arbeitete er beim „Hamburger Fremdenblatt“. Im Zuge der Mobilmachung wurde er im August 1939 als Offizier reaktiviert. Er nahm am Überfall auf Polen (1939), am Westfeldzug gegen Frankreich (1940) und am Überfall auf die Sowjetunion (1941–1942) teil. Im Januar 1942 erhielt er die Ernennung zum Generalmajor. Im Oktober 1943 wurde ihm die Führung des Stabs der Artillerie beim Oberkommando des Heeres in Berlin übertragen, wo er erste Kontakte zu Claus Schenk Graf von Stauffenberg knüpfte. Im Dezember 1943 wurde Fritz Lindemann zum General der Artillerie ernannt.

Er wirkte aktiv an den Vorbereitungen zum Attentat auf Adolf Hitler mit, die der engere Kreis der Widerständler vom 20. Juli 1944 traf. Lindemann übernahm die Rolle eines Emissärs, er stellte Verbindungen zu regimekritischen Offizieren her. Nach dem Umsturz sollte er Sprecher einer neuen Regierung werden und im Rundfunk einen ersten Aufruf an die deutsche Bevölkerung verlesen. Fritz Lindemann führte im Sommer 1944 in Dresden auch Gespräche mit sozialdemokratischen und kommunistischen Gegnern des NS-Regimes.

Nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli hielt Fritz Lindemann sich anfänglich bei seinem Onkel in Dresden verborgen und flüchtete dann nach Berlin, wo ihn das Ehepaar Gloeden versteckte. Am 20. August wurde ein Steckbrief des „Deserteurs“ Lindemann u. a. im „Völkischen Beobachter“ veröffentlicht und eine Belohnung von 500000 RM ausgesetzt: „Lindemann hat sich an den Vorbereitungen zum Attentat auf den Führer am 20. Juli beteiligt. (...) Angaben jedweder Art, die zur Ergreifung des Täters dienlich sind, nimmt jede Polizeibehörde entgegen. Wer den Flüchtigen irgendwie unterstützt oder von seinem jetzigen Aufenthalt Kenntnis hat und sich nunmehr nicht unverzüglich bei der Polizei meldet, hat schwerste Strafen zu erwarten.“

Der Sohn Georg Lindemann, Oberfähnrich zur See, wurde am 25. August 1944



von der Gestapo in der Wohnung Maria-Louisen-Straße festgenommen. Auch Fritz Lindemann wurde denunziert und am 3. September 1944 in Berlin von der Gestapo verhaftet. Er widersetzte sich dem und erlitt dabei einen Bauchschuss und einen Oberschenkeldurchschuss. Nach zwei Operationen und mehreren Verhören erlag er am 22. September 1944 seinen schweren Verletzungen.

Die Menschen, die Fritz Lindemann bei der Flucht geholfen oder ihn versteckt hatten, bezahlten dies mit dem Leben: Erich und Elisabeth-Charlotte Gloeden und deren Mutter Elisabeth Kuznitzky wurden im November 1944 zum Tode verurteilt. Die Urteile wurden sofort vollstreckt. Carl Marks und Hans Sierks, die Lindemann bei der Flucht von Dresden nach Berlin geholfen haben, erhielten ebenfalls die Todesstrafe und wurden noch Ende April von der SS in Berlin erschossen. Der 72-jährige Onkel Max Lindemann aus Dresden wurde auf Grund seines Alters freigesprochen, seine Ehefrau Elsa Lindemann nahm sich im September 1944 in der Haft das Leben. Der Cousin Hermann Lindemann wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Fritz Lindemanns Familie traf die „Sippenhaft“: Die Ehefrau, die sich mit ihrer zehnjährigen Tochter bei Verwandten bei Andernach am Rhein aufhielt, wurde dort verhaftet. Ihre Stationen waren die Konzentrationslager Ravensbrück, Stutthoff, Buchenwald und Dachau.

Die Tochter kam mit den Kindern von anderen Widerstandskämpfern in das Kinderheim Bad Sachsa/Harz. Die neunzehn und 20 Jahre alten Söhne, beide Soldaten, wurden vom Volkgerichtshof zu fünf bzw. sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Alle Familienmitglieder überlebten die Sippenhaft. Die Ehefrau von Fritz Lindemann wohnte nach dem Krieg mit ihren Kindern und drei Enkelkindern bis 1959 wieder in der Maria-Louisen-Straße 57.

Text: Björn Eggert

Lindemann war seit 1922 mit **Lina von Friedeburg** (1898 -1982) Tochter des preußischen Generalleutnants Friedrich von Friedeburg und dessen Ehefrau Willy, geb. Wenckstein, verheiratet. Das Paar hatte drei Kinder (geboren 1923, 1924, 1934). 1944 wurde Lina auf Burg Namedy von der Gestapo verhaftet. Als Haftgrund wurde „Sippenhaft“ angegeben, wegen der Ehe mit einem gesuchten „Verschwörer“. Lina Lindemann kam ins Gefängnis Koblenz und wurde im Ungewissen gehalten, was mit ihren Kindern passierte. Anfang 1945 kam sie ins Frauen KZ-Ravensbrück, von dort ins KZ Stutthof und von dort im März 1945 ins KZ Buchenwald. Einen Monat später wurde sie mit anderen 139 „Sippen- und Sonderhäftlingen“ aus 21 Nationen nach Niederdorf in Südtirol verschleppt und dort dann schließlich im Hotel Pragser Waldsee befreit. Zurück auf Burg Namedy traf sie ihre Kinder wieder.

Quellen:



Ursel Hochmuth / Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933–1945, Frankfurt/M. 1969, S. 445–447; www.dhm.de/lemo/html/biografien/LindemannFritz/index.html (eingesehen 7.3.2007); www.dhm.de/lemo/forum/kollektives_gedaechtnis/213/index.html (eingesehen 10.9.2007); Wolfgang Welkerling: Ein Wehrmachtsgeneral auf dem Weg zum Antifaschisten. Zur Biographie des Generals der Artillerie Fritz Lindemann (1894–1944), in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (DDR), Heft 9/1989; Amtliches Fernsprechbuch Hamburg 1937–1943; Informationen der Enkelin A. M. H. (Hannover).

- **Fritz-Neubers-Weg**, *Barmbek-Nord (1927): Fritz Neuber (1837-1889), Hamburger Bildhauer*
- **Fritz-Reuter-Straße**, *Bramfeld (1890): Fritz Reuter (1810-1874), Schriftsteller*
Siehe auch: Dethlefstwiete und Wuthenowstraße, in Bd. 2.

Fritz Reuter war verheiratet mit **Luise, geb. Kuntze** (1817-1894), Tochter eines Theologen, der als Rektor arbeitet. Sie war das älteste unter zehn Kindern und schon früh mit häuslichen Arbeiten betraut. „Luises sehr frühe Einbindung in häusliche Arbeiten ist notwendig, selbstverständlich – älteste Töchter werden schon aus Angst vernünftig! – und verfehlt ihre Wirkung auf die Charakterbildung nicht. Es gibt keine andere Möglichkeit als das Entwickeln von Pflichtbewußtsein und Vernunft.“¹⁾ Luise Kuntze wurde Kindererzieherin. Im Alter von 26 Jahren nahm sie eine Stelle beim Pfarrer Augustin in Rittermannshagen an, um dort die Kinder des Hauses zu erziehen. Dort lernte Luise Kuntze Fritz Reuter kennen, der im wenige Kilometer entfernten Gut des Gutspächters Rust eine Anstellung gefunden hatte. Fritz Reuter verliebte sich in Luise und hielt um ihre Hand an. Doch Luise zögerte, denn Fritz Reuter war damals schon alkoholkrank, ein ehemaliger politischer Festungsgefangener, ohne gesicherte Existenz und enterbt. Doch schließlich verlobten sich die beiden 1847.

In ihrer Brautzeit musste Luise mehrmals erleben, dass Fritz Reuter wegen seiner Trunksucht ins Krankenhaus gebracht werden musste. So 1848: „Das Frühjahr 1848 verbringt sie [Luise] wieder zu Hause in Roggenstorf; die heftigen Kopfschmerzen, unter denen sie ihr Leben lang leiden wird, machen sie zuweilen hilflos, jede Bewegung bereitet ihr Qualen. Fritz, der inzwischen im Stavenhagener Reformverein ein ‚arger Politiker geworden ist‘, (...) macht sich Sorgen um seine Braut. Doch jetzt kann er nichts für sie tun, er will nach Schwerin, dem Außerordentlichen Landtag beiwohnen. Dort verfällt er wieder einmal seinem alten Leiden, liegt vom 5. bis zum 30. Mai im Schweriner Krankenhaus, eingewiesen wegen Säuferwahnsinns; bei der Entlassung notiert man: ‚...‘,



sprang aus Nr. 14 zum Fenster heraus.' Luise ist bitter enttäuscht, denkt über ihren Entschluß nach, zögert, und wieder beschwört Fritz sie, fleht sie an, sich nicht von ihm abzuwenden, bittet um ihre Liebe (...).“ 2) Luise verzieh ihm, wie sie dies später noch viele hundert Male tat und heiratete ihn 1851.

Nach der Hochzeit trug Luise durch Unterricht in französischer Sprache und in Musik zum Lebensunterhalt bei.“ Reuter als Stadtverordneter [in Tretow] verkehrt mit allen wichtigen Leuten im Ort, er wird geachtet, mit ihm auch sie. Luise ist eins mit ihrem Mann und seiner Arbeit, teilt seinen Erfolg und den Mißerfolg, ist erstes – freundliches – Publikum für seine Werke. Mehr und mehr wird sie auch einbezogen, denn sie besorgt das überaus lästige, doch so notwendige Korrekturlesen.“ 3) Später übernahm sie auch die sehr umfangreiche Korrespondenz.

Langsam wurde Reuter als Schriftsteller bekannt und hatte Erfolg. Doch über eines war das Ehepaar sehr betrübt: es blieb kinderlos. „Luise fühlt sich schuldig. (...) sicher ist allein sie dafür verantwortlich. Die meisten Leute denken so. Sie versagt, sie schenkt ihrem Mann kein Kind. Die bedauernden Gesichter der Freunde sind schwer zu ertragen, die heimlichen Tuscheleien und gehässigen Bemerkungen der Neubrandenburger Gesellschaft noch weniger. Doch sie hat ja Fritz, der weiß sie zu schätzen, auch ohne Kind.“ 4)

Trotz seiner vielen Versprechen, mit dem Trinken aufzuhören, Fritz Reuter konnte es nicht. „Wer kann ermessen, was sie aushält in der trauten Zweisamkeit mit dem genialen glänzenden Unterhalter, wenn er ‚krank‘ ist! (...). Sanitätsrat Dr. Witthauer, Eisenach, schreibt 1895: , Seine Krankheit, in welcher ich ihn zuweilen gesehen, war nichts anderes als ein hochgradiger Katzenjammer und zwar nachdem er etwa 8 Tage lang jeden Tag flott Wein gezecht hatte (bis zu 8 Flaschen pro Tag), (...). Kolossales Erbrechen, Würgen, selbst blutiges Erbrechen (...).“ 5) Luise, die ihren Ehemann in solchen Situationen pflegte, gönnte sich nach den überstandenen Qualen ein neues Kleid.

Je erfolgreicher und bekannter Reuter als Schriftsteller wurde, desto mehr Verehrerinnen besuchten ihn und schrieben lange Briefe. Und Fritz Reuter? Er trank weiter und wurde immer stärker alkoholkrank. Luise musste immer öfter Besucher abwimmeln, weil Reuter nicht in der Lage war, sie zu empfangen. Nach einem 1874 erlittenen Schlaganfall starb Fritz Reuter wenige Monate später. Als Witwe hatte Luise Reuter ein gutes finanzielles Auskommen aus den Einnahmen von Reuters Werken und aus gekauften Aktien. „Der Neid der Eisenacher, besonders der weiblichen Gesellschaft, auf die Frau, die vorher ‚die nächste zu Fritz Reuter‘ war und nun so vermögend ist, grassiert.“ 6) Luise Reuter gab Geld und half, wo es nötig war. „Sie unterstützt ihre Geschwister und deren Kinder, finanziert die Ausbildung des Enkelsohns der Frau Voß, einer entfernten Cousine,



spendet einen ansehnlichen Betrag zur Erneuerung und Ausstattung der Kirche St. Georg in Eisenach, will dabei aber ihren Namen nicht genannt wissen. (...) Wenig Liebe hat Luise geerntet in Deutschland. Je ausufernder der Kult um Reuters Werk und seine Person sich gestaltete, desto tiefer sank die Frau in der Achtung des Volkes. Fast jede Stadt in Norddeutschland hat eine Straße, einen Platz, eine Schule nach dem großen Mecklenburger benannt. An Luise erinnert eine Straße in Deutschland: der Lowise-Reuter-Ring“ in Berlin-Britz. (...) Wir verdanken Luise viel. Sie war ihrem Mann Muse, Geliebte, Haushälterin, Krankenpflegerin. Sie war ihm Ruhepol, Kraftquell und Heimat. Die schönsten wertvollsten Werke der niederdeutschen Literatur wären ungeschrieben geblieben, hätte sie ihm nicht immer mal wieder dat Winglas bisid bröcht.“ 7)

Quellen:

- 1) Cornelia Nenz: Auf immer und ewig Dein Fritz Reuter. Aus dem Leben der Luise Reuter. 2. Aufl., Rostock 1999, S. 9.
 - 2) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 17.
 - 3) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 25.
 - 4) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 32f.
 - 5) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 34.
 - 6) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 83.
 - 7) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 89ff.
- **Fritz-Schade-Weg, Ochsenwerder (2012): Fritz Schade (1905-1972), Pastor in Ochsenwerder, Gegner des Nationalsozialismus**

Fritz Schade, geboren 1905 im damals noch nicht nach Hamburg eingemeindeten Wandsbek, war zwischen 1932 und 1952 Pastor in Ochsenwerder. Danach wirkte er bis 1972 als Gemeindepastor in Wandsbek. 1953 war er an der Grundsteinlegung des auffälligen achteckigen Kirchenbaus direkt am S-Bahnhof Tonndorf beteiligt. Kurz vor seinem Ruhestand verstarb er auf der Kanzel in der von ihm 1965/66 mitbegründeten Emmauskirche während seiner Predigt. Sein Grab liegt in unmittelbarer Nähe auf dem Friedhof Hinschenfelde.

Pastor Schade, der zwischen 1932 und 1952 in der Gemeinde St. Pankratius in Ochsenwerder tätig war, hatte im Rahmen seiner sehr begrenzten Möglichkeiten Menschen im KZ Neuengamme mit Kleidung und wärmendem Zubehör versorgt. Um diesen humanen Einsatz unter schwierigsten politischen, innerkirchlichen und gesellschaftlichen Bedingungen zu würdigen, regte der Kirchenvorstand



Ochsenwerder an, für eine neu entstehende Straße zwischen Ochsenwerder Landscheideweg und Graumannstwiete in Bergedorf den Namen „(Pastor) Fritz-Schade-Weg“ zu vergeben.

Am 8. Oktober 2012 war es soweit. Die „Bergedorfer Zeitung“ berichtete: „Zur ‚Einweihung‘ des Straßenschildes kamen mehr als 60 Besucher - darunter viele Nachfahren des ehemaligen Pastors. Fritz Schade hatte im Dritten Reich sein Leben aufs Spiel gesetzt. Seine Meinung zum Nationalsozialismus äußerte Pastor Fritz Schade auch in seinen Predigten. Das ist historisch belegt. ‚Mein Vater hat schon 1936 auf der Kanzel vor Goebbels gewarnt‘, sagte Gotthard Schade und fügte hinzu: ‚Deshalb wurde er nur von einem Teil des Dorfes respektiert‘. Fritz Schade sprach damals Sätze wie ‚Unser Führer ist Jesus Christus‘. Der Dorfpolizist hörte den Predigten des mutigen Pastors deshalb besonders aufmerksam zu. Weil Fritz Schade sich weigerte, für den Reichsbischof zu beten, wurde er vom damaligen Hamburger Bischof Franz Tügel sogar abgemahnt. Trotzdem überlebte der Geistliche.

Gotthard Schade war zum Festakt der Straßenbenennung mit seinen Brüdern Georg und Michael Schade sowie seiner Schwester Mechthild Johnson und rund 30 Enkeln und Urenkeln angereist. Das Wirken von Fritz Schade hat viele Spuren hinterlassen. Sein Sohn Georg wurde Diakon, Gotthard wählte den Beruf des Pastors. ‚Ich weiß von acht Menschen, die zur Zeit meines Vaters zur Kirchenjugend in Ochsenwerder gehörten und später selbst Kirchenvertreter wurden. Einer von ihnen ging sogar nach Rom‘, resümierte Georg Schade, ‚wir freuen uns sehr darüber, dass unser Vater nicht vergessen wurde‘. Hans-Georg Schmidt, Pastor im Ruhestand und ehemaliger Leiter der Alsterdorfer Anstalten, war Konfirmand bei Fritz Schade. Schmidt erinnerte in seiner Ansprache bei dem Empfang im Pastorat an den couragierten Mann, den er als ‚gebildeten Theologen‘ in guter Erinnerung hat.

Text: Cornelia Göksu

Quellen:

Pastor Friedrich Schade in: Friedhof Hinschenfelde auf www.kirche-tonndorf.de und W. Rösler von der Friedhofsverwaltung Wandsbek sowie www.bergedorfer-zeitung.de/printarchiv/vier-und-marschlande/article169678/Ehrung-eines-mutigen-Pastoren.html

- **Fritz-Schumacher-Allee**, Langenhorn (1920): Prof. Dr. Fritz Schumacher (1869-1947), Oberbaudirektor

Siehe auch: Gretchen-Wohlwill-Platz, Anita-Rée-Straße, in Bd. 2.



Der aus Bremen stammende Fritz Schumacher war Architekt, Stadtplaner und Schriftsteller. Die zweite Hälfte seines Lebens arbeitete er als bedeutender Oberbaudirektor in Hamburg. In den 1920-Jahren, in einer Zeit der Wohnungsnot, entstanden viele Siedlungen, Schulen und andere staatliche Gebäude, die man heute noch als Fritz-Schumacher-Bauten ohne weiteres erkennen kann: Backstein und Klinker in Verbindung mit neuen Baustoffen wie Beton, Ausschmückung der Gebäude mit Skulpturen und Brunnen und auch durch farbige Keramik. Hierfür engagierte er oftmals junge Künstlerinnen und Künstler. „Gerade angesichts der Knappheit der Mittel nach dem [Ersten Welt] Krieg hat Schumacher sich mit besonderen Programmen um die Förderung bildender Künstler bei der Ausgestaltung seiner Schulbauten verdient gemacht. (...)1933 wurde Schumacher von den Nationalsozialisten aus der ihnen wichtigen Schlüsselposition entlassen, obwohl er sie trotz innerer Distanz nie direkt bekämpft hatte.“ 1)

Schumacher blieb ledig und lebte mit seinen beiden Schwestern in einem Haus.

Quellen:

Manfred F. Fischer: Fritz Schumacher, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 2. Hamburg 2003, S. 389f.

- **Fritz-Solmitz-Weg, Langenhorn (1987): Fritz Solmitz (1893-1933), Redakteur, Sozialdemokrat, Gegner/Opfer des Nationalsozialismus**

Fritz Solmitz entstammte einer wohlhabenden assimilierten jüdischen Familie in Berlin. Ab 1913 studierte er Rechtswissenschaften, Nationalökonomie und Staatswissenschaften in Freiburg/Breisgau. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges nahm Solmitz, der der SPD beigetreten war und die jüdische Gemeinde verlassen hatte, sein Studium in Berlin wieder auf, arbeitete als Referendar und Richter und wurde 1921 mit einem Beitrag zur Methode der Marx'schen Sozialphilosophie an der Universität Freiburg promoviert. Anschließend war er drei Jahre Dezernent für öffentliche Wohlfahrtspflege in der städtischen Berliner Verwaltung.

1924 siedelte Solmitz nach Lübeck über, wo er als Redakteur der örtlichen sozialdemokratischen Tageszeitung Lübecker Volksbote arbeitete. Von 1926 bis 1932 war er Mitglied der Lübecker Bürgerschaft. Daneben organisierte er die Bildungsarbeit bei den Jungsozialisten und war im Vorstand des Lübecker Arbeiter-Kulturkartells. Als Politikredakteur des Lübecker Volksboten, dessen Chefredakteur bis 1933 Julius Leber [siehe: Julius-Leber-Straße, in Bd. 3 online] war, arbeitete er mit dem jungen Willy Brandt [siehe: Willy-Brandt-Straße, in Bd.



3 online] zusammen. Dieser schrieb unter seinem Geburtsnamen Herbert Frahm als Schüler seine ersten Beiträge für die Zeitung und lernte unter Anleitung von Fritz Solmitz, Fremdbeiträge zu redigieren.

Nach der Machtübernahme der NSDAP und dem Reichstagsbrand wurde Solmitz im März 1933 gefangen genommen. Man hängt ihm ein Schild mit der Aufschrift „Jude“ um den Hals und karrte ihn durch die Stadt. Solmitz wurde zunächst im Gefängnis Lübeck-Lauerhof und ab Mai 1933 im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert. Seine Frau Karoline erwirkte seine Entlassung; doch diese Zusage wurde Solmitz vorenthalten. Solmitz war in Einzelhaft schwer misshandelt worden. Nachdem ihm von SS-Wachleuten unter Willi Dusenschön weitere Prügel angedroht worden waren, wurde er am 19. September 1933, drei Tage nach dem eigentlich vorgesehenen Termin seiner Haftentlassung, in seiner Zelle erhängt aufgefunden. Die nationalsozialistischen Behörden gaben der Ehefrau gegenüber Selbstmord als Todesursache an. Ob Solmitz zum Suizid getrieben oder aber von seinen Bewachern ermordet wurde, blieb ungeklärt.

Solmitz selbst hatte im KZ Fuhlsbüttel Briefe auf Zigarettenpapier verfasst, in denen er die ihm zugefügten Misshandlungen schilderte. Die Notizen verbarg er in seiner Taschenuhr, die seiner Ehefrau Karoline ausgehändigt wurde. Diese Berichte wurden von der sozialdemokratischen Widerstandsgruppe um Walter Schmedemann [siehe auch: Walter-Schmedemann-Straße, in Bd. 1: Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen] ins Ausland gebracht und sind eines der frühesten Dokumente, die die Zustände in deutschen Konzentrationslagern authentisch darstellen: „(...) Es bleibt mir nur die Wahl bei jedem Schlüsselrasseln vor der Tür zu zittern oder zum Strick zu greifen (...)“. Im Prozess gegen den Führer der Wachmannschaft Willi Dusenschön lagen diese Aufzeichnungen als Beweismittel vor. Dusenschön wurde vom Landgericht Hamburg 1962 vom Vorwurf des Mordes an Solmitz aus „Mangel an Beweisen“ freigesprochen.

Der kommunistische Schriftsteller und zeitweilige Mitinsasse von Solmitz im KZ Fuhlsbüttel, Willi Bredel, übernahm Teile von dessen Berichten aus dem Konzentrationslager für seinen 1934 in London veröffentlichten Roman „Die Prüfung“, in dem der Lübecker Redakteur den Namen Dr. Fritz Koltwitz trägt. Er lässt Koltwitz darin wegen des Verrats durch eigene Genossen an der Sozialdemokratie zweifeln: Er, der Sozialdemokrat, der politische Redakteur der Parteizeitung, wird von einem Parteimitglied, dem Polizeipräsidenten Mehrlein, verhaftet und den Nazis ausgeliefert. Und warum? Warum? Nur, weil er gegen die Gleichschaltung der Zeitung war. Nur, weil er ihnen zu links, zu oppositionell war. Auch weil er Jude ist. Genossen? Schöne Genossen! (Zitiert nach Willi Bredel: Die Prüfung, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1968, Seite 90).



Karoline Solmitz (1893-1966) fand Notizen ihres Mannes in dessen Taschenuhr, die ihr nach seinem Tod ausgehändigt worden war. Mit diesen Dokumenten strengte sie in Hamburg ein Verfahren gegen den vermutlichen Haupttäter, SS-Mann Willi Dusenschön, an. Obwohl die Echtheit der Notizen bewiesen war und durch Zeugenaussagen bekräftigt wurde, wurde das Verfahren 1960 eingestellt.

Karoline Solmitz emigrierte nach dem Krieg mit ihren vier Kindern in die USA.

Zusammengestellt von Cornelia Göksu

benutzte Quellen:

Wikipedia „Fritz Solmitz“ und Hans-Peter Bull in Die Zeit v. 19.10.1962, www.zeit.de/1962/42/der-selbstmord-war-eine-panne

- **Fritzschweg, Billstedt (1969):** *Christian Fritzsch (1695-1769), Kupferstecher*
Verheiratet. Mindestens zwei Söhne.
- **Fritz-Stoffert-Straße, Bergedorf (1939):** *Fritz Stoffert (1817-1910), Kaufmann, Kunstmaler, Heimatschriftsteller in Bergedorf*
- **Frobeniusweg, Billstedt (1948):** *Georg Ludwig Frobenius (1566-1645), Buchhändler, Verleger in Hamburg*
Verheiratet seit 1595 mit Margarethe Wittemborg oder Wittebarg. Das Paar bekam vier Kinder.
- **Fröbelstraße, Rotherbaum (1892):** *Friedrich Fröbel (1782-1852), Pädagoge, Kleinkindpädagogik*

Siehe auch: Traunweg, in Bd. 2.

Ein Jahr nach der Geburt Friedrich Fröbels starb dessen Mutter **Jacobine Eleonore Friederike, geb. Hoffmann** (1744-1783). Sie war mit dem evangelischen Pfarrer Johann Jakob Fröbel verheiratet gewesen und hatte sechs Kinder bekommen. Friedrich Fröbel war das sechste Kind. Den Verlust seiner Mutter hatte Friedrich Fröbel zeit seines Lebens nie überwunden. Dies führte



wohl auch dazu, dass er sich den Erziehungs- und Betreuungsmethoden von Kleinkindern widmete. „Ich habe es oft im allgemeinen und namentlich auch wohl zu Euch insbesondere ausgesprochen, daß gleich mit dem Tod, mit dem Verluste meiner Mutter, mit dem Verluste der Lebenseinigung mit meiner Mutter, mit dem Verluste der Menschen- und Erdenliebe meiner Mutter und so eigentlich mit dem Verluste der menschlichen Wechselliebe zwischen Mutter und Kind durch den Tod meiner Mutter, daß mit diesem Augenblick mein ganzes künftiges Leben seinen Charakter, und ich möchte selbst sagen, seinen Beruf und seine äußere Form als Mensch dieser Zeit und dieses Raumes erhielt“, schrieb er vierzig Jahre später an seine Frau und die Mitarbeiterinnen in Keilhau. Zeit seines Lebens hat Friedrich Fröbel unter dem Tode seiner Mutter gelitten. Wechselnde Bezugspersonen und die orthodoxe Strenge des Vaters bewirkten eine innere Vereinsamung des Kindes. Verschärft wurde diese Situation durch das Unverständnis seiner Stiefmutter. Sein Vater hatte zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau wieder geheiratet, Sophie Marie Friederike Otto aus Eisfeld. Friedrich Fröbel erinnerte sich später an sein Elternhaus nur mit gemischten Gefühlen, er schrieb: „Sich selbst überlassen, der Roheit und Gemeinheit hingegeben, wie konnte ein die reinen natürlichen Herzensempfindungen und Gefühle wie das meine bedürfendes Gemüt, da und in einem solchen Leben einen Ruhe-, einen Stütz-, einen Keimpunkt finden!“ Diese Situation im Elternhaus drückte Friedrich Fröbel immer mehr in die Rolle des unverstandenen Kindes. Es reagierte auf diese psychischen Pressionen, auf diese innere Gewalt nicht aggressiv, sondern durch verstärkte Introversion. In gelegentlichen autobiographischen Notizen sprach er später von seinem Elternhaus als ‚Gehege, Gehöft und Klausur‘ in welches er eingesperrt worden war. Diese Situation änderte sich auch nicht grundlegend, als er in die Schule kam. Da sich sein Vater mit dem Leiter der Jungenschule zerstritten hatte, mußte Friedrich in die Mädchenschule gehen. Bibellesen und Katechismusunterricht waren hier der Hauptunterrichtsgegenstand. Die für den kleinen Jungen schwer erträglichen Verhältnisse im Elternhaus änderten sich erst, als sein Onkel, Johann Christoph Hoffmann, Superintendent in Stadtilm, sich des Jungen erbarmte und ihn zu sich nahm.“ 1)

1807 übernahm Fröbel eine Hauslehrerstelle bei der reichen Familie von Holzhausen. „Zu der Frau **Caroline von Holzhausen** entwickelte sich eine sehr innige Beziehung, die Fröbel in seinen Phantasien sehr weit trieb, aber aus der gesellschaftlichen Distanz heraus nicht durchsetzbar war. Vom Vater dieser Kinder mußte Fröbel des öfteren Demütigungen und Degradierungen seines Standes und Berufes hinnehmen. Damit wurde sein neugewonnenes Selbstbewußtsein ständig strapaziert. Den Gegenpol bildete die Mutter, die eine sehr verständliche und gebildete Frau war, mit der sich Fröbel auch im geistigen



Austausch befand. Es war eine rechte Wunschvorstellung Fröbels, von einer reinen geistigen Vereinigung der Geschlechter zu sprechen, die ihn mit der Einstellung als Hofmeister in die Familie von Holzhausen beschäftigte. In Briefen wird immer wieder deutlich, daß Fröbel sich nicht ‚als Angestellter‘, sondern als Freund der Mutter und geistiger Vater der ihm anvertrauten Kinder‘ sah. (...) Die Beziehung zur Frau Caroline von Holzhausen wurde sehr eng, intim vielleicht von beiden gewollt, aber vom Anstand der Zeit her nicht gedurft. So blieb Fröbel nur die Phantasie eines Voyeurs, der wenigstens die ‚geistige Vereinigung‘ als Befriedigung für seine heimlichen Wünsche sah. In seiner Empfindung zu dieser sehr gebildeten Frau und einer gewissen sexuellen Verstörtheit, bedingt durch Biografie der Kindheit und vorgeschriebene gesellschaftlich bedingte Distanz, suchte Fröbel auf die schreibende Weise wenigstens in die Nähe dieser Frau zu gelangen. Aus der Korrespondenz mit ihr ist aber auch abzulesen, daß sie dem verschleierte Werben Fröbels nicht abgeneigt gegenüber stand. Die auf geistiger Ebene basierende Zuneigung beider stieg zu seinem Weggang bis 1811 auf einen für beide wahrscheinlich nicht mehr kontrollierbaren Höhepunkt an. Mit ihrem charakterlich schwachen Mann, einem typischen Vertreter des von der Selbstherrlichkeit, Exaltiertheit und Affektiertheit geprägten überlebten Adelsgeschlecht, konnte sich Caroline von Holzhausen nicht unterhalten, denn die Frau galt genauso nichts wie eine einfühlende Erziehung seiner Kinder. In dieser Frau entstand ein Bedürfnis, das Fröbel ihr zum Teil befriedigen konnte. Schließlich bemühte er sich um die Erfüllung ihrer mütterlichen Wünsche, die von ihr zur Welt gebrachten Kinder für das Leben fähig zu machen. Der verständnisvolle Umgang mit den Kindern und die Achtung dieser Frau für sein Tun, das sie beim leiblichen Vater vermißte, hinterließen bei Caroline von Holzhausen einen tiefen Eindruck. Die sich aus der geistigen Verbindung beider entwickelnde Partnerschaft wurde möglicherweise für Fröbel zu eng. Er besann sich seines Wollens und schrieb später 1831 darüber: ‚Auch ich konnte nun damals nicht länger an diesem Orte und in diesem Verhältnis verweilen. Ein Anderes, ganz Anderes, höheres suchte ich nun, nach dem sich ja mein Gemüt und Geist so lang, lang gesehnt hatte: es war das klare, in sich selbst ruhende Wissen, das lindernde, pflegende, erhebende, sich vertrauend und ganz und immer mit von neuem geöffneten reichen Gemüt sich hingebende Wissen von der Natur, dem, der sich ihm ebenso ganz hingibt.‘ Im Sommer 1811 verläßt Fröbel die Familie von Holzhausen, ohne je von dem beeindruckenden Wesen dieser Frau frei zu kommen: ‚Abschied von Dir, geliebte Seele, Gattin mir von Gott und Ewigkeit und in alle Ewigkeit gegeben . . . Gib dem Kinde einen Kuß und den Segen des scheidenden Vaters; sei ihm bewahrende, aber auch liebende und strenge Mutter. Lebewohl; reiche mir zum Abschied Deine Lippen und Deine Stirn.‘ (...) Am 18. März 1812 wurde von Caroline von Holzhausen Sohn Hector geboren.“ 2)



In Keilhau errichtete Fröbel 1817 u. a. mit **Wilhelmine Henriette, geborene Hoffmeister**, geschiedene Klöpfer (1780-1839) eine Erziehungsanstalt. Ein Jahr später heiratete er die zwei Jahre Jüngere. „ Sie war die Tochter eines Königlich Preußischen Kriegsrates, unglücklich verheiratet gewesen (...), verfügte (..) über solide Kenntnisse in der Philosophie und bewies in der Keilhauer Zeit auch pädagogisches Einfühlungsvermögen. (...) Aus der umfangreichen Korrespondenz Fröbels geht aber immer wieder hervor, daß er nie richtig von der geistigen Ehe zu Caroline von Holzhausen loskam. So ist zu vermuten, daß die Ehe mit Henriette Wilhelmine eine Zweckehe darstellte, um nach den Vorstellungen zu seinem Sphäregesetz, ‚vollkommene‘ Wissenschaft nur über die Ehe möglich ist. Außerdem mußte zur Erziehung der Kinder in Keilhau eine familiäre Atmosphäre herrschen. Fröbels Ehe blieb kinderlos. Aus Briefdokumenten kann geschlossen werden, daß der Grund für die Ehescheidung aus der ersten Ehe auf eine syphilitische Erkrankung des ersten Ehemanns und die Ansteckung seiner Frau zurückzuführen war. Vor der Eheschließung mit Fröbel teilte sie ihm mit, daß nach Aussagen ihres Arztes, sie keine Kinder bekommen kann. Fröbel heiratet sie trotzdem. War es Mitleid oder Eigennutz, Liebe vielleicht nicht, jedenfalls nicht die Zuneigung, die zur Caroline von Holzhausen bestand. Das beweisen die verschiedenen Schreibstile der Briefe. Briefe an seine Frau waren oft nur Sachschilderungen, während Caroline von Holzhausen regelrecht umschwärmt wurde.“ 3)

Allerdings lässt sich z. B. sein Brief an seine Braut auch anders interpretieren: „F. an Henriette Wilhelmine Hoffmeister in Berlin v. 6.8.1818 (Keilhau)(BN 444, Bl 116-121, Brieforiginal 3 B 8° 12 S.)

Keilhau den 6. August 1818.

Herzlichen Gruß und Kuß zuvor meine Geliebte! Ja, meine Wilhelmine das äußere Leben auch in seiner hohen Bedeutung und recht erkannt fo[r]dert nun mit aller der Macht welche ihm diese seine hohe Bedeutung giebt, seine Rechte. Ja es ist nun gut wenn wir bald recht bald geeint werden, es kann es darf nicht anders mehr seyn; daher thue ich alles was von mir abhängt um den 13ten *August* in Deiner Stadt und bey Dich zu kommen. Siehe, Seele meines Lebens! mein inneres Lebens [sc: Leben] mußte so weit, als es der jetzige Gesamtzustand der äußern Lebensverhält[-] verhältnisse es erlaubt, vollendet seyn ehe ich zu Dir kommen und Dich bitten konnte und durfte: nun komme und folge mir. Ich mußte in mir das äußere Leben beherrschen, oder wie ich mich darüber ausspreche, ich mußte über demselben erhaben seyn, das heißt ich mußte auch das äußere Leben nach seinem Kostbaren Werthe, nach seiner hohen Bedeutung klar erkannt haben, ehe die Ruhe Deines Herzens, der Friede Deiner Seele, die Klarheit Deines Geistes, die Reinheit Deines Gemüthes, die Sicherheit Deines Handelns, die / [116R] Treue Deines Wirkens, in Deiner Einigung mit mir



gesichert, geborgen war. Und nun, da die Gnade Gottes dieß gewisse Gefühl in mein Gemüthe, dieße klare Überzeugung und Bewußtseyn in meinen Geist gesenkt mir geschenkt, ich darf sagen: mit demselben mein rastloses treues Streben gekrönt hat, jetzt mögen auch die äußern Verhältnisse um mir und bey mir hier noch stehen wie sie wollen; erlaubt Gottes Güte mir den letzten Schritt zu thun so soll kein äußeres Verhältniß nichts Äußeres mich abhalten denselben zu thun. Ich werde Dir sagen und zeigen und beweisen, daß ich durch diesen Druck der äußern Verhältnisse und Lagen und Umgebungen hindurch in einen Kampf hindurch gehen mußte, der mir oft die Vernichtung meines innern und äußern Lebens unfehlbar drohete, hindurch gehen mußte. Ehe ich als ein innerlich freyer Mann, ehe ich als ein in mir und außer mir freyer Mann zu Dir dem freyen Weibe kommen und sagen konnte und durfte: nun komme eine Dein Leben mit dem meinen. Gestehen will ich es Dir, (und eine Thräne die mir über die Wange rollt bestätigt dieß) / [117] für mein Leben gern hätte ich <jetzt> Dir den Anblick so mancher Unordnung, so vieler äußern Fehlerhaftigkeit durch die ich mich hindurch kämpfen musste (und Du kannst Dir bey meinen Gesinnungen, sagen mit welchen Empfindungen mit welchen Gefühlen mit welcher Resignation) erspart, bey der innigsten Hochachtung und Liebe Deiner, erspart, doch das Schicksal erlaubt es nicht, und so sey es dann auch! Vielleicht fo[r]dert mein Schicksal daß Du sehest, es das Schicksal habe dich, mir Du Gottes-Gabe, mir nicht als Preis des jugend[-]lichen spielenden Ringens der Kraft mit der Kraft, sondern als Preis des heißesten Kampfes des Mannes wo es Leben und Lieben galt, zu erkannt doch Du wirst nun sehen durch welchen Kampf mit dem Todtem (todten, Geistes- und Gemüths todten Menschen, todten Verhältnissen, todten <Stoffen> und schweren <Materien> ich mich hindurch kämpfen mußte und [sc: um] das Leben abermals zu erringen, wieder zu erringen damit mir sein innerstes Wesen, sein Kommen aus Gott sein Ruhem in Gott klar und um damit es nie wieder zu mir schwinde, bewußt werde,) - ich hindurch musste und Dein Blick, Deine Gegenwart, Dein Vertrauen was Du durch Gott einem Manne, mir schenkst wird aus dem todten neues Leben, neue Gestalt / [117R] junges jugendliches Leben, jugendliche schöne Gestalt hervorrufen.

Doch das geschriebene Wort will nun gar nicht mehr auslangen [sc: ausreichen] Dir zu sagen, was ich Dir sagen möchte. Ja das Herz und das Gemüthe und der Geist soll uns auch im Raume, denn wir sind Menschen, räumliche, körperliche Wesen, dem Herzen, dem Gemüthe und dem Geist näher rücken. Wills Gott, und Gott will es, wenige Tage nachdem Du diese Zeilen von mir erhalten hast, fühlen wir die Schläge Deines Herzens und meines Herzens in einen; der ruhige, still, Gott vertrauende Blick des Einen findet seine Bestätigung in dem sichern, klaren Gott vertrauenden, in Gott ruhenden Blick des Andern. Noch wenige Tage! -



Siehe nicht trübe meine Geliebte, erwarte nicht Trauriges und trauerndes von Deiner Einigung mit mir weil mein Blick so gern auf der ernstesten Seite des Lebens ruht, der Seite, welche die Menschen so häufig die instere nennen, <aber> das Ruhens des Lebens in Gott, das Entquellen des Lebens aus Gott, ein solches Leben ist doch das reinste, freudigste fröhlichste - se[e]ligste. Aber es ist wahr, es ist gar nicht zu läugnen, es hat für den Menschen, es giebt dem / [118] Menschen, der, um dieses Leben zu leben und zu sehen, immer seinen Blick nur einzig nach innen kehren muß, d.h. der ganz allein ohne ein ihm innigst und ganz und ganz verstehendes Wesen leben muß ein trauriges Äußeres, weil kein Wesen seiner Art ihm gegen über steht, aus dessen klarem Auge sein Leben ihm lebendig entgegen leuchtet.

Der Mensch der Mann soll, und so kann, so darf er nicht allein stehen. Es ist nicht gut, sagte unser himmlischer Vater daß der Mensch allein sey.

Gott sprach seinen Segen nicht über den Mann allein nicht über das Weib allein, nein! über beyde zugleich als Ein Ganzes, als Eins sprach Gott den Segen aus I. Mose 1.28. Und Gott seegnete sie und sprach zu ihnen.

Damit der Mann und das Weib gegenseitig, in dem Andern, sein reines, sein seeliges Leben schauen, damit es durch dieses Sehen und Schauen in dem Leben und Auge und Gemüthe des Andern ein fröhliches freudiges Leben werde, damit der Mann in dem Leben und Auge des Weibes und das Weib in dem Leben und Auge des Mannes sehe und schaue, daß alles die Quelle des Lebens nur in Gott sey daß alles Leben nur in Gott ruhe, deßhalb sucht und liebt der Mann das Weib, deßhalb folgt und liebt das Weib dem [sc: den] Manne, beyde aus Liebe zu der Quelle alles Lebens, die nur in Gott ist, beyde aus Liebe zu Gott; beyde / [118R] lieben einander, damit um ihrer Liebe zu Gott willen, damit sie sich ihrer Liebe zu Gott bewußt werden.

Der Grund Deiner Liebe zu mir ist also Deine Liebe zu Gott, deßhalb, damit des Weibes, Deine innige Liebe zu Gott offenbar erhebend und erziehend werde, deßhalb liebst Du so innig, so seelenvoll den Mann, achtest Du ihn so hoch, Du achtest ihn hoch weil er Dir ein Mittel wird, daß deine Liebe zu Gott Dir selbst recht klar, recht bewußt, recht lebendig werde. Scheue Dich deßhalb Deiner Liebe zu mir, Wilhelmine! nicht, lasse Dich nicht irre machen wenn man Dir deßhalb Vorwürfe macht, wenn man Dich nicht versteht, wenn man Dir deßhalb scheel sieht. Ich bin ein Mann, und dennoch auch mir sieht man scheel, auch mich versteht man nicht (wie man mich noch nie verstand, wie mich noch kein Wesen verstand außer - Gott gebe es! Du) - auch mir macht man Vorwürfe; Unsinn (denn wer kann außer Dir den Sinn meiner Liebe zu Dir erkennen) giebt man mir schuld. Also liebe mich nur immer um Deiner Liebe zu Gott und Jesu willen, und es lasse Dich durch nichts Äußeres irren und es wird Dir vergolten[.] Deine



Liebe zu beyden wird Dir durch Deine Liebe zu und in Deiner Liebe zu mir klar werden. Darum nun danke ich Dir, danke Dir innigst daß Du so gut, so ganz vertrauend mir aussprichst: ‚ich weiß, daß des Gesetzes Erfüllung - trotz / [119] ‚allen meinen Gebrechen - ich meine die Liebe, Grund[-]“zug meines Wesens ist,‘ ich weiß daß diese Liebe in mir bestimmt ist erhöht < > veredelt zu ihrer Ursprüng[-]lichkeit zurück zu kehren.‘

Nun wirst Du mich gewiß nicht mißverstehen, wenn ich mit eines Dichters Worten der die Schönheit und Würde Deines Geschlechtes sang, Dir die Über[-]zeugung ausspreche: ‚Ganz ist zur Liebe das Weib geschaffen; geliebt zu werden‘ Ist sein innigster Wunsch und auch sein schönster Beruf.‘

Du wirst mich nun gewiß nicht mißverstehen wenn ich Dir sage: daß Du von dem Adel und der Würde dieses hohen Berufes ganz (bewußt oder unbewußt) ganz durchdrungen wärest darinne lag der Grund, warum Dein Erscheinen, Dein Sehen mich mit so unaussprechlicher Ruhe erfüllte mir die Einheit meines Wesens gab. Lange, Lange hatte ich sehnd ein Weib gesucht (:durch Dich nun war mir mit Eins klar geworden was ich so lange sehnd gesucht hatte) welches von der Würde der hohen Würde ihrer Liebe ganz durchdrungen war.

Da tratst Du zu mir (ich will Dir nur gestehen daß ich seit 1813 immer gewünscht habe Dich zu sehen) und was in mir vorging war: eine himmlische Ruhe die sich über mein ganzes Wesen verbreitete. Ich begehrte Dich nicht was für Dich in mir lebte war nur ein Gefühl unaus- / [119R] sprechlicher Achtung. Mein Innerstes erfüllte inniger Friede und so war es als hättest Du mir in diesem Frieden, durch diesen Frieden schon Dein Wesen, schon Dich selbst gegeben. Ich vermißte gar nicht, ich wußte gar nicht, daß Du nicht auch äußerlich mein wärest; ich freute mich nur innig der Gelegenheit wo ich Dir in mir dankbar seyn, dadurch dankbar seyn konnte, daß ich dir Schätze der Natur zeigen und sie Dir deuten konnte, Schätze, die eigentlich Dein sind, Schätze die Dir zugehören, Dir ‚die <freye> Tochter der frommen Natur!‘

Ich wußte nun daß es ein Weib wie ich es zu sehen suchte wirklich gäbe und nun war ich zufrieden. Es war mir ja als wäre ich und dieses Weib schon lange Eins, als kennten wir uns schon lange was blieb mir denn nun noch zu suchen zu wünschen übrig?- Hier das Innerste Geheimste von mir: daß auch Du mich achtetest, daß auch Dir in mir ein Sehnen deines Wesens erfüllt sey, daß [sc: das] lag in unzweifelhafter Gewißheit in mir, und ich würde es selbst Dir nicht haben glauben können wenn auch Du mir selbst widersprochen hättest.

Aber getrauert würde ich haben, wie ich bey der Erscheinung Deines ersten Briefes in welchen [sc.: welchem] Du mich nicht ganz zu verstehen schienest, trauerte; denn ich hätte mir nur sagen müssen, wie ich mir auch wirklich bey diesem Deinen ersten Brief sagte: - Du kanntest Dich und / [120] Dein Wesen



selbst nicht, Du verständest Dich selbst nicht. Und daß ein Wesen, daß der Mensch sich selbst verkennt, dieß ist das höchste worüber wir zu trauern Ursache haben.

Nach dem, was ich Dir nun wieder im vorigstehenden aussprach, so gieb Dich nun zufrieden über alles und Alles was am [sc.: an] Jugend und Lebensfrische Dir abgeht. Ewig jung ist das Gemüthe, das Leben! Und ‚Ein frisches Herz so lang es wallt‘ ‚Schafft Jugendkraft und Wohlgestalt‘ Laße unser Streben nun seyn frisch das Herz, jung das Gemüthe, neu das Leben zu machen und dann ruhig erwarten was diese vermögen. Die Schönheit und Jugend u Frische ist der Gestalt ist, ganz besonders dem Weibe gegeben daß die Schön[-]heit, Jugend, Frische ihres Gemüthes erkannt werde. Nun meine Geliebte so lasse mir doch den Stolz ein Weib, Dich blos um Deines Innern, Deines Wesens willen zu lieben, Dein Inneres Dein Wesen nur in und durch Dein Handeln Deinen Blick erkannt zu haben. Ich habe Dir ja schon ausgesprochen daß ich als 23jähriger Jüngling schon darauf stolz seyn wollte das Weib nur um ihres Wesens nicht um ihrer Gestalt willen zu lieben, und dieß warum?- weil ich alle Männer nur im Weibe die Gestalt, aber nie einen Mann in demselben [sc: der Gestalt] ihr, des Weibes Wesen lieben sahe. / [120R] Und dieß dünkte mich frühe die größte Mißachtung des Weibes. Dennoch ist des Weibes Gestalt mir die lieblichste und holdeste in der Natur. Nicht wahr Du mißverstehst mich nicht indem ich Dir dies ausspreche denn: ‚Wer säh‘ ein vollendetes Weib, und wer ahnte‘ ‚Nicht den Engel in ihr, den sie im Busen bewahrt!‘ (Wenigstens ihrem Wesen, ihrer Natur, ihrer Bestimmung nach.)] Siehe Aber glaubst Du wohl, weil ich es noch nie aussprach, daß Deine edle hohe Gestalt mich nicht innigst erfreut, daß die Sanftheit Deiner Bewegungen mich nicht entzückte?- Doch verzeihe mir, wenn ich Dir noch nicht von alle dem Demuthsvollen was Dein Wesen in sich eint, einzeln Kunde geben kann; das Wesen der Gestalt erfaßt man nur wenn man sie nimmt als daß [sc: das] was sie ist als - ein Ganzes.

Und so als Ganzes habe ich Dich bis jetzt nur immer gesehen, sollte sich nun in dieser Deiner Gestalt, sie, und Deine Bewegung als ein Ganzes genommen Etwas finden, was mit diesem Ganzen nicht in Übereinstimmung fände [sc: stände], dann wird Dein Vertrauen mir erlauben, Dir es auszusprechen, aber Dir auch zugleich zu zeigen, daß es nur als ein Fremdartiges / [121] nicht zu Dir Gehöriges an Dir hange und so Dir zugleich die Mittel geben es, dieses Fremdartige von Dir zu entfernen.

Siehe meine Geliebte! wünschst Du willst Du, daß ich hinder [sc: hinter] Dir zurück bleiben möge, daß ich nicht von alle den herrlichen Gaben des Geistes der[er] Du Dich erfreust wenigstens Etwas besitze, wenn auch in minderm Grade als Du?- Liebst und achtest Du mich nicht auch blos um meines Wesens willen. Denn Schätze, köstliche Schätze, sollt eigentlich der Mann die schönsten Schätze



welche die Natur reicht bietet ja so gerne der werbende und um Liebe bittende Mann dem geliebten Weibe, daß sie [sc: es] ahnen möge auch den Reichthum des männlichen Geistes, doch welche Schätze vermögte ich Dir zu geben, ich, der ich nichts habe?- Und siehe, lasse es es mir sagen, daß es so sey, sagen es mir nicht Deine Briefe klar daß es so ist:

Freuest denn Du Dich nicht auch, ja ich möchte sagen bist denn Du nicht stolz darauf Dich so überwunden zu haben nur einen Mann auch nur um seines Wesens, seines Selbstes willen zu lieben?- So erlaube mir denn nun auch, um [sc: und] erwähne / [121R] der Jahre und der Frische nicht mehr, denn was sind wenige Jahre für eine Ewigkeit in welcher ,1000 Jahr sind wie ein Tag?'- Laß mir die Freude, Dir durch meine Liebe zu Dir, in meiner Liebe Deiner, Dir [sc: Dich] lesen zu lassen daß ich weiß: ‚Welch‘ einen Schatz von Lieb‘ und Treue ein weiblich ‚Herz bewahret.‘ Und was ich noch nicht weiß: das lehre mich bald mein liebendes Weib. Nun lebe wohl. Noch habe ich keinen Brief von Halle. Nach Deinen Brief rechne ich nun darauf, daß wir die Rückreise - weil es gewiß das Entsprechendste ist mit Extrapost machen, ich werde so viel ich kann darauf Rücksicht nehmen. Mein Wille ist auch meine Reise nach Berlin mit Extrapost zu machen und zwar in demselben Wagen der uns von Berlin wieder hieher bringen soll.

Es sagte Deine Liebe Mutter die ich herzlichst grüße, daß Sie [sc: sie] Deinen Lieben Vater bitte, meinen persönlichen Gruß nicht zu kalt zu erwidern [sc.: erwidern] Gott!- wir erfüllen ja alle nur des Schicksals Schluß, warum wollen wir - willig Gotte des Schicksals willen [sc: Willen] zu folgen uns gegenseitig schwer machen.- Ich sage daß ich ein freyer Mann bin dennoch habe ich nur gethan was das Schicksal mir gebot und die Freyheit des Mannes ist ja keine andere, als freudig u. willig Gottes Willen zu thun. FWA Fröbel.“ 4)

„1842 begannen Kindergärtnerinnenkurse in Blankenburg. (...). Weitere Schriften und Vortragsreisen insbesondere zur Popularisierung des Kindergartens folgten in den Jahren 1843 bis 1849.

1844 publizierte Fröbel nach jahrelangen Vorarbeiten und in Zusammenarbeit mit dem Zeichner Unger und dem Musiker Kohl sein letztes großes, pädagogisches Gesamtkunstwerk, die Mutter- und Koselieder. Damit wollte er den Müttern die Bedeutung und Verantwortung, die in der Mutterschaft und Erziehung liegen, verdeutlichen und ihnen gleichzeitig ganzheitliche Hilfen an die Hand geben für die Säuglings- und Vorkindergartenerziehung. Es erschienen auch 100 Lieder zum Spielen mit dem Ball. (...). Er gründete die erste Schule zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen. (...)

Am 9. Juni 1851 heiratete er (...) [die 33 Jahre jüngere] **Louise Levin** (...). 5) [1815-1900]. (...) [Auch diese Ehe blieb kinderlos]. „Louise Levin war zunächst



eine Schülerin im von Fröbel gegründeten Ausbildungsinstitut in Bad Liebenstein im Schloss Marienthal gewesen.“ 6)

„Am 23. August 1851 wurde ein Kindergartenverbot in Preußen und in anderen Staaten erlassen. Grund war offenbar eine Verwechslung mit seinem Neffen Karl Fröbel, der 1851 die Schrift Weibliche Hochschulen und Kindergärten veröffentlicht hatte. Zitat Karl August Varnhagen von Ense: ‚Der stupide Minister von Raumer hat einen Befehl gegen die Kindergärten erlassen, sich auf ein Buch von Karl Fröbel berufend. Er verwechselt Friedrich und Karl Fröbel.‘ Friedrich Fröbel wehrte sich. (...)“ 7)

Nach dem Tod Fröbels führte Louise Fröbel „das Ausbildungsinstitut fort, Ab 1854 ging lebte und arbeitete sie in Hamburg. In Hamburg setzte sie sich weiter für die Fröbelpädagogik ein und gründete 1860 einen Kindergarten, bildete PädagogInnen aus und korrespondierte mit Fröbel-Pädagogen im In- und Ausland. Im Dezember 1884 regte sie die Gründung des ersten Kindergartens für die „Kinder der Armen und Ärmsten“ in Hamburg St. Georg an. 1891 ernannte man sie zum Ehrenmitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes.“ 8)

In Hamburg propagierte besonders Johanna Goldschmidt, geb. Schwabe (1806-), die mit dem wohlhabenden jüdischen Kaufmann Moritz David Goldschmidt verheiratet war und acht Kinder hatte, die Pädagogik Fröbels, denn sie war von der Idee einer Erziehung von „ganz freien Menschen“ beseelt. „Diese Freiheit musste nach Auffassung von Johanna Goldschmidt im ganz frühen Kindesalter beginnen, und entsprechend ablehnend stand sie den Kinderbewahranstalten ihrer Zeit gegenüber, die ohne pädagogischen Anspruch zur Ruhigstellung von Kindern dienten und ein diszipliniertes Verhalten für die spätere Schulzeit einübten. Welch‘ eine Alternative boten die Kindergärten, wie sie von dem Reformpädagogen Friedrich Fröbel propagiert wurden! Hier wurden die Kinder von ausgebildeten pädagogischen Kräften betreut und konnten mit Bällen, Würfeln und anderem Spielzeug ihre Fertigkeiten verbessern.

Johanna Goldschmidt lud den Pädagogen Fröbel für ein halbes Jahr nach Hamburg ein, um einen Ausbildungskurs für Kindergärtnerinnen zu leiten. Er wollte Kinder aller Religionsgemeinschaften gemeinsam unterrichten, was ihm viel Ablehnung eintrug. Trotzdem gelang es Fröbel und Goldschmidt, die Kindergartenbewegung ins Leben zu rufen, die bald breite Anerkennung fand. Allerdings erwies es sich als schwierig bis unmöglich, Fröbels Gedanken der gemeinsamen Erziehung nicht nur über religiöse, sondern auch über soziale Grenzen hinweg zu verwirklichen. Die gut ausgestatteten und teuren Kindergärten blieben den bürgerlichen Kreisen vorbehalten. Johanna Goldschmidt blieb ihrem Engagement für die Armen aber treu und gründete trotz aller staatlichen



Behinderungen und zunächst auch Verbote eine Schule für die Kinder armer Leute, in der 1874 immerhin 180 Kinder unterrichtet wurden. (...)“ 9)

1874 konnte Johanna Goldschmidt „das Fröbel-Haus in der Grindelallee eröffnen, in dem Kindergärtnerinnenausbildung, ein Kindergarten und ein Internat untergebracht waren.“ 10) Später wurde diese Schule an die Bundesstraße 41 verlegt, wo das Gebäude heute noch steht.

„Friedrich Fröbel hatte mit seiner Einfühlung in die Entwicklungsstufen des Kindes, mit der Entdeckung der kindlichen Schöpfungskraft eine philosophische Anthropologie entwickelt. Dem entsprachen seine erzieherischen Leitlinien und die Praxis der Kindergärten. Zur Pflege dieser ‚Pflanzstätten der Menschheit‘ schienen ihm Frauen von Natur aus berufen. Deshalb richtete sich an sie seine Botschaft: ‚Der Gedanke der Einigung der Frauenwelt ist ein wahrer Menschheitsgedanke, der um Wirklichkeit zu werden, aus der Frauenwelt und dem Frauengemüte selbst und freihändig hervorgehen muß, Liebe zu Kindern, Kinderpflege und somit Menschheitspflege ist der eigentliche Grundgedanke, wie das Einigungsgefühl des weiblichen Wesens.‘ (...)“

Als Kindergärtnerinnen, Lehrerinnen, Sozialfürsorgerinnen konnten [die Frauen] fortan eine eigene Existenz begründen. In der Festlegung auf spezifische Frauenberufe sahen sie keine Zurücksetzung, sondern eine höchste Aufgabe für Familie, Gesellschaft und Nation.“ 11)

Nur leider wurde und wird immer noch im patriarchal geprägten Gesellschaftssystem die Erwerbsarbeit dieser Frauen nicht gleichwertig entlohnt. Noch immer erhalten Männer, die von der Ausbildungsdauer und dem erforderlichen Schulabschluss gleichwertige Erwerbsarbeit leisten, höhere Löhne. Dahinter steckt nach wie vor die Jahrhunderte alte Vorstellung von der Frau, die im Hause die Hausarbeit zu verrichten habe und wenn sie dennoch außerhäusig arbeiten geht, dies nur als Zuarbeit zum Erwerb des Mannes täte und deshalb könne sie auch geringer entlohnt werden.

Quellen:

- 1) „<http://www.religio.de/froebel/biograf/frwm.html>
- 2) <http://www.religio.de/froebel/sci/s21.html>
- 3)) <http://www.religio.de/froebel/sci/s21.html>
- 4) <http://bbf.dipf.de/editionen/froebel/fb1818-08-06-01.html>
- 5) Wikipedia: Friedrich Fröbel (Stand: 11.9.2015).
- 6) <http://www.friedrich-froebel-online.de/b-i-o-g-r-a-f-i-e/personen/ehfrauen/>
- 7) Wikipedia: Friedrich Fröbel (Stand: 11.9.2015)



- 8) Wikipedia: Louise Fröbel (Stand: 11.9.2015). Siehe auch: Hamburgische Biografie: Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 5. Hamburg 2010 – hier Autorin: Iris Groschek.
 - 9) Frank Kürschner-Pelkmann: Jüdisches Leben in Hamburg. Ein Stadtführer. Hamburg 1997, S. 32f.
 - 10) Frank Kürschner-Pelkmann, a. a. O., S. 34.
 - 11) Ingeborg Grolle: Demokratie ohne Frauen? Fraueninitiativen in Hamburg um 1848, in: Inge Stephan, Hans-Gerd Winter (Hrsg.): „Heil über dir, Hammonia“ Hamburg im 19. Jahrhundert Kultur, Geschichte, Politik. Hamburg 1992, S. 334ff.
-
- **Frohösestraße, Stellingen (1972): Ferdinand Frohböse (1871-1943), Volksschullehrer, Leiter des Lichtbildamtes**

 - **Frohmestraße, Schnelsen (1947): Karl Frohme (1850-1933), Reichstagsabgeordneter**

 - **Froschkönigweg, Billstedt (1952): Märchenmotiv**
Bei dem Märchen vom Froschkönig handelt es sich bei dem Froschkönig um einen verwunschenen Prinzen, also um eine männliche Gestalt.

 - **Fruteweg, Rissen (1949): Heldengestalt aus der Gudrunssage**
Siehe auch: Gerlindweg und Hildeweg, in Bd.2.

 - **Fuhlendorfweg, Sülldorf (1953): Caspar Hinrich Fuhlendorf (1844-1903), Lehrer an der Schule in Sülldorf, legte mit seinen Schülern einen eiszeitlichen Urnenhof frei**



- **Funhofweg, Barmbek-Nord (1949):** *Hinrik Funhof (gest. 1484/85), Maler in Hamburg im 15. Jhd.*

Verheiratet mit einer Tochter des Malers Hans Bornemann.

- **Funkstraße, Altona-Altstadt (1950):** *Nikolaus Funk (1767-1847), Pastor, Schriftsteller, Mitbegründer der Sonntagsschule und Kunst.- und Gewerbeschule in Altona*

Nikolaus Funk heiratete 1726 die Witwe des Kapitain-Lieutnants Canerin. Das Paar bekam drei Kinder. Aus seiner zweiten Ehe hatte Funk fünf Kinder.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Gademannstraße**, Altona-Altstadt (1684): Joch. Gademann (?-?), Vorbesitzer des Grundstückes, Bau- und Zimmermann

- **Gaedechensweg**, Eppendorf (1902): C. F. Gaedechens (1818-1901), Hauptmann, Autor einer hamburgischen Topographie.

Verheiratet seit 1845 mit **Paulina Luisa Wilhelmina von Sienen** (1822-1902), Tochter des Syndicus Jacob Albrecht von Sienen. Durch diese Heirat wurde Gaedechens materiell in die Lage versetzt, im Alter von knapp 32 Jahren seinen Abschied vom Militär nehmen zu können, wo er den Rang eines Hauptmannes bekleidete, um dann das Vermögen seiner Ehefrau, die von ihrem Onkel Johann von Sienen geerbt hatte, zu verwalten. Das Paar bekam neun Kinder. Vier Kinder starben in ihren ersten Lebensjahren, zwei als junge Erwachsene.

- **Gählerstraße**, Altona-Altstadt (1853): Wilhelm Gähler (1781-1855), Erster Bürgermeister von Altona

- **Gaiserstraße**, Harburg (1950): Gottlieb Leonhard Gaiser (1817-1892), Kaufmann und Ölmühlenbesitzer

1859 gründete Gaiser zusammen mit Franz Settels die Ölmühle *Gaiser & Co.* in Harburg, ab 1866 führte er als Alleininhaber das Einkaufshaus *G. L. Gaiser* in Hamburg. Damals gehörte Harburg zu Preußen und war Mitglied im Deutschen Zollverein. Damit bot sich ein großer Absatzmarkt im Hinterland - ein entscheidender Standortvorteil, den Hamburg noch nicht hatte.

Franz Settels war 1865 aus dem gemeinsam mit Gaiser geführten Ölmühlbetrieb ausgestiegen. Im Jahr darauf stellte Gaiser die Produktion komplett um, denn bedingt durch die industrielle Entwicklung konnte mit einheimischen Saaten die stark wachsende Nachfrage nach pflanzlichen Ölen nicht mehr befriedigt



werden. Gaiser beschloss deshalb, nur noch tropische Rohstoffe zu verarbeiten, die aufgrund der niedrigen Löhne in den Ländern des Südens obendrein günstiger waren. Er bezog Palmölkerne (Kopra) von dem Hamburger Händler O'Swald & Co. (siehe: O'Swaldstraße) in Lagos und Palma in Nigeria, die er über seine Firma *G. L. Gaiser* importierte. Weitere Lieferungen aus Ouidah im Königreich Dahomey (heute Benin) kamen hinzu. Aus Hamburg expedierte Gaiser Spirituosen, Tabak, Gewehre und Schießpulver nach Afrika.

1869 erwarb er die O'Swaldschen Niederlassungen in Nigeria und führte sie zusammen mit John Witt unter dem Firmennamen *Gaiser & Witt* weiter. Die Palmkerne wurden importiert und mit der „Gaiser-Methode“ erst in Harburg gepresst. Das neue Verfahren machte das Unternehmen gegenüber der Konkurrenz immens erfolgreich und konnte die starke Nachfrage nach Ölen in Deutschland befriedigen. Doch es trieb die lokale afrikanische Produktion in den Ruin - eine Folge kolonialer Ausbeutung und typisch für die ungleichen Handelsbeziehungen zwischen Europa und Afrika.

Als Schmiermittel für Maschinen, in der Lebensmittelindustrie, Pharmazie und Kosmetikbranche fand das Palmöl reißenden Absatz. Der Standort Harburg stieg auf zu einem der wichtigsten europäischen Zentren zur Veredelung von Palmöl und auch Kautschuk. *G. L. Gaiser* wuchs zum führenden Firmenimperium in Nigeria und zum größten Palmkernimporteure in Deutschland auf. 1876 verließ Witt das Unternehmen.

In Westafrika leistete die Bevölkerung Widerstand gegen unrechtmäßige Gebietsansprüche der kolonialen Kaufleute. Im Vorfeld der Berliner Afrika-Konferenz 1884 hatte Bismarck (siehe: Bismarckstraße und Bismarckstein) Gustav Nachtigal beauftragt, die privaten „Erwerbungen“ hanseatischer Handelsherren unter kaiserlichen Schutz zu stellen. Mit Flaggenhissungen und Kanonenbooten als Drohkulisse sicherte Nachtigal im Wettlauf mit Großbritannien strategisch wichtige Gebiete für die nachfolgende Kolonisierung. Nun mischte sich auch Kaufmann Gaiser aktiv in die deutsch-koloniale Expansion ein. Im Januar 1885 schloss er mit König Amapetu von Mahin einen Vertrag, wonach der lange Küstenstreifen zwischen Abejamura und Abotobo östlich von Lagos, inmitten einer britisch kontrollierten Region, gegen „5 Stück Seide, 5 Fässer (Puncheon, je etwa 300 Liter Inhalt) Rum und 100 Kisten Gin“ in deutschen Kolonialbesitz übergehen sollte. Erst im März konnte Nachtigal den „Mahinstrand“ unter den „Schutz“ des Deutschen Reiches stellen.

Doch der Gaisersche Kolonialbesitz währte nicht lange: im Rahmen eines Kolonialausgleichs verzichtete das Deutsche Reich im Oktober 1885 auf alle Gebietsansprüche in Nigeria, dafür erkannte Großbritannien alle von Nachtigal



„erworbenen“ Kolonialgebiete in Kamerun an – ein Anlass für Gaiser, seine Handelstätigkeit auf Kamerun auszudehnen.

Nach seinem Tod 1892 übernahm sein Schwager Johann Martin Brettschneider das Einkaufshaus *G. L. Gaiser*. Die Ölmühle *Gaiser & Co.* verkaufte er an den Harburger Konkurrenten Friedrich Thörl (siehe: Thörlstraße). 1902 gründete Brettschneider in Kamerun die *Hamburg-Afrika-Gesellschaft m.b.H.*, die sich auf den Handel mit Kautschuk spezialisierte.

Die lokale Bevölkerung sah sich von den deutschen Konzessionsgesellschaften rücksichtslos ausgebeutet. Gouverneur Jesco von Puttkamer beschrieb die Situation: die Kolonisierten in Kamerun „mussten laufend Strafarbeiter stellen, um die Entschädigungsansprüche der Firmen zu erfüllen; sie betrachten das als eine Art Sklaverei nach portugiesischem Muster“.

1904/1905 kam es in Kamerun vermehrt zu antikolonialen Erhebungen, bei denen die Faktoreien auch der *Hamburg-Afrika-Gesellschaft* in Flammen aufgingen. Zwei Jahre brauchte die deutsche „Schutztruppe“, um den Widerstand niederzuschlagen, auf die zahlreiche weitere Aufstände erfolgten. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 gehörte das Handelshaus *G. L. Gaiser* zu den führenden Unternehmen in Nigeria und Kamerun. In den 1930er Jahren wurde *G. L. Gaiser* von einem Firmenkonsortium übernommen, um - wie der Hamburger Firmenteilhaber und NS-Reichswirtschaftsminister Hjalmar Schacht es formulierte – die „Rückeroberung Nigerias“ einzuleiten. Schacht kündete: „Kolonien sind für Deutschland eine Lebensnotwendigkeit. Wenn man sie durch Verhandlungen gewinnen kann, wollen wir verhandeln. Wenn das aber nicht möglich ist, dann müssen wir sie mit Gewalt nehmen.“ Doch solche Drohgebärden liefen ins Leere, sie scheiterten schlicht an der Unwilligkeit des britisch regierten Nigerias, mit dem Unternehmen ins Geschäft zu steigen. 1955 ging *G. L. Gaiser* in Konkurs. 1960 wurde Nigeria ein unabhängiger Staat, 1960/1961 konnte sich Kamerun vom französischen und britischen Mandat befreien.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

Quellen:

Heiko Möhle (Hrsg.): *Branntwein, Bibeln und Bananen*, Neuaufl., Berlin 2011; Rudolf Fitzner: *Deutsches Kolonial-Handbuch*, 2., erw. Aufl., Berlin, 1901, S. 44; Olayemi Akinwumi: *The Colonial Contest for the Nigerian Region 1884–1900*, Münster 2002; Norbert B. Wagner: *Archiv des Deutschen Kolonialrechts*, 2., berichtigte Aufl., Brühl 2008; Ernst Hieke: „Gaiser, Gottlieb Leonhard“, in: *Neue Deutsche Biographie* 6 (1964), S. 39 f., Online-Fassung: www.deutsche-biographie.de/pnd136350100.html (letzter Zugriff 12.8.2014); Kolonial-Wirtschaftliches Komitee Wirtschaftlicher Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft Berlin (Hrsg.): *Kolonial-Handels-Adressbuch 1909*, 13. Jg.; *Die Zeit*, Nr. 39/1956 vom 27.9.1956; *Der Spiegel*, Nr. 4/1964 vom 22.01.1964; dazu auch: *West African Pilot*, 1963; Ernst Hieke: *G.L. Gaiser. Hamburg – Westafrika, 100 Jahre Handel mit Nigeria, 1949*; *afrika-hamburg.de*, www.afrika-hamburg.de



hamburg.de/globalplayers2.html (letzter Zugriff 6.11.2014); Mahinland, Wikipedia, URL <http://de.wikipedia.org/wiki/Mahinland>, (letzter Zugriff: 8.12.2014).

Gottlieb Leonhard Gaiser war seit 1854 mit **Margaretha Dorothea, geb. Brettschneider** (1825-1900) verheiratet, Tochter eines Gastwirtes und Witwe des Kaufmanns Joh. Wilh. Ulrich Rengstorff. Das Paar hatte keine Kinder. Frau Gaiser stiftete für das Krankenhaus Bethanien, das von Diakonissen geleitet wurde, den Kinderpavillon.

- **Gätgensstraße**, Blankenese (1949): Hinrich Gätgens (1799-1879), Bauervogt in Dockenhude
- **Galileiweg**, Rahlstedt (1958): *Galileo Galilei (1564-1642), Astronom, Mathematiker*

Als Galileo Galilei, der aus einer alten toskanischen Familie stammte, die allerdings nicht mehr wohlhabend war, in Padua lebte hatte mit seiner Haushälterin, der Venezianerin **Marina Gamba** (zweite Hälfte 16. Jahrhundert – erste Hälfte 17. Jahrhundert) eine Liebesbeziehung. Das Paar heiratete nicht, weil der Standesunterschied zwischen den beiden zu groß war und Marina Gamba keine nennenswerte Mitgift mitbringen konnte.

Das Paar bekam drei Kinder: Virginia (Ordensname: Maria Celeste; 1600–1634), Livia (Ordensname: Arcangela; 1601–1659) und Vincenzo (1606–1669). Hätte Galilei die Vaterschaft seiner Töchter offiziell anerkannt, dann hätte er sie auch standesgemäß verheiraten müssen, was u. a. bedeutete, ihnen eine große Mitgift mitzugeben. Doch dazu fehlte Galilei das Geld. Er war finanziell stark belastet, musste er doch auch noch die Mitgift seiner ältesten Schwester abbezahlen. So gab Galilei seine Töchter 1617 in das Florenzer Kloster San Matteo.

1611 trennte sich Galilei von Marina Gamba und zog nach Florenz. Zwei Jahre später (hier unterschiedliche Angaben in der Literatur, einige sprechen von 1612) ließ er, nachdem sich Marina Gamba mit Giovanni Bartoluzzi verheiratet hatte, seinen Sohn nach Florenz nachfolgen und nahm ihn bei sich auf. Später legitimierte er ihn. Vincenzo studierte Jura an der Universität von Pisa, später konstruierte er Musikinstrumente, besonders Lauten.

Galileis Tochter Virginia – als Nonne unter dem Namen: **Maria Celeste** - wurde seine Ratgeberin und Begleiterin. 124 Briefe von ihr an ihren Vater sind erhalten.



Während der Zeit der Verhandlungen mit dem Heiligen Offizium und der nachfolgenden Verbannung Galileis pflegte sie den Vater, auch übernahm sie – bis zu ihrem Tod 1643 - die ihm auferlegte Buße: über drei Jahre lang wöchentlich die sieben Bußpsalmen zu beten.

- **Garbestraße**, *Eimsbüttel (1948): Robert Garbe (1878-1927), niederdeutscher Dichter*

Verheiratet mit **Mathilde Walburga, geb. Ernst** (1878–1943), Tochter eines Buchdruckers. Das Paar hatte zwei Töchter.

- **Garleff-Bindt-Weg**, *Poppenbüttel (1977): Bauernvogt, wurde 1638 erschlagen*

- **Garrelsweg**, *Blankenese (1952): Johann Heinrich Garrels (1855-1920), Senator*

- **Gaußstraße**, *Ottensen (1950): Prof. Karl Friedrich Gauß (1777-1855), Mathematiker, Physiker*

Carl Friedrich Gauß war das einzige Kind von Gebhard Dietrich Gauß (1744–1808) und **Dorothea Gauß geborene Benze** (1743–1839), Tochter eines Steinmetzen starb, als Dorothea noch ein Kind war. Bis zu ihrer Heirat mit Gebhard D. Gauß hatte Dorothea als Dienstmädchen gearbeitet. Für Gebhard D. Gauß war es die zweite Heirat. Carl Friedrich Gauß heiratete 1805 bis zu deren Tod 1809 mit **Johanna Elisabeth Rosina Oshoff**. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor. Nach der Geburt des dritten Kindes 1809 starb Johanna an den Folgen der Geburt. Das Kind starb ein Jahr später. Carl Friedrich Gauß verfiel nach dem Tod seiner Frau in eine Depression und schrieb für sie die „Totenklage“. Aber schon 1810 heiratete der Witwer mit zwei Kindern erneut, diesmal die beste Freundin seiner verstorbenen Frau: **Friederica Wilhelmine Waldeck** (1788-1831). Das Paar bekam drei Kinder (geboren 1811, 1813, 1816). Wilhelmine starb 1831 an Tuberkulose. Von nun an führte seine jüngste Tochter Therese ihm den Haushalt. Mit seiner Mutter verband Gauß zeitlebens eine enge Beziehung. In ihren letzten Lebensjahren wohnte sie bei ihm auf der Sternwarte in Göttingen.



- **Gayens Weg, Bahrenfeld (1939):** *Theodor Alexander Gayen (1824-1900), Kaufmann, Reeder, Konsul, hatte in Bahrenfeld großen Grundbesitz.*

Siehe auch: Julienstraße, in Bd. 2

Siehe auch: **Theodorstieg** und **Theodorstraße**

Im folgenden Text wird das N-Wort im historischen Zitat voll ausgeschrieben. 1)

Theodor Alexander Gayen war ein Enkel des erstmals 1802 in Altona erwähnten Kapitäns Jan Tekker Gayen und ein Sohn des Altonaer Reeders, Brennerei- und Essigfabrikbesitzers Jan Peter Albert Gayen. Er baute die väterliche Reederei weiter aus und schickte deren Schiffe nicht nur wie zuvor nach Portugal und Spanien, sondern nach seiner Ernennung 1858 zum Konsul des Staates Buenos Aires und später der Republik Argentinien auch nach Südamerika. Den größten Teil der Ladung bildeten stets Spirituosen aus der 1838 von Theodor Gayens Vater erworbenen Brennerei an der großen Elbstraße. 1855 stieg er dort selbst als Kompagnon ein. Mit Beginn der 1860er-Jahre wandte sich die Firma der Frachtreederei zu. Man vercharterte die Schiffe und diese, so einer der Kapitäne, „fuhren dorthin, wo man das meiste Geld verdienen konnte“. Das meiste Geld brachte in jener Zeit vor allem die ostasiatische Küstenfahrt: „Freudige Bewegung ergriff bald den ganzen Handelsstand der europäisch zivilisierten Welt. Auch der Deutsche, der sonst teils aus eigener Schuld, teils von den Verhältnissen gezwungen, allenthalben zurückbleibt, machte sich jetzt (...) sehr frühzeitig auf die Beine, um auch seinen Anteil an dem neueröffneten Handelsparadiese zu erhalten“ (Augsburger Allgemeine Zeitung vom 31. Mai 1843, nach Eberstein). Nach und nach beraubten die ausländischen Mächte Ostasien großer Teile seiner staatlichen Souveränität. Die Gayenschen Schiffe befuhren mit Zwischenstation in Indien vor allem die chinesische Küste von Singapur über Hongkong bis an die Mündung des Amur in Russland.

1867 war die Firma Jan Tekker Gayen mit zehn Schiffen Altonas größte Segelschiffsreederei, noch vor Conrad Hinrich Donner (siehe Donnerstraße) und J. C. D. Dreyer – da war Theodor Gayen bereits seit drei Jahren Vorsteher der in Altona von Kaufleuten und Gewerbetreibenden gegründeten Gesellschaft für Commerciierende und seit einem Jahr Mitglied des Königlichen Kommerz-Kollegiums, das sich für die Interessen der Altonaer Kaufleute und Fabrikanten einsetzte.

Ab 1867 begann Theodor Gayen auch im großen Stil Land in Bahrenfeld zu erwerben.

Seine Handelsgeschäfte verliefen immer nach dem gleichen Prinzip: Die Gayenschen Schiffe fuhren leer von Altona aus nach Hamburg, wurden dort mit



Schwergut wie Eisen, Beton, Holz und Papier beladen, brachten die Fracht zurück nach Altona und liefen dann, beladen mit Spirituosen, nach Übersee aus. Nach Löschen dieser Fracht nahmen die Kapitäne dortige Waren an Bord – Rohstoffe, die unter Ausbeutung von Mensch und Natur abgebaut wurden, um wiederum in Europa lukrativ weiterverarbeitet zu werden. Doch Gayens Schiffe brachten nicht nur Rohstoffe aus Übersee nach Altona, sondern auch lebende Fracht: „Hier [vom Gayenschen Privathaus an der Klopstockstraße gegenüber der Kirche, Anm. d. Verf.] konnte man das lebhafteste Gewimmel am Hafen sehen und nach den väterlichen Schiffen Ausschau halten. Und was gab es nicht zu staunen, wenn erst die Kapitäne mit den merkwürdigsten Herrlichkeiten aus aller Herren Länder von Bord kamen und alle Raritäten oben im zweiten Stock des Hauses in einem saalartigen Zimmer, das mit Bildern der Schiffe ausgeschmückt war, aufgebaut wurden. Einmal brachte einer der Kapitäne einen jungen Neger mit, ein anderes mal ein kleines lebendiges Äffchen. Die anfängliche Freude darüber erlosch aber bald, als sich herausstellte, dass der Negerjunge frech und ungebärdig war und der Affe wie ein Rabe nicht nur Lebensmittel sondern auch noch alles, was glänzte, stahl und in raffinierter Weise in seiner Schlafstelle versteckte. Die Kinder waren schließlich herzlich froh, als beide Unholde weggeholt wurden.“ (Marchtaler, S. 42). Was mit dem seiner vertrauten Umgebung entrissenen Jungen anschließend passierte, dazu hüllte man sich in Schweigen.

So genau er seine Handelsinteressen verfolgte und absicherte – die Folgen des Aufkommens von Eisenseglern und vor allem der Dampfschiffahrt erkannte Theodor Gayen nicht rechtzeitig. Ende der 1870er-Jahre musste er mit seinen Holzseglern Konkurs anmelden. Fortan verdiente die Firma ihr Geld nur noch mit dem Export von Spirituosen. Dabei erweiterte sie nach und nach ihr Absatzgebiet: In Altona gebrannter Schnaps ging nach Japan, China, Brasilien, Uruguay und auf die Kanarischen Inseln, außerdem in die Karibik nach Saint Thomas sowie nach New Orleans, Australien, in das damalige Britisch-Indien, nach Hongkong und in die Südsee. Zurück beförderten die Schiffe weiterhin Rohstoffe unter Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung. Das einträgliche Geschäft brachte Theodor Gayen ein Vermögen ein. Damit erwarb er günstig große Ländereien in Bahrenfeld und spekulierte mit deren Wertsteigerung. Ihm gehörte fast der gesamte heutige Altonaer Volkspark. Auch ermöglichte ihm diese durch Kolonialgeschäfte erworbenen Einnahmen, sich wohlütig zu zeigen: Er war einer der Vorsteher des Altonaer Stadtarmenwesens sowie Vorsteher der Versorgungsanstalt für Schwache, Alte und unheilbar Kranke.

Text: Frauke Steinhäuser

Hinter dem N-Wort steckt die Bezeichnung „Neger“, die stark diskriminierend ist. Das N-Wort tauchte erstmalig im Zusammenhang mit dem transatlantischen Menschenhandel, mit



Kolonialismus und „Rassentheorien“ auf. Das Wort wird im vorliegenden Text ausschließlich im historischen Zitat ausgeschrieben, weil damit deutlich gemacht werden soll, wie rassistisch gedacht und gehandelt wurde.

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 424-88/63 Nachläss Gayen 1–3; StaH 731-8 Zeitungsausschnittssammlung A757 Gayen, Familie Gayen; Hildegard von Marchtaler: Die Gayen und ihre Firma Jan Tekker Gayen. Reederei in Altona seit 1790, Hamburg, 1955; „Gayen, Theodor Alexander“, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.), Hamburgische Biografie. Personenlexikon, Göttingen, 2006, B. 3, S. 131 f.; Bernd Eberstein: Kaufleute, Konsuln, Kapitäne. Frühe deutsche Wirtschaftsinteressen in China, in: Tsingtau, ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China. 1897–1914. Ausst.-Kat., Deutsches Historisches Museum, Berlin, 1998.

- **Gazertstraße, Harburg (1950):** *Dr. med. L. Friedrich Gazert (1813-1892), Arzt, Armenarzt, Direktor des Krankenhauses Harburg*

Siehe auch: Marienstraße, in Bd. 2.

Ludolf Gazert ließ sich 1839 als praktischer Arzt für Chirurgie und Geburtshilfe in Harburg nieder. 1844 übernahm er die Leitung des „Marienstiftes“, welches 1844 aus privaten Mitteln errichtet worden war und nach der damaligen **Königin Marie von Hannover** benannt wurde.

In zweiter Ehe war Gazert mit der Pianistin **Christiane Luise Hey** (1838-1919) verheiratet. Diese führte ein Wohltätigkeitskonzert für das Krankenhaus auf. Das Paar hatte einen Sohn. 1870 zog Gazert mit seiner Familie nach Coburg.

- **Gebrüder-Cohen-Park, Harburg (2013):** *Albert (geb. 1819) und Louis (geb. 1824) Cohen. Die Brüder, Söhne eines jüdischen Hamburger Kaufmanns, gründeten 1856 eine Fabrik für Gummischuhe und Weichgummiwaren als ersten Industriestandort in Harburg. Später entstand daraus das Werk Phoenix*

- **Gebrüder-Wolf-Platz, St. Pauli (2006):** *Gesangsgruppe, erhielt 1933 Berufsverbot wegen ihrer jüdischen Herkunft*

Leopold Wolf (1869-1936); **James Wolf** (1870-1942 Theresienstadt, tot am 3.1.1943); **Pauline Wolf**, geb. Isaac, (27.3.1867 Hamburg, deportiert am 19.7.1942 nach Theresienstadt, Todesdatum 3.3.1944) Stolperstein in **Bismarckstraße 11.**



„James Wolf wurde am 2. Dezember 1870 in Hamburg geboren; er war das elfte Kind von Isaac Joseph Isaac und Pauline Levin. Als sich um die Mitte der neunziger Jahre die Brüder Ludwig, Leopold und James zu einem ‚Humoristischen Gesangsterzett - Wolf-Trio‘ zusammenschlossen, war James mit dabei. Er verließ die Gruppe 1906. Wahrscheinlich wollte er nicht mehr tingeln. Sesshaft war er wohl schon durch die Heirat mit seiner Cousine Pauline Isaac geworden. Sie heirateten im Jahre 1899. Die Ehe blieb kinderlos. Das Adreßbuch von 1907 nennt ihn als James Wolf in der Bismarckstraße 11. Unter dieser Adresse hat James eine Zeitungshandlung gehabt. Das Hamburger Adreßbuch weist aus, dass er sie von J. F. N. Werdier, Zeitungsexpedition, übernommen hat. Dort hat er bis 1937 gelebt und gearbeitet. In diesem schrecklichen Jahr hat er seinen Laden verloren, weil die Nationalsozialisten diesen wahrscheinlich einem ‚Arier‘ zugedacht hatten. Auch die damit verbundene Wohnung musste er verlassen. Zu dieser Zeit war er 68 Jahre alt. Es könnte natürlich auch sein, dass er sich ‚zur Ruhe‘ setzen wollte.

Er zog in ein Haus am Lehmweg 9, in dem außer ihm noch weitere Familienangehörige und andere Juden wohnten. Helene Löwenthal, seine Schwester, hatte nach dem Tod ihres Mannes vorübergehend noch in der Schäferkampsallee gewohnt. 1939 musste auch sie weichen und zog zum Lehmweg 9. Als James und seine Frau am 19. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert wurden, hatte man sie mit vielen weiteren Juden in die Wohlersallee 58 eingewiesen. Dies war eines der ‚Judenhäuser‘, in denen sehr viele Menschen zusammengedrängt wurden, bevor sie am 19. Juli 1942 nach Theresienstadt verschleppt wurden. In Theresienstadt ist James am 3. Januar 1943 gestorben.

Eine bemerkenswerte Feststellung ist, dass James bereits 1907 mit dem Familiennamen Wolf im Hamburger Adreßbuch eingetragen war. Die offizielle Umschreibung von Isaac auf Wolf ist auch bei ihm nachweislich erst am 31.3.1924 erfolgt. Auch Ludwig (1921) und Leopold (1922) sind bereits vor 1924 mit dem Familiennamen Wolf eingetragen gewesen. Dass James offenbar als erster den Familiennamen Wolf ‚offiziell‘ geführt hat, lässt Johann-Hinrich Möller zu der Vermutung kommen, dass er den Namen seines Schwiegervaters, Wolf Isaac, geboren 1839, Musicus, übernommen hat. In diesem Zusammenhang ist Paulines Urkunde aus dem Zivilstandsamt A 29 No 11668 interessant: Auszug aus Staatsarchiv Hamburg, Zivilstandsamt A 29 (Filmarchiv S 3108, Aufnahmedatum Aug. 1964) ‚No 11668 Eingetragen den vierten April 1867 Ein Mädchen, Vornamen: Pauline ehelich geboren den siebenundzwanzigsten März 1867 um 2 ½ Uhr Nachmittags Ort der Geburt: Hamburg, Neustraße No 7 Vater: Wolf Isaac, dessen Geburtsort/Heimatberechtigung: Hamburg Proclamations-Protokoll 1866 No. 766, Alter 28 Jahre; Gewerbe: Musiker. Mutter: Henriette geborene Epstein, deren Geburtsort: Gehaus, Heimatberechtigung/Wohnort wie



oben. Alter: 24 Jahre, Gewerbe: - Ort und Datum der Trauung derselben: hies. (Deutsch Isr. Gemeinde) d. 23 Mai 1866 Name des Geburtshelfers oder der Hebamme: Dr. de la Camp und Frau Levien angezeigt durch den Vater. An Documenten sind beigebracht: Ehebescheinigung. Die Richtigkeit obiger Anzeigen, so weit solche nicht schon durch Documente attestiert ist, wird durch Unterschrift an Eidesstatt bescheinigt. gez. Wolf Isaac, gez. Brümmer. Bemerkungen: Hamburg, 22. April 1924.

Nach dem Senatsbescheid vom 31. März 1924 hat das nebengenannte Kind fernerhin statt des Familiennamens Isaac den Familiennamen Wolf zu führen.

Der Aufsichtsbeamte für Personenstandswesen. gez. N.N.

Die nebengenannte Pauline Isaac, spätere Wolf, jetzt verheiratete Wolf, hat laut schriftlicher Anzeige vom 12. Dez. 1938 zusätzlich den Vornamen ‚Sara‘ angenommen. Hamburg, den 15. Dez. 1938 gez. N.N.

H. gest. am 3.3.1944 in Theresienstadt (s. St.A. Arolsen I, No 319/1959.)

Aufschlussreich dürfte dabei insbesondere die zweite Eintragung sein: ‚Die nebengenannte Pauline Isaac, spätere Wolf, jetzt verheiratete Wolf, hat laut schriftlicher Anzeige vom 12. Dez. 1938 zusätzlich den Vornamen ‚Sara‘ angenommen‘. Demnach hat Pauline bereits vor ihrer Heirat mit James schon den Namen Wolf geführt.

James war von kleiner Statur. Er war außerordentlich kräftig. Wenn die teilweise recht behäbigen Zeitungsfrauen kamen, um die Zeitungen abzuholen, habe er manche von ihnen in die Höhe gehoben und auf die Ladenbank gesetzt. So sorgte er auf seine eigene Art dafür, dass Stimmung im Laden war. Wahrscheinlich fand die Hochzeit seiner Nichte Esther Edda mit Kurt Guderian in seiner Wohnung in der Bismarckstraße 11 statt, wo er auch seinen Laden hatte. James wurde als ein außerordentlich liebenswerter Mensch beschrieben. Gern und häufig habe er gesellig mit Geschwistern und Neffen an den Abenden beisammen gesessen und einen zünftigen Skat gespielt.

James war mit seiner fast vier Jahre älteren Cousine Pauline, nämlich der Tochter von Wolf Isaac und dessen Frau Henriette Epstein, verheiratet. Wolf und James Vater (Isaac Joseph Isaac) waren Brüder. Pauline wurde am 27. März 1867 geboren. Sie wurde in der Familie jedoch allgemein Paula gerufen. Vielleicht hatte sie sich aber auch selber zu einer späteren Zeit für diesen Namen entschieden. Gemeinsam mit ihrem Mann wurde auch sie am 19. Juli 1942 nach Theresienstadt verschleppt. Sie hat James um genau zwölf Monate überlebt, denn sie starb am 3. März 1944.“

Text: Dieter Guderian (†)



Quellen:

Auszug aus Dieter Guderian, Die Hamburger Originale Tetje und Fietje – Lebensgeschichte der Gebrüder Wolf und ihrer Familie Isaac, Cardamina Verlag 2006, S. 148 - 152

- **Geerkamp, Billstedt (1975):** Franz Geertz (1816-1888), *Topograph, Kartograph*
- **Geffckenstraße, Eppendorf (1902):** Heinrich Geffcken (1792-1861), *Kaufmann, Senator*

Heirat 1816 mit der Lüneburger Pastorentochter **Elisabeth Merckel** (1798-1889). Das Paar bekam drei Söhne und sechs Töchter.
- **Gehrkenweg, Wilhelmsburg (1935):** Albertus Gehrken (1856-1933), *Heimatsforscher (Wilhelmsburg), von 1888 bis zu seinem Tode 1933 Bezirksvorsteher am Reiherstieg*
- **Geibelstraße, Winterhude (1888):** Emanuel Geibel (1815-1884), *Schriftsteller*
Siehe auch: Bettinastieg und Marianne-Wolff-Weg, in Bd. 2.

„1838 vermittelte ihm **Bettina von Arnim**, in deren Salon der junge Mann durch seine eleganten Reden auffiel, eine Anstellung als Hauslehrer eines griechischen Fürsten in Athen.“ (Matthias Wegner: Hanseaten. Von stolzen Bürgern und schönen Legenden. München 2008, S. 255.)

Geibel erhielt 1842 vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. eine lebenslange Pension von 300 Talern. Damit war Geibel in die finanzielle Lage versetzt, seine ungeliebte Hauslehrerstelle aufzugeben und sich nur noch seinen Dichtungen und Reisen zu widmen.

1852, als Geibel 37 Jahre alt war, heiratete er die 20 Jahre jüngere **Amanda (Ada) Trummer** (1834-1855). Ein Jahr später wurde die Tochter Ada (1853-1906) geboren. Inzwischen war das Paar nach München gezogen. Wo Geibel eine Ehrenprofessur für deutsche Literatur und Poetik erhalten hatte. 1855 starb Geibels Frau.



- **Geibweg, Horn (1945):** *August Geib (1842-1879), Reichstagsabgeordneter, Vorsitzender der SPD*
- **Geißlertwiete, Winterhude (1929):** *Hermann Geißler (1859-1939), Architekt*
- **Gellersenweg, Eißendorf (1964):** *Carl Wilhelm Johannes Gellersen (1878-1962), Rektor der Volksschule in Eißendorf, Leiter des Schulgartens, Verfasser der „Fibel für Niedersachsen“*
- **Gellertstraße, Winterhude (1891):** *Christian Fürchtegott Gellert (1715-1769), Dichter*

„Gellert pflegte enge Freundschaften mit zahlreichen Männern seines Alters. Er blieb sein Leben lang Junggeselle. Aus Gellerts Tagebuch kann geschlossen werden, dass der neurotische und hypochondrische Gellert sich zeitlebens bemühte, seine homosexuelle Veranlagung zu sublimieren“, schreiben Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz in ihrem Buch „Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens der Hansestadt. 2. Aufl. Hamburg 2006, S. 339.

„Eine spezielle Konstellation einer Autor-Imagination stellt der Roman ‚Leben der schwedischen Gräfin von G***‘ von Christian Fürchtegott Gellert dar. Hier schlüpft der männliche Autor in die Rolle einer weiblichen Ich-Erzählerin. Diese berichtet aus der Rückschau ihr Leben, welches durch tugendhaftes Verhalten zum wahren Glück, zum Ideal der Gelassenheit, geführt hat.

Die Konstellation eines männlichen Autors, welcher sich in die Rolle einer Frau hineinversetzt, eine Identität imaginiert, war zur Zeit der Aufklärung nicht ungewöhnlich. Schon Gottsched gab in der Ausgabe der ‚Vernünftigen Tadeln‘ vor, dass diese von drei Frauen geschrieben und verlegt würde. Das Spiel mit einer imaginierten Weiblichkeit war den Leserinnen bewusst.

Angesichts weitgehend fehlender Autorinnen waren die Leserinnen jedoch auf die männlichen Projektionen, Vorstellungen von Frauen, als Lesestoff angewiesen. Gleichzeitig war es den Autoren auf diese Weise möglich, den Frauen



ein von ihnen entworfenes Selbstverständnis zu präsentieren und zu vermitteln. Ein weiblicher Entwurf oder ein Einspruch bezüglich männlicher Vorstellungen war den Frauen nicht gegeben, da diese kein öffentliches Forum besaßen.“, heißt es in der Buchankündigung von Susi Saussenthalers Universitätsarbeit aus dem Jahre 2007 „Die ‚empfindsame‘ und die ‚tugendhafte‘ Frau: Entwürfe von Weiblichkeit bei Christian Fürchtegott Gellert.

- **Genslerstraße**, Barmbek-Nord (1914): Günther (1803-1884), Jakob (1808-1845), Martin (1811-1881) Gensler, Maler in Hamburg

- **Georg-Appel-Straße**, Niendorf (1982): *Georg Appel (1901-1944), Gegner des Nationalsozialismus. Mitglied der SPD. Mitglied des Reichsbanners bis 1933. Haft wegen Zersetzung der Wehrkraft. 1944 hingerichtet*

Georg Wilhelm Appel war von Beruf Elbfischer und von seiner politischen Überzeugung her gehörte er der SPD an. Als er zum Militär eingezogen war, machte er auch als Soldat kein Hehl daraus, was er vom Nationalsozialismus hielt. Im Mai 1944 wurde Georg Appel wegen „Wehrkraftzersetzung“ in St. Nazarine hingerichtet. An ihn und weitere Widerstandskämpfer erinnert ein auf einer kleinen Grünfläche in der Nähe der U-Bahnstation Niendorf stehendes Mahnmal für 11 Widerstandskämpferinnen und -kämpfer. Das Mahnmal besteht aus einem ovalen Tisch mit einer polierten Granitplatte. Zwölf aus Stein geschaffene Stühle stehen um den Tisch herum. An elf der Stühle sind auf den Rückenlehnen jeweils die Namen der Widerstandskämpferinnen und -kämpfer verewigt, nach denen in der Nähe auch Straßen benannt wurden (Georg Appel, Clara und Walter Bacher, Rudolf Klug, Curt Ledien, Reinhold Meyer, Hanne Mertens, Ernst Mittelbach, Joseph Norden, Margaretha Rothe, Kurt Schill, Paul Thürey. Nach allen sind Straßen benannt worden). Der zwölfte Stuhl trägt keinen Namen, er soll die Besuchenden auffordern, sich zu setzen und dieser Frauen und Männer zu gedenken. Geschaffen wurde das Mahnmal 1985 von dem Düsseldorfer Künstler Thomas Schütte (geb. 1954); aufgestellt wurde es 1987.

- **Georg-Blume-Straße**, Horn (1964): *Georg Blume (1849-1921), Bürgerschafts-abgeordneter*



- **Georg-Bonne-Straße**, *Nienstedten (1949): Dr. Georg Bonne (12.8.1859 Hamburg - 1.5.1945 Hamburg), Arzt in den Elbgemeinden*

Siehe auch in Bd. 1. im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit.

Siehe sein Profil unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/

Teile der Georg-Bonne-Straße sind bereits umbenannt worden. So ein Teil in „Am Internationalen Gerichtshof“, ein weiterer Teil in Christian-F.-Hansen-Straße.

- **Georg-Clasen-Weg**, *Langenhorn (1985): Georg Clasen (1881-1968) ,Lehrer. Leiter der Gaustelle für Schulfeste und –feiern, Schulbühne und Laienspiel*
- **Georges-André-Kohn-Straße**, *Schnelsen (1992), zwölfjähriges Opfer des Nationalsozialismus*

Siehe auch: Brüder-Hornemann-Straße; Eduard-Reichenbaum-Weg; Georges-André-Kohn-Straße; Jungliebstraße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-Scharnberg-Weg. Siehe auch: Geschwister-Witonski-Straße; *Jacqueline-Morgenstern-Weg; Lelka-Birnbaum-Weg; Mania-Altmann-Weg; Riwka-Herszberg-Stieg; Wassermannpark; Zylberbergstieg; Zylberbergstraße*; in Bd. 2.

Georges-André gehörte zu den 20 jüdischen Kindern, die vom SS-Arzt Josef Mengele für medizinische Experimente ausgewählt und in das Konzentrationslager Neuengamme verbracht wurden. Um die Beweise für diese Kriegsverbrechen zu vertuschen, wurden sie in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1945, wenige Stunden bevor die britische Armee Hamburg erreichte, im Keller der ehemaligen Schule am Bullenuser Damm ermordet. Georges-André Kohn wurde am 23. April 1932 in Paris geboren; er ist entfernt verwandt mit dem britischen Zweig der Bankiersfamilie Rothschild. Sein Vater, Armand Edouard Kohn (1894-1962), war seit Kriegsbeginn Direktor des jüdischen Krankenhauses „Hopital Rothschild“ in Paris. Aufgrund seiner Stellung war die Familie Kohn zunächst vor den Deportationen geschützt. Kurz vor der Befreiung von Paris durch alliierte Truppen im August 1944 wurden jedoch auch sie gemeinsam mit anderen prominenten Juden verhaftet. Georges-André Kohn, seine Eltern Armand und Suzanne Jenny, seine älteren Geschwister Antoinette, Philippe und Rose-Marie sowie die Großmutter Marie-Jeanne wurden am 28. Juli 1944 in das Sammellager Drancy bei Paris gebracht.



Am 17. August 1944 erfolgte die Deportation in das Reichsinnere. Der Waggon mit den 51 Deportierten war direkt an den Zug gekoppelt, in dem der letzte Kommandant von Drancy floh. Die prominenten Gefangenen waren vermutlich als potenzielle Geiseln vorgesehen. Am dritten Tag der Fahrt gelang den Geschwistern Philippe und Rose-Marie – gemeinsam mit etwa 30 anderen Gefangenen – die Flucht aus dem Zug. Angeblich blieb Georges nur deshalb bei seinem Vater zurück, weil der die Rache an den Zurückgebliebenen fürchtete. 1) Die anderen Familienmitglieder wurden in Konzentrationslager verschleppt: Georges-André Kohns Vater Armand wurde ins KZ Buchenwald deportiert und überlebte die Haft. Seine Mutter Suzanne und seine Schwester Antoinette wurden in das KZ Bergen-Belsen gebracht, wo beide kurze Zeit später starben. Georges-André kam mit seiner Großmutter in das KZ Auschwitz-Birkenau. Dort wurde er von ihr getrennt und kam wie Jacqueline Morgenstern (siehe: Jacqueline-Morgenstern-Weg in Bd. 2) in die Kinderbaracke. Auch André Kohn kam ins KZ Neuengamme. Mit den Kindern „zusammen wurden zwei französische Häftlingsärzte und zwei holländische Häftlingspfleger sowie mindestens 24 sowjetische Kriegsgefangene ermordet.“ 2)

Text: Cornelia Göksu

Quellen:

- 1) vgl. Artikel „Georges-André Kohn“, in: Wikipedia - the free encyclopedia
- 2) Barbara Hüsing: Nachruf auf G. Schwarberg, Hamburg 2009, S. 31.

- **Georg-Heyken-Straße**, *Hausbruch (1988): Georg Heyken (1864-1939), Arzt in Hausbruch*

- **Georgiweg**, *Groß Borstel (1975): Dr. Johannes Georgi (1888-1972), Polarforscher, Meteorologe*
Verheiratet, ein Sohn (als Soldat im 2. WK vermisst). Weil seine Frau langjährig erkrankte, ging Georgi in den vorzeitigen Ruhestand.

- **Georg-Raloff-Ring**, *Steilshoop (1972): Georg Raloff (1902-1965), Bürger-schaftsabgeordneter, Verdienste um das Kleingartengebiet Steilshoop*



Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurden Georg Raloffs Geschwister aus ihren Berufen entlassen oder ihren Ämtern enthoben. Georg Raloff wurde im Juni 1933 in den Räumen des Hamburger Echo verhaftet, gemeinsam mit dem dort tagenden Hamburger SPD-Vorstand. Er kam in sogenannte Schutzhaft, aus der er einen Monat später entlassen wurde. Georg Raloff stand eine Zeitlang unter Polizeiaufsicht, seine Bibliothek wurde beschlagnahmt, es folgten Hausdurchsuchungen.

- **Georgsplatz**, Altstadt (1843), nach der St. Georg-Kirche und dem Stadtteil St. Georg
- **Georgstraße**, Wandsbek (vor 1876): Georg Timm (?-?), Kaufmann in Wandsbek, sein Sohn war Aufsichtsrat der Stadtkasse Wandsbek
- **Georg-Thielen-Gasse**, Winterhude (1948): Georg Thielen (1853-1901), Architekt
- **Georg-Wilhelm-Straße**, Wilhelmsburg (1947): Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg (1665-1705)

Siehe auch: Eleonorenweg und Sophie-Dorothea-Stieg, in Bd. 2.

Zwischen 1648 und 1665 Fürst des Fürstentums Calenberg und von 1665 bis zu seinem Tod 1705 regierender Fürst des Fürstentums Lüneburg.

„Unter dem Einfluss seiner Frau [**Eleonore d’Olbreuse**] erließ er am 76. August 1684 ein Edikt, das den erwarteten reformierten Glaubensflüchtlingen aus Frankreich im Fürstentum Lüneburg Aufnahme und Förderung versprach. Der Celler Hof wurde so zu einer großen hugenottischen Kolonie, deren meist aus Poitou stammende Angehörige rasch in Führungspositionen bei Hofe aufstiegen.“ 1)

Neben seiner Tochter **Sophie Dorothea** aus der Verbindung mit seiner Frau Eleonore d’Olbreuse, hatte Herzog Georg Wilhelm einen illegitimen Sohn mit der Griechin Zenobia Bucconlini.



- **Gerberstraße, Altona-Altstadt (1872/1880): nach dem Gerberberuf.**
- **Gerhard-Falk-Straße, Bergedorf (1996): Gerhard Falk (1922-1978), Kartograph, Gründer des Falk-Verlages**

In zweiter Ehe verheiratet mit **Evelyn Falk** (gestorben 2005 im Alter von 64 Jahren). Das Paar bekam zwei Kinder. Aus erster Ehe hatte Gerhard Falk ein Kind.¹ Nach dem Tod des Vaters übernahm der Sohn Alexander das Unternehmen. Evelyn Falk hielt auch dann zu ihrem Sohn, als dieser wegen Betrugsvorwürfen vor Gericht stand. Drei Wochen nach dem Krebstod ihres Lebensgefährten nahm sich Evelyn Falk-Meyer-Riedt das Leben.

- **Gerhardstraße, St. Pauli (1800), männlicher Vorname**
- **Gerhart-Hauptmann-Platz, Altstadt (1946): Gerhart Hauptmann (1862-1946), Schriftsteller**

Siehe auch: Rautendeleinweg, Königskinderweg und Kollwitzring, in Bd. 2.

„Auf der Sonderliste der sechs wichtigsten Schriftsteller der Gottbegnadeten-Liste (Führerliste). (...) 1905 Mitbegründer der Gesellschaft für Rassenhygiene. (...) Nannte ‚Mein Kampf‘ ‚die in der Tat sehr bedeutsame Hitlerbibel‘. Mitglied und am 16.3.1933 Unterzeichner einer Loyalitätserklärung der Deutschen Akademie der Dichtung der Preußischen Akademie der Künste pro Reichsregierung. (...) 1933 Aufnahmeantrag NSDAP.“ (Ernst Klee: Kulturlexikon zum Dritten Reich. Frankfurt a. M. 2009, S. 201f.)

Rüdiger Bernhardt schreibt in seiner Biografie über Gerhart Hauptmann: „Politisch konnte sich ein großes Publikum immer an Hauptmann orientieren und hat sich an ihm orientiert, kein anderer deutscher Dichter entsprach so sehr populistisch verbreiteten Meinungen, ob es 1914 die Begeisterung für den Ersten Weltkrieg, 1919 das Entsetzen über den Friedensvertrag von Versailles, 1918/1919 die Hoffnungen auf eine Demokratie, 1933 die Korrektur von



Versailles und deutsche Führungsansprüche, ob es schließlich 1945 ein völliger Neubeginn nach dem bis dahin schrecklichsten, Zusammenbruch waren.

(...) Seine Erklärungen und Meinungen waren von Naivität gekennzeichnet. Sie wirkten ehrlich, aber wenig grundsätzlich bedacht. Politik, er hatte es seit 1912 immer wieder erklärt, interessierte ihn nicht, durfte ihn als Dichter nicht interessieren. Freunde, die politische Positionen entschieden vertraten (...) versuchte ihm die Gefahren, die daraus entstanden, zu vermitteln.“ (Seite 17). Aber, so Rüdiger Bernhardt weiter: „Es war nicht nur Naivität, die Hauptmanns Urteile prägte; es war auch absichtsvolle Verharmlosung, wie das bagatellisierende Urteil zur Bücherverbrennung: ‚Gottseidank! Nur Bücher! ... wohl doch als reine Albernheit, oder nur als brenzlicher Geruch zu bewerten‘ (September 1933).“ (S. 159).

Hauptmann Biograf Rüdiger Bernhardt kommt zu dem Ergebnis: „Sein Verbleiben und sein Verhalten im Dritten Reich war keine ‚innere Emigration‘ und kein ‚inneres Exil‘. (...) (S. 159). Hauptmann „unterschied sich nicht von vielen Deutschen (...), im Juli 1932 wählten ohne Zwang 13,4 Millionen Deutsche, das waren 37,3 % die NSDAP (...). Der Unterschied zwischen ihnen und Gerhart Hauptmann bestand darin, dass der Dichter eine Stimme von Gewicht hatte, mit der er hätte warnen können. Dass er sich benutzen ließ, wurde objektiv zur Schuld, die auch die Schuld Millionen Deutscher wurde. Sie kann nicht durch den Hinweis auf das Werk bagatellisiert werden. (...)“ (S. 161).

„Hauptmann hatte den Nationalsozialismus nicht gewünscht. Nach der Machtübernahme geriet Gerhart Hauptmann in eine schwierige Situation. Er war einer von Deutschlands repräsentativsten Dichtern (...). Aber er trug immer noch den Nimbus eines sozialen Dichters, den man in der Weimarer Republik als Reichspräsidenten hatte sehen wollen, und war der Dichter der ‚Weber‘. Ein Aufstand wie der Weberaufstand lag nicht im Interesse der faschistischen Machthaber, übrigens auch nicht im Interesse des Dichters; es galt diesen Aufstand als Bühnenereignis und seinen Schöpfer vergessen zu machen. Das war das entscheidende Problem, das die Nazis mit Gerhart Hauptmann hatten, der im Übrigen als Repräsentant und nicht-Emigrierter erhalten werden sollte. Ein entsprechender Umgang mit dem Dichter wurde eingeleitet. Einerseits disziplinierte man ihn, andererseits huldigte man ihm. (...)“ (S. 162)

„Hauptmann nutzte den Freiraum, den er sich bewahrte und den man ihm ließ, um Freunden zu helfen. (...) distanzierte sich von der Judenverfolgung, die er an anderen Stellen wieder für ein Schicksal hielt, und hatte andererseits nur sehr verschwommene Vorstellungen, wie mit Juden umzugehen sei. In umfangreichen Überlegungen 1937 rechnete er die Unterstützung, die er von Juden erhalten



hatte, gegen den finanziellen Gewinn aus, den er ihnen mit seinen Werken verschafft habe.“ (S. 165).

(Siehe auch sein Verhalten zu Elsa Bernstein, der Schwiegermutter seines Sohnes Klaus, die ins KZ Theresienstadt deportiert wurde, unter: Königs-kinderweg, in Bd. 2)

Hauptmanns Liebesbeziehungen:

1880 hatte Hauptmanns seine erste Liebesbeziehung. Die Angebetete hieß Anna Grundmann. Sie ging in seine Dichtung ein. In der Realität blieb sie unverheiratet und starb unter erbärmlichen Bedingungen in Breslau.

„Drei Brüder Hauptmann heirateten zwischen 1881 und 1885 drei Schwestern Thienemann („Die Jungfern vom Bischofsberg“). Die jungen Mädchen waren Kinder von Berthold und Rosamunde Thienemann geb. Merz, die bereits 1865 verstorben war,“ schreibt Rüdiger Bernhardt in einer Biografie über Gerhart Hauptmann (S. 33f.) Vater Thienemann war ein wohlhabender Wollgroßhändler aus Berlin. Nachdem der eine Hauptmann-Bruder Georg 1881 Adele Thienemann und der andere Bruder Carl 1884 Martha geheiratet hatten, vermählte sich der dritte Bruder Gerhart Hauptmann 1885 nach vierjähriger Verlobungszeit mit **Marie Thienemann** (1860-1914), auf die zuerst Carl ein Auge geworfen hatte.

Durch diese Verbindung war Hauptmanns finanzielle Situation gesichert. Allerdings war „die Gefahr des Scheiterns der Ehe Hauptmanns (..) latent vorhanden und Carl Hauptmann stellte schon bei seinen Besuchen im August 1889 in Erkner fest, dass die Atmosphäre im Hause meist gespannt war. In schneller Folge kamen drei Söhne Ivo (geb. 1886), Eckart (geb. 1887) und Klaus (geb. 1889) zur Welt.“ (S. 45) Marie entsprach allerdings „der von [Hauptmann] lebenslang geliebten und gesuchten Kind-Frau (...) nicht.“ (S. 48).

Das war eher bei Hauptmanns zweiten Frau der Fall: Margarete Marschalk. 1889 lernten sie sich kennen, vier Jahre später wurde sie seine Geliebte, 15 Jahre später seine zweite Ehefrau.

1893 gestand Hauptmann seiner Ehefrau Marie, dass er ein Liebesverhältnis mit **Margarete Marschalk** (1875-1957) begonnen habe. „Die folgenden zehn Jahre wurden eine zerrüttete Ehe ebenso geführt wie eine intensive Liebesbeziehung. (...) Immer wieder quälte sich Hauptmann mit Lösungen, mit beiden Frauen zu leben. Eine Ehe zu dritt plante er (...). Sie trat nicht ein.“ (S. 72f.)

Das Ehepaar trennte sich räumlich. Marie blieb aber Hauptmanns Partnerin „in geschäftlichen Dingen ebenso wie in künstlerischen Fragen (...)“ (S. 78f.)



„Ende 1899 wurde Margarete schwanger; Marie war noch immer nicht zur Scheidung bereit. Aber Hauptmann hatte im Oktober 1899 in Dresden-Blasewitz den Bau eines Hauses für Marie und die Kinder beginnen lassen und wenige Tage darauf einen Bauplatz für Margarete und sich in Agnetendorf gekauft. (...) Marie zog im September 1900 in das ihre, Margarete brachte am 1. Juni 1900 den Sohn Benvenuto (...) zur Welt. (...) Noch immer bestand Hauptmanns erste Ehe, noch immer war der Dichter zwischen den Orten unterwegs: (...)“ (S. 88). 1904 kam es schließlich zur Scheidung. Im selben Jahr heiratete Hauptmann Margarete. Ein Jahr später verliebte sich Hauptmann in die Schauspielerin **Ida Orloff** (1889-1945). „Sie war die Verkörperung der Kindfrau, die Hauptmann lebenslang suchte und liebte (...)“ (S. 97). (...) Es waren stets die jungen Mädchen, die Hauptmann begeisterten, ob sie in der Realität Margarete Marschalk, Else Lasker-Schüler oder Ida Orloff hießen, ob sie ihm als ‚Grabesblume‘ erschienen, wie auf der italienischen Reise 1897 jene Elfjährige mit dem seidigen blonden Haar, Hauptmanns Leben, seine Träume und sein Werk waren voll den jungen Mädchen, die zumeist langes blondes Haar trugen, überaus schlank – knabenhaft -, hingebungsvoll, opferbereit und vor allem unberührt waren.“ (S. 103). Wieder träumte Hauptmann von einer Liebe zu dritt. Wieder wartete die Ehefrau. Er „nahm, mit Margaretes Zustimmung, in Göhren auf Rügen über Tage hinweg im Juni 1906 Abschied von Ida Orloff. (...) Hauptmann und die Orloff sahen sich in den nächsten Jahren mehrfach wieder und er soll ihr, nachdem die Leidenschaft gemildert, die Erotik nicht weniger geworden war, 1909 vorgeschlagen haben, ‚das alte Verhältnis jetzt, da sie beide verheiratet sind, wieder aufzunehmen und ihm noch einmal als Muse und Mätresse zur Seite zu stehen.‘ Gier sei in ihm gewesen, ‚sie zu behalten: als ewige Mätresse, als Anregerin und Auslöserin gelegentlicher Rasereien‘. (...) Eine neue Beziehung kam nicht zustande. Später wechselte man freundliche Briefe miteinander; die Orloff gratulierte Hauptmann zum 70. Geburtstag und kehrte dabei zum ‚Sie‘ zurück (...)“ (S. 104).

„Am 6. Oktober 1914 starb in Dockenhuden bei Hamburg Marie, die ‚Tiefgeliebte‘ (...), als sie ihren Sohn Ivo besuchte. Der Dichter fuhr hin, um in der kleinen Kapelle des Sülldorfer Friedhofs Abschied zu nehmen.“ (S. 126). Die Träume nach einer Kind-Frau „jung, zart, ziemlich gross, unverdorben (...)“ (S. 130) blieben.

Eine von Hauptmanns Schwiegertöchtern war Eva Hauptmann, geb. Bernstein (9.11.1894 München – 23.9.1986 Würzburg), Geigerin, Professorin für Musik an der Hochschule für Musik in Hamburg. Sie war die Tochter von Elsa Bernstein, die unter dem Pseudonym Ernst Rosmer zahlreiche Gedichte und Theaterstücke, u. a. das Märchen „Königskinder“, das Engelbert Humperdinck in



Musik umsetzte, verfasste. Elsa Bernstein wurde in der NS-Zeit ins KZ Theresienstadt deportiert, wo sie in einem der Prominentenhäuser untergebracht war. Sie überlebte diese Zeit und kam nach der Befreiung aus dem KZ zu ihrer Tochter Eva Hauptmann nach Hamburg, die damals in der Gustav-Leo-Straße 4 wohnte. Dort schrieb Elsa Bernstein ihre Erinnerungen an Theresienstadt auf.

Eva Bernstein, verheiratete Hauptmann gab schon im Alter von 14 Jahren öffentliche Konzerte. 1919 studierte sie ein Jahr in Paris bei Nadia Boulanger. Verheiratet war sie mit Klaus Hauptmann (Heirat 1919), Sohn des Schriftstellers Gerhart Hauptmann, der ein Freund von Elsa Bernstein war und in ihrem literarischen Zirkel in der Münchner Brienerstraße verkehrte.

Eva und Klaus Hauptmanns erste Kind Michael wurde am 18.8.1920 in Berlin und das zweite Kind, die Tochter Barbara (später verheiratete Siegmann) am 14.9.1922 im Allgäu geboren.

1924 ging Eva Hauptmann mit ihrem Mann und den Kindern nach Hamburg. 1925 begann sie am Voghtschen Konservatorium an der Rothenbaumchaussee zu unterrichten. Sie gründete außerdem ein Kammerorchester. 1927 absolvierte sie die staatliche Prüfung zur Violinpädagogin. 1935 wurde sie wegen ihrer jüdischen Herkunft von väterlicher Seite aus der Reichsmusikkammer ausgeschlossen. „In ihrer Not wendet sie sich auch an Winifred Wagner, die ihr in einem Brief vom 27.4.1937 gute Ratschläge für ein Schreiben an die Privatkanzlei des Führers gibt: ‚Dabei betonen Sie in erster Linie den starken Prozentsatz ihres arischen Blutes, denn soweit ich mich erinnere, sind Sie blond, hellhäutig etc. Schicken Sie ein Bild mit ein – es besteht eine Verordnung, wonach das Erscheinungsbild sehr oft ausschlaggebend bei Entscheidungen Ihrer Art ist. Sodann würde ich alle arischen Ahnen zusammenkramen – trotzdem aber die Verdienste ihres Großvaters um Wagner ins rechte Licht setzen. – Es hört sich alles schrecklich dämlich an, was ich Ihnen da schreibe, aber Sie sollen wissen, dass ich Ihnen gerne helfen würde.“ (aus: „Eva Hauptmann zum 100. Geburtstag“. Programmheft des Gedenkkonzerts am 27.11.1994, Hochschule für Musik und Theater, Hamburg, in Zusammenarbeit mit dem Norddeutschen Rundfunk).

Eva Hauptmann durfte dennoch nicht arbeiten und musste von April 1944 bis Kriegsende Zwangsarbeit leisten. Nach dem Krieg konnte sie bald ihre Unterrichtstätigkeit an der Städtischen Schule für Musik und Theater wieder aufnehmen. Als 1950 die Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Hamburg neu gegründet wurde, wurde sie Dozentin der Ausbildungsklasse, 1955 wurde Eva Hauptmann zur Professorin befördert, 1970 legte sie ihre Lehrtätigkeit nieder.

Text: Dr. Rita Bake



Quelle:

u.a. Rüdiger Bernhardt: Gerhart Hauptmann. Eine Biografie. Fischerhude 2007.

- **Gerhofstraße, Neustadt (1882):** nach dem Gerhof zur Zubereitung des Leders dienenden Hofes des Amtes der Schuhmacher
- **Gerlachstraße, Heimfeld (1952):** Hellmut Gerlach (1866-1935), Pazifist, Verleger, Politiker, Mitbegründer der Deutschen Friedensgesellschaft
Nachdem Carl von Ossietzky 1932 verhaftet worden war, übernahm Hellmut Gerlach die politische Leitung der Zeitschrift Weltbühne. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 ging Gerlach mit seiner Familie ins Exil nach Österreich, später dann auf Einladung der französischen Liga für Menschenrechte nach Paris.
Verheiratet war er seit 1904 mit **Hedwig Wiesel** (1874–1956). Das Paar hatte eine Tochter und einen Sohn.
- **Germerring, Ottensen (1955):** Martin Germer (1868-1927), Mitbegründer des Spar- und Bauvereins von 1892, dessen erster kaufmännischer Geschäftsführer.
- **Gernotstraße, Rissen (1949):** Gernot, Gestalt aus der Nibelungensage
Siehe auch: Kriemhildstraße, Brunhildstraße, Siegrunweg und Uteweg, in Bd. 2.
Im Nibelungenlied ist er einer der Burgunderkönige, neben Giselher und Gunther, dem Ehemann von Brunhild. Er kommt beim Rachfeldzug Kriemhilds um.
- **Gerntkebogen, Bergedorf (1979):** Max Gerntke (1895-1964), Architekt.



- **Geroweg, Niendorf (1948): Markgraf Gero (gest. 965), gründete das Kloster Gernrode**

Gero war verheiratet mit **Judith**. Das Paar hatte zwei Söhne. Beide Söhne blieben kinderlos. Nachdem diese verstorben waren, gründete Gero das Damenstift St. Cyriakus in Gernrode. Mit dieser Gründung verband Gero den Wunsch, die dort lebende religiöse Frauengemeinschaft möge mit regelmäßigen Gebeten dem Seelenheil Geros und seiner Söhne dienen.

Zur Äbtissin machte Gero seine Schwiegertochter **Hedwig (Hathui)** (um 939-4.7.1014).

- **Gerritstraße, Altona-Altstadt (1861): Gerrit Roosen (1612-1711), Kaufmann, Mennonitenprediger.**

Seit 1640 verheiratet mit **Maria Amourn** (1622-1695). Bei ihrem Vater Hans Amourn, einem Kaufmann, war Roosen zwischen 1628 und 1636 in die Lehre gegangen. Das Paar lebte in der Böhmenstraße und bekam zehn Kinder (geb. 1642, 1648, 1649, 1653, 1655, 1658, 1661. Drei Kinder starben im Kindbett.)

- **Gersonweg, Bergedorf (1979): Hans Gerson (1881-1931), Oscar Gerson (1886-1966), Architekten**

Das ehemalige Wohnhaus Gerson befindet sich an der Jürgensallee 134.

Die Brüder Hans und Oscar heirateten die Schwestern **Elisabeth und Martha Rosenfeld**. Dadurch ergaben sich Beziehungen zur „tonangebenden“ Hamburger Gesellschaft. So war der damalige Finanzsenator Carl Cohn, der ein Bruder der Schwiegermutter der beiden war.

Später trat noch der Bruder Ernst in das Geschäft mit ein. Die Brüder Gerson wurden bedeutende Architekt, die auch weltweit ausstellten. Viele ihrer Bauten befinden sich im Kontorhausviertel in Hamburg. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurden Ernst und Oskar Gerson wegen ihrer jüdischen Herkunft aus dem Bund Deutscher Architekten ausgeschlossen. Ernst emigrierte über Bulgarien nach Neuseeland. Oskar blieb noch eine Zeitlang in Hamburg, arbeitete für jüdische Bauherren, emigrierte dann aber 1938 über London nach Berkeley (Kalifornien, USA). Hier entwarf er noch Wohnhäuser für private Bauherren.



- **Gerstäckerstraße, Neustadt (1948): Friedrich Gerstäcker (1816-1872), Reiseschriftsteller, Weltreisender**

Friedrich Gerstäcker war der Sohn des Opernsängerehepaars Friedrich Samuel Gerstäcker (Tenor, 1798–1825) und **Louise Friederike geb. Herz** (1797-1890). Gerstäckers Eltern, die 1814 geheiratet hatten, hatten noch die Tochter **Molly**, (1820-1893). Dies wurde Schauspielerin und Sängerin (Sopran), trat in Dresden und Zürich auf und heiratete in Zürich den Opernsänger Gustav Holzel (1813-1883).

Gerstäckers Mutter Louise Friederike war von 1812 bis 1814 Mitglied der Secondaschen Operngesellschaft in Dresden und Leipzig und hatte gemeinsam mit ihrem Mann von 1815 bis 1820 ein Engagement am Stadttheater in Hamburg. In dieser Zeit wurden die beiden Kinder Friedrich und Molly geboren. 1821 wechselte das Ehepaar nach Kassel, wo Louise bis zum Tod ihres Mannes als 3. Sängerin engagiert war.

Nach dem Tod des Vaters lebte Friedrich Gerstäcker mit seiner Schwester Molly zunächst bei seinem Onkel, dem Hofschauspieler Eduard Schütz in Braunschweig. Nach seinem Schulabschluss musste er 1833 eine kaufmännische Lehre beginnen, die er aber nach wenigen Monaten abbrach, weil sie ihm überhaupt nicht zusagte. Gerstäcker kehrt zu seiner Mutter nach Leipzig zurück und äußerte seinen Wunsch, nach Amerika auszuwandern. Seine Mutter konnte ihn noch dazu überreden, eine landwirtschaftliche Ausbildung zu absolvieren, damit er für ein Leben als Farmer in Amerika gewappnet war. Nach dem Abschluss der Lehre siedelte Gerstäcker 1837 nach Amerika um. Dort versuchte er in verschiedenen amerikanischen Staaten mit unterschiedlichen Beschäftigungen finanziell zu überleben.

1841 kehrte er nach Deutschland zu seiner Mutter zurück. Nun begann sein neuer Lebens- und Arbeitsabschnitt. Auch diesmal hatte seine Mutter die entscheidenden Weichen gestellt. Seine Briefe, die er ihr aus Amerika geschickt hatte und in denen er in Form von Tagebucheintragungen über seine Reisen durch Amerika berichtete, hatte sie einem Bekannten zum Lesen und Überarbeiten gegeben. Diese wurde, als Gerstäcker noch in Amerika weilte, veröffentlicht. Er erfuhr davon, als er nach Deutschland zurückgekehrt war.

Gerstäcker lebte nun mit seiner Mutter in Dresden und schrieb Bücher. 1847 heiratete er die Hofschauspielerin **Anna Aurora Sauer**. Das Paar zog nach Leipzig, wo im selben Jahr der Sohn Friedrich geboren wurde. 1857 kam der zweite Sohn auf die Welt.



In der Zwischenzeit war Gerstäcker von 1849 bis 1852 auf Weltreise gewesen. Seine Ehefrau blieb mit dem damals noch einem Kind zurück. „Die Lage seiner Frau daheim war finanziell gesichert, denn der Reisende hatte mehrere Arbeiten vorher seinen Verlegern geliefert, deren Honorare an die Ehefrau gezahlt wurden. Aber Mutter und Kind waren allein auf sich gestellt und mussten ihren Alltag meistern. Briefe aus der Ferne trafen vielleicht alle halbe Jahre ein, genauso selten erfuhr der Reisende Nachrichten aus der Heimat, die ihm oft an deutsche Handelshäuser nachgeschickt werden mussten - und von denen einige natürlich auch verloren gingen.

1852 kehrte der Abenteurer nach Deutschland zurück, wo es ihn allerdings auch nicht sonderlich lange hielt. Lediglich die Erkrankung seiner Frau hinderte ihn an einem früheren Aufbruch, schließlich war sie es selbst, die ihn bat, doch seine nächste, geplante Reise im Auftrag der Ecuador Landcompany anzutreten. Die beiden sollten sich nie wieder sehen - während seiner Abwesenheit verstarb Anna Gerstäcker, inzwischen dreifache Mutter, im Jahre 1861. Die Kinder kamen zur Oma, seiner verwitweten Mutter, bis zu seiner Rückkehr.“ 1)

Zwei Jahre nach dem Tod seiner Ehefrau heiratete der 45 jährige Gerstäcker die 19 jährige **Marie Louise Fischer van Gaasbeck**, (1844-1903) die er auf Java kennen gelernt hatte. Das Paar bekam 2 Töchter (geboren: 1865 und 1871).

Zwei Jahre nach der Hochzeit und im Jahr, als seine erste Tochter geboren wurde, zog er mit seiner schwangeren Frau nach Dresden, damit die Familie von seiner Mutter versorgt werde und er wieder auf Weltreise gehen konnte, was er 1867 auch tat. Dies war seine letzte große Reise. Danach ließ er sich mit seiner Frau in Braunschweig nieder. 1870/71 nahm er als Kriegsberichterstatter am Deutsch-französischen Krieg teil. 1872 verstarb er bei den Vorbereitungen zu einer Asien- und Indienreise an einem Hirnschlag.

Quelle:

- 1) <http://www.unser38.de/braunschweig-innenstadt/kulturelles/ehefrau-eines-weltreisenden-im-19-jahrhundert-d6638.html>

- **Gerstenbergstraße, Osdorf (1834): Heinrich Gerstenberg (1737-1823), Dichter**

In erster Ehe war Gertenberg seit 1765 mit **Margrethe Sophie, geb. Trochmann** (1744-1785), Tochter eines Weinhändlers und Ratsverwandten aus Schleswig und Verwandten von Gerstenberg, verheiratet. Das Paar lebte bis 1775 in Kopenhagen, wo es ein Haus führte, das zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in Kopenhagen wurde, besonders auch deshalb, weil seine Frau dort



sehr erfolgreich musikalische Veranstaltungen bestritt. Das Paar hatte acht Kinder.

Nach 1775 lebte das Paar mit seinen Kindern in Eutin. Nach dem Tod seiner Frau im Jahre 1785 zog Gerstenberg Anfang 1786 nach Altona, wo er bis zu seiner Pensionierung 1812 als Justizdirektor des königlichen Lottos tätig war. 1796 heiratete der 59-Jährige die 24 Jahre jüngere **Sophie Ophelia Stemann** (1761–1852), Tochter eines deutschen Kaufmann in London und einer Engländerin. Sie hatte einige Jahre als Mustermalerin für eine Cattunfabrik gearbeitet.

- **Gertigstraße, Winterhude (1887): nach dem Grundeigentümer Julius Gertig**

Julius Gertig war verheiratet und hatte vier Kinder und lebte mit seiner Familie in einer Villa in der Straße Bellevue. Er war Lotteribesitzer und Besitzer des Restaurants „Mühlenkamp“, ein gutbürgerliches Etablissement, das an den Donnerstagnachmittagen von Dienstpersonal, das dann „freien Ausgang“ hatte, besucht wurde. 1900 sprach im „Mühlenkamp“ Rosa Luxemburg. Später erwarb Gertig noch ein Tanzlokal in den Großen Bleichen (später umbenannt in Trocadero) und in derselben Straße eine Badeanstalt. Auch war Gertig Besitzer einer Brauerei.

- **Gert-Schwämmle-Weg, Wilhelmsburg (1990): Gert Schwämmle (1927-1979), Vorsitzender des Ortsausschusses in Wilhelmsburg**

- **Giesestraße, Groß Flottbek (1910): Dr. Otto Giese (1855-1904), Oberbürgermeister in Altona.**

Giese war in erster Ehe verheiratet mit **Margaretha Adolfine Hermine, geb. Schewen** (1861 Rostock-1895 Altona). Das Paar hatte eine Tochter (geb. 1889). In zweiter Ehe war Giese mit **Johanna Katharina, geb. Schmidtman** (1871 Kassel – 1952) verheiratet.

- **Gilbertstraße, St. Pauli (1948): Max Winterfeld (1879 Hamburg-1942 Buenos Aires), Pseudonym Jean Gilbert, Komponist und Dirigent**



Entstammter einer Hamburger Musikerfamilie, Kapellmeister in Bremerhaven, dann in Hamburg am Carl-Schultze-Theater und in der Zentralhalle.

Im Alter von 21 Jahren heiratete er 1899 die Hamburgerin **Rosa Wagner**. Mit ihr bekam er 1901 einen Sohn. In seiner zweiten Ehe bekam er drei Töchter. Ab 1910 lebte er in Berlin. Seine bekanntesten Operetten. „Die keusche Susanne“, sein bekanntestes Lied „Puppchen, du bist mein Augensterne“ (1912).

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten emigrierte Gilbert mit seiner Familie, da er jüdischer Herkunft war, nach Madrid, dann 1939 über Paris nach Argentinien. Dort übernahm er die Leitung der Rundfunkstation LR 1 Radio El Mundo.

- **Gilcherweg, Sasel (1957):** *Julius Gilcher (1875-1955), Mitbegründer des Siedlungsvereins „Sasel e.V.“*

Durch einen alten Afrika-Kontakt bekam Gilcher eine Stelle bei der Deutschen Seewarte. 1902 lernte er im Botanischen Garten seine spätere **Frau Anna** kennen. Als der Saselhof des Gutsbesitzers Konrad Reuter zum Verkauf steht, gründet Gilcher den Eigenheim-, Siedlungs- und Sparverein, um den Kauf finanzieren zu können.
- **Glaeßweg, Bergedorf (1949):** *Gustav Glaeß (1863-1927), Kaufmann, Heimatforscher, Leiter des Bergedorfer Museums*
- **Glasbläserhöfe, Bergedorf (2013):** *nach den hier ehemals gelegenen Gewerbehöfen der Glasbläser*
- **Glitzaweg, Billstedt (1962):** *Dr. Johann Friedrich August Glitza (1820-1894), Hauptpastor an der St. Katharinenkirche*
- **Glockengießerwall, Altstadt (1843):** *nach der städtischen Glockengießerei*



- **Gluckstraße, Barmbek-Süd (1881): Christoph Willibald Ritter von Gluck (1714-1787), Komponist**

Am 15. September 1750 heiratete der damals 36-jährige Gluck in St. Ulrich in Wien die damals 18-jährige **Maria Anna Bergin** (1732-1800), Tochter eines reichen Kaufmanns. ER hatte zur Hochzeit seiner Tochter die Zustimmung verweigert, so dass die beiden Liebenden erst nach dem Tod des Vaters 1750 heiraten konnten. Die Ehe blieb kinderlos. Aber durch die Heirat war Gluck nun finanziell unabhängig. Das Paar lebte in Wien, wo Gluck später Kapellmeister wurde. Durch Protektion seiner ehemaligen Gesangsschülerin Marie Antoinette, die 1770 Ludwig XVI. heiratete, schloss er mit der Pariser Operndirektion einen Vertrag über sechs Opern ab und wurde in Frankreich bekannt.

- **Gneisenaustraße, Hoheluft-West (1909): August Neinhardt von Gneisenau (1760-1831), Feldmarschall**

Nachdem Gneisenau Kompaniechef in Jauer geworden war, heiratete er 1796 die vermögende **Karoline von Kottwitz** (1772-1832). Das Paar bekam vier Töchter und drei Söhne. In der Allgemeinen Deutschen Biografie steht: „Er liebte die heitere, durch geistige Anregungen erhöhte Geselligkeit, – sein lebendiges Gespräch, seine klangvolle Stimme, die vornehme Liebenswürdigkeit seines Wesens und seine männliche Schönheit machten ihn überall beliebt. G. lernte in dem benachbarten Wölmsdorf eine verwitwete Frau von Prittitz-Gaffron kennen, die aus erster Ehe mit Baron v. Kottwitz auf Kauffungen eine Tochter Caroline Juliane hatte, mit der er sich verlobte. ‚Das schöne Fräulein von Kottwitz‘, wie sie genannt wurde, war 24 Jahre alt, einfach und häuslich erzogen, hatte aber Sinn für die geistigen und künstlerischen Interessen ihres Gatten, so daß nach der Verheirathung ihr Haus bald ein Mittelpunkt der Geselligkeit wurde – ein musikalisches Kränzchen hat dort lange bestanden. (...) 1803 hatte er wegen gichtischer Beschwerden das Bad Landeck besucht, – dann kaufte er das Gut Mittel-Kauffungen, 3 Meilen von Jauer, das einst sein verstorbener Schwiegervater v. Kottwitz besessen, auf den Wunsch seiner Frau und mit deren geringem Vermögen, auch, wie er sagte, um die Mittel zu finden, die Zukunft seiner Familie sicher zu stellen. Für seinen Geist und seine Thätigkeit genügte die Compagnie nicht, er fand Freude an der Landwirthschaft und der Sinn für die Natur, den die Jugendjahre in schönen Würzburg in ihm geweckt, blieb ihm bis ins späte Alter. Seinem Freunde Siegling schrieb er damals: ‚Meine Frau hat ein ansehnliches Gut gekauft, das, wenn Gott gutes Wetter und tiefen Frieden schenkt, mich zum wohlhabenden Manne machen soll. Aber ich muß nun vom Ackerbau-katechismus bis zur neuesten Ackerbautheorie alles studiren‘. Dann erbittet er



sich den Rath des Freundes wegen einer neuen Malzdarre, da auf dem Gute eine große Brauerei sei. Allein die Resultate seines Strebens waren auf diesem Gebiete nicht günstig, ihm fehlte es an Kapital und Erfahrung, vielleicht griff er zuviel auf einmal an, konnte auch von Jauer aus nicht alles selbst beaufsichtigen. Aber wenn er Urlaub hatte, genoß er das Glück des Landlebens, die Freude am selbständigen Schaffen, am eignen Besitz, die Unabhängigkeit des Lebens in vollen Zügen, und nie verließ ihn die Hoffnung hier seiner Familie eine Stätte gesicherter und glücklicher Existenz bereiten zu können.“

- **Godeffroystraße, Blankenese (vor 1928):** *Joh. Caesar Godeffroy (1813-1885), Reeder, Kaufmann, Präses der Handelskammer (1845); Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft (1859-1864).*

Siehe auch: Amalie-Dietrich-Stieg, Charitas-Bischoff-Treppe und Liselotte-von-Rantzau-Platz, in Bd. 2.

Stammte von Hugenotten aus La Rochelle ab, die als Reeder und Kaufleute durch Handel vor allem mit Westindien und durch Plantagenbesitz in der ehemaligen holländischen Sklavenkolonie Surinam zu Reichtum gekommen waren. Godeffroy besuchte das Katharineum zu Lübeck, absolvierte eine Kaufmannslehre und trat 1837 in die väterliche Firma Joh. Ces. Godeffroy & Sohn ein. Nach dem Tod des Vaters baute er, unterstützt durch Familienmitglieder vor Ort, den Handel mit Süd- und Mittelamerika, Australien, Indien und Südafrika aus, beteiligte sich am lukrativen Transport goldsuchender Auswanderer nach Australien und Kalifornien. Zügig verwandelte er die Firma in ein weltweit agierendes Handelsimperium. Wahrzeichen des Wohlstands der Familie war das prunkvolle weiße Landhaus an der Elbchaussee 499, das sein Großvater Cesar IV. Godeffroy 1789 inmitten eines Parks in Döckenhuden bei Blankenese hatte errichten lassen. Er selbst ließ dort ein Hirschegehege anlegen, das dem Park seinen heutigen Namen gab.

1845 wurde er zum Präses der Handelskammer Hamburg gewählt, 1846 zählte er zu den Gründern des Elbkupferwerks, aus dem die Norddeutsche Affinerie hervorging (heute Aurubis). Dort wurde aus den Erzen, die mit Schiffen der Firma Godeffroy aus Chile und Australien kamen, Kupfer gewonnen. 1856 gehörte er zu den Gründern der Norddeutschen Bank. Nach der weltweiten Handelskrise 1857 konzentrierte er sich auf das kurz zuvor aufgenommene Südseegeschäft. Von Apia aus, der Hauptstadt Samoas, überzog er fast den gesamten Südseeraum mit einem Netz aus über 45 Handelsagenturen und Plantagen, vor allem zur Herstellung von Kopra, getrocknetem Kokosnussfleisch, aus dem Kokosöl gewonnen wird. 27 große Segelschiffe, neun davon auf der „Godeffroys



Werfte Reiherstieg" in Hamburg-Wilhelmsburg gebaut, brachten die Waren nach Europa. Damit wurde er zum Wegbereiter der kolonialen Expansion des Deutschen Reichs in der Südsee. Dies ging einher mit der Verdrängung der einheimischen kleinen Händler, sodass bald wenige Firmen aus Europa den Südseeraum beherrschten.

Außer für den Handel interessierte sich Godeffroy für die Naturwissenschaft und wies seine Kapitäne an, so viele Naturobjekte wie möglich von ihren Fahrten mit nach Hamburg zu bringen. 1860 beauftragte er den Zoologen Eduard Graeffe, mit dem Material ein naturwissenschaftlich-ethnografisches Museum aufzubauen, das „Museum Godeffroy“. Es wurde eines der größten naturkundlichen Privatmuseen weltweit. Um seine Sammlungen stetig zu erweitern, sandte Godeffroy zwanzig Jahre lang Forscher in die Südsee und nach Australien, unter ihnen als einzige Frau die Naturforscherin Amalie Dietrich. Von 1863 bis 1873 sammelte sie in seinem Auftrag im Küstengebiet von Queensland allerdings nicht nur botanische Objekte. Sie war auch angehalten, menschliche Überreste von Verstorbenen – Schädel, Skelette, Haut – mitzunehmen. Mit Nachdruck schrieb Godeffroy ihr am 20. Januar 1865: „Wir (...) möchten Sie nochmals bitten, nicht nur Skelette von dort vorkommenden großen Säugetieren, sondern auch möglichst Skelette und Schädel von den Eingeborenen sowie auch deren Waffen und Geräte zu senden. Diese Sachen sind sehr wichtig für die Völkerkunde.“ Die Völkerkunde jener Zeit war von Charles Darwins rassistischer Abstammungstheorie beeinflusst. Sie wollte durch anthropologische Untersuchungen die vermeintliche Überlegenheit des weißen Mannes beweisen und verlangte dazu große Mengen menschlichen „Materials“ aus außereuropäischen Ländern. So bot Godeffroy alles, was er nicht für seine eigenen Sammlungen brauchte, per Katalog anderen Museen und universitären Instituten zum Kauf an. Ein einträgliches Geschäft: Ein Schädel aus Rockhampton, Australien, etwa kostete 600 Silbergroschen. Zu seinen Kunden zählten Rudolf Virchow von der Berliner Charité und der Direktor des Berliner Naturkundemuseums Wilhelm Peters. Mindestens acht Skelette von Aborigines, von denen zwei namentlich bekannt waren, einen Schädel und eine präparierte Haut schickte Amalie Dietrich aus Australien an das Museum Godeffroy. Bei ihrer unermüdlichen Suche scheute sie auch nicht davor zurück, Gräber zu plündern. Hartnäckig hält sich das Gerücht in der indigenen Bevölkerung, das die „Angel of Black Death“ Genannte sogar die Tötung eines Mannes angeordnet hätte, um an sein Skelett heranzukommen.

1878 geriet die Firma Joh. Ces. Godeffroy & Sohn in existenzielle Schwierigkeiten. Ursachen waren spekulative globale Geschäfte und eine dünne Kapitaldecke. Da half auch Bismarcks Intervention nicht mehr, die Unterstützung der Firma sei eine nationale Pflicht. Erst lehnte die hamburgische Kaufmannselite



eine Finanzhilfe ab, dann der Reichstag. Ende 1879 stellte die Firma Godeffroy ihre Zahlungen ein, 1913 wurde sie aus dem Handelsregister gelöscht. Das Stammhaus und das Museumsgebäude am Alten Wandrahm mussten um 1885 dem Bau der Speicherstadt weichen. Die Museumsbestände wurden verkauft: Die ethnografisch-anthropologische Schausammlung erwarb das Museum für Völkerkunde zu Leipzig, die Herbarien übernahm das damals gerade neu gegründete Naturhistorische Museum in Hamburg. Während des II. Weltkriegs wurden beide Bestände zerstört. Doch durch Godeffroys weit verbreiteten Kataloghandel finden sich in vielen naturwissenschaftlichen und ethnologischen Museen noch heute Objekte aus seinen Beständen. Nur sehr zögerlich haben deutsche Museen mittlerweile begonnen, die Herkunft der menschlichen Überreste in ihren Sammlungen zu erforschen – mit dem Ziel, den Aborigines die Gebeine ihrer Vorfahren zurückzugeben, damit diese in Würde beerdigt werden können.

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen

Käthe Molsen: Godeffroy, Johann Cäsar, in: Neue Deutsche Biographie 6 (1964), S. 494 f., Onlinefassung, URL: www.deutsche-biographie.de/pnd116695617.html (letzter Zugriff 30.12.2014); Golf Dornseif: Deutsche Handelsherren in der vorkolonialen Südsee, PDF-Download von: [www.golf-dornseif.de/artikel/Pazifische Inselgebiete](http://www.golf-dornseif.de/artikel/Pazifische_Inselgebiete) (letzter Zugriff 30.12.2014); Golf Dornseif: Kopffjäger und Grabräuber im Kolonialdienst der Wissenschaften, PDF-Download von: [www.golf-dornseif.de/artikel/Schutzgebiete allgemein](http://www.golf-dornseif.de/artikel/Schutzgebiete_allgemein) (letzter Zugriff 30.12.2014); Paul Turnbull: Ancestors, not Specimens. Reflections on the Controversy over the Remains of Aboriginal People in European Scientific Collections Department of History and Politics, James Cook University of North Queensland, 1997, www.jcu.edu.au/aff/history/articles/turnbull.htm (letzter Zugriff 30.12.2014); Hugenotten in Hamburg, Stade, Altona. Tagungsschrift zum Deutschen Hugenottentag Hamburg, 23.–26. April 1976, Braunschweig, 1976, auf: www.hahn-godeffroy.de/15.html (letzter Zugriff 30.12.2014); Matthias Glaubrecht: Der Schatz des Herrn Godeffroy, in: Die Zeit, Nr. 34/2013 vom 23. August 2013, www.zeit.de/2013/34/godeffroy-naturaliensammlung-naturkundemuseum-hamburg (letzter Zugriff 30.12.2014); Matthias Glaubrecht: Der Beutezug, in: Geo, 03 (2011), S. 118–131; Matthias Glaubrecht: Als Sammlerin in Australien. Das dunkle Geheimnis der Amalie Dietrich, in: Der Tagesspiegel, 23.06.2013; Deutsches Kolonial-Lexikon, hrsg. v. Heinrich Schnee, Leipzig 1920, Band I, S. 300 f.; Emil Krauß: Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg, www.ub.bildarchiv-dkg.uni-frankfurt.de/Bildprojekt/Lexikon/php/suche_db.php?suchname=Deutsche

Handels-_und_Plantagen-Gesellschaft (letzter Zugriff 30.12.2014); Aleš Skřivan: Das hamburgische Handelshaus Johann Caesar Godeffroy & Sohn und die Frage der deutschen Handelsinteressen in der Südsee, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Band 81 (1995), S. 129–155; Helene Kranz (Hrsg.): Das Museum Godeffroy 1861–1881. Naturkunde und Ethnographie der Südsee, Ausst.-Kat., Hamburg, 2005; Journal des Museum Godeffroy, Bd 3, Heft 10, www.biodiversitylibrary.org/item/151126#page/7/mode/1up (letzter Zugriff 30.12.2014); Richard Hertz: Das Hamburger Seehandelshaus J.C. Godeffroy und Sohn. 1766–1879, Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd IV, Hamburg, 1922; Kurt Schmack: J. C. Godeffroy & Sohn. Kaufleute zu Hamburg, Leistung u. Schicksal eines



Welthandelshauses, Hamburg, 193, S. 282 f.; Birgit Scheps: Das verkaufte Museum. Die Südsee-Unternehmungen des Handelshauses Joh. Ces. Godeffroy & Sohn, Hamburg, und die Sammlungen „Museum Godeffroy“, Keltern-Weiler, 2005, Abhandlungen d. Naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg (NF) 40; Hermann Kellenbenz: Deutsche Plantagenbesitzer und Kaufleute in Surinam vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in Lateinamerika, 3 (1966); Gabriele Hoffmann: Das Haus an der Elbchaussee. Die Geschichte einer Reederfamilie, 8. Aufl., München, 2000; Mordakte Museum, Terra-X, ZDF, www.zdf.de/terra-x/angel-of-black-death-5413172.html (letzter Zugriff 30.12.2014)

Das Eheleben Cesar Godeffroy's

Cesar Godeffroy war verheiratet mit **Emily, geb. Hanbury** (1815-1894). Dazu schreibt die Historikerin Gabriele Hoffmann: „Er hat sich in die Frau verliebt, die seine Eltern für passend halten, und auch Emily hat sich so verliebt, wie ihre Eltern, der Kaufmann und englische Geschäftsträger Frederik Hanbury und seine Frau Anna, es sich nicht besser wünschen könnten.“ 1) Das Paar bekam fünf Kinder. Cesar Godeffroys Part am Familienleben: „Im Herbst geht Cesar auf die Jagd – ‚mehr wie ich es eigentlich mit dem Familienleben verträglich finde‘, meint seine Mutter. Cesar entzieht sich seiner Frau. Ihr Alltag dreht sich in altgewohnten Bahnen, um Kinder und Kleider. Sein Leben wird immer ereignisreicher, er ist angespannt und kann sich schwer auf das freundlich-gleiche Leben mit kleinen Kindern umstellen. Während Emmy geduldiger und gelassener wird, auch weitschreifiger, wird Cesar schneller und härter.“ 2)

Über das Leben der Frauen aus den großbürgerlichen Hamburger Kreisen der damaligen Zeit schreibt Gabriele Hoffmann: „Die Öffentlichkeit ehrt Frauen, die wie Emily Godeffroy née Hanbury Ansehen und Würde ihrer Familie und Firma vertreten. Man grüßt höflich, wenn sie in ihren Equipagen durch die Straßen fahren. (...) Emmy, ihre Freundinnen und die Töchter gehen zu Vorträgen und Konzerten, besuchen Theater, Kostümfeste, Bälle. Sie besitzen Kleider aus feingestreiftem Taft, aus mattschimmerndem Atlas, aus damaszierter Seide. (...) Die Damen sind kostbar gekleidet, doch die Gespräche mit ihnen sind für Männer oft langweilig. (...) Kriegszeiten sind für Damen große Zeiten. Sie dürfen ihr Organisationstalent entfalten und mit wichtigen Herren der Stadt verhandeln. Damen aus mehreren Hilfsvereinen wollen einen eleganten Basar veranstalten und Herr Streits stellt den Eßsaal seines Hotels am Jungfernstieg zur Verfügung. Vierzehn Tische reichen kaum für alle Spenden. In der Mitte des Saals sind die Handarbeiten der Damen der herzoglichen Familie ausgestellt. Die Herren überbieten sich bei der Versteigerung. (...). Dann ist der Krieg vorbei, und die Damen und ihre Töchter fallen in den alten beschäftigten Müßiggang zurück. Pauline Ruperti geb. Merck, H. J. Merck & Co., [siehe: Ernst-Merck-Brücke und Ernst-Merck-Straße] seufzte einmal: ‚Ach, daß der liebe Gott uns so viel irdische



Güter gegeben hat, daß mir alles abgenommen wird und ich selbst zu wenig zu tun habe – ich wäre gewiß glücklicher, wenn wir weniger hätten!“ 3)

Als die Geschäfte schlechter liefen, musste Emmy Godeffroy mit einem Viertel des von ihrem Gatten bisher „bewilligten“ Haushaltsgeldes auskommen.

Nachdem Cesar Godeffroy 1879 mit seiner Firma Konkurs gemacht hatte, übernahmen „die Gläubiger Schröder, Gossler, Boten, Adolph Woermann [siehe: Woermannstieg und Woermannsweg] und Etatsrat Donner [siehe: Donnerstraße] den Park [des Godeffroyschen Anwesens an der Elbchaussee] gegen Forderungen an die Firma Godeffroy. Sie schließen einen Vertrag mit Cesar: Er und Emmy dürfen noch zehn Jahre dort bleiben. (...) Cesar und Emmy leben von der Rente aus Emmys Kapital, das ihr erhalten geblieben ist, und Einkünften aus etwas Grundbesitz, den Cesar ihr einmal geschenkt hat. (...)“ 4) Nach dem Tod Cesar Godeffroys im Jahre 1885, blieb die 70-jährige Emmy „im Landhaus an der Elbchaussee. Die verblüffte Familie erlebte, wie sie scheinbar jünger wurde, staunte über ihre Rüstigkeit. Sie hielt Haus und Park für ihre Enkel.“ 4) Später, im Alter von 76 Jahren, verkaufte sie das Haus und den Park und zog mit ihrer Jungfer in eine Wohnung an der Heimhuderstraße 84, zwei Jahre später in die Magdalenenstraße.

Quellen:

- 1) Gabriele Hoffmann: Das Haus an der Elbchaussee. Die Godeffroys – Aufstieg und Niedergang einer Dynastie. Hamburg 1998, S. 78.
- 2) Gabriele Hoffmann, a. a. O., S. 89.
- 3) Gabriele Hoffmann, a. a. O., S. 264ff.
- 4) Gabriele Hoffmann, a. a. O., S. 418 und 420.

- **Godenwind**, *Billstedt (vor 1938)*, nach der Erzählung „Hein Godenwind“ von Gorch Fock

- **Goebenbrücke**, *Eimsbüttel (1921)*: August von Goeben (1816-1880), General Goeben heiratete 1845 in Overgönne Marianne Amalie Johanna von Frese (1817 Poggemühlen -1871 Koblenz). Die Ehe blieb kinderlos.

- **Goebenstraße**, *Eimsbüttel (1889)*, siehe: *Goebenbrücke*



- **Gödeke-Michels-Weg**, *Neugraben-Fischbek (1940): Gödeke Michels (hingerichtet 1402), Seeräuber*

Wie es sich für Seeräuber gehörte, wenn man den Sagen, Verfilmungen und Theaterstücken Glauben schenken möchte – dann tranken Seeräuber viel Alkohol und benutzten viele Frauen zum Sex.

- **Gödersenweg**, *Poppenbüttel (1977): Dr. Joachim Gödersen (1610-1677), Dekan des Hamburger Domkapitels und Grundherr von Poppenbüttel*

- **Göhlerstieg**, *Wellingsbüttel (2011): Hans Hinrich Louis Göhler (1903-1969), Landwirt, Vorbesitzer des Geländes*

- **Goerdelerstraße**, *Bergedorf/Lohbrügge (1964): Carl-Friedrich Goerdeler (1884-1945), Oberbürgermeister von Leipzig, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus*

Carl Friedrich Goerdeler amtierte ab 1930 als Oberbürgermeister von Leipzig. Ab 1935 führte er immer wieder erbitterte Auseinandersetzungen mit der NSDAP. 1937 trat er von seinem Amt als Oberbürgermeister zurück und wurde als Berater für die Robert Bosch GmbH tätig. In dieser Funktion unternahm er längere Reisen in Deutschland und im Ausland, die es ihm erlaubten, für seine Politik zu werben, die sich klar gegen die nationalsozialistische Ideologie wandte. Auf diese Weise wurde er zu einem Dreh- und Angelpunkt des zivilen Widerstands. Er verfasste eine Vielzahl von Entwürfen zur Neuordnung Deutschlands nach einer Absetzung des Hitler-Regimes. Nach dem misslungenen Anschlag auf Adolf Hitler konnte Goerdeler zunächst entkommen. Doch nur kurz darauf wurde er denunziert. Der Volksgerichtshof verurteilte ihn am 8. September 1944 zum Tode. Auf Befehl Hitlers wurde Goerdeler jedoch erst fünf Monate später nach langen Verhören am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Verheiratet war Carl-Friedrich Goerdeler mit seiner Cousine **Anneliese Ulrich** (1888-1961). Durch ihren Vater, ein Augenarzt, hatte sie eine kammermusikalische Ausbildung bekommen. Nach dem Abitur studierte sie einige Semester Deutsch und Philosophie. Durch ihre genossene Erziehung war Anneliese empfänglich fürs



Künstlerische. Als Ehefrau richtete sie ihr Zuhause stilsicher ein. Anneliese Goerdeler bekam fünf Kinder. Sie bewunderte ihren Mann und: „war immer für ihn da, wenn er sie brauchte. Es bereitete ihr kaum Mühe, sich eher nach seinem Willen als nach dem eigenen zu richten. Andererseits hörte mein Vater vor allen wichtigen politischen und beruflichen Entscheidungen auf ihren Rat und ihre Einwände. Der Ausschlag gab ihr Wort in den vielen kleinen und großen Entscheidungen unseres Alltags, und so war sie es, die unsere Erziehung formte. Und das fand wiederum mein Vater ganz in Ordnung“, schreibt seine Tochter Marianne Meyer-Krahmer in ihrem Buch „Carl Goerdeler: Mut zum Widerstand. Eine Tochter erinnert sich.“ 1) Und weiter erinnert sie sich: „Um ihren hart arbeitenden Mann vor seiner lebhaften Kinderschar abzuschirmen, pflegte meine Mutter an den Wochentagen, wenn er abgespannt war, mit uns ‚vor‘ zu essen. So konnten wir, (...) uns bei Tische alles Wichtige von der Seele reden. Sobald dann gegen halb drei (...), mein Vater heim kam, war meine Mutter immer nahe der Eingangstür. Konnte er sie nicht gleich entdecken, rief er (...) nach ihr. Dann setzte sie sich zu ihm und hörte zu, fragte wohl auch, was der Vormittag im Amt an Wesentlichem gebracht hatte. Wir Kinder hatten diese Stunde zu respektieren und blieben in unseren Kinderzimmern.“ 1)

Anneliese Goerdeler unterstützte die Einstellung und die Ideale ihres Mannes. Nach seiner Verhaftung wurden sie und die fünf Kinder in „Sippenhaft“ genommen und wurden ins KZ Sutthof deportiert.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es Anneliese Goerdeler und den Kindern finanziell sehr schlecht. Dieses „Los“ teilte sie mit anderen Witwen von Widerstandskämpfern, die z. B. während der NS-Zeit wegen ihrer oppositionellen Haltung aus dem Öffentlichen Dienst entlassen worden waren, die selbst aus Gewissens- und politischen Gründen gekündigt hatten. Auch erhielten die Witwen von den nach dem 20. Juli 1944 vom „Volksgerichtshof“ zum Tode verurteilten und hingerichteten Männern, mit der Begründung, dass wegen Hoch- und Landesverrates verurteilte frühere Wehrmachtangehörige kein Anrecht auf Pensionen und Renten hätten - keine Rentenzahlung. Bei Anneliese Goerdeler lag der Fall so: „Da Goerdelers Witwe in Westdeutschland keinen Rechtsanspruch auf eine Witwenrente besaß, Königsberg [dort war Goerdeler 2. Bürgermeister gewesen] nicht mehr existierte und Leipzig nur einen symbolischen Betrag, seit der Währungsreform in Ost-Mark, gewährte, hatte der Kölner Oberbürgermeister Hermann Pünder inzwischen den Deutschen Städtetag eingeschaltet. Von diesem erhielt sie [die Witwe] eine Rente, die einen gewissen Zuschuss zu ihren laufenden Lebenshaltungskosten ausmachte. [Der Oberstadtdirektor von Solingen] Berting blieb nichts weiter übrig, als sie auf das Wiedergutmachungsgesetz des Landes Baden hinzuweisen. Demgegenüber bezog die Witwe des fanatischen Präsidenten des Volksgerichtshofes



Roland Freisler, der auch das Todesurteil über Goerdeler verhängt hatte, bis zu ihrem Tod 1997 die ungeschmälernte Witwenpension.“ 2)

Rentenzahlungen und Wiedergutmachungsleistungen setzten erst spät in den 1950-er Jahren ein. Das Bundesgesetz zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung wurde erst am 29. Juni 1956 rückwirkend zum 1. Oktober 1953 in der Bundesrepublik Deutschland verabschiedet.

Quellen:

Gerhard Ritter: Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung. Stuttgart 1984;
Marianne Meyer-Krahmer: Carl Goerdeler und sein Weg in den Widerstand. Eine Reise in die Welt meines Vaters. Freiburg/Br. 1989.“

- 1) Marianne Meyer-Krahmer: Carl Goerdeler. Mut zum Widerstand. Eine Tochter erinnert sich. Leipzig 1998, S. 65.
- 2) Horst Sassin: Carl Goerdeler: Hitlers Widersacher in der Solinger Kommunalpolitik. Göttingen 2013, S. 158.

- **Goernebrücke, Eppendorf (1910): Christian Goerne (1822-1882), Kaufmann, Gründer und Unterhalter der Stiftung Kinderheilstätten Duhnen**

Christian Goerne hinterließ 900.000 Mark. Mit diesem Geld sollte in Duhnen ein Erholungsheim für Kinder aus bedürftigen Familien gebaut werden. Die Anlage entstand 1886/1887 unter dem Namen *Christian-Görne-Stiftung*. Die erste Leiterin war Frau Prof. Junghans.

- **Goernestraße, Eppendorf (1899), siehe: Goernebrücke**

- **Görresring, Osdorf (1956): Prof. Josef Görres (1776-1848), Germanist an der Uni Heidelberg**

Josef Görres war seit 1801 verheiratet mit **Catharina von Lassaulx** (1779-1855), die Tochter seines Verlegers Adam v. Lassaulx. Das Paar ließ sich nicht kirchlich trauen und ihre drei Kinder (einen Sohn und zwei Töchter) ließen sie auch erst später taufen.

Catharina Görres wurde die geistige Mitarbeiterin ihres Mannes. Die Tochter **Marie Görres** (1808–71) wurde Schriftstellerin und betreute den Nachlass ihres Vaters. Sie soll, so steht es in der Allgemeinen Deutschen Biographie (ADB) einen „fast männlichen Geist [geerbt haben], nahm den treuesten



Antheil an den Schicksalen und Wanderungen des Vaters, hütete und wahrte nach seinem Tode und dem Ableben ihres Bruders (1852) und ihrer Mutter (1855) die Traditionen des Hauses und der Familie, leitete den geschäftlichen Theil der Histor.-Pol. Blätter, besorgte eine Auswahl aus den ‚Politischen Schriften ihres Vaters‘ (1854—59 in 6 Bänden) und begann die Herausgabe seiner Briefe: I. Bd. ‚Familienbriefe‘, 1858 (II. und III. Bd. ‚Freundesbriefe‘, herausgegeben von Franz Binder, 1874). Festhaltend an den alten, durch den Tod freilich immer mehr gelichteten Freunden ihres Hauses, correspondirte sie mit denselben, insbesondere mit Böhmer. Ihr streitkräftiger Sinn wagte sogar einen Proceß gegen den k. preußischen Fiscus anzustrengen, um Nachbezahlung der ihrem Vater vom J. 1817—27 noch rückständigen Pensionsansprüche, weshalb sie eine eigene Denkschrift (Augsburg 1863) in Druck gehen ließ. Auch sammelte sie den Stoff zu einem aus mustergiltigen Beispielen bestehenden ‚Lese-Buch für die deutsche Jugend‘, welches 1854 und 1859 in zwei Auflagen (aber ohne ihren Namen) erschien.“ 1)

Quelle:

- 1) Holland, Hyacinth, "Görres, Marie" in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 9 (1879), S. 389 [Onlinefassung]; URL: www.deutsche-biographie.de/pnd116729473.html?anchor=adb

- **Görttwiete**, *Altstadt (1357): nach den Grüzmachern, die hier wohnten*
- **Goeschenstraße**, Harburg (1912): Verschiedene Deutungen: entweder nach dem Landrat des Kreises Harburg Bernhard Goeschen (1833-1923), oder nach dessen Vater Adolf Goeschen, Generalsuperintendent
- **Goetheallee**, *Altona-Altstadt (1928): Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832), Dichter*

Siehe auch: Bettinastieg, Klopstockstraße, Rahel-Varnhagen-Weg, Schlegelsweg, Schopenhauerweg, Schumannstraße in Bd. 2.

Rechtsanwalt, Dichter, Schriftsteller, Naturwissenschaftler – entdeckte den Zwischenkieferknochen – Schauspieler, Regisseur, Theaterleiter, 50 Jahre im Staatsdienst als Geheimer Legationsrat und Staatsminister im Dienste des (Groß)Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, unter anderem zuständig für den Wege- und Bergbau, den Wiederaufbau des Weimarer



Schlosses, geheime diplomatische Aktionen, die Finanzverwaltung, die Kriegskommission, begleitete seinen Landesherrn in den deutsch-französischen Krieg, organisierte die Katastrophenhilfe bei einer großen Überschwemmung 1784 in Jena, kämpfte gegen Steuerhinterziehung, war ein hoch geehrter Freimaurer.

Goethes dichterisches Werk ist umfassend und unerschöpflich. Bereits die 1774 erschienene Novelle, „Die Leiden des Jungen Werther“, machte ihn berühmt und wurde auch international ein Erfolg. Fortan pilgerte „die Welt“ zu Goethe. Die 1809 erschienenen „Wahlverwandtschaften“ wurden als skandalös angesehen. Theaterstücke wurden aufgeführt und fielen zum Teil durch und waren zum Teil erfolgreich. Den umfassenden Überblick über sein Schaffen bieten die 143 Bänder der Weimarer Ausgabe der Werke Goethes.

Befreundet, bekannt, diskutiert, zusammengearbeitet, mündlich und brieflich ausgetauscht hatte sich Goethe mit vielen Menschen, unter anderen mit: Johann Gottfried Herder (siehe: Herderstraße, in Bd. 3 online), Jakob Michael Reinhold Lenz, Johann Heinrich Merck, Johann Christian Kestner, Johann Georg Schlosser, der die Schwester Cornelia heiratet, Johann Kaspar Lavater (siehe: Lavaterweg, in Bd. 3 online), Klopstock (siehe: Klopstockstraße, in Bd. 2), Tischbein (siehe: Tischbeinstraße, in Bd. 3 online), Angelika Kaufmann, Wieland (siehe: Wielandstraße, in Bd. 3 online), Schiller (siehe: Schillerstraße und Schillerufer, in Bd. 3 online), Karl Philipp Moritz, Wilhelm von Humboldt, Fichte (siehe: Fichtestraße, in Bd. 3 online), August Wilhelm und Caroline Schlegel (siehe: Schlegelsweg, in Bd. 2), Alexander von Humboldt (siehe: Humboldtstraße und Humboldtbrücke, in Bd. 3 online), Rahel Levin, verheiratete von Varnhagen (siehe: Rahel-Varnhagen-Weg, in Bd. 2), Hölderlin (siehe: Hölderlinsallee und Hölderlinstraße, in Bd. 3 online), Zelter, Schelling (siehe: Schellingstraße, in Bd. 3 online), Hegel, Madame de Stael, Napoleon, Sulpiz Boisserée, Kaiserin Maria Ludvica, den Familien Brentano, von Arnim (siehe: Arnimstraße, in Bd. 3 online), von La Roche, Felix Mendelssohn-Bartholdy (siehe: Geschwister-Mendelssohn-Stieg, in Bd. 2), Eckermann (siehe: Eckermannstraße, in Bd. 3 online), Lord Byron, Heinrich Heine (siehe: Heinrich-Heine-Straße, in Bd. 3 online) und vielen anderen.

Goethe verliebte sich in viele Frauen, von der frühen Liebe als Leipziger Student zu der Wirtstochter Käthchen Schönkopf (1746-1810) bis zur letzten Liebe zu der neunzehnjährigen Ulrike von Levetzow (1804-1899), um deren Hand der 74 Jährige 1823 vergeblich anhielt.

Die einzige konstante, 28 Jahre bestehende Beziehung gelang ihm mit seiner – nach heutigem Sprachgebrauch – Lebensgefährtin Christiane Vulpius (1765-1816), die er noch ganz unter dem Eindruck der preußisch-



französischen Kriegsgeschehnisse und Besetzung Weimars 1806 heiratete. Bis zur Heirat war Christiane in der Weimarer Gesellschaft nicht anerkannt gewesen, kamen Gäste aus Weimar in das Haus Goethe, so war sie vom Essen oder anderen Geselligkeiten ausgeschlossen worden. Die Einstellung der „besseren“ Weimarer Gesellschaft änderte sich nur zögerlich nach der Eheschließung. Voran ging die Schriftstellerin Johanna Schopenhauer (siehe: Schopenhauerweg, in Bd. 2), die Mutter des Philosophen Arthur, die Christiane in ihrem Salon empfing und dies mit den Worten kommentierte,¹) „ich denke, wenn Göthe ihr seinen Namen gibt, können wir ihr wohl eine Tasse Tee geben“. Selbst die abweisende Frau von Stein verkehrte fortan gelegentlich auch mit Christiane²). Persönliche Kontakte ergaben sich auch zwischen dem Ehepaar von Arnim, insbesondere zwischen Bettine (siehe: Bettinastieg, in Bd. 2), geborene Brentano und dem Ehepaar Goethe.

Goethe hatte als junger Mann 1772 im Hause von Bettines Großmutter Sophie von La Roche ihre Mutter Maximiliane kennen gelernt und sich prompt in sie verliebt. Maximiliane verlobte sich und heiratete 14 Tage später im Januar 1774 noch nicht achtzehnjährig den wohlhabenden Frankfurter Kaufmann Peter Anton Brentano. Goethe verkehrt, bis der eifersüchtige Ehemann ihn hinauswarf, auch im Frankfurter Haus der Brentanos. Jahre später fand Bettine die Briefe Goethes an ihre Großmutter, die auch von seiner Liebe zu ihrer Mutter handeln, auf dem Dachboden der Sophie von La Roche. Ihre lebenslange Schwärmerei für Goethe begann. Die persönlichen Kontakte endeten durch einen Streit zwischen Christiane und Bettine beim Besuch einer Ausstellung im Spätsommer 1811. Den Gerüchten nach³) sollen die beiden Damen sich wüst beschimpft haben. Die eine, Bettine, soll die andere, Christiane, als wahnsinnige Blutwurst tituliert haben, Christiane der Bettine die Brille heruntergerissen und zertrampelt haben. Danach war es aus mit den Besuchen der von Arnims bei Goethe, sie erhielten Hausverbot. Erst lange nach dem Tod Christianes kam es noch zu persönlichen Begegnungen zwischen Goethe und Bettine, von Goethe 1826 in einem Brief mit den Worten beschrieben: „Diese leidige Bremse ist mir als Erbstück von meiner guten Mutter schon viele Jahre unbequem“⁴).

Goethe und Christiane bekamen fünf Kinder. Nur der erstgeborene Sohn August überlebte (1789 –1830), alle anderen Kinder kamen tot zur Welt oder starben nach kurzer Zeit. Nur der Sohn August wuchs auf, zunächst als ein Vulpus, wurde er von Goethe 1801 legalisiert und trug fortan den Namen seines Vaters. Mit August's Söhnen, den Enkeln Wolfgang und Walther machte Goethe am 26.8.1831 seine letzte mehrtägige Ausfahrt nach Ilmenau. Am 22. März 1832 starb er in seinem Haus am Frauenplan in Weimar.

Text: Beate Backhaus



Quellen:

- 1) Rüdiger Safranski: Goethe, München 2013, S. 478.
- 2) Astrid Seele, Frauen um Goethe, Reinbek 2013, S. 91.
- 3) Klaus Günzel: Die Brentanos – Eine deutsche Familiengeschichte, Zürich 1993, S. 137. Und: Sigrid Damm: Christiane und Goethe, Frankfurt a.M. 2005, S. 396f
- 4) Astrid Seele, a. a. O., S. 130.

- **Goethestraße, Altona-Altstadt (1867)**, siehe:Goetheallee.

- **Götkenweg, Langenhorn (1952)**: *Andreas Götken (gest. 1750), erster Lehrer in Langenhorn*

- **Goldbachstraße, Altona-Nord (1950)**: *Anton Goldbach (1604-1680), Kirchenvogt in Ottensen, Erster Bürgermeister von Altona*

- **Goldtschmidtstraße, Harburg (1952)**: *Marcus Goldtschmidt (?-?), Bürgermeister von Harburg von 1569-1571*

- **Goppeltweg, Sasel (1951)**: *Georg Goppel (1880-1944), Gartenbauamtman, Mitbegründer des Siedlungsvereins „Sasel e.V.“*

- **Gorch-Fock-Straße, Eimsbüttel (1921)**: *Johann Kinau (Gorch Fock, Pseudonym) (1880-1916), Dichter*

Siehe auch: Cilli-Cohrs-Weg, in Bd. 2.

Siehe auch: Ohnsorgweg

Johann Kinau wurde auf Finkenwerder geboren und entstammte einer Fischerfamilie. Er hatte noch fünf Geschwister, war klein und schwächling und sollte auch Fischer werden. Doch er konnte die körperlich harte Arbeit eines Fischers nicht durchhalten und wurde auf den Schiffen stets seekrank. So absolvierte er eine Kaufmannslehre in Wesermünde/Bremerhaven. Danach besuchte er dort die Handelsschule und wurde später Buchhalter im Thüringischen. Sein Interesse galt aber verstärkt der Kultur und Kunst, und so



begann Johann Kinau mit ersten literarischen Versuchen. Seine Arbeit im kaufmännischen Bereich behielt er. Diese Tätigkeit führte ihn schließlich zurück nach Hamburg, wo er bei der Hamburg-Amerika-Linie eine Anstellung fand. 1908 heiratete er die Hamburgerin **Rosa-Elisabeth Reich** (1889-1964). Das Paar bekam drei Kinder. Seine Muse und Seelenverwandte wurde indes die Schauspielerin **Aline Bußmann** (1889-1968). Sie wurde neben seiner Frau die wichtigste Bezugsperson. Nach Focks Einberufung als Soldat in den Ersten Weltkrieg „lernte Aline Bußmann 1915 bei Proben im Deutschen Schauspielhaus den Rechtsanwalt Carl Hager kennen, den sie später heiratete. Die Mitteilung dieser neuen Bekanntschaft versetzte Gorch Fock, der nach seinen idealistischen Vorstellungen von der Kriegswirklichkeit ohnedies desillusioniert war, einen schweren Schlag. 1916 starb er in der Skageraksschlacht beim Untergang des Kreuzers SMS Wiesbaden. Mit der Herausgabe seines Nachlasses bestimmte Aline Bußmann laut Dirk Hempel die Leitmotive der postumen Rezeption des Schriftstellers und trug mit der Betonung von Kriegs- und Heldenmythos und den vermeintlich typisch germanischen Zügen Gorch Focks zu dessen Erfolg in der Zeit des Nationalsozialismus bei.“ (Aline Bußmann, in wikipedia, Stand: 14.9.2014)

Die spätere Vereinnahmung seiner Werke durch die Nationalsozialisten (...) führte dazu, dass der Autor als Kriegsverherrlicher und Wegbereiter des Nationalsozialismus wahrgenommen wurde. Günter Benjas Biografie des Schriftstellers weist jedoch nach, dass Gorch Fock zwar unbestreitbar ein Nationalist war, aber keineswegs Rassist oder Antisemit. Seine Nachlassverwalterin Aline Bußmann soll nahezu alle kritischen Anmerkungen aus den Texten beseitigt haben, um sie für die propagandistische Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus anzupassen“, heißt es unter „Johann Kinau“ in wikipedia(Stand: 14.9.2014).

- **Gorch-Fock-Wall**, *Neustadt (1933)*, siehe: Gorch-Fock-Straße
Der Gorch-Fock-Wall wurde 1933 von den Nationalsozialisten benannt, die dafür die dort verlaufene Friedrich-Ebert-Straße umbenannten.
- **Gordonstraße**, *Langenbek (1988): Alfred Gordon (1886-1941), Prediger der jüdischen Gemeinde in Harburg. Opfer des Nationalsozialismus.* Stolperstein vor: Hastedtstraße 42.



Alfred Gordon wuchs in einem jüdischen Elternhaus in Schwaben auf. Nach seinem Studium an einem Lehrerseminar arbeitete er zunächst als Pädagoge an einer Kölner Volksschule. Später leitete er das jüdische Landheim Schelm bei Elberfeld-Barmen, eine Stiftung der Familie Silberberg. In diesem Heim für „geistigbehinderte“ Jungen lernte er seine spätere Frau Jenny (geb. 9.12.1886) kennen, die Tochter des Stifters des Heimes.

Im Ersten Weltkrieg diente Alfred Gordon als deutscher Soldat an der Ostfront. Mit einer Kriegsverletzung, unter der er später noch jahrelang zu leiden hatte, kehrte er schließlich aus Russland zurück. Nach dem Krieg arbeitete er zunächst als Kantor in der jüdischen Gemeinde in Halle a. d. Saale. Mit „Dankbarkeit und Freude“ zeigten Jenny und Alfred Gordon am 15. Mai 1919 die Geburt ihres Sohnes Carl Alexander an.

1929 folgte Alfred Gordon Moritz Bachheimer als Kantor, Lehrer und Vorbeter der Harburger Synagogengemeinde nach. Hier fand er als überzeugter Humanist und erklärter Pazifist nach seinen bitteren Fronterlebnissen bald breite Anerkennung. Ehemalige Schülerinnen und Schüler bezeichnen ihn übereinstimmend als einen äußerst gütigen und überlegten Mann, der stets bemüht gewesen sei, sein Reden und sein Tun miteinander in Einklang zu bringen. Seine Autorität beruhte nicht auf seiner Amtsstellung, sondern auf Anteilnahme, Interesse, Überzeugungskraft und Kompetenz.

Der verstärkte Antisemitismus, der auch in Harburg in den Jahren der Weltwirtschaftskrise zu spüren war, erfüllte ihn mit großer Sorge. Dass er speziell auch bei vielen Jugendlichen zu erkennen war, beunruhigte ihn noch mehr, wie seine mahnenden Worte an den letzten demokratisch gewählten Oberbürgermeister der Stadt, Walter Dudek [siehe: Walter-Dudek-Brücke], zeigen: „Jedermann weiß, dass die Schüler unserer höheren Schulen außerordentlich der politischen Verhetzung ausgesetzt sind. Wenn man bedenkt, dass diese Art der Agitation fast nur mit Gefühlen arbeitet, und dadurch gerade bei der Jugend, die gefühlsmäßig eingestellt ist, großen Erfolg hat, darf man sich nicht darüber wundern, wenn antisemitische Strömungen innerhalb der Schülerschaft Platz greifen.“

Im Sommer 1930 sah er sich in dieser Analyse durch ein trauriges Erlebnis seines Sohnes Carl Alexander während eines Schulausflugs bestätigt. Als die Klasse auf der Wanderung eine Rast einlegte, wurde der zwölfjährige Junge plötzlich von mehreren Mitschülern angegriffen und unter lauten Rufen „Kreuziget ihn! Kreuziget ihn!“ an einen Baum gebunden. Als das Harburger Volksblatt diesen Vorfall im Februar 1931 in einer Ausgabe aufgriff, sah sich sogar der Harburger Magistrat unter Oberbürgermeister Walter Dudek gezwungen, in diese schulinterne Angelegenheit einzugreifen, was eigentlich



nicht im Sinne der Eltern war. Sie hatten ursprünglich gehofft, im direkten Gespräch mit der Schule eine Einigung zu erzielen. Als dieser Versuch zu keinem positiven Ergebnis führte, entschlossen sie sich, ihren Sohn am staatlichen Stresemann-Realgymnasium (heute: Friedrich-Ebert-Gymnasium) in Harburg ab- und in der Talmud Tora Schule in Hamburg anzumelden.

Nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten erkannte Alfred Gordon sehr schnell, wie stark er jetzt als Seelsorger gefordert war. Wenige Tage nach dem reichsweiten Boykott jüdischer Geschäfte, Arztpraxen und Anwaltskanzleien schrieb er seiner Gemeinde zum Pessachfest 1933 einen Brief, der nichts verschwieg oder beschönigte. „Es ist eine große Angst in uns eingezogen; die materielle Basis unseres Lebens scheint uns bedroht, die seelische Not ist fast noch größer.“ Doch zugleich schenkte er seinen Leserinnen und Lesern Mut und Hoffnung: „Es wird wieder die Zeit kommen, in welcher man unsere Mitarbeit nicht verschmähen wird, in der man unsere Ehre und unseren guten Willen anerkennen wird! Dann werden wir zurückblicken auf diese Tage furchtbarer seelischer Not. Sie werden uns verklärt erscheinen und wir werden wissen, dass diese Tage uns besser gemacht haben, dass es Tage der Besinnung und der Einkehr waren.“ Dann, so hoffte er, würden sich „die Fluten des Hasses teilen“ und der Weg „in das gelobte Land einer anderen und besseren Zeit“ frei sein.

Doch die Not blieb und nahm weiter zu. Viele Harburger Jüdinnen und Juden entschlossen sich zur Auswanderung, andere zogen in die Großstadt Hamburg. Durch den damit verbundenen Kultussteuerausfall und die gleichzeitig steigenden Kosten wurde es für den Gemeindevorstand immer schwieriger, einen ausgeglichenen Haushalt zu erwirtschaften. Es lässt sich nicht eindeutig klären, wann genau der letzte Gottesdienst in der Harburger Synagoge abgehalten wurde. Im März 1937 begannen die Verhandlungen über den Zusammenschluss der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg mit den drei preußischen Gemeinden Harburg, Wandsbek und Altona, die mit Beginn des Jahres 1938 zur Bildung einer Groß-Hamburger Gemeinde führten

Alfred Gordon blieb offenbar vorerst in Harburg. Für ihn war ein Tätigkeitsbereich vorgesehen, der das südliche Umland mit einbezog, da er auch „als Lehrer und Seelsorger von Kleingemeinden“ einen guten Ruf genoss.

Obwohl Alfred Gordon von Freunden immer wieder zur Emigration gedrängt wurde, folgte er ihrem Rat nicht. 1936 kehrte er nach wenigen Tagen von einer Reise nach Palästina zurück, wohin er eine Jugendgruppe begleitet hatte. Er hielt es für seine Pflicht, denen zu dienen, die ihm anvertraut waren. „Mein Platz“, sagte er, „ist in der Gemeinde. Ich kann erst gehen, wenn das letzte



Mitglied der Gemeinde Deutschland verlassen hat." Lediglich seinem Sohn ermöglichte er im Februar 1939 die Ausreise nach Südamerika.

Im April 1939 zog Alfred Gordon mit seiner Frau in die Breite Straße 46 in Hamburg-Altona. Jenny Gordon starb, zutiefst deprimiert, am 18. August 1941.

Zwei Monate später gehörte der letzte Harburger Kantor am 25. Oktober 1941 zu den 1034 Hamburger Jüdinnen und Juden, die nach Łódź deportiert wurden. Für die meisten dieser Menschen war das Getto Łódź eine Durchgangsstation auf dem Weg in den Tod in den Gaskammern der Vernichtungslager Chelmno und Auschwitz.

Der Harburger Fritz Sarne, einer der wenigen Überlebenden des ersten Hamburger Deportationstransports, arbeitete zeitweilig als Totengräber auf dem Jüdischen Friedhof in Łódź. Er berichtete später: „Ich habe eine Reihe von Harburgern dort beerdigt, deren Namen ich nicht mehr entsinnen kann. Ich erinnere mich jedoch an einen Morgen im Februar 1942, [als] ich an der Friedhofsmauer (...) arbeitete (...) [und] einen Lastwagen [sah], auf dem ich einige Harburger, darunter Prediger Gordon, erkannte. – Ich sehe ihn noch heute, mit seinem kleinen Spitzbart, mit seiner Brille, mit Gepäck (...) auf dem Lastauto (...) vorbeifahren. Und nach ungefähr zwei Stunden kehrten die Autos leer zurück. Später erfuhr ich, dass im in der Nähe gelegenen Chelmno eine Vergasungsanstalt bestand, in der unsere Leute umgebracht wurden.“

Text: Klaus Möller, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (STaH), 522-1, Jüdische Gemeinden, 92b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme. Hamburg 1995; Gedenkbuch, Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bd. I-IV, herausgegeben vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006; Yad Vashem, The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadashem.org; StaH, 351-11, AfW, Abl. 2008/1, 150519; StaH, 430-5 Magistrat Harburg-Wilhelmsburg, 1724-06 Antisemitismus unter den Schülern des Realgymnasiums; Matthias Heyl: „Vielleicht steht die Synagoge noch!“ Jüdisches Leben in Harburg 1933-1945. Nordestedt 2009; Matthias Heyl: „...ist nicht mehr erinnerlich Meine Angaben entsprechen der Wahrheit.“ Die Ermittlung. Der Synagogenprozess. Die Harburger Amnesie 1945-1949, Typoskript. Hamburg 1985; Michael Hartwig: Großvaters Harburg. Hamburg 1984.

- **Goßlers Park**, Blankenese (1928): John Henry Goßler (1849-1914), Kaufmann, Grundeigentümer



Siehe auch das Goßlerhaus in der Blankeneser Landstraße 34. Seit 1878 war Goßler mit Susanna Gossler (geb. 1857) verheiratet. Das Paar hatte sechs Kinder. Goßler war Teilhaber der Bostoner und New Yorker Niederlassung der Firma Joh. Berenberg, Gossler & Co. „Entgegen der väterlichen Instruktion begann er auf eigene Faust zu spekulieren, vor allem in Zucker, und als sich dadurch 1877 ein beträchtlicher Verlust ergab, musste er die Firma verlassen. Vermutlich mit finanzieller Unterstützung seiner Mutter [Elizabeth, geb. Bray (1810-1886)] assoziierte er sich daraufhin mit Julius Warnholtz unter der Firma Warnholtz & Gossler, die ein bedeutendes Geschäft mit Ost- und Südafrika betrieb.“ 1)

Quelle:

- 1) Renate Hausschild-Thiessen: John Henry Gossler, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 2. Hamburg 2003, S. 155.

- **Goßlerstraße, Blankenese (1928)**, siehe: Goßlers Park

- **Gottfried-Keller-Straße, Groß Flottbek (1928): Gottfried Keller (1819-1890), Schweizer Dichter**

Siehe auch: Fanny-Lewald-Ring, in Bd. 2.

Über Fanny Lewalds Salon schrieb Gottfried Keller: „Im Winter frequentierte ich einige Zirkel, z. B. den der Fanny Lewald, fand aber das Treiben und Gebaren der Leute so unangenehm und trivial, daß ich bald wieder wegblieb.“ 1) Gottfried Keller lag es nicht, und er mochte es auch nicht, die tonangebenden Salons zu besuchen. Damit „schnitt er sich selbst jegliche Förderung durch fremde Protektion ab“, stellt Baechtold fest und nennt als Ursache Kellers Drang nach Unabhängigkeit und seine Verachtung für Koterie. Es widerstrebt Keller, sich als Literat in Szene zu setzen. Das machte ihn ungeeignet für die Art von Geselligkeit, die in den traditionsreichen Salons und literarischen Vereinen der Hauptstadt gepflegt wurde.“ 2)

Über Fanny Lewald selbst äußerte sich Gottfried Keller 1850: „Die Lewald hat einen scharfen Verstand, aber wenig Phantasie und Wärme. Sie läßt uns zu wenig allein in den Verkehr und Haushalt ihrer Personen hineinsehen. Ich möchte sagen, daß es eine angenommene gelehrte Vornehmheit ist, welche sie von einem liebevollen freudigen Ausarbeiten und Ausfüllen ihrer Schriften abhält und sich mehr einem kalten Raisonement hingeben läßt in flüchtigen Umrissen, welche sie mehr als eine femme spirituelle denn als eine Dichterin



erscheinen läßt. (...) Ich wünschte sehnlich, daß die Lewald weniger Bücher, aber die wenigen voller und üppiger schreiben würde (...). Übrigens achte ich Lewalds Energie und männliche Erfahrungsgabe, so wie ihre Tendenz sehr hoch.“ 3)

Gottfried Keller, der bereits im Alter von fünf Jahren seinen Vater, einen Drechslermeister, verlor, wurde von seiner Mutter Elisabeth, geb. Scheuchzer (1787-1864) aufgezogen. Nach dem Tod ihres Mannes, mit dem sie sechs Kinder bekommen hatte, von denen vier bereits im Kindesalter verstarben, heiratete Elisabeth den Angestellten ihres Mannes. Doch es kam bald zur Scheidung. Die Witwe führte die Werkstatt ihres Mannes weiter und erzog und ernährte ihre zwei Kinder.

Gottfried Keller war auf die finanzielle Unterstützung seiner Mutter fast Zeit seines Lebens angewiesen. Denn obwohl er literarischen Erfolg hatte, waren die Honorare so gering, dass er von der Schriftstellerei kaum leben konnte. Das war auch ein Grund, warum er ab 1856 bei seiner Mutter und Schwester Regula, letztere trug mit ihrem Verdienst als Verkäuferin ebenfalls zum Lebensunterhalt der drei bei, in Zürich lebte.

Erst mit seiner Tätigkeit als Staatsschreiber des Kantons Zürich, die er zwischen 1861 und 1876 ausübte, versiegten die Geldnöte. Doch in dieser Zeit konnte er kaum literarisch produktiv sein. Seine Mutter hingegen durfte noch kurz vor ihrem Tod miterleben, ihren Sohn finanziell versorgt zu sehen.

Bevor Gottfried Keller Schriftsteller wurde, hatte er sich als Maler betätigt. Aber auch in dieser Zeit musste er Schulden machen und konnte sich vom Verkauf seiner Bilder nicht ernähren. Seine Mutter unterstützte ihn, selbst dann, wenn sie selbst nicht über die nötigen Gelder verfügte und sich diese leihen musste.

Gottfried Keller fiel es sicherlich nicht leicht, seine Mutter immer wieder um finanzielle Unterstützung zu bitten. Und so schrieb er: „Allerlei erlebte Noth und die Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübeleien in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe, und ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt. Es schwebte mir das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem cyopressendunklen Schlusse, wo alles begraben wurde. Die Mutter kochte unterdessen unverdrossen an ihrem Herde die Suppe, damit ich essen konnte, wenn ich aus meiner seltsamen Werkstatt nach Hause kam.“ 4)



In Frauen war Gottfried Keller mehrmals unglücklich verliebt. Manchmal gestand er ihnen seine Liebe und wurde dann abgewiesen – wie von Johanna Kapp, Tochter des Gelehrten und liberalen Politikers Christian Kapp, die, als Gottfried Keller ihr 1849 seine Liebe gestand, bereits mit dem Philosophen Ludwig Feuerbach liiert war.

Einer anderen, Betty Tendering, wagte er erst gar nicht, seine Liebe zu gestehen, und kompensierte sein Liebesleid, indem er auf nächtlichen Heimwegen Prügeleien mit Unbeteiligten anzettelte.

Im Alter von 46 Jahren, Anfang 1865, lernte er die 24 Jahre jüngere Pianistin Luise Scheidegger (geb. 1843) kennen und lieben. 1866 verlobte sich das Paar, doch wenige Wochen später nahm sich Luise das Leben. Die Gründe hierfür sind nicht bekannt.

Später machte der mittlerweile 53-jährige Keller der damals 21-jährigen Lina Weißert einen Heiratsantrag, ohne zu wissen, dass sie bereits liiert war. Sie wies den Antrag höflich-kühl zurück.

Gottfried Keller litt wohl an seiner Ehelosigkeit und charakterisierte sich in diesem Zusammenhang einmal wie folgt: „Ich bin (...) ein kleiner dicker Kerl, der abends 9 Uhr ins Wirtshaus und um Mitternacht zu Bette geht als alter Junggeselle.“

Gottfried Kellers Schwester Regula starb 1888, Gottfried zwei Jahre später.

Quellen:

- 1) Keller an Baumgartner, September 1851, in: Carl Hebling (Hrsg.): Gottfried Keller: Gesammelte Briefe, Bd. 1. Berlin 1951, S. 296.
- 2) Jakob Baechtold (Hrsg.): Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher. Bd. 2. Berlin 1894–97, S. 7. Zitiert nach: wikipedia: Gottfried Keller (Stand: 26.10.2014)
- 3) Zitiert nach Krimhild Stover: Leben und Wirken der Fanny Lewald. Oldenburg 2004, S. 70.
- 4) Jakob Baechthold: Gottfried Kellers' s Nachgelassene Schriften und Dichtungen. Berlin 1893, S. 18. Zitiert nach: wikipedia: Gottfried Keller (Stand: 26.10.2014)

- **Gotthelfweg, Wilstorf (1950): Jeremias Gotthelf (Pseudonym) für Albert Bitzium (1797-1854), Volks- und Bauerndichter aus der Schweiz**

Gotthelfs Tochter Marie Henriette Rüetschi-Bitzium (1834-1890) wurde Schriftstellerin und schrieb unter dem Pseudonym Marie Walden Erzählungen. Sie begann nach dem Tod ihres Mannes zu veröffentlichen. Erwähnt wird sie hauptsächlich als Biographin ihres Vaters. Sie schrieb auch eine Biographie über ihre Mutter. Damit würdigte sie die Schattenarbeit der Mutter für den genialen Ehemann. Die Tochter schreibt über die Mutter: „Sie war die erste Instanz, der er sie [seine Werke] zur Kritik vorlegte, und es kam ihm vor allem



auf ihr Urteil an. Kaum hatte er ein ‚Bögli‘ vollendet, so unterbrach er seine Arbeit, um es ihr zum Durchlesen zu übergeben und das Mittagsstündchen wurde meist dazu von ihr verwandt. Ihre bescheidene Kritik nahm der Gatte stets als schwerwiegenden Richterspruch auf und übergab seine Manuskripte seinen Freunden nicht selten mit den Worten: ‚My Frau het mir das nit welle rühme‘ oder ‚d’Frau ist gar z’friede g’sy d’rmit‘. Später besorgte sie auch die erste Korrektur seiner Werke mit großer Pünktlichkeit und Geduld.“ 1)

Quelle:

1) Zitiert nach: Luise F- Pusch (Hrsg.): Töchter berühmter Männer. Frankfurt a. M. 1988, S. 244f.

- **Gottschalkring, Eißendorf (1971):** *Rudolf Gottschalk (1886-1964), Aufsichtsratsvorsitzender des Zimmereiverbandes und der Baugenossenschaft „Eigenheim“, Vorsitzender des Eisenbahnbauverbandes in Harburg*

Zimmerpolier, Mitglied der SPD von 1904 bis 1933, 1944 für zwei Wochen in Gestapo Haft in Hamburg Fuhlsbüttel.

- **Gottschalkweg, Niendorf (1948):** *zwei Deutungen: Gottschalk (gest. 869) niedersächsischer Mönch, oder: Gottschalk Oboritenfürst (gest. 1066), der die Christianisierung beförderte*

- **Grabbestraße, Altona-Nord (1950):** *Christian Grabbe (1801-1836), Dichter*

Grabbe studierte Jura, wollte aber immer Schriftsteller, Dichter werden. Grabbe war alkoholkrank. 1830 verliebte er sich in Henriette Meyer (1811-1833). Ein Jahr später kam es zur Verlobung, die aber im selben Jahr von Seiten der Braut aufgelöst wurde, weil sich Grabbe wieder Louise Christiane Clostermeier (1791-1848) zugewandt hatte, die ihn schon einmal abgewiesen hatte. 1833 heiratete das Paar, das in Detmold lebte. Doch die Ehe erwies sich als unglücklich. Man hatte sich ineinander geirrt. Grabbe ging nach Frankfurt a. M. zu seinem Verleger Kettembeil, entzweite sich wenig später mit ihm, zog dann zu dem Schriftsteller Immermann (siehe: Immermannstraße und Marianne-Wolff-Weg in Bd. 2), mit dem er befreundet war. 1836 erkrankte Grabbe an Rückenmarksschwindsucht. Gesundheitlich und finanziell am Ende, kehrte er zu seiner Frau, wo er mit Hilfe der Polizei Einlass in sein Haus



(in Detmold) erzwang. Seine Frau reichte daraufhin die Scheidung ein. Noch im selben Jahr starb Grabbe.

Einige seiner Äußerungen über Frauen: „In jeder Frau steckt auch ein kleiner Mensch“. „Die Weiber sind so dumm, nur Dummheit kann sie besiegen. Mit den Wölfen heulen. Und bei den Weibern frömmeln, tanzen, lügen.“ „Die Eheherrn sollten künftig die Trauringe statt auf dem Finger in der Nase tragen, zum Zeichen, daß sie doch an der Nase geführt werden.“

- **Grabkeweg, Jenfeld (1975):** *Wilhelm Grabke (1892-1971), Rektor der Schule „Bei den Höfen“ in Jenfeld und Heimatforscher*
- **Grädenerstraße, Eimsbüttel (1899):** *Karl Grädener (1812-1883), Musiktheoretiker, Komponist.*

Die Pianistin und Komponistin Clara Schumann war mit ihm bekannt und übernachtete auch einige Male bei ihm. Außerdem stellte sie ihm eine positive Beurteilung für seine Bewerbung um eine Stelle als Musikdirektor in Arnshagen aus. Grädener war seit 1841 verheiratet mit **Wilhelmine Sack** (geb. 1816). Das Paar hatte drei Kinder.
- **Gräningstieg, Stellingen (1962):** *Richard Gräning (1897-1958), Geschäftsführer und Vorstandsmitglied der Gemeinnützigen Baugenossenschaft freier Gewerkschaften.*

Vor 1933 großes Bauprogramm durchgeführt. 1931 zum geschäftsführenden Vorstandsmitglied ernannt.
- **Gräpelweg, Bergedorf/ (1949):** *besonders nach Johann Gerhard Gräpel (1747-1822), Senator.*

In erster Ehe verheiratet seit 1776 mit Christina Elisabeth Brammeyer (gest. 1784). Zweite Heirat 1784 mit Anna Catharina Krochmann (1744-1816), Witwe von Barthold Hinrich Ruesz /1720-1781).



Aus der ersten Ehe hatte Gräpel ein Kind, aus der zweiten Ehe zwei Kinder. Seine zweite Frau brachte aus ihrer ersten Ehe noch zwei Kinder mit.

- **Graf-Anton-Weg**, Niendorf (1948): *Anton I., Graf von Schauenburg (?-?), regierte von 1510-1526.*

Es müsste sich hier um **Antonius von Holstein-Pinneberg** (1439-1526) handeln, der die Grafschaft Holstein-Pinneberg und die Stammgrafschaft Schauenburg von 1498 bis 1526 regierte. In erster Ehe verheiratet mit **Sophia von Sachsen-Lauenburg** und in 2. Ehe mit **Anna von Schönburg**. Kinderlos.

- **Graf-Ernst-Weg**, Schnelsen (1973): *Graf Ernst von Schauenburg und Holstein-Pinneberg (1569-1622).*

1593 lernte er Hedwig von Hessen-Kassel (1569–1644), die verwaiste Tochter des Landgrafen Wilhelm IV. kennen. Das Paar heiratete 1597 und blieb kinderlos. Nach dem Tod ihres Mannes verwaltete Hedwig ihr Wittum Stadt und Amt Stadthagen. ließ Hedwig 1627 den Bau des Mausoleums an der St. Martini Kirche in Stadthagen beenden. In dieser Gruft ließ sie sich auch bestatten. Auf ihrem Epitaph lautet die Inschrift: „Es gibt keinen anderen, heiligeren Entschluss des Witwenstandes, als das, was vom letzten Willen anvertraut, dem Bleibenden weiterzugeben und es, wenn es verwirklicht, zu hüten.“

- **Graf-Johann-Weg**, Schnelsen (1948): *Graf Johann IV. von Schauenburg und Holstein-Pinneberg (1450-1527).*

Verheiratet war mit **Cordula von Gemen** (geb. 1528). Das Paar hatte einen Sohn.

- **Graf-Otto-Weg**, Schnelsen (1948): *Graf Otto von Schauenburg und Holstein-Pinneberg (1614-1640).*



- **Gramkowweg, Curslack (1965):** *Heinrich Gramkow (1848-1940), Hauptlehrer und Organist.*

 - **Graßmannweg, Horn (1968):** *Peter Graßmann (1873-1939), 2. Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Reichstagsabgeordneter von 1924-1933 (SPD).*
- Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten mehrere Monate in Haft.
Heirat 1900.
- **Graumannsweg, Hohenfelde (1858):** *J. H. Graumann (1797-1866), Vorbesitzer des Geländes.*

 - **Graumantwiete, Ochsenwerder (1972):** *Henry Graumann (3.2.1890 Hamburg-Ochsenwerder-29.3.1960 Hamburg-Ochsenwerder); Landwirt, Gemeindevorsteher in Ochsenwerder, Deichvogt des Deichverbandes der Vier- und Marschlande von 1933-1960.*

Henry Graumann kam in Ochsenwerder (damals noch Ochsenwärder) als Sohn von Ernst Amandus und Ida Graumann, geborene Kock, zur Welt. 1) Von 1896 bis 1900 besuchte er die Gemeindeschule Ochsenwerder, danach bis 1905 die Volksschule. Außerdem erhielt er Privatunterricht. Anschließend wurde er Landwirt, genau wie schon sein Vater, dessen Bauernhof er 1914 übernahm. Früh betätigte er sich ehrenamtlich im Kirchenvorstand und in der Gemeindeverwaltung seines Geburtsortes. 2) Ab 1923 war er Vorsitzender der Spar- und Darlehenskasse. 3) Von 1924 bis 1933 hatte er das Amt des Gemeindevorstehers Ochsenwerders inne. 1933 wurde er Vorsitzender aller Hamburger Gemeindevorsteher; 4) außerdem war er seit 1932 als Landesbeamter und seit 1933 auch als Deichvogt tätig. Als 1942 die Deichverbände der einzelnen Gemeinden in den Vier- und Marschlanden einen Gesamtdeichverband gründeten, wurde er der erste Deichvogt dieses Zusammenschlusses. Das Amt übte er bis zu seinem Tod aus. 5)



Als Mitglied der nationalliberalen Deutschen Volkspartei (DVP) kandidierte er als Spitzenkandidat für die „Bürgerlichen“ bei den Wahlen zu den Hamburger Gemeindevertretungen am 23.10.1927 in Ochsenwerder und wurde zum Gemeindevertreter gewählt. 6) Am 1. Mai 1933 trat er in die NSDAP ein. Seine Mitgliedsnummer lautete 3040053. 7) Die DVP löste sich im Juni 1933 selbst auf.

Seit 1936 war Graumann zudem Mitglied der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV). 8) Diese unterstand dem Hauptamt für Volkswohlfahrt bei der NSDAP-Reichsleitung und der Finanzaufsicht des NSDAP-Reichsschatzmeisters. Ihren Status und ihre Aufgabe schrieb Hitler selbst im Mai 1933 in einer Verfügung fest: „Die NS-Volkswohlfahrt (e. V.) wird hiermit als Organisation innerhalb der Partei für das Reich anerkannt. Sie ist zuständig für alle Fragen der Volkswohlfahrt und Fürsorge und hat ihren Sitz in Berlin.“ 9) Die NS-Wohlfahrtspflege war unter anderem für das Hilfswerk „Mutter und Kind“, für Kindertagesstätten, die Jugendhilfe und das „Winterhilfswerk des Deutschen Volkes“ zuständig. Sie hatte die Erziehung der Bevölkerung zur „Volksgemeinschaft“ zum Ziel und war damit auch klar eugenisch ausgerichtet. Dies formulierte der Leiter des NSV-Amtes für Wohlfahrtspflege und Jugendhilfe, Hermann Althaus, 1936 in seiner Schrift „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt“ unmissverständlich: „Aus dieser weltanschaulichen Einstellung heraus ist eine Wohlfahrtspflege nationalsozialistischer Prägung grundsätzlich erbbiologisch und rassenhygienisch orientiert. (...) Sie übt keine aussichtslose, das Volksvermögen verschleudernde Fürsorge der Erbkranken, sondern eine aufbauende Vorsorge für die Erbgesunden. (...) Um der Gesunderhaltung unseres Volkes willen muss darum eine nationalsozialistische Volkswohlfahrt eine Befürwortung Minderwertiger ablehnen bzw. auf ein Mindestmaß einschränken unter gleichzeitiger Abdrosselung des kranken Erbstromes.“ 10)

Ebenfalls 1936 trat Henry Graumann dem Deutschen Roten Kreuz (DRK) bei. 11) Das DRK zählte zu den „Sonstigen Organisationen“, deren Mitgliedschaft im Entnazifizierungsfragebogen der britischen Besatzer ebenfalls abgefragt wurde. Es war 1933 gleichgeschaltet worden, geschäftsführender Präsident war seit 1937 der SS-Oberführer Ernst Robert Grawitz 12), der als Reichsarzt SS mitverantwortlich zeichnete für Menschenversuche an KZ-Häftlingen. 13) Grawitz hatte die Hilfsorganisation nach dem Führerprinzip umorganisiert und anschließend mitgeteilt: „Heute steht ein neues, schlagkräftiges Deutsches Rotes Kreuz, in soldatisch-straffer Form organisiert und nationalsozialistisch geführt, zu jedem Einsatz bereit.“ 14) So gehörte zu den wichtigsten Aufgaben des DRK seit der Neuschaffung der Wehrmacht 1935 die Mobilmachung. Spätestens ab 1938 lässt sich zudem eine enge Verbindung der DRK-Führungsspitze zur SS feststellen: Von den 29 Mitgliedern der gesamten DRK-Führung waren 18 hohe SS-Führer. 15)



Dem Entnazifizierungsbogen, den Henry Graumann im September 1949 ausfüllte, legte er zwei „Persilscheine“ bei, Gefälligkeitsgutachten, mit denen er eine befürchtete negative Kategorisierung durch seine NS-Aktivitäten verhindern wollte. Eine dieser Bescheinigungen stammte von dem damaligen Ochsenwerder Pfarrer Friedrich (Fritz) Schade. Darin schrieb dieser unter anderem: „(...) Die Tätigkeit von Herrn Graumann war unseres Erachtens immer in erster Linie von sachlichen und nicht parteilich-politischen Gesichtspunkten bestimmt. Der Unterzeichnete hat ausserdem manches Gespräch in jenen Jahren mit Herrn Graumann geführt, aus dem seine sehr kritische bzw. ablehnende Haltung gegenüber nationalsozialistischen Ansichten und Massnahmen hervorging. (...) So sind wir der Meinung, dass Herr Graumann durch die ganze Art seines Denkens und Handelns dem politischen und weltanschaulichen Fanatismus und Terror jener Tage sehr entgegen arbeitete, als dass er ihn etwa unterstützte.“ 16) Fritz Schade war von Oktober 1932 bis November 1952 Pastor in Ochsenwerder. Während des NS-Regimes „soll [er] KZ-Häftlinge in Neuengamme mit Kleidung versorgt haben. Seine Meinung zum Nationalsozialismus äußerte er auch in seinen Predigten. Das ist historisch belegt“, so die Bergedorfer Zeitung zur Einweihung des Fritz-Schade-Wegs in Ochsenwerder 2012. 17)

1949 vertrat Henry Graumann erstmals die SPD als Abgeordneter in der Bergedorfer Bezirksversammlung und wurde 1953 sowie 1957 wiedergewählt. 1950 erhielt er für „langjährige ehrenamtliche Mitarbeit in der Verwaltung“ die Medaille „für treue Arbeit im Dienste des Volkes“ aus den Händen des damaligen Zweiten Bürgermeisters der Freien und Hansestadt Hamburg, Dr. Paul Nevermann (SPD). 18) Zu der Zeit wurde vor der Verleihung der Medaille noch eine etwaige „Zugehörigkeit zu NSDAP“ des Kandidaten bzw. der Kandidatin überprüft. Bei Graumann lautet dazu der Vermerk in der Akte: „Graumann hat der NSDAP seit 1933 angehört, weil er das Amt des Deichvogtes ausübte. Eingearbeitet in die Kategorie 5“. 19) 1958 verlieh der damalige Bundespräsident Theodor Heuss Henri Graumann das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse am Bande. 20)

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

- 1) StaH 332-5 Standesämter 11048 u. 9/1890
- 2) StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung 64575
- 3) Hamburg von Altona bis Zollenspieker. Das Haspa-Handbuch für alle Stadtteile der Hansestadt, Hamburg, 2002, S. 781.
- 4) ebd.
- 5) De Latücht. Zeitschrift des Vierländer Kultur- und Heimatvereins, Nr. 59, S. 7.
- 6) Aus Hamburgs Wirtschaft und Verwaltung, Monatsschrift des Statistischen Landesamtes, 4. Jg., 1927, S. 289.
- 7) BArch, Berlin Document Center, NSDAP-Mitgliederkartei



- 8) StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung 64575
- 9) APK (Akten der Parteikanzlei der NSDAP) 117 05309, zitiert nach: Peter Hammerschmidt, Die Wohlfahrtsverbände im NS-Staat. Die NSV und die konfessionellen Verbände Caritas und Innere Mission im Gefüge der Wohlfahrtspflege des Nationalsozialismus, Opladen, 1999 (zugl. Diss. Universität Marburg, 1997), S. 154.
- 10) Hermann Althaus, Nationalsozialistische Volkswohlfahrt. Wesen, Aufgaben und Aufbau, Berlin, 1936, S. 14–16, zitiert nach: Hammerschmidt, Wohlfahrtsverbände, S. 369.
- 11) StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung 64575
- 12) Birgitt Morgenbrod, Stephanie Merkenich, Das Deutsche Rote Kreuz unter der NS-Diktatur 1933–1945, Paderborn, 2008, S. 130.
- 13) Ernst Klee, Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt a. M., 2005, S. 198.
- 14) ebd.
- 15) Horst Seithe, Das Deutsche Rote Kreuz im Dritten Reich (1933–1939), Frankfurt a.M., 1993, S. 143, zitiert nach Markus Wicke, SS und DRK. Das Präsidium des Deutschen Roten Kreuzes im nationalsozialistischen Herrschaftssystem 1937–1945, o. O., 2002, S. 8.
- 16) StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung 64575
- 17) Thomas Heyen, Ehrung eines mutigen Pastoren, in: Bergedorfer Zeitung, 8.10.2012.
- 18) Hamburger Abendblatt, 29.4.1950.
- 19) StaH 131-1 II_4703 Senatskanzlei II, Bestand Verleihungen der Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes in Bronze, hier: 1946-1965, 4703
- 20) Hamburg von Altona bis Zollenspieker, a.a.O.

- **Graustraße, Bergedorf (1949): Carl Grau (1854-1935), Dirigent der „Hasse-Gesellschaft“.**

Ab 1873 Cellist in Coburg, später Chordirektor in Freiburg im Breisgau. Von 1889 bis 1901 als Kapellmeister am Hamburger Thalia-Theater. Ab 1909 wohnte Grau in Bergedorf und wurde dort 1910 Mitbegründer der Hasse-Gesellschaft, deren musikalischer Leiter er bis 1932 war. Auch war er seit 1921 Leiter des Hasse-Orchesters.

Verheiratet war Grau seit 1882 mit **Wilhelmine Wohlbrück**.

- **Greflingerstraße, Winterhude (1910): Johann Georg Greflinger (1620-1677), Notar und Dichter.**

Ein Gedicht von ihm auf die Jungfrauen:

„An eine vortreffliche , schöne und tugendbegabte Jungfrau
Gelbe Haare güldne Stricke, Taubenaugen, Sonnenblicke,
Schönes Mündlein von Korallen; Zähnlein die wie Perlen fallen
Lieblichs Zünglein in dem Sprachen,
Süses Zürnen, Süses Lachen,
Schnee- und lilienweiße Wangen, die voll roter Rosen hangen,
Weißes Hälslein gleich dem Schwanen,



Ärmlein die mich recht gemahnen
Wie ein Schnee, der frisch gefallen Brüstlein wie zween Zuckerballen,
Lebensvoller Alabaster Große Feindin aller Laster,
Frommer Herzen schöne Spiegel, aller Freiheit goldner Zügel,
Ausbund aller schönen Jugend, Aufenthalt aller Tugend,
Hofstadt aller edlen Sitten: Ihr habt mein Herz“

Seine Gedichtsammlung „Seladons Beständige Liebe“ (1644) enthält im ersten Teil „Liebesgedichte an Elisa, die der Dichter-Sprecher heiraten möchte, bis seine Geliebte im zweiten Teil, ‚Seladons Wanckende Liebe‘, einen anderen ehelicht, was ihn zu seinem früheren unsteten Leben mit zahlreichen Liebesaffären in Tavernen zurückkehren lässt.“ 1)

Quelle:

Maja Kolze: Greflinger, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 5. Göttingen, 2010, S. 148.

- **Grelckstraße**, *Lokstedt (1948): Hans Grelck (?-?), Vogt von Niendorf.*
- **Grevenweg**, *Hammerbrook (1539): Der Weg war Eigentum der Grafen von Holstein.*
- **Greves Garten**, *Bergedorf (2007): Friedrich Greve (?-?), Schuhmachermeister, Grundstücksbesitzer.*
- **Griegstraße**, *Ottensen (1951): Edvard Grieg (1843-1907), norwegischer Komponist.*

Geboren in Bergen als viertes von fünf Kindern des Kaufmanns (Fischhandel) Alexander Grieg und der Musikerin **Gesine, geb. Hagerup** (1814-1875). Diese erhielt bereits als junges Mädchen eine musikalische Ausbildung bei Albert Methfessel (1785-1869) (siehe: Methfesselstraße, in Bd. 3 online) in Altona. In



Bergen avancierte sie zu einer bedeutenden Pianistin und zur besten Klavierlehrerin. In ihrem Haus lud sie allwöchentliche zu Musizierkreisen ein.

Als ihr Sohn Edvard sechs Jahre alt war, bekam er von ihr Musikunterricht. „Es wird erzählt, dass sie Gedichte und kleine Schauspiele schrieb. Gesine war eine sehr aktive und sozial engagierte Frau. In den letzten Jahren ihres Lebens war sie eigentlich völlig erschöpft. Ihr Sohn Edvard bemerkte das und komponierte im Jahre 1873 als Huldigung an seine Mutter zu einem Text von A. O. Vinja das Lied ‚Alte Mutter‘. Zwei Jahre später starb sie.“¹⁾

1867 heiratete Edvard Grieg in Kopenhagen seine Cousine **Nina Hagerup** (24.11.1845 Bergen – 9.12.1935 Kopenhagen) eine Sängerin, Gesangspädagogin und Pianistin, für die Grieg mehrere Lieder komponierte. Die Eltern von Nina waren gegen die Verbindung, deshalb wurde die Verlobung geheim gehalten. Zur Hochzeit erschienen weder die Eltern noch die Schwiegereltern. Zehn Monate später wurde die gemeinsame Tochter Alexandra geboren, die allerdings bereits im Alter von 13 Monaten starb.

Über Nina Hagerup schreibt Lena Haselmann: „Nina Grieg wurde 1845 als zweite von drei Töchtern des Malzkontrolleurs Herman Didrik Hagerup (1816-1900) und der Schauspielerin dänischer Abstammung Luise Adeline Werligh Hagerup, geb. Falck (1813-1907), in Bergen geboren und entstammte damit einer wohlhabenden Familie. Diese pflegte an den kulturellen Ereignissen der Stadt teilzunehmen, so auch an musikalischen Gesellschaften von Nina Hagerups Tante Gesine Grieg, der Mutter Edwards.

(...) Seit Kindertagen kannten sich Nina Hagerup und ihr Cousin Edvard Grieg. Die Familie Hagerup zog indes 1853 nach Kopenhagen. Dort erhielt Nina Hagerup ihre Gesangsausbildung bei Carl Adolph Helsted (1818-1904). (...). [Nach der Hochzeit zogen] Edvard und Nina Grieg (..) nach Christiania, um sich dort eine berufliche Existenz aufzubauen. In den ersten Jahren verdiente das junge Ehepaar seinen Lebensunterhalt vorrangig mit der Erteilung von Klavier- bzw. Gesangsunterricht. Schnell verbreitete sich der Ruf des Komponisten und Dirigenten Edvard Grieg, und das öffentliche Leben des Paares begann. Nina Grieg trat in diesen Jahren nicht nur als Interpretin der Lieder ihres Mannes auf, sondern auch mit ersten Liedkompositionen der noch unbekanntenen Komponistin Agathe Backer Grøndahl. Durch ihre eigene Bekanntheit vermochte sie schon zu diesem Zeitpunkt das Interesse am Schaffen der norwegischen Komponistin zu stärken.

Am 10. April 1868 brachte Nina Grieg ihr erstes und einziges Kind, ihre Tochter Alexandra, zur Welt. Im Alter von dreizehn Monaten starb Alexandra an einer Hirnhautentzündung. In der Zeit der Trauer wandten sich beide Eltern intensiv ihrer musikalischen Arbeit zu. Insbesondere Edvard Grieg schöpfte Trost und



Kraft aus dem Komponieren. Es folgten Jahre der regen Konzerttätigkeit, häufig stand das Ehepaar Grieg gemeinsam auf dem Podium, u. a. auch als am Klavier vierhändig auftretendes Paar. Besondere Aufmerksamkeit erreichte Nina Grieg indes vor allem mit der Interpretation der Liedkompositionen ihres Mannes.

Nina Grieg trat in privaten Musiksalons ebenso wie in großen Konzertsälen wie der St. James' Hall in London auf. (...)

Ab 1874 wurde Edvard Grieg eine staatliche Künstlergage, ein sogenannter „Künstlerlohn“, zugesprochen, woraufhin sich die ökonomische Situation des Paares entspannte.

Mit Nina und Edvard Grieg trafen zwei starke, unabhängig denkende und handelnde Persönlichkeiten aufeinander. Dies führte immer wieder zu Auseinandersetzungen, sowohl im beruflichen als auch im privaten Bereich. 1883 kam es zu einer ernsthaften Ehekrise. Nina Grieg deutete in einigen Korrespondenzen an, dass ihr Mann außergewöhnlich schweigsam und zunehmend nach innen gekehrt sei. Erstmals reiste er ohne seine Frau Richtung Süden und unternahm im Herbst dieses Jahres eine ausgedehnte und ihn an die Grenzen seiner Belastbarkeit führende Konzerttournee quer durch Europa. Mehrfach wurde eine mutmaßliche Affäre mit der norwegischen Malerin Leis Schjelderup als Ursache für diese erstmals ohne seine Frau unternommene Tournee genannt. Jüngere Forschungen ergaben, dass Edvard Grieg den brieflichen Kontakt zu seiner Frau kontinuierlich auch in jener Zeit aufrecht erhalten hat. Im Januar 1884 kam es zu einer Versöhnungsreise des Ehepaares. Sie trafen sich in Leipzig und fuhren nach Rom, wo sie sich vier Monate lang aufhielten.

Nach nunmehr achtzehn Jahren des gemeinsamen Reisens und der zeitlich begrenzten Aufenthalte in vielen Städten beschloss das Ehepaar, sich ein eigenes Heim zu schaffen. Die Wahl fiel auf ein Grundstück außerhalb von Bergen. Die im viktorianischen Stil gehaltene mit norwegischen Elementen versehene Villa erhielt den Namen ‚Troidhaugen‘, den sich Nina Grieg ausgedacht hatte. Im April 1885 zog das Paar ein. Troidhaugen wurde rasch zu einer Begegnungsstätte für Künstler aller Genres.

Nina Grieg litt bereits in jungen Jahren an nicht näher bekannten stimmlichen Beeinträchtigungen. Vermutlich musste sie auch aus diesem Grund schon vergleichsweise früh ihre Auftritte einschränken. (...)

Da Nina Grieg nun nur noch selten öffentlich auftrat, musste sich ihr Mann nach anderen Interpretinnen für seine Lieder umsehen. Zu diesem Zeitpunkt wurde Grieg erstmals bewusst, welche Bedeutung die Darbietungen seiner Frau für die Verbreitung seiner Liedkompositionen hatte. Darüber hinaus realisierte er, dass sie ihre sängerischen Fähigkeiten nahezu ausschließlich in seinen Dienst gestellt hatte. Bedauernd äußerte er in einem Brief vom 17. Juli 1900 an seinen



amerikanischen Biografen Henry T. Finck: ‚Sie hat niemals irgend etwas für eine sogenannte europäische Berümtheit [sic] gethan. Wohl bin ich mir bewusst, dass dieses hauptsächlich meine Schuld ist. Ich verstand früher nicht, wie bedeutend das war, was sie leistete. Mir kam es so ganz natürlich vor, dass sie so schön, so sprechend singen musste, - aus der vollen Brust, aus der tiefsten Seele.‘ (Brief von Edvard Grieg an Henry T. Finck, 17. Juli 1900) (...)

Nach dem Tode Edvard Griegs 1907 verbrachte Nina Grieg ihr Leben gemeinsam mit ihrer um ein Jahr älteren Schwester Tonny (Antonie) Hagerup, die unverheiratet geblieben war. Gemeinsam beschlossen sie, nach Kopenhagen zurückzukehren, während Trolldhaugen Sommerresidenz blieb. Nina Grieg kümmerte sich um den Nachlass ihres Mannes sowie um dessen musikalisches Erbe, arbeitete mit Verlegern an neuen Ausgaben und nahm Einfluss auf die Entstehung biografischer Darstellungen. Darüber hinaus wachte sie über die Qualität von Aufführungen. Nach wie vor hatte Nina Grieg zahlreiche Schülerinnen und Schüler und begleitete diese bei deren Konzerten am Klavier. Viele Musikerinnen und Musiker suchten ihren Rat hinsichtlich einer originalgetreuen Interpretation der Werke Griegs.

In den letzten Lebensjahren war Nina Grieg, die schon lange unter einer Beeinträchtigung ihrer Sehkraft gelitten hatte, nahezu blind. Außerdem wurde sie von einem Nierenleiden geplagt. Nachdem sie ihren Mann um achtundzwanzig Jahre überlebt hatte, starb sie 1935, nur wenige Tage nach ihrem 90. Geburtstag, in Kopenhagen. Ihre letzte Ruhestätte fand sie neben der Urne ihres Mannes in einem Felsengrab nahe ihres Anwesens Trolldhaugen.

Für ihren Mann war Nina Grieg künstlerische Beraterin, Assistentin und Ehefrau in einer Person. Weniger bekannt ist, dass sie eine versierte Pianistin war, die mit ihrem Mann öffentlich vierhändig konzertierte. Vor allem aber war sie eine hervorragende Sängerin, die über einen hohen lyrischen Sopran verfügte. Nina Grieg trat in zahlreichen Konzertsälen Europas auf, meist mit ihrem Mann als Begleiter, sang für die norwegische und schwedische Königsfamilie, für den Prince of Wales und Königin Victoria, die ihr als Dank für den Einsatz eine Brosche schenkte. Eine eigenständige Konzerttätigkeit für seine Frau wünschte sich Grieg nicht. Über diese Haltung äußerte er sich in seinen späteren Jahren bedauernd.

Möglicherweise in Folge einer Infektion litt Nina Grieg bereits in jungen Jahren an stimmlichen Beeinträchtigungen (vgl. Johanne Grieg Kippenbroek 1995, S. 37). Diesen Makel vermochte Nina Grieg jedoch durch ihre außergewöhnlich intensive und ausdrucksstarke Interpretationsweise, durch die sie das Publikum zu fesseln vermochte, auszugleichen. Auch ihre hervorragende Diktion wird mehrfach hervorgehoben.



Für Edvard Griegs kompositorisches Werk sollte ihre Funktion als Ratgeberin nicht unterschätzt werden, was aus zahlreichen Korrespondenzen des Komponisten hervorgeht. Grieg widmete ihr seine Lieder op. 4 und op. 18. Der englische Komponist Frederick Delius widmete Nina Grieg seine in den Jahren 1888 bis 1890 herausgegeben Sammlungen der „Five Songs from the Norwegian“ sowie „Seven Songs from the Norwegian“. (...)2)

Quelle:

1) <http://www.deutsche-edvard-grieg-gesellschaft.de/PDF/Kurz-Biografie-0.pdf>

2) Aus: Lena Haselmann, Artikel „Nina Grieg“, in: *MUGI. Musikvermittlung und Genderforschung: Lexikon und multimediale Präsentationen*, hg. von Beatrix Borchard und Nina Noeske, Hochschule für Musik und Theater Hamburg, 2003ff. Stand vom 0.0.. URL: http://mugi.hfmt-hamburg.de/Artikel/Nina_Grieg

- **Griesstraße**, Hamm (1910): *Diedrich Gries (1775-1842), Übersetzer und sein Bruder Dr. Johann Michael Gries (1772-1827), Syndikus.*

Elise Campe „wirft [in ihrer Biografie über Gries] die Frage auf, ob Gries zu den Männern gehörte, die von ‚den Empfindungen einer anderen Natur‘ geprägt seien“ schreiben Berhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz in ihrem Buch „Hamburg auf andern Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. Aufl. Hamburg 2006, S. 339.

- **Grillparzerbrücke**, Uhlenhorst (1960): *Franz Grillparzer (1791-1872), Dichter.* Siehe auch: Ebner-Eschenbach-Weg, Königskinderweg, in Bd. 2.

Grillparzer wurde in Wien als Sohn von Anna Franziska, geb. Sonnleithner (1767-1819) und dem Rechtsanwalt Wenzel Grillparzer (1760-1809) geboren und hatte noch drei Brüder. Nach dem Tod des beruflich erfolglosen Vaters verarmte die Familie. Die Mutter – in der Literatur beschrieben als „hysterisch-sensibel“ - beging Suizid; der jüngste Sohn Adolf (1800-1817) ertränkte sich.

Grillparzer absolvierte ein Jurastudium, danach wurde er Privatlehrer, dann Beamter u. a. im Wiener Finanzministerium, von 1832 bis zum Ruhestand 1856 Archivdirektor bei der k.k. Hofkammer, dem späteren Finanzministerium. Sein Leben fasste er zusammen mit den Worten: „Als Mensch unverstanden, als Beamter übersehen, als Poet höchstens geduldet, schlepp ich mein einförmiges Dasein fort.“



Grillparzer erhielt späte Ehrungen (1859: Ehrendoktorwürde der Universitäten Wien und Leipzig; 1861: Ernennung zum Mitglied des österreichischen Herrenhauses auf Lebenszeit; Reichsrat; 1864: Ehrenbürger Wiens) und wurde der bedeutendste österreichische Dramatiker des 19. Jhds.

Grillparzer hatte vielfältige Beziehungen zu Frauen. Im selben Jahr (1819), als seine Mutter Suizid verübte, hatte Grillparzer - damals 27 Jahre alt – ein Liebesverhältnis mit Charlotte von Paumgarten, geb. Jetzer, der Frau seines Cousins und Freundes. Zwei Jahre später, als er sich mit Katharina Fröhlich (1800-1879) – seiner „ewigen Braut“ - verlobte, schrieb er in einem Briefentwurf an Georg Altmüller anlässlich seiner ersten Begegnung mit ihr: „Ich bin der Liebe nicht fähig! So sehr mich ein wertenes Wesen anziehen mag, so steht doch immer etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle anderen so ganz, daß nach einem Heute voll der glühenden Zärtlichkeit leicht – ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache – ein Morgen denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit (...). Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich selbst in der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Übereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen? (...)“ 1)

Und seinem Tagebuch vertraute Grillparzer 1827 an: „Von dem Augenblicke an, als der teilnehmende Gegenstand [die begehrte Frau] nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu erhalten, verlorne Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern schon oft die Rolle des Betrügers gespielt (...). Aber ich habe nie eine Neigung betrogen, die ich hervorgerufen hätte. Vielmehr näherte ich mich nie einem Weibe, das nicht vorher sich mir genähert.“ 2)

Katharina Fröhlich, dritte von vier Töchtern des Einschlag-Fabrikanten Matthias Fröhlich (1756-1843) und seiner Frau Barbara, geb. Mayr (1764-1841), hatte Grillparzer 1821 kennen gelernt. Sie war Grillparzer aufgefallen, als sie auf Privatbühnen schauspielernd und singend aufgetreten war. Vier Jahre später, 1825, hatte Grillparzer eine glühende Liebe zu der siebzehnjährigen Marie Smolk von Smollenitz.

1838 zog sich Grillparzer nach seinem Misserfolg von „Weh dem, der lügt“ aus dem literarischen Leben zurück. Elf Jahre später, 1849, zog auf Bitten Annas der fast taube und augenleidende Schriftsteller bei Katharina Fröhlich und ihren Schwestern Anna, Josephine und Barbara in der Wiener Spiegelgasse 21 ein.



Dort wohnte er bis zu seinem Tod in zwei streng von der Wohnung der Fröhlich-Schwwestern abgetrennten Zimmern.

Marie von Ebner-Eschenbach beschrieb das Verhältnis zwischen Grillparzer und Katharina Fröhlich: „Ich habe schon deshalb nicht heiraten können“, sagte mir Grillparzer einmal, „weil ich den Gedanken nicht ertragen hätte, daß es einen Menschen gibt, der das Recht hat, wann immer es ihm beliebt, in mein Zimmer zu kommen.“ Ein seltsamer Grund, den er sich offenbar als Eehindernis zwischen sich und seiner ‚ewigen Braut‘ ausgeklügelt hatte. Aber in diesem Falle war jeder gut. Die beiden, die einander den Himmel hätten schenken mögen, würden, unauflöslich verbunden, sich die Hölle bereitet haben. Kathi, nicht viel weniger empfindlich als Grillparzer selbst, litt Qualen unter seiner Rücksichtslosigkeit, man darf wohl sagen: seiner Grausamkeit. Ein Nachtragen jedoch, ein Schmollen kannte sie nicht; es schien vielmehr, als ob jedes Leid, das er ihr angetan, im Feuer ihrer Liebe schmelzend, es nur angefacht hätte. Und wenn einmal sie es war, die sich im Unrecht befand, die gekränkt hatte, dann kam, im heißen Bestreben wiedergutzumachen, eine Unermeßlichkeit an Hingebung, Selbstüberwindung, Opferfreudigkeit zutage. (...)

Sie hatten sich verlobt und nach schweren Kämpfen – entlobt, und er hatte sie meiden, sich von ihr, die ihm zur Frau nicht demütig genug und zur Geliebten zu heilig war, völlig losreißen wollen. Aber das ging über seine Kraft. Er brauchte den Verkehr mit ihr und ihrer Umgebung, den künstlerischen Geist, der in ihrem Hause wehte, ihr Verständnis, ihre Begeisterung, ihr grenzenloses Mitgefühl, er brauchte die Atmosphäre ihrer unendlichen Liebe. Sie hat sich von ihm nicht beugen und nicht brechen lassen, aber als Entsagende an seiner Seite ausgeharrt, immer treu, wenn auch nicht Treue fordernd. (...)

Der Name Kathi Fröhlich ist unauflöslich mit dem Namen Franz Grillparzer verbunden. In einem Punkte hat sie sein Geschick geteilt, die Mit- und Nachwelt hat an ihr nicht viel weniger gesündigt als an ihm. Mißverständnis, Vorurteil, Engherzigkeit, Klatschsucht besorgten und besorgen das in einer ihrer unwürdigen Weise. Wenn ich in einem der zahlreichen Bücher lese, die uns die Grillparzer-Literatur beschert hat, kann ich nicht genug staunen über den niederen Rang, der darin Kathi und ihren Schwestern im Leben des Dichters angewiesen wird. Es ist nicht selten der von drei Haushälterinnen, die seine Zimmer in Ordnung hielten und seine Wäsche besorgten. Erwähnt findet sich auch wohl, daß sie verstanden, ihm Unangenehmes und Peinliches aus dem Wege zu räumen, zudringliche Besuche fernzuhalten, lästige Korrespondenzen für ihn zu führen, ihm viele Sorgen für unerfreuliche Verwandte abzunehmen. Daß übrigens Anna und Josephine höchst musikalisch waren, trug recht viel dazu bei, ihren Umgang mit Grillparzer, der ja die Musik fast höher stellte als die Poesie, wertvoll zu machen. (...)



„Die Damen, bei denen ich wohne.“ Wenn das Barometer der Stimmung besonders hoch stand, gab es kleine Nachsätze: „Sie sind meine gewöhnlichen Vorleserinnen, sie spielen mir auch vor.“ – (...) Daß sie auch in das seine Behagen, Heiterkeit, Licht und Wärme brachten und überhaupt das Beste, das ihm je zuteil geworden: kritiklose Liebe und Verehrung, mußte er gefühlt haben, doch blieb es unerwähnt. Dieser große Reichtum war sein unverlierbares Eigentum; sich durch ihn beglückt zu fühlen lag nicht in seiner Natur. Gewiß kamen Stunden, in denen er sich dessen entsann, was Kathi für ihn getan hatte, für ihn – (...).

Einmal hatte Sofie Schröder Kathi spielen gesehen bei einer Vorstellung auf einem Liebhabertheater, hatte die junge Dilettantin umarmt und feierlich erklärt: „Fräulein, wenn Sie nicht Schauspielerin werden, begehen Sie einen Selbstmord.“ Aber Grillparzer sagte: „Eine Schauspielerin mag ich nicht“, und der Selbstmord wurde begangen. Hat er gefragt, was es sie gekostet hat? Oder lieber nicht gefragt – es war überflüssig, er wußte es zu gut.

Aus einigen seiner kargen, grausam zurückhaltenden Briefe an sie klingt es deutlich heraus, daß er, der sich für unfähig hielt zu lieben, doch sehr fähig war, eifersüchtig zu sein. Kathi Fröhlich war schön und unbeschreiblich anmutig (...). Sie wurde bewundert, geliebt und umworben. Gelegenheit, eifersüchtig zu sein, hatte Grillparzer in Hülle und Fülle, Grund dazu niemals. Die Huldigungen, die man ihr darbrachte, ließen sie nicht nur kühl, sie empörten sie. „Was wollen diese Leute? Wissen sie denn nicht, daß es für mich nur einen Mann gibt?“, schreibt sie an ihre Schwestern.

Und dieser einzige, der geglaubt hatte, in ihr seine Seligkeit zu finden, war schon bald von allen bösen Geistern des Zweifels ergriffen worden. Gab's ein Glück für ihn, gab's überhaupt etwas außer seiner Kunst? (...)

Und dennoch vermochte er nicht, sich völlig loszureißen, kehrte zurück, erfuhr Widerstand, ja Härte; denn eine demütige Dulderin war Kathi nicht, verlor aber in diesem schweren Kampfe nie das Bewußtsein ihrer unendlichen Liebe.“ 3)

Kurz vor seinem Tod wollte der 80-jährige Grillparzer nun doch Katharina Fröhlich heiraten, um sie nach seinem Tode versorgt zu wissen. Er lebte von einer auskömmlichen Hofratspension, von der Grillparzer ausging, dass diese auch seiner Witwe gewährt werden würde. Doch Katharina lehnte diesen praktischen und fürsorglichen Vorschlag entrüstet mit den Worten ab: „Das hieße der Aufopferung eines langen Lebens den Stempel der Gemeinheit aufdrücken, ich bin keine alte Hofratsköchin.“ 4)

Grillparzer vermachte Katharina Fröhlich seinen gesamten Besitz. Sie übergab das Erbe Grillparzers der Stadt Wien, stiftete den Grillparzer-Preis und gründete



kurz vor ihrem Tod die Schwestern-Fröhlich-Stiftung, mit dem Ziel, KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen zu unterstützen.

Grillparzers Frauenbild, welches er in seinen Dramen darstellte, untersuchte u. a. Sandra Maria Hackl in ihrer Diplomarbeit und wandte sich dabei Grillparzers literarischen Figuren Mirza, Gülnare, Hero und Rahel zu. Maria Hackl kam zu dem Schluss: „Grillparzer [hat sich] von seinen jungen Jahren bis ins hohe Alter eingehend mit der Rolle der Frau in der Gesellschaft auseinandergesetzt (...). Besonderes Augenmerk legt Grillparzer dabei auf die ebenso komplexen wie subtilen Mechanismen zur Repression unangepasster Weiblichkeit.“ 5)

In den von Sandra Maria Hackl „untersuchten Texten setzt sich Grillparzer eingehend mit dem Thema der Emanzipation der Frau auseinander (...). Dabei war Grillparzer allerdings zu sehr Realist, um einer seiner aufbegehrenden Frauenfiguren ein versöhnliches Ende zu vergönnen. Hero und Rahel sterben, das Traumbild Gülnare löst sich mit Tagesanbruch in ein Nichts auf. Diese Dramenschlüsse können als pessimistische Bilanz weiblicher Emanzipationsbestrebungen gelesen werden: selbst diese starken Frauenfiguren scheitern letztlich an den unüberwindbaren Strukturen des patriarchalen Systems. (...)

Obwohl Grillparzers Frauenfiguren letztlich scheitern, lösen sie sich von tradierten Rollenbildern und Verhaltensmustern, indem sie alternativ Lebensentwürfe zu verwirklichen suchen. Mit seinen Schilderungen scheiternder Frauenfiguren verweist Grillparzer deutlich auf die Brüchigkeit des patriarchalen Gesellschaftssystems, das sich durch emanzipatorisch bestrebte Weiblichkeit in seinen Grundfesten erschüttern lässt.“ 6)

Quellen:

- 1) Ein Rätsel warst du mir ... Grillparzer und die Frauen. Gedichte, Briefe, Tagebücher, Berichte. Gütersloh o. J., S. 35f.
- 2) a. a. O., S. 71f
- 3) Marie von Ebner-Eschenbach: Meine Erinnerungen an Grillparzer, in: Erzählungen und andere Werke, Kapitel 31, in: gutenberg.spiegel.de/buch/erz-3921/31
- 4) Ein Rätsel warst du mir, a. a. O., S. 67.
- 5) Sandra Maria Hackl: Franz Grillparzers Frauenfiguren in sozialgeschichtlichem Kontext, dargestellt anhand der Beispiele Mirza, Gülnare, Heor und Rahel. Diplomarbeit für den Magistra der Philosophie (Mag. Phil.) der Universität Wien, August 2009, S. 109.
- 6) a. a. O., S. 110.

- **Grillparzerstraße**, *Uhlenhorst (1948)*, siehe: *Grillparzerbrücke*.



- **Grimmstraße, Iserbrook (1930): Brüder Grimm, Jacob (1785-1863) und Wilhelm Grimm (1786-1859).**

Siehe auch: Bettinastieg, Droste-Hülshoff-Straße, Gänselieselweg, Gretelstieg, in Bd. 2.

Die Eltern der Brüder Grimm waren Dorothea, geb. Zimmer (1755-1808) und Philipp Wilhelm Grimm (1751-1796), Jurist und Amtmann. Das Paar bekam neun Kinder, von denen drei als Säuglinge starben. Nach dem Tod der Mutter führte die einzige Tochter **Charlotte Grimm** (1793-1833), die damals gerade 15 Jahre alt war, bis zu ihrer Heirat den Haushalt. Mit der Haushaltsführung war Charlotte anfangs überfordert. Ratschläge und finanzielle Unterstützung bekam sie von ihrer Tante **Henriette Philippine Zimmer** (1748-1815), Hofdame der Landgräfin Wilhelmine Karoline von Hessen-Kassel. Tante Henriette ermöglichte den Brüdern Grimm auch die Schulausbildung und das Studium.

Die Geschwister Grimm, Charlotte, Jacob, Wilhelm und Ludwig Emil Grimm bildeten einen gemeinsamen Haushalt. Erst mit der Heirat Charlottes im Jahre 1822, endete diese Gemeinschaft, was auch dazu führte, dass sich Jacob und Wilhelm Grimm nun Gedanken an eine eigene Ehe machten.

Charlotte Grimm heiratete Ludwig Hasenpflug (1794–1862), den Bruder der Hasenpflug-Schwestern, die den Brüdern Grimm über Jahre hinweg Märchen erzählt hatten. Das Paar bekam sechs Kinder. Nach der Geburt der jüngsten Tochter verstarb Charlotte.

Viele der von den Gebrüder Grimm gesammelten Märchen ließen sich die Brüder Grimm von Erzählerinnen und Erzählern zutragen. Zu den wichtigsten Märchenzutragenden gehörten z. B. die Schwestern Hasenpflug.

Marie Hasenpflug (27.12.1788 Altenhaßlau- 1856) Sie war ungefähr fünf Jahre jünger als Jacob und Wilhelm Grimm und lebte – wie auch die Brüder Grimm – in Hanau. Später zog Marie mit ihren Eltern nach Kassel. „Über die Kasseler Schriftstellerin Philippine Engelhard lernt [e] [Marie 1808] Jacob und Wilhelm [Grimm] kennen. (...) Bald gehörte Marie mit ihren Schwestern Jeanette (Johanna) und Amalie (Malchen) einem ‚Kränzchen‘ um die Brüder Grimm an, der legendär wurde und bald ‚Tee‘-, bald ‚altdeutsches Kränzchen‘ genannt wurde. (...) Aus dem Kränzchen von 1808 wurde ab 1811 eine ‚Lesegesellschaft‘, die immer freitags bei den Grimms zusammentraf, die seit 1805 mit ihrem Geschwisterhaushalt in der Marktgasse 17/Ecke Wildemannsgasse [in Kassel]



logierten. (...) Die schönsten und später berühmtesten Märchen der ersten Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen von 1812 (...) stammen von den Schwestern Hasenpflug und darunter die allerschönsten von Marie Hasenpflug.“¹⁾

Marie Hasenpflug erzählte den Brüdern Grimm die Märchen in den Jahren 1808 bis 1813. 1814 heiratete die 25-Jährige den gleichaltrigen Freiherrn und Lieutenant Caspar von Dalwigk zu Schauenburg. Nach ihrer Hochzeit zog sich Marie aus dem „Kränzchen“ zurück und auch das Märchenerzählen trat in den Hintergrund. Marie wurde Mutter von vier Kindern. Nachdem Caspar von Dalwigk aus dem Militärdienst ausgeschieden war, wurde er Kammerherr der Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg und seine Frau deren Hofdame. Friedrike von Anhalt-Bernburg verließ nach der Geburt von fünf Kindern ihren Mann und „begann ein unruhiges Wanderleben. Sie bestieg als eine der ersten Alpinistinnen den Montblanc, trieb Sport, versöhnte sich zwischenzeitlich mit ihrem Ehemann, ging wieder auf Reisen und sich schließlich 1817 scheiden.“ Nach dem Tod ihrer Mutter, der Kurfürstin Caroline verschlimmerte sich Friederikes Zustand. Sie wurde von Verfolgungsjägern heimgesucht und litt an – (...) psychotischen Störungen. Daraufhin wurde sie entmündigt und im kurhessischen Jagdschloss Wabern unter die Bewachung von Husaren gestellt.

Friedrich von Dalwigk übernahm die Rolle eines Gefängniswärters, seine Frau gleichsam die einer Krankenschwester (...),²⁾ die der Patientin – quasi aus therapeutischen Zwecken - Märchen erzählte. Das Ehepaar von Dalwigk blieb bis 1824 im Dienst bei Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg. Dann ging „Friedrich von Dalwigk auf sein Gut nach Hoof, Marie blieb wohl in Kassel. Das Kassler Adressbuch von 1828 gibt als ihren Wohnsitz die Königsstraße Nr. 148 an.“³⁾

Auch **Jeanette Hasenpflug** (1791-1860) erzählte den Brüdern Grimm Märchen, so z. B. das Märchen Rotkäppchen und Tischlein deck dich. Und ebenso **Amalie (Malchen)** (1800- 1871), die jüngste der Hasenpflugschwestern steuerte Märchen bei, so z. B. das Märchen von dem Teufel mit den drei goldenen Haaren. Malchen schrieb und publizierte auch selbst. Sie blieb unverheiratet „und lebte später im Haushalt ihres Bruders Ludwig Hasenpflug“. ⁴⁾ Eng befreundet war Malchen mit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (siehe Droste-Hülshoff-Straße, in Bd. 2.)

Alle „jungen Märchen-Beiträgerinnen {versiegten] als Quelle für die Brüder Grimm, wenn sie erst einmal verheiratet waren. Die Männer sahen es offenbar nicht sehr gern, wenn ihre Frauen sich weiter mit solchem ‚Kinderkram‘ befassten.“ ⁵⁾

Märchen wurden den Brüdern Grimm auch von den **Schwestern Wild** erzählt. Die Apothekerfamilie Wild lebte in Kassel gleich neben den Brüdern Grimm. „Die



Apothekergattin Dorothea Catharina Wild und ihre fünf noch ledigen Töchter erzählten die ersten Märchen, die Wilhelm Grimm aufgrund mündlicher Wiedergabe aufzeichnete.“ 6 Wilhelm Grimm heiratete 1825 eine der Schwestern Wild: **Henriette Dorothea**, genannt Dortchen (1793–1867). Von ihr stammen z. B. die Märchen Die drei Männlein im Walde, Frau Holle, Rumpelstilzchen, König Drosselbart, der süße Brei. Das Paar bekam vier Kinder. Dortchen lernte die Brüder Grimm 1805, als sie zwölf Jahre alt war, kennen. Sie war die Freundin der gleichaltrigen Charlotte Grimm.

Dortchen Vater, ein gewalttätiger Mann, billigte nicht die Verbindung zwischen seiner Tochter und Wilhelm Grimm. Die beiden mussten sich heimlich treffen, und als alle anderen Schwestern von Dortchen heiraten durften, wurde ihr dies nicht erlaubt. Sie hatte zu Hause zu bleiben und für ihre kranken Eltern zu sorgen. Nach dem Tod des Vaters kam es schließlich doch noch zur Heirat. Dortchen zog in den Haushalt der Brüder Grimm ein, der durch die Heirat und damit Weggang von Charlotte Grimm, der Schwester der Brüder Grimm, frauenlos geworden war. Indem Dortchen in den Haushalt der Brüder zog, war das gewohnte Zusammenleben der Brüder Grimm gesichert.

Die Märchenerzählerin Dorothea Viehmann, geborene Katharina Dorothea Pierson (8.11.1755 Rengershausen/heute ein Stadtteil von Baunatal - 17.11.1815) war schon eine verheiratete Frau, als sie 1813 den Brüdern Grimm begegnete. Die Tochter eines Gastwirtes mit französischen (Hugenotte) Wurzeln gab auch französische Märchenvarianten an die Brüder Grimm weiter. Außerdem hatte sie als Kind in der väterlichen Gaststube viele Geschichten und Märchen, die Durchreisende erzählten, gehört. Dorothea Pierson, die 1777 den Schneider Nikolaus Viehmann geheiratet hatte und mit ihm nach Niederrhoden, einem heutigen Stadtteil von Kassel, gezogen war, erzählte den Brüdern Grimm über 40 Märchen und Märchenvariationen. Nach dem Tod ihres Mannes bestritt sie ihren Lebensunterhalt und den ihrer sieben Kinder als Marktfrau mit dem Verkauf von Gemüse und Ost aus ihrem Garten.

Quelle:

- 1) Heiner Boehncke, Phoebe Alexa Schmidt: Marie Hasenpflug. Eine Märchenerzählerin der Brüder Grimm. Darmstadt/Mainz 2013, S. 81ff.
- 2) Heiner Boehncke, Phoebe Alexa Schmidt, a. a. O., S. 111f.
- 3) Heiner Boehncke, Phoebe Alexa Schmidt, a. a. O., S. 137.
- 4) Heiner Boehncke, Phoebe Alexa Schmidt, a. a. O., S. 126.
- 5) Heiner Boehncke, Phoebe Alexa Schmidt, a. a. O., S. 138.
- 6) Heiner Boehncke, Phoebe Alexa Schmidt, a. a. O., S. 83.



- **Grögersweg, Barmbek-Nord (1922):** *Friedrich Carl Gröger (1766-1838), Hamburger Maler.*

Er hatte eine Pflege Tochter: Lina Gröger, die er auch portraitierte.

- **Gromballring, Langenbek (1988):** *Otto Gromball (1891-1944), Hamburger Arbeiter, Mitglied der KPD, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.* Stolperstein vor: Grumbrechtstraße 32.

Otto Gromball wurde in Wogrom, Kreis Pillau in Ostpreußen, geboren. Er heiratete, den Namen seiner Ehefrau kennen wir nicht. Aus der Ehe, die später wieder geschieden wurde, gingen drei Kinder hervor: Christa, geb. 29.1.1921, Gerd, geb. am 19.10.1922, und Elli, geb. am 19.6. 1925, alle geboren in Harburg. Die Familie wohnte ab 1936 in der Grumbrechtstraße 32, vorher lebte sie in der Langen Straße 10 (heute: Goldschmidtstraße). Nach der Scheidung wohnte Otto Gromball vorübergehend bei der Familie Löll, Hohlweg 8 (heute: Nobleestraße). Otto Gromball war Kommunist und Mitglied der kommunistischen Gewerkschaft RGO. 1933 ging er in den Widerstand. Er ermunterte mehrere RGO-Kollegen, in die SA einzutreten, um Informationen über die „Hilfspolizei“ herauszubekommen. Die Polizei war damals durch „Hilfspolizisten“ aus SA und SS verstärkt worden.

Im August 1933 durchsuchte die Polizei Otto Gromballs Wohnung. Sie fand bei ihm ein Exemplar der illegal hergestellten RGO-Zeitung „Der Industriearbeiter“. Er wurde aber, soweit wir wissen, nicht festgenommen. Noch bis Mitte 1934 wurden illegale RGO-Materialien vertrieben. Auch unter den Verhafteten des Jahres 1934, als in Hamburg und Umgebung rund 800 RGO-Mitglieder festgenommen wurden, befand sich Otto Gromball nicht.

Er muss aber weiter im Widerstand aktiv gewesen sein, vermutlich außerhalb Harburgs. Irgendwann kam er in Haft und wurde wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu einer Zuchthausstrafe verurteilt, über den Prozess ist uns nichts bekannt. Er kam ins Zuchthaus Rendsburg. Dort ist er am 30. April 1944 unter ungeklärten Umständen umgekommen.

Text: Hans-Joachim Meyer, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1946, 6. Erweiterte Auflage, überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meyer. Hamburg 2005; Staatsarchiv Hamburg (StaH), 351-11; AfW (Amt für Wiedergutmachung), Otto Gromball; VVN, Komitee-Akten.



- **Groothoffgasse, Winterhude (1929):** *Hugo Groothoff (1851-1918), Architekt.*
- **Grootsruhe, Hamm (1929):** *Hugo de Groot (1583-1645), Rechtsgelehrter. Begründer des modernen Völkerrechts.*

1608 heiratet er **Maria van Reigersbergh** (1589-1653), die Tochter eines wohlhabenden seeländischen Bürgermeisters. Das Paar bekam zwei Kinder.

- **Gropiusring, Steilshoop (1972):** *Prof. Walter Gropius (1883-1969), Architekt.* Siehe auch: Werfelring, in Bd. 2. Ein Gedächtnis der Stadt: Frauenbiografien von A bis Z

Walter Gropius, der Gründer des Bauhaus in Weimar, verkündete 1919, als er in Weimar das Staatliche Bauhaus eröffnete: „Als Lehrling aufgenommen wird jede unbescholtene Person ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, deren Begabung und Vorbildung vom Meisterrat als ausreichend erachtet wird.“ Das war damals eine sehr fortschrittliche emanzipierte Einstellung, hatten Frauen bis ins 19. Jhd. – mit wenigen Ausnahmen – keinen Zugang zu Kunstakademie gehabt.

Für das Sommersemester 1919 schrieben sich 84 weibliche und 79 männliche Studierende am Bauhaus ein. Gropius betonte in seiner Ansprache zur Eröffnung: „Keine Unterschiede zwischen dem schönen und starken Geschlecht. Absolute Gleichberechtigung, aber auch absolute gleiche Pflichten in der Arbeit aller Handwerker.“

Doch schon bald fürchtete Gropius um die Vormachtstellung der Männer in der Bauhauskunst. Nach außen hin gab er seine Befürchtung kund, die große Anzahl der Studentinnen könnten dem Ansehen der Bauhausschule schaden und forderte daher eine „scharfe Aussonderung gleich nach der Aufnahme, vor allem bei dem der Zahl nach zu stark vertretenen weiblichen Geschlecht“.

1910 hatte Walter Gropius **Alma Mahler** (siehe: Alma Mahler-Werfel in Band 2 unter Werfelring) kennengelernt. Sie begannen eine Liebesaffäre, die dazu führte, dass Alma Mahlers Ehemann, Gustav Mahler, den Psychoanalytiker Sigmund Freud kontaktierte.



Aus dieser Affaire wurde eine Ehe: 1915, vier Jahre nach Gustav Mahlers Tod, heirateten Walter Gropius und Alma Mahler. 1920 wurde diese Ehe geschieden. Aus ihr ging die Tochter Alma Manon hervor (1916-1935), die an Kinderlähmung starb.

1923 lernte Gropius in Hannover bei einem seiner Vorträge die Lektorin und Schriftstellerin Ilse Frank (1.3.1897 Wiesbaden-9.6.1983 Lexington) kennen. Im selben Jahr heiratete das Paar. Nach einer Tot/Fehlgeburt blieb das Ehepaar kinderlos. **Ilse Frank**, die von ihrem Mann liebevoll „Frau Bauhaus“ genannt wurde, verschrieb sich der Bauhaus-Idee, als Autorin, Herausgeberin und Organisatorin. Sie selbst formulierte einmal in einem Interview: „Die Bauhaus-Idee wurde zu meinem zweiten Ich. Wenn man einmal davon infiziert war, hatte es Auswirkung auf jeden Aspekt des Lebens.“

„Neben organisatorischen Aufgaben bringt sich Ilse Gropius teilweise auch gestalterisch mit ein. So entwirft sie unter architektonischen Korrekturen ihres Mannes das Dessauer Meisterhaus und Gegenstände für die Küche, da es moderne Küchen in Deutschland noch nicht gab. Ihre eigentliche Aufgabe am Bauhaus und später in Berlin, England und Amerika ist aber schriftstellerischer Natur. Walter Gropius ist von ihren literarischen Ambitionen und Fähigkeiten sehr angetan. Neben dem für ihn lästigen Briefeschreiben übernimmt sie schon früh die Formulierung seiner Artikel und Vorträge. Auf Basis gemeinsam entworfener Rohtexte versendet Ilse Gropius die Texte ‚immer neu auffrisiert‘ für die ‚artikelfabrik‘, wie sie es in ihrem Tagebuch nennt.

Auch nach ihrer Zeit am Bauhaus wird sie diese Aufgabe für Walter Gropius in Berlin, England und Amerika erfüllen. In Berlin genügt endlich der Freiraum, um eine eigene Karriere als Autorin aufzubauen. Inspiriert von Reisen und eigenen Interessen schreibt Ilse Gropius eine Vielzahl von Beiträgen, die sie an Verlage verkauft. Dazu gehören unter anderem ‚Weltreise am Grammophon‘ (DAZ, Ende 1934), ‚Engländer zu hause‘ (Beyers für alle, 1933/34), ‚Die Gebrauchswohnung‘ (K. Thiemanns Verlag, Okt. 1929), ‚Hausfrau, Dackel und andere Weltbürger‘ (DAZ, 17.4.34) oder ‚Wie sieht die New Yorkerin aus?‘ (Die Dame, Nov. 1928).

Nach ihrer Emigration erst nach London (1934 bis 1937) [gemeinsam mit Gropius] und schließlich nach Amerika, nimmt hier kurzer Erfolg ein jähes Ende. Nachdem sie den Artikel ‚Grandma was a Career Girl‘ dem ‚Atlantic Monthly‘ anbietet, bekommt sie eine prompte Absage mit der Begründung, man wolle die ‚fürchterliche Vorstellung‘ arbeitender Frauen, die Ilse Gropius in ihrem Beitrag bespricht und letztlich als Autorin dieses Ideal auch selbst vertritt, nicht unterstützen oder gar begünstigen. Sie beschließt es dabei zu belassen und wird sich von nun an auf das Lektorat von Walter Gropius‘ Texten konzentrieren –



Beiträge unter seinem Namen verkaufen sich problemlos. Als Trostpflaster widmet Gropius ihr seine Bücher.

Erst im Katalog ‚Bauhaus 1919-1928‘ von 1938, der begleitend zur Bauhaus-Ausstellung im Museum of Modern Art erscheint, wird Ise Gropius als Autorin und Herausgeberin gemeinsam mit Walter Gropius und Herbert Bayer [mit dem sie zwischen 1930 bis zu ihrer Emigration nach London ein Liebesverhältnis hatte] genannt und erzielt so eine öffentliche Anerkennung für ihre Arbeit. Zeitlebens wird Ise Gropius als ‚Frau eines großen Mannes‘ wahrgenommen. Doch wurde sein Lebenswerk – auch nach seinem Tod – nicht unwesentlich von der Frau im Hintergrund vorangetrieben.“ 1)

Quelle:

1) <http://bauhaus-online.de/atlas/personen/ise-gropius>

- **Große Bäckerstraße, Altstadt (13. Jhd.):** nach dem dort betriebenen Handwerk der Bäcker
- **Große Johannisstraße, Altstadt (13. Jhd.),** in der Nähe vom St. Johanniskloster: 1231 begründet als Dominikanerkloster. Siehe auch *Kleine Johannisstraße* und *Johanniswall*. Siehe auch: Elebeken, in Bd. 2
- **Grosseweg, Horn (1945):** *Berthold Grosse (2.6.1863 Welsleben-7.10.1927 Hamburg), Tischler, Gewerkschaftsführer,* 1918 für die Gewerkschaften in den Arbeiter- und Soldatenrat entsandt, Nachfolger von Laufenberg als Vorsitzend er des Arbeiter- und Soldatenrates. Präsident der Hamburgischen Bürgerschaft (1919-1921), Mitglied der SPD. 1921-1935 Senator in Hamburg, vor allem für den Bereich Jugend.
- **Großmannstraße, Rothenburgsort (1893).** *P. H. W. Großmann (1807-1886), Senator.* Siehe auch: *Luisenweg* und *Zweite Luisenbrücke*, in Bd. 2.



- **Grotefendweg, Iserbrook (1955): Georg Friedrich Grotefend (1775-1853), Gymnasiallehrer, Sprachwissenschaftler**

Sohn eines Schuhmachergildemeisters aus Hann.-Münden, und einer Tochter eines Schumachermeisters. Grotefends Mutter starb, als er 16 Jahre alt war. 1805 heiratete Grotefend in Göttingen die Kaufmannstochter **Christiane Bornemann** (1786–1834). Das Paar bekam fünf Söhne und zwei Töchter.

- **Grotiusweg, Blankenese (1949): Hugo de Groot (1583-1645), Rechtsgelehrter, Völkerrechtler, Staatsmann, Theologe**

„Grotius wurde in eine wohlhabende protestantische Familie geboren; er galt als Wunderkind, das bereits mit 12 Jahren fließend Latein und Griechisch sprach. Er verfasste elegante lateinische Verse und studierte schon mit 11 Jahren an der Universität in Leiden. Mit 16 Jahren erhielt er seine Zulassung als Anwalt, erhielt einen Ehrendokortitel der Universität Orléans, wurde 1607 Staatsanwalt der Staaten von Holland und 1613 Stadtsyndikus von Rotterdam. Seine Verstrickung in die religiösen Auseinandersetzungen zwischen den orthodoxen Calvinisten und dem Statthalter Prinz Moritz von Oranien führte dazu, dass er 1619 zu Gefängnis auf Lebenszeit verurteilt, zum Schloss Loevestein verbracht und sein Vermögen konfisziert wurde. [Dorthin durften ihn Frau und Kinder begleiten, und auch seine wissenschaftlichen Studien durfte er fortsetzen.] Man gestattete ihm (...), sich Bücher schicken zu lassen. Dieses Privileg nutzte er 1621 zur Flucht: Seine **Frau Marie Reigersberg** [7.10.1589 Veere, Niederlande – 19.4.1653 Delft, mit der Grotius sechs Kinder hatte] packte ihn in eine Bücherrückgabekiste, und so entkam Grotius, versteckt unter theologischen Büchern, dem Gefängnis. Sein Leben war seitdem durch ständige Flucht geprägt, die ihn über Antwerpen nach Paris und dann auch nach Norden führte.

Es steht fest, dass Hugo Grotius sich zunächst 1632 in Blankenese (Dockenhuden) aufhielt, wo er bei seinem Landsmann Julio de Moor Zuflucht fand^[1]. Danach gelang ihm die Übersiedlung nach **Hamburg** (u.a. wohnte er in der Holländischen Reihe), wo er bis 1634 blieb.

Ab 1635 diente er auf Grund seiner Ernennung durch die schwedische Königin Christine als Botschafter in Frankreich. Auf der Rückreise von einem Besuch in Stockholm geriet er in Seenot und verstarb 1645 in Rostock an den Folgen des Schiffbruchs.“ 1)

Quelle

1) <http://www.richterverein.de/mhr/mhr102/m10211.htm>



- **Grotjahnstraße**, Altona-Altstadt (1800): Johann Christoph Grotjahn (??), um 1800, Vorbesitzer des Geländes
- **Grovestraße**, Barmbek-Süd (1904): Adolf Grove (gest. 1900), Konsul, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Vorbesitzer des Geländes
- **Grubesallee**, Rahlstedt (vor 1908): Edward Grube (1856-1924), Fabrikant, Vorbesitzer des Geländes
- **Gründgensstraße**, Steilshoop (1971): Gustaf Gründgens (1899-1963), Schauspieler, Regisseur, Intendant. Siehe auch: Erika-Mann-Bogen in Bd. 2.

Auf der Gottbegnadeten-Liste (Führerliste) der wichtigsten Künstler des NS-Staates, Reichskultursenator. „1934 Intendant des Preußischen Staatstheaters Berlin unter Göring. In der NS-Zeit in 14 Filmen als Schauspieler, in vier Filmen als Regisseur. Unter anderem 1935 im antibritischen Monumentalfilm „Das Mädchen Johanna“. (...) Kurator des Emmy-Göring-Stifts für alte arische Schauspieler in Weimar. (...) Von Göring 1944 zum Staatsschauspieler und 1936 zum Preußischen Staatsrat ernannt. Präsidialrat der Reichstheaterkammer. (...) er hat aber vielen Künstlern geholfen und viele, die bereits ausgeschaltet waren, wieder durchgesetzt. (...) Juli 1948 Hauptentlastungszeuge in Emmy Görings Entnazifizierungskomödie, nachdem er von deren Anwalt Ebermayer im Frage- und Antwortspiel präpariert worden war. In seinem Auftritt unter Eid versicherte er, er habe sie ‚unzählige Male (...) tagsüber oder mitten in der Nacht‘ wegen Hilfe für jüdische Künstler angerufen und sie habe ‚in jedem Fall‘ geholfen. März 1949 Entlastungszeuge für Veit Harlan in dessen Prozess vor dem LG Hamburg. (...)“. (Ernst Klee: Kulturlexikon zum Dritten Reich. Frankfurt a. M. 2009, S. 183f.

Über Gustaf Gründgens und **Erika Manns** Zuneigung zueinander schreibt Britta Probol: „Aufsehen erregte er [Gustaf Gründgens] in Hamburg unter anderem mit der Inszenierung von Klaus Manns erstem Bühnenwerk ‚Anja und Esther‘. Die Ankündigung, ‚Dichterkinder spielen Theater‘, lockte 1925 Scharen in die Kammerspiele. Tatsächlich standen der Thomas-Mann-Sprössling Klaus und dessen Schwester Erika mit Gründgens zusammen auf der Bühne. Die Kritik verriss das Stück, die homoerotischen Anspielungen darin provozierten einen Skandal, doch immerhin erlangte Gründgens weit über die Stadtgrenzen hinaus



Aufmerksamkeit. Auch privat brachte ihn die Inszenierung zunächst auf die Überholspur: Er heiratete im Sommer 1926 Erika Mann - obwohl beide homosexuell waren.“ 1)

Über die Gründe der Heirat resümiert Anja Maria Dohrmann in ihrer Dissertation über Erika Mann: „Erika sucht (...) eine Legalisierung ihrer Lebensweise. Es ist wahrscheinlich, dass Erika Mann und Pamela Wedekind zu dieser Zeit ein lesbisches Verhältnis haben. (...) Ähnlich wie auch im Briefwechsel mit dem Bruder Klaus, enthalten die Briefe zwischen Pamela und Erika zahlreiche zärtliche Anreden und chiffrierte Formulierungen, die es einem Dritten nur schwer möglich machen, eventuelle ‚Geheimnisse‘ dahinter zu lüften. [Fußnote 226: Die einzige eindeutige Aussage zu Erikas lesbischen Beziehungen gab bisher Elisabeth Mann Borgese: Erika Mann sei bisexuell gewesen, so dass sie auch zu Pamela Wedekind ein lesbisches Verhältnis gehabt haben könnte.] (...)“

Daneben ist am wahrscheinlichsten, dass die Eheschließung mit Gustaf Gründgens einer Laune Erika Manns entsprach. Sie genießt ihre Freiheiten in Berlin und macht sich über ein Morgen keinerlei Sorgen. Warum nicht einen exzentrischen Schauspieler heiraten: es wäre ‚etwas Neues‘, ‚Lustiges‘. (...) Ebenfalls nicht ganz zu verwerfen ist die Theorie, dass Erika sich von Gründgens wachsendem Einfluss beim Theater ebenfalls gute Karrierechancen einräumte.“2)

Gleich nach der Hochzeit trennten sich die Wege von Erika Mann und Gustaf Gründgens: er spielte in Hamburg, Erika erhielt Auftrittsverträge an verschiedenen deutschen Bühnen. 1928 verließ Gründgens Hamburg, um nach Berlin zu gehen und dort Karriere zu machen. Erika ging nach München an die Kammerspiele, und die Bande zwischen Erika Mann und ihrem Bruder Klaus Mann wurden immer dichter. „Die Geschwister sind sich sehr zugetan, (...) wahrscheinlich über ein ‚Normalmaß‘ der Geschwisterliebe hinaus. In seinen Tagebüchern spricht Klaus mehrmals davon, ein Leben ohne Erika sei für ihn ohne Sinn, doch hinter den chiffrierten Anspielungen im Briefwechsel von Bruder und Schwester sexuelle Abhängigkeiten zu vermuten, ist so lange ins Reich der Phantasie zu verbannen, bis unwiderrufliche Beweise vorliegen.“ 3)

Ende 1927 erkannte Erika, dass sie und Gustaf Gründgens nicht zusammenpassten. „Für sie war er ein Abenteuer, während er an seine Ehefrau andere, seriöse Erwartungen stellt.“ 4) Klaus und Erika Mann unternahmen nun eine Weltreise, und als sie zurückkehrten, hatte sich „zu Hause (...)“ nicht viel verändert. Pamela Wedekind wendet sich immer stärker Carl Sternheim zu, und Gustaf Gründgens bastelt eifrig an seiner Karriere. Erika kehrt an die Münchner Bühnen zurück und feiert Erfolge auch außerhalb Bayerns“. 5) Erikas „Zuneigung zu Gustaf [erlischt] merklich. Dieser hatte am 23. Oktober 1928 den Sprung nach



Berlin an die Max-Reinhardt-Bühnen geschafft. Zwar muss er hier mit kleinen Rollen ganz von vorne beginnen, doch schnell erklimmt er eine Sprosse nach der anderen und hat bald als Regisseur seine Erfolge. Nimmt man einmal, entgegen Klaus Manns eigener Erklärung, zur Grundlage, dass die Hauptfigur im „Mephisto“, Hendrik Höfgen, Parallelen zu Gründgens aufweist, und in Höfgens Lebensgefährtin Barbara deutliche Züge von Erika Mann zu erkennen sind, so lässt sich feststellen: Es hat einen Zeitpunkt in Erikas Leben gegeben, zu dem sie an Gründgens Aufrichtigkeit zweifelte, ähnlich wie es Barbara bei Höfgen tat: ‚Ich habe mich von einem Komödianten betrügen lassen. Es schien nützlich für seine Karriere, mich zu heiraten, und außerdem brauchte er wohl irgendeinen Menschen an seiner Seite. Aber er hat mich niemals geliebt. (...)‘ Und als Höfgen den Karrieresprung geschafft hatte, heißt es von Barbara: ‚Der erfolgreiche Gatte interessierte sie weniger als der kämpfende, der von unbefriedigtem Ehrgeiz behebende sie interessiert hatte.‘ An einer unveröffentlichten Stelle aus dem Wendepunkt-Manuskript vermerkte Klaus Mann in Bezug auf Gustaf Gründgens: ‚Die Capricen seiner dunklen Tage hatte sie [Erika Mann: Anm. d. A.] ihm verziehen; aber die Affektionen seines flitterhaften Ruhmes wurden ihr unerträglich. Wenn der Erfolg ihn wenigstens entspannt und gelockert hätte! Im Gegenteil: er wurde immer verkrampfter. Nun entdeckte er auch noch seine politische Sendung! Es ging zu weit, man konnte kaum noch mit ihm verkehren.‘ Am 9. Januar 1929, ein halbes Jahr nach ihrer Rückkehr von der Weltreise, lässt sich Erika Mann von Gustaf Gründgens scheiden.“ 6)

Als Gustaf Gründgens 1932/33 in Berlin als Goethes Mephisto auf der Bühne stand, sah ihn Hermann Göring und war begeistert von ihm. „Von nun an hielt der Nationalsozialist seine schützende Hand über Gründgens. Und nicht nur das: Göring bot ihm 1934 die Intendantur des Preußischen Staatstheaters an. Gründgens akzeptierte. Manche - gerade Literaten aus dem Exil - warfen dem Theatermann deshalb vor, der eigenen Karriere wegen ‚mit dem nationalsozialistischen Ungeist kollaboriert‘ zu haben. Klaus Mann schmähte Gründgens 1936 durch seinen Schlüsselroman ‚Mephisto‘ als gewissenlosen Mitläufer.“ 7)

„Offenbar eingeschüchtert durch die ‚Säuberungsaktionen‘ des Gestapo-Sonderkommandos in der Berliner Homosexuellenszene, reichte er Ende 1934 sein Rücktrittsgesuch [als Intendant des Preußischen Staatstheaters] ein. In seiner Begründung gab er indirekt, aber doch unmissverständlich zu verstehen, dass dieser Schritt mit seiner homosexuellen Veranlagung zusammenhängt: ‚Der einzig zwingende Grund sind die wiederholten Aktionen gegen eine bestimmte Gruppe von Menschen, mit denen ich mich keineswegs identifiziere, mit denen man mich aber identifiziert. Und ich würde mich eher in Stücke hauen lassen, ehe ich in dieser Sache ein Wort zu meiner Verteidigung über die Lippen brächte.



Zehn Jahre meines Lebens – in denen die Kunst nur die Hilfe und der Ausgleich war – galten der Beherrschung meines privaten Menschen; und daß ein Mensch wie ich durch alles durch muß, um es zu erkennen, ist klar.'

Nachdem Göring ihm persönlichen Schutz zugesichert hatte, blieb er Intendant. Zwei Jahre später ging er eine Ehe mit seiner Bühnenpartnerin **Marianne Hoppe**, ein. Später erzählte Marianne Hoppe, dass sie nicht geheiratet hätten, wenn der äußere Druck nicht so groß gewesen wäre. Es war in erster Linie eine Scheinehe, um Gründgens vor dem NS-Verfolgungsapparat zu schützen. (...)

Gründgens konnte die NS-Zeit unbeschadet überstehen und in der Nachkriegszeit seine Karriere bruchlos fortsetzen. Beim Entnazifizierungsverfahren wurde er freigesprochen, da sich ehemalige Kollegen für ihn verbürgten. Er hatte sie mit ihren jüdischen Ehepartnern vor der Deportation bewahrt. Von 1955 bis 1963 war er Generalintendant des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg.“ 8)

Die Autorin Carola Stern hat sich in ihrer Biografie über Gustaf Gründgens sehr ausführlich mit seiner Haltung zum NS-Staat auseinandergesetzt. Im folgenden einige Zitate aus ihrem Buch: „Was ist das für ein Mann, der sich mit verbrecherischen Politikern einlässt, um das Theater so weit wie möglich herauszuhalten aus der Politik? Dieser Gründgens ist ein Spieler, sagen jene, die ihn kennen, und wollen das nicht nur für die Bühne gelten lassen. (...) [Er] liebt das Risiko, gewinnt aus der Gefährdung Kraft und geht Schwierigkeiten nicht aus dem Weg – zumal deren Überwindung Produktivität erzeugt. Er versteht sich auf Winkelzüge und den Bluff und scheut auch vor Erpressung nicht zurück. Aber wie so viele Intellektuelle und Künstler hat auch dieser Spieler eine Lindenblattstelle – die Verführung durch Macht. (...)

Und nun trägt Görings Günstling (...) seine Gesuche vor. Vielleicht bittet er um die Zurücknahme des Verbots für ‚Rausch‘, des in den Spielplan aufgenommenen Strindberg-Stücks. Vielleicht fragt er nach einer ‚Sondergenehmigung‘ für einen anderswo entlassenen Schauspieler, den er in sein Ensemble holen will. Vielleicht setzt er sich für einen ob seiner Homosexualität in Haft genommenen Kollegen ein. Eine Bitte wird gewährt, eine andere verworfen, auf eine dritte das Versprechen abgegeben, man werde sehen, was zu machen sei.

Der Potentat gefällt sich in der Rolle, die ihm der Kollaborateur ermöglicht: Gnade walten zu lassen, am Morgen zu bestrafen, am Abend großmütig zu sein. Die Allmacht hat ein doppeltes Gesicht: Sie teilt Mordbefehle und Begnadigungen. Herr über Leben und Tod zu sein – das ist der Inbegriff der Macht. Hier mit einem Federstrich unzählige Menschenleben zerstören und drei, fünf davonkommen lassen.



Aber nicht nur der Potentat, auch der Kollaborateur hat ein doppeltes Gesicht, jedenfalls, dieser [Gründgens]. Er verachtet jene, denen er durch seine Repräsentationspflicht dient, denen er für ihre Feiern und Empfänge die Türen seines Hauses öffnet. Er macht ein glänzendes Theater, das der deutschen Kultur ebenso wie der Propaganda dient. Er spielt ihr Spiel und spielt sein Spiel mit ihnen, stellt sich der damit verbundenen Gefahr, nicht umzukommen, sondern zu obsiegen. Seine Verbindung mit den Mächtigen, bestehend aus Annäherung und Distanz, raffiniert gespielter Naivität, List, Berechnung, Disziplin, bietet Menschen, die sonst hilflos und verlassen wären, eine Überlebenschance. (...)

Aber wie weit hat Gründgens seine eigene Rolle im Hitler-Staat jemals ausführlich reflektiert? (...) Man ‚darf mir nicht zum Vorwurf machen, dass ich mich nicht freiwillig nach Buchenwald gemeldet habe, sondern lieber versuchte, menschen vor Buchenwald zu retten‘, heißt es trotzig in einem seiner Verteidigungsbriefe. ‚Und sollte ich (das) Elend der Emigranten noch um einen unnützen Esser vermehren?... Wer hätte sich um mich gekümmert?‘

Was hat Gründgens für das, was er an Positivem tat, bezahlen müssen? Welche Zugeständnisse bedauert er im Rückblick? Was hätte er anders machen müssen? Wie weit trug sein häufiger Auftritt zusammen mit den Mächtigen, seine herausgehobene Rolle dazu bei, besonders junge Menschen von der Legitimität eines Systems zu überzeugen, das augenscheinlich den großen und bewunderten Mimen überzeugte? Auf alle diese Fragen bleibt Gründgens eine Antwort schuldig. (...)

Hätte der Künstler und der Bürger Gründgens doch irgendwann in seinem Leben Zeit und Mut gefunden, Zeugnis abzulegen, was es hieß, Theater in einem totalitären Staat zu machen, was seine Bühne für Opfer und für Täter, Mitläufer und Verweigerer im Hitler-Reich bedeutet hatte. Was er, der Kollaborateur, gerade deshalb, weil er Zugang zu den Mächtigen hatte, für Menschen in Bedrängnis tat. Wie weit er sich dabei selbst gefährdete, um anderen Gefährten zu helfen. Hätte er doch zugleich eingestanden, dass gerade sein Theater trotz allem als Kulturfassade diente und zur Bemäntelung der Diktatur beitrug. Und damit: Wo und wann er Kompromisse schloss, die er lebenslang bedauerte ...

Uneinsichtige hätte Gründgens nicht belehren, aber vielen Menschen helfen können, ihn nicht nur als einen der großen Schauspieler zu verehren, sondern auch als einen aufrechten, vorbildlichen Menschen.“ 9)

Quellen:

- 1) Britta Probol: Gustaf Gründgens – der leibhaftige Mephisto, in: ndr.de/kultur/geschichte/koepfe/gruendgens2_page-2.html
- 2) Anja Maria Dohrmann: Erika Mann-Einblicke in ihr Leben. Diss zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultäten der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br. 2003, S. 58ff.



- 3) Anja Maria Dohrmann, a. a. O., S. 62.
- 4) Anja Maria Dohrmann, a. a. O., S. 62f.
- 5) Anja Maria Dohrmann, a. a. O., S. 65.
- 6) Anja Maria Dohrmann, a. a. O., S. 65f.
- 7) Britta Probol, a. a. O..
- 8) Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens der Hansestadt. Hamburg 2006, S. 29f.
- 9) Carola Stern: Auf den Wassern des Lebens. Gustaf Gründgens und Marianne Hoppe. Köln 2005, S. 130; S. 141f; S. 286; S. 331;

- **Grünebergstraße, Ottensen (1950): Dr. Bernhard Grüneberg (1861-1936), jüdischer Kinderarzt. Leiter des Altonaer Kinderkrankenhauses.**

Wurde in der NS-Zeit seines Amtes enthoben.

„Bernhard Grüneberg, 1861 im westpreußischen Schloppe geboren, kam als junger Arzt nach einem Medizinstudium in Würzburg 1886 nach Altona und arbeitete zunächst als Assistenzarzt in einem der Vorgänger des heutigen Allgemeinen Krankenhauses Altona in der Max-Brauer-Allee. Ende 1888 übernahm Bernhard Grüneberg von seinem Vorgänger die ärztliche Leitung des Kinderhospitals in der Großen Bergstraße 129, dem dritten Standort des Kinderhospitals in Altona und Vorläufer des heutigen Krankenhauses in der Bleickenallee. Er war mit federführend bei der Umsetzung des großen Neubaus nach modernen Gesichtspunkten. Unter seiner Führung entwickelte sich das Haus vom karitativen Hospitz zu einem Kinderkrankenhaus mit großer Auslastung. In der Konsolidierungsphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1933 / 1934 erfolgte ein schneller Ausschluss der Kassenärzte und Ärzte im öffentlichen Dienst, die fortan als „nichtarisch“ stigmatisiert waren. Grüneberg legte nach sagenhaften 46 Jahren, in denen er das Haus geleitet hatte, im Oktober 1934 seine Ämter nieder, der Vorstand des Krankenhauses hatte ihn entlassen. Knapp ein Jahr später verstarb er 72jährig. Sein Sohn Franz Grüneberg (1900 bis 1964) war als Assistenzarzt am Kinderkrankenhaus Altona, das sein Vater Bernhard Grüneberg leitete, tätig und ließ sich nach dem Entzug der Kassenzulassung in Privatpraxis nieder. Er emigrierte im Januar 1938 mit seiner Familie nach Ohio, wo er seit Anfang 1939 in Elyria als Kinderarzt und Praktischer Arzt niedergelassen war. Denunziation vom Januar 1934: „Es liegt mir, besonders infolge der Entwicklung der Lage der Kinderärzte in Altona in der letzten Zeit sehr daran, mich in Altona recht bald niederlassen zu können. Sollten sich irgendwelche Schwierigkeiten ergeben, so bitte ich folgende Umstände für mein Gesuch sprechen zu lassen. In nächster Zeit wird sich zu den zwei schon in Altona tätigen jüdischen Kinderärzten San. Rat Grüneberg und Dr. Levison auch noch der Sohn des San. Rat Grüneberg in Altona niederlassen. Es würden



dann in Altona drei arischen Kinderärzten drei jüdische Kinderärzte gegenüberstehen. Ich fühle mich infolge meines langjährigen Aufenthaltes in Altona sehr ortsverbunden. Durch die Möglichkeit der Praxisgründung sehe ich die Möglichkeit, mich bald zu verheiraten, was als interner Assistent einer Klinik kaum möglich und erstrebenswert erscheint. Meine Wünsche sind naturgemäß sehr persönlicher Art, aber der entstandene Umstand von dem Übergewicht der Juden unter den Kinderärzten der Stadt, scheint mir doch von allgemeinem Interesse zu sein.“ Hier zeigt sich meines Erachtens deutlich, was ein zentrales Motiv der großen Mehrheit der Ärzte war, die Verfolgung der jüdischen Ärzte mehr oder weniger offen und aktiv zu unterstützen oder stillschweigend hinzunehmen: die Selbstbereicherung bzw. die Sorge um den eigenen Vorteil. Franz Grüneberg und auch seiner Schwester Käte gelang die Emigration in die USA.“ 1)

Quelle:

1) Anna v. Villiez: Verfolgte und vergessene Wegbereiter ihres Faches: Jüdische Kinderärzte und Kinderärztinnen 1933 bis 1945 in Hamburg. Unter: www.beratungszentrum-alsterdorf.de/fileadmin/abz/data/Menu/Fachdiskussion/Erinnern_an_die_Zukunft/Hamburger_juedische_Kinderaerzte_im_NS4.pdf

- **Grünwaldstraße, Bahrenfeld (1928): Mathias Grünwald (1480-1528), Maler und Grafiker der Renaissance**
Ob er jemals verheiratet war, ist nicht bekannt. Er hatte jedoch einen Adoptivsohn *Endreß (Andreas) Neidhart*, der in einem jahrelangen Prozess um die Herausgabe seines väterlichen Erbes kämpfte.
- **Grüningweg, Horn (1959): Hermann Grüning (1841-1929), Buchhändler, stiftete die Hohenfelder öffentliche Bücherhalle**
- **Grumbrechtstraße, Heimfeld (1889): Friedrich Wilhelm August Grumbrecht (1811-1883), Harburger Oberbürgermeister und Abgeordneter in mehreren deutschen Parlamenten des 19. Jahrhunderts, unter anderem in der Frankfurter Nationalversammlung und im Deutschen Reichstag.**



- **Grundherrenstraße**, Rahlstedt (1950): nach den adligen Familien des Hamburger Domkapitels, die Besitzer von Grund und Boden waren und von den Bauern Zinsleistungen verlangten.
- **Grundstraße**, Eimsbüttel (1902): *Friedrich Wilhelm Grund (1791-1874), Dirigent, Begründer der Singakademie in Hamburg*

Friedrich Wilhelm Grund war der Sohn des aus Sachsen stammenden Musikpädagogen Georg Friedrich Grund und dessen Ehefrau Christiane Eleonore Steinert. Die Familie wohnte am Valentinskamp 182. Sein Vater lehrte ihn das Spielen von Klavier, Violine, Violoncello und Kontrabass. Weil er ein Nervenleiden an der rechten Hand hatte, musste er 1819 seine Laufbahn als Musiker beenden, seitdem arbeitete er als Komponist, Dirigent und Musiklehrer. Im selben Jahr rief er gemeinsam mit Jacob Steinfeldt (1788–1869) die *Gesellschaft der Freunde des religiösen Gesangs, die später dann Hamburger Singakademie hieß, ins Leben*. 34 Jahre lang leitete er die 1828 als *Verein zur Aufführung von Winterkonzerten* gegründete Philharmonische Gesellschaft.

Auch seine Geschwister waren Musikerinnen und Musiker, so seine Schwestern **Christiane Sengstacke** (24.8.1783 Dresden–27.5.1867 Bremen, Pianistin und Sängerin) und **Henriette Grund** (1783-1867, Pianistin und Sängerin).

Christiane Grund (Vornamen auch Eleonore, Christel), verheiratete Sengstack bzw. Sengstacke war das älteste von neun Kindern des Ehepaares Georg Friedrich Grund und Christiane Eleonore, geb. Steinert. Zu ihren Geschwistern gehörten die Berufsmusiker Eduard (1802-1871) und Friedrich Wilhelm Grund sowie die ebenfalls als Pianistin und Sängerin tätige Henriette Grund. Christiane Grund war Klavierschülerin ihres Vaters. Bereits als 8-Jährige debütierte sie im Dezember 1791 am Hamburger Stadttheater. Dieses erste erfolgreiche Konzert des Kindes habe entscheidend zur Verbesserung der bis dahin dürftigen materiellen Situation der Familie beigetragen, berichtete eine Nachbarin. Ihr Vater, Georg Friedrich Grund, der erst seit wenigen Jahren in Hamburg tätig war, wurde durch den öffentlichen Erfolg der Tochter rasch zu einem gefragten Klavierlehrer.

Bereits im Februar 1792 folgte ein weiterer Auftritt in einem Konzert der Gesellschaft Harmonie (exklusiver „Wirtschaftsclub“ von damals ca. 30 fortschrittlich denkenden Geschäftsleuten, die internationale Presse diskutierten, Soireen und Konzerte veranstalteten). Der „Hamburgische Correspondent“ bescheinigte dem Mädchen nicht nur „schnelle Fortschritte in der Kunst“, sondern bewunderte auch ihre „Fertigkeit und den geschmackvollen



Vortrag (...) sowol in den schwersten Passagen, als insbesondere auch in der Cadence durch alle Töne“ (Hamburgischer Correspondent Nr. 34, 29.2. 1792). In den folgenden Jahren trat sie regelmäßig in eigenen Konzerten auf; als Konzertorte sind das Schauspielhaus, das Komödienhaus und die „Harmonie“ nachweisbar. Ab 1795 ließ sie sich zudem als Sängerin hören. Christiane Grund konzertierte auch gemeinsam mit ihren Geschwistern, so etwa erstmals mit ihrem sechsjährigen Bruder Fritz im November 1792 vierhändig am Klavier. Mit zunehmendem Alter wurde sie in der Fachpresse kritischer beurteilt: Das Spiel der jungen Frau wurde als altersgerecht und sehr virtuos, aber für große Konzerte nicht kraftvoll genug beschrieben.

So sind auch die Biographien der Geschwister Grund Beispiele für die ungleichen Chancen der Geschlechter im Musikleben des 19. Jahrhunderts: „Während die Brüder Eduard (späterer langjähriger Konzertmeister der Meininger Hofkapelle) und Friedrich Wilhelm (als Gründer der Philharmonischen Gesellschaft eine wichtige Persönlichkeit der Hamburger Musikgeschichte) erfolgreiche, in exponierten Positionen tätige Berufsmusiker wurden, nahm die Vita der offenkundig ebenfalls talentierten Christiane Grund eine andere Wendung. Sie wandte sich zunehmend dem Gesang zu. Und das, obwohl Christiane Grund offenkundig über einen hohen Bildungsstand verfügte und vier Sprachen beherrschte (Louis Spohr, Lebenserinnerungen, hrsg. von Folker Göthel, Tutzing 1968). Ab ihrem 14. Lebensjahr gab sie Klavierunterricht, eine dauerhafte Berufstätigkeit als Musikerin fand jedoch nicht statt.

Stattdessen heiratete Christiane Grund 1802 den Bremer Kaufmann Georg Friedrich Sengstack, übersiedelte nach Bremen und zog sich aus dem öffentlichen Konzertleben zurück. Die ab 1820 von Christiane Grund, verh. Sengstack, verfassten Jahresrückblicke bieten die seltene Möglichkeit, auf das private Leben einer einstmalig erfolgreichen Künstlerin zu blicken, die durch die Heirat in ihrem Wirkungsraum weitgehend auf den Privatkreis beschränkt wurde. (Familienglück – das Beste auf Erden. Die Berichte der Ehefrau Christiane des Bremer Kaufmanns Georg Friedrich Sengstack aus den Jahren 1820 bis 1861, hg. von Althée Meinken, Bukarest 1997). Christiane Sengstack bekam 16 Kinder; in ihrer Chronik nehmen die Schilderungen familiärer Ereignisse entsprechend den weitaus meisten Raum ein. Es entsteht der Eindruck einer fürsorglichen, im Zentrum ihrer Familie stehenden Frau. Gleichzeitig ist feststellbar, dass sie die Musik nicht aufgab, sondern weiterhin am Musikleben teilnahm. Der professionelle Hintergrund der Musiker-Familie Grund ermöglichte es Christiane Sengstack, mit einer Reihe von hochklassigen MusikerInnen der Zeit auch im persönlichen Kontakt zu stehen. Im Haus der Familie Sengstack etablierte sie Privatkonzerte, an denen 1833 etwa die Pianistin Louise Dulcken teilnahm (Klavierschülerin des Bruders Friedrich Wilhelm Grund, vgl. Kurzbiografie in



dieser Datenbank). Auch die Brüder Friedrich Wilhelm und Eduard musizierten gemeinsam mit Christiane Sengstack. Dabei wurde offenkundig auch Repertoire gespielt, das für Frauen dieser Zeit – zumal im Rahmen bürgerlicher Salon- und Hauskonzerte – eher unüblich war: Etwa Beethovens Eroica in vierhändiger Bearbeitung oder – gemeinsam mit den Brüdern – „ein schönes großes Trio von Beethoven“.

Text in Anlehnung an die genannte wissenschaftliche Quelle zusammengestellt von Dr. Cornelia Göksu

Quelle mit Angabe weiterführender Literatur:

Volker Timmermann, Artikel „Grund, Christiane (Eleonore), Christel, verh. Sengstack, Sengstacke“ im Online-Lexikon des Sophie Drinker Instituts für musikwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung, vertreten durch Prof. Dr. Freia Hoffmann 2008, sophie-drinker-institut.de

- **Grusonstraße, Billbrook (1924):** *H. A. Gruson (13.3.1821 Magdeburg-30.1.1895 Magdeburg), Industrieller, Erfinder des Grusonschen Hartgusses.*

Gruson war seit 1847 in erster Ehe mit **Emma Lemelson** (1825–1888), der Tochter eines Papierfabrikanten in Neustrelitz verheiratet. Das Paar bekam zwei Töchter und einen Sohn. Ein Jahr nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete Gruson 1889 die 32 Jahre jüngeren **Helene Hildebrandt** (1853-1934), Tochter eines Superintendenten. Nach dem Tod ihres Mannes wurde Helene zur Stifterin, denn sie erfüllte 1895 zusammen mit dem Sohn ihres Mannes aus erster Ehe den letzten Wunsch ihres Ehemannes und übergab dessen seltene Pflanzensammlung, einschließlich der Gewächshäuser, der Stadt Magdeburg. Bedingung für diese Stiftung war, dass diese Pflanzensammlung den Namen ihres Ehemannes tragen müsse, dass es freie Eintrittstage für jeden geben solle und die bis dato beschäftigten Gärtnerlehrlinge bis zur Beendigung ihrer Lehrzeit übernommen werden sollten. Helene Gruson und der Sohn spendeten der Stadt Magdeburg noch 50.000 Mark. Zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes heiratete Helene Gruson den Kommerzienrat Ernst Meyer in Hannover. 1906 ging sie ihre dritte Ehe ein und ehelichte den Generalmajor Erhard Hentschel in Pulsnitz.

Vermögen und wirtschaftlichen Erfolg machte Gruson u. a. mit der Entwicklung des „Hartgußherzstücks zur Hartgußgranate, die schmiedeeiserne Panzerplatten besser durchschlug als die damals noch ungehärtete Stahlgranate und in der Folgezeit das Feld behauptete, bis es gelang, sie durch gehärtete Stahlgeschosse zu übertreffen. (...) Die gesammelten Erfahrungen ließen den Hartguß besser als andere Werkstoffe auch zur Panzerung von Geschütztürmen auf dem Festlande erscheinen. 1873 glückte es G., mit einem nach seinen



Angaben konstruierten Panzerturm die Erwartungen weit zu übertreffen. Hand in Hand mit der Entwicklung der Hartgußdrehtürme ging die der sogenannten Minimalschartenlafetten, die G. gleichfalls erfunden und in den 70er Jahren zuerst hergestellt hatte. Von weiterer entscheidender Bedeutung für die Panzerbefestigung sollte die Zusammenarbeit G.s mit seinem früheren Gegner, dem Ingenieurmajor Schumann, werden, mit dem er 1882 Freundschaft schloß. Ihren gemeinsamen Bemühungen gelang es, die Schumannsche Panzerlafette als die geeignete Panzerkonstruktion für Binnenlandbefestigungen immer vollendeter zu gestalten und mit ihr 1885 bei Schießversuchen in Bukarest dem französischen Panzerturm des Majors Mougin den Rang abzulaufen. Als nächste Etappe ergab sich für das G.werk die Entwicklung von klein- und mittelkalibrigen Schnellfeuerkanonen. (...)Trotz der Krisenfestigkeit, die das G.werk durch seine Vielseitigkeit erlangt hatte, bahnte sich im Laufe der Zeit eine Fusionierung mit dem Hause Krupp an, nachdem beide Firmen seit 1870 sich in wachsendem Maße auf die gegenseitige Belieferung und Ergänzung eingestellt hatten. 1892 kam zwischen dem G.werk, das 1886 in eine Aktiengesellschaft unter Leitung G.s umgewandelt worden war, und der Firma Fried. Krupp ein Betriebsüberlassungsvertrag zustande, dem 1893 die käufliche Übernahme des G.werkes durch Krupp folgte.“ 1)

Quelle:

1) Nix, Heinz, "Gruson, Hermann" in: Neue Deutsche Biographie 7 (1966), S. 237-238 [Onlinefassung]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd116901888.html#ndbcontent>

- **Gryphiusstraße, Winterhude (1910):** *Andreas Gryphius, eigentlich Andreas Greif (2.10.1616 Glogau-16.7.1664 Glogau), Dichter und Dramatiker des Barock*
„G., dem jüngsten Kind aus der 3. Ehe seines Vaters [Pastor, 1560-1621], war tiefer Ernst, ja Schwermut wesenseigen. Schicksalsschläge, Verlust und Bedrängnis, die er von Jugend auf in überreichem Maße an sich und seiner Umwelt erlebte, mögen dazu die Erfahrung von der ‚Vergänglichkeit menschlicher Sachen‘ fest in sein Weltbild eingepägt haben. Häufige Erkrankungen mit der Drohung des Todes verdüsterten sein Leben; früh verlor er Vater und Mutter [1592-1628, starb an Schwindsucht]; von den 6 Kindern aus der 2. Ehe seines Stiefvaters hat keines die Geburt lange überlebt (ähnlich starben auch die meisten seiner eigenen Kinder früh, eine Tochter blieb vom 4. Lebensjahr an physisch und geistig verkümmert); er war Zeuge von Pestepidemien und Feuersbrünsten, die Landstriche und Städte verheerten, erlebte aus nächster Nähe Leiden und Zerstörung des 30jährigen Krieges und litt unter der konfessionellen Verfolgung, die den Stiefvater und ihn selbst 1628 aus seiner Heimatstadt vertrieb.“ 1)



Im Alter von 33 Jahren heiratete Grypius 1649 in Fraustadt **Rosina Deutschländer**, Tochter eines angesehenen Fraustädter Kaufmanns. Das Paar bekam vier Söhne und drei Töchter. Seine älteste Tochter hatte. Sein ältester Sohn Christian gab 1698 die gesammelten Werke des Vaters heraus. In seinen Werken thematisiert Grypius das Leid und den moralischen Verfall während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges sowie die Unruhe, Einsamkeit und Zerrissenheit der Menschen.

Quelle:

- 1) Monath, Wolfgang, "Grypius, Andreas" in: Neue Deutsche Biographie 7 (1966), S. 242-246 [Onlinefassung]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118543032.html#ndbcontent> –

- **Güllweg, Iserbrook (1953): Friedrich Wilhelm Güll (1.4.1812 Ansbach-24.12.1879 München), Kinderliederdichter**

Als Güll 18 Monate alt war, starb sein Vater, ein Goldschmiedemeister im Alter von 27 Jahren. Gülls Mutter Margareta Regina, geb. Zunbrunn, Tochter eines Hoflakais und Appellationsgerichtsboten, zog ihr Kind allein groß, heiratete 1816 einen Schneidermeister.

Hüll wurde 1833 Armenschullehrer in Ansbach und wurde 1834 zweiter Lehrer an der königlichen Unterrichtsanstalt für höhere weibliche Bildung. Im Juni 1835 heiratete er **Amalie Birkmeyer**, Tochter eines Seifen- und Lichterfabrikanten, mit der er acht Kinder bekam. Ein Jahr nach der Hochzeit gab Güll seinen ersten Gedichtband „Kinderheimat in Liedern“ heraus. 1842 zog Güll mit seiner Frau und den damals drei Kindern nach München. Hier wurde er Lehrer an der protestantischen Pfarrschule. Um seine große Familie zu ernähren, übernahm Güll noch Privatkurse für Mädchen aus den höheren Ständen und acht Jahre lang unterrichtete er die Töchter des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg. 1860 starb Gülls Ehefrau. Güll selbst beendete seine Arbeit als Lehrer zwei Jahre später.

- **Günther-Schwarberg-Weg, Schnelsen (2013): Günther Schwarberg (1926-2008), Autor, Journalist, recherchierte und schrieb über das Schicksal der 20 jüdischen Kinder, die am 20.4.1945 in der Schule Bullenhuser Damm ermordet wurden.** Siehe auch: Brüder-Hornemann-Straße; Eduard-Reichenbaum-Weg; Georges-Andrè-Kohn-Straße; Jungliebstraße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-



Scharnberg-Weg, in Bd. 3 online. Siehe auch: Geschwister-Witonski-Straße; *Jacqueline-Morgenstern-Weg*; *Lelka-Birnbaum-Weg*; *Mania-Altmann-Weg*; *Riwka-Herszberg-Stieg*; *Wassermannpark*; *Zylberbergstieg*; *Zylberbergstraße* in Bd. 2.

Folgender Text aufgeschrieben von Barbara Hüsing, Lebensgefährtin von Günther Schwarberg und Rechtsanwältin.

„Mein Mann ist 82 Jahre alt geworden. 33 Jahre davon haben wir zusammengelebt. Unsere Arbeit führte uns zusammen. Wir lernten uns im Juni 1975 in der Kantine des Strafjustizgebäudes in Hamburg kennen. Er schrieb damals Gerichtsreportagen für den ‚stern‘, und ich war Strafverteidigerin. Er war ein sehr kritischer Berichterstatter und ein durch und durch politischer Mensch. Sein Leben war bestimmt von den schrecklichen Erlebnissen im Nationalsozialismus und im Krieg. Er hatte das Glück, von einem Vater erzogen worden zu sein, der Hitler auf das Tiefste verabscheute. So konnte Günther Schwarberg, der als Soldat noch in den Krieg musste, den 8. Mai 1945, achtzehn Jahre alt, als den glücklichsten Tag seines Lebens feiern. Der Krieg war aus, die Nazis vernichtet, dachte er. In seinem letzten Buch ‚Das vergesse ich nie – Erinnerungen an ein Reporterleben‘ von 2007 schreibt er dazu: ‚Ich bin naiv, ich bin voll Glück.‘ Doch schon bald stellte er fest, obwohl nicht kriegsversehrt, dass ihn etwas wie eine Verletzung drückte. Er fragte sich: ‚Kann man das alles abschütteln?‘ Es ist etwas Entsetzliches geschehen, und trotzdem sagen viele Menschen: ‚Nun ist alles wieder gut. Das geht doch gar nicht.‘ Und bei ihm ging es auch nicht. Den Hass auf den Krieg und den Faschismus konnte er sein Leben lang nicht abschütteln. Von ihm habe ich gelernt, dass Frieden und Antifaschismus vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte untrennbar zusammengehören. Die Opfer des Nationalsozialismus wurden zu seinem Lebensthema. Erst schrieb er darüber im ‚stern‘, später auch in anderen Zeitschriften und Zeitungen. Nach 22-jähriger ‚stern‘-Zugehörigkeit wurde er 1988 freier Autor und verfasste zahlreiche Bücher (...): ‚Der SS-Arzt und die Kinder vom Bullenhuser Damm‘; ‚Meine 20 Kinder‘; ‚Angriffsziel Cap Arcona‘; ‚Der Juwelier von Majdanek‘; ‚Der letzte Tag von Oradour‘ (mit Lea Rosh); ‚Die letzte Fahrt der Exodus‘; ‚Die Mörderwaschmaschine‘; ‚Im Ghetto von Warschau‘; ‚Es war einmal ein Zauberberg (Thomas Mann in Davos)‘; ‚Dein ist mein ganzes Herz‘ (Das Leben des vergessenen Librettisten Löhner-Beda)‘.

Wie viele Sonntage saßen wir in unseren Arbeitszimmern und halfen uns gegenseitig. Ich sprach mit ihm über meine Plädoyers, und er gab mir seine geschriebenen Seiten zur Korrektur. Doch Günther blieb nicht am PC sitzen. Gerne gab er seine erforschten Geschichten in Lesungen weiter. Besonders eindrucksvoll waren Abende gemeinsam mit dem Musiker Joachim Kuntzsch. Er sang am Piano so bekannte Lieder wie ‚Ich hab‘ mein Herz in Heidelberg



verloren'; ‚Dein ist mein ganzes Herz‘; ‚In der Bar zum Krokodil‘. Günther erzählte dazu die Geschichte von Fritz Löhner-Beda über dessen märchenhaften Aufstieg und qualvollen Leidensweg: Fritz Löhner-Beda war in Wien ein berühmter Mann und der Librettist von Franz Lehar [siehe: Leharstraße in Band 3 online]. Nicht nur Hitler liebte seine Operetten. Nach dem ‚Anschluss‘ 1938 wurde er deportiert und zunächst nach Buchenwald gebracht. Später wurde er im KZ Auschwitz ermordet.

Häufig kamen nach Lesungen Zuhörer zu Günther und konnten etwas zu den Opfern erzählen. Er hörte ihnen aufmerksam zu und ging Spuren nach, auch wenn ein Artikel oder das Buch bereits abgeschlossen waren. Für ihn war ein Thema nie ‚gestorben‘. (...)

Die größte Geschichte, die er gefunden hat und an der wir gemeinsam seit 1977 bis zu seinem Tod gearbeitet haben, war die des Kindesmordes am Bullenhuser Damm. Zwanzig jüdische Kinder wurden am 20. April 1945 mit zwei französischen Häftlingsärzten und zwei holländischen Häftlingspflegern im Keller der Schule am Bullenhuser Damm in Hamburg-Rothenburgsort erhängt. An den Kindern waren zuvor schreckliche medizinische Experimente im KZ Neuengamme gemacht worden. Diese Verbrechen wollte die SS vor den einrückenden englischen Truppen vertuschen. In derselben Nacht wurden mit den Kindern auch mindestens vierundzwanzig sowjetische Kriegsgefangene ermordet. 1946 wurde der Kindermord in einem englischen Militärtribunal im Curio-Haus in Hamburg behandelt. Die aufgefundenen Täter, SS-Leute, wurden zum Tode verurteilt, bis auf den SS-Arzt Dr. Kurt Heißmeyer und den SS-Obersturmführer Arnold Strippel, die sich verstecken konnten. Heißmeyer wurde zwanzig Jahre später in der DDR gefunden und zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Arnold Strippel musste wegen anderer Morde im KZ Buchenwald einige Zeit im Zuchthaus sitzen. Später wurde seine Strafe verkürzt. Er konnte unbehelligt in Frankfurt/Main sogar eine Haftentschädigung verleben.

1979 veröffentlichte mein Mann eine sechsteilige Serie im ‚stern‘: ‚Der SS-Arzt und die Kinder‘, die Geschichte über das Schicksal der Kinder, und wir fanden Angehörige der Kinder: Brüder, Mütter, Cousins, Cousinen, Tanten – aus den U.S.A., Frankreich, Italien, den Niederlanden, Israel. Mit ihnen gemeinsam gründeten wir am 20. April 1979 die ‚Vereinigung Kinder vom Bullenhuser Damm‘. Die Familien beauftragten mich, Strafanzeige gegen Arnold Strippel wegen Mordes zu erstatten. Nur durch unseren massiven Druck im In- und Ausland in der Öffentlichkeit wurde schließlich nach vier Jahren Anklage gegen Strippel wegen 48-fachen Mordes erhoben. 1987 wurde das Verfahren jedoch endgültig eingestellt, weil er verhandlungsunfähig war. Er wurde wegen des Kindesmordes nie zur Verantwortung gezogen. Ein Jahr zuvor, 1986, hatten mein Mann und ich zu einem internationalen Tribunal unter dem Vorsitz des ehemaligen Richters am



Bundesverfassungsgericht, Martin Hirsch, Richter und Juristen eingeladen. Das Tribunal beschäftigte sich mit der Nichtaufarbeitung von Naziverbrechen durch die bundesdeutsche Justiz und kam zu dem Schluss, dass ein Staat, der die Verbrechen des Naziregimes unbestraft lässt, anfällig ist für neuen Faschismus.

Wir haben viel erreicht: Die Schule am Bullenhuser Damm wurde 1980 vom Senat zur Gedenkstätte erklärt und nach Janusz Korczak benannt. Bis 1999 wurde sie von der ‚Vereinigung Kinder vom Bullenhuser Damm‘ privat betrieben. Dann ging sie als Außenstelle in die Obhut der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und damit der Kulturbehörde über. Schulen, Universitäten, Volkshochschulen und Gewerkschaften luden uns zu Vorträgen ein. Schülerinnen und Schüler aus vielen Ländern pflanzten Rosen im Rosengarten der Kinder vom Bullenhuser Damm, den wir seit 1982 pflanzen und auf dem Schulhof anlegten. 1985 wurde er eingeweiht. Besucherinnen und Besucher können dort für die Kinder Rosen pflanzen. Tafeln erinnern an einzelne Kinder.

Wir konzipierten und erstellten vor fast dreißig Jahren eine Ausstellung über die Kinder vom Bullenhuser Damm, die durch viele Länder Europas ging. In Eindhoven/Niederlande, wo die beiden ermordeten Kinder Eduard und Alexander geboren wurden, legte die Stadt einen Geschwister-Hornemann-Park an. In Italien sind mehrere Rosengärten zur Erinnerung an das einzige italienische Kind, Sergio de Simone, geschaffen worden. Im Stadtteil Hamburg-Schnelsen/Burgwedel wurden 1992 und 1993 Straßen nach den ermordeten Kindern benannt. So gibt es z. B. einen Roman-Zeller-Platz und einen H.-Wassermann-Park. Jährlich finden dort am 20. April auch Gedenkfeiern für die Kinder vom Bullenhuser Damm statt.

Unser Kontakt zu den Angehörigen wurde immer enger. Wir besuchten uns und schrieben uns zu Geburtstagen. Wir telefonierten oft miteinander. Unsere Vereinigung wurde immer mehr wie eine Familie. Eines Tages sagte Philipp Kohn, der Bruder des ermordeten Georges-André Kohn, zu Günther Schwarberg: ‚Jetzt bist du mein Bruder.‘

1987 erhielten Günther und ich in Eindhoven/Niederlande die Anne-Frank-Medaille für unsere Arbeit. Das war die schönste Auszeichnung, die wir uns vorstellen konnten.

Kurz vor seinem Tod, am 11. November 2008, hat mein Mann noch in unserem Hause vor Freunden, Nachbarn und Bekannten aus seinem letzten Buch gelesen. In diesem Buch hat er geschrieben, dass unser gemeinsames Glück mit dem Kennenlernen begann und nicht mehr aufgehört hat. Am Ende seines Lebens konnte ich zu ihm sagen: ‚Wir hatten ein schönes Leben‘, worauf er antwortete: ‚Wir haben ein schönes Leben.‘ Dieser Satz wird mich mein Leben lang weiter



begleiten, auch bei meiner beruflichen und politischen Arbeit, im Zusammensein mit den beiden Töchtern, den Enkeln und den Freunden.“

Text: Barbara Hüsing

Quelle:

Auszug aus ihrem Nachruf auf Günther Scharnberg, veröffentlicht in der Broschüre zur Gedenkveranstaltung des Senats der Freien und Hansestadt Hamburg für Jens Michelsen (1952-2007); Dr. h. c. Ursula Randt (1929-2007) und Günther Schwarberg (1926-2008) am 15. Dezember 2009 im Kaisersaal des Hamburger Rathauses.

- **Güntherstraße, Hohenfelde (1863):** *Johann Arnold Günther (9.4.1755 Hamburg -20.8.1805 Hamburg), Vorbesitzer des Geländes. Senator, Aufklärer, Mitbegründer der Allgemeinen Armenanstalt*

Sohn des gleichnamigen und wohlhabenden Hamburger Kaufmanns Johann Arnold Günther. 1781 Heirat mit seiner zwei Jahre älteren Cousine **Maria Cornelia Krochmann** (1753-1796). Die Ehe blieb kinderlos. Nach dem Tod seiner Ehefrau, die mit 43 Jahren verstarb, verlebte Günther vereinsamt, oft krank und überarbeitet seine letzten Lebensjahre im Kreise von vertrauten und verwandtschaftlichen Freunden auf seinem Landsitz in Hamm.

- **Guerickeweg, Barmbek-Nord (1930 und 1940):** *Otto von Guericke (30.11.1602 Magdeburg – 11.5.1686 Hamburg), Physiker, Erfinder der Kolben-
vakuumpumpe*

Guericke entstammte einem Magdeburger Ratsgeschlecht. Sein Vater (1555-1620) war polnischer Gesandter, später Stadtkämmerer und Schultheiß. Er starb im Alter von 65 Jahren, als Otto von Guericke 18 Jahre alt war. Seine Mutter Anna, geborene von Zweydorff (1580-1666) Tochter eines Patriziers, war 25 Jahre jünger als ihr Mann. Sie wurde mit 40 Jahren Witwe und heiratete zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes einen Deputierten und Syndikus.

Otto von Guericke heiratete 1628 im Alter von 24 Jahren seine drei Jahre jüngere Verwandte **Margaretha Alemann** (1605-1645), aus einem Adelsgeschlecht stammend und Tochter eines Kanzlers. Mit 43 Jahren wurde er Witwer und heiratete sieben Jahre nach dem Tod seiner Frau, die im Alter von 40 Jahren verstarb, die achtzehn Jahre jüngere und zum Zeitpunkt der Heirat 30 jährige **Dorothea Lentke** (1622-1687), die Tochter seines Amtskollegen und Bürgermeisters Stephan Lentke. Mit Dorothea Lentke hatte Guericke drei Kinder: Anna Katharina Guericke, Otto Guericke jun. und Jakob Christoph Guericke.



Zwei der Kinder, Anna Katharina und Jacob Christopher starben bereits in jungen Jahren.

Als 1681 die Pest in Magdeburg ausbrach, siedelte Guericke mit seiner Frau zum gemeinsamen Sohn nach Hamburg über. Hier starb Guericke im Alter von 84 Jahren. Seine Frau, die damals 64 Jahre alt war, starb ein Jahr später.

- **Guldtweg, Blankenese (1947):** Romanfigur aus Gustav Frenssens Buch „Der Untergang der Anna Hollmann“. Siehe: Anna-Hollmann-Weg, in: Bd. 2. Siehe auch weitere Romanfiguren von Gustav Frenssen: Jörn-Uhl-Weg; Babendiekstraße. Siehe zur Person Gustav Frenssen, in Bd. 1 im Kapitel: Straßenbenennungen: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und in Band 2 bei Emmy-Beckmann-Weg.
- **Gundermannstraße, Billstedt (1962):** Tobias Gundermann (17. Jhd.), Verleger
- **Gurlittstraße, St. Georg (1840):** Dr. Johannes Gottfried Gurlitt (13.3.1754 Halle -14.6.1827 Hamburg), Reformpädagoge. Direktor des Johanneums. Verfechter des religiösen Rationalismus. Förderer von Johann Wilhelm Rautenberg (Rautenbergstraße, siehe Bd. 2.).
Sohn des Schneidermeisters Johann Georg Gurlitt aus Konradswaldau in Schlesien und dessen Ehefrau Johanna Christiane, geb. Carnal. Gurlitt blieb ledig.
- **Gustav-Adolf-Straße, Marienthal (vor 1892):** Gustav Adolf (9.12.1594 Stockholm-6.11.1632 bei Lützen), König von Schweden

Gustav Adolf war der älteste Sohn des Reichsverwesers und späteren Königs Karl IX. von Schweden und dessen zweiter Frau **Christine von Holstein-Gottorp** (12/13.4.1573 Kiel – 8.12.1625 Schloss Gripsholm) . Von 1604 bis 1611 war sie schwedische Königin. Die Heirat fand 1592 statt, da war Christine 19 Jahre alt. Ursprünglich sollte sie mit dem wenige Jahre älteren König Sigismund III. Wasa verheiratet werden. Doch dieser brach das Versprechen. Christine soll



diesen Schmerz nie verwunden haben und wurde schließlich mit dem 23 Jahre älteren Karl IX. (1550–1611) verheiratet. Das Paar bekam vier Kinder: 1593, 1594, 1596, 1601.

Christine soll sparsam mit den Haushaltsmitteln des Hofes umgegangen sein. Christine, die mit 38 Jahren Witwe wurde, soll sich ihren Kindern gegenüber als durchsetzungsstark erwiesen haben. So verbot sie ihrem ältesten Sohn Gustav Adolf seine Jugendliebe **Ebba Brahe** (16.3.1595-5.1.1674) zu heiraten, weil diese nicht standesgemäß erschien. Dieses Vorgehen machte ihren Sohn in Liebensdingen unglücklich. Ebba Brahe war eine schwedische Hofdame und Geschäftsfrau. 1611, im Alter von 16 Jahren, war sie als Hofdame zur Königinwitwe Christine gekommen. Damals war Gustav Adolf 17 Jahre alt. Die beiden jungen Leute verliebten sich ineinander. Zwei Jahre später, 1613, bat er Ebba in einem Brief um eine Unterredung bei ihrem Vater. Doch Gustav Adolfs Mutter war gegen diese Verbindung. Gustav Adolf ging daraufhin eine Liebesaffaire mit **Margareta Slots** (oder Margareta Cabeliau), der Ehefrau eines niederländischen Ingenieurs und Offiziers in schwedischen Diensten, ein und wurde 1616 Vater eines Sohnes. Diesen Sohn, namens Gustav Gustavson (24.4.1616 – 25.10.1653) erkannte er als eigenen Sohn an, was damals sehr unüblich war. Gustav Gustavson wurde schwedischer Heerführer im Dreißigjährigen Krieg, Reichsrat und schließlich Administrator des Hochstifts Osnabrück. Diese Liebesbeziehung Gustav Adolfs zu einer verheirateten Frau wurde zum Gegenstand öffentlicher Verurteilung durch die lutherische Kirche. Besonders Gustav Adolfs eigener Hofprediger wettete gegen diese Liebe. In Schweden wurde damals Ehebruch mit dem Tod bestraft.

Zwei Jahre nach der Geburt seines unehelichen Sohnes Gustav Gustavson verheiratete Gustav Adolf 1618 seine Jugendliebe Ebba Brahe mit seinem Freund und militärischem Erzieher Jakob de la Gardie, der zwölf Jahre älter als Ebba war. Gustav Adolf ertrug es nicht, an der Hochzeit teilzunehmen, sein Liebeskummer war wohl noch immer sehr groß. Mit Jakob de la Gardie bekam Ebba Brahe 14 Kinder. Mit 47 Jahren wurde sie Witwe und kümmerte sich fortan um das Familienvermögen, was ihr ausgezeichnet gelang. Sie kaufte mehrere Landgüter, vermehrte so das Vermögen, besonders als auf einem ihrer Güter Eisenerz gefunden wurde.

Im selben Jahr, als die Hochzeit zwischen Ebba Brahe und Jakob de La Gardie stattfand, begab sich Gustav Adolf unter falschem Namen mit seinem Schwager nach Deutschland, um dort auf Brautschau zu gehen. Er wählte **Maria Eleonore von Brandenburg** (11.11.1599-28.3.1655) aus, die Tochter des brandenburgischen Kurfürsten. Das Paar heiratete 1620 und bekam vier Kinder, wobei allerdings drei im Säuglingsalter verstarben.



Maria Eleonore begleitete ihren Ehemann auf seinen Feldzügen, trat sogar an die Spitze eines Truppenverbandes. An der Regierung beteiligte sie Gustav Adolf aber nicht. Maria Eleonore galt als verschwenderisch, machte Schulden und war als Königin in Schweden nicht sehr beliebt.

Maria Eleonore wurde mit 33 Jahren Witwe, nachdem ihr Mann 1632 im Alter von 38 Jahren in der Schlacht bei Lützen getötet worden war. Maria Eleonoras sechs Jahre alte Tochter Christine wurde offiziell Königin von Schweden. Die Regierung übernahm Axel Oxenstierna. Wegen der Vormundschaft und Erziehung der Königin gab es Streit zwischen Maria Eleonore und Axel Oxenstierna. Maria Eleonore zog sich auf ihren Witwensitz Schloss Gripsholm zurück. Ihre Korrespondenz mit ihren deutschen Verwandten wurde überwacht. 1640 flüchtete sie nach Dänemark, wo sie am königlich dänischen Hof in Nykøbing lebte. Zwei Jahre später wurde ihr vom schwedischen Hof befohlen, Dänemark zu verlassen. Sie zog nach Interburg und erhielt auf ihr Wittum jährlich noch 40.000 schwedische Taler ausgezahlt. Ihre Tochter Christine von Schweden erhöhte aus eigenen Mitteln diese Summe. 1648 kehrte Eleonore nach Schweden zurück und verbrachte ihre letzten Lebensjahre ausgesöhnt mit ihrer Tochter, die beim Tod ihrer Mutter 29 Jahre alt war.

- **Gustav-Falke-Straße**, Eimsbüttel ((1921): *Gustav Falke* (11.1.1853 Lübeck-8.2.1916 Hamburg Groß-Borstel), Schriftsteller

Sohn eines Kaufmanns. Seine Mutter war die Tochter eines Landwirtes. Seit 1890 war Gustav Falke mit seiner ehemaligen Klavierschülerin **Anna Heissel** adoptierte Theen (1862–1946) verheiratet. Mit ihr hatte er zwei Töchter, Gertrud (1891–1984) und Ursula (1896–1981) und einen Sohn, Walter (1901–1967).

Seine Töchter waren Ausdruckstänzerinnen. Gertrud Falke erhielt eine tänzerische Ausbildung an der Dalcroze-Schule in Hellerau und Unterricht bei Rudolf von Laban. Seit 1913 hatte sie eine eigene Tanzschule im Hamburger Curiohaus. Gemeinsam mit ihrer Schwester Ursula Falke (23.3.1896-25.10.1981) errichtete sie 1916 am Holzdamm 46 die Falke-Schule, als „Neue Schule für den freien, künstlerischen Tanz“. Die Falke-Schwester traten als Tanzpaar auf, so auch auf den Hamburger Künstlerfesten im Curiohaus. Sie waren die Stars der Ausdruckstanz-Szene. Gertrud Falke heiratete 1922 den Staatsrechtler Hermann Heller (1891-1933) und zog von Hamburg fort. In England arbeitete sie als Lehrerin für Entspannung am Crichton Royal Hospital, wo sie Soldaten mit Schützengrabenneurose und Patientinnen und Patienten, die an Neurosen, Psychosen etc. litten, mit Tanz therapierte. Später lehrte sie an der Freiburger Universität.



Nach der Heirat ihrer Schwester Gertrud machte Ursula Falke eine Solo-Karriere. Ihr Ehemann, der Bildhauer Richard Luksch, den sie 1923 geheiratet hatte, entwarf für sie Gesichtsmasken und Kostüme, mit denen sie auftrat. Ursula Falke lebte mit ihrem Ehemann, dessen zweite Ehefrau sie war, in der Hartungstraße 15.

- **Gustav-Freytag-Brücke, Uhlenhorst (1904): Gustav Freytag (13.7.1816 Kreuzburg-30.4.1895 Wiesbaden), Schriftsteller**

Gustav Freytag entstammte einer großbürgerlichen Familie, sein Vater war Bürgermeister. Zeit seines Lebens war Gustav Freytag finanziell unabhängig, dank des Familienvermögens. Dieser Tatbestand soll der Grund für seinen zielstrebigem Ergeiz und sein großes Selbstbewusstsein gewesen sein.

Im Alter von 31 Jahren heiratete Gustav Freytag die wohlhabende Schlesierin **Emilie Scholz, geschiedene Gräfin Dyhrn**. Kennengelernt hatten sie sich 1842 während eines Helgoland-Urlaubs. Damals war Emilie noch verheiratet. Als sie Gustav Freytag heiratete, brachte sie einen Sohn aus ihrer ersten Ehe mit. Emilie Freytag soll unheilbar erkrankt gewesen sein und brauchte dauerhaft Pflege. Einen Tag nachdem sie am 13. Oktober 1875 gestorben war, schrieb der 59-jährige Gustav Freytag an seinen Freund Salomon Hirzel: „Lieber Freund. Meine Frau ist gestern Mittag von mir geschieden. Ihr Ende war mild u. ohne Schmerzen. Das ist das Manuskript, welches ich Ihnen sende. Der Roman, den ich seit meiner Jugend geschrieben ist aus, und ich lege müde die Feder hin ...“ Und an Heinrich von Treitschke schrieb er einige Monate später: „Noch kann ich mich in der Leere und Armuth meines Lebens nicht zurecht finden, es ist mir Alles locker geworden, da ich nicht Amt, nicht Kinder habe. Die große Pflicht meiner Tage, meine Freude und mein Stolz sind mir genommen, ich fühle mich völlig a. D. großer Schmerz macht nicht traurig, aber still. Auch an der Schreibung finde ich keine Freude.“

In dieser Situation kam ihm seine Haushälterin **Marie Kunigunde Dietrich** (1846-1896), nur Recht. Mit ihr, der 30 Jahre Jüngerer bekam der 60-Jährige zehn Monate nach dem Tod seiner Ehefrau sein erstes Kind Sohn, geb. am 16.8.1876. Er verschwieg die Geburt seines Sohnes auch seinen engsten Freunden. Er empfand Scham darüber mit seiner Haushälterin ein Kind gezeugt zu haben. Auch die Geburt des zweiten Sohnes. Ein Jahr später, verschwieg er und war während der Schwangerschaft auch nur wenige Tage bei Marie Dietrich gewesen.



Als dann 1879 seine private Situation nicht mehr verschwiegen werden konnte, da er mit seiner seiner Lebensgefährtin in einem Haus zusammenlebte, sah sich der Lieblingsschriftsteller der deutschen gezwungen, die Mutter seiner Kinder zu heiraten. Die Hochzeit wurde am 22.2.1879 im kleinsten Kreise in Siebleben begangen.

„Auch direkt nach der Trauung hatte er nicht den Mut gehabt, seine Freunde über die Hochzeit zu informieren; das geschah erst einige Wochen später. Im einem Brief an seinen Freund Albrecht von Stosch schrieb er: ‚Ich such still ein Unrecht gutzumachen. Ich habe dieser dramatischen Aktion mich unterzogen, wahrlich nicht, um mich bequem einzurichten, sondern wie ich eine liebe Kranke, die durch mich Mutter und dazu trübsinnig geworden ist, nach Vermögen aus ihrem verlassenen Status herausbringen wollte. Die Schwierigkeit war mein Alter, und daß meine Frau dreihundert Jahre jünger ist als ich, denn sie steht als ein Kind aus dem Volke ungefähr auf dem Standpunkt einer tüchtigen Patrizierin aus dem Jahre 1579 nach Sprache, Sitte, Weltanschauung.‘ In der Sprache des 19. Jahrhunderts und in der Sprache der gesellschaftlichen Oberschicht waren diese Zeilen das Eingeständnis einer erotischen Ausbeutung, wenn nicht gar eines sexuellen Missbrauchs, begangen an einer unerfahrenen jungen Frau aus der sozialen Unterschicht. Kein Wort der Zuneigung oder gar Liebe, nicht einmal Freude über die unverhoffte Vaterschaft im Alter von über 60 Jahren.“ 1)

Als Antwort auf diesen Brief kam von Stosch Folgendes: er sei überrascht, „daß die Leidenschaft die Leiterin Ihres entsprechenden Gedanken gewesen ist. (...) Das aggressive Element dem weiblichen Geschlecht gegenüber hatte ich Ihnen gar nicht zugetraut. Ich war überrascht, wie Sie im ‚Marcus König‘ – einem Roman aus dem ‚Ahnen-Zyklus‘ – so lebhaft die weiblichen Formen usw. schildern konnten, das war neu in Ihrer Kunst. Ich denke, es war schon eine Frucht des neuen Verhältnisses.“

Seinen Vaterpflichten ging Freytag nach, indem er mit seinen Söhne spielte. Doch gab es zwischen Vater und Söhnen einen gewissen Abstand, bedingt durch den öffentlichen Ruhm, den der Vater genoss und der den Kindern „Ehrfurcht“ einflößte.

Im Januar 1884 starb sein sechs Jahre alter zweiter Sohnes. Freytag schrieb an seinen Verleger: „Ich lebe noch in halber Erstarrung wie eine Schnecke, die sich in ihrem Häuschen verbirgt, Muth u. Thatkraft sind noch mangelhaft.“ Im Juni desselben Jahres brachte Gustav Freytag seine Frau in die Nervenheilanstalt: „Es war unvermeidlich geworden um meines Gustavs [erster Sohn] willen, der unter der kranken Zärtlichkeit der Mutter verkrüppelte; aber es ist hart für uns alle, und ich weiß noch nicht, wie ich es verwinden werde.“



Ein Jahr zuvor – im Herbst 1883 hatte Gustav Freytag die 36 Jahre jüngere Wienerin **Anna Strakosch, geb. Götzl** (1852 - 1911) kennen gelernt. Damals war sie noch mit dem Rezipitor Alexander Strakosch verheiratet gewesen. Das Paar weilte damals in Wiesbaden und nahm die Gelegenheit wahr, Freytag zu besuchen, um ihm Grüße des ehemaligen Burgtheaterdirektors zu überbringen. „Dieser Besuch hatte Folgen für Freytags Leben. 1884 entwickelte Anna Strakosch Mitleid für den vereinsamten Autor und wollte ihn aufheitern. Sie begann einen Briefwechsel und traf ihn, wenn sie Wiesbaden besuchte, im Frühjahr 1886 dauerte der Aufenthalt fast zwei Monate. Freytag nannte sie ‚Frau Ilse‘, in Anspielung auf eine Hauptgestalt aus seinem Roman ‚Die verlorene Handschrift‘ (1864), die für ihn das weibliche Ideal verkörperte. Sie wurde zu einer Vertrauten, der er über die Briefe seiner Frau aus der Nervenheilanstalt berichten konnte. Auch seine Arbeit besprach er mit ihr. (...). Für den an Scharlach erkrankten Gustav Willibald empfahl sie eine Kur in einer Kaltwasserheilanstalt in Gaimbach in Österreich. Daraufhin verbrachte Freytag mit seinem Sohn und Anna Strakosch Juni bis Anfang Oktober 1887 in Vöslau bei Wien im Haus von Annas Eltern. Das Befinden des Sohnes besserte sich durch die Kur. Für die Beziehung brachten diese Monate die Entscheidung, danach wurden viele Briefe des 71jährigen Schriftstellers an die 35jährige Jüdin zu Liebesbriefen. Alexander Strakosch war in dieser Zeit auf Vortragsreise in Amerika. (...) In den folgenden Jahren wohnte Anna Strakosch von Ende Oktober bis Anfang Juni mit ihren Kindern Mika (1875-1959), Hermance (1878-1956) und Hans (1882-1918) bei Freytag in Wiesbaden. (...) beide betrieben jetzt die Scheidung ihrer Ehen, (...) Als Anna nach Österreich zurück musste, um sich um ihre im Sterben liegende Mutter und dann um ihre jüngere Schwester zu kümmern, blieben ihre Kinder bei Freytag, dem sie als Gesellschaft für seinen Sohn willkommen waren. (...) In gewisser Weise wiederholte sich die Situation von Freytags Anfangszeit in Wiesbaden, das Leben in einer nicht gesellschaftskonformen Verbindung. (...) Die Absicht der Verheiratung hielt Freytag so lange wie möglich geheim, nur mit dem Ehepaar Stosch machte er Anna 1890 bekannt. Am 10. März 1891 fand die Trauung statt, wiederum in Siebleben, in kleinem Kreis (...) Ernst. Freytag schrieb dem Verleger noch am Hochzeitstag: „Also, lieber Heinrich, ich habe wieder eine gute Hausfrau, und der schwarze Flor ist von den Wänden des Hauses entfernt u. die Thüren gastlich geöffnet. Ich denke für S. Hirzel wird diese Verbindung kein Nachtheil sein, meine Frau, die schon längst die Vertraute meiner literar. Pläne war, ist eine eifrige Advocatin für Drucker u. Verleger. Ihnen, dem Freunde, aber möchte ich sagen, daß ich in einem Zustande behaglichen Glückes bin, das ich nicht mehr erwartet habe. (...) Meine Frau läßt sich Ihnen angelegentlich empfehlen.“ Dieser Gruß deutet an, wie sich die Lage geändert hatte: seine dritte Frau bezog Freytag regelmäßig in den Kontakt zu der Verlegerfamilie und dem Herzogspaar ein.



Anna Freytag brachte ihre drei Kinder mit in die Ehe, Freytag ließ sie in ihrer angestammten jüdischen Religion erziehen, dem Stiefsohn Hans ließ er in seiner Wohnung Privatstunden in Hebräisch erteilen. Das Angebot seiner Frau, die christliche Religion ihres Mannes anzunehmen, lehnte er ab. So entstand in Wiesbaden zur Zeit des erstarkenden Antisemitismus eine gemischte christlich-jüdische Familie (...). 2) Drei Jahre nach der Hochzeit starb Freytag mit 78 Jahren. Mika-Maria wurde 1943 ins KZ Theresienstadt deportiert und dort 1945 von den Amerikanern befreit.

Quellen:

- 1) Bernt Ture von zur Mühlen: Gustav Freytag. Biographie. Göttingen 2016.
- 2) Eine „deutsch-jüdische Familienidylle zu Wiesbaden“? Gustav Freytag im Villenviertel 1876 bis 1895 von Dr. Wolfgang Jung. Text des Vortrages vom 13.03.2016 im Kurhaus Wiesbaden | Vortragsreihe „Kulturerbe Wiesbaden“ der Stabsstelle Wiesbadener Identität –Engagement – Bürgerbeteiligung beim Oberbürgermeister. In: Wiesbaden – Vielfalt im Kulturerbe, Juni 2016. unter: https://www.wiesbaden.de/medien-zentral/dok/kultur/160620_Vortrag_web.pdf

- **Gustav-Freytag-Straße, Uhlenhorst (1899), siehe: Gustav-Freytag-Brücke**

- **Gustav-Klimt-Weg, Billstedt (1976): Gustav Klimt (1862-1918), Maler. Siehe auch: Werfelring, in Bd. 2.**

Gustav Klimt, österreichischer Maler und Vertreter der Wiener Secession des Jugendstils, war nie verheiratet, aber mit vielen Frauen liiert, darunter auch mit Damen aus großbürgerlichen Kreisen, die ihm Modell saßen. In seinem Atelier sollen sich scharenweise nackte weibliche Modelle getummelt haben, die auf Zuruf des Meisters in einer Pose zu erstarren hatten.

Angeblich soll Klimt vierzehn Kinder gezeugt haben, drei von Modellen aus großbürgerlichen Kreisen. Die Frauen nannten ihre erstgeborenen Söhne Gustav. Doch mit seinen Geliebten zeigte er sich nie in der Öffentlichkeit, zahlte aber seine Alimente. Sein Leben lang wohnte Klimt bei seiner Mutter **Anna Rosalia, geb. Finster** (1836-1915) und den seinen zwei unverheirateten Schwestern.

Aber eine Lebensgefährtin hatte er. Mit der bekam er keine Kinder und sie war finanziell auch nicht auf ihn angewiesen. Sie hieß **Emilie Flöge, war** zwölf Jahre jünger und eine „gutbürgerliche Geschäftsfrau und Avantgarde-Modeschöpferin, von ihm „Midi“ genannt. Sie war es, mit der er fast täglich in Wien in die Oper, ins Konzert oder ins Theater ging. Gemeinsam verbrachten sie jedes Jahr die Sommer am Attersee. Ihr schickte er bis zu acht Postkarten täglich (zum Teil



noch mit Rohrpost!). Und als er im Sterben lag, verlangte er nur nach ihr. (...)Dabei war Flöge nicht Klimts Muse. Sie war finanziell nicht abhängig. Und hatte vielleicht nicht einmal ein körperliches Verhältnis zu diesem als so männlich beschriebenen Künstler. War sie tatsächlich lesbisch, wie Psychotherapeut Diethard Leopold es vermutet?“. 1)

Frauen standen im Zentrum von Klimts Schaffen. Seit dem Jahr 1900 malte er pro Jahr ca. ein Frauenbildnis. Mit diesen ornamentalen Frauenportraits schuf er einen neuen Bildtypus. Klimt erhob Frauen zu Ikonen, hüllte sie in Goldmosaiken, malte massenhaft nackte junge Mädchen und Frauen in allen möglichen Stellungen und portraitierte Damen der „gehobenen“ Gesellschaftsschicht.

Die junge Alma Schindler (siehe: **Alma Mahler-Werfel**, geb. Schindler in Band 2 unter Werfelring) lernte den siebzehn Jahre älteren Klimt wohl im Atelier ihres Stiefvaters, des Malers Carl Moll, kennen, in dem sich an Sonntagabenden seine Künstlerkollegen trafen. 1897 wurde die Wiener Secession gegründet - mit Gustav Klimt als Präsidenten und Carl Moll als Vizepräsidenten. Alma Schindler berichtete in ihren frühen Tagebüchern über Ausstellungen der Secession, aufregende Vernissagen und intensive Diskussionen. Gustav Klimt spielte für die junge Frau bald eine wichtige Rolle - zunächst als Gesprächspartner, der ihr sein Kunstverständnis erläuterte. „Sie verliebte sich in Gustav Klimt, der einer Affaire mit ihr Raum gab. Die 1898 einsetzende Annäherung der beiden fand auf der Italienreise der Familie Moll ihre Fortsetzung. Gustav Klimt reist der Familie hinterher, entbrannt von der Chance, die er bei Alma Schindler hatte. Nach einem Kuss in Genua war das Maß für Mutter und Stiefvater jedoch voll. Sie schritten ein und Carl Moll beendete die ‚Bandelei‘, wie Alma Schindler am 15. Mai 1899 ihrem Tagebuch anvertraut.“ 2) Klimt versprach seinem Kollegen Moll, den Kontakt zu Alma abubrechen, die sich von ihm verraten sah. Als sie dann 1900 bei einem Fest der Secessionisten Klimt wiedersah, musste sie feststellen, das er ein Verhältnis mit Rose Friedmann eingegangen war, „mit dieser alten Scharteken“ 3), wie Alma wenig objektiv, aber offensichtlich kuriert, notierte. Denn **Rose Friedmann** (von Rosthorn-Friedmann, 1864-1819) war nicht nur eine intelligente Schönheit, sondern auch eine exzellente Bergsteigerin, eine Erstbesteigerin des Alpinismus, die auch von Klimt gemalt wurde. Sie entstammte der Unternehmerdynastie Rosthorn. Als Jugendliche durchstieg sie 1881 als erste frau die Watzmann-Ostwand und 1888 ebenfalls als erste frau mit einem Führer die 3652 hohe Thurwieserspitze in der Ortlergruppe. Rose Rosthorn-Friedmann war zweimal verheiratet gewesen, einmal dem juristische Berater der Österreichischen Staatsbahn, Mit ihm hatte sie eine Tochter und in zweiter Ehe mit einem österreichischen Industriellen und Alpinisten, mit dem sie auch eine Tochter bekam. In der Wiener Gesellschaft hatte das Paar Kontakt zu Schriftstellern und Künstlern, so auch zu Klimt, der Rose von Rosthorn-



Friedmann in einem seiner Bilder verewigte. Rose Rosthorn-Friedmann starb nach einer Typhusinfektion, die sie sich während des Ersten Weltkrieges als Pflegerin in einem Wiener Lazarett, zugezogen hatte.

Text: Birgit Kiupel

Quellen:

- 1) Almuth Spiegler: Leopold Museum: Klimt - wem er schrieb und wen er küsste. In: Die presse vom 23.2.2012. unter: <http://diepresse.com/home/kultur/kunst/734693/Klimt-wem-er-schrieb-und-wen-er-kusste>
- 2) Susanne Rohde-Breymann: Alma Mahler-Werfel. Muse Gattin Witwe. München 2014, S.23.
- 3) A. a. O., S. 24

- **Gustav-Kunst-Straße, Rothenburgsort (1908): Gustav Kunst (1836-1905), Kaufmann, stiftete der Allgemeinen Armenkasse 250.000 Mark**

Dem Kaufmann Gustav Kunst gehörte gemeinsam mit dem Seemann Gustav Albers (1838-1911) das deutsche Handelsunternehmen Kunst & Albers. Die beiden Unternehmer gründeten 1865 in Russland das erste Kaufhaus (zuerst in Holz, später 1884 in Stein), das seinen Sitz in Wladiwostok hatte. Es war damals das größte Handelshaus im Russischen Fernen Osten. Der Seemann Albers, Sohn eines Hamburger Juwelier, hatte den Kaufmann Gustav Kunst in Shanghai kennengelernt. Nach Russland brachte Albers mit der Schonerbrigg „Meta“ haltbare Lebensmittel und Baumaterial mit. Damit begannen die beiden Geschäftsmänner einen Handel. „1875 brachte Gustav Albers von seinem ersten Heimaturlaub seine Frau Elise mit. Gemeinsam mit der ersten in Hamburg eingekauften Warenladung traf auch Adolph Dattan in Wladiwostok ein. Der erst 21 Jahre alte Pfarrerssohn hatte in Naumburg eine Kaufmannslehre absolviert. Eigentlich hatte Adolph Dattan nach Südamerika auswandern wollen, doch in Hamburg hatte ihn Albers als Buchhalter engagiert. Der fleißige und ehrgeizige Thüringer übernahm im Laufe der Jahre die Leitung der Firma in Wladiwostok. Die beiden Gründer ließen sich wieder in Hamburg nieder, um Kredite und den Warennachschub für ihr Unternehmen am anderen Ende des euroasiatischen Kontinents zu organisieren.“ 1)

Durch den Bau der Transsibirischen Eisenbahn, der 1891 begann, entwickelte sich ein wirtschaftlicher Boom, was für den wirtschaftlichen Erfolg des Kaufhauses mit seinen über 18 Abteilungen förderlich war. 1898 schied Gustav Kunst aus dem Unternehmen aus und lebte fortan auf Hawaii und Samoa.

Quellen:

- 1) Artikel von Lothar Deeg unter:



www.aktuell.ru/russland/reportagen/kunst_u_albers_deutsche_kaufhauskoenige_in_wladiwostok_176.html

- **Gustav-Leo-Straße**, *Eppendorf (1947): Dr. Gustav Leo (1868-1944), Oberbaudirektor*

Stolperstein vor Wohnhaus Eppendorfer Landstraße 58

Gustav Leo kam als Sohn des einflussreichen Juristen und Senatssyndicus Dr. Karl L. Leo und seiner Frau Franzisca Henriette, geb. Herrmann, in Hamburg zur Welt. Er sollte sich in seiner Heimatstadt einen Namen machen, Zeugnisse seiner Arbeit als Oberbaudirektor finden sich noch heute in vielen Stadtteilen.

Bis März 1887 besuchte er die Gelehrtenschule des Johanneums und nach einem einjährigen Praktikum in der Eisenbahnhauptwerkstatt in Altona studierte er vier Jahre an den Technischen Hochschulen Karlsruhe und Berlin Bauingenieurwissenschaften. Danach war er drei Jahre als Regierungsbauführer für die Bahnhofsumbauten in Altona und Hamburg verantwortlich. 1896 legte er seine zweite Hauptprüfung beim Königlich Technischen Prüfungsamt in Berlin ab und trat 1897 als Regierungsbaumeister in den Hamburgischen Staatsdienst ein.

1902 heiratete er Lilli (Caroline) Franzen, die Tochter des Direktors der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Lilli Franzen war 1883 in Brasilien zur Welt gekommen und hatte ihre Schulzeit in Neubrandenburg und Karlsruhe verbracht. Ihr erstes Kind starb 1903 wenige Wochen nach der Geburt. 1909 kam ihr Sohn Friedrich zur Welt.

Als Abteilungsleiter und Mitarbeiter des Oberbaudirektors Fritz Schumacher wurde Gustav Leo mit der Neuplanung der Alsterkanalisierung beauftragt. Unter seiner Leitung entstanden zahlreiche Brücken, z. B. die Leinpfadbrücke, die erste Eisenbetonbrücke Hamburgs, und die Krugkoppelbrücke. Er leitete die Planung und Ausführung des Stadtparks sowie die Erschließung der nördlichen Randbezirke.

Seit 1920 Baudirektor, wurde Gustav Leo schon drei Jahre später zum Oberbaudirektor des Ingenieurwesens ernannt. Sein Amtsbereich umfasste nun Straßen-, Brücken- und Flussbau, die Kanalisation, die Straßenreinigung und Müllverbrennung, das Verkehrsvermessungswesen, den ingenieurtechnischen Teil des Städtebaus und der Landesplanung. Besonders setzte er sich für die Einführung neuer Straßenbauweisen, eine bessere Anpassung an den zunehmenden Autoverkehr und für die Mechanisierung der Straßenreinigung ein.



Unter seiner Leitung sind die Dammtorstraße, der Jungfernstieg und der Rathausmarkt in Verbindung mit den neuen U-Bahnbauten entstanden.

Er schrieb zahlreiche Aufsätze über das Verkehrswesen, den Straßen- und Brückenbau in Zeitschriften wie der "Deutschen Bauzeitung", "Bautechnik" und "Verkehrswesen". Außerdem war Gustav Leo Aufsichtsratsmitglied der Hanseatischen Flughafengesellschaft, Ehrenvorsitzender des Architekten- und Ingenieursvereins zu Hamburg, Vorsitzender des Verbandes zur Verbesserung der Automobilstraßen in Nordwestdeutschland und Mitglied der freien Akademie für Städtebau. 1929 wurde ihm, im Rahmen der Feierlichkeiten zum 25-jährigen Jubiläum der Technischen Universität Danzig, die Würde eines Dr. Ing. ehrenhalber verliehen.

Mit 65 Jahren wurde Gustav Leo am 12. Mai 1933 in den Ruhestand versetzt. Am darauffolgenden Tag berichtete die größte Zeitung der Hansestadt, das "Hamburger Fremdenblatt", noch objektiv über seine Pensionierung und zählte seine großen Verdienste für Hamburg auf, obwohl die Zeitung bereits auf den nationalsozialistischen Kurs eingeschwenkt war.

1935 sollte Gustav Leo dann als Sachverständiger vor Gericht auftreten. Der Regierungspräsident von Lüneburg erkundigte sich über ihn, ob er "Nichtarier ist. Ich bitte, die Ermittlungen vertraulich anzustellen und mir über das Ergebnis bald zu berichten." Die Antwort aus Hamburg lautete: "Da der Oberbaudirektor i. R. Dr. ing. e. h. Leo bereits vor Jahren in den Ruhestand getreten ist, so liegt ein Fragebogen nach Maßgabe des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums nicht vor. Soviel dem Staatsamt bekannt geworden ist, ist Herr Dr. Leo zu einem Viertel Nichtarier, so dass also von den vier Großelternanteilen ein Teil Nichtarier war. J. A."

Ob Leo dennoch als Gutachter bestellt wurde, ist nicht bekannt. 1938 reichte er das Manuskript für ein Buch über William Lindley beim Verein für Hamburgische Geschichte ein. Auf einer Vorstandssitzung desselben Jahres wurde es mit der Begründung abgelehnt, der Autor sei nicht "rein deutschblütig". Nach 1945 gab es kurzzeitig den Plan, das Manuskript als Veröffentlichung des Vereins herauszubringen, dieser wurde aber nicht weiter verfolgt. Erst 1969 wurde sein Buch "William Lindley. Ein Pionier der technischen Hygiene" vom "Arbeitsausschuß der Hamburgischen Bauwirtschaft" herausgegeben. Auf das Schicksal Gustav Leos wurde dabei jedoch nicht eingegangen.

Sohn Friedrich Leo studierte Jura. Er durfte, da er "Mischling 2. Grades" war, nur mit einer Ausnahmegenehmigung die zweite Staatsprüfung ablegen. Aufgrund der fehlenden Aussichten, als Rechtsanwalt tätig werden zu dürfen, brach er den Referendardienst ab. Durch einen Schulfreund, der nach Dänemark emigrierte, bekam er dessen Stelle bei der Korsettfabrik Warner als rechtlicher



Sachbearbeiter für Exportangelegenheiten, Devisen- und Kompensationsfragen. Dort arbeitete er, bis er 1940 zur Wehrmacht eingezogen wurde.

In Frankreich stationiert, schickten ihm seine Eltern Geld über die Verwandten von André Chanroux. Chanroux, Sohn von Pariser Freunden, wohnte seit April 1943 bei Lilli und Gustav Leo. Er arbeitete als dienstverpflichteter Techniker bei dem Architekten Distel, der mit der Familie Leo befreundet war. Es war erlaubt, dass Zivilpersonen ihren Verdienst über ihre Arbeitgeber in ihre Heimat sandten, und so schickte Gustav Leo über Distels Firma Geld an seinen Sohn, damit dieser nach dem erhofften baldigen Kriegsende in die Heimat zurückkehren könne. Friedrich wurde mit dem Geld erwischt, nahm aber, um seine Eltern nicht zu belasten, eine Strafe wegen Unterschlagung in Kauf. Er wurde am 9. Juli 1944 verhaftet und im August in das Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis Hamburg-Altona gebracht. Bei der Vernehmung durch den Untersuchungsrichter wurde ihm mitgeteilt, das Verfahren sei solange ausgesetzt, bis ein anhängiges Verfahren gegen seine Eltern und ihn wegen staatsfeindlicher Betätigung stattfinden würde. Diese Anklage erfolgte auf der Grundlage des Briefwechsels mit seinen Eltern, der der Gestapo vorlag.

Lilli und Gustav Leo wurden außerdem wegen "Rundfunkverbrechens" angeklagt. Der Hintergrund: Die Familie besaß ein Radio, das ihnen ein Verwandter 1939 aus Amerika mitgebracht hatte. Mit diesem Apparat hörten sie ausländische Musik- und vor allem Nachrichtensendungen. Regelmäßig stellten sie in den Abendstunden englische und russische Sender ein und hörten die "Feindnachrichten" in englischer, französischer und deutscher Sprache.

Gustav Leo wurde während seines Kuraufenthaltes zur Linderung seiner Herzkrankheit am 27. September 1944 in Bad Wiessee verhaftet. Seine Frau war schon am 20. September in Haft genommen worden. Beide wurden im Konzentrationslager Fuhlsbüttel inhaftiert. Lilli Leo wurde am 25. November 1944 ins Untersuchungsgefängnis (UG) Hamburg-Stadt verlegt, Gustav Leo am 4. Dezember. Vorgeworfen wurde ihnen "staatsfeindliche Betätigung in Wort und Schrift und Abhören von Feindsendern in Gemeinschaft mit einem französischen Hausgenossen". Dem 76-jährigen Oberbaudirektor in Rente wurden während seiner Haft notwendige Medikamente gegen sein Herzleiden verweigert. Nach vier Tagen Untersuchungshaft wurde er am 8. Dezember 1944 ins Krankenhaus Alsterdorf verlegt und starb noch am selben Tag.

Bei seiner Festnahme war das Ehepaar Leo getrennt worden und durfte auch danach keinen Kontakt zueinander haben. Selbst am Begräbnis ihres Mannes durfte Lilli Leo nicht teilnehmen. Einen Tag vor Einmarsch der britischen Armee wurde sie aus dem UG entlassen, so dass es nicht mehr zur Eröffnung des Hauptverfahrens vor einem Sondergericht kam.



Friedrich Leo wurde nach neunmonatiger Haft am 2. April 1945 ohne Urteil zum Feldausbildungsregiment Fürstenwalde befohlen. Am 2. Mai kam er in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er am 13. Juli "bevorzugt" entlassen wurde.

Text: Maria Koser

Quellen:

Siehe auch unter www.stolpersteine-hamburg.de

StaH 131-15 C 277 Senatskanzlei – Personalakten; StaH 351-11 AfW, 5593 Caroline Charlotte Leo, geb. Franzen; StaH 351-11 AfW, 031009 Leo, Friedrich; StaH 242-1 II, Abl. 1998/1, Untersuchungshaftkarten; StaH 741-4 S 11827, "Hamburger Fremdenblatt" Nr. 131 vom 13.5.1933; Grolle/Lorenz in: ZHG, Bd. 93, 2007, S. 54, 55; Diercks, Gedenkbuch, 1987, S. 12, 28, 29; Volz/Tönnies, Reichshandbuch, Bd. 2, 1931, S. 1102; Bardua, Brückenmetropole, 2009; Technische Hochschule Danzig 1904–1929. Bericht der Danziger Neuesten Nachrichten über das Hochschul-Jubiläum Juli 1929, Nachdruck der Gesellschaft der Freunde der Technischen Hochschule Danzig, Hannover 1982, S. 34; Recherche und Auskunft Lars Nebelung, Universitätsarchiv Hannover vom 19.10.2009.

- **Gustav-Mahler-Platz, Neustadt (1990): Gustav Mahler (1860-1911), Komponist, Dirigent am Hamburger Stadttheater. Siehe auch: Werfelring, in Bd. 2.**

Aus dem Netzwerk, das Gustav Mahlers Schaffen ermöglichte, seien einige Frauen erwähnt: Eng war die Beziehung zu seiner sieben Jahre jüngeren Schwester **Justine** (1868-1938), die die schwerkranken Eltern pflegte und ihm später – bis zu seiner Eheschließung mit **Alma Schindler** (siehe: Alma Mahler-Werfel, in Band 2 unter Werfelring) - auch den Haushalt führte. 1902 heiratete Justine den Geiger Arnold Rosé, den Begründer des berühmten Rosé-Quartetts. Das Paar bekam zwei Kinder; der Sohn wurde Pianist, Dirigent und Komponist; die Tochter Alma (1906–1944) wurde Geigerin und kam im KZ Auschwitz-Birkenau ums Leben. Sie war von 1943 bis zum April 1944 Dirigentin des Orchesters weiblicher Gefangener im KZ Auschwitz (Mädchenorchester von Auschwitz).

Während seines Engagements als Erster Kapellmeister im Stadttheater Hamburg (1891-1897) hatte Gustav Mahler eine Beziehung zu **Anna, geb. Bellschan von Mildenburg**, verheiratete Bahr-Mildenburg (1872-1897) hochdramatische Sopranistin und spätere Regisseurin von Wagner-Opern. Die knapp 23-Jährige, zum 1. September 1895 in Hamburg engagiert, war in Wien ausgebildet worden bei Rosa Papier-Paumgartner. In ihren Tagebüchern beschreibt sie, wie ihre Beziehung zu Mahler bereits beim Vorsingen begann. Als Mahler 1897 nach Wien als Artistischer Direktor der Königlich-Kaiserlichen Hofoper wechselte, holte er die junge Sopranistin nach, aber unter der Bedingung, dass sie „wenigstens



im ersten Jahre einem persönlichen Verkehr und jeder Begünstigung von meiner Seite“ entsage. Das Ende dieser Beziehung wurde von Anna Bahr-Mildenburg als sehr schmerzhaft erlebt. 1909 heiratete sie den Schriftsteller, Dramatiker und Kritiker Hermann Bahr, einen Unterstützer der Suffragetten-Bewegung. 1)

Die Bratschistin und Geigerin **Natalie Bauer-Lechner** (1858-1921) ist eine weitere wichtige Unterstützerin Mahlers vor seiner Eheschließung mit Alma Schindler. Als Tochter eines Universitätsbuchhändlers und Verlegers in Wien geboren, erhielt sie eine musikalische Ausbildung, was typisch war für diese Bildungsbürgerschicht in Wien. Natalie Bauer-Lechner studierte Violine bis zu ihrem siebzehnten Lebensjahr und heiratete einen viel älteren Witwer, einen Universitätsprofessor, der drei Töchter hatte, die Natalie erziehen sollte. Doch dieses Ehekonzept klappte nicht, und nach zehn Jahren wurden beide im gegenseitigen Einvernehmen geschieden. Mit 27 Jahren war sie also frei – und allein und sorgte fortan allein mit ihrer Bratsche und ihrer Musik für ihren Lebensunterhalt.

Als Studentin am Konservatorium hatte sie ihren zwei Jahre jüngeren Mitstudenten Gustav Mahler kennen gelernt. Nach zehn Jahren Pause und dem Scheitern ihrer Ehe trafen sich die beiden wieder. Damals waren solche Single-Freundschaften nicht üblich, und hier lag auch ein Konfliktfeld zwischen den beiden. Gustav Mahler schreibt an seine Schwester Justine, dass er Natalie klargemacht hätte, dass für ihn nur eine „freundschaftlich-kameradschaftliche“ Ebene in Frage käme. Viele Jahre lang verbrachten die beiden gemeinsame Urlaube. Auch besuchte Natalie Bauer-Lechner Mahler sehr häufig. Dabei begann sie, seine Äußerungen aufzuschreiben. Zwar sagen Aufzeichnungen auch viel über die jeweilige Verfasserin bzw. den Verfasser aus, aber Natalie Bauer-Lechner ist eine Chronistin, zudem Musikerin, die wertvolle Einblicke in Gustav Mahlers Denken überlieferte. Sie war Musikpädagogin, die sich für die Emanzipation der Frauen einsetzte und rund zwanzig Jahre aktiv im Soldat-Roegerschen Damen-Streichquartett spielte. Natalie Bauer-Lechner konnte mithin Gustav Mahlers Arbeit einschätzen, anders als viele andere, die Mahler bewundernd umschwärmten. Die Eheschließung mit Alma Schindler beendete die freundschaftlichen Kontakte.

Alma Mahler-Werfel zeichnet von dieser wichtigen Freundin ihres ersten Mannes ein Zerr-Bild in ihren erstmals 1940 erschienenen „Erinnerungen an Gustav Mahler.“ Hier schreibt sie von einer namentlich nicht bezeichneten „Freundin“, „die, obwohl alt und hässlich, in Mahler verliebt war und auf seine Gegenliebe wartete“. 2) und 3)

Alma Schindler und Gustav Mahler hatten sich 1901 bei einer Abendgesellschaft kennen gelernt. Mahler soll sich gleich in sie verliebt haben. Wenige Monate



später [November 1901] machte er ihr „einen Heiratsantrag, wies allerdings auch darauf hin, dass es nicht einfach sein würde, mit ihm verheiratet zu sein. Alma Schindlers Familie versuchte ihr auch diese Verbindung auszureden. Der neunzehn Jahre ältere Mahler sei zu alt für sie, er sei verarmt und unheilbar krank, hielt ihr unter anderem ihr Stiefvater Carl Moll vor. Klimt und Burckhard wiesen auf die jüdische Abstammung des zum Katholizismus übergetretenen Mahler hin. (...) Alma Schindler war zu diesem Zeitpunkt noch mit Zemlinsky liiert. Die Aussprache mit Zemlinsky schob sie allerdings vor sich her. Erst am 12. Dezember schrieb sie an ihn, dass eine andere Liebe ihn verdrängt habe. Zur selben Zeit schickte ihr Mahler, der anlässlich der Aufführung seiner 4. Sinfonie in Berlin weilte, zärtliche Liebesbriefe. Ihre Tagebucheinträge aus dieser Zeit zeigen allerdings auch Unsicherheit. Sie störte der Geruch seines Körpers und sein Singen. Seine Musik war ihr unverständlich: ‚Er hält von meiner Kunst gar nichts – von seiner viel – und ich halte von seiner Kunst gar nichts und von meiner viel. So ist es! Nun spricht er [Mahler] fortwährend von dem Behüten seiner Kunst. Das kann ich nicht. Bei Zemlinsky wärs gegangen, denn dessen Kunst empfinde ich mit – das ist ein genialer Kerl.‘ – Tagebuchsuiten, 19. Dezember 1901. Auch Mahler äußerte in den Briefen an seine Schwester Justine Zweifel, ob es richtig sei, eine so junge Frau an sich zu binden. Aus Dresden schrieb er seiner Braut einen zwanzigseitigen Brief, in dem er ihr darlegte, wie er sich ihr zukünftiges gemeinsames Leben vorstellte. ‚Wie stellst du dir so ein componierendes Ehepaar vor? Hast du eine Ahnung, wie lächerlich und später herabziehend vor uns selbst, so ein eigenthümliches Rivalitätsverhältnis werden muß? Wie ist es, wenn du gerade in ‚Stimmung‘ bist, und aber für mich das Haus, oder was ich gerade brauche, besorgen, wenn Du mir, wie Du schreibst, die Kleinigkeiten des Lebens abnehmen sollst? ... Aber dass Du so werden mußst, wie ich es brauche, wenn wir glücklich werden sollen, mein Eheweib und nicht mein College – das ist sicher! Bedeutet dies für Dich einen Abbruch Deines Lebens und glaubst Du auf einen Dir unentbehrlichen Höhepunkt des Seins verzichten zu müssen, wenn Du Deine Musik ganz aufgibst, um die Meine zu besitzen, und auch zu sein?‘ – Brief vom 19. Dezember 1901. Er machte ihr auch deutlich, dass jetzt noch die Möglichkeit zur Umkehr bestehe, wenn sie sich das nicht zumuten könnte. Alma Schindlers damalige Reaktionen auf den Brief lassen sich nicht mehr rekonstruieren. Am 23. Dezember verlobten sie sich. Am 9. März 1902 heirateten sie (...). Tatsächlich war Alma wie viele ihrer Zeitgenossinnen aus dem gehobenen Bürgertum auf eine Ehe schlecht vorbereitet. Weder Haushaltsführung noch der Umgang mit Dienstboten waren der 22-Jährigen vertraut. (...) Zum Haushalt des Ehepaares gehörten unter anderem zwei Dienstmädchen und eine englische Gouvernante für die am 3. November 1902^l geborene Tochter Maria Anna († 11. Juli 1907; verstorben an Scharlach und Diphtherie). (...) Das Zusammenleben mit Mahler verlief anders, als sie es



von dem abwechslungsreichen und geselligen Leben in ihrem Elternhaus gewohnt war. Mahler mied Gesellschaften und legte großen Wert auf einen sehr geregelten Tagesablauf, um sein großes Arbeitspensum zu bewältigen. Aus ihren Tagebucheinträgen wird deutlich, dass Alma Mahler sich in diesem Eheleben vereinsamt fühlte, sich langweilte und zur Haushälterin degradiert sah. Das Gefühl der inneren Leere änderte sich auch nicht mit der Geburt der zweiten Tochter Anna Justina, die am 15. Juni 1904 zur Welt kam. (...) Mahler vermisste in seiner Frau die Gefährtin, die mit ihm sein Leben teilte. Der Bruch mit ihr verstärkte sich, als sie sich auf einen heftigeren Flirt mit seinem Kollegen Hans Pfitzner einließ. (...) Im Dezember 1907 begann für Mahler ein Engagement am Manhattan Opera House, und Alma begleitete ihn für den viermonatigen Aufenthalt nach New York. Während Mahler (...) seinen ersten großen Erfolg in New York feierte, fühlte sie sich einsam und isoliert. Erst am Ende des Aufenthalts lernten sie Joseph Fraenkel kennen, der für sie beide zum engen Freund wurde. Die Freundschaft festigte sich während des zweiten Aufenthalts in New York, der von November 1908 bis April 1909 währte. In den sechs Monaten, die das Ehepaar in Europa verbrachte, befand sich Alma Mahler meistens in Kur und lebte von ihrem Mann getrennt. Aus den Briefen Gustav Mahlers kann man schließen, dass Alma in dieser Zeit mindestens eine Fehlgeburt erlitt oder eine Abtreibung vornehmen ließ. Nach dem dritten Aufenthalt in New York, der von November 1909 bis April 1910 währte, begab sie sich mit ihrer fünfjährigen Tochter und deren Gouvernante nach Tobelbad, (...). Auch Walter Gropius, zu dem Zeitpunkt noch ein weitgehend unbekannter Architekt, befand sich dort zur Kur. Im Juni 1910 begann sie mit ihm eine Affäre, hinter die Mahler bereits wenige Wochen später kam, als ihm ein Liebesbrief von Gropius in die Hände fiel. Gropius hatte den Brief an Gustav Mahler adressiert – aus Versehen, wie er später (...)formulierte. Als die Ehe nach der Begegnung mit Walter Gropius in eine Krise stürzte, wurde Mahler empfohlen, Sigmund Freud aufzusuchen, der ihn im August 1910 im niederländischen Kurbad Leyden für vier Stunden empfing. Gegenüber seiner Schülerin Marie Bonaparte äußerte sich Freud zu seiner Diagnose: ‚Mahlers Frau Alma liebte ihren Vater Rudolf Schindler und konnte nur diesen Typus suchen und lieben. Mahlers Alter, das er so fürchtete, war gerade das, was ihn seiner Frau so anziehend machte. Mahler liebte seine Mutter und hat in jeder Frau deren Typus gesucht. Seine Mutter war vergrämt und leidend, und dies wollte er unbewusst auch von seiner Frau Alma.‘ Mahler begann sich nun intensiv um die Zuneigung seiner Frau zu bemühen. Er widmete ihr seine 8. Sinfonie (...). Kurz vor der erneuten Reise nach New York reiste Alma jedoch nach Paris, um sich dort noch einmal mit Gropius zu treffen, bevor sie ihren Mann für mehrere Monate in die Vereinigten Staaten begleiten würde. Auch aus New York versicherte sie Gropius brieflich immer wieder, wie sehr sie ihn liebe. Darin fand sie bei ihrer Mutter Anna Moll



Unterstützung, die an Gropius warmherzige Briefe schrieb, ihn um Verständnis bat, dass Alma Gustav Mahler jetzt nicht verlassen könne, und darauf hinwies, dass sowohl Alma als auch Gropius noch jung seien und warten könnten. (...) Mahler erkrankte auf der letzten USA-Reise schwer. (...) Um Spezialisten vom Pariser Institut Pasteur konsultieren zu können, reiste Alma Mahler gemeinsam mit ihrem Mann zurück nach Europa. (...) Ein aus Wien hinzugezogener Arzt empfahl Alma, ihren Mann noch nach Wien zurückzubringen. Am Abend des 12. Mai erreichte man Wien. Wenige Tage später, am 18. Mai 1911, erlag Gustav Mahler seiner Krankheit. Obwohl nach dem Tod von Mahler nichts mehr dagegen gesprochen hätte, ihre Beziehung zu Gropius fortzusetzen und zu intensivieren, brach Alma Mahler die Beziehung zu Gropius ab. In seinen Briefen an sie hatte Walter Gropius sich schockiert darüber geäußert, dass es trotz der Treueschwüre ihm gegenüber zwischen Alma und Gustav Mahler kurz vor dessen Tode noch zu Geschlechtsverkehr gekommen war. Einem möglichen Wiedersehen im September 1911 ging er aus dem Weg. Bei einem Treffen im Dezember desselben Jahres kam es zu Spannungen zwischen den beiden, die ihre Beziehung noch weiter abkühlen ließen.“ 4)

Die gemeinsame Tochter von Gustav Mahler und Alma Mahler: **Anna Justine Mahler** (15.6.1904 Wien-3.6.1988 London), die später Bildhauerin wurde, war beim Tod ihres Vaters sieben Jahre alt und wuchs bei ihrer Mutter auf, die in Wien als Witwe von Gustav Mahler einen Kultursalon betrieb, in dem viele Literaten und andere Kulturschaffende verkehrten. Die Schulausbildung der Tochter soll darunter gelitten haben, da Anna der Mutter sehr zur Hand gehen musste. Anna „skizzierte bereits im Salon der Mutter Portraits der Besucher. Sie wurde auch Zeugin, wie ihre Mutter nach einer stürmischen Beziehung zu dem (...) Maler Oskar Kokoschka und einer kurzen Ehe mit Walter Gropius eine langwährende Beziehung mit Franz Werfel einging. Oliver Hilmes, der Biograph von Alma Mahler-Werfel, hat die Behauptung aufgestellt, dass es vor allem die für Anna Mahler erdrückende und sexuell aufgeladene, sie vereinsamende Atmosphäre im Haushalt der Mutter war, die sie dazu trieb, bereits mit 16 Jahren den Dirigenten Rupert Koller, Sohn der bewunderten Malerin Broncia Koller-Pinell, zu heiraten: die Ehe scheiterte bereits nach wenigen Monaten. 1923 zog Anna Mahler mit dem Komponisten Ernst Krenek nach Berlin; sie heirateten 1924, die Ehe scheiterte jedoch ebenfalls nach einem Jahr; sie studierte in Rom (...) zunächst Malerei und wandte sich 1925 der Bildhauerei zu. Eine kurze Ehe verband sie auch mit Paul Zsolnay, dem Verleger von Franz Werfel, der auch die Briefe zwischen ihren Eltern verlegt hatte. Auch diese Ehe, aus der eine Tochter hervorging, scheiterte. Die Tochter (1930–2010) wuchs bei ihrem Vater auf. Wie Oliver Hilmes schreibt, unterhielt die politisch eher links Eingestellte in der ersten Hälfte der 1930er Jahre ein Liebesverhältnis mit dem österreichischen Politiker



Kurt von Schuschnigg, ab 1934 Bundeskanzler und Führer der Vaterländischen Front. Nach dem Tod seiner Gattin bei einem Autounfall, den Schuschnigg selbst mit leichteren Verletzungen überstanden hatte, brach er aber sein Verhältnis zu Anna Mahler ab, da er das Unglück als Strafe Gottes für eine Sünde empfand. (...) 1939 floh Anna Mahler, da ihr Vater jüdischer Abstammung war, vor den Nazis nach London. (...) Sie heiratete den russischen Dirigenten Anatol Fistoulari, mit dem sie eine weitere Tochter hatte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs lebte sie ab 1950 in Kalifornien in der Nähe ihrer Mutter und ihres Stiefvaters. Ab 1951 lebte sie mit dem Filmeditor und Drehbuchautor Albrecht Joseph zusammen, der früher unter anderem (Privat)sekretär von Franz Werfel (...) war. (...) Nach dem Tod ihrer Mutter 1964 hatte sie aus der Erbschaft die finanziellen Mittel, sich mit Albrecht in Spoleto niederzulassen und wurde dort zur Ehrenbürgerin ernannt. Sie heirateten 1970. Mit über 80 Jahren zog sie zur Tochter Marina nach London und bat nun auch ihn, sie zu verlassen: sie wollte lieber alleine ihrem Werk nachgehen. 1988 starb sie in London mit fast 84 Jahren, wenige Wochen vor einer großen Einzelausstellung ihrer Werke im Kleinen Festspielhaus Salzburg. (...).“ 5)

Quellen

- 1) Vgl.: Martensen, Karin: „Die Frau führt Regie.“ Anna Bahr-Mildenburg als Regisseurin des Ring des Nibelungen. München 2013.
- 2) Mahler-Werfel, Erstausgabe Amsterdam 1940, hier zitiert nach Frankfurt/Berlin 1971, S. 37;
- 3) http://muji.hfmt-hamburg.de/Artikel/Natalie_Bauer-Lechner
- 4) Wikipedia unter Alma Mahler (abgerufen: 13.8.2016)
- 5) wikipedia unter Anna Mahler (angerufen: 13.8.2016)

- **Gustav-Schwab-Straße, Osdorf (1941): Gustav Schwab (1792-1850), Dichter, Schriftsteller**

Nachdem er 1817 eine Professur für alte Sprachen am oberen Gymnasium in Stuttgart erhalten hatte, heiratete er einige Monate später **Sophie Karoline Gmelin** (1795-1865), Tochter des Juraprofessors Friedrich von Gmelin. Die beiden hatten sich während seines Studiums in Tübingen kennen- und lieben gelernt. Schwab nannte seine Frau „liebes Sophienkind“ und rühmte sie als „rüstige“ Hausfrau und als „köstliches Weib“. Das Paar bekam fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter.

- **Gustav-Seitz-Weg, Steilshoop (1972): Prof. Gustav Seitz (1906-1969), Bildhauer**



„Ab 1933 arbeitete Gustav Seitz unter Hugo Lederer im Meisteratelier an der Preußischen Akademie der Künste. (...) Ihn interessieren vor allem naturgetreue Abbildungen von Menschen. In dieser Zeit entstanden Plastiken wie ‚Wäscherin‘, ein ‚Weiblicher Akt‘ oder ‚Pommersches Bauernmädchen‘. Zudem war er an mehreren kleinen Ausstellungen beteiligt und arbeitete als freischaffender Künstler. Ermöglicht habe ihm dies seine Frau, die Architektin Luise Zauleck.“ 1) Seitz war mit ihr seit 1937 verheiratet. **Luise Zauleck** (14.8.1910 Weidenau-11.10.1988 Hamburg) war die Tochter des Pfarrers Johannes Zauleck und eine Verwandte des Architekten Christian Zauleck. Zwischen 1931 und 1936 studierte sie Architektur an der TH Berlin. Danach war sie sowohl angestellt als auch selbstständig als Architektin in Berlin tätig. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie 1945 Dezernentin für Wohnungsplanung in Berlin. Seit ihrem Umzug mit ihrem Mann im Jahre 1958 nach Hamburg in die Oberstraße 83 war sie anscheinend nicht mehr berufstätig.

Während der Zeit des Nationalsozialismus wurden Seitz Werke noch ausgestellt. Er selbst war von 1940 bis 1945 als Soldat im Krieg. Seitz hatte in der NS-Zeit keine Repressalien zu erleiden. 1945 kehrte er aus amerikanischer Gefangenschaft nach Berlin zurück. „Im Juni 1946 wird er auf den Lehrstuhl für plastisches Gestalten an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg berufen. Er schafft das ‚Totenmal für Weißwasser‘ im Auftrag der Vereinigung ‚Opfer des Faschismus‘. Ein Jahr später wird er (...) er an die Hochschule für bildende Künste in Berlin-Charlottenburg berufen. Für Aufruhr sorgte Gustav Seitz 1949. Als er im ostdeutschen Weimar einen Nationalpreis entgegennimmt, erntet er Kritiken seitens der westdeutschen Presse. Ein Jahr später wird er aus der Hochschule für Bildende Kunst in Charlottenburg geworfen, weil er der von der DDR neugegründeten Deutschen Akademie der Künste beigetreten und in dem – ebenfalls von der DDR gegründeten – Verband bildender Künstler Deutschlands aufgenommen worden war. In dieser Zeit zieht Gustav Seitz nach Ostberlin in die Treskowstraße im Bezirk Pankow. (...) Vor dem Hintergrund dieser Geschehnisse richtet die Kunsthalle Mannheim im Jahr 1950 eine Ausstellung über Gustav Seitz aus. (...) Auch die Kunsthalle Bremen widmet ihm in diesem Jahr eine Ausstellung. Fünf Jahre später wird Seitz Mitglied der Nürnberger Künstlervereinigung ‚Der Kreis‘ sowie der ‚Société Européenne de Culture‘ in Venedig und dem Ernst-Barlach-Kuratorium in Güstrow.“ 1) Ende 1950er Jahre schuf er wohl sein bedeutendstes Werk: ein Denkmal in Berlin für Käthe Kollwitz. Er hatte sie in den 1930er Jahren kennen. Damals hatte sie die Leitung der Meisterklasse Grafik an der Akademie der Künste verloren und war unter Zwang der Nationalsozialisten aus der Akademie ausgetreten. 1958 zog Gustav Seitz mit seiner Frau nach Hamburg, wo er er an der Hochschule für bildende Künste lehrte.



Quelle:

1) Lydia Dartsch: Von Mannheim über das Berliner „Spätzle-Attentat“ nach New York. (Serie Kunst im öffentlichen Raum: Das Käthe-Kollwitz-Denkmal von Gustav Seitz), veröffentlicht am 29. Januar 2014 unter: <http://www.rheinneckarblog.de/29/von-mannheim-ueber-das-berliner-spaetzle-attentat-nach-new-york/40730.html>

- **Gustavsweg, Sasel (um 1940): Gustav Meinen (?-?), Land- und Gastwirt, Gemeindevorsteher, Schiedsmann**
- **Gustav-Weihrauch-Weg, Volksdorf (1968): Gustav Weihrauch (1862-1930), Naturschützer, Pionier für Grünanlagen in Hamburg**
- **Gutenbergstraße, Stellingen (1928): Johannes Gutenberg (um 1397 – 1468), Erfinder des Buchdrucks**

Johannes Gutenberg entstammte einer Patrizierfamilie. Er blieb ledig. Als er in Straßburg lebte und arbeitete, hätte er dort Bürger werden können, doch. „G. wurde niemals Straßburger Bürger, obwohl er dies durch eine Heirat mit der Straßburger Patriziertochter Ennelin zu der Iserin Türe ohne weiteres hätte werden können. Ja er ließ sich sogar 1436 von ihr vor dem geistlichen Gericht wegen Bruch des Eheversprechens verklagen. Dieser Prozeß zog sich bis Mitte 1437 hin; sein Urteil ist unbekannt. Soviel dürfte aber sicher sein, daß G. die Klägerin nicht heiratete. Im Frühjahr 1444 verließ G. Straßburg für immer.“ 1)

Quelle:

1) Ruppel, Aloys, "Gutenberg, Johannes" in: Neue Deutsche Biographie 7 (1966), S. 339-342 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118543768.html>

- **Gutsmuthsweg, Rothenburgsort (1929): Johann Christoph Friedrich Guts Muths (1759-1839), Pädagoge, förderte das Turnen**

1797 heiratete er die zwanzig Jahre jüngere Pfarrerstochter **Sophie Eckardt** (1779-1853). Der Hochzeit war nur eine kurze Zeit des Kennenlernens vorausgegangen. „In einem Brief vom 5. Juni 1797 (!) lesen wir: ‚Bestes Sophiechen, es ist mir seit einiger Zeit so vorgekommen, als wenn ein gewisses



Verständnis zwischen uns stattfände, welches freylich nur durch Blicke unterhalten wurde. Gutes Mädchen, lassen Sie mich wenigstens von meiner Seite diese Ungewissheit aufdecken und Ihnen durch Worte meine innige Zuneigung und Liebe gestehen, nachdem mein Händedruck am Abende des Feuerwerks ein stummes Geständnis davon abgab.' In einem wenig später geschriebenen Brief, ebenfalls an Sophie gerichtet, wird deutlich, wie sich GutsMuths selbst wahrgenommen und beurteilt hat: ‚Ich kann mich nicht

von ziemlicher Empfindlichkeit und Hitze frey sprechen, bin aber gleich wieder gut, wie das solchen Leuten natürlich ist. Ich habe von langen Zeiten her viel Verdruß gehabt, dieses und der hiesige steife und menschscheue Ton der Gesellschaft haben bey mir eine gewisse Schüchternheit und ein mürrisches Ansehen veranlasst, das sich oft äußert. (...) Ordnung liebe ich, allein in meinen Hausgeräthen halte ich sie in mancher Absicht nicht sonderlich. Ich bin ein großer Freund von gut zubereiteten Speisen, aber ich verlange nie etwas Kostbares und hasse alle Verschwendungen dieser Art.“ 1)

Das Paar bekam 10 Kinder, geboren: 1798, 1800, 1802, 1803, 1806, 1807, 1809, 1811, 1815, 1817. 1844 starben vier Kinder, zuvor waren schon zwei Kinder gestorben im Alter von 16 und 24 Jahren. Nach Turn "Vater" Jahn und seinen Anhängern galt das Turnen zunächst nur zur militärischen Körperertüchtigung und war deshalb nur für Jungen bestimmt. Mädchen und Frauen sollten sich nicht turnerisch beschäftigen. GutsMuth dagegen wies in der zweiten Auflage seines Buches „Gymnastik für die Jugend“ allerdings schon darauf hin, dass auch Mädchen Gymnastik betreiben sollten.

Quelle:

- 1) Christoph Seele, Pfarrer“ In: 250 Jahre Johann Christoph Friedrich GutsMuths. Hrsg. vom Landessportbund Thüringen e. V. Erfurt o. J., S. 16. unter: http://cms.thueringensport.de/cms/upload/downloads/Aktuelles/Veranstaltungen/Sonderheft_GutsMuths.pdf

- **Gutzkowstraße, Groß Flottbek (1911): Karl Gutzkow (1811-1878), Schriftsteller, Kritiker**

Gutzkow wird in der Literatur als eine provozierende und polemisierende Persönlichkeit mit krankhafter Reizbarkeit beschrieben. Wegen Gotteslästerung, Verächtlichmachung des christlichen Glaubens und „Darstellung unzüchtiger Gegenstände“ wurde er für zehn Wochen im Mannheimer Gefängnis inhaftiert.

1838 nahm Gutzkow in Hamburg zuerst in der Amelungstraße 11, später dann am Pferdemarkt (heute: Gerhart-Hauptmann-Platz) seinen Wohnsitz und gab



hier den „Telegraph für Deutschland“ heraus, an dem auch Friedrich Engels, Friedrich Hebbel mitarbeiteten.

1836 hatte er Susanne Mathilde **Amalie Klönne** (1817-1848) geheiratet. Das Paar bekam drei Söhne.

In Hamburg verkehrte Gutzow, der im Laufe des Jahres 1938 seine Frau und das Kind nach Hamburg geholt hatte, im Salon der Rosa Maria Assing. Mit ihren Töchtern Ottilie und Ludmilla Assing stand er in freundschaftlicher Verbindung.

Gutzow blieb mit seiner Familie bis 1842 in Hamburg, wo er 1840 mit ihr an die Esplanade zog. Hier wurden auch seine Kinder Fritz (1939) und Emil (1841) geboren.

Nachdem im März 1841 sein Sohn Emil geboren war, lernte er in Hamburg im September 1841 nach der missglückten Uraufführung von „Die Schule der Reichen“ am 21. Oktober am Hamburger Stadttheater **Therese von Bacheracht** kennen, Ehefrau des russischen Generalkonsuls. Sie wurde Gutzkows Geliebte und begleitete ihn auf seinen Reisen nach Paris (1842 und 1846). Gutzkows Frau wusste von diesem Verhältnis und litt darunter. So schrieb sie 1842 an ihren Mann, der sich auf der Rückreise von Paris befand. „Entsetzlich befremden muß es mich, daß Du mir Deine Rückkehr nur bedingungsweise ankündigst. Hast Du vielleicht beschlossen, mich und Deine Kinder – alles dieser gefühllosen Frau zu opfern?“ Das tat Gutzkow nicht, worunter wiederum Therese von Bacheracht litt. Therese von Bacheracht, geb. von Struve, (4.7.1804-16.9.1852) war Schriftstellerin und eine verheiratete Freifrau von Lützwitz und „lebte seit ihrem zehnten Lebensjahr in Hamburg, wo ihr Vater 1814 einen russischen Gesandtschaftsposten erhalten hatte. Hier verkehrte sie in den ersten Gesellschaftskreisen. Sie wurde von Zeitgenossen für ihre Schönheit gerühmt und war wegen ihres Konversationstalents geschätzt. (...) Im Jahr 1825 ging sie in Hamburg eine Konvenienzehe mit dem reichen kaiserlich-russischen Staatsrat, Legationssekretär und Generalkonsul Robert von Bacheracht (gest. 1884 in Genua) ein. Der einzige Sohn aus dieser Ehe starb früh. (...)

In enger Zusammenarbeit mit ihrem Liebhaber Gutzkow entstanden jährlich neue Romane und Novellen. Therese von Bacheracht veröffentlichte zudem Artikel in Gutzkows Zeitschrift Telegraph für Deutschland und rezensierte seine Werke.(...)“ 1)

1842 zog Gutzkow mit seiner Familie nach Frankfurt am Main. 1846 bekam Gutzkow eine Anstellung als Dramaturg an der Dresdner Hofbühne. Obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch mit Therese von Bacheracht zusammen war und mit ihr eine Reise nach Paris unternommen hatte, schrieb er, da er allein in Dresden war und Einsamkeit verspürte, voller Sehnsucht an seine Frau, die er noch nicht nach Dresden geholt hatte: „Komm mit dem ersten Frühlingsstrahl! Schäm ich



mich oder soll ichs nur offen sagen, ich habe die schrecklichste Sehnsucht nach Dir! Die Kinder verstehen sich von selbst. Ich brauch' Euch Alle so nötig, um Glück und Frieden zu haben (...). Meine neue Existenz ist ein wunderliches Gemisch von Freud und Leid, Stolz und Demütigung, und noch weiß ich nicht, wie sich alles gestalten wird. Ich sehne mich nach meinen Betten, nach Comfort (...).“

Im März 1847 holte Gutzkow seine Familie nach Dresden. Im Oktober desselben Jahres kam Therese von Bacheracht nach Dresden und wollte von Gutzkow eine Entscheidung. Gutzkow machte ihr eine heftige Szene. Solche Krisen gab es zwischen den beiden schon länger. Gutzkow wollte sich nicht entscheiden. Auf der einen Seite brauchte er den familiären Halt durch Ehefrau und Kindern, auf der anderen Seite propagierte er die „Emanzipation der Sinne“ und plädierte für Genussfreudigkeit. „Unsere Generation der Männer ist sinnlich und idealistisch; deshalb sollte die Liebe der Weiber spirituell sein‘ Um dies zu erreichen, um die Frauen an die ‚Genialität der Liebe‘ teilhaben zu lassen, schlug Gutzkow einen Taschenspielertrick vor: ‚Zwingt eure Geliebte, sich in männlichen Kleidern zu tragen. Dann wüßte sie doch, wie es sich lebt unter einem Überrock (...) und würde männliche Begriff bekommen und einsehen lernen, wie viel dazu gehört, Männer glücklich zu machen.‘ Gutzkow verharrte hier in altem Rollendenken. (...) Gutzkow bezeichnete die Emanzipation der Frauen als ‚die albernste Idee, welche unser Zeitalter ausgeheckt hat‘; ‚Panzer und Schwert lieb ich an Weibern nicht (...) zum Empfangen nicht zum Schaffen sind die Weiber geboren.“ 2) Nachdem im April 1848 seine Frau nach einer Fehlgeburt gestorben war, drückten Gutzkow Schuldgefühle. Im November 1848 löste er sich endgültig von Therese von Bacheracht. Im Juni 1849 kündigte er an der Hofbühne und heiratete im September eine Cousine seiner ersten Frau, **Bertha Meidinger** (1829-1909). 1850 wurde die erste Tochter geboren. Es kamen noch zwei weitere Töchter hinzu. Die Familie lebte sehr aufwändig. So musste Gutzkow 1861, um diesen Lebensstil mit sechs Kindern bezahlen zu können, die Stelle als Generalsekretär der Schillerstiftung in Weimar annehmen (bis 1864). Im Dezember 1864 erlitt er den ersten Nervenzusammenbruch und kam für ein Jahr in eine Heilanstalt. Im Januar 1865 versuchte sich Gutzkow selbst zu töten. Im Laufe des Jahres wurde er schließlich als geheilt entlassen.

Zurück zu Therese von Bacheracht: „Die Ehe mit Robert von Bacheracht verlief nicht glücklich und wurde 1849 geschieden. Im August 1849 heiratete Therese von Bacheracht in zweiter Ehe ihre Jugendliebe, den Vetter Heinrich Freiherr von Lützwow, Oberst in niederländischen Kriegsdiensten in Surabaya auf Java (Niederländisch-Ostindien), wo sie seit ihrer Hochzeit lebte. Während der Vorbereitung ihrer Rückreise nach Deutschland starb Therese von Bacheracht am 16. September 1852 im Alter von 48 Jahren an Dysenterie.“ 3)



Quellen:

- 1) Wikipedia: Therese von Bacheracht (abgerufen, 13.8.2016)
- 2) (Joachim Grimm: Karl Gutzkows Arrivierungsstrategie unter den Bedingungen der Zensur (1836-1847). Diss. Frankfurt a. M. 2010, S. 152.
- 3) Wikipedia: Therese von Bacheracht, a. a. O.

- **Gyula-Trebitsch-Platz**, Wandsbek (2011): Prof. Gyula Trebitsch (1914-2005), Filmproduzent, Mitbegründer und Geschäftsführer der Real-Film, später Studio Hamburg

Trebitsch heiratete am 2. 4. 1941 **Klári Décsi**, eine der ersten Cutterinnen in Ungarn. Ihre Eltern betrieben das Budapester Premierenkino „Mozgókép Otthon“. „Ein paar Tage später, am 11. April 1941, trat Ungarn, das bis dahin Neutralität hatte wahren können, als Verbündeter Deutschlands in den Krieg ein. (...) Als Jude galt Trebitsch als ‚wehrentüchtig‘, doch er wurde zum Arbeitsdienst eingezogen. (...) Als die Kompanie von Gomel in Weißrussland nach Kiew verlegt werden sollte, gelang ihm und 20 Häftlingen die Flucht, indem sie die ungarischen Wachsoldaten bestachen. Unbehelligt schlugen sie sich bis nach Budapest durch. (...) Am 3. Oktober 1943 traf Trebitsch zu Hause ein. Er tauchte unter und hielt sich illegal bei Freunden und Verwandten auf. Am 19. März 1944 marschieren deutsche Truppen in Ungarn ein und besetzten das Land. (...) Trebitsch beging, was er später als den ‚größten Fehler meines Lebens‘ bezeichnete: Seine Frau Klári war schwanger, und er meldete sich ordnungsgemäß bei den Behörden. Über die Geburt seiner Tochter Juliana am 21. April konnte er sich nicht lange freuen, denn einen Monat später wurde er erneut eingezogen. Diesmal kam er nach Bor in Serbien. (...) Unter unmenschlichen Bedingungen, bewacht von Angehörigen der ‚Organisation Todt‘ und der SS, musste er unter Tage in den Kupferminen und beim Gleisbau arbeiten. Als Ende August 1944 die deutsche Wehrmacht abzog und die von Marschall Tito befehligten Partisanentruppen vorrückten, wurden die Zwangsarbeiter von ungarischem Militär und SD-Verbänden (...), zur österreichischen Grenze und von dort weiter nach Deutschland getrieben – in einem monatelangen Fußmarsch, den nur wenige überlebten. (...) Am 14. November traf Trebitsch im Konzentrationslager Sachsenhausen ein.“ 1) Trebitsch kam nun noch in weitere Konzentrationslager. Am 2. Mai 1945 wurde er von den Amerikanern befreit und kam in ein Hilfskrankenhaus nach Itzehoe. Seine Frau Klári kam im Sommer 1946 nach.

Trebitsch wurde Leiter der Jüdischen Gemeinschaft Itzehoe und Zweiter Vorsitzender der Ortsgruppe der VVN, Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes.



Trebitsch als ehemaliger „Königlich-Ungarischer-Filmvorführer“, bekam in Hamburg eine Filmtheater-Lizenz für die Kinos in Itzehoe.

„Auf einer Kulturveranstaltung des ‚Komitees ehemaliger politischer Gefangener‘ in Hamburg (...) lernte Trebitsch Walter Koppel kennen. (...) Koppel war nach der nationalsozialistischen ‚Machtergreifung‘ zunächst nach Wien geflohen, dann über Prag und Brüssel nach Paris emigriert. Hier heiratete er im Juni 1938 Erna Sander, eine Hamburgerin, die aus politischen Gründen emigriert war.“ Beide wurden sie verhaftet und wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ angeklagt. Erna Sander war Mitglied der KPD und hatte in Paris Flugblätter gegen Hitler verteilt. Koppel „wurde wegen ‚Rassenschande‘ – er war Jude, seine Frau ‚arisch‘ – verurteilt. Die Ehe wurde im November 1944 geschieden. (...) „ 2)

Koppel und Trebitsch gründeten die Firma „Real-Film“. Erna Sander (30.6.1914-30.11.1991) entwarf die Kostüme. Erna Sander, deren Mutter unter ihrem Geburtsnamen Louise Otto ein bekannte Schwimmsportlerin war, „hatte Mutterwitz, und sie konnte umwerfend schlagfertig sein. Sie konnte aber, wenn und wo es geboten war, ebenso die große Dame sein.“ 3)

Trebitsch ließ sich 1948 in Budapest von seiner ersten Frau scheiden und heiratete im März 1949 Erna Sander. Am 25.10.1949 wurden Tochter Katharina, am 26.9.1950 Sohn Markus geboren.

Katharina Trebitsch studierte Jura und wollte zunächst nicht – so wie ihr Bruder – in die Filmbranche einsteigen. „Nach dem Jura-Studium, 1974 mit dem ersten Staatsexamen abgeschlossen und der Referendarzeit in Hamburg, New York und Washington, lebte sie ein Jahr lang in einem Indiodorf in Guatemala. 1980 legte sie das Zweite Staatsexamen ab, doch sie wollte nicht Juristin werden.“ 4) 1980 gründete sie die „Objectiv-Film“ Produktion.

Quelle:

- 1) Michael Töteberg, Volker Reißmann: Gyula Trebitsch. Hamburger Köpfe. Hrsg. von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius. Hamburg 2014, S. 26f.
- 2) Michael Töteberg, Volker Reißmann, a. a. O., S. 36.
- 3) Zit., nach Michael Töteberg, Volker Reißmann, a. a. O., S. 42.
- 4) Michael Töteberg, Volker Reißmann, a. a. O., S. 117.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Habermannstraße, Bergedorf/Lohbrügge (1964):** *Max Habermann (1885-1944), Christlicher Gewerkschaftsführer, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.*

Max Habermann gehörte bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 zur Führungsspitze des Deutsch-Nationalen Handlungsgehilfenverbandes. Nach der Zerschlagung der Gewerkschaften wurde er von den Nationalsozialisten unter Hausarrest gestellt. In den Wintermonaten 1934/35 knüpfte er Kontakt zu Jakob Kaiser und Wilhelm Leuschner. Nach Ausbruch des II. Weltkrieges beteiligten sich die drei Oppositionellen an der Planung einer neuen Einheitsgewerkschaft für die Zeit nach dem Sturz des NS-Regimes. Nach dem fehlgeschlagenen Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 fand Habermann zunächst Zuflucht bei Freunden in Bielefeld. Nachdem sein Versteck bei einem Bombenangriff zerstört worden war, versuchte Habermann bei seiner Frau unterzukommen. Doch dort wurde er schon von der Gestapo erwartet und verhaftet. Im Gerichtsgefängnis Gifhorn wählte er nur einen Tag später den Freitod.

Quellen:

Helmut Esters/Hans Pelger/Alexandra Schlingensiepen: *Gewerkschafter im Widerstand*. Bonn 1983; Albert Krebs: *Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei*. Stuttgart 1959; Elfriede Nebgen: *Jakob Kaiser. Der Widerstandskämpfer*. Stuttgart u. a. 1967.“

- **Habigerstieg, Langenbek (1988):** *Kasper Habiger (1873-1945), Arbeiter aus Wilhelmsburg, Opfer des Nationalsozialismus.*

Kasper Habiger lebte mit seiner Frau Theresia, geb. Socka, geb. 1869, in Hamburg-Harburg in der Straße Am Radeland 65. Theresia Habiger gehörte seit 1926 den Vereinigten Bibelforschern an. Kasper Habiger war in keiner Partei oder anderen Organisation. Am 16. Mai 1943 erhielt das Ehepaar Habiger per Postkarte eine Vorladung ins Gestapo-Hauptquartier Stadthaus an der Stadthausbrücke. Kaspar Habiger blieb dort in Haft. Er wurde vom Hanseatischen Sondergericht wegen Abhörens ausländischer Sender zu vier Jahren Zuchthaus und vier Jahren Ehrverlust verurteilt. Habiger war bis zu seinem Tode ein Jahr und neun Monate inhaftiert. Vom 27.8.1943 bis zu seinem



Ableben am 21.2.1945 war er im Polizeigefängnis Hütten, im Zuchthaus Fuhlsbüttel und in Pommern/Goldnow. Die Dauer des Aufenthaltes in Goldnow ist nicht bekannt. Am 20. Februar 1945 wurde er vom Zuchthaus Fuhlsbüttel ins Krankenhaus Langenhorn verlegt. Einen Tag später, am 21. Februar, starb er im Zuchthaus Fuhlsbüttel.

Seine Frau Theresia Habiger wurde unter Polizeiaufsicht gestellt. Ihre Rente wurde um die Hälfte der Bezüge gekürzt; das Radiogerät beschlagnahmt.

Quelle:

Antrag an das Komitee ehemaliger politischer Gefangener auf Ausstellung eines Ausweises für Hinterbliebene politisch, rassisch oder religiös durch das Naziregime Verfolger vom 4. Oktober 1947, Antragstellerin Theresia Habiger. Quelle: Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten, Landesvereinigung Hamburg, Aktenbestand des Komitees ehemaliger Gefangener.

- **Hachmannbrücke**, *Steinwerder (1941): Dr. Gerhard Hachmann (1838-1904), Bürgermeister von Hamburg.*
- **Hachmannkai**, *Steinwerder (1930), siehe: Hachmannbrücke.*
- **Hachmannplatz**, *St. Georg (1909), siehe: Hachmannbrücke.*
- **Hackmackbogen**, *Bergedorf/Allermöhe (1979): Hermann Hans Hackmack (31.8.1895 Bergedorf-22.2.1973 Hamburg), Gemeindevertreter in Sande, Mitglied der Bergedorfer Bezirksversammlung, Bürgerschaftsabgeordneter, Gründer und Vorsitzender der Wohnungsbaugenossenschaft Bergedorf-Bille (ehemals Gemeinnützige Siedlungs- und Wohnungsbaugenossenschaft Bille), Mitglied und stellvertretender Vorsitzender der Bergedorfer Bezirksversammlung*

Hermann Hans Hackmack hatte Zimmermann gelernt und arbeitete ab 1919 als Vorarbeiter in der Sägerei des Bergedorfer Eisenwerks. 1) Er war SPD-Mitglied bis zum Verbot der Partei durch die Nationalsozialisten 1933. 2) Dabei hatte er sich in Lohbrügge kommunalpolitisch engagiert und war Mitglied des Lohbrügger Bausausschusses gewesen. 3) Nach dem Verbot der SPD trat er noch im selben



Jahr in die Deutsche Arbeitsfront (DAF) ein, deren Mitglied er bis zum Ende des NS-Regimes 1945 blieb. 4) Die nach dem Führerprinzip aufgebaute DAF war nach Abschaffung der freien Gewerkschaften durch die Nationalsozialisten am 10.5.1933 gegründet und im Oktober 1934 offiziell als Verband der NSDAP angeschlossen worden. Sie sollte keine Arbeitnehmerinteressen vertreten, sondern „den Klassenkampf beseitigen“. Ein Aufruf vom 27.11.1933 formulierte als Aufgabe der DAF „die Zusammenfassung aller im Arbeitsleben stehenden Menschen ohne Unterschied ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stellung. In ihr soll der Arbeiter neben dem Unternehmer stehen, nicht mehr getrennt durch Gruppen und Verbände, die der Wahrung besonderer wirtschaftlicher oder sozialer Schichtungen und Interessen dienen.“ Ihr Ziel sei „die Erziehung aller im Arbeitsleben stehenden deutschen zum nationalsozialistischen Staat und nationalsozialistischer Gesinnung“. 5)

1936 schloss sich Hermann Hackmack zudem der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) an, einem ebenfalls der NSDAP angeschlossenem Verband. Die NSV unterstand dem Hauptamt für Volkswohlfahrt bei der NSDAP-Reichsleitung und der Finanzaufsicht des NSDAP-Reichsschatzmeisters. Ihren Status und ihre Aufgabe schrieb Hitler im Mai 1933 in einer Verfügung fest: „Die NS-Volkswohlfahrt (e. V.) wird hiermit als Organisation innerhalb der Partei für das Reich anerkannt. Sie ist zuständig für alle Fragen der Volkswohlfahrt und Fürsorge und hat ihren Sitz in Berlin.“ 6) Die NS-Wohlfahrtspflege war unter anderem für das Hilfswerk „Mutter und Kind“, für Kindertagesstätten, die Jugendhilfe und das „Winterhilfswerk des Deutschen Volkes“ zuständig. Sie hatte die Erziehung der Bevölkerung zur „Volksgemeinschaft“ zum Ziel und war damit auch klar eugenisch orientiert. Dies formulierte der Leiter des NSV-Amtes für Wohlfahrtspflege und Jugendhilfe, Hermann Althaus, 1936 in seiner Schrift „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt“ unmissverständlich: „Aus dieser weltanschaulichen Einstellung heraus ist eine Wohlfahrtspflege nationalsozialistischer Prägung grundsätzlich erbbiologisch und rassenhygienisch orientiert. (...) Sie übt keine aussichtslose, das Volksvermögen verschleudernde Fürsorge der Erbkranken, sondern eine aufbauende Vorsorge für die Erbgesunden. (...) Um der Gesunderhaltung unseres Volkes willen muss darum eine nationalsozialistische Volkswohlfahrt eine Befürwortung Minderwertiger ablehnen bzw. auf ein Mindestmaß einschränken unter gleichzeitiger Abdrosselung des kranken Erbstromes.“ 7)

Auch dieser Organisation gehörte Hackmack bis zu ihrer Auflösung 1945 an. 8) 1939 wurde er unabhkömmlich gestellt, musste daher keinen Wehrdienst leisten. 9)



Nach Kriegsende engagierte er sich wieder für die SPD in der Kommunalpolitik. 1949, 1953 und 1957 wurde er jeweils als Abgeordneter in die Bergedorfer Bezirksversammlung gewählt. 10) 1948 gründete er zusammen mit Wilhelm Iwan und Hermann Sönnichsen, beide ebenfalls SPD, sowie Otto Plarre die gemeinnützige Siedlungs- und Wohnungsbaugenossenschaft Bille, um Wohnungen für ausgebombte Hamburgerinnen und Hamburger sowie für Flüchtlinge zu errichten. Die Idee dazu ging von Hermann Hackmack aus. Offizieller Gründungstag der Genossenschaft war der 5.9.1948, dabei wurde auch der Aufsichtsrat gewählt. Am 17.9.1948 wählte der Aufsichtsrat Hermann Sönnichsen, SPD-Parteisekretär, als Vorsitzenden und Hermann Hackmack, Wilhelm Iwan sowie Otto Plarre in den Vorstand. 11)

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

- 1) StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung Ad 10736
- 2) ebd.
- 3) Caesar Meister, Zum 10-jährigen Bestehen der Gemeinnützigen Siedlungs- und Wohnungsbaugenossenschaft „Bille“ eGmbH, Hamburg, 1958, S. 1 ff., PDF-Download: www.bergedorf-bille.de/fileadmin/PDF/Historisches/Meister__10_Jahre_Bille__1958_01.pdf (Zugriff 1.6.2016)
- 4) StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung Ad 10736
- 5) Mario Wenzel, Die NSDAP, ihre Gliederungen und angeschlossenen Verbände. Ein Überblick, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder, Frankfurt a.M., 2009, hier: S. 32.
- 6) APK (Akten der Parteikanzlei der NSDAP) 117 05309, zitiert nach: Peter Hammerschmidt, Die Wohlfahrtsverbände im NS-Staat. Die NSV und die konfessionellen Verbände Caritas und Innere Mission im Gefüge der Wohlfahrtspflege des Nationalsozialismus, Opladen, 1999 (zugl. Diss. Universität Marburg, 1997), S. 154.
- 7) Hermann Althaus, Nationalsozialistische Volkswohlfahrt. Wesen, Aufgaben und Aufbau, Berlin, 1936, S. 14–16, zitiert nach: Hammerschmidt, Wohlfahrtsverbände, S. 369.
- 8) StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung Ad 10736
- 9) ebd.
- 10) Hamburger Abendblatt v. 17.10.1949, 5.11.1953 u. 14.11.1957
- 11) Meister, S 7 f.

- **Hadermanns Weg**, *Niendorf (1948): Sage von Hadermanns Brautfahrt.*

- **Hadubrandheide**, *Niendorf (1948), Gestalt aus dem Hildebrandslied.*



- **Haeckelstraße, Harburg (1950):** Prof. Dr. Ernst Haeckel (1834-1919), Zoologe, Gründer des Monistenbundes.
- **Händelstraße, Bahrenfeld (1895):** Georg Friedrich Händel (1685-1759), Komponist.
- **Hänselstieg, Schnelsen (1970):** Märchengestalt. Siehe auch: Gretelstieg, Königskinderweg, in Bd. 2.
- **Häußlerstraße, Bergedorf/Lohbrügge (1964):** Willi (Wilhelm) Häußler (1907-1945), Hafenarbeiter, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Stolperstein: Halbenkamp 16 (früher: Pestalozzistraße).

Der Wohnblock der Genossenschaft Produktion, genannt PRO-Block, wurde 1906 erbaut und galt seitdem in Barmbek als Hochburg der Arbeiterkultur. In diesem PRO-Block, in der Hinrichsenstraße (heute Brucknerstraße), wuchs Willi Häußler mit seinen Geschwistern Karl und Helmi auf. So verwundert es nicht, dass Willi Häußler sich schon in der Schulzeit mit Anhängern der linken und rechten politischen Szene auseinandersetzte und sich an zahlreichen Diskussionen beteiligte. (...) Schon in frühester Jugend trat Willi Häußler linksgerichteten Vereinen bei. So war er Mitglied der Kinderfreunde, der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) und trat im Alter von 18 Jahren der SPD bei. Auch bei dem 1924 gegründeten Reichsbanner, einem sozialdemokratischen Wehrverband, und der 1930 gegründeten Schutzformation, kurz „Schufo“, war er engagiert. (...). Die „Schufos“ wurden 1932 vom Reichsbanner aufgelöst, da sonst ein Verbot des gesamten Reichsbanners gedroht hätte. Doch 1933 lebte die „Schufo 10“ erneut auf, um Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft zu leisten. Hierbei schrieben die Mitglieder zum Beispiel antifaschistische Parolen auf Hauswände oder verteilten Flugblätter. Aufgrund seines Mitwirkens in der „Schufo 10“ erhielt Willi Häußler 1933 seiner „staatsfeindlichen Einstellung“ die Kündigung. Bis dahin war er bei einer Lagerhausgesellschaft angestellt, für die er als Kaiarbeiter im Hafen tätig war. Ein Jahr später ernannte ihn die „Schufo 10“ zum Leiter. Eine seiner Aktionen war die Verteilung von Konfirmationsglückwunschkarten, die zur Tarnung dienten, um Appelle gegen den Nationalsozialismus zu verbreiten.



Willi Häussler lebte mit seiner Frau Wilhelmine, genannt „Mimi“, vor seiner Verhaftung in der Pestalozzistraße 72 (heute Halbenkamp 16). Sie hatten eine gemeinsame Tochter, die zum Zeitpunkt der Verhaftung ihres Vaters fünf Jahre alt war.

Im Sommer 1936 lebte die Familie einige Wochen in ihrer Schrebergartenlaube. Bei der Rückkehr in ihre Wohnung berichteten Nachbarn ihnen, dass nachts zuvor die Gestapo da gewesen sei, um sie zu suchen. Daraufhin schlüpfte Willi Häussler bei einem Freund, einem ehemaligen KPD-Mitglied, unter, der in der Kegelhofstraße wohnte. Am 13. Juni 1936 flog das Versteck jedoch auf und Willi Häussler wurde von der Gestapo verhaftet. Seine Frau Mimi erinnerte sich an die Zeit: „Bis zu seiner Verhaftung seit dem ersten Besuch erschien die Gestapo Nacht für Nacht bei mir, um aus mir herauszubekommen, wo mein Mann sich aufhält. Mein Mann besorgte sich alle nötigen Papiere und Fahrkarten, um nach Dänemark fliehen zu können. Doch zwei Stunden vor der Abfahrt erfolgte die Verhaftung.“

Der Prozess gegen Willi Häussler zog sich in die Länge, rund 45 weitere Personen waren darin involviert. Seine Verurteilung erfolgte schließlich am 13. Juni 1938. Zuerst wurde er zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Wenigstens wurde ihm ein Jahr seiner Untersuchungshaft angerechnet, so dass er schließlich sechs Jahre Haft im Zuchthaus Bremen-Oslebshausen verbüßen musste. Während dieser Zeit war es seiner Frau nur alle vier Monate gestattet, ihn zu besuchen. Seine Tochter erhielt zudem in ihrer Schulakte den Vermerk: „Vater politisch in Haft.“

Am 13. April 1943 wurde Willi Häussler entlassen und sofort an das Polizeigefängnis Fuhlsbüttel überstellt. Dort blieb er bis Mai, um dann ins Gestapo-Lager Wilhelmsburg verlegt zu werden. Hier musste er bis zu seinem Tod Zwangsarbeit leisten.

Mimi Häussler konnte während der gesamten Haftzeit nur schwer ihre kleine Familie ernähren. Ab und zu gelang es ihr, eine Arbeitsstelle zu finden, die sie jedoch jedes Mal schnell wieder verlor. „Eine Unterstützung während der ganzen Haftzeit durch Freunde war so gut wie gar nicht möglich. Zweimal, bald nach der Verhaftung 1936, erhielt ich etwas Geld. Von der damaligen Wohlfahrtsbehörde erhielt ich keine Unterstützung. Nur dann sollte ich sie erhalten, wenn ich mich scheiden lasse. Erst musste ich Pflichtarbeiten für einen Lohn von 0,75 RM pro Tag verrichten, später leistete ich Fürsorgearbeit.“

In das Gestapo-Lager Wilhelmsburg musste Mimi ihrem Ehemann regelmäßig frische Wäsche bringen. Dadurch konnten sich die beiden allerdings auch wieder öfter sehen. Zwei Wochen vor seinem Tod besorgte Mimi ihrem Mann Geld, Papiere und Lebensmittelkarten. Die Häftlinge wussten, dass der Krieg verloren



war und dass sich ihr Schicksal bald entscheiden würde. Willi Häussler versprach, dass er zu fliehen versuchen würde, sollte er etwas von seiner geplanten Hinrichtung erfahren.

Am 22. März 1945 starb Willi Häussler bei der Zwangsarbeit in Wilhelmsburg. Seine Frau erhielt einen Todesschein, auf dem stand: „Bei Feindeinwirkung am 22. März 1945 im Lager Wilhelmsburg ums Leben gekommen.“ Seine Leiche wurde trotz eines Antrages nicht freigegeben.

Willi Häusslers Leichnam konnte 1946 in einem Massengrab in Harburg identifiziert werden. Daraufhin wurde sie am 2. November 1946 nach Wandsbek-Tonndorf überführt. 1968 setzten sich Bekannte und Angehörige dafür ein, dass seine sterblichen Überreste auf dem Areal der „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ der Geschwister-Scholl-Stiftung auf dem Friedhof Ohlsdorf beigesetzt wurden.

Text: **Carmen Smiatacz**. Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Karl Ditt: Sozialdemokraten im Widerstand, Hamburg 1984, S. 91; Ursel Hochmuth/Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand. Frankfurt a. M. 1969, S. 124, S. 128ff., S. 590; Annedore Leber: Das Gewissen steht auf. Berlin 1956, S. 86ff.

- **Hagedornstraße**, *Harvestehude (1870): Friedrich von Hagedorn (1708-1754), Dichter. Am Harvestehuder Weg/Eichenpark steht ein Denkmal für den Dichter.* Siehe auch: Klopstockstraße, in Bd.2.

Hagedorn gilt als Begründer des deutschen Rokoko. Im Vordergrund seiner Lyrik stehen Liebeslust, Weingenuß, die Dichtung und moralische Grundsätze, die aber scherzhaft verpackt werden. Ein Denkmal für den Dichter steht am Harvestehuder Weg/Eichenpark. Meta Moller hatte Vertrauen zu Hagedorn. In einem Brief vom 23.11.1751 an Klopstock schreibt sie: „Ich soll Sie grüßen von Hagedorn. Er hat sich bey mir eingeschmeichelt. Neulich, in einer Gesellschaft, machte er, als ein galanter junger Herr die Tour des Tisches bey dem Frauenzimmer. Man spricht bey dieser Gelegenheit gerne mit jedem Mädchen was ihr am angenehmsten ist. Er sprach mit mir von Ihnen.“ Friedrich von Hagedorn wurde Klopstocks Vertrauter in dessen beginnender Liebe zu Meta Moller. Hagedorn hatte die aufkeimende Liebe zwischen den beiden bei einer Tischgesellschaft im Hause von Klopstocks späterem Schwager Schmidt in der Großen Reichenstraße mitbekommen. Friedrich von Hagedorn war Sohn von Hans Stadius von Hagedorn, einem wohlhabenden Diplomaten und Regierungsrat im dänischen Dienst, der literarisch ambitioniert war und seine beiden Söhnen



Friedrich und Christian an die Literatur heranführte. Die Mutter hieß Anna Maria, geb. Schomaker (1676 Hamburg - 1732 Hamburg), war eine Kaufmannstochter und in erster Ehe mit dem dreizehn Jahre älteren Kämmereibürger Nicolaus von Beseler verheiratet gewesen. Aus der Ehe waren keine Kinder hervorgegangen. Nach Beselers Tod im Jahre 1706 heiratete Anna Maria ein Jahr später Hans Stadius von Hagedorn. Das Paar bekam vier Kinder, von denen zwei sehr früh verstarben. Kurz vor seinem *Tod* geriet Hans Stadius von Hagedorn in wirtschaftliche Schwierigkeiten, und als er 1722 starb, war die finanzielle Lage für die Witwe mit ihren beiden Kindern prekär. Anna Maria von Hagedorn musste das Haus am Gänsemarkt verlassen und mit ihren Söhnen in ein Gartenhäuschen vor der Stadt in St. Jürgen einziehen. Sie konnte sich keine Kutsche mehr leisten, musste zu Fuß gehen und den Hauslehrer entlassen, der bis dahin die Söhne unterrichtet hatte. 1723 schickte sie ihren Sohn Friedrich auf das Akademische Gymnasium in Hamburg. Dies war nur möglich, weil Anna Maria von Hagedorn dafür große finanzielle Entbehrungen auf sich nahm. Trotz der finanziellen Misere legte sie Wert auf einen standesgemäßen Lebensstil und war darauf bedacht, weiterhin die vornehmen Bekanntschaften zu pflegen. Nach dem Abitur begann Friedrich von Hagedorn 1726 Jura zu studieren. Maria von Hagedorn sparte, an sich, um ihrem Sohn das Studium zu ermöglichen und ihm zusätzlich noch Geld zukommen zu lassen. Friedrich von Hagedorn, der ebenso wie seine Mutter ein Leben führen wollte, das seinem Stand entsprach, konnte jedoch nicht mit Geld umgehen. Er lebte verschwenderisch, war dem Wein und dem Müßiggang zugetan. So war es nicht verwunderlich, dass seine Mutter sich stets Sorgen um ihn machte und ihm Briefe mit entsprechendem Inhalts schrieb. Gleichzeitig ließ sie ihn aber auch nicht fallen und sparte wo es nur ging, um ihm immer wieder Geld zuzustecken. So schrieb sie einmal an ihren studierenden Sohn: „Hungern mustu absolut nicht, wie wilstu sonst groß werden.“ Für sie – wie für die meisten Mütter der Welt – blieb ihr Sohn ihr kleines Kind, um das man sich kümmern und für das man sorgen musste. 1727 brach Friedrich von Hagedorn aus Desinteresse das Studium ab. Er fand eine Stelle als Privatsekretär des dänischen Gesandten in London. 1731 kehrte er nach Hamburg zurück, wohnte aber nur kurze Zeit bei seiner Mutter, denn das Miteinander haushalten ging nicht gut. Friedrich von Hagedorn nahm sich um 1732 eine eigene Wohnung. Mutter und Sohn sahen sich fortan nur noch selten, kaum jede Woche. Und wenn sie sich sahen, dann sprachen sie von belanglosen Dingen. „Ich habe die kurtze Zeit von indifferenten Dingen gesprochen, umb ihn mit meiner Gegenwart und discourse nicht lästig zu fallen,“ äußerte sich seine Mutter einmal. Leider hat Anna Maria von Hagedorn nicht mehr miterleben dürfen, dass ihr Sohn 1733 eine gut bezahlte Stelle als Sekretär der Handelsgesellschaft Merchant Adventurer am „English Court“ in Hamburg erhielt. Sie starb ein Jahr vorher. Diese Stelle bot ihm Muße genug, sich fortan hauptsächlich der



Schriftstellerei zu widmen, ohne sich dabei finanziell zu ruinieren. 1737 heiratete Friedrich von Hagedorn Elisabeth Butler (1708-1782), Tochter des englischen Courtschneiders. Die Ehe blieb kinderlos. In den Haushalt zog seine damals 52-jährige Schwiegermutter mit ein, die dort bis zu ihrem Tod 1751 blieb, die aber Hagedorn wegen seines katastrophalen Umgangs mit Geld finanziell kaum unterstützte. In den letzten Jahren seines Lebens litt Hagedorn an Wassersucht. Seine Frau pflegte ihn bis zu seinem Tode. Als Witwe wurde sie von Hagedorns Bruder mit unterstützt.

- **Hagenbeckallee, Stellingen (1928):** Carl Hagenbeck (1844-1913), Tierhändler, „Völkerschau“-Ausrichter sowie Gründer und Zoodirektor des Hagenbeck Tierparks.

Siehe auch: **Jacobsenweg**, Stellingen, seit 1964, benannt nach Adrian Jacobsen (1853-1947), Forschungsreisender im Auftrag vom Tierpark Hagenbeck und Anwerber für die „Völkerschauen“.

1866 übernahm Carl Gottfried Wilhelm Heinrich Hagenbeck von seinem Vater, dem ehemaligen Fischhändler Gottfried Claes Carl Hagenbeck, dessen Tierhandlung auf dem Spielbudenplatz in Hamburg-St. Pauli. In dieser Zeit wurden zahlreiche zoologische Gärten gegründet; die Nachfrage nach exotisch wirkenden Schautieren wuchs. Carl Hagenbeck schickte eigene Tierfänger zunächst nach Afrika, dann auch auf andere Kontinente.

Doch bald ließ das Publikumsinteresse an seinen Tieren nach, und der Zoobetreiber sah sich nach einer zusätzlichen Erwerbsquelle um. Für seine erste „Völkerschau“ 1875, in der Menschen wie Tiere ausgestellt wurden, brachte er sechs Angehörige der *Sámi* und eine Herde von dreißig Rentieren nach Hamburg. Hagenbeck vermarktete sie als „Lappländer“-Familie und präsentierte sie vor einer Kulisse, die angeblich ihrem heimischen Lebensumfeld ähnelte. In den darauf folgenden „Völkerschauen“ traten Familien und Gruppen auf, die er in den kolonisierten Ländern Indien, Ceylon und Samoa, Kamerun, Somalia, Dahomey (heute Benin) und im Sudan anwerben ließ.

Die „Völkerschauen“ sollten das voyeuristische Bedürfnis des Zuschauers nach Exotismus befriedigen, zudem kolonialrassistisches Überlegenheitsgefühl gegenüber „fremden Völkern“ bestätigen, die als vermeintlich „primitiv“ und „naturnah“ vorgeführt wurden, ungeachtet ihrer tatsächlichen Lebensumstände. Entsprechend hatte etwa die Schau 1899 den marktschreierischen Titel „Wildes Afrika“. Die gewollte Dramatik der Darbietungen beschrieb Hagenbeck in seinen



Lebenserinnerungen: „So ‚überfielen‘ plötzlich zu Beginn des Spiels Sklavenhändler dieses friedliche Dorf. Araber hoch zu Dromedar umritten mit Geschrei und Gewehrgeknatter die eben noch schmausenden Dorfbewohner. (...) Dann erschienen europäische Tierfänger, verjagten in einem Feuergefecht die räuberischen Beduinen und anschließend gab es ein großes Friedensfest, bei dem unter heimischer Musikbegleitung getanzt und alle Riten eines echt sudanesischen Stammesfestes beobachtet wurden.“ Zugleich wird hier der Kolonialmythos vom vermeintlichen „Sklavenbefreier“ aus Europa mit transportiert.

Hagenbecks Schauen zielten auch darauf ab, Kolonialbegeisterung in der Bevölkerung zu wecken. 1896 stellte Hagenbeck auf der Berliner Kolonialausstellung mehr als hundert Menschen aus den deutschen „Schutzgebieten“ aus. Zu seinem engeren Mitarbeiterstab zählte auch der Kolonialenthusiast und „Rassetheoretiker“ Alexander Sokolowsky, der eine Biographie über Hagenbeck schrieb. Konkret unterstützt wurde auch der Kolonialkrieg: Mit dem Verkauf von tausend Dromedaren an die kaiserliche „Kamelreiter“-Truppe in „Deutsch-Südwestafrika“ (heute Namibia) machte der Zoodirektor nebenbei gute Geschäfte. Die schnell laufenden Tiere wurden im Kolonialkrieg 1904-1907 und beim anschließenden Völkermord an den Herero und Nama eingesetzt.

Hagenbecks Agenten gingen bei der Anwerbung nicht selten gewalttätig vor. Häufig wurden Familien unter falschen Versprechungen angelockt, zuweilen sogar entführt, die Schädel ihrer Vorfahren aus den Grabstätten gleich mit geraubt. Aus den im Zoo zur Schau Gestellten wurden schließlich „Forschungsobjekte“ einer rassistischen „Wissenschaft“. Hagenbeck führte sie Instituten zu, in denen Anthropologen, Ethnologen und Mediziner sie untersuchten. Im Gegenzug gaben die „Forschungsergebnisse“ den „Völkerschauen“ einen Anstrich von vermeintlicher „Seriosität“. Welche Tortur die erzwungenen Untersuchungen, welches Trauma die entwürdigenden Körpervermessungen bedeuteten, klingt nach im überheblichen Bericht Rudolf Virchows, Arzt und Vorsitzender der *Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*. 1880 versuchte er die Inuk Paingo von der „Eskimo-Truppe“ zu vermessen. Virchow schildert die Situation: „Sowie es an die Körpermessungen ging, fing sie an zu zittern und geriet in höchste Aufregung. Während ich die Klafterlänge feststellen wollte und ihre Arme horizontal ausstreckte, was ihr wohl im ganzen Leben noch nicht vorgekommen war, bekam sie plötzlich den Anfall: Sie sprang mit beiden Beinen in einer zusammengebückten Stellung im Zimmer umher (...) Sie schrie (...) es war ein höchst widerwärtiger Anblick.“

Zu dieser „Eskimo-Truppe“ gehörte auch Abraham Ulrikab, der ein Tagebuch hinterließ. Darin beklagt er sich über die eintönige Arbeit, das ungewohnte Essen, den Großstadtlärm und vor allem das bedrängende Publikum in einer Welt, die



er sich als „zivilisiert“ vorgestellt hatte. Im Berliner Zoologischen Garten besuchten an einem einzigen Tag 16.000 Menschen die Schau. „Sie kamen in unsere Behausung, um das Kajak in Augenschein zu nehmen, sofort war alles voller Menschen und wir konnten uns überhaupt nicht mehr bewegen. Unsere Herren Schoepf und Jacobsen schrien herum (...) sie baten mich, alle rauszuschmeißen. Ich tat, was ich konnte. Ich griff meine Peitsche und die Grönländer Seehundharpune und erschreckte sie.“ Am 7. November 1881 sah sich die „Feuerländer“-Gruppe in Berlin mit 37.000 teilweise betrunkenen und pöbelnden Zoobesuchern konfrontiert.

Lebensbedrohlich für die „Völkerschau“-Teilnehmenden war die mangelhafte medizinische Versorgung. Nach viermonatigem Aufenthalt starben 1881 alle acht Mitglieder der beiden Inuit-Familien, weil Hagenbecks Agent und Menschenfänger Johan Adrian Jacobsen „vergessen“ hatte, sie gegen Pocken zu impfen. Kurz vor seinem Tod schrieb Ulrikab in sein Tagebuch: „Ich sehne mich nicht nach irdischen Gütern, ich sehne mich nur danach, meine Verwandten wiederzusehen, die weit weg sind (...)“. Einige Monate später verloren fünf Personen aus der „Feuerländer-Völkerschau“ (indigene Kawesqar und Yaghan) ihr Leben. Sie starben an Masern, Lungenentzündung oder schlichtweg an den Veranstaltungsstrapazen. Ihre sterblichen Überreste wurden 2010 nach Südchile repatriert und in einem würdevollen Staatsakt begraben.

Als der Platz auf Hamburg-St. Pauli zu klein wurde, zog Hagenbeck 1907 nach Stellingen im preussischen Altona um. Dort eröffnete er den ersten gitterlosen Tierpark der Welt, in dem er Tiere in einem der Natur nachempfundenen Lebensraum präsentierte. Die „Völkerschauen“ setzte er in Stellingen fort. Zwischen 1874 und 1930 wurden in Deutschland rund vierhundert Menschengruppen in „Völkerschauen“ gezeigt, mehr als hundert solcher Schauen veranstaltete allein die Firma Hagenbeck. Der clevere Geschäftsmann wusste die kolonial geprägten Erwartungen des deutschen Massenpublikums geschickt zu bedienen, was zum großen kommerziellen Erfolg führte. Ein gutes Geschäft von einer Million Reichsmark machte er beispielsweise mit der Wanderausstellung in Paris. In keinem Verhältnis dazu stand der geringe Lohn, den die vermarkteten Menschen bekamen.

Trotz der Begeisterung, auf die Hagenbecks „Völkerschauen“ beim Publikum stießen, gab es auch zeitgenössische Kritik. Die Magdeburger Zeitung schrieb am 20. November 1880: "Für unser Empfinden hat dies Menschausstellungsgeschäft an sich etwas außerordentlich Abstoßendes. Allein diese Menschenkinder (...) so mitten hinein in die zoologischen Gärten als Ausstellungsobjekte zu bringen, das scheint uns der Anthropologie, das scheint uns der Wissenschaft und der Lehre vom Menschen und seinem eigentlichen Wesen ganz und gar nicht zu entsprechen." Auch der Hamburger Schriftsteller Hans Henny Jahnn fand



deutliche Worte: „(...) Menschenschau. Das bedeutete, eine Handelsagentur oder der Impresario für willenlose, halbverkaufte, halbbestochene Menschen vermittelte dem halbwissenschaftlichen Institut die Einwanderung einer Gruppe von Afrikanern, Indios, Südseeinsulanern oder Ceylonesen.“

Text: HMJokinen; Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

Quellen:

Caroline Schmidt-Gross: Tropenzauber um die Ecke. Völkerschauen bei Hagenbeck, in: Heiko Möhle (Hrsg.), Branntwein, Bibeln und Bananen, 3. Aufl., Berlin 2011; Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin, Vol. 12, 1880, S. 270; Carl Hagenbeck: Von Tieren und Menschen. Erlebnisse und Erfahrungen, Neuaufl., Berlin, 1909, Onlinefassung, URL: <https://archive.org/details/vontierenundmens00hageuoft> (letzter Zugriff 20.9.2014); Erna Mohr, Hagenbeck, Carl Gottfried Wilhelm Heinrich. In: Neue Deutsche Biographie (NDB). Bd. 7, Berlin, 1966, S. 487f.; Philipp Dorestal: Repräsentationen des „Exotischen“. „Gezähmte Wilde“ und „Völkerschauen“ in Deutschland, in: analyse & kritik, Nr. 504, 17. März 2006; Utz Anhalt, Der Völkerzoo. Zum hundertsten Geburtstag von Hagenbecks Tierpark, in: sopus, 7/2007; Anne Dreesbach, Kolonialausstellungen, Völkerschauen und die Zurschaustellung des „Fremden“, in: Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz (Hrsg.), Europäische Geschichte Online (EGO), 2012-02-17, URL: <http://www.ieg-ego.eu/dreesbacha-2012-de> (letzter Zugriff 20.9.2014); Anne Dreesbach: Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer Menschen in Deutschland 1870-1940, Frankfurt a. M., 2005, URL: http://books.google.de/books?id=CvJCaaidVZIC&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs_ge_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=false (letzter Zugriff 9.11.2014); Johan Adrian Jacobsen: Unter den Alaska-Eskimos. Erlebnisse und Forschungen, Berlin, nach 1881; Hartmut Lutz, Abraham Ulrikab im Zoo: Tagebuch eines Inuk, Linden, 2007; Alexander Sokolowsky, Carl Hagenbek und sein Werk, Leipzig, 1928.

Verheiratet war Carl Hagenbeck seit 1871 mit. **Amanda, geb. Mehrmann** (1849-1939), Tochter eines Zigarrenarbeiters und späteren Kaufmanns. Das Paar bekam fünf Söhne, zwei von ihnen starben sehr früh, und fünf Töchter. Carl Hagenbecks Urururenkelin Caroline Hagenbeck (1959-2005) wurde im Alter von 23 Jahren Chefin des Hagenbecks Tierparks und damit jüngste Tierparkchefin Europas.

- **Hagenbeckstraße, Stellingen (1949), siehe: Hagenbeckallee.**
- **Hahnemannstraße, Eppendorf (1929): Christian Friedrich Samuel Hahnemann (1755-1843), Hygieniker, Psychiater, Pharmazeut, Homöopath.**

Seine Ehefrau, Henriette, geb. Kückler (1764-1830), lernte ihre zukünftigen Mann Samuel H. im Alter von 17 Jahren kennen. Das Ehepaar bekam elf Kinder. Die



Familie lebte in Armut, zog viel um. Hahnemann lebte nur für seine Forschungen, Henriette hielt ihm den Rücken frei und sorgte für ein Umfeld, ohne das er nicht hätte forschen und existieren können. Hahnemann bezeichnete später seine Frau als „edle Gefährtin seines Künstlerlebens“. Er benutzte sie und die Kinder als Testpersonen für seine Arzneimittelpfahrungen. Langsam setzten sich Hahnemann Ideen durch. Als die Familie 1805 nach Torgau zog, schien die materielle Armut besiegt. 1830 starb Henriette. Im hohen Alter von fast achtzig Jahren verliebte Hahnemann sich in die Marquise Mélanie D’Hervilly (1802-1878). Sie war als Mann verkleidet von Paris zu Hahnemann gefahren, nachdem sie sein Werk „Organon“ gelesen hatte und begeistert von seiner Therapieform war. Sie wollte sich von Hahnemann behandeln lassen. Hahnemann war betört von der Marquise und machte ihr wenige Tage nach dem Kennenlernen einen Heiratsantrag. Sie willigte ein und nahm ihn gleich mit nach Paris. Dort baute sie mit Hahnemann eine große Praxis auf, führte ihn in die gesellschaftlichen Kreise ein, wurde seine Assistentin. Hahnemann urteilte über sie, sie sei „der beste Homöopath in ganz Europa“. Nach seinem Tod erfuhr sie Ablehnung von Seiten der Ärzteschaft und vom Berufsstand der Homöopathen, weil sie kein rechtmäßiges Diplom hatte, sondern nur ein Diplom als Docteur en médecine homéopathique. 1847 wurde sie wegen illegaler Ausübung der Medizin und Pharmazie angeklagt; sie bekam eine Geldstrafe und Berufsverbot. Jahre später nahm sie heimlich ihre Arbeit wieder auf.

- **Halbenkamp**, *Barmbek-Nord (1968): Johannes Halben (1829-1902), Lehrer, Leiter einer privaten Schule, Freimaurer, Bürgerschaftsabgeordneter in der Fraktion der Linken (1862-1872); Mitglied des Reichstags für die Deutsche Freisinnige Partei.*
- **Hallerplatz**, *Rotherbaum (1899): Dr. Nicolaus Ferdinand Haller (1805-1876), Bürgermeister von Hamburg.*
- **Hallerstraße**, *Rotherbaum (1868), siehe, Hallerplatz.*



- **Halskebrücke**, *Billbrook (1970)*: Georg Johann Halske (1814-1890), Ingenieur, gründete mit Werner von Siemens die Firma Siemens und Halske.
- **Halskestraße**, *Billbrook (1948)*, siehe: Halskebrücke.
- **Hamelausweg**, *Winterhude (1926)*: Hans Hamelau (ca. 1610-1670), Baumeister, Zimmermann.
- **Hammenmacherstieg**, *Langenhorn (2010)*: nach dem historischen Handwerksberuf der Hammenmacher, Herstellung von Pferdegeschirr.
- **Hammerichstraße**, *Othmarschen (1951)*: Johann Friedrich Hammerich (1763-1827), Verleger.
- **Handelmannweg**, *Othmarschen (1950)*: Gottfried Heinrich Handelmann (1827-1891), Geschichtsprofessor an der Universität Kiel.
- **Hanfftsweg**, *Hamm (1929)*: Johann Hanfft (1780-1827), Schlachtermeister, Patriot, ließ auf eigene Kosten eine Eskadron Reiter ausrüsten. Hanfft führte diese als Rittmeister gegen die Franzosen.
- **Hans-Adolf-Weg**, *Schnelsen (1948)*: Herzog Johann Adolf von Holstein-Plön (1634-1704).



- **Hans-Albers-Platz, St. Pauli (1964):** *Hans Albers (1891-1960), Schauspieler.*
Auf der „Gottbegnadeten-Liste der Schauspieler, die für die Filmproduktion benötigt wurden.“ In der NS-Zeit 20 Filme.
- **Hans-Christian-Andersen-Park, Osdorf (2004):** *Hans Christian Andersen (1805-1875), dänischer Dichter, Schriftsteller.*
- **Hans-Dewitz-Ring, Heimfeld (1998):** *Hans Dewitz (1910-1992), Bezirksamtsleiter in Harburg, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft. SPD, SAJ von 1925-1933, sechs Monate Haft im KZ-Fuhlsbüttel, Gefängnis Hütten wegen Vorbereitung zum Hochverrat.*
- **Hans-Duncker-Straße, Allermöhe (1980):** *Hans Heinrich Joachim Duncker (12.11.1904 Hamburg-Reitbrook-14.2.1974 Hamburg), Landwirt in Reitbrook; Mitglied der Bezirksversammlung Hamburg Berdorf, Bürgerschaftsabgeordneter.*
Hans Duncker war genau wie sein Vater Landwirt und Gartenbauer in Reitbrook. Nach der Volksschule besuchte er in Bergedorf die Realschule und anschließend die landwirtschaftliche Fortbildungsschule.1) Im Alter von 19 Jahren übernahm er den väterlichen Hof in Reitbrook im Bezirk Bergedorf. 1932 trat er in die NSDAP ein, den Aufnahmeantrag hatte er zu Beginn des Jahres gestellt. 2) Ab Juni 1934 – nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten – war er zudem Mitglied der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV). 3) Bei der NSV handelte es sich um einen der NSDAP angeschlossenen Verband, der dem Hauptamt für Volkswohlfahrt bei der NSDAP-Reichsleitung unterstand sowie der Finanzaufsicht des NSDAP-Reichsschatzmeisters. Status und Aufgabe der NSV schrieb Hitler im Mai 1933 in einer Verfügung fest: „Die NS-Volkswohlfahrt (e. V.) wird hiermit als Organisation innerhalb der Partei für das Reich anerkannt. Sie ist zuständig für alle Fragen der Volkswohlfahrt und Fürsorge und hat ihren Sitz in Berlin.“4) Die NS-Wohlfahrtspflege war unter anderem für das Hilfswerk „Mutter und Kind“, für Kindertagesstätten, die Jugendhilfe und das „Winterhilfswerk des Deutschen Volkes“ zuständig. Sie hatte die Erziehung der Bevölkerung zur „Volksgemeinschaft“ zum Ziel und war damit auch klar eugenisch orientiert. Dies formulierte der Leiter des NSV-Amtes für Wohlfahrtspflege und Jugendhilfe,



Hermann Althaus, 1936 in seiner Schrift „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt“ unmissverständlich: „Aus dieser weltanschaulichen Einstellung heraus ist eine Wohlfahrtspflege nationalsozialistischer Prägung grundsätzlich erbbiologisch und rassenhygienisch orientiert. (...) Sie übt keine aussichtslose, das Volksvermögen verschleudernde Fürsorge der Erbkranken, sondern eine aufbauende Vorsorge für die Erbgesunden. (...) Um der Gesunderhaltung unseres Volkes willen muss darum eine nationalsozialistische Volkswohlfahrt eine Befürwortung Minderwertiger ablehnen bzw. auf ein Mindestmaß einschränken unter gleichzeitiger Abdrosselung des kranken Erbstromes.“ 5)

Hans Duncker übte bei der NSV bis 1939 das Amt des Zellenwalters in Reitbrook aus 6) und war damit in der Hierarchie zwischen dem Orts- und dem Blockwaller angesiedelt, entsprechend der Parteieinteilung Reich/Gau/Kreis/Ortsgruppe/Zelle/Block.

Nachdem er sein Amt des NSV-Zellenwalters abgegeben hatte, gehörte Duncker von 1939 bis 1944 der Feuerschutzpolizei (ehemalige Berufsfeuerwehr) im Dienstgrad eines Rottwachtmeisters an.7) Deshalb wurde er auch unabkömmlich gestellt und nicht zur Wehrmacht einberufen. Die Feuerschutzpolizei unterstand im NS-Regime der Ordnungspolizei, die wiederum seit Juni 1936 dem Reichsführer SS, Heinrich Himmler, unterstellt war. 8) Im Oktober 1944 wurde Duncker zur Polizeireserve eingezogen und bis April 1945 in dem von den Nationalsozialisten besetzten Dänemark eingesetzt. Wo genau und in welcher Funktion bliebe noch zu erforschen. Für seinen Einsatz erhielt er das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse. 9)

Nach dem Krieg engagierte sich Duncker in mehreren agrarischen Verbänden, sowohl in Hamburg, als auch auf Bundesebene. In Hamburg war er Mitbegründer, langjähriges Vorstandsmitglied und stellvertretender Präsident des Bauernverbandes, stellvertretender Vorsitzender des Verbandes Gemüse-, Obst- und Gartenbau, Mitglied des Verwaltungsausschusses beim Amt für Marktwesen sowie Delegierter beim Hauptausschuss für Landwirtschaft und Gartenbau. 1954 gründete er zudem die Veiling Versteigerungsgenossenschaft für inländisches Obst und Gemüse Hamburg. Auf Bundesebene war er Mitglied des Bundeshauptausschusses für Landwirtschaft und Gartenbau und des Bundesausschusses Obst und Gemüse sowie Vorsitzender im CDU-Agrarausschuss Bonn.10)

1957 trat Duncker in die 1947 gegründete nationalkonservative Deutsche Partei (DP) ein. 11) Diese setzte sich vor allem für Kriegsoffer, ehemalige Soldaten und „Denazifizierungs-Geschädigte“ ein. 12) Sie lehnte die Entnazifizierung strikt ab und kooperierte auch mit Rechtsgruppen, in denen sich frühere Deutschnationale und Nationalsozialisten zusammengeschlossen hatten. Außerdem hatte sie bis



zu deren Verbot 1952 enge Kontakte zur offen neonazistischen Sozialistischen Reichspartei (SRP) gepflegt 13), die sich selbst in der Tradition der NSDAP sah. Die DP war vor allem in Norddeutschland erfolgreich und in Hamburg von 1953 bis 1957 an der Landesregierung beteiligt. 1957 schloss sie sich mit der FDP-Abspaltung Freie Volkspartei zusammen. 1960 traten die DP-Bundesminister und die Mehrzahl der Abgeordneten zur CDU über. Daraufhin fusionierte die DP 1961 mit dem Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) zur Gesamtdeutschen Partei (GDP).

Von 1957 bis 1961 gehörte Duncker als DP-Abgeordneter der Bezirksversammlung Bergedorf an. Nach der Fusion wurde er 1961 Mitglied der GDP. Für diese kandidierte er noch im selben Jahr im Wahlkreis Bergedorf für den Bundestag, allerdings erfolglos. 14) Zu seinen Hamburger Mitkandidaten zählten unter anderem Dr. Rolf Bialas – bislang Vorsitzender der Jugendorganisation des BHE –, und das einstige NSDAP-Bürgerschaftsmitglied Wilhelm Krohn. 15) Später trat Duncker in die CDU ein, für die er von 1966 bis zu seinem Tod 1974 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft war. 16) Zugleich vertrat er die CDU von 1966 bis 1970 in der Bergedorfer Bezirksversammlung.

Ab 1969 gehörte er zudem dem Aufsichtsrat der Verkehrsbetriebe Hamburg-Holstein (VHH) an 17) und hatte sich als passionierter Jäger Mitglied sowohl der Jägergruppe Marschlande im Landesjagdverband Freie und Hansestadt Hamburg angeschlossen, dessen Präsidialmitglied er zugleich war 18), als auch dem Hegering Vier-und Marschlande e. V. 19)

Für seine lange ehrenamtliche Tätigkeit in den Vorständen verschiedener wirtschaftlicher und berufsständischer Verbände sowie als Vorsitzender von Fachausschüssen und weil er sich um den wirtschaftlichen Aufbau Hamburgs nach dem zweiten Weltkrieg besonders verdient gemacht hätte, erhielt Hans Duncker 1970 das Verdienstkreuz Erster Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. 20)

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

- 1) Handbuch der Hamburgischen Bürgerschaft, Personalien 6. Wahlperiode, S. 69.
- 2) StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung 53710
- 3) ebd.
- 4) APK (Akten der Parteikanzlei der NSDAP) 117 05309, zitiert nach: Peter Hammerschmidt, Die Wohlfahrtsverbände im NS-Staat. Die NSV und die konfessionellen Verbände Caritas und Innere Mission im Gefüge der Wohlfahrtspflege des Nationalsozialismus, Opladen, 1999 (zugl. Diss. Universität Marburg, 1997), S. 154.
- 5) Hermann Althaus, Nationalsozialistische Volkswohlfahrt. Wesen, Aufgaben und Aufbau, Berlin, 1936, S. 14–16, zitiert nach: Hammerschmidt, Wohlfahrtsverbände, S. 369
- 6) StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung 53710



- 7) ebd.
- 8) Herbert Diercks, **Dokumentation Stadthaus. Die Hamburger Polizei im Nationalsozialismus**, hrsg. v. d. KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Hamburg, 2012, S. 58 u. 65.
- 9) StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung 53710
- 10) Handbuch der Hamburgischen Bürgerschaft, Personalien 6. Wahlperiode, S. 69, und 7 Wahlperiode, S. 73.
- 11) Hamburger Abendblatt v. 7.9.1961.
- 12) Hermann Stubbe-da Luz, **Die Deutsche Partei in Hamburg. Wurzeln, Anfänge, Umfeld, Erfolge und Niedergang**, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, 79, 1993, S. 211–280, hier: S. 244.
- 13) Ingo Nathusius, **Deutsche Partei (DP)**, auf: Konrad-Adenauer-Stiftung, **Geschichte der CDU**, <http://www.kas.de/wf/de/71.9158/> (Zugriff 11.6.2016)
- 14) Hamburger Abendblatt v. 7.9.1961; „Hans Duncker“, in: M.d.B. – **Die Volksvertretung 1946–1972, Online-Publikation der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien e.V., KGParl**, www.kgparl.de/online-volksvertretung/online-az.html (Zugriff 11.6.2016); Seite „Hans Duncker“, in: Wikipedia, **Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 2. Juni 2014**, https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Hans_Duncker&oldid=130951369 (Zugriff 11.6.2016)
- 15) Stubbe-da Luz, S. 277 f.
- 16) Handbuch der Hamburgischen Bürgerschaft, Personalien 6. Wahlperiode, S. 69.
- 17) Hamburger Abendblatt v. 22.2.1974.
- 18) Handbuch der Hamburgischen Bürgerschaft, Personalien 6. Wahlperiode, S. 69.
- 19) Hamburger Abendblatt v. 20.2.1974.
- 20) Hamburger Abendblatt v. 31.12.1970.
-
- **Hans-Fitze-Straße**, *Harburg (2003): Hans Fitze (1903-1998), Schauspieler, Regisseur, Theaterintendant, Direktor des Harburger und auch des Altonaer Theaters.*

 - **Hans-Förster-Bogen**, *Bergedorf/Allermöhe (1979): Hans Förster (1885-1966), Maler, Heimatschriftsteller.*

Hans Förster wurde am 9. Februar 1885 als Sohn des Hamburger Malers, Grafikers und Karikaturisten Johann Hinrich Christian Förster geboren. [1]

Christian Förster (1825-1902) war als „Reformförster“ bekannt, da er vor allem für die Titelseiten der Zeitung „Reform“ - 1848 gegründet, 1892 eingestellt - viele Zeichnungen und Karikaturen anfertigte. Dem Einfluss des Vaters wird Hans Försters späteres „Interesse für Volkstrachten“ zugeschrieben. [2] Von Christian Förster ist überliefert, er habe besonders „als Motive Volksfeste und Volkstypen“ geliebt. Seinen Zeichnungen waren „häufig (...) niederdeutsche und missingsche Texte“ beigegeben. „Die zahlreichen Darstellungen von jüdischen



Typen, die in den Unterschriften Mauschel-Jargon sprechen, gerieten von anfänglich harmlosen Witzen später zu antisemitischen Diffamierungen. Ebenso ist auch eine zunehmende Tendenz zu nationalistischer Überheblichkeit, besonders im Militärischen, festzustellen.“ [3] Auch für verschiedene niederdeutsche Erzählungen schuf er Illustrationen.

Hans Förster begann nach dem Besuch des Realgymnasiums Johanneum 1902 ein Kunststudium an der „Hamburger Kunstgewerbeschule“ am Lerchenfeld, wo er bis 1904 blieb. In dieser Zeit erhielt er von dem Direktor des „Museums für Kunst und Gewerbe“, Justus Brinckmann, und dem Direktor der „Hamburger Kunsthalle“, Alfred Lichtwark, „die Anregung (...), mit Pinsel und Feder in den Vierlanden die Zeugnisse der alten Bauernkultur festzuhalten“. [4] Durch Brinckmann lernte er auch Grafik und Kunstgewerbe aus Japan (im „Museum für Kunst und Gewerbe“) kennen, was ihn nachhaltig beeinflusste. 1905/06 setzte er sein Studium in Berlin fort, wo er durch Emil Orlik, seit 1906 Professor für Grafik am dortigen „Kunstgewerbemuseum“, mit Jugendstil und der Technik des japanischen Farb-Holzschnitts vertraut wurde.

Nach Abschluss des Studiums wieder in Hamburg, fertigte er daher farbige Holzschnitte „mit Motiven aus dem Volksleben der Hamburger Umgebung, vor allem der Vierlande“[5] an. Später veröffentlichte er Zeitschriftenaufsätze und Bücher über Hamburg, meist mit „Federzeichnungen in schwarz-weißer Holzschnittmanier.“ [6] Damit war sein Stil festgelegt: „Den neueren Richtungen der Kunst hatte er nie Konzessionen gemacht; er war stets seinem Stil treu geblieben“, wurde rückblickend festgestellt. [7]

Hans Förster hat sich – die Prägung durch den Vater dürfte auch in dieser Hinsicht wichtig gewesen sein - früh in der Niederdeutschen Bewegung betätigt. Sein Arbeitsschwerpunkt und zentrales Interesse galt Volkstrachten, besonders niederdeutschen und speziell denen der Vierlande (in seiner Berliner Zeit auch ostdeutschen, wendischen aus dem Spreewald). Seit April 1908 war er Mitglied in der wichtigsten niederdeutschen Vereinigung Hamburgs, dem „Quickborn“ [8], und am 6. Oktober 1908 hielt er dort „in niederdeutscher Sprache“ einen Vortrag über „Dat oole Tüüg op'n Lann“, d.h. Trachten, insbesondere aus den Vierlanden. [9] Er wurde dabei als jemand vorgestellt, „der auf dem Gebiete der Volkstrachten eingehende Studien gemacht und sich mit der Zeit zu einem wahren 'Trachtenmaler' entwickelt hat.“ [10] Im Jahr 1909 veröffentlichte er in „Achteren Diek. Wat van ohle Veerlanners, un Billers datoo“, eine für ihn typische Zusammenstellung eigener Texte und eigener schwarz-weißer Illustrationen. Er galt in der Hamburger Szene „bald als bester Kenner des niederdeutschen Volkstums“ [11]

Seine durch und durch niederdeutsch bewegte und völkische Motivation zu solcher Beschäftigung mit Heimat und Vergangenheit wird aus dem



„Eingangswort“, einem Vorwort zu seinem Buch „Marschländer Fahrten“ (1924), deutlich: „Unserem Volke zu dienen, ihm verschüttete Schönheitsquellen auf ureigenem Grund und Boden zu erzeugen, sei auch des Marschländer Fahrtenbuches Zweck, Vertiefung der Selbstachtung des Niedersachsen-, des Deutschtums nicht zuletzt. Mögen wir den guten Geist des alten Volkstums nach Gebühr schätzen und hegen, seine Leistungen aber in Zukunft suchen zu erreichen und überbieten!“ [12]

Überhaupt „sah er seine Aufgabe darin, volkserzieherisch in die Breite zu wirken“ [13] und mit seinen Texten und Bildern insbesondere „die Augen für Reichtum und Schönheit einer werthafte Bauernkultur [zu] öffnen.“ [14]

Natürlich war Förster auch mit der Arbeit des anderen „Quickborn“-Mitglieds, das sich als Vierlande-Spezialist einen Namen machte, Dr. Ernst Finder, vertraut. [15] Beide, Förster und Finder, waren dem „Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde“ verbunden. [16]

1935 begann Finder, sich intensiver mit Finkenwerder zu beschäftigen, wobei ihn der Finkenwerder Lehrer Adolph Albershardt vielfach unterstützte. Als 1936 eine große 700-Jahrfeier der Insel/des Ortes Finkenwerder veranstaltet wurde, war Albershardt ein maßgeblicher Organisator des Ereignisses (u. a. erweckte er dafür die niederdeutsche Folklore-Gruppe „Finkwarder Speeldeel“ zu neuem Leben). Für dieses Fest gestaltete Hans Förster das Titelblatt des Programmheftes, wobei er zum Beispiel auf Motive aus seinem Buch „Marschländer Fahrten“ von 1924 zurückgriff. Insofern lässt sich hier zeigen, wie auch auf künstlerischer Ebene niederdeutsche „Volkstumsarbeit“ mit nationalsozialistischen Zielsetzungen in Einklang gebracht werden konnte.

Zuvor schon war das Motiv, ein (bzw. zwei) Reiter auf einem Pferd in einer niederdeutschen Landschaft (Vögel, Segelschiffe, Deich, Trachten sind angedeutet bzw. ausgeführt), auf dem Einband (Buchdeckel) seines 1921 erschienenen „Koornknicker. Ohl Veerlanner Vertellen“ erschienen, hier als dunkel gekleideter Vierländer Reiter auf weißem Pferd (die „Schimmelreiter“-Sage klingt an). In den „Marschländer Fahrten“ wird dies mit einer Finkenwerder Tradition verbunden: Zweimal werden „Kirchenreiter“ in dem typischen, von Förster entwickeltem Stil - Schwarz-Weiß-Kontrast, holzschnittartig gezeichnet, mit Detailgenauigkeit bei der Darstellung von Trachten – abgebildet. Zuerst (S. 143) mit der Bezeichnung „Flunkmütztracht und Kirchenreiter, Finkenwärdler“: im Vordergrund zwei Frauen in Finkenwerder Tracht und ebenso, das Bild bestimmend, der Reiter und die Reiterin – auf weißem Pferd. Zwei Seiten weiter wird „Alt-Finkenwärdler, Kirchenritt“ gezeigt, Reiter und Reiterin auf schwarzem Pferd vor schwarz-weißem Himmel, mit Vögeln (Möwen) und im Hintergrund



Fischer-Segelbooten. Immer reiten die Dargestellten, vom Betrachter aus, von rechts nach links.

So auch auf dem Programm der Finkenwerder 700-Jahrfeier 1936: Von rechts nach links reitend, die Mitte der Seite füllend, die Kirchreiter auf schwarzem Pferd vor weißem Wolkenhimmel bis zum Horizont, auf schwarzem Grund - und in den vier Ecken des Motivs setzen sich davon am unteren Rand Segelschiffe (auf den Segeln ist das Finkenwerder Zeichen „H.F.“ zu erkennen) und eine Windmühle ab, am oberen Rand das Hamburger Wappen – und, schwarz auf weißem Feld, ein Hakenkreuz. Darüber, etwa ein Viertel des gesamten Blattes ausfüllend: „Finkwarder 700 Joahrfier 21. - 28. Juni 1936“. Unter dem Mittelteil mit dem Kirchreiter-Motiv, etwa auf dem letzten Viertel der Seite, Angaben zu Programmpunkten der Festwoche, ebenfalls auf Plattdeutsch.

Diese wohlkomponierte Verbindung der herkömmlich niederdeutschen Motivik mit dem Zeichen der „neuen Zeit“, dem Hakenkreuz, ist in späteren Wiedergaben zerstört worden: Auf einer wie ein Faksimile-Abdruck des Programmblattes scheinenden Abbildung in dem Buch, das zur 750-Jahrfeier Finkenwerders (1986) herausgebracht wurde, ist das Hakenkreuz wegretuschiert, und zum 775. Jahrestag im Jahr 2011 wurde diese „entnazifizierte“ Fassung erneut veröffentlicht. [17]

Das Buch des Volkskundlers Finder erschien 1939/40: „Die Elbinsel Finkenwärder“. Förster verwies später (1959) mehrfach in seinem eigenen Buch zu Finkenwerder auf das Werk von Finder als maßgebliche Darstellung.

Während der NS-Zeit, ist insgesamt festzustellen, war Förster zunächst wohlgefallen. Seit 1933 erschienen mindestens fünf selbstständige Veröffentlichungen von ihm – immer Kombinationen von Texten und Bildern; hinzu kamen Zeitschriften-Aufsätze. So veröffentlichte er 1938 sein Buch „Alt-Hamburg heute in Wort und Bild“, das in den 1950er-Jahren als Bd. 1 seiner Reihe „Schönes altes Groß-Hamburg“ mit Veränderungen erneut herauskam. [18] Der Text-Bild-Kombination stellte Förster einen Vorspruch voran:

„Hamburg!

Des Vaterlandes Tor zur Welt,

Ragst du aus niederdeutscher Erde,

(...).“

Auf diese Weise verband Förster die in der NS-Propaganda ubiquitär verwendete Charakterisierung Hamburgs („Tor zur Welt“) mit seiner grundständigen „Volkstums“-Orientierung („niederdeutsche Erde“), was bis zu einem gewissen Grad im nationalsozialistischen Hamburg durchaus auch Anklang fand. [19]



Dann gab es aber auch Probleme. Schon früh geriet Förster anscheinend „mehrfach in Gegensatz zu den – wie er später sagte – 'Hamburger Kunstignoranten'.“[20] Auch mochte nicht jedem gefallen, dass er „sich auf seine Gabe der 'Spökenkiekerelei' und den Glauben an Übersinnliches etwas zugute hielt“.[21] „Das schwierige Wesen Försters, der sich als Künstler stets unverstanden fühlte, führte 1938 infolge ketzerischer Bemerkungen, hinter denen jedoch keine politisch oppositionelle Haltung stand, zu mehrmonatiger Haft und zum Ausschluss aus der Reichskulturkammer (...).“[22]

Allerdings wurde er später wieder aufgenommen, da man ihm „Verdienste um die 'deutsche Volkskunst' zusprach. Kurz vor Kriegsende glaubte er seine Lage durch den Beitritt zur NSDAP verbessern zu können, ein Schritt, der ihn nach dem Krieg [d.h. nach Ende der NS-Zeit] in weiten Kreisen als unausstellbar gelten ließ.“[23]

Der Verlust vieler seiner Arbeiten durch Kriegszerstörung und andauernd fehlende bzw. schwindende Anerkennung ließen ihn aber an seinen alten Zielen nicht irre werden: „Was niemand zerstören konnte, war sein Lebensziel, nun erst recht Sachwalter und Künder des Vätererbes zu sein.“[24]

Förster setzte also unverdrossen fort, was er vor 1945 begonnen hatte. Seine Reihe mit Stadtwanderungen - „Schönes altes Groß-Hamburg“ - brachte er in überarbeiteter Form wieder heraus und ergänzte sie im gleichen Stil. Unterstützung erhielt er vom Direktor des „Altonaer Museums“, Prof. Dr. Günther Grundmann, der wohlwollende Vorworte beisteuerte und überhaupt finanzielle und ideelle Hilfestellung für den verarmten Künstler und Schriftsteller vermittelte. (So übernahm das Museum den Nachlass Försters.)[25]

Unverändert beeindruckt vom „alten“ Finkenwerder, schrieb und zeichnete Förster nun das Buch „Schönes Finkenwerder in Wort und Bild“ (als Bd. 3 der Reihe „Schönes altes Groß-Hamburg“), das 1959 erschien. [26]

Über Finkenwerder dichtete er:

*Schönes Finkenwerder!
Finkenwerder, vielbesungen
Ist ein neues Lied erklingen:
Helgen, Kräne, Werften ragen
Fluren müssen Straßen tragen
Dennoch: „H.F.“ pflügt die See,
Volksart zeigt sich heut' wie je,
Blüten prangen, Früchte lachen,
„Blanker Hans“ kann nichts mehr machen. [27]*



Auch das Motiv – die Kirchenreiter –, das ihn schon in den 1920er-Jahren und dann 1936 in der NS-Zeit fasziniert hatte, hat er darin wieder einmal gestaltet (und die Bildunterschrift führte zurück in jene Tage: „Kirchreiter. Noch 1937 zur 500-Jahrfeier der Zugehörigkeit Finkenwerders zu Hamburg gezeigt“.[28]) Dieses Bild ähnelt am stärksten der erwähnten, ersten Zeichnung von 1924 – nur die Richtung des Ritts hat sich geändert, sie geht nun von links nach rechts, aus der Sicht der früheren Darstellungen also zurück.

Der gleichfalls unverändert die Heimat poetisierende Rudolf Kinau steuerte ein Vorwort in Finkwarder Platt bei [29], und zum 80. Geburtstag wurde Förster „durch Tanzvorführungen der Trachtengruppen aus Finkenwerder und den Vierlanden geehrt“. [30] Zumindest die niederdeutsche Szene hatte ihn nicht vergessen.

13 Jahre nach seinem Tod am 22. April 1966 wurde 1979 in Hamburg-Bergedorf eine Straße nach ihm benannt, der „Hans-Förster-Bogen.“[31]

Text. Ralph Busch

Quellen:

- 1) Siehe Ulrich Bauche, „Förster, Johann Hinrich Christian“, in: Hamburgische Biographie. Personallexikon, Bd. 2, Göttingen 2001, S. 126/127.
- 2) Harald Richter, „Hans Förster, der Bewahrer niederdeutschen Kulturgutes“, „Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter“ 10/1981, S. 191
- 3) Bauche (wie Anm. 1), S. 127 – Siehe auch Hans-Dieter Loose, „Zur Funktion des Niederdeutschen in den Karikaturen der Hamburger Zeitung 'Reform'“, „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 60/1974, S. 163-190.
- 4) Richter (wie Anm. 2), S. 189
- 5) Torkild Hinrichsen, „Förster, Hans“, in: Hamburgische Biographie. Personallexikon, Bd. 2, Göttingen 2001, S. 127/128; das Zitat: S. 128 – Siehe auch: Gerd Hoffmann, „Künstler sahen Bergedorf. Hans Förster“, „Bergedorfer Rundschau“, 18. Juli 1990
- 6) Hinrichsen (wie Anm. 5), S. 128
- 7) Richter (wie Anm. 2), S. 194
- 8) „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 1/1907-1908, S. 82.
- 9) „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 2/1908, S. 31/32
- 10) Ebd., S. 30 – Auch später blieb er dem „Quickborn“ treu: Siehe Hans Förster, „Althamburgische Kuriosa“, „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 30/1936-1937, S. 67.
- 11) Richter (wie Anm. 2), S. 192 – Försters „Achtern Diek“ erschien in Hamburg 1909.
- 12) Hans Förster, Marschländer Fahrten, Hamburg 1924, S. 9
- 13) Richter (wie Anm. 2), S. 191
- 14) Ebd.
- 15) Siehe u. a. Ernst Finder, Die Vierlande. Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 3), 2 Bände, Hamburg 1922.
- 16) Richter (wie Anm. 2), S. 191, erwähnt „(...) die farbigen 'Vierländer Künstlerkarten', die er für den (...) 'Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde' schuf“; zu Finders Mitgliedschaft siehe Gunnar B. Zimmermann, „Finder, Ernst“, in: Hamburgische Biographie. Personallexikon, Bd. 6, Göttingen 2012, S. 92.



17) Hans Förster, Koornknicker. Ohl Veerlanner Vertellen, Braunschweig/Hamburg, 1921, Buchdeckel; Förster, Marschländer Fahrten (wie Anm. 12), S. 143 und S. 145; zum Finkenwerder Programmblatt 1936: (Verkleinertes) Faksimile des Originals in „Norddeutsche Nachrichten“, 20. Juni 1936, retuschierte Wiedergabe in Kurt Wagner/Rudolf Meier/Hinrich Stroh, Finkenwerder. Auf den Spuren der Vergangenheit, Hamburg [2. Aufl.] 1986, S. 84/85, und in: Kulturkreis Finkenwerder e.V., „Finkenwerder gestern & heute. 775 Jahre Finkenwerder. Die großen Jubiläen auf Finkenwerder“ [2011], http://www.755jahre-finkenwerder.de/die_grossen_jubilaeen.html (05.04.2015) – Das Buch des Volkskundlers Finder (Ernst Finder, „Die Elbinsel Finkenwärd. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 13), Hamburg 1940), wurde nach 1945, in überarbeiteter Version („entnazifiziert“) erneut herausgegeben: Hamburg 1951. Försters Bezeichnung der Kopfbedeckung als „Flunkmütztracht“ bezieht sich nicht auf die Reiterin, sondern so wird der (anders aussehende) Kopfschmuck einer Braut bezeichnet, wohl wie im Bild im Vordergrund rechts; die weiße Kopfbedeckung der Reiterin entspricht den „Flöbben“ (wie auf einem Foto in Monika Mönkemeier, Frische Bris van de Ilv. 100 Jahre Finkwarder Speeldeel, hrsg. v. d. Finkwarder Speeldeel, Hamburg 2006, S. 61, gezeigt.) Erläuterung: „An hohen Fest- und Kirchtagen wurde über der gold- bzw. silberfarbenen Festhaube noch die 'Flöbb', ein mit Stärke gestiftes ca. 40 cm hohes Batist- oder feines Leinendreiecktuch mit Spitzenbesatz getragen.“(Helmut Vick, Finkenwerder Trachten mit dem Finkenwerder Danzkring „Lünborger Siet“ e.V., Jork 1994, S. 50)

18) Hans Förster, Schabellen. Volkstümliche Leckerbissen aus der niederdeutschen Formenwelt in 500 Federzeichnungen, Scharbeutz 1935; ders., Alt-Hamburg heute in Wort und Bild, [1. Aufl.] Hamburg 1937, [2. Aufl.] Hamburg 1938 (überarbeitet als: Alt-Hamburg in Wort und Bild. Ein Gang durch die Altstadt vor der Zerstörung, Hamburg-Bergedorf 1958); ders., Malerische Marschen in Wort und Bild. Von Bill- und Ochsenwerder über Bergedorf bis Vierlande, Hamburg 1938 (erneut: Hamburg-Bergedorf 1958); ders., Altländer Fahrten, Hamburg 1938

19) So etwa bei den Bemühungen der von Kultursenator Wilhelm v. Allwörden 1935 installierten „Vereinigung Niederdeutsches Hamburg“ (VNH) und besonders in den verschiedenen Hamburg-Büchern des Vorsitzenden des VNH-„Fachausschusses Heimatliche Geschichte“, Dr. Rudolf Schmidt, z. B. in dem programmatischen Werk: Ludwig Lahaine/Rudolf Schmidt, Hamburg, das deutsche Tor zur Welt. 1000 Jahre hamburgische Geschichte, Hamburg 1936, 2. Aufl. 1940. Lahaine, der mit Schmidt zusammen im VNH-Fachausschuss die Hansestadt im nationalsozialistischen Sinn darstellte, besprach Försters „Malerische Marschen“ (siehe Anm. 18) in uneingeschränkt positiver Bewertung: „Mit dem feinen Verständnis für die Kultur dieses zähen Menschenschlages, der seinen Boden immer aufs Neue der Flut abringen mußte, verbindet er den Blick des Künstlers für das Malerische.“ (Besprechung in: „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 39/1940, S. 237/238; das Zitat: S. 238)

20) Richter (wie Anm. 2), S. 192

21) Ebd., S. 193

22) Hinrichsen (wie Anm. 5), S. 128

23) Ebd.

24) Richter (wie Anm. 2), S. 193

25) Zu Försters künstlerischer und finanzieller Situation nach 1945 und der Verbindung zum „Altonaer Museum“ siehe Einzelheiten ebd., S. 194/195, sowie Hinrichsen (wie Anm. 5), S. 128. Zu Grundmann, der ab 1950 auch Hamburgs Denkmalpfleger war, ist festgestellt worden: „Er war zwar nicht mehr der Nationalsozialist, als der er sich vor dem Krieg in seinem Amt als Provinzialkonservator in Niederschlesien gelegentlich öffentlich profiliert hat, aber längst vorher und noch lange in den fünfziger Jahren muss er wohl doch als der Exponent einer elitär konservativen kulturpolitischen Position angesehen werden (...).“ (Hermann Hipp, „Rezension zu



Manfred F. Fischer/Elke Först, Denkmalpflege in Hamburg, Hamburg 2000“, „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 87/2001, S. 243

26) Hans Förster, Schönes Finkenwerder in Wort und Bild. Von Marschenland und Waterkant, Hamburg-Bergedorf 1959

27) Ebd., Vorspann vor der Titelseite – Weder hat Förster Recht behalten, was den „Blanken Hans“ betraf – 1962 traf die Sturmflut auch Finkenwerder –, noch bezüglich der „H.F.“-Fischerei (es gibt sie nicht mehr), doch es kam ihm wohl vor allem auf die vermeintlich unabänderliche „Volksart“ an, deren Beständigkeit freilich schon Finder in seinem Buch 1940 durch Zuzug „fremdbürtiger“ Einwohner bedroht und gefährdet sah (siehe Finder (wie Anm. 17), S. 192).

28) Ebd., S. 29

29) Ebd., S. 5/6

30) Richter (wie Anm. 2), S. 194

31) Siehe www.bergedorf-chronik.de/strassen/html/H0221.html (17.07.2015); angegeben wird als Datum der Straßenbenennung: 20. Februar 1979. Siehe auch: Hoffmann, „Bergedorfer Rundschau“ (wie Anm. 5).

- **Hans-Freese-Weg, Bergedorf (1949):** *Hans Freese (gest. um 1611), Artilleriemeister, Magister des Bergedorfer Schlosses und Kartograf.*
- **Hans-Grahl-Weg, Neustadt (2008):** *Hans Grahl (1895-1966), Opernsänger.*
- **Hans-Henny-Jahn-Weg, Uhlenhorst (1966):** *Hans Henny Jahn (1884-1959), Schriftsteller, Orgelbauer, 1950 Mitbegründer der Akademie der Künste, deren Präsident bis zu seinem Tode.*

Pazifist, wohnte ab 1931 im Kavalierhaus (Witthüs) im Blankeneser Hirschpark. „Das offene Zusammenleben mit Gottlieb Friedrich Harms, die Ehe mit Ellinor Philips, die sexuelle Großzügigkeit beider Ehepartner, die Liebesbeziehung zu Judith Kárász und zu einer Fülle junger Männer, zeigen unverblümt bi-, poly- oder omnisexuelle Verhalten. (...) Nach dem Abitur lebte Jahn zusammen mit seinem Freund Gottlieb Friedrich Harms in Eckel bei Klecken. Ihn lernte er auf der Reformierten Realschule kennen und war mit ihm seit 1913 eng verbunden (der 19. Juli 1913 galt ihnen als ihr Hochzeitstag). Jahn bezeichnete die Freundschaft zu Harms als ‚das nachweislich größte Ereignis meines Lebens‘. Finanziell unterstützt wurde Jahn von Friedrich Lorenz Jürgensen, Speditionskaufmann und Mitbegründer des Eckeler Kreises wohlhabender Homosexueller: Jahn behauptete, er habe Jürgensen zunächst abgelehnt – als Homosexuellen, der ihm zu nahe getreten sei. (...) Am 16. November 1926



heirateten Jahn und Eleonore Helene Philips, obwohl ‚ich wie Ellinor scharfe Gegner der Ehe waren‘. Harms heiratete Ellinors Schwester Sibylle. Am 28. Juni 1929 wurde Jahns Tochter Signe, am 11. Juli desselben Jahres Harms‘ Sohn Eduard geboren. Am 24. Februar 1931 starb Harms (...). Mit Hitlers Machtantritt geriet Jahn zunehmend in Schwierigkeiten, denen er sich durch Aufenthalt in Dänemark und in der Schweiz entzog.“ 1) 1950 Rückkehr nach Hamburg in das Haus im Hirschpark, engagierte sich in der Bewegung Kampf dem Atomtod.

Quellen:

Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. Hamburg 2006, S. 263f.

- **Hans-Hinnik-Weg**, *Finkenwerder (1941)*, nach einer Erzählung von Gorch Fock.

- **Hansingweg**, *Heimfeld (1935)*: Heinrich Hansing (1794-1814), Leutnant.

Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...>
Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.

- **Hans-Lange-Straße**, *Blankenese (1928)*: Hans Lange (1834-1910), Gemeindevorsteher von Blankenese.

- **Hans-Leip-Ufer**, *Othmarschen (1994)*: Hans Leip (1893-1983), Schriftsteller, Maler, Grafiker.

Seine Muse und Freundin war die Puppenspielerin Cläre Popp (21.3.1896 - 26.7.1978 Hamburg). Während des Ersten Weltkriegs hatte Cläre Popp als Flugzeugmechanikerin gearbeitet. Sie wurde später Muse und Freundin des Schriftstellers Hans Leip und des Juweliers und Kunstmäzens Carl M. H. Wilkens. In dessen an der Ecke Neuer Wall/Jungfernstieg gelegenen Haus befand sich sein Juweliergeschäft. In dem Haus lebte er in einer bohememäßig ausgestatteten Wohnung. Das zur Wohnung ausgebaute Dachgeschoss stellte er gern Dichtern zur Verfügung. So lebte hier von 1921 bis 1931 Hans Leip, der diese Wohnung als seine „Himmelsecke“ gezeichnete. Cläre Popp und Hans Leip hatten sich im Oktober 1919 kennengelernt. Äußerlich soll sie, so Hans Leip, „eine Puppe von Pariser Schnitt, innerlich ironische, tüchtige Hamburgerin“ gewesen sein. Hans Leip trennte sich von seiner Frau Lina, mit der



er erst seit einem Jahr verheiratet war und die im Februar 1920 die gemeinsame Tochter Grita gebar. Hans Leip gab sein Lehramt auf und wurde freiberuflicher Grafiker und Maler. Cläre Popp wurde seine Muse. Das Paar lebte 1920 einen Sommer lang in Övelgönne 56 bei der Lotsenfamilie Meyer. Im selben Jahr schrieb er für Cläre Popp, die er Muschemuj nannte, ein Liebesgedicht. Zusammen mit Hans Leip und anderen gründete Cläre Popp 1920 das „Hamburger Puppenspiel“. Die Idee dazu hatte Hans Leips Chef Hans W. Fischer, der Leiter des Feuilletons bei der „Neuen Hamburger Zeitung“ gehabt, für die Hans Leip als Kunstkritiker tätig war. Das Puppentheater sollte kein Kaspertheater, sondern zwischen Dada und Expressionismus angesiedelt sein. Zusammen bastelten Hans Leip und Cläre Popp Köpfe, Hände, Dekorationen, Kostüme. Im Raum 143 der Hamburger Kunstgewerbeschule baute der befreundete Architekt Kurt F. Schmidt eine Puppenbühne. Claire Popp, die während des Ersten Weltkrieges Mitarbeiterin bei der Puppenbühne von Albert Schlopsnies in München gewesen war, bei dem sie auch das Bauen und Entwerfen von Marionetten erlernt hatte, machte tatkräftig bei den Vorbereitungen für die erste Aufführung eines Puppenspiels mit. Der Kostenplan für die Puppenbühne war sehr hoch angesetzt. „Von der angestrebten Summe kam aber lediglich ein Bruchteil zusammen, der gerade mal zur Fertigstellung der Puppenbühne und für eine Aufführung auf dem Künstlerfest ‚Die Gelbe Posaune der Sieben‘ am 7. Februar 1920 im Curiohaus reichte.“ 1) Die Aufführung des Puppenspiels „Der betrunkene Lebenskelch oder wider Willen ins Grab zurück“ musste jedoch abgebrochen werden, weil es im Festsaal zu unruhig wurde und die Akteure zu betrunken waren. Zu weiteren Aufführungen kam es nicht mehr. Das Ende der Liebe zwischen Hans Leip und Cläre Popp kam 1921, nachdem sich beide auf einer Puppenbühne erzürnt hatten. Cläre Popp fuhr ohne Abschied mit Wilkens nach Innsbruck. Im Alter wurde Cläre Popp sehr krank und soll, so Hans Leip: „bei ihrer Schwester von langen Halluzinationen erlöst worden“ sein. 1). Claire Popp wurde auf dem Ohlsdorfer Friedhof bestattet. Heute steht für sie ein Erinnerungsstein im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Zum Thema Nationalsozialismus: Hans Leip „schrieb schon am 12. März 1933 an seinen neuen Bürgermeister: ‚Ich atme mit auf in dem rauschenden Zug einer neuen Zeit. Der Geist, der aus ihren Worten spricht, ist lebendig und aufrecht (...). Es scheint mir wahrhaft hansischer Geist zu sein.“ 1) Hans Leip veröffentlichte Gedichte „in Goebbels‘ Renommierblatt Das Reich. Mit weit über 50 Texten im NS-Kampfblatt Krakauer Zeitung, das ‚Blatt des Generalgouvernements‘, NS-Ehrung: Am 1.9.1942 von Hitler Kriegsdienstkreuz II. Klasse, Begründung: ‚Seit Beginn des Krieges unermüdlich im besetzten Gebiet und im Frontbereich als Werber der großen Ostidee des Reiches tätig.“ 2)



Quellen:

Rüdiger Schütt (Hrsg.): Hans Leip, Tage- und Nächtebuch der Hamburger Puppenspiele, Kiel 2005.

1) Matthias Wegner: Hanseaten. Von stolzen Bürgern und schönen Legenden. München 2008, S. 388.

2) Ernst Klee: Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt a. M. 2009, S.327.

- **Hans-Mahler-Straße, Steilshoop (1977): Hans Mahler (1900-1970), Schauspieler, Theaterleiter.**

Siehe auch seine Ehefrau: Heidi-Kabel-Platz, und Ida-Ehre-Platz, in Bd. 2.

Hans Mahler wuchs mit drei Geschwistern in Hamburg-Rothenburgsort auf. Sein Vater arbeitete als Meister an den Rothenburgsorter Gaswerken. Bevor Hans Mahler 1925 zur Niederdeutschen Bühne kam und 1933 dort fest angestellt wurde, war er Buchhändler gewesen und nach dem Konkurs der Buchhandlung, in der er angestellt war, Stauer im Hafen. Hans Mahler arbeitete als Film- und Theaterschauspieler sowie als Theaterregisseur und -leiter. 1949 übernahm er – bis zu seinem Tod 1970 – die künstlerische Leitung des Ohnsorg-Theaters und Walter Scherau die kaufmännische.

Mahler führte das Theater aus der Krise der Nachkriegszeit und machte es zum populärsten Theater Deutschlands. In der Nachkriegszeit und in der Zeit des Kalten Krieges „sprachen [Mahler und Scherau] mit ihrer Werbung ein dezidiert konservatives Publikum an. ‚Mit der Heimat im Herzen kämpfen wir, um unsere tausendjährige kraftvolle Sprache vor gefährlicher Überfremdung zu schützen. Wir sind die Stimme der plattdeutschen Welt!‘ (Abonnement-Einladung 1952).“ 1) Der Theaterwissenschaftler Ulf-Thomas Lesle schreibt in seinem Buch „Das niederdeutsche Theater“ über diese Zeit: „Hans Mahler hatte – nachdem er 1946 als ‚Mittläufer‘ eingestuft und entnazifiziert worden war [siehe hierzu bei Heidi-Kabel-Platz, in Bd. 2] – 1949 die Leitung des mittlerweile in eine finanzielle Krise geratenen Theaters übernommen. Dieser Stand der Dinge resultierte aus folgendem: Mahlers Vorgänger Rudolf Beiswanger [siehe dazu bei Ohnsorgweg, in Bd. 3 online] hatte nach dem von der Militärregierung durchgesetzten Rücktritt Ohnsorgs den Versuch gewagt, die niederdeutsche Bühne von der Erblast ‚völkischer‘ Gesinnung zu befreien. Doch Beiswanger scheiterte. Sein Versuch, beispielsweise auch mit hochdeutschen Schauspielen – unter anderem inszenierte er Barlachs ‚Der tote Tag‘ – den Beweis anzutreten, daß ein regionales Theater mehr sein konnte, als nur ein am kurzzeitigen kommerziellen Erfolg orientiertes Unternehmen, hatte seinerzeit das finanzielle Risiko bewußt in Kauf genommen. Daraufhin hatten es vor allem Peyn [siehe zu ihm bei



Ohnsorgweg, in Bd. 3 online] – der sich 1948 auf seinen Besitz nach Sylt absetzte – und Hans Mahler leicht, durch gezielte Angriffe auf die niederdeutsche Bühne in der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, daß sich in der Person des unbequemen Beiswanger ein Verräter an der niederdeutschen ‚Sache‘ inkarniert hatte. (...) Richard Ohnsorg [siehe: Ohnsorgweg, in Bd. 3 online] starb 1947. Aber der Geist, aus dem heraus er einst die niederdeutsche Bühnenbewegung initiiert hatte, setzte sich im Nachkriegsdeutschland fort. Auf einer Tagung niederdeutscher Autoren hielt Hans Heitmann 1950 einen Grundsatz-Vortrag, der nahtlos an die Gedankensubstanz der ‚Niederdeutschen Bewegung‘ der Zwanziger und 30er Jahre anknüpfte. ‚Wir erkennen in der (...) Vermassung, in der Auslöschung der Eigenwerte (...) die große, verhängnisvolle Gefahr unserer Zeit. Der Kollektivismus bedroht uns (...).‘Dieser hinlänglich bekannte ‚völkisch‘-irrationale Duktus paßte zum antikommunistischen Vokabular des ‚Kalten Krieges‘. (...) In einer Phase kultureller Irritation setzte sich die Anrufung des Volkstums als gedanklicher Fluchtpunkt unverändert fort: mit Hilfe des bekannten Schemas begrifflicher Oppositionen – hier ‚Vermassung‘, dort ‚Persönlichkeit‘ – wurde niederdeutsche Eigenart als ein Ausdruck nationaler Besonderheit neuerlich in einen Kampfauftrag übersetzt.“ 2)

Quellen:

1) Gerd Spiekermann: 100 Jahre Ohnsorg-Theater. Hamburg 2002, S. 67.

2) Ulf-Thomas Lesle: Das niederdeutsche Theater. Von ‚völkischer Not‘ zum Literaturtrost. Hamburg 1986, S. 179f.

- **Hans-Matthiessen-Straße, Bergedorf (1949): Hans Matthiessen (1876-1944), Leiter der „Hilfsschule“ in Bergedorf, Bürgervertreter.**

Hans Matthiessen gründete 1918 in Lohbrügge in der Schulstraße eine eigenständige Hilfsschule, deren Leiter er auch wurde. Er sorgte für ein soziales und liberales Schulklima.

Nach der Machtübergabe an die NSDAP im Januar 1933 wurden alle im Dienst bleibenden Lehrerinnen und Lehrer an der Schule gedrängt, Mitglied der NSDAP und des Nationalsozialistischen Lehrerbunds (NSLB) zu werden. Jüdische und politisch dem NS-Regime nicht genehme Beamtinnen und Beamten wurden auf Basis des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ Anfang April 1933 entlassen. Die Hilfsschule verlor ihre Selbstständigkeit und wurde der Leitung der Volksschule Am Brink unterstellt. Deren Rektor Lühning war ein linientreuer Nationalsozialist. Damit hatte Hans Matthiessen sein Amt als Schulleiter verloren. Ob er weiter unterrichten durfte oder unterrichtete und



inwieweit er dem Drängen nachgab, ist nicht bekannt. Er starb 1944, fünf Jahre nach seinem Tod wurde in Bergedorf die Hans-Matthiessen-Straße eingeweiht.

Text: Frauke Steinhäuser

Quelle:

Kirsten Knaack, Die Hilfsschule im Nationalsozialismus, Examensarbeit im Prüfungsfach Lernbehindertenpädagogik, Universität Hamburg, 2001, online unter: www.hilfsschule-im-nationalsozialismus.de (zugriff 12.6.2016)

- **Hans-Much-Weg**, Eppendorf (1938): Prof. Dr. med. Hans Much (1880-1932), Leiter des Tuberkulose-Instituts, Schriftsteller.
- **Hans-Rubbert-Straße**, Billstedt (1998): Hans Rubbert (1908-1966), Ortsamtsleiter von Billstedt. Elektriker, SPD 1925-1933, Vorsitzender der SAJ Hamburg-Nordwest, 1937/38 ein Jahr im KZ Fuhlsbüttel wegen Vorbereitung zum Hochverrat, ab 1945 SPD.
- **Hans-Sachs-Straße**, Altona-Nord (1933): Hans Sachs (1494-1576), Dichter.
- **Hans-Sander-Straße**, Wilhelmsburg (1999): Hans Sander (1911-1996), Wilhelmsburger Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, Erster Vorsitzender der SPD Wilhelmsburg, Schlosser, Kriminalbeamter.

Hans Sander entstammte einer sozialdemokratischen Familie und wurde als erstes von sechs Kindern in Wilhelmsburg geboren. Neben dem Besuch der Volksschule arbeitete Sander schon früh als Zeitungsausträger, um zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Im Alter von 14 ging er bei der Boots- und Yachtwerft Oertz als Motorschlosser in die Lehre. Dort war auch sein Vater als Schiffszimmerer tätig. Kurz darauf trat er dem Metallarbeiterverband bei und setzte sich für bessere Arbeitsbedingungen der Lehrlinge ein. Nur wenige Tage nach Ende der Lehrzeit verlor Sander seinen Arbeitsplatz und blieb bis Ende 1933 arbeitslos. Bereits 1927 war er in die Sozialistische Arbeiterjugend SAJ eingetreten, in der er sich rege an Ausfahrten, Schulungen und Diskussionen beteiligte. Von 1930 bis 1932 führte Sander den SAJ-Distrikt Wilhelmsburg. Der



Schritt zum Eintritt in die SPD war 1929 erfolgt; 1932 schloss sich Sander dem „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ an.

Als nach dem Reichstagsbrand vom 28. Februar 1933 alle sozialdemokratischen Zeitungen vorübergehend verboten wurden, kopierten Sander und seine SAJ-Genossen Artikel aus ausländischen demokratischen Blättern. Auf der Schreibmaschine der Wilhelmsburger Erwerbslosen-Selbsthilfe wurden dazu auch eigene Artikel verfasst, vervielfältigt und unter Gleichgesinnten in Umlauf gebracht. Aber schon nach kurzer Zeit entdeckte die Polizei diese Aktivitäten, beschlagnahmte den Vervielfältiger und durchsuchte die Wohnung der Familie Sander. Hans Sander nahm Kontakt auf zum Bezirkssekretär der SAJ, Erich Lindstaedt, der ihm die illegale Leitung des SAJ-Gebiets Harburg-Wilhelmsburg übertrug. Von ihm bezog Sander Schriften wie den „Vorwärts“ aus Prag oder die Zeitung „Sozialistische Aktion“, die er zunächst an die verbliebenen SAJ-Mitglieder, später dann an einen Kreis von etwa zehn älteren SPD-Genossen weitergab.

Im Laufe des Jahres entstanden in Hamburg mehrere SAJ-Gruppen, die von Julius Willemsen, dem Koordinator des SAJ-Widerstandes, mit Material versorgt wurden. Hans Sander, der sich als Brothändler selbstständig gemacht hatte, belieferte seine Kunden nicht nur mit frischer Ware, sondern nutzte auch die Möglichkeit, Kontakt zu Genossen zu halten und sie mit Broschüren zu beliefern, die Namen trugen wie „Die Kunst des Selbststrasierens“, „Der Gallische Krieg“ oder „Platons Tod“. Die illegale Arbeit konnte nahezu zwei Jahre fortgesetzt werden, bis Hans Sander am 17. April 1935 kurz nach Mitternacht von der Gestapo verhaftet wurde. Die Gestapo beschlagnahmte die Brotkundenliste. Er wurde ins Stadthaus gebracht, misshandelt und aufgefordert, die Namen seiner Helfer zu nennen. Da Sander wusste, dass einige seiner Genossen schon vor Tagen verhaftet worden waren, gab er nur Namen von bereits Inhaftierten preis. Im KZ Fuhlsbüttel sperrten ihn die Nationalsozialisten sieben Wochen in Einzelhaft, tagsüber mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen, nachts ans Bett gekettet. Über einen Kalfaktor (zu Hilfsarbeiten verpflichteter Mitgefangener), der Mitglied der kommunistischen Partei gewesen war, gelang es Sander, Kontakt zu inhaftierten Genossen aufzunehmen. So konnte er seine Aussage mit anderen Mitgliedern der Wilhelmsburger Gruppe abstimmen. Doch trotz großer Umsicht und Standhaftigkeit gelang es den Nationalsozialisten im Frühjahr 1935, die gesamte illegale Führung der Hamburger SAJ aufzudecken.

Am 9. August 1935 erhob die Staatsanwaltschaft gegen Hans Sander und weitere sieben Genossen Anklage wegen Vorbereitung zum Hochverrat. Der Staatsanwalt sah mit dem Hinweis auf Sanders' jungendliches Alter von einem Plädoyer für die Todesstrafe ab; der Richter entschied schließlich auf zwei Jahre Zuchthaus. Hans Sander wurde ins Gefängnis Wolfenbüttel gebracht, aus dem



er am 18. April 1937 entlassen wurde. Nach seiner Entlassung blieb der Motorschlosser noch bis Dezember 1937 arbeitslos. Vom 30. Januar 1944 bis zu seiner Verwundung im Januar 1945 musste Sander im Bewährungsbataillon in Griechenland kämpfen. [Als so genannte Bewährungsbataillone wurden während des Zweiten Weltkrieges Einheiten der Wehrmacht im Heer bezeichnet, in die ab 1941 verurteilte Soldaten aller drei Teilstreitkräfte zur Frontbewährung versetzt wurden. Vergleichbar war die 1942 eingerichtete Bewährungstruppe 999, bei der vordem als „wehrunwürdig“ eingestufte Vorbestrafte dienten].

Nach Kriegsende begann Hans Sander eine Ausbildung bei der Hamburger Kriminalpolizei und engagierte sich beim Wiederaufbau der Harburger SPD. Der Mittelpunkt seines politischen Wirkens blieb Wilhelmsburg. Im SPD-Kreis Harburg war er von 1968 bis 1970 Kreisvorsitzender, bis September 1977 arbeitete er dort als Kreisgeschäftsführer.

Text: Christel Oldenburg

- **Hanssensweg**, *Winterhude (1928): Bernhard Georg Hanssen (1844-1911), Architekt.*

- **Hans-Stoll-Straße**, *Bergedorf/Allermöhe (1996): Hans Stoll (1912-1940), Mitglied der SAJ, später der SAP, Mitarbeiter in der illegalen Druckerei in Bergedorf, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Stolperstein: Heysesstraße 5 (Beethovenstraße 5)*

Hans Stoll war eines von acht Kindern des Ehepaars Anna, geb. Modrach, und Emil Stoll. Er erlernte den Beruf des Bankkaufmanns und war zunächst gemeinsam mit seinem älteren Bruder Richard (geb. 1908) Mitglied der SPD-nahen Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ). Beide Brüder waren 1928 Vorstandsmitglieder der Ortsgruppe Sande-Lohbrügge, wobei Hans Stoll für die jüngeren Mitglieder zuständig war. Die Gruppe unternahm Wanderfahrten in die Umgebung und schulte sich politisch im Sinne der SPD. Auf Jugendtagen in Norddeutschland demonstrierte man für die Rechte von Jugendlichen, für bessere Ausbildung und den Achtstundentag.

Bald jedoch entwickelten sich Differenzen zur Mutterpartei, die vielen im Jugendverband zu „bürgerlich“ war – unter anderem hatte die SPD unter ihrem Reichskanzler Müller Ende der 1920er Jahre dem Bau von Panzerkreuzern zugestimmt und damit ein Wahlversprechen gebrochen. Nach 1930 unterstützte



die mittlerweile aus der Reichsregierung ausgeschiedene SPD, um eine rechtsradikale Regierung unter Beteiligung der NSDAP zu verhindern, die Regierung Brüning. Diese regierte mit Notverordnungen, die nicht durch das Parlament bestätigt werden mussten. Die SPD tolerierte auf diese Weise unter anderem Kürzungen von Löhnen und bei der Arbeitslosenunterstützung. Die jungen SAJler aus Bergedorf forderten von ihrer Partei ein konsequenteres Eintreten für die Interessen der Arbeiter und waren der Überzeugung, dass das kapitalistische System beseitigt werden müsse. Sie forderten die Einheit der Arbeiter und lehnten daher auch die KPD-Politik ab, die mit ihrer Revolutionären Gewerkschafts-Opposition (RGO) die Gewerkschaften spaltete und mit der „Sozialfaschismus-Theorie“ Sozialdemokraten auf eine Stufe mit Nationalsozialisten stellte. Im Herbst 1931 wurden große Teile der Bergedorfer und Sander SAJ-Mitglieder aus der SPD ausgeschlossen. Daraufhin gründeten Richard und Hans Stoll mit anderen die Bergedorfer Ortsgruppe der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) Diese war im Oktober 1931 reichsweit als linke Abspaltung der SPD gegründet worden und nahm auch ehemalige KPD-Mitglieder auf.

Die SAP hatte mit der Machtübergabe an die NSDAP gerechnet und war daher 1933 zunächst in der Lage, sich in der Illegalität zu organisieren. Es wurde ein System von Fünfergruppen gebildet, von denen jeweils ein Mitglied Kontakt zu einer weiteren Fünfergruppe hielt. Die Bergedorfer Gruppe um Hans und Richard Stoll, zu der noch Walter Becker [siehe: Walter-Becker-Straße] sowie Hermann und Michael ("Michel") Pritzl [siehe: Michael-Pritzl-Weg] gehörten, erhielt den Auftrag, eine illegale Druckerei aufzubauen. Dies geschah im Wohnhaus der Familie Stoll in der damaligen Beethovenstraße 5 (heute Heysestraße 5). Gesetzt wurden die Texte in Richard Stolls Dachkammer, der Druck fand auf einer Tiegelpresse im Keller statt. Von März bis August 1933 konnten so Parteimitteilungen und die Schrift „Spartakusbrief“ gedruckt und illegal in Bergedorf und Umgebung verteilt werden. In den 1980er-Jahren berichtete Michel Pritzl über die Druckerei: „Ende Juli/Anfang August [1933] begannen wir mit dem Druck der 2. Ausgabe unseres ‚Spartakusbriefes‘. Beim Setzen in Richards Dachzimmer arbeiteten wir meist schweigend, denn im Haus wohnten ja noch andere Familien. Damals konnte man keinem trauen. (...) Auch Anni und Walter Adams halfen uns. So kam es schon mal vor, dass einer sagte: ‚Gib mir mal ein E her!‘ oder ‚Gib mir mal ein A rüber!‘ Das musste der Schwiegersohn des Nachbarn Barkow, ein gewisser Burmester, gehört haben. Jedenfalls hat uns dieser Strolch verpiffen.“

Die Gruppe hatte jedoch von der Gefahr erfahren und Richard Stoll hatte alle Druckerei-Utensilien gut verpackt in einem Schrebergarten der Familie vergraben. Am 27. August 1933 wurde Richard Stoll in der Wohnung Beethovenstraße verhaftet. Sein Bruder Hans kam davon, weil im Wagen der Gestapo kein Platz



mehr war. Die Gestapo wollte auch den Garten der Familie durchsuchen, Richard führte sie aber zu einem zweiten Garten, der ebenfalls der Familie gehörte, der aber „sauber“ war. Richard Stoll überlebte Haft, Einsatz im „Bewährungsbataillon 999“ und Kriegsgefangenschaft. Er kehrte im Juli 1945 nach Bergedorf zurück. Hans Stoll entkam mit Hilfe von Parteimitgliedern aus Hamburg und Flensburg nach Kopenhagen, wo er auf Michel Pritzl und andere aus der Bergedorfer SAP-Gruppe traf. Unterstützung erhielten sie vom sozialdemokratischen Matteotti-Komitee. Sie lernten Dänisch und diskutierten untereinander und mit anderen Emigranten die politische und gesellschaftliche Lage in Deutschland. Dabei kam es zu Auseinandersetzungen mit Kommunisten, aber auch mit dem damaligen SAP-Mitglied Willy Brandt [siehe: Willy-Brandt-Straße], der im Auftrag der Parteileitung ein Bündnis aller Hitler-Gegner, unter Einschluss des in Deutschland mittlerweile verfolgten „linken“ Strasser-Flügels der NSDAP, erreichen wollte. Die Bergedorfer lehnten jedoch ein Zusammengehen mit den nach wie vor faschistischen Strasser-Leuten ab. In seiner Freizeit spielte Hans Stoll gemeinsam mit anderen Emigranten in einer Fußballmannschaft, auch half er zusammen mit Michel Pritzl im linken „Fremdverlag“ aus. Die Bergedorfer Gruppe lebte zunächst in einer Wohngemeinschaft, die sich aber etwa 1937 auflöste. Walter Becker war nach Schweden gegangen, Michel Pritzl hatte seine Bergedorfer Verlobte Anni und Hermann Pritzl seine dänische Freundin geheiratet. Hans Stoll bezog ein Zimmer zur Untermiete.

Am 9. April 1940 wurde Dänemark von deutschen Truppen besetzt. Die politischen Emigranten begannen sofort, Fluchtmöglichkeiten nach Schweden zu organisieren. Nicht allen gelang der Absprung, Michel Pritzl wurde am 19. April 1940 verhaftet. Hans Stoll sollte kurz nach Pritzls Verhaftung mit einem Fischerboot nach Schweden gebracht werden. Anni Pritzl berichtete dazu: „Nach Michels Verhaftung kam Hans Stoll zu mir. Es war am Abend vor seiner geplanten Überfahrt nach Schweden. Er wollte eigentlich nicht mit. Er meinte, er hätte so ein seltsames Gefühl, als wenn irgendwas schief laufen würde. Vor allem wollte er nicht mit einem Strasser-Mann, einem von der ‚Schwarzen Front‘, eigentlich ja einem Faschisten, zusammen fliehen. Er traute dem nicht. Als er mich verließ, war er fest entschlossen, nicht mitzufahren. Andererseits hatte er Gewissensbisse wegen Günther Hopfe, denn der war schon älter, kurzsichtig und unbeholfen. Die Überfahrten nach Schweden waren ja nicht problemlos. Es wurde bei Nacht gefahren. Die Flüchtlinge wurden vor der schwedischen Küste im brusttiefen Wasser abgesetzt. Außerdem wäre ohne ihn das Geld für den Fischer nicht zusammengekommen. (...) Er ist dann wohl doch mitgefahren.“

Die fünf deutschen Emigranten sind in Schweden nie angekommen. Der dänische Fischer hat nach dem Krieg erzählt, er habe die Fünf an Bord genommen und vor der Küste abgesetzt. Wir haben später immer wieder darüber



nachgedacht und denken heute noch darüber nach, was damals wohl passiert ist. Lange dachten wir, dass die Fünf nach Verrat durch den Strasser-Mann an die Gestapo geraten und von ihr ‚liquidiert‘ worden sind. Der Fischer müsste in diesem Fall aus Angst die Unwahrheit gesagt haben. Aber warum sollte die Gestapo ihre Gefangenen vor den ‚berühmten‘ Verhören umbringen, und das 1940? Es könnte sein, dass die Fünf an der schwedischen Küste ertrunken sind, weil der Fischer sie auf einer Sandbank – also zu früh – absetzte. Sie hatten ihre Kleidungsstücke alle übereinander angezogen, weil sie kein Gepäck mitnehmen durften. Vielleicht konnten sie darin nicht an Land schwimmen. Aber es sind zu diesem Zeitpunkt keine Leichen an der schwedischen Küste gefunden worden. Walter Becker hat hierzu von Schweden aus Nachforschungen angestellt."

Näheres ist über die Todesumstände von Hans Stoll bis heute nicht bekannt geworden.

Text: Björn Eggert, Ulrike Sparr, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 242-1 II, Abl. 13 (Strafhaft Männer, Karteikarte Richard Stoll); StaH 332-8 (Hauskartei), Film 2466 (Heysestr.5); Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg (FZH), Nachlass Blankenfeld 18-2 2.3.5; Arbeitsgemeinschaft verfolgter Sozialdemokraten Hamburg (AvS), Mitglieder; Alfred Dreckmann: *Wer nicht getauft ist, aufsteh'n!*" – Das andere Bergedorf, Hamburg 1987; Alfred Dreckmann: *In Bergedorf war alles genauso* (Schlosshefte 9), 2. Aufl. Bergedorf 2004; StaH: L 328/00062a; Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) (Hrsg.): *Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter*, Hamburg 1968; *Sozialistische Mitteilungen* Nr. 85 (Dez. 1945); Christel Oldenburg, Holger Martens, Walter Tormin, Meik Woyke: *Für Freiheit und Demokratie, Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in Verfolgung und Widerstand 1933–1945*, Hrsg. von SPD-Landesorganisation Hamburg, Arbeitskreis Geschichte und Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten. Hamburg, 2003, S. 146f.

- **Hans-Thoma-Weg**, *Groß Flottbek (1935): Hans Thoma (1839-1924), Maler, Leiter der Kunsthalle in Karlsruhe.*
- **Hans-Ulrich-Höller-Weg**, *Bergedorf/Lohbrügge (2009): Hans-Ulrich Höller (1929-2007), Naturschützer.*



Harald-Stender-Platz, *St. Pauli* (2013): *Harald Stender* (1924-2001), Autoschlosser, Fußballspieler, Mitglied des FC St. Pauli, Rekordtorschütze.

- **Hardenbergstraße**, *Blankenese* (1928): *Karl August Fürst von Hardenberg* (1750-1822), Staatskanzler.
- **Hardenstraße**, *Rothenburgsort* (1960): *Hermann N. Harden* (1803-1852), Grundeigner und Hofbesitzer.
- **Harders Kamp**, *Bergedorf/Lohbrügge* (1949): *Andreas Harders* (1797-1866), Vorbesitzer des Geländes.
Siehe auch: www.freedom-roads.de zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen“
- **Harderweg**, *Osdorf* (1964): *Hans Härder* (1880-1945), Rektor in Osdorf.
- **Hardorffsweg**, *Barmbek-Nord* (1927): *Gerd Hardorff* (1769-1842), Maler.
- **Harmsenstraße**, *Ottensen* (1951): *Georg Wilhelm Harmsen* (1854-1908), Bürgermeister in Ottensen.
- **Harmsweg**, *Bramfeld* (vor 1937): *Harms*, Grundeigentümer und Gärtner.



- **Harnackring, Bergedorf/Lohbrügge (1964): Ernst von Harnack (1888-1945), Regierungspräsident, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.**

Siehe auch: Schottmüllerstraße, in Bd. 2.

Ernst von Harnack war Jurist und Sozialdemokrat. Bis zum Staatsstreich Papens war er als Regierungspräsident in Merseburg tätig, dann wurde er in den Ruhestand versetzt. In seinen Reden und Artikeln bezog er klare Stellung gegen den aufstrebenden Nationalsozialismus. Und als Angehöriger des Bundes der Religiösen Sozialisten stellte er sich öffentlich gegen die „Deutschen Christen“. Harnack wurde im Frühsommer 1933 für kurze Zeit in Haft genommen: Er hatte sich für verhaftete Sozialdemokraten und Gewerkschaftsführer stark gemacht. Zu seiner Verwandtschaft zählten Arvid Harnack, Hans von Dohnányi (siehe: Dohnányiweg) sowie die Gebrüder Bonhoeffer (siehe: Bonhoefferstraße). Politisch verbunden war er mit Julius Leber (siehe: Julius-Leber-Straße), Carl Goerdeler (siehe: Goerdelerstraße) und Jakob Kaiser und Wilhelm Leuschner (siehe: Leuschnerstraße). In die Planungen zum Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 war Harnack wohl nicht eingeweiht. Doch war er mit den Zielen des Staatsstreichs vertraut. Seine Verhaftung erfolgte am 28. September 1944. Der Volksgerichtshof verurteilte ihn am 1. Februar 1945 zum Tode. Hingerichtet wurde Ernst von Harnack am 5. März 1945 in Berlin-Plötzensee.

Ernst von Harnack war verheiratet mit Anna (Änne) Wiggert (1894-1960). Das Paar hatte fünf Kinder. 1937 verliebte sich Ernst von Harnack in die zwanzig Jahre jüngere Eva von Heeringen (1907-1985). Sie war die „Tochter des Generalstabsoffiziers Kurt von Heeringen (...). Nach Ausbildungen in einer Haushalts- und einer Kinderturnschule arbeitete sie als Sekretärin. Schließlich eröffnete sie in Berlin eine Leihbücherei. Hier lieh sie verbotene Literatur aus, verweigerte den Hitlergruß und versteckte flüchtige Juden. Diese Aktivitäten zivilen Widerstands verbarg Eva von Heeringen geschickt vor den nationalsozialistischen Machthabern. Ihr Vater (...) sprach unter Anspielung auf ein Bibelwort resigniert von einer „ungerateten Tochter“, die wohl keinen Mann bekommen würde.“ 1)

Eva von Heeringen und Ernst von Harnack, die sich 1937 bei einer Vortragsveranstaltung kennengelernt hatten, verband eine sowohl geistige als auch politische Übereinstimmung.

„Als Evas Leihbücherei 1943 in Berlin ausgebombt wurde, half Harnack ihr beim beruflichen Neuanfang im thüringischen Rudolstadt, indem er für den Transport geretteter und in Potsdam zwischengelagerter Bücher und Möbel sorgte. Eva und Ernst tauschten in Hunderten von Briefen ihre Gedanken und Gefühle aus. ‚Er ist anspruchsvoll, ungeduldig und reizbar und zu klug, das heißt er tut vieles mit dem Kopf, was er besser mit dem Herzen täte...‘, vertraute Eva ihrer Mutter an. ‚Es ist



ja keine Gefühlskälte, sondern er kann es nicht zeigen ... Er ist ein prachtvoller Kerl, für den es sich lohnt zu leben.“ 1)

„Für Ernst von Harnack endete diese Liebe erst mit seinem Tod, für Eva reichte sie bis zu ihrem Lebensende 1985. Beiden war klar, dass sich Ernst nie scheiden lassen würde, aber das war für Eva nie ein Thema. (...). Großherzig handelte, als Ernst von Harnack Ende 1944 verhaftet wurde, seine Ehefrau Anna. Sie nahm Kontakt mit Eva von Heeringen auf, die für einige Wochen nach Potsdam gekommen war. „Ach, wir tragen doch beide das gleiche Leid“, begründete sie diesen Schritt, und Eva schrieb an Ernst: „Deine Frau hat mich ganz für sich eingenommen.“ Beide versuchten nach ihrem Treffen gemeinsam, durch Besuche, Briefe, Buch- und Lebensmittelsendungen das Los des Häftlings zu erleichtern. Kurz vor der Hinrichtung rief Anna verstört in Potsdam an, man habe ihren Ehemann ganz plötzlich weggebracht und ihr nicht gesagt wohin. Seiner geliebten Eva hatte Ernst von Harnack bereits am 8. Februar 1945 Lebewohl gesagt: „Wie auch mein Pfad sich ferner wende – wir können uns nicht wieder trennen, wir gehn gemeinsam bis ans Ende.“ Die beiden Frauen blieben bis zu ihrem jeweiligen Lebensende in loser Freundschaft verbunden.“ 2)

„(...) Mitte der 80er-Jahre wurden auf dem Familiengrab der von Heeringen auf dem Bornstedter Friedhof Gedenktafeln für Ernst und Eva enthüllt. Sie beziehen sich allerdings nicht auf die Liebesbeziehung, sondern würdigen zwei Vertreter des oft unterschätzten zivilen Widerstandes gegen die Nazidiktatur.“ 1)

Ernst von Harnacks Schwester war die Lehrerin, Schriftstellerin und Frauenrechtlerin der bürgerlichen Frauenbewegung Agnes von Zahn-Harnack (1884-1950). Beruflich hatte sie zuerst als Lehrerin in Berlin gearbeitet. Nach dem Abitur trug sie sich: „am 6. Oktober 1908 (...) als erste Frau in die Immatrikulationslisten der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin ein, nachdem am 18. August 1908 das preußische Kultusministerium die ‚Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens‘ erlassen hatte, die u. a. auch die reguläre Zulassung von Frauen zum Studium beinhaltete. (...) Harnack studierte bis 1912 Germanistik, Anglistik und Philosophie und schloss ihr Studium mit der Promotion zum Dr. phil. ab. (...) 1919 heiratete sie „in Berlin den Ministerialrat beim Reichsarchiv in Potsdam, Karl von Zahn (1877-1944). Dem Paar wurden drei Kinder geboren: Amalie Gabriele, die wenige Tage nach der Geburt starb (1920), Edward (1921-1977) und Margarete (1924-2010).

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges schloss sie sich der DDP an. Am 11. Mai 1926 wurde sie in Berlin Mitbegründerin des Deutschen Akademikerinnenbundes (DAB). (...) In der Zeit von 1919 bis 1933 entstand eine ganze Fülle von Schriften zur Frauenbewegung, zu kirchlichen und theologischen Fragen und zu gesellschaftspolitischen Problemen aus ihrer Feder. Am



bedeutendsten war die 1928 erschienene Geschichte der Frauenbewegung *Die Frauenbewegung. Geschichte, Probleme, Ziele*. Zahn-Harnack war Vertreterin des sogenannten bürgerlichen, liberalprotestantisch gesinnten Flügels der ersten deutschen Frauenbewegung. 1931 wurde sie Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine. (...) *Während* der Zeit des Dritten Reichs zog sich Zahn-Harnack weitgehend aus der Öffentlichkeit zurück, blieb aber dem Kreis um Anna von Gierke [Anna-von-Gierke-Ring] verbunden (...) sowie der Bekennenden Kirche, die sie in deren Haltung gegen den Nationalsozialismus, aber nicht in Bezug auf ihre theologische Ansätze guthieß. In der Zeit der ‚inneren Emigration‘ schrieb Zahn-Harnack die 1936 veröffentlichte Biografie ihres Vaters Adolf von Harnack, in der sie auf dem Umweg der biografischen Darstellung auch ihre eigene liberalprotestantisch-humanistische Haltung im Gegensatz zum Nationalsozialismus zum Ausdruck brachte. In der Zeit des Krieges unterrichtete Zahn-Harnack privat Kinder jüdischer Abstammung, denen der Schulbesuch offiziell verboten war. Nach dem Krieg schloss sie sich u. a. dem ‚Freundeskreis von Frauen‘ um Freda Wuesthoff an, der mit seinem Arbeitsprogramm für den dauernden Frieden gegen Atomwaffen protestierte. (...) Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg trafen sich Agnes von Zahn-Harnack und weitere der früheren Aktivistinnen, um die Gründung eines neuen ‚Deutschen Frauenbundes‘ vorzubereiten. Hieraus entstand der ‚Berliner Frauenbund 1945 e.V.‘ Nach der Neugründung setzten sich die Frauen der ersten Stunde für einen Verein ein, dessen Hauptziel nicht nur in caritativer Arbeit liegen sollte. Sie befürworteten (...) vor allem die aktive politische Beteiligung von Frauen. (...) Anlässlich ihres 65. Geburtstages am 19. Juni 1949 verlieh die Theologische Fakultät der Philipps-Universität Marburg Agnes von Zahn-Harnack die Ehrendoktorwürde.“ 3)

Agnes Zahn-Harnacks Cousin war der Widerstandskämpfer Arvid Harnack, der verheiratet war mit Mildred, die ebenfalls im Widerstand aktiv war.

Quellen:

Axel von Harnack: Ernst von Harnack 1888-1945. Ein Kämpfer für Deutschlands Zukunft. Schwenningen 1951; Ernst von Harnack: Jahre des Widerstands 1932-1945, hrsg. von Gustav-Adolf von Harnack. Pfullingen 1989.“

1) Erhart Hohenstein: Ernst und Eva – eine Liebesgeschichte Offizierstochter blieb Widerständler des 20. Juli 1944 über dessen Hinrichtung hinaus treu, in: Potsdamer Neueste Nachrichten vom 20.7.2005.

2) sunday news das online magazin, Jg. 3 vom 5.3.2013.

3) wikipedia, Stand: 11.7.2014.



- **Harnacksweg**, *Langenhorn (1920 u. 1934): nach dem Namen eines Eigentümers (um 1865) des Grundstückes.*
- **Harry-Hartz-Weg**, *Billstedt (1998): Harry Hartz (1918-1992), SPD-Fraktionsvorsitzender im Ortsausschuss Billstedt, Mitglied der Bezirksversammlung Hamburg-Mitte, Bürgerschaftsabgeordneter.*
- **Hartje-Rüter-Weg**, *Poppenbüttel (1984), nach einem Werk von Hermann Boßdorf.*
- **Harkortstieg**, *Altona-Nord (1950): Friedrich Harkort (1793-1880), Unternehmer, Förderer des Eisenbahnbaus, Mitglied der Nationalversammlung.*
- **Harkortstraße**, *Altona-Nord (1950), siehe: Harkortstieg.*
- **Hartmannsau**, *Langenhorn (1920): G. F. Hartmann, Zeichner der ersten Flurkarte von Langenhorn um 1750.*
- **Hartmutkoppel**, *Rissen (1952), nach einer Gestalt aus der Gudrunssage. Siehe auch: Gudrunstraße, Gerlindweg und Hildeweg, in Bd. 2.*
- **Hartnitweg**, *Lokstedt (1948), nach der Wolf-Dietrich-Sage.*



- **Hartungstraße, Rotherbaum (1892):** Dr. Caspar Hartung (1795-1863), Senator und Amtmann in Ritzbüttel.
- **Hartwicusstraße, Uhlenhorst (1872):** nach Hartwig, als dem ältesten (um 1247) Besitzer der Kuhmühle.
- **Hartwig-Hesse-Straße, Eimsbüttel (1948):** Hartwig Hesse (1778-1842), Begründer des Witwenstiftes Hartwig Hesse's Witwenstift.

1825 von dem Junggesellen, dem jüdischen Kaufmann/Makler Hartwig Hesse gestiftet. Das Grundstück wurde kostenlos von der Stadt Hamburg zur Verfügung gestellt. Es handelte sich um ein Stift für Witwen mit ihren „vaterlosen“ Waisen.

Bei der Grundsteinlegung hielt Hartwig Hesse eine Rede, in der er seine Motivation für den Bau eines Witwenstiftes darstellte: „Meine Freunde! Bei jeder Handlung ernsthafter Art, die wir im Leben begehen, sei unser erster Gedanke zu Gott gerichtet, unser aller Wohltäter. Ihm sage ich meinen innigsten Dank für die zeitlichen Güter, womit er mich gesegnet, um diesen Bau unternehmen zu können. Nicht minder bin ich durchdrungen für die Liebe und den Sinn, den er mir gegeben, meinen Nebenmenschen Gutes zu erzeugen und wohlthätig zu sein. Denn nur in der Mitteilung genießt man das wahre Glück des Besitzes. Durch die Errichtung dieser Stiftung, (...) hoffe ich, mancher die Last des Lebens erleichtern zu helfen und dem Stand unter uns nützlich zu werden, der vorzugsweise unserer Unterstützung bedarf und verdient, ich meine die im Witwenstand geratenen Frauen und deren vaterlose Waisen.“ 1)

Der erste Bau des Stiftes am Lübecker Tor, der 1833 fertiggestellt wurde, war für zwölf Witwen und zwei zur Miete wohnende Familien bestimmt (zerstört 1943). 1836 folgte ein zweiter Bau in der Stiftsstraße (zerstört 1943).

Heute befindet sich die Stiftung in der Alexanderstraße. Seit 1975 heißt die Stiftung „Hartwig-Hesse-Stiftung“. Sie vergibt Stiftswohnungen an bedürftige Personen.

Quellen:

1) Auszug aus der Festschrift „Die Geschichte der Hartwig-Hesse-Stiftung von Erich von Lehe.



- **Harzensweg**, *Barmbek-Nord (1914)*: *Georg Ernst Harzen (1790-1863), Mitbegründer des Kunstvereins, Radierer, Kunsthändler.*
- **Hasenbanckweg**, *Billstedt (1948)*: *Otto Hasenbanck (?-?), Kartograph, Artillerie-Leutnant.*
- **Hasencleverstraße**, *Hummelsbüttel (1945)*: *Wilhelm Hasenclever (1837-1889), letzter Präsident des allgemeinen deutschen Arbeitervereins, Redakteur des Hamburg-Altonaer Volksblattes.*
- **Hasselmanstraße**, *Nienstedten (1928)*: *Zacharias Hasselmann (1822-1886), Pastor in Nienstedten.*
- **Hassestraße**, *Bergedorf (1901)*: *Johann Adolf Hasse (1699-1783), Kapellmeister in Venedig und Dresden, Komponist.*

Verheiratet seit 1730 mit **Faustina Bordoni** (1697 Venedig - 1781 Venedig). Faustina Bordoni, eine italienische Mezzosopranistin, war die Tochter des Patriziers Paolo Bordoni. Das Ehepaar Hasse galt lange Zeit als das gefeiertste Musiker-Ehepaar Europas. Das Paar hatte drei Kinder. Die beiden Töchter Maria Josepha (geb. 1730) und Marie Christine (geb. 1733) wurden ebenfalls Sängerinnen.

Faustina Bordoni war die größte Primadonna des 18. Jhd. Sie wurde auch als „Die Königin des Goldenen Zeitalters des Belcanto“ bezeichnet. Ihren ersten Auftritt hatte die Mezzosopranistin im Alter von sechzehn Jahren in Venedig. Stationen ihrer 35jährigen glanzvollen Karriere waren die berühmtesten Opernbühnen Europas: Bologna, Neapel, München, Wien, London, Parma, Dresden, Rom, Venedig, Turin und Hubertusburg. Mit ihrem Ehemann war sie von 1731 bis 1747 an der Dresdner Hofoper engagiert. Dann zeigten sich erste Altersspuren in ihrer Stimme und es wurde eine Nachfolgerin gesucht, was Faustine kaum verkraftete. Deshalb kam es auch bald, nachdem ihre



Nachfolgerin, Regina Mingotti, engagiert worden war, zu erbitterten Streitigkeiten zwischen den beiden, obwohl Faustina noch die Primadonnenstellung innehatte und Regina bisher nur als Zweite engagiert war.

Ihren Abschied von der Bühne nahm Faustina Bordoni 1751 mit gefeierten Auftritten in Berlin und Paris sowie am 9. April 1751 mit einem ihrer letzten großen Triumphe in Hasses „Ciro“ in Dresden. Faustina Hasse-Bordoni verdiente viel Geld und konnte sich auch gut verkaufen. Händel wollte sie z. B. engagieren, aber sie sagte erst zu, als ihr ihre enorme Forderung von 2500 Pfund als ständige Jahresgage zugesagt wurde. Ihren Mann Adolf Hasse inspirierte sie zu maßgeschneiderten Stücken für ihre Stimme. Als im Siebenjährigen Krieg Dresden in Brand gesetzt wurde, verlor das Ehepaar Hasse einen Großteil seiner Habe und ging daraufhin 1760 nach Wien, wo es einige Jahre blieb, bis es dann schließlich nach Venedig zog. Ein Jahr vor ihrem Tod verfasste Faustina Hasse-Bordoni ihr Testament. Darin heißt es u. a. „Ich, Faustina Bordoni, erinnere mich im Beisein meines Ehemannes, Herrn Johann Adolf Hasse, dessen Vater Peter aus Bergedorf im Hamburgischen ist, der Zerbrechlichkeit dieses Lebens, der Gewissheit des Todes und der Unsicherheit der Stunde. Ich habe daran gedacht, solange der Herrgott mich durch seine unendliche Barmherzigkeit gesunden Geistes erhält, über jene meine Habseligkeiten zu verfügen, die ich, von der Wohltätigkeit des sehr milden Herrgotts gewährt, durch meine Anstrengungen, durch meine Mühen, durch meinen Fleiß, trotz der Gefahren während der langen und ermüdenden, zusammen mit meinem sehr geliebten Ehemann unternommenen Reisen (...) erworben habe. (...) Ich möchte kein Anzeichen von Luxus im Fall meines Todes und bitte den Vollstrecker meines Testaments, eine Summe Geldes für die Armen meines Pfarrbezirks, in dem Maß, und auf die Art, die dieser für richtig hält, bereitzustellen. Ich erkläre beim Licht der Wahrheit, dass alles, was ich habe und besitze, Frucht gemeinsamer und gegenseitiger Anstrengungen von mir und meinem Ehemann, also rechtmäßig erworben ist (...). Zuallererst hinterlasse ich als Vermächtnis meiner sehr geliebten erstgeborenen Tochter Frau Maria Josepha mein mit Brillanten umfasstes Armband mit dem Monogramm von Seiner Majestät Imperadrice, wovon sie in ihrem Leben keinen anderen Gebrauch als nur zu ihren Gunsten machen soll. Was dieselbe Tochter Maria Josepha betrifft, so haben mein Ehemann und ich gemeinsam, auch meine andere, von mir sehr geliebte Tochter Maria Christina betreffend, ihren Unterhalt mit der Anweisung von 1500 Florinen als Gabe festgesetzt, die ihnen erst nach einer Frist, nämlich nach dem Tod sowohl von mir als auch von meinem Ehemann, und nicht vorher, auszuhändigen ist (...). Was unsere Bediensteten Anna, meine Kammerdienerin,, und Ivanesco, unseren Diener, betrifft, so ist es überflüssig, dass ich sie meinem sehr geliebten Ehemann, der immer sein gutes Herz und seine Güte gegenüber seinen



Bediensteten gezeigt hat, ans Herz lege, indem ich ihm die Freiheit lasse, meine gesamte Garderobe, was auch immer es sei, meiner sehr treuen oben genannten Kammerdienerin zu übergeben. (...) Nach dem Tod meines Ehemannes, den Gott lang erhalte, hinterlasse ich meinem sehr geliebten Sohn Herrn Francesco Maria Hasse die Nutznießung eines Kapitals von viertausend Dukaten, die ich im barmherzigen Ospedale degli Incurabili in dieser Stadt angelegt habe, sofern sich die Geschäfte desselben so ordnen lassen, dass man dieses Kapital übergeben kann, zu der Bedingung, dass mein oben genannter Sohn es nutzen kann und während seines Lebens stets die Zinsen, die es abwirft, erhält, ein Kapital, von dem ich möchte, dass es immer fest investiert bleibt, und zwar bis zu seinem Tod; nach diesem, den der Herr weit entfernt halten soll, wünsche ich, dass das oben genannte Kapital mit seinen Zinsen zur freien Verfügung seiner Töchter, sofern sich diese dann noch am Leben befinden, bleibt, zu gleichen Teilen, so dass sie über den Anteil, der jeder von dem vorher benannten Kapital zusteht, und über die Zinsen, die von den ihr zukommenden Teilen abfallen, frei verfügen können.“ 1)

Quelle:

1) Hasse-Gesellschaft e. V. Hamburg-Bergedorf.

- **Hastedtplatz**, Harburg (1950), siehe: Hastedtstraße.
- **Hastedtstraße**, Harburg (1910): *Wilhelm Hastedt (1835-1904), Senator in Harburg, Brauereibesitzer, Bürgervorsteher, Kommerzienrat, preussischer Landtagsabgeordneter, Reichstagsabgeordneter.*
- **Hastedtweg**, Harburg (1963), siehe Hastedtstraße.
- **Hatjeweg**, Osdorf (1967): *Hans Hatje (1853-1924), letzter Schäfer in Osdorf.*



- **Haubachstraße**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1947): Dr. Theodor Haubach (1896-1945), Schriftsteller, Reichstagsabgeordneter, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Mitglied des Kreisauer Kreises. Stolperstein: Hartwicusstraße 2 und Rathausmarkt 1 (vor dem Hamburger Rathaus).*

Theodor Haubach wurde am 15. September 1896 in Frankfurt a. M. geboren. Die Kindheit und Jugend verbrachte er in Darmstadt. Nach dem frühen Tod seines Vaters wurde er von seiner Mutter erzogen, die ihn auch später auf den verschiedenen Stationen seines politischen Wirkens begleitete. Ein nach dem Tod des Vaters bestimmter Vormund ermöglichte Haubach den Besuch des Darmstädter Ludwig-Georgs-Gymnasiums, an dem er 1914 das Abitur ablegte. Unmittelbar nach seiner Schulentlassung meldete er sich im Rahmen der allgemeinen Kriegsbegeisterung als Freiwilliger ins kaiserliche Heer. Wenig später stand er bereits als junger Offizier an der Westfront, wo er mehrfach verwundet wurde.

1919 begann Haubach in Heidelberg das Studium der Philosophie und Soziologie, hörte unter anderem bei Alfred Weber, Emil Lederer und Karl Jaspers. In seinem engeren Umfeld befanden sich zu jener Zeit sein langjähriger Freund und Weggefährte Carlo Mierendorff, Egon Wertheimer und Emil Henk – um nur einige des damals in Heidelberg versammelten „Darmstädter Kreises“ zu nennen.

Gleich zu Beginn seines Studiums begann sich Haubach politisch wie publizistisch zu betätigen. Sein Doktorvater Karl Jaspers erinnerte sich später, der Student Haubach habe – was damals noch eine Seltenheit war – des Öfteren politische Auseinandersetzungen zum Gegenstand von Seminardiskussionen gemacht. Vor allem aber schrieb Theodor Haubach für das „Tribunal“ seines Freundes Carlo Mierendorff, ein Blatt, das kompromisslos für ein demokratisches und zugleich sozialistisches Deutschland im Rahmen einer europäischen Wertegemeinschaft eintrat. Der von Haubach und den anderen „Darmstädtern“ verfasste „Aufruf an die französische Jugend“ zum gemeinsamen Aufbau eines neuen Europa war ein aus der Erfahrung des Ersten Weltkrieges geborenes, richtungweisendes Manifest gegen bisherige Konzepte nationalstaatlicher Machtpolitik. Am Ende seiner Studienzeit promovierte er 1923 mit einer kunstphilosophisch orientierten Arbeit zu Fragen und Problemen der Ästhetik.

Nach Abschluss des Examens ging Haubach nach Hamburg, um dort zunächst eine Tätigkeit am „Institut für Außenpolitik“ aufzunehmen. Sogleich betätigte er sich aktiv für die SPD, der er 1922 beigetreten war, und fand den Weg zu dem



Hamburger Ableger des 1923 begründeten „Hofgeismarkkreises“ der Jungsozialisten um Alma de l’Aigle [siehe zu ihr unten im Text] und Gustav Dahrendorf [siehe: Dahrendorfweg]. Lange Jahre des gemeinsamen Weges mit Dahrendorf begannen hier, zunächst in der Redaktion des sozialdemokratischen „Hamburger Echo“, später als Abgeordnete in der Hamburgischen Bürgerschaft. [Theodor Haubach wohnte in Hamburg in seiner Wohnung in der Hartwicusstraße 2 nicht allein. Seine Mutter zog zu ihm und lebte bis zu ihrem Tod im Jahr 1939 bei ihrem Sohn. Sie kümmerte sich um den Haushalt, während Theodor Haubach sich ganz der Politik widmete. Dadurch entwickelte sich sein Ruf eines „ewigen Junggesellen“, so Carmen Smiatacz in ihrer Biografie über Haubach, in: Stolpersteine-hamburg.de].

Ab 1924 war Haubach wesentlich am Aufbau des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“ beteiligt, der zunächst als „Bund der republikanischen Kriegsteilnehmer“ gegründet, im Kern sozialdemokratischen Parteiformation. Der Intellektuelle mit einem ausgeprägten Sinn für militärische und strategische Fragen wurde in den „Reichsbanner-Gauvorstand Nordwest“ gewählt und avancierte später sogar zum stellvertretenden Vorsitzenden der Reichsleitung.

1927 folgte die Wahl in die Hamburgische Bürgerschaft. Seine großen Reden galten der inneren Führung der Hamburger Polizei, dem Tarifsystem der Hamburger Hochbahn und schließlich einem brisanten Giftgasunfall auf dem Betriebsgelände der Veddeleer Firma Muggenburg, der die bislang versteckten Wiederaufrüstungsbemühungen der Reichswehr offen zutage treten ließ.

Doch bereits 1929 gab Haubach sein Mandat zurück, da er zum Presseferenten von Carl Severing avancierte und diesem ins Reichsinnenministerium nach Berlin folgte. Auch in der Reichshauptstadt setzte Theodor Haubach seine publizistische Tätigkeit in gewohntem Umfang fort. Er schrieb nach wie vor Artikel für den „Reichsbanner“ und saß darüber hinaus mit Mierendorff, Lederer, Wilhelm Sollmann und anderen im Redaktionsbeirat der „Neuen Blätter für den Sozialismus“.

Die „Neuen Blätter“ galten als Sprachrohr einer Gruppe von jungen Intellektuellen, die – als „Reformsozialisten“ bezeichnet – darauf zielten, die Sozialdemokratie ideologisch mit dem politisch-sozialen System der Weimarer Republik auszusöhnen. Sie hielten klassenkämpferische Dogmen v.a. wegen der pragmatischen Haltung der Parteiführung für obsolet und traten für eine Öffnung der SPD für die Mittelschichten ein. Mit dieser Konzeption versuchten Haubach und seine Weggefährten auf dem rechten Parteiflügel, die SPD auch strukturell zu einer staatstragenden Integrationspartei werden zu lassen, die – und hier sah



gerade auch Haubach ein wichtiges Anliegen – zur Verteidigung der Republik mit allen Mitteln bereit war. Es waren diese Überlegungen, die ihn zum Fürsprecher einer klaren militärpolitischen Haltung der Sozialdemokratie werden ließen.

Als Voraussetzung für die von ihm angestrebte Republikanisierung der Reichswehr hielt er eine Überwindung der Spannungen zwischen der SPD auf der einen und der militärischen Führung auf der anderen Seite für unverzichtbar. Gemeinsam mit Carl Severing und Julius Leber [siehe: Julius-Leber-Straße] kritisierte Haubach auf dem Magdeburger Parteitag 1929 die ablehnende Haltung der SPD in der Debatte um den von der Reichsregierung betriebenen Bau des „Panzerkreuzers A“. Den Umstand, dass der sozialdemokratische Reichskanzler und die der SPD angehörenden Reichsminister aus Fraktionszwang gegen die eigene Kabinettsvorlage stimmen mussten, hielt Haubach vor allem aus staatspolitischen Gründen für bedenklich.

Als Ende März 1930 die seit langem vom Reichspräsidenten und seinen Beratern gehegten Pläne zur Etablierung eines sog. „antiparlamentarischen“ und „antimarxistischen“ Präsidialkabinetts realisiert wurden, wechselte Haubach als Pressechef ins Berliner Polizeipräsidium, dessen Führung zur gleichen Zeit Albert Grzesinski übertragen wurde. Von hier aus erlebte Haubach den Sommerwahlkampf 1930, nachdem die Reichsregierung durch eine vorzeitige Reichstagsauflösung den Plan zur Regierungspraxis auf der Basis von Notverordnungen gemäß §48 der Weimarer Reichsverfassung realisieren wollte. Das Ergebnis der „Katastrophenwahlen“ vom September 1930 war, dass die NSDAP zur reichsweit zweitstärksten Partei anwuchs. Haubach analysierte treffend: „Mit dem Wahlausgang stehe nicht nur ‚das ganze politische Werk‘ der Sozialdemokratie, sondern ‚letzten Endes Staat und Demokratie‘ auf dem Spiele“. Dass der Reichsregierung das Erstarken der Nationalsozialisten nicht ungelegen als Handhabe kam, die SPD in eine Tolerierung der Präsidialkabinette zu zwingen, reflektierte Haubach dabei ebenso wenig wie die Parteiführung.

Vielmehr übte er sich in Selbstkritik: Zu lange habe man sich auf die Argumentation verlassen und im Zeichen zunehmender Propaganda von Seiten der radikalen Parteien die politische Aktion vernachlässigt. Mit dem Ziel, dieses Feld nicht allein den antidemokratischen Kräften zu überlassen, forderte er „eine noch nie dagewesene Offensive in der Agitation“.

Die in dieser Hinsicht neuen Massenaufmärsche der republikanischen „Eisernen Front“ 1932 waren daher auch Folgen dieser Überlegungen. Parallel dazu forderte Haubach staatliche Maßnahmen, die es den antidemokratischen Parteien erschwerten, ihre Hetze gegen das republikanische „System“



vorzutragen. Ebenso wie Otto Braun und Carl Severing unterstützte er entsprechende Verordnungen der Reichsregierung.

Im Zeichen des dramatischen Erstarkens der antidemokratischen Kräfte trug Haubach im Grundsatz den von der Parteiführung getragenen Kurs einer Tolerierung des Reichskanzlers Heinrich Brüning (Zentrum) mit. Wiederholt mahnte Haubach jedoch die Entwicklung einer politischen Alternative zum Präsidialkabinett an. Als ersten Schritt einer Reparlamentarisierung der politischen Entscheidungen sah auch er den verschiedentlich diskutierten Eintritt des preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun als Vizekanzler in die Reichsregierung an. Diese Konstruktion war jedoch weder im Präsidentenpalais noch in der Reichskanzlei erwünscht.

Haubachs Tätigkeit im Berliner Polizeipräsidium fand mit dem sog. „Preußen-schlag“ des Reichskanzlers Franz von Papen ein jähes Ende. Nicht nur die geschäftsführende preußische Regierung Braun-Severing, sondern auch der Berliner Polizeipräsident und dessen Mitarbeiter wurden am 20. Juli 1932 durch die präsidiale Notverordnung ihres Amtes enthoben. Auch Theodor Haubach war somit ein Opfer der autoritären Verfassungskonzepte Hindenburgs [siehe: Hindenburgstraße] und seiner nationalkonservativen Berater, die den Weg in die spätere „Gleichschaltungspolitik“ der Nationalsozialisten ebneten.

Mit dem Machtantritt der NSDAP begann auch für Theodor Haubach die Zeit der Verfolgung. Nachdem er noch im Februar 1933 mutige Artikel im „Reichsbanner“ gegen die ersten politischen Schritte der Regierung unter Hitler publiziert hatte, verließ er Berlin nach den Märzahlen 1933 und hielt sich zunächst in München versteckt. Ende März beriet er in Zürich mit Carlo Mierendorff und Hans Hirschfeld das weitere Vorgehen. Zusammen mit Mierendorff kehrte er schließlich nach Deutschland zurück, um hier Vorbereitungen für die illegale Parteiarbeit zu treffen.

„Überwintern“ hielt Haubach für die falsche Strategie. Er war überzeugt, dass die Erfahrungen aus der Zeit des Sozialistengesetzes unter den Bedingungen einer modernen, totalitären Diktatur wenig hilfreich sein würden. Haubach nahm jedoch mit dieser Konzeption eine Minderheitenposition in der SPD ein. Auch bei der Hamburger Parteiführung fand er nur wenig Unterstützung für seinen Plan, den Kampf gegen das NS-Regime aus der Illegalität heraus zu organisieren.

Dennoch hoffte Haubach, ihm persönlich als zuverlässig bekannte Sozialdemokraten und Reichsbannerangehörige zum Kern einer illegalen, auf unterster Ebene aus Kleingruppen bestehenden Organisation machen zu



können, die Informationen austauschen und Aktionen gegen das nationalsozialistische Regime vorbereiten sollte. Für den Aufbau einer derartigen Organisation in Hamburg war der Polizeileutnant a. D. Otto Grot [siehe: Otto-Grot-Straße] vorgesehen, mit dem Haubach bereits bei der Aufstellung und Ausbildung der „Reichsbannerschutzformationen“ zusammengearbeitet hatte. Bei illegalen Treffen im Tangstedter Forst wurden im Sommer 1933 erste Schritte besprochen.

Durch seine illegalen Parteitätigkeiten war Theodor Haubach schon bald Repressionen der Nationalsozialisten ausgesetzt. Im Herbst 1933 wurde er erstmals verhaftet und verbrachte mehrere Monate lang in „Schutzhaft“. Im November 1934 griff die Gestapo erneut zu: Diesmal wurde Haubach ins Konzentrationslager Börgermoor gebracht und dort ohne Gerichtsverfahren insgesamt zweieinhalb Jahre lang festgehalten. Nach seiner Entlassung fand er in der Papierfabrik seines Studienfreundes Viktor Bausch eine Anstellung, die ihm eine umfangreiche Reisetätigkeit und damit den Kontakt zu vielen seiner Partei- und Gesinnungsfreunde im gesamten Reich erlaubte. Noch einmal wurde Haubach kurze Zeit nach Kriegsbeginn im Herbst 1939 verhaftet, nach mehreren Verhören in Dresden aber wieder entlassen.

Der Beginn des Krieges fiel mit dem Tod seiner Mutter zusammen. Haubach, der Individualist, zog sich nun mehr und mehr zurück, trieb in seinem „Bedürfnis nach Einsamkeit“ religiös-philosophische Studien.

Der Untergrundaktivität Mierendorffs suchte er sich in den folgenden zwei Jahren bewusst zu entziehen. Eine Wende bedeutete das Jahr 1941, ein – wie er Alma de l’Aigle schrieb – „gesegnetes Jahr“. Am Jahresende stellte er bei sich wieder eine „Übereinstimmung von vita activa und vita contemplativa“ fest. Es waren seine Kontakte zum Grafen Yorck von Wartenburg und dem im Herbst 1940 gegründeten „Kreisauer Kreis“, die ihm neuen Mut gaben und so eine erneute Phase politischer Aktivität initiierten.

Beseelt von seinem bereits nach dem Ersten Weltkrieg formulierten politischen Ziel, „aus einem alten Deutschland ein neues Deutschland [...], aus einem alten Europa ein neues Europa [zu machen]“, geriet Haubach über seine Kontakte zum „Kreisauer Kreis“ in die Widerstandsbewegung des 20. Juli. Gemeinsam mit Adolf Reichwein, Wilhelm Leuschner [siehe: Leuschnerstraße] und Carlo Mierendorff konnte er die 1942/43 auf dem schlesischen Gut Moltkes [siehe: Von-Moltke-Bogen] entwickelten theoretisch-konzeptionellen Planungen für die Zeit nach dem erwarteten Zusammenbruch des Nationalsozialismus in wichtigen Punkten beeinflussen. Mit dem Konzept einer Zusammenführung aller demokratischen



Kräfte in eine Art „Volksbewegung“ gab er richtungweisende Impulse und trug nicht zuletzt dazu bei, die Kreisauer Planungen auf ein breiteres Fundament zu stellen. Gemeinsam mit Mierendorff hielt Haubach Verbindungen zwischen Kreisau und dem Berliner Kreis um Beck und Goerdeler [siehe: Goerdelerstraße] aufrecht. Haubach war somit auch wesentlich daran beteiligt, die Sozialdemokratie an den konservativ-bürgerlichen und militärischen Widerstand von Stauffenberg und Leuschner heranzuführen. Er war für die nach dem erhofften Tod Hitlers zu bildende Reichsregierung als Informationsminister vorgesehen.

Nach dem Scheitern des Attentats vom 20. Juli 1944 wurde Theodor Haubach am 6. August 1944 in Berlin verhaftet, obwohl er bereits Vorkehrungen getroffen hatte, in die Illegalität zu gehen. Doch Haubachs Name fand sich auf den Kabinettslisten Goerdelers, die der Gestapo in die Hände gefallen waren. Er wurde zunächst im Lager Drögen bei Fürstenberg inhaftiert, um später nach Berlin in das Untersuchungsgefängnis Lehrter Straße überstellt zu werden. Regelmäßigen Zugang zu dem inzwischen schwer an der Galle Erkrankten hatte zu dieser Zeit nur noch seine Braut Anneliese Schellhase.

[Carmen Smiatacz schreibt dazu: „Kurz vor seiner Festnahme hatte Theodor Haubach die Sängerin Anneliese Schellhase kennengelernt, die seine große Liebe werden sollte. Theodor Haubachs langjährige gute Freundin Alma de l’Aigle schrieb im Vorwort zu dem Abdruck einiger Briefe Haubachs an Anneliese Schellhase: ‚Es ist wie ein Wunder, wie eine ganz besondere Gnade, die in allem Unglück in seinem Leben waltete, dass er nicht lange vor dem gewaltsamen Abschluss seines Lebens noch die große Liebe kennen lernte, die auch zu einem späten Lebensbündnis geführt hätte, wenn der Tod nicht gewaltsam dazwischen geschlagen hätte. Er kannte Anneliese Schellhase schon vor seiner Verhaftung. Die herbe knabenhafte Erscheinung, das klassische Gesicht und der rege Geist der jungen Sängerin hatten ihn bald angezogen. Aber das große Wunder der Seelenbegegnung fand erst statt, als Haubach in der Zelle des Gefängnisses Lehrter Straße saß.‘

Aus dem Gefängnis schrieb Theodor Haubach Briefe an Anneliese Schellhase. Um ihm nahe zu sein, zog sie von Partenkirchen nach Berlin. Nach der Verlobung war es ihr gestattet, ihn regelmäßig zu besuchen und ihm die nötigsten Dinge für den täglichen Bedarf zu besorgen. Nichts konnte Anneliese Schellhase davon abhalten, ihren Verlobten im Gefängnis zu besuchen. Selbst nachdem sie bei einem Bombenangriff schwer verletzt worden und fortan gehbehindert war, besuchte sie ihn regelmäßig. Sein letztes gemeinsames Weihnachtsfest feierte



das Paar im Gefängnis Lehrter Straße. Der wachhabende SS-Untersturmführer Knuth hatte den beiden seine Kammer zur Verfügung gestellt.

Im Gefängnis Lehrter Straße schrieb Theodor Haubach am 6. Januar 1945 einen letzten Brief an Anneliese Schellhase, bevor das Urteil gegen ihn gefällt wurde: „Mein Liebes, Geliebtes! Wir wollen doch die Dinge richtig sehen. Entweder lässt Gott in Gnade und Barmherzigkeit zu, dass alles gut geht – dann schadet auch Dr. W. nichts – oder er lässt es nicht zu, dann helfen auch alle Götter nicht ...

Wo immer Deutschland in Not stand, stand auch immer ich. Einen kleinmütigen und verzagten Angeklagten werden die Herren in mir nicht kennen lernen. Vielleicht werden sie sich sogar wundern. Voriges Jahr um diese Zeit stand ich auf so manchem brennenden Dach in Berlin, heute soll ich mich darüber rechtfertigen, ob ich ein nationaler Mann bin.“] [Anneliese Haubach-Schellhase lebte von 1917 bis 2001. Sie war auch die Vertraute von Freya von Moltke. Als deren Mann Helmuth James von Moltke (Von-Moltke-Bogen) in Haft in Berlin Tegel saß und Theodor Haubach im Gestapo-Gefängnis in der Berliner Lehnter Straße „sorgte sie durch Kassiber für den Kontakt zwischen den beiden Männern“
1) R. B.]

Im Januar 1945 stand Haubach zusammen mit Julius Leber, Adam Trott zu Solz, Peter Yorck, Adam Reichwein und anderen Angehörigen des „Kreisauer Kreises“ vor dem „Volksgerichtshof“. Am 15. Januar sprach der Vorsitzende Richter Freisler das Todesurteil. Eine Woche später, am 23. Januar 1945, wurde Theodor Haubach in Plötzensee hingerichtet.

Zu Ehren Theodor Haubachs trägt eine Straße in Hamburg-Altona seinen Namen. In der dortigen Theodor-Haubach-Schule erinnert eine Ehrentafel an Leben und Wirken des von den Nationalsozialisten hingerichteten Sozialdemokraten.

Text mit freundlicher Genehmigung der Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg (Hrsg.), entnommen aus: Jörn Lindner/Frank Müller: "Mitglieder der Bürgerschaft – Opfer totalitärer Verfolgung", 3., überarbeitete und ergänzte Auflage, Hamburg 2012.

1) Frauke Geyken: Freya von Moltke. Ein Jahrhundertleben 1911-2010. München 2011, S. 110.

Ergänzung zu Alma de L'Aigle (1889-1959), Schriftstellerin, Reformpädagogin, Rosenspezialistin. Sie gehörte zu den aktiven Mitgliedern des Freideutschen Kreises in Hamburg. Sie war Lehrerin (Reformpädagogin). Ein Jahr vor ihrer Geburt hatte ihr Vater Friedrich de l'Aigle Friedrich de l'Aigle ein 8000 qm großes



Grundstück im heutigen Hamburg-Eppendorf am heutigen Appener Weg gekauft und es mit einem Wohnhaus bebauen lassen. Im hinteren Teil des Grundstückes legte er einen Garten an. In ihm wurden Apfelbäume und viele Rosen gepflanzt. Nach dem Tod des Vaters widmete sich besonders Alma de l'Aigle dem Garten. Als nach dem Tod der jüngsten Schwester von Alma de l'Aigle der Garten bebaut werden sollte, bildete sich eine Initiative, um den Garten zu retten. Dank dieser Initiative, die in Begleitung des Denkmalschutzamtes agierte, konnte 1988 ein Drittel des Gartens als Naturdenkmal erhalten bleiben. In dem frei zugänglichen Garten auf dem Gelände der Stiftung Ansharhöhe blühen immer noch einige sehr selten gewordenen Apfelsorten. Politisch war Alma de l'Aigle stets aktiv. Nach dem Ersten Weltkrieg trat sie den Jungsozialisten bei und war einige Zeit auch Mitglied der SPD. Auf dem 1923 veranstalteten Jungsozialistentreffen in Hofgeismar, auf dem sie auch einen Vortrag hielt, lernte sie Theodor Haubach kennen. Es entwickelte sich zwischen ihnen eine enge Freundschaft. Ab 1930 war sie in der Redaktion der „Neuen Blätter für den Sozialismus“ tätig. Während der NS-Zeit hatte die Lehrerin Alma de l'Aigle Berufsverbot. Auf Grund ihrer jugendpolitischen Aktivitäten wurde sie politisch verfolgt; ihre Bücher wurden verbrannt. Trotz alledem schrieb sie in dieser Zeit Kinderbücher, die später als Lesefibeln im Grundschulunterricht eingesetzt wurden. Außerdem hielt sie zu Theodor Haubach auch während seiner Inhaftierung Kontakt. Die beiden führten in dieser Zeit einen intensiven Briefwechsel. Nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlichte sie die Briefe in Buchform. In dieser Zeit wurde sie auch zu verschiedenen Entnazifizierungsaktionen herangezogen. Alma de l'Aigle setzte sich gegen die Aufrüstung der Bundesrepublik Deutschland ein, war 1953 Gründungsmitglied des Deutschen Kinderschutzbundes und Mitglied der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften. Bekannt wurde Alma de l'Aigle durch ihre Bücher „Begegnung mit Rosen“ und „Ein Garten“. Besonders den Rosen widmete sie sich. Nach ihrem Tod wurde eine Rose „Andenken an Alma de l'Aigle“ nach ihr benannt. Seit 2013 verleiht die Gesellschaft zur Förderung der Gartenkultur e. V. den Alma de l'Aigle Preis für Gartenkultur. Den Preis erhalten Menschen, die sich besonders für die Gartenkultur verdient gemacht haben. „Die Stadt Hamburg beabsichtigte im Jahr 2002, der Pädagogin zu Ehren eine Straße in Eppendorf Alma-de-l'Aigle-Weg zu nennen. Nach Protesten der Anwohner wegen der komplizierten Schreibweise des Namens erhielt die Straße jedoch einen anderen Namen.“ (wikipedia, Stand: 12.7.2014). Solche Proteste gab es bei der Benennung einer Straße nach Hugh-Greene (Hugh-Greene-Weg) im Jahre 2001 nicht, obwohl an dieser Adresse eine prominente Institution – nämlich das NDR-Fernsehen – ihren Sitz hat, die sicherlich von vielen Menschen angeschrieben wird, die dann diese nicht gerade einfach zu schreibende Adresse verwenden müssen.



- **Hauersweg**, Winterhude (1929): ? Hauers (1836-1905), Architekt, Rathausbaumeister.
- **Hauffstraße**, Uhlenhorst (1890): Wilhelm Hauff (1802-1827), Dichter.
- **Hauke-Haien-Weg**, Rahlstedt (1964): Gestalt aus dem Buch „Der Schimmelreiter“ von Theodor Storm.
Siehe auch: Schimmelreiterweg. Siehe zu Theodor Storm hinter Lisestieg in Bd. 2.: Frauenstraßennamen: Biographien von A bis Z.
- **Havermannstieg**, Bramfeld (1950), aus Fritz Reuters „Stromtid“.
- **Haydnstraße**, Bahrenfeld (1895): Joseph Haydn (1732-1809), Komponist.
- **Hayns Parkbrücke**, Eppendorf (1960), siehe: Haynstraße.
- **Haynstraße**, Eppendorf (1890): Max Theodor Hayn (1809-1888), Bürgermeister, Senator.
- **Hebebrandbrücke**, Winterhude (1974): Prof. Dr. Ing. Werner Hebebrand (1899-1966), Oberbaudirektor.



- **Hebebrandstraße**, Winterhude (1969), siehe: Hebebrandbrücke.
- **Hebbelstraße**, Uhlenhorst (1899): *Friedrich Hebbel (1813-1863), Dichter.*
Siehe auch: Amalie-Schoppe-Weg, Elise-Lensing-Weg und Brunhildstraße, in Bd. 2.

Friedrich Hebbel wurde von Frauen gefördert und unterstützt. Da war zunächst einmal Amalie Schoppe, die auf den Dichter Hebbel aufmerksam wurde, als er in ihren „Pariser Modeblättern“ Gedichte veröffentlichte. Amalie Schoppe unterstützte Hebbel finanziell und holte ihn 1835 nach Hamburg, wo er im Wissenschaftlichen Verein von 1827 tätig wurde. In Hamburg verliebte sich Hebbel in Elise Lensing (siehe: Elise-Lensing-Weg in Bd. 2). Auch sie unterstützte ihn. 1836 bekam Hebbel ein Stipendium und zog völlig mittellos nach Heidelberg. Im Herbst desselben Jahres legte er einen Fußmarsch von Straßburg nach München zurück. In München angekommen, kam er bei einem Tischler unter, in dessen Tochter Josepha Beppi Schwarz er sich kurzzeitig verliebte. 1839 kehrte Hebbel nach Hamburg zurück, wo ihn Elise Lensing wieder aufnahm und umsorgte. Siehe alles weitere zu Hebels Verhältnis zu Frauen, unter: Elise-Lensing-Weg in Bd. 2.
- **Heckscherstraße**, Hoheluft-West (1948): *Dr. Joh. Gustav Wilhelm Moritz Heckscher (1797-1865), Reichsaußenminister, Anwalt, Mitglied der Nationalversammlung.*
- **Heestweg**, Rahlstedt (1950): *Hartwig von Heest (14. Jhd.), Vogt von Trittau.*
- **Hegarstraße**, Bahrenfeld (1950): *Friedrich Hegar (1841-1927), Komponist.*



- **Hegereiterweg**, Niendorf (vor 1934): Hegereiter waren berittene Forstaufsichtsbeamte.
- **Heidenkampsweg**, Hammerbrook (um 1775): Johann Hinrich Heidenkamp (um 1775), nach dem zu den Ländereien und dem Gehöft von J. H. Heidenkamp.
- **Heidritterstraße**, Altona-Altstadt (1899): D. Johann Georg Heidritter (1738-1824), Pastor von St. Pauli.
- **Hein-Baxmann-Stieg**, Moorfleet (1963): Hein Baxmann (um 1580-1647), Holzbildhauer.
- **Hein-Hinsch-Stieg**, Wellingsbüttel (2009): Hans Hein Adolph Hinsch (1849-1913), Landwirt, Vorbesitzer des Geländes.
- **Hein-Hoyer-Straße**, St. Pauli (1948): Hein Hoyer (gest. 1447), Bürgermeister, Kriegsmann.
- **Heinickestraße**, Eppendorf (1880): Samuel Heinicke (1729-1790), Pädagoge, „Erfinder“ der deutschen Methode der Gehörlosenpädagogik.
- **Hein-Köllisch-Platz**, St. Pauli (1949): Heinrich Köllisch (1857-1901), Volkssänger.



- **Hein-Kröger-Straße, Iserbrook (1949):** *Hein Kröger (1844-1881), Blankeneser Kapitän, segelte als erster an die Westküste Amerikas.*
- **Hein-Möller-Weg, Bergedorf/Lohbrügge (1984):** *August Heinrich (Hein) Friedrich Möller (5.3.1897 Grönwohld/Stormarn-1966), Gewerkschafter in Bergedorf*

Hein Möller arbeitete von 1930 bis Mitte 1931 als Zimmermann und erwarb anschließend eine Gastwirtschaft in Trittau bei Hamburg. Bis zum Verbot der Partei 1933 war er SPD-Mitglied und gehörte zudem dem Zentralverband der Zimmerer und sonstiger Berufsgenossen an, einer Gewerkschaft. Diese wurde 1933 aufgelöst. Im September 1938 wurde er zum Wehrdienst eingezogen und musste an der Besetzung des sudetendeutschen Gebiets der Tschechoslowakei durch die Wehrmacht im Oktober 1938 teilnehmen. Seine Gaststätte musste er im April 1942 schließen, nach seinen Aussagen, weil er kein NSDAP-Mitglied war. Er gehörte weder der Partei, noch ihren Gliederungen oder angeschlossenen Verbänden an und auch keiner sonstigen NSDAP-nahen Organisation. Wegen antifaschistischer Äußerungen wurde er im NS-Regime inhaftiert, so seine Angaben in seinem Entnazifizierungsfragebogen, für die er zwei Rechtsanwälte als Zeugen benannte. Von Mai 1941 bis April 1945 arbeitete er wieder als Zimmermann bei seiner früheren Firma. Da diese am Wiederaufbau durch die Bombenangriffe zerstörter Betriebe in Hamburg beteiligt war, wurde Möller unabkömmlich gestellt und musste keinen Wehrdienst mehr leisten. Ab Mai 1945 war er wieder als selbstständiger Gastwirt in Trittau tätig, in seiner alten Gastwirtschaft. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er wieder in der SPD aktiv und engagierte sich zudem in der ÖTV und war DGB-Ortskartellvorsitzender in Bergedorf.

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung F (P) 4107; Christel Oldenburg, Tradition und Moderne – Die Hamburger SPD von 1950–1966, Berlin, 2009, S. 144

- **Heino-Marx-Weg, Marmstorf (1931):** *Heino Carl Joachim Marx (1863-1920), Zündschnurfabrikant, Gemeindevertreter in Marmstorf.*



- **Heinrich-Barth-Straße**, Rotherbaum (1899): *Heinrich Barth (1821-1865), Afrikaforscher und Afrikanist. Siehe auch: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*
- **Heinrich-Bomhoff-Weg**, Groß-Flottbek (1965): *Heinrich Bomhoff (1878-1949), Architekt, Förderer des Wohnungsbaus.*
- **Heinrich-Goebel-Straße**, Volksdorf (1948): *Heinrich Goebel (1818-1893); Erfinder der Glühbirne.*
- **Heinrich-Grone-Stieg**, Hammerbrook (1987): *Heinrich Grone (1868-1941), Gründer der Grone- Schule. Seine Frau führte die Schule weiter.*
- **Heinrich-Gross-Straße**, Wilhelmsburg (1949): *Heinrich Gross (1848-1914), Mitbegründer und Vorsitzender der Schiffszimmerer-Genossenschaft.*
- **Heinrich-Heine-Straße**, Wilstorf (1945): *Heinrich Heine (1797-1856), Dichter, Schriftsteller. Siehe auch: Fanny-Lewald-Ring in Bd. 2.; siehe auch: Rahel-Varnhagen-Weg, in Bd. 2.; siehe auch zu Heine: **Salomon-Heine-Weg**, in Bd. 3 online und **Julius-Campe-Weg**, in Bd. 3 online.*

Heinrich Heine war nie Gast in Fanny Lewalds Salon gewesen. Sie besuchte den damals schon sehr kranken Heine in den Jahren 1848, 1850 und 1855 in Paris. 1848 war Fanny Lewald erstmals nach Paris gereist, um der bürgerlichen Revolution nahe zu sein. Bei einem weiteren Besuch, den sie mit ihrem Mann Adolf Stahr bei Heine absolvierte, sprachen Heine und Lewald über Lewalds Buch „Die Abenteuer des Prinzen Louis-Ferdinand“. In diesem Gespräch befand Heine, an Fanny Lewald gewandt: „Sie haben viel gedacht, Sie denken überhaupt viel, und Sie haben doch das Herz einer Frau! Das überrascht mich (...). Im



allgemeinen ist Denken nicht der Frauen Sache.“ Über Heinrich Heines Einstellung zu Frauen schrieb Alice Schwarzer ihrem Henri 1997 in der Zeitschrift „Emma“ eine kritische Liebeserklärung: „Lieber Henri, 58 Jahre bis du alt geworden; die Hälfte deines Lebens hast du, verfolgt von der deutschen Zensur, im französischen Exil verbracht. Deine letzten Jahre in der ‚Matratzengruft‘ waren hart. Doch auch wenn es bitter zugeht – und gerade dann – darf bei dir gelacht werden. Deine leidenschaftliche ‚Liebe zur Menschengleichheit‘ hat dich bis zuletzt lebendig gehalten. Wie schade, daß ausgerechnet ich zu einer Gattung gehöre, die in deiner alles umfassenden Menschenliebe keinen Platz hat. Denn für einen wie dich bin ich kein Mensch, ich bin nur eine Frau. (...) Ich gebe zu, Henri, daß ich mein ewiges Untermenschentum in deiner neuen Weltordnung nicht gleich bemerkt hatte. Wann ich zum ersten Mal stutzig wurde? Als mir klar wurde, wie ungleich dir deine Lebensgefährtin und spätere Ehefrau Mathilde war. Du warst doppelt so alt, als du die 20-jährige Pariser Schuhverkäuferin trafst, und einer der kultiviertesten Männer Europas. Es scheint dich trotz inniger Liebe nie gestört zu haben, daß sie das Wichtigste in deinem Leben, deine Texte!, kaum lesen und verstehen konnte. Du, der glühende Verfechter der Menschengleichheit, empfandest die Ungleichheit des weiblichen Menschen nicht nur als nicht störend, sondern es war dir gerade recht. Du hattest mit Frauen anderes im Sinn. Männer waren für dich Persönlichkeiten, Frauen waren Schablonen. Dein Motto lautete: ‚Mein Herz wird immer lieben, solange es Frauen gibt. Erkalte es für die eine, so erglüht es für die andere.‘ (...) 1791 starb Olympe de Gouges auf dem Schafott für ihre ‚Erklärung der Menschenrechte für die Frauen‘ mit dem Aufschrei: ‚Die Frau ist frei geboren!‘ Sechs Jahre später kamst du als Sohn einer sehr gebildeten, modernen Mutter zur Welt. Sie war eine entschiedene Anhängerin der Ideen der Französischen Revolution. Sie war es, die dich anhielt zum Lesen und Denken! Doch wie verächtlich behandelst du sie im ‚Wintermärchen‘ - noch nicht einmal eine Antwort ist sie dir wert. (...). 1) Heinrich Heine wies seiner Mutter **Betty (Peira), geb. van Geldern** (27.11.1771 Düsseldorf – 3.9.1859 Hamburg) die Hauptrolle in seiner Entwicklung zu, dem Vater Samson Heine, einem jüdischen Kaufmann für Luxusgüter, bekannte er seine Liebe. Peira van Geldern, die ihren Vornamen später in Betty umwandelte, stammte aus einer prominenten jüdischen Familie von Hoffaktoren und Ärzten in Düsseldorf. Sie besaß die damals für Frauen höherer Schichten übliche Bildung, beherrschte das Lateinische, Französische und Englische so weit, dass sie die Literatur in der jeweiligen Originalsprache lesen konnte, und spielte Flöte. Rousseau und Goethe waren die Lieblingsautoren der dem aufklärerischen Gedankengut verpflichteten jungen Frau. Ihr Sohn Heinrich Heine schreibt über sie: „Ihr Glauben war ein strenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Vernunftfrichtung ganz angemessen. Sie war eine Schülerin Rousseaus, hatte dessen ‚Emile‘ gelesen, säugte selbst ihre Kinder, und Erziehungswesen war ihr



Steckenpferd. Sie selbst hatte eine gelehrte Erziehung genossen und war die Studiengefährtin eines Bruders gewesen, der ein ausgezeichneter Arzt ward, aber früh starb. Schon als ganz junges Mädchen musste sie ihrem Vater die lateinischen Dissertationen und sonstige gelehrte Schriften vorlesen, wobei sie oft den Alten durch ihre Fragen in Erstaunen setzte.“ (Heinrich Heine: Werke und Briefe in zehn Bänden. Hrsg. von Hans Kaufmann. Bd. 7. Berlin, 1980.) Das in ihrer Zeit weit verbreitete empfindsame Schwärmertum lehnte sie ab. Auch war sie nicht bereit, sich Konventionen zu fügen, wenn diese gegen ihre Überzeugung standen. Auch politisch bezog sie eine eigene Position. Ihre Kinder warnte sie aufgrund der zerrütteten Verhältnisse im damaligen Deutschland vor der Misere der Kleinstaaterei. Eine aufgeweckte, gebildete und freidenkerische junge Frau also, deren eigenständige Entfaltungsmöglichkeiten allerdings „durch die streng patriarchalische Struktur der jüdischen Gesellschaft, die den Lebensraum der Frauen auf Familie und Familienhaus begrenzt“. 2) Auch Heinrich Heines Haltung zu Frauen war – „trotz seiner frühen Distanzierung vom Judentum – [von dieser gesellschaftlichen Struktur] geprägt. Die jüdische Tradition stützt und legitimiert Heines unverhohlenen patriarchalisches Auftreten gegenüber den ihm nahestehenden Frauen“. 2) Ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit hatte die junge Betty unter Beweis gestellt, als im Sommer 1796 der zweiunddreißigjährige Samson Heine in Düsseldorf auftauchte. Betty verliebte sich in den schönen, sanften jüdischen Kaufmann, der mit Luxusgütern handelte. Er befreite sie aus einer tiefen seelischen Krise, in der sie seit dem rasch aufeinanderfolgenden Tod von Vater und Bruder steckte. Als die jüdische Gemeinde dem von auswärts kommenden Samson Heine die Heirats- und Niederlassungserlaubnis verweigerte, setzte Betty Himmel und Hölle in Bewegung und erreichte schließlich ihr Ziel: Die Hochzeit fand am 1. Februar 1797 in Düsseldorf statt. Betty Heine ließ sich fortan in der jüdischen Gemeinde kaum noch sehen. Sie erzog ihre Kinder nicht orthodox, sondern aufklärerisch-liberal und schickte sie aufs Lyzeum bzw. Gymnasium, wo sie die einzigen Juden Düsseldorfs auf einer höheren Schule waren. Während Betty Heine sich hauptsächlich um die Erziehung der Kinder kümmerte, baute Samson Heine sein Geschäft auf, was sich zunächst ganz erfolgreich anließ, wie auch die zunehmend komfortablen Wohnverhältnisse der Familie zeigen. Bettys Verdienst am Wohlstand lag darin, dass sie ihren verschwenderischen Mann in seinen Herren- und Militärallüren bremste. In der Erziehung ihrer Kinder hatte sich Betty Heine vorgenommen, ihnen den Weg zur Assimilierung und Nobilitierung zu ebnen, was bei dreien von ihnen auch nach ihren Vorstellungen gelang. Die einzige Tochter, Charlotte (geb. 1800), heiratete den angesehenen Hamburger Kaufmann Moritz Embden und wohnte mit ihm in der Esplanade. Maximilian (geb. 1806) wurde Militärarzt im russischen Dienst, heiratete eine russische Adlige und wurde in den persönlichen Adel erhoben. Nur der älteste Sohn, Heinrich (geb. 1797), widersetzte sich ihren



Plänen. Statt eine Laufbahn als Höfling Napoleons, Bankier oder Jurist einzuschlagen, wählte er den Weg, den sie am meisten als brotlose Kunst fürchtete, den des Poeten. Da hatte es auch nichts genützt, dass die ökonomisch denkende Betty Heine jegliche Begegnung ihres Sohnes mit der Welt der Poesie zu unterbinden gesucht hatte. Dazu schreibt Heinrich Heine: „Ihre [Betty Heines] Vernunft und ihre Empfindung war die Gesundheit selbst, und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantastische und die Romantik. Sie hatte (...) eine Angst vor Poesie, entriß mir jeden Roman, den sie in meinen Händen fand, erlaubte mir keinen Besuch des Schauspiels, versagte mir alle Teilnahme an Volksspielen, überwachte meinen Umgang, schalt die Mägde, welche in meiner Gegenwart Gespenstergeschichten erzählten, kurz, sie tat alles Mögliche, um Aberglauben und Poesie von mir zu entfernen. (...) Sie war überhaupt nicht damit zufrieden, daß ich Verse machen lernte, und seien es auch nur französische. Sie hatte nämlich damals die größte Angst, daß ich ein Dichter werden möchte; das wäre das Schlimmste, sagte sie immer, was mir passieren könne. Die Begriffe, die man damals mit dem Namen Dichter verknüpfte, waren nämlich nicht sehr ehrenhaft, und ein Poet war ein zerlumpter, armer Teufel, der für ein paar Taler ein Gelegenheitsgedicht verfertigt und am Ende im Hospital stirbt. Meine Mutter aber hatte große, hochfliegende Dinge mit mir im Sinn, und alle Erziehungspläne zielten darauf hin. Sie spielte die Hauptrolle in meiner Entwicklungsgeschichte, sie machte die Programme aller meiner Studien, und schon vor meiner Geburt begannen ihre Erziehungspläne. Ich folgte gehorsam ihren ausgesprochenen Wünschen, jedoch gestehe ich, daß sie schuld war an der Unfruchtbarkeit meiner meisten Versuche und Bestrebungen in bürgerlichen Stellen, da dieselben niemals meinem Naturell entsprachen (...).“ 3) Trotz dieser Kritik an seiner Mutter lobte er ihre Freigebigkeit und war gerührt von ihrer Aufopferung. „Welche Aufopferung bewies sie dem Sohne, dem sie in schwieriger Zeit nicht bloß das Programm seiner Studien, sondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Universität bezog, waren die Geschäfte meines Vaters in sehr traurigem Zustand, und meine Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werte, um mir das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern.“ (Heinrich Heine: Werke und Briefe in zehn Bänden. Hrsg. von Hans Kaufmann. Bd. 7. Berlin, 1980.) Die Differenzen bezüglich der beruflichen Laufbahn führten zu keiner Trübung des Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn. Der späte Briefwechsel mit dem Sohn, von dem aufgrund einer Vernichtungsaktion Heines leider nur noch wenige Briefe der Mutter erhalten sind, zeugt von einer starken emotionalen Bindung zwischen Mutter und Sohn, nicht aber von einer intellektuellen Teilhabe Betty Heines an seinem Denken und Schaffen. Sie durfte, während er in Paris war, allenfalls kleine Besorgungen bei seinem Verleger Campe in Hamburg erledigen oder ihm aus einer örtlichen Leihbibliothek Bücher zusenden. Er bedankte sich mit Geschenken aus Paris, z. B. mit einem



modischen Seidenkleid. Welchen Einfluss die emotionale Bindung an die Mutter hatte, darüber bestehen in der Forschung Meinungsverschiedenheiten. Ob das Verhältnis im Bereich einer starken, eher positiven Mutter-Sohn-Beziehung anzusiedeln ist oder sich auf die fatale Einstellung des Sohnes zu Frauen auswirkte, der die Frauen in der Kunst stilisierte und sublimierte, im Leben aber nur Prostituierte und Grisetten begehren konnte, ist ohne eine differenzierte Beschäftigung mit dem Leben und Werk Heinrich Heines nicht zu beurteilen. An seinem Lebensende diagnostizierte Heine „die Folgen seiner letztlich unaufgelösten Bindung an die Mutter. Und er stellt einen unmittelbaren Zusammenhang her zwischen ihr und seinen Frauen- und Liebesbeziehungen. Die ‚Pocken des Herzens‘, die stigmatisierenden Verletzungen also, die er daraus davongetragen hat, versteht er als Folge der mütterlichen Liebe und als Preis, den er für diese überstarke Bindung zu zahlen hat. Der Preis ist hoch, Harry bleibt – trotz äußerer Trennung und Abgrenzung von den mütterlichen Lebenszielen – von der Mutter lebenslang emotional abhängig. Letztlich hält er fest an der Rolle des Sohnes, des Kindes. So kann er Mutters Liebling bleiben, auch ihr unartiger Liebling, eine Rolle, die ihr Pendant in Heines literarischem Image als unartiger Liebling der Grazien hat, und von der es nicht weit ist in die anarchistische Freiheit des Narren. Dies sind die Rollen, die Betty bereits von ihrem Bruder Simon kennt, schon bei Harrys Vater toleriert hat und die der Sohn von beiden übernimmt“, 4) schreibt die Literaturwissenschaftlerin Edda Ziegler in ihrem Buch „Heinrich Heine. Der Dichter und die Frauen“. Betty Heines weiterer Lebensweg war von dem wirtschaftlichen Bankrott ihres Mannes überschattet. Der Handel mit Luxusgütern war ein gegen Wirtschaftskrisen empfindliches Geschäft; zudem hatte der lebenslustige Samson Heine keinen rechten Kaufmannssinn. Im Frühjahr 1819 musste er Bankrott anmelden – der Anfang vom Ende für ihn. Betty Heine folgte ihrem Mann im März 1820 über Hamburg nach Oldesloe, 1821 oder 22 nach Lüneburg und schließlich 1828 nach Hamburg, wo Samson Heine am 2. Dezember 1828 starb. Der Bankier Salomon Heine (siehe: Salomon-Heine-Weg, in Bd. 3 online), der die Familie seines Bruders schon seit dem Bankrott finanziell unterstützt hatte, setzte seiner Schwägerin eine Rente von 1.000 Mark jährlich aus. Betty Heine starb am 3. September 1859, dreieinhalb Jahre nach ihrem Sohn Heinrich Heine. Unter Heinrich Heines drei Geschwistern stand ihm seine Schwester Charlotte am nächsten. **Charlotte Embden**, geb. Heine (18.10.1800/1804 Düsseldorf – 14.10.1899 Hamburg), die mit ihrem Mann Moritz, einem reichen Textilkaufmann, und den gemeinsamen vier Kindern in einem Haus an der Hamburger Esplanade 39 wohnte, arbeitete ihrem Bruder zu, beschaffte ihm aus Hamburger Bibliotheken notwendige Bücher und führte häufig die Verhandlungen mit Heines Verleger Julius Campe (siehe: Julius-Campe-Weg, in Bd. 3 online). Heine war ihr „lebenslang in Zuneigung und Vertrauen verbunden. Sie läßt er – anders als die Mutter – teilhaben an seinen Sorgen und



Geheimnissen“. 5) Nach Heinrich Heines Tod besuchten viele Schriftsteller und Literaturhistoriker und 1887 sogar Kaiserin Elisabeth von Österreich Charlotte Embden, um mehr über ihren Bruder zu erfahren. Es können im Folgenden nicht alle der vielen Beziehungen, die Heine zu Frauen hatte, dargestellt werden – deshalb richtet sich der Blick nur auf einige Damen, in erster Linie auf diejenigen, die in Beziehung zu Hamburg standen, und auf einige seine Dichterfreundinnen, die in dieser Publikation an anderer Stelle erwähnt sind, weil nach ihnen in Hamburg Straßen benannt wurden. Heines erste große Liebe war seine Hamburger **Cousine Amalie** (1800-1838), von ihm Molly genannt, und Tochter seines Onkels Samson Heine. Damals, 1816, war Heine nach Hamburg gekommen und wohnte bei der Witwe Robertus in den Großen Bleichen. Als er Molly bei seinem Onkel sah, verliebte er sich Hals über Kopf in die zwei Jahre jüngere Cousine und erkor sie zu seiner Muse. Er sprach von ihr als dem „hübschgeputzten Sonntagspüppchen, bey dessen Fabrikation der himmlische Kunstdrechsler sich selbst übertroffen“ habe. Die Liebe war kurz, und sie war platonisch. Samson Heine unternahm alles, damit es überhaupt gar nicht erst zu einer Beziehung zwischen seinem armen Verwandten Heinrich Heine und seiner Tochter kam. Diese heiratete 1821 den ostpreußischen Gutsbesitzer Jonathan Friedländer. Als Heine sie elf Jahre nach dieser Episode 1816 wieder sah, sprach er über sie nur noch von der „dicken Frau“. Heine schwärme aber nicht nur für diese Tochter seines Onkels Samson Heine. Er hatte auch ein Auge auf Friederike und 1823 auf Samson Heines jüngste Tochter **Therese** (1807-1880) geworfen. Aber auch die bekam er nicht. Therese z. B. wurde mit dem Handelsrichter Dr. Christian Adolf Halle verheiratet und machte 1866 aus dem Haus ihres Vaters am Jungfernstieg 34 ein Frauenwohnstift mit 45 Freiwohnungen für alleinstehende Damen. Für diese wurde 1901 am Holstenwall ein neues Wohnhaus erbaut, das heutige Heine'sche Wohnstift. Außerhalb seiner Liebesbeziehungen pflegte Heine Kontakt zu Seelenfreundinnen, Gönnerinnen, Schriftstellerkolleginnen, so auch zu Rahel Varnhagen (siehe: Rahel-Varnhagen-Weg in Bd. 2) und Fanny Hensel, geb. Mendelssohn (siehe: Geschwister-Mendelssohn-Stieg in Bd. 2).

Fanny Mendelssohn lernte Heine 1829 in Berlin kennen. Fanny war gar nicht begeistert von ihm: „(...) er ziert sich sentimental, erziert sich gezieht, spricht ewig von sich und sieht dabei die Menschen an, ob sie ihn ansehen. (...) Trotz dieser „emotionalen Differenzen bleiben die Mendelssohns mit Heine in Kontakt“. 6) Fanny schätzte Heine als Schriftsteller und vertont einige seiner Gedichte.

Rahel Varnhagen und Heine lernten sich 1821 in Berlin kennen. Sie wurde für den fünfundzwanzig Jahre jüngeren Heine zur mütterlichen Freundin, aber auch zum Vorbild. Er verehrte sie, und ihre Freundschaft blieb bis zu Rahels Tod im Jahre 1833 bestehen. „In Rahel Varnhagen begegnet Heine einer Frau, die das



Korsett der geltenden gesellschaftlichen Konventionen sprengt. Sie lebt die Idee der Emanzipation – sei es in der Gleichheit der Geschlechter, sei es in der Religion – in ihrer eigenen Existenz vor, einschließlich der damit verbundenen Anfeindungen. Und er begegnet in Rahel Varnhagen zugleich einer Frau, deren Nähe und Umgang ihm Ersatz bietet für die familiären Defizite, denen er sich ausgesetzt fühlt. (...) unter der verständnisvoll-kritischen Anleitung Rahel Varnhagens entwickeln sich Heines literarische Fähigkeiten. Hier [in Berlin] macht er die ersten Schritte hin zu seiner Karriere als Berufsschriftsteller. (...) Heines Denken erfährt im Varnhagenschen Salon eine Horizonterweiterung, die dazu beiträgt, das er sich zum bedeutenden politischen und religionsphilosophischen Essayisten seiner Zeit entwickelt.“ 7)

Die bereits erwähnte **Fanny Lewald** bezeichnete Heine als „literarische Schwester“. „Und schwesterlich verbunden ist sie ihm; in Herkunft und literarischer Intention, in der Bewunderung für sein Werk und dem Vertrauen, das Heine zu ihr entwickelt, als sich die beiden im März 1848 persönlich kennenlernen. (...) Ein Tabuthema allerdings scheint es trotz des regen geistigen Austauschs gegeben zu haben: die Frauenfrage. Heines Vorurteile gegen emanzipierte Frauen sind der klugen Lewald nicht verborgen geblieben. (...), Ich bin nicht für diese schrankenlose Emancipation. Es geht mir mit den Frauen wie Napoleon mit den Schwarzen. ‚Warum wollen Sie die Schwarzen nicht emancipieren, Sire?‘ fragte man ihn. ‚Je vous le dirai en deux mots parceque je suis blanc!‘ Und ich – ich bin verheiratet. Wir vertrauen ja den Frauen die ganze Zukunft, die künftige Generation: da können wir sie doch nicht ohne weiteres auf die Gasse umherlaufen lassen. Vor sozialen Ungerechtigkeiten müssen wir sie beschirmen durch unsere Institutionen – im Uebrigen für sie sorgen. Das ist die Sache.‘ Fanny Lewald versteht es, das strittige Thema souverän zu umgehen. Dennoch registriert sie Heines frauenfeindliche Äußerungen genau – seine Ausfälle gegen die äußere Erscheinung von Schriftstellerinnen oder seine pauschalisierenden Bemerkungen über die vermeintliche weibliche Irrationalität: ‚Im Allgemeinen ist Denken nicht der Frauen Sache.‘ 8) Über Homosexuelle äußerte sich Heinrich Heine abfällig.

Quellen:

- 1) Alice Schwarzer, in: Emma Nov/Dez 1997.
- 2) Edda Ziegler: Heinrich Heine. Der Dichter und die Frauen. Düsseldorf 2005, S. 9.
- 3) Heinrich Heine: Werke und Briefe in zehn Bänden. Hrsg. von Hans Kaufmann. Bd.7. Berlin, Weimar 1980.
- 4) Edda Ziegler, a.a.O., S. 36f.
- 5) Edda Ziegler, a.a.O., S. 12.
- 6) Zitiert nach: Edda Ziegler, a.a.O., S. 128
- 7) Edda Ziegler, a.a.O., S. 134ff.
- 8) Edda Ziegler, a.a.O., S. 172ff.



- **Heinrich-Heine-Weg**, Bergedorf (1945), siehe: Heinrich-Heine-Straße.
- **Heinrich-Helbing-Straße**, Bramfeld (1945): *Heinrich Helbing (1833-1881), Chemiker, Unternehmer, Besitzer der Brennerei „Helbingkümmel“, besaß hier Land. Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*
- **Heinrich-Hertz-Straße**, Uhlenhorst (1945): *Heinrich Hertz (1857-1894), Physiker, Erfinder der Hertzschen Wellen.*
- **Heinrich-Kaufmann-Ring**, Horn (1966): *Heinrich Kaufmann (1864-1928), Leitungsfunktion im Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften.*
- **Heinrich-Müller-Stieg**, Wandsbek (1980): *Heinrich Müller (1885-1966), Bezirksamtsleiter von Wandsbek.*
- **Heinrich-Osterath-Straße**, Kirchwerder (1934): *Heinrich Osterath (1870-1955), von 1904-1935 Baumeister der Landherrschaft der Marschlande.*
- **Heinrich-Plett-Straße**, Groß Flottbek (1965): *Heinrich Plett (1908-1963), Vorstandsvorsitzender des gewerkschaftseigenen Unternehmens „Neue Heimat“.*
Als Gewerkschafts- und SPD-Mitglied wurde er 1933 nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten verhaftet, jedoch bald wieder auf freien Fuß gesetzt. Bei verschiedenen Razzien der Gestapo wurde in den 1930er-Jahren mehrmals kurzfristig verhaftet. Er wurde 1933 Bürovorsteher der Berliner Maklerfirma D. E.



Moeller, einer Firma, die Sozialdemokraten Arbeit verschaffte, und 1936 Leiter der Abteilung für Hypothekenvermittlung und Baufinanzierung in der Dresdner-Bank-Zentrale in Berlin. Während des Zweiten Weltkrieges übernahm er die Geschäftsführung einer gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft in Gotenhafen. Er diente im Krieg als Marine-Kriegsverwaltungsinspektor. 1940 wurde er auch Hilfspolizist und 1944 zum Dienst in der Wehrmacht einberufen.

- **Heinrich-Schulte-Höhe**, *Billstedt (1977): Heinrich Schulte (1896-1962), katholischer Pfarrer in Billstedt.*
- **Heinrich-Schulz-Weg**, *Rahlstedt (1964): Heinrich Schulz (1876-1961), Gemeindevorsteher in Altrahlstedt und Rahlstedt.*
- **Heinrichstraße**, *Eimsbüttel (1858), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Heinrich-Stubbe-Brücke**, *Neuengamme (1961): Heinrich Stubbe (1864-1942), Landherr von 1919 bis 1933.*
- **Heinrich-Stubbe-Weg**, Neuengamme (1946), siehe: Heinrich-Stubbe-Brücke.
- **Heinrich-Traun-Platz** , *Fuhlsbüttel (1910): Dr. Heinrich Traun (1838-1909), Senator, Inhaber der Harburger Gummi-Kamm-Compagnie.*

Sohn von Bertha Ronge, geschiedene Traun, geborene Meyer. Siehe auch: Traunweg, in Bd. 2.; siehe auch: Stockmeyerstraße, in Bd. 3 online.; siehe auch: Meyerstraße, in Bd. 3 online.

Heinrich Traun übernahm 1883 die Leitung der von seinem Vater Friedrich und seinen beiden Onkeln Heinrich Christian Meyer jr. und Heinrich Adolph Meyer



gegründeten Harburger Gummi-Kamm-Compagnie, der ersten Hartkautschukfabrik Deutschlands. Ab 1902 trug sie den Namen Dr. Heinrich Traun & Söhne, im selben Jahr wurde die Handelsfirma Traun, Stürcken & Co. rechtlich davon getrennt. Naturkautschuk war ab Mitte des 19. Jahrhunderts ein knapper und begehrter Rohstoff, aus dem die Compagnie u. a. Kämmen und Pfeifenspitzen, Handgriffe für Spazierstöcke sowie Industrieprodukte herstellte. Anfangs verwendete sie zumeist Rohkautschuk von den Sundainseln. Nachdem die dortigen Bestände durch Raubbau erschöpft waren, wandte sich Heinrich Traun nach Afrika. 1883 legte die Gummi-Kamm zunächst in Bissao (Portugiesisch-Guinea) eine Faktorei an, es folgten weitere im damaligen Deutsch-Ostafrika und an der afrikanischen Westküste. So unterstützte die Gummi-Kamm 1899 eine vom deutschen Kolonialwirtschaftlichen Komitee organisierte Kautschuk-Expedition, um „die besten Kautschukvarietäten aus fremden Kolonien nach den deutschen Schutzgebieten zu überführen und eine geregelte Kautschuk-Großkultur in Kamerun und Togo in die Wege zu leiten“. Die Bevölkerung, darunter Frauen und Kinder, wurde zum Gummischneiden und zu Trägerdiensten gezwungen. Oft mussten sie zehn Stunden am Tag bis zu 44 Kilogramm tragen, wodurch auch ihre eigene Landwirtschaft brach lag. Afrikanische Produzenten und Lieferanten wiederum mussten ihren Kautschuk für geringste Bezahlung in den deutschen Faktoreien abliefern. 1904/05 lehnte sich die Bevölkerung gegen diese Zustände auf. Die deutschen „Schutztruppen“ brauchten zwei Jahre, um sie niederzuschlagen.

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

Heiko Möhle: Raubbau an Mensch und Natur, Landkonzessionen für die Jagd nach Elfenbein und Kautschuk, in: Heiko Möhle (Hrsg.): Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika, Neuaufll., Berlin 2011, S. 47ff.; Rudolf Schlechter: Westafrikanische Kautschuk-Expedition 1899/1900, Berlin, 1900 (Deutsches Kolonialblatt; Beilage); Kautschukwerke Dr. Heinr. Traun & Söhne, vorm. Harburger Gummi-Kamm-Co., in: Historisch-biographische Blätter, Berlin, 1905/06, Bd. 7, Der Staat Hamburg, Lfg. 2, Onlinefassung URL: <http://resolver.sub.uni-hamburg.de/goobi/PPN683965336> (letzter Zugriff 20.11.2014);

- **Heinrich-Traun-Straße**, Fuhlsbüttel (1910), siehe: Heinrich-Traun-Platz.
- **Heinrich-Stück-Gang**, *Billstedt (1948): Heinrich Stück (1823-1915), Leiter des Hamburger Vermessungsamtes.*



- **Heinrich-von-Ohlendorff-Straße, Bergstedt/Volksdorf(1936):** *Heinrich Jacob Bernhard Freiherr von Ohlendorff (1836-1928), Kaufmann, Besitzer des Gutshofes Volksdorf.* Siehe auch: Ohlendorffs Tannen. Siehe auch: Gertrud-Meyer-Straße, in Bd. 2.

Sein Vermögen machte Ohlendorff mit seiner Firma Ohlendorff & Co (Sitz in der Schauenburger Straße 44), die mit Guano aus Peru handelte, so wie auch die Firma Sloman (siehe: Slomanstieg). Wegen seines Handels mit Guano, der ihm unermesslichen Reichtum einbrachte, wurde er „Schitbaron“ genannt. Der Guano-Handel war ein kolonialer Handel, weil er auf der Ausbeutung der indigenen Wanderarbeiter beruhte. Mit Segelschiffen importierten die Brüder Ohlendorff Guano, der aus Exkrementen, Vogelkadavern und Federn bestand und auf den Chincha-Inseln vor Peru abgebaut wurde. In Europa wurde Guano als Düngemittel verwandt.

Verheiratet mit Elisabeth, geb. Martens (22.11.1838 Hamburg – 18.4.1928 Hamburg) seit 1858. Das Paar bekam zehn Kinder, das letzte 1880. Die Familie lebte in einer von Martin Haller erbauten Villa an der Schwarzen Straße. Elisabeth Ohlendorff schrieb nach der Geburt ihres letzten Kindes bis zu ihrem Tode Tagebuch (45 kleine Bücher entstanden). Sie „spiegeln das oft von alltäglichen Verrichtungen bestimmte Leben einer Frau und Mutter von zehn Kindern wider, die einem großen Stadtpalais in Hamm, einem Jagd- und Gutshaus in Volksdorf sowie zahlreichen gesellschaftlichen Verpflichtungen wie Jagddiners, musikalischen Soireen und dem legendären Ohlendorff'schen ‚Rennfrühstück‘ am Derbysonntag vorzustehen hatte.“ 1) Siehe die Tagebücher: Hans Joachim Schröder: Heinrich Freiherr von Ohlendorff. Ein Hamburger Kaufmann im Spiegel der Tagebücher seiner Ehefrau Elisabeth. Hamburg 2014. (Mäzene für Wissenschaft. Hrsg. von Ekkehard Nümann. Bd. 15. Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung)

Quellen:

- 1) Karin von Behr: Elisabeth Ohlendorff, in: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 2. Hamburg 2003, S.304.

- **Hein-Saß-Stieg, Finkenwerder (1994),** *nach einem Werk von Gorch Fock.*



- **Hein-Saß-Weg**, Finkenwerder (1941), siehe: Hein-Saß-Stieg.
- **Heinskamp**, Barmbek-Süd (1885): *Peter Heinrich Friedrich Heins (1848-1927), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Heinz-Erhardt-Park**, Wellingsbüttel (2009): *Heinz Erhardt (1909-1979), Schauspieler, Entertainer.*
- **Heinz-Gärtner-Brücke**, Winterhude (2012): *Heinz Gärtner (1916-2001), Buchdrucker, Mitglied der SPD, Geschäftsführer beim SPD-Landesvorstand, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.*

Im Hamburger Stadtteil Winterhude verlebte Heinz Gärtner seine Kindheit. Hier besuchte er die Schule Forsmannstraße, an der er 1932 die Mittlere Reife ablegte. Zusammen mit seinen drei Schwestern erlebte er frühzeitig eine politische Prägung durch das sozialdemokratische Elternhaus. Im sozialdemokratischen Milieu – Winterhude gehörte zu den Hochburgen der Hamburger SPD – wurde Heinz Gärtner 1930 im Alter von 14 Jahren Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ). Nach dem Schulabschluss begann er eine Buchdrucker Ausbildung und wurde im gleichen Jahr Mitglied der SPD und der Gewerkschaft.

Trotz des noch jugendlichen Alters erkannte bereits der 15-Jährige die Gefahr, die von den Nationalsozialisten ausging. In einer 1931 in der Schule geschriebenen Jahresarbeit befasste sich Heinz Gärtner ausführlich mit dem Programm der NSDAP. In aller Deutlichkeit warnte er vor den Folgen einer Hitler-Diktatur.

Die frühe Auseinandersetzung mit den politischen Verhältnissen machte aus dem noch jugendlichen Heinz Gärtner einen entschiedenen Verfechter der Weimarer Republik. Bis zur letzten demokratischen Wahl beteiligte er sich an der Parteiarbeit. Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten begann der staatliche Terror gegen Andersdenkende auch in Hamburg. Verhaftung, Misshandlung, Folter und Mord standen auf der Tagesordnung. Jede politische Betätigung war lebensgefährlich.



Trotz der ständigen Bedrohung stand für Heinz Gärtner die Fortsetzung des Kampfes gegen den Nationalsozialismus im Untergrund außer Frage. Der Hamburger SAJ-Sekretär Erich Lindstaedt hatte schon vor dem Verbot der Arbeiterjugend Vorkehrungen für die illegale Arbeit getroffen. Er beauftragte Heinz Gärtner, der noch im Januar 1933 in den SAJ-Landesvorstand gewählt worden war, die Verbindung unter den führenden SAJ-Funktionären (Willy Tiedt, Karl Strutz und Ernst Weiß und andere) aufrechtzuerhalten. In den Stadtteilen wurden kleine Gruppen von vier bis sieben Personen gebildet. Sie dienten dem Zusammenhalt. Hier wurden politische Gespräche geführt. Illegale Zeitungen und Broschüren, die aus dem Ausland kamen oder in Hamburg hergestellt worden waren, wurden herumgereicht und weiter verteilt. Das Wander- und Fahrtenleben der Arbeiterjugend wurde, getarnt als unpolitische Aktivität, zunächst noch in einem größeren Kreis fortgeführt.

Der Schwerpunkt der illegalen SAJ-Arbeit lag in Eimsbüttel. Im früheren SAJ-Distrikt Goldbek (Winterhude/Barmbek) bestanden bis Anfang 1936 drei Gruppen. Eine davon hieß „Paul Singer“ und stand unter der Leitung von Heinz Gärtner. Die Gruppenbezeichnung wurde als Deckname beibehalten. Heinz Gärtner tarnte die Zusammenkünfte seiner Gruppe als „Schallplattenabende“. Im Auftrag der illegalen SAJ unternahm er mehrere Auslandsfahrten. Die erste Reise führte ihn nach Kopenhagen. Hier berichtete er über die Situation in Hamburg und brachte Informationen aus den dort gesammelten Erkenntnissen nach Deutschland mit. Heinz Gärtner hielt über eine Deckadresse auch Briefkontakt zu Lindstaedt. Als bekannt wurde, dass der Sozialistische Jugendtag 1934 in Lüttich durchgeführt werden sollte, wurde Heinz Gärtner als Hamburger Vertreter entsandt. Auf dem Rückweg versteckte er illegale Schriften im Fahrradschlauch und brachte sie nach Hamburg. 1935 traf Heinz Gärtner noch einmal mit Lindstaedt in der Tschechoslowakei zusammen.

Zu ersten Verhaftungen von Mitgliedern der illegalen SAJ kam es 1935. Am 27. April 1936 wurde auch Heinz Gärtner von der Gestapo abgeführt. Es folgten vier Wochen Einzelhaft mit Verhören und Misshandlungen im Konzentrationslager Fuhlsbüttel. Die herzkranken Mutter war den Belastungen nicht gewachsen. Sie starb im Mai 1936. Heinz Gärtner wurde schließlich wegen der Fortführung der SAJ-Gruppenarbeit zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt. Der gesamte Umfang seiner Widerstandsarbeit war glücklicherweise nicht ans Licht gekommen. Seine Strafe verbüßte Heinz Gärtner im Jugendgefängnis Hahnöfersand. Am 28. Oktober 1937 wurde er entlassen. Die SAJ war zerschlagen. Die Verteilung und Herstellung illegaler Schriften wurden nicht wieder aufgenommen. Heinz Gärtner betätigte sich aber erneut als Verbindungsmann zwischen früheren SAJ-Funktionären. Kontakte zu Gleichgesinnten unterhielt Heinz Gärtner im Sportverein „Helios“.



Obwohl 1936 für wehrunwürdig eingestuft, wurde Heinz Gärtner 1943 zur Wehrmacht eingezogen. 1946 kehrte er aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zurück und beteiligte sich zunächst am Aufbau der sozialdemokratischen Kinder- und Jugendorganisation „Die Falken“. 1950 wurde Heinz Gärtner hauptamtlicher Mitarbeiter der SPD-Landesorganisation, deren Geschäftsführer er bis 1981 war. Von 1986 bis zu seinem Tod 2001 war Heinz Gärtner in Hamburg Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten (AvS). Seit Jahrzehnten stand Heinz Gärtner in Schulen und Gedenkstätten als Zeitzeuge zur Verfügung, um an den Widerstand und die Verfolgung während der NS-Zeit zu erinnern. In Anerkennung seiner ehrenamtlichen Tätigkeit wurde ihm 1995 vom Hamburger Senat die „Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes in Silber“ verliehen. Die Bezirksversammlung Hamburg-Nord zeichnete Heinz Gärtner im Jahr 2001 mit der Ehrennadel als Anerkennung für die geleistete Arbeit gegen das Vergessen des NS-Unrechts aus.

Heinz Gärtners Schülerarbeit wurde 2001 veröffentlicht: Faschismus und Sozialismus. Die Abschlussarbeit des Hamburger Schülers Heinz Gärtner aus dem Jahr 1931. Ein Dokument, Hamburg 2001.

Text: Holger Martens

Text entnommen aus: Für Freiheit und Demokratie. Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in Verfolgung und Widerstand, hrsg. von SPD-Landesorganisation Hamburg, AK Geschichte und Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten, Hamburg 2003, S. 62f.

Quellen:

Faschismus und Sozialismus. Die Abschlussarbeit des Hamburger Schülers Heinz Gärtner aus dem Jahr 1931. Ein Dokument, Hamburg 2001; Die Kunst des Selbstrasierens Hamburger Sozialdemokraten im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Ein dokumentarischer Roman von Jens Gärtner, Hamburg 2014; Holger Martens: Heinz Gärtner, in: Verfolgung als politische Erfahrung. Hamburger Sozialdemokraten nach 1945, Hamburg 2013, S. 101f.

- **Heitmannstraße**, *Barmbek-Süd (1877): Hinrich Heitmann (1834-1895) und Jochim Heitmann (1839-1883), Vorbesitzer des Geländes.*



- **Heketweg, Schnelsen (1948):** Märten Heket (?-?), Landwirt, seine Familie war seit dem 15. Jhd. in Schnelsen ansässig.
- **Helbingstraße, Wandsbek (1938),** siehe: Heinrich-Helbing-Straße
- **Helbingwiete, Wandsbek (1947),** siehe: Heinrich-Helbing-Straße.
- **Helferichweg, Marmstorf (1930):** Dr. Hans Helferich (1891-1945), Landrat des Kreise Harburg, Präsident der Deutschen Zentral-Genossenschaftskasse in Berlin.
- **Hellasweg, Eidelstedt (1932):** nach Demetrius Tsakas, dem griechischen Vizekonsul in Hamburg. Er besaß in Eidelstedt Bauland und trat als Wohltäter hervor.
- **Hellmesbergerweg, Rahlstedt (1950):** Joseph Hellmersberger (1855-1907), Operettenkomponist.
- **Hellmuth-Bartsch-Weg, Langenbek (1988):** Dr. Hellmuth Bartsch (1895-1935), Harburger Arzt, Opfer des Nationalsozialismus. Stolperstein: Bremer Straße 32.

Nach seinem Abitur am Harburger Realgymnasium in der Eißendorfer Straße 26 (heute Stadtteilschule Harburg) begannen für Helmut Bartsch die ersten Semester eines Medizinstudiums, das er unterbrechen musste, als der Erste Weltkrieg begann und er dem Ruf Kaiser Wilhelms II. zu den deutschen Fahnen folgte. Er zeichnete sich als Fliegeroffizier in zahlreichen Fronteinsätzen durch besondere Tapferkeit aus. Als Träger des Hanseaten-Kreuzes und des Eisernen Kreuzes 1. und 2. Klasse kehrte er am Ende des Kriegs in seine Heimat zurück.



Nach Abschluss seines Studiums ließ er sich als Arzt in seiner Geburtsstadt in der Bremer Straße 32 nieder. Er erwarb sich schnell einen ausgezeichneten Ruf. Viele seiner Patientinnen und Patienten waren Arbeiter. Ehrenamtlich war er darüber hinaus als leitender Arzt über viele Jahre für den Harburger Arbeiter-Samariter-Bund tätig, der von Emil Hirschfeld (27.2.1864 - 28.4.1927) [siehe: Hirschfeldstraße und Hirschfeldplatz], einem bekannten Harburger Arzt jüdischer Abstammung, gegründet worden war.

Diesem fühlte er sich nicht nur beruflich, sondern auch politisch und vor allem menschlich sehr verbunden. Beide waren Mitglieder der SPD, um die Emil Hirschfeld sich nach 1919 als Harburger Senator große Verdienste erworben hatte.

Emil Hirschfeld begleitete den Lebensweg des jungen Arztes und politischen Weggefährten als väterlicher Freund. Mit seinen beiden Söhnen, dem Journalisten Hans Emil Hirschfeld und dem Arzt Kurt Hirschfeld, der die Praxis seines Vaters nach dessen Tod übernahm, verstand Helmut Bartsch sich ebenfalls sehr gut. Gemeinsam mit ihnen versuchte er, das Erbe seines großen Vorbilds zu bewahren und in Sinne des Verstorbenen weiterzuwirken. Am 10. Oktober 1925 heiratete Helmut Bartsch die Ärztin Rose Blumenfeld (geb. 10.3.1896), die Tochter eines jüdischen Vaters und einer nichtjüdischen Mutter. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor: der Sohn Harald, der am 8.10.1926 geboren wurde, und die Tochter Oda, die am 2.11.1927 zur Welt kam. Beide Kinder verbrachten ihre Kindheit und ihre ersten Schuljahre in Harburg.

Als Sozialdemokrat, als Freund der Familie Hirschfeld und als Ehemann einer „Nichtarierin“ war Helmut Bartsch den Nationalsozialisten von Anfang an suspekt. Wo immer sie konnten, versuchten sie, ihn öffentlich zu diffamieren und seine Patienten zu vergraulen. Am 31. März 1933 erschien sein Name auf der Liste jüdischer Geschäftsleute, Rechtsanwälte und Ärzte, die auf Beschluss des Harburger Magistrats in Zukunft von städtischen Aufträgen ausgeschlossen werden sollten.

Dieser Beschluss wurde zwei Wochen später allerdings wieder revidiert. Heute lässt sich nicht mehr feststellen, wer diese Korrektur veranlasst hat. Es bleibt offen, ob Helmut Bartsch persönlich vorstellig wurde oder ob einige seiner Patientinnen und Patienten bzw. andere Harburgerinnen und Harburger sich für ihn verwendeten.

Drei Monate später wurde Helmut Bartsch als leitender Arzt der Arbeiter-Samariter-Kolonie Harburg-Wilhelmsburg seines Amtes enthoben, weil ärztliche



Mitglieder, die sich nicht zur „nationalen Regierung“ bekannten, unerwünscht waren.

Als beide Kinder immer häufiger über Anfeindungen von Lehrern und Mitschülern klagten, hielten Helmut und Rose Bartsch es im Sommer 1934 für ratsam, sie auf die Quäker-Schule „Erde“ in Ommen in Holland zu schicken. Den Eltern fiel dies nicht leicht, da sie sich nicht mit dieser Trennung und auch nicht mit der bitteren Wahrheit abfinden konnten, dass es in Deutschland für ihre Kinder offenbar nicht mehr möglich war, ohne Anfeindungen eine Schule zu besuchen.

Außerdem litt Helmut Bartsch immer stärker unter den anonymen Verunglimpfungen seiner Person und den heimlichen und offenen Beleidigungen seiner „halbjüdischen“ Frau durch mehrere Nachbarn. Freunden der Familie blieb nicht verborgen, dass er zusehends nachdenklicher und verschlossener wurde. Sie hatten ihn einst als einen fröhlichen und lebenslustigen Menschen kennengelernt, der jetzt verständlicherweise viel von seinem unbeschwertem Auftreten verloren hatte. Der alte Freundes- und Bekanntenkreis wurde von Monat zu Monat kleiner. Die beiden Söhne Emil Hirschfelds waren schon bald nach der „Machtergreifung“ ins Ausland geflohen; andere, die im Lande geblieben waren, gingen Helmut Bartsch aus dem Wege.

Die Situation verschärfte sich in den ersten Monaten des Jahres 1935: Helmut Bartsch war sonntags während seines Bereitschaftsdienstes zu einem Patienten gerufen worden, der ihn dann jedoch wieder fortschickte. Als dieser Patient verstarb, wurde Strafanzeige wegen fahrlässiger Tötung gegen Helmut Bartsch erstattet. Bald danach kam es vor dem Stader Landgericht zu einem Ermittlungsverfahren gegen ihn, in dessen Verlauf Bartschs Verhalten von Fachleuten als richtig beurteilt wurde. Das Gerichtsverfahren wurde daraufhin eingestellt.

Doch für Helmut Bartsch kam diese Nachricht von der Verfahrenseinstellung zu spät. Ohne die Entscheidung des Gerichts abzuwarten, verließ er am Abend des 26. Juni 1935 die Wohnung in der Bremer Straße, um angeblich noch einen Termin wahrzunehmen. Am nächsten Morgen fand seine Frau ihn bewusstlos in der Garage neben zwei Veronal- und Morphiumspritzen. Alle Rettungsversuche waren vergeblich. Er starb vier Tage nach seiner Einlieferung in das Harburger Mariahilf-Krankenhaus in der Albersstraße (heute Knoopstraße).

Zur Trauerfeier auf dem Ohlsdorfer Friedhof erschienen nur die engsten Freundinnen und Freunde, da viele befürchteten, dass die NSDAP nicht davor zurückschrecken würde, Spitzel unter die Trauernden zu schleusen.



Hans Emil Hirschfeld, der spätere Senatsdirektor und Pressesprecher des Berliner Senats, schrieb nach seiner Rückkehr aus dem Exil rückblickend auf den frühen Tod seines verehrten Freundes Helmut Bartsch: „Trotz [seiner] soldatischen Tapferkeit war er kein robuster Mensch, sondern eher zartfühlend und empfindlich. Aus diesen Gründen hat er wohl, infolge der Verfolgungen und Anfeindungen, seine Lage als Arzt in Harburg als hoffnungslos angesehen. Das kam in den wenigen schriftlichen Mitteilungen, die ich von ihm auf Umwegen erhielt, zum Ausdruck. Für mich besteht kein Zweifel, dass er dadurch zu seinem letzten Verzweiflungsschritt getrieben worden ist.“

Die beiden Kinder kehrten nach der Besetzung Hollands durch deutsche Truppen unbehelligt in ihre Heimat zurück. Als „Mischling zweiten Grades“ wurde Harald Bartsch bald darauf als Soldat an die Ostfront abkommandiert und gilt seitdem als vermisst. Seine Mutter überlebte den Zweiten Weltkrieg in Hamburg und wanderte später mit ihrer Tochter in die USA aus. (...).

Text: Klaus Möller, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 351-11, AfW, Abl. 2008/1, 100396; StaH, 430-5, 1810-08 Dienststelle Harburg, Angelegenheiten der städtischen Polizei, Ausschaltung jüdischer Geschäfte und Konsumvereine; Matthias Heyl (Hrsg.), Harburger Opfer. Harburg 2002.; Matthias Heyl: „Vielleicht steht die Synagoge noch!“ Jüdisches Leben in Harburg 1933-1945. Norderstedt 2009; Harburger Anzeigen und Nachrichten (HAN) 2.7.1935; Amtlicher Anzeiger des Hamburgischen Gesetz- und Verordnungsblattes vom 16.2.1988.

- **Helmholtzstraße, Ottensen (1912):** Prof. Hermann von Helmholtz (1821-1894), Physiker, Erfinder des Augenspiegels.
- **Helmsweg, Harburg (1950):** August Helms (1847-1920), Senator, Getreidekaufmann, Gründer und 1. Vorsitzender des Harburger Museumsvereins.
- **Helmuth-Hübener-Gang, St. Georg (2003):** Helmuth Hübener (1925-1942), Verwaltungslehrling, gehörte der Religionsgemeinschaft der Mormonen an,



*Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Stolperstein:
Sachsenstraße 2.*

Im März 1923 zog die Mutter von Helmuth Hübener, Emma Kunkel, geb. Guddat, mit ihren beiden Söhnen von Tilsit nach Hamburg und trennte sich damit endgültig von ihrem ersten Ehemann, dem Lastwagenfahrer Johann Kunkel. In Hamburg nahm sie eine Beschäftigung als Arbeiterin in der Staatlichen Münze an, wo sie den Prägemeister Karl Oswald Vater kennenlernte. Aus dieser Beziehung ging im Jahr 1925 ihr dritter Sohn Helmuth hervor.

Helmuth führte bis zu seiner Adoption im September 1941 durch den zweiten Ehemann der Mutter, den Arbeiter Hugo Hübener, den mütterlichen Geburtsnamen (Guddat) als Familiennamen. Helmuth und seine älteren Brüder wuchsen wegen der andauernden Berufstätigkeit der Mutter – später als Krankenpflegerin im Nachtdienst – während ihrer Kindheit und Jugend zum großen Teil bei ihren Großeltern auf, den Sudrows (die Mutter von Emma Guddat heiratete Johannes Sudrow nach dem Tode ihres ersten Ehemannes), die im Luisenweg im Stadtteil Hamm wohnten und wie die Mutter Angehörige der Glaubensgemeinschaft der Mormonen waren. Das Zusammenleben mit den Großeltern wird eine starke Rolle bei Helmuths religiösem Engagement bei den Mormonen gespielt haben. Als die Mutter Ende der 1930er-Jahre Hugo Hübener heiratete, wurde Helmuth eingeladen, zu ihnen in ihre Wohnung in der Sachsenstraße zu ziehen, was er jedoch ablehnte, da er eine Abneigung gegen seinen Stiefvater hegte.

Aufgewachsen in einfachen sozialen Verhältnissen in einer Arbeiterwohngegend, zeigte sich Helmuth als begabter und wissbegieriger Schüler, der durch seine vielseitigen Interessen aus dem Durchschnitt seiner Mitschüler herausragte. Nach sechs Jahren Volksschule wechselte er 1938 zum Oberbau (Mittelschule) der Schule Brackdamm. Sein Klassenlehrer Meins sagte später über ihn: „Seine schulischen Lieblingsgebiete waren Geographie und Geschichte (...). Er hat sehr viel an sich gearbeitet und war sehr fleißig. (...) Obgleich er oft eigene Wege ging, merkte man, dass er großen Einfluss auf Menschen ausüben konnte“. Nach Abschluss der Schule mit der mittleren Reife begann Helmuth im April 1941 eine Berufsausbildung für die gehobene Verwaltungslaufbahn in der Hamburger Sozialbehörde.

Anfangs scheint die NS-Ideologie auf Helmuth eine gewisse Anziehungskraft ausgeübt zu haben; er trat 1938 mit dreizehn Jahren dem „Jungvolk“ bei und schloss sich später der Hitlerjugend an. Doch gleichzeitig engagierte er sich in seiner Glaubensgemeinschaft, was mit der Zeit zu Konflikten führte, da die



Mormonen durch das NS-Regime teilweise Diskriminierungen zu erdulden hatten. So wurde 1934 ihre Pfadfindergruppe verboten, und für Fortbildungskurse für Jugendliche durften sie nicht öffentlich werben. Besonders empörte Helmuth, dass die Gemeinde auf Druck der Nazis ihre Kult- und Versammlungsräume für Juden verschloss.

Mit der Zeit widerten ihn die autoritären Umgangsformen, die willkürlichen Schikanen gegenüber „Andersartigen“ und die militaristische Ausrichtung der HJ, die in „Wehrtüchtigungsübungen“ gipfelte, immer stärker an, was zu seiner endgültigen Distanzierung und schließlich aktiven Gegnerschaft zum NS-Regime führte. Bereits 1940 soll er Kontakt zu einer kommunistisch orientierten Jugendgruppe um Josef Wieczorek, dem Sohn eines damals inhaftierten Kommunisten, in Altona aufgenommen und sich mit den Mitgliedern heimlich zu politischen Diskussionen und zum Abhören von Auslandssendern getroffen haben. Als Josef Wieczorek im Februar 1941 zur Wehrmacht eingezogen wurde, endeten offenbar diese Kontakte und womöglich auch die Aktivitäten der Gruppe.

Im Frühjahr 1941 wandte sich Helmuth mit seinen beginnenden Widerstandsaktivitäten wieder stärker dem Stadtteil zu, in dem er wohnte.

In der Wohnung seiner Großeltern hörte er nun mit einem Rundfunkgerät, das sein Halbbruder Gerhard als Soldat kurz zuvor aus Frankreich mitgebracht hatte, die deutschsprachigen Sendungen der BBC ab und verschaffte sich damit Zugang zu kritischen Informationen über das NS-Regime und die Kriegslage. Dabei konnten ihn weder die Nazi-propaganda noch die damaligen militärischen Erfolge der Wehrmacht von seiner Gewissheit abbringen, dass der deutsche Aggressionskrieg letztlich zum Scheitern verurteilt war. Im Sommer 1941 begann er auf der Schreibmaschine der Mormonengemeinde kleine Handzettel anzufertigen, die kurze Parolen wie „Nieder mit Hitler! Volksverführer, Volksverderber, Volksverräter“ enthielten und die er im Bekanntenkreis persönlich verteilte, in Briefkästen steckte, an Anschlagstafeln befestigte oder mit der Post versandte. Von ihm verfasste Flugblätter enthielten unterschiedlich lange Texte mit Informationen über das NS-Regime und die Kriegslage bis hin zu selbst ersonnenen politischen Gedichten.

Im August 1941 zog er seine Freunde Rudolf Wobbe und Karl-Heinz Schnibbe, die wie er Mitglieder der Mormonengemeinde waren, ins Vertrauen und gewann sie dafür, bei der Verbreitung seiner oppositionellen Flugschriften mitzuwirken. Wenig später stieß der Verwaltungslehrling Gerhard Düwer, ein Arbeitskollege Helmuths, zur jugendlichen Widerstandsgruppe. Bis zum Februar 1942 verteilte diese, teilweise auch mit Hilfe anderer Sympathisanten, nahezu 20 verschiedene



Handzettel und Flugblätter in den Stadtteilen Hamm, Hammerbrook und Rothenburgsort, deren Texte aus mitstenographierten Informationen von ausländischen Rundfunksendern bestanden. Außerdem gelang es dem Kreis um Helmuth Hübener, die Gründung einer Gruppe von Sympathisanten in Altona zu initiieren. Nach einer Aussage von Gerhard Düwer nach dem Krieg hatte die Widerstandsgruppe Verbindungen zu einer Druckerei in Kiel aufgenommen, von der zwei Angestellte sich bereiterklärt haben sollen, die Flugblätter in großer Zahl herzustellen. Neben der Übersendung von Flugschriften per Brief an Frontsoldaten hatte die Gruppe zuletzt vor, Nachrichten an in Deutschland internierte Kriegsgefangene in deren jeweiliger Sprache gelangen zu lassen.

Bei dem Versuch, dieses riskante Vorhaben zu realisieren, wurden Helmuth Hübener und Gerhard Düwer beobachtet, als sie im Amt einen Verwaltungslehrling ansprachen, der französisch sprach, um diesen zu überreden, eines ihrer Flugblätter ins Französische zu übersetzen. Nach der Denunziation durch den NS-Betriebsobmann Heinrich Mohns wurden die beiden am 5. Februar 1942 an ihrem Arbeitsplatz verhaftet. Von Helmuth ist bekannt, dass er durch die Gestapo schwer misshandelt wurde, um ihn zur Aussage zu zwingen. Er versuchte jedoch seine Freunde zu schützen und nahm alle Verantwortung für die Widerstandstätigkeit auf sich. Unter der Folter der Gestapo gab er die Namen von Rudolf Wobbe und Karl-Heinz Schnibbe preis, deren Rolle er jedoch herunterspielte. Dennoch wurden beide am 10. (Schnibbe) und 18. (Wobbe) Februar verhaftet.

Nach mehrmonatiger Untersuchungshaft in Hamburg wurden Hübener, Schnibbe, Wobbe und Düwer in das Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit überführt, um ihnen im August 1942 den Prozess zu machen. Nach siebenstündiger Verhandlung, bei der Helmuth Hübener mutig bekannte, dass er mit seiner Widerstandsgruppe zum Sturz des Regimes beitragen wollte, wurde er wegen „Vorbereitung zum Hochverrat und landesverräterischer Feindbegünstigung“ zum Tode verurteilt, während seine drei Mitstreiter zehn, fünf und vier Jahre Gefängnisstrafe erhielten. Dabei wurde Helmuth aufgrund seiner „weit über dem Durchschnitt von Jungen seines Alters stehenden Intelligenz“ und seines Auftretens „eines geistig längst der Jugendlichkeit entwachsenen frühreifen jungen Mannes ... wie ein Erwachsener“ bestraft.

Nach der Verurteilung zum Tode reichte Helmuths Familie ein Gnadengesuch ein. Unterstützt wurde das Gesuch sogar durch die Gestapo in Berlin und indirekt auch durch die HJ Hamburg-Ost, die ihm ein relativ günstiges „Dienstzeugnis“ ausstellte. Letztlich entscheidend war fatalerweise jedoch, dass die Reichsführung der HJ die Vollstreckung des Todesurteils als „erforderlich“



betrachtete, da die Gefahr bestanden hätte, „dass durch sein Verbrechen die Widerstandskraft des Volkes im Krieg beeinträchtigt werden könnte" und das Amt für Gnadensachen der „Kanzlei des Führers" sich dieser Ansicht anschloss, was schließlich zur definitiven Anordnung der Vollstreckung durch den Reichsjustizminister Thierack am 15. Oktober 1942 führte.

Am 27. Oktober gegen Mittag eröffnete man Helmuth die Ablehnung des Gnadengesuchs, was er „völlig ruhig und gefasst" aufnahm, und noch am selben Abend führte man in routinierter Weise mit nahezu fabrikmäßiger Präzision (es wurde sekundengenau die Dauer der Exekution protokolliert) die Hinrichtung des siebzehnjährigen Jugendlichen mit der Guillotine in der Strafanstalt Berlin-Plötzensee durch.

Text: Benedikt Behrens, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Gefangenenkarteikarte der Strafanstalt Plötzensee H. Hübener; Vereinigte Arbeitsgemeinschaft der Naziverfolgten (VAN) (Hrsg.): Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter, Hamburg 1968; Sander, Ulrich: Helmuth-Hübener-Gruppe; in: U. Hochmuth/G. Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand, Frankfurt a. M. 1969, S. 325-41. Holmes, Blair R./Alan F. Keele (Hrsg.): When Truth was Treason. German Youth against Hitler. The Story of the Helmuth Hübener Group, Based on the Narrative of Karl-Heinz Schnibbe, Urbana/Chicago 1995.

- **Helmuth-Hübener-Weg**, *Bergedorf/Lohbrügge (1965)*, siehe: *Helmuth-Hübener-Gang*.
- **Helmut-Nack-Straße**, *Bergedorf (1996)*: *Helmut August Wilhelm Nack (26.10.1922 Stettin-10.2.1983 Hamburg)*, *Vorsitzender des Gewerkschaftsbundes in Bergedorf*.

Helmut Nack lernte Feinmechaniker und lebte bis in die 1940er-Jahre hinein in Stettin. Dort trat er im September 1940 in die NSDAP ein, die Aufnahme hatte er im März desselben Jahres beantragt. Nach Kriegsende wohnte er in Schleswig-Holstein, erst in Lütjenburg, dann in Kiel, wo er jeweils als Gewerkschaftssekretär für die IG Metall tätig war. 1962 zog er auf Initiative des damaligen Vorsitzenden



der Hamburger IG Metall und Hamburger Innensenator, Heinz Ruhнау, nach Hamburg, um in Bergedorf die IG Metall anzuführen. In Bergedorf trat er auch die Nachfolge Hein Möllers als Vorsitzender des DGB-Ortskartells an. Möllers Linie setzte er „kämpferisch“ fort, „ohne dabei mit der Bergedorfer Tradition eines auf Vertrauen begründeten Miteinanders zu den Wirtschaftsverbänden zu brechen“. Dazu passte, was er einmal zu seiner politischen Vorstellung von Bergedorf äußerte: „Laßt uns alle gemeinsam dafür kämpfen, daß Bergedorf nicht zu einer Schlafstadt verkommt, in der es kein pulsierendes Arbeitsleben mehr gibt!“ 1982 bewarb er sich auch für die SPD erstmals um ein politisches Mandat - sowohl bei den Wahlen zur Bezirksversammlung Bergedorf als auch zur Bürgerschaft. Er wurde in beiden Fällen gewählt, dann erkrankte er jedoch schwer und verzichtete auf seine Sitze. Er erholte sich nicht mehr und starb wenige Monate später.

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

BArch, Berlin Document Center, NSDAP-Mitgliederkartei; StaH 731-8 Zeitungsausschnittsammlung A 763 Nack, Helmut (Bergedorfer Zeitung v. 11.2.1983); StaH 332-5 Standesämter 49517 u. 133/1983

- **Helmut-Steidl-Platz**, *Rahlstedt (1998): Helmut Steidl (1929-1994), Konditoreibesitzer, kommunal und sozial engagiert in Volksdorf.*
- **Hennigsweg**, *Horn (1929): Martin Hennig (1864-1920), Leiter des Rauhen Hauses.*
- **Henning-Wulf-Weg**, *Lokstedt (1948): Henning Wulf (?-?), Volksheld, Kirchspielvogt, führte 1472 die Aufständischen der Wilstermarsch gegen Christian I. von Dänemark.*
- **Henry-Budge-Straße**, *Winterhude (1945): Henry Budge (1840-1928), Kaufmann, Mäzen. Wohnte im „Budge-Palais“ Harvestehuder Weg 12. Heute befindet sich im Budge-Palais die Hochschule für Musik und Theater. Verheiratet war Henry Budge mit **Emma Budge**, geb. Lazarus (17.2.1852 Hamburg – 14.2.1937*



Hamburg), Kunstsammlerin, Stifterin, Mäzenin. Emma Lazarus, Tochter des Hamburger Kaufmann Ludwig Lazarus und seiner Frau Emilie, geb. Hofmann, gehörte mit ihren Eltern der Deutsch-Israelischen Gemeinde an. 1879 heiratete sie den in Amerika lebenden Bankier Henry Budge (1840-1928). Sie zog zu ihm in die USA. Dort machte Henry Budge mit der Sanierung der maroden amerikanischen Eisenbahngesellschaften ein Millionenvermögen. 1903 zog das Ehepaar nach Hamburg. Das Budge-Palais wurde zu einem gesellschaftlichen und kulturellen Mittelpunkt der Stadt. Emma Budge war eine große Kunstsammlerin; neben Gemälden sammelte sie Skulpturen, Möbel, Textilien, Goldschmiedekunst und Fächer. Das Ehepaar Budge war auch auf sozialem Gebiet tätig, gründete zahlreiche Stiftungen zur Unterstützung Hilfsbedürftiger. Dabei spielte die Konfession keine Rolle. Testamentarisch hatte das kinderlose Ehepaar bestimmt, dass die Kunstsammlung dem Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe vermacht werde und der Grundbesitz mit Villa in das Eigentum der Stadt Hamburg übergehen solle. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wollte Emma Budge der Stadt Hamburg nicht mehr den Grundbesitz und die Kunstsammlung schenken, ihr Vermögen sollten 13 jüdische Verwandte bekommen. Nach dem Tod von Emma Budge im Jahre 1937 waren aber bereits mehrere Erben aus Deutschland emigriert und weitere hatten dies vor. Die Nachlassverwalter sahen keine andere Möglichkeit, als die Kunstsammlung zu versteigern. Auch die Villa sollte verkauft werden, doch der damalige NS-Statthalter Karl Kaufmann bestimmte, dass der gesamte Besitz in das Eigentum der Stadt Hamburg übergehe. 1938 zog die Reichsstatthalterei in das Budge-Palais. 1945 wurde das Gebäude von den britischen Truppen beschlagnahmt, die dort ihre Offiziersunterkunft einrichteten. 1952 erwarb die Stadt Hamburg das Gebäude; seit 1959 befindet sich hier die Hochschule für Musik und Theater. Vita, siehe: wikipedia.

- **Henseweg, Bergstedt (1967):** Karl Adam Hense (1871-1946), Innensenator, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Vorsitzender des Arbeits- und Soldatenrates.
- **Herbert-Pardo-Weg, Bergedorf/Allermöhe (1995):** Herbert Pardo (1887-1974), Rechtsanwalt, Vorsitzender der Portugisisch-Jüdischen Gemeinde, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft.



- **Herbertstraße, St. Pauli (1922), männlicher Vorname.**
- **Herbert-Thörl-Weg, Rönneburg (1988): Dr. Herbert Thörl (1889-1945), Harburger Fabrikant, Gegner des Nationalsozialismus.** Stolperstein: Eißendorfer Pferdeweg 12.

Der Chemiker und Unternehmer Herbert Thörl war Sohn des Fabrikdirektors Friedrich Thörl, geb. am 10.4.1857 in Harburg, und seiner Frau Julie, geb. Liebermann, geb. am 29.1.1862 in Doal (Großbritannien). [siehe: Thörlstraße]. Die Familie wohnte zur Zeit der Geburt Herbert Thörls in der Schloßstraße 46.

Herbert Thörl heiratete die Hausfrau Ilse Behne, geb. am 17.8.1897 in Delmenhorst. Sie hatten drei Töchter: Anneliese, geb. am 1.5.1922 in Harburg, Helga, geb. am 29.7.1924 in Harburg, und Rosemarie, geb. am 9.4.1928 in Harburg-Wilhelmsburg. Zeitweise lebte die Familie in der Villa Eißendorfer Pferdeweg 12.

Herbert Thörl besuchte das Realgymnasium in Harburg am (heutigen) Alten Postweg. Es folgte das Chemiestudium mit Doktorexamen. Am 30. Oktober 1922 gründete er mit seinem Bruder Erich die Firma Dr. H. & E. Thörl, eine Getreiderösterei, als Offene Handelsgesellschaft mit Sitz in Hamburg. 1924 erwarb die Gesellschaft eine Margarinefabrik. Herbert Thörl wurde 1939 außerdem persönlich haftender Gesellschafter der Firma Nielsen & Wüstner. 1929 zog er nach Hamburg-Winterhude, Blumenstraße 31.

Später wurde die Stadt Eigentümerin des Hauses am Eißendorfer Pferdeweg. Hier logierte die Kreisschule der NSDAP, und deren Gauleiter von Hannover-Ost, Otto Telschow, nahm hier vorübergehend seinen Wohnsitz. Harburg gehörte bis zum Anschluss an Hamburg 1938 zu diesem Gau, Sitz der Gauleitung war zuerst Buchholz, dann Harburg-Wilhelmsburg.

Herbert Thörl trat vor 1933 der Ortsgruppe des „Stahlhelm“ in Winterhude bei und wurde deren führendes Mitglied. Seine politische Einstellung war vermutlich deutschnational. Allerdings stand er in strikter Gegnerschaft zur jüdenfeindlichen Politik der NSDAP und vertrat offensiv seinen christlichen Glauben. Im Juni 1935 wurde er zum ersten Mal verhaftet, Gründe und Haftdauer sind bisher nicht bekannt. Er bildete später einen oppositionellen Kreis gegen die NSDAP, der über Hamburg hinaus reichte.



Nach Kriegsbeginn 1939 wurde das Abhören ausländischer Sender verboten. Wer sie dennoch abhörte, besonders „Feindsender“ wie BBC oder Radio Moskau, und anderen davon berichtete, konnte wegen „Feindbegünstigung“ oder „Rundfunkverbrechen“ mit dem Tode bestraft werden.

Gegen Kriegsende gerieten auch Herbert Thörl und zwei seiner Töchter wegen dieser Rundfunkbestimmung in die Fänge der Gestapo. Er war denunziert worden und kam am 28. März 1945 ins Gestapo-Gefängnis Fuhlsbüttel in Haft wegen „staatsfeindlicher Äußerungen“ und des Abhörens von „Feindsendern“. Außerdem beschuldigte die Gestapo ihn, eine „Einheit zur Vernichtung der Alten Kämpfer in Winterhude“ gebildet zu haben, womit offensichtlich der oppositionelle Kreis gemeint war.

Am 4. April nahm sie seine Töchter Anneliese und Helga fest und lieferte sie ebenfalls in Hamburg-Fuhlsbüttel ein. Anneliese Thörl wurde von dort am 12. April nach Hause entlassen. Helga Thörl war bereits im Dezember 1942 in Fuhlsbüttel in Haft gewesen. Sie soll sich in der Öffentlichkeit englandfreundlich geäußert haben. Herbert und Helga Thörl kamen dann am 13. April 1945 ins Arbeitserziehungslager Nordmark der Gestapo im Kieler Stadtteil Russee. Dieses Lager war in der Bevölkerung bekannt und verhasst. Man sagte in Kiel scherzhaft zu unbotmäßigen Arbeitern: „Du kommst nach Russee.“ Helga Thörl gab an, sie sei in der Haft geschlagen worden. Sie zog sich ein Herz- und Nierenleiden zu.

Am 30. April 1945 wurden beide aus Kiel-Russee entlassen. Nach Kriegsende erkrankte Herbert Thörl an Pneumonie (Lungenentzündung) und starb am 4. Juni im Krankenhaus Hamburg-Eppendorf. Den kausalen Zusammenhang von Haft und Tod bestätigte ein Schreiben des Universitätskrankenhauses Eppendorf vom 15. Juni 1945.

Der Denunziant namens Gerhard Lindner hatte noch einen weiteren Bewohner im Hause der Thörls wegen Waffenbesitzes angezeigt. Er ging nach Kriegsende nach Augsburg und wurde vom Landesausschuss der politisch Verfolgten in Bayern gesucht. Über das Ergebnis ist nichts bekannt.

Text: Hans-Joachim Meyer, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 332-8 Meldewesen, A44; StaH, 351-11, AfW, Herbert Thörl; StaH, Adressbücher Harburg-Wilhelmsburg und Hamburg; Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN), VVN, Komitee-Akten. Matthias Heyl; Margit Maronde-Heyl: Abschlussbericht zur



Nachrecherche der Namen Harburger Opfer des Faschismus. Hamburg 2000; Vereinigte Arbeitsgemeinschaft der Naziverfolgten, Hamburg VAN (Hrsg.): Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter 1933–1945, Hamburg 1968.

- **Herbert-Wehner-Platz, Harburg (2000):** *Herbert Richard Wehner (1906-1990), Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion.*
- **Herbert-Weichmann-Brücke, Uhlenhorst (1985):** *Prof. Dr. Herbert Weichmann (1896-1983), Erster Bürgermeister von Hamburg.*

Verheiratet war Herbert Weichmann mit Dr. Elsbeth Weichmann, geb. Greisinger (20.6.1902 Brunn – 10.7.1988 Bonn), ‚First Lady‘ der Stadt Hamburg und Bürgerschaftsabgeordnete (SPD). Der 26.6.1902 ist Dr. Elsbeth Weichmanns offizielles Geburtsdatum. In Wirklichkeit wurde sie jedoch bereits zwei Jahre zuvor geboren. Das falsche Geburtsjahr wurde versehentlich 1940, als sie sich auf der Flucht vor der Gestapo in Frankreich befand, bei der Ausstellung neuer Papiere eingetragen. Eine sofortige Korrektur hätte die tödliche Gefahr einer Verzögerung der Abreise gebracht und eine Richtigstellung in den USA die dortige Aufenthaltsgenehmigung gefährdet. Die Tochter eines Sparkassendirektors wurde hauptsächlich von ihrer Mutter geprägt. In einem Interview für die „Welt am Sonntag“ sagte Dr. Elsbeth Weichmann: „Ich habe nie eine unselbständige Frau erlebt. Meine Mutter hatte immer ihren eigenen Schreibtisch.“ Im Alter von 25 Jahren (1927) promovierte Elsbeth Weichmann in Graz zur Volkswirtin. 1928 heiratete sie Herbert Weichmann, den ehemaligen Chefredakteur der „Kattowitzer Zeitung“ und frischgebackenen Staatssekretär des preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun. Nachdem er diesen Posten erhalten hatte, konnten sie schließlich nicht mehr „in wilder Ehe leben“, so Elsbeth Weichmann in dem Interview. 1933 floh Dr. Elsbeth Weichmann mit ihrem jüdischen Mann nach Paris und wurde Wirtschaftsjournalistin. Nach eigener Aussage lernte sie von Herbert Weichmann den Journalismus und soll sogar Berichte in seinem Namen geschrieben haben: „Ich schrieb sogar seine Meinung, auch wenn ich gar nicht damit übereinstimmte. Aber ich wußte ja, wie er dachte.“ 1940 ging die Flucht weiter über Spanien und Portugal in die USA, denn Präsident Franklin Roosevelt hatte an besonders gefährdete Politiker Sondervisen erteilen lassen.



Dr. Elsbeth Weichmann studierte Statistik an der New Yorker Universität. Ihren Lebensunterhalt bestritt sie mit dem Anfertigen von Stoffpuppen, die sie in Kaufhäusern verkaufte. Herbert Weichmann arbeitete als Wirtschaftsprüfer. Über ihre Jahre im Exil schrieb Dr. Elsbeth Weichmann später ein Buch, das unter dem Titel „Zuflucht“ 1983 im Todesjahr ihres Mannes erschien. 1949 kehrte das Ehepaar nach Deutschland zurück und zog nach Hamburg. Max Brauer, der sich in New York mit dem Ehepaar befreundet hatte, hatte sie nach Hamburg geholt. Dr. Elsbeth Weichmann engagierte sich hauptsächlich im Verbraucherschutz. Unter ihrem Vorsitz entwickelte sich die Verbraucher-Zentrale Hamburg zu einer viele Bereiche umfassenden Institution. Dr. Elsbeth Weichmann wurde Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände in Bonn und 1964 Präsidentin des Brüsseler Büros der Verbraucherverbände der EWG-Länder. Außerdem war sie zweite Vorsitzende des Bureau European des Consommateurs und Mitglied des mit den europäischen Behörden in Verbindung stehenden Kontaktkomitees der Verbraucherorganisation. Neben ihrer Arbeit als VerbraucherInnenschützerin beschäftigte sie sich mit kulturpolitischen Fragen: „Sie setzte sich mit Nachdruck dafür ein, neue breitere Kreise für die Kultur zu gewinnen. Die Tatsache, daß im Mai 1969 die ‚Arbeitsgemeinschaft zur Kulturförderung‘ ins Leben gerufen werden konnte, ist zu einem beträchtlichen Teil den Anregungen und der Mitwirkung von Frau Dr. Weichmann zu verdanken. Nachdem es für die Arbeitsgemeinschaft zunächst darum ging, wichtige praktische Aufgaben zu erfüllen, erkannte Frau Dr. Weichmann bald die Notwendigkeit, in einem Kulturbericht die Situation, Entwicklung und Problematik der Kulturarbeit und -politik in Hamburg aufzueichnen. Auf ihre Initiative hin wurde in Zusammenarbeit mit der Behörde für Wissenschaft und Kunst ein Studienkreis der ‚Arbeitsgemeinschaft zur Kulturförderung‘ gebildet, der 1975 eine Broschüre unter dem Titel ‚Zur Kulturpolitik in Hamburg – Anregung und Empfehlungen eines unabhängigen Studienkreises‘ der Öffentlichkeit vorlegte. Diese Bestandsaufnahme stellte für alle am kulturellen Leben Hamburgs beteiligten Personen und Institutionen eine wichtige Diskussions- und Arbeitsgrundlage dar.“ 1) Dr. Elsbeth Weichmann hatte den Kuratoriumsvorsitz im Pressezentrum, den Vorsitz des neuen literarischen Vereins und war im Aufsichtsrat des Deutschen Schauspielhauses tätig. Für ihre Verdienste auf dem Gebiet der Kultur erhielt sie 1978 die Senator – Biermann-Rathjen-Medaille und 1974 für ihre herausragenden Verdienste um Hamburg die Bürgermeister-Stolten-Medaille. Sie agierte außerdem als Mitglied der Verwaltungsausschüsse des Amtes für Wirtschaft, des Amtes für Ernährungswirtschaft und des Amtes für Marktwesen. Darüber hinaus war sie Mitglied der Deputation der Behörde für Ernährung und Landwirtschaft, Vorsitzende des Fachausschusses der Gesamtleitung



„Programmausschuß“ der IGA (Internationale Gartenbauausstellung) 1973 und Aufsichtsratsmitglied der Hamburg--Altonaer-Fischmarkt GmbH, und von 1957 bis 1974 übte sie das Amt einer Abgeordneten (SPD) der Hamburgischen Bürgerschaft aus. Dort beschäftigte sie sich hauptsächlich mit Kulturpolitik. Während der Amtszeit ihres Mannes als Erster Bürgermeister von Hamburg fungierte sie sechs Jahre lang als ‚First Lady‘. Sie begnügte sich nicht mit der Funktion der „Frau an seiner Seite“, sondern sah sich und ihren Mann als Team an: „Wir sind beide in einem Geschäft tätig gewesen. Mein Mann als Bürgermeister. Ich bin in der Bürgerschaft und in den Ausschüssen.“ Zum Thema „Geschlechterkampf“ gibt es von ihr ein fast schon geflügeltes Wort, das vor ihr bereits die Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach im 19. Jhd. ähnlich formuliert hatte: „Jede kluge Frau hat Millionen natürlicher Feinde ... nämlich alle Männer, die nicht so klug sind wie sie selbst.“ Das Ehepaar Weichmann nahm den Neffen Herbert Weichmanns als Adoptivsohn an. Seine Eltern waren im Konzentrationslager umgebracht worden, während er sich in Holland versteckt gehalten hatte. Er wurde später Professor für Physik in Kanada. Dr. Elsbeth Weichmann starb am 10. Juli 1988 in Bonn an den Folgen eines am 20. Juni erlittenen Gehirnschlages. Im März 1988 war ihr noch die Ehrensensatorwürde der Hamburger Universität verliehen worden.

Quellen:

- 1) Mitteilung des Staatsarchives Hamburg anlässlich der Verleihung der Bürgermeister-Stolten-Medaille für Dr. Elsbeth Weichmann, 1984.

- **Herbert-Weichmann-Straße**, *Uhlenhorst (1985)*, siehe: Herbert-Weichmann-Brücke.
- **Herbstsweg**, *Barmbek-Nord (1927)*: *Thomas Herbst (1848-1915)*, Maler.
- **Herderstraße**, *Uhlenhorst (1865)*: *Johann Gottfried Herder (1744-1803)*, Dichter, Theologe, Philosoph.
- **Hergartweg**, *Rissen (1969)*: *Gestalt aus der Gudrunssage*.



Vita hinter Gerlindweg, in Bd. 2: Frauenstraßennamen: Biographien von A bis Z.

- **Hermann-Allmers-Straße**, Wilstorf (1928): *Hermann Allmers (1821-1902), Landwirt, Kunsthistoriker, Marschendichter.*
- **Hermann-Balk-Straße**, Rahlstedt (1945): *Hermann Balk (gest. 1239), eroberte im 13. Jhd. das heidnische Preußenland für den Deutschen Orden.*
- **Hermann-Behn-Weg**, Rotherbaum (1948): *Dr. Hermann Ludwig Behn (1820-1901), Senatssyndikus.*
- **Hermann-Blohm-Straße**, Steinwerder (1977): *Hermann Blohm (1848-1930), Schiffsbauer, Maschineningenieur, Mitbegründer der Werft Blohm & Voss.*

Von 1910 bis 1997 hatte Hamburgs erste Bücherhalle ihren Sitz im Haus Kohlhöfen 21. Vergeblich kämpfte die Hamburger Frauenrechtlerin Helene Bonfort um Führungspositionen für Bibliothekarinnen. Bücherhallen-Ausschussmitglieder wie der Werftbesitzer Hermann Blohm befürchteten dadurch die „Auslieferung der Bücherhallen an die Frauenbewegung“. In der Werft Blohm & Voss wurde 1892 als erster Kriegsschiffbau der Kreuzer Condor vom Stapel gelassen. Er war für die ostafrikanische Station der Kaiserlichen Marine bestimmt.
- **Hermann-Buck-Weg**, Steilshoop (1975): *Hermann Buck (1888-1969), Mitglied des Ortsausschusses und der Bezirksversammlung.*
- **Hermann-Distel-Straße**, Bergedorf (1949): *Hermann Distel (1875-1945), Architekt.*



Siehe unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/

- **Hermann-Heberlein-Ring, Horn (2006):** *Hermann Heberlein (1922-1999), Volkswirt, Beamter, Bürgerschaftsmitglied (SPD), in den 1950er- und 1960er-Jahren verdient gemacht um den Stadtteil Horn.*
- **Hermann-Kauffmann-Straße, Barmbek-Nord (1914):** *Hermann Kaufmann (1808-1889), Landschafts- und Genremaler in Hamburg.*
- **Hermann-Keesenberg-Brücke, Wilhelmsburg (2000):** *Hermann Keesenberg (1900-1991), Mittelschullehrer, Rektor in Wilhelmsburg, Vorsitzender des Vereins für Heimatpflege, Leiter des Museums, Heimatforscher.*
- **Hermann-Lange-Weg, Bergedorf/Allermöhe (2003):** *Hermann Lange (1912-1943), katholischer Kaplan an der Herz-Jesu-Kirche in Lübeck, Gegner des Nationalsozialismus.* Hermann Lange wurde in Leer geboren und wuchs als Kind eines Navigationslehrers in wohlhabenden Verhältnissen auf. Schon früh fasste er den Entschluss, Geistlicher zu werden. Er schloss sich der katholischen Jugendbewegung an und lehnte die NS-Ideologie von Beginn an ab. Nach seinem Studium der Theologie wurde Lange 1938 in Osnabrück zum Priester geweiht. Bald darauf erfolgte seine Ernennung zum Vikar der Herz-Jesu-Kirche in Lübeck. Hier konzentrierte sich Lange auf die Jugendarbeit. Er beeindruckte seine Zeitgenossen durch Ernsthaftigkeit und Zuverlässigkeit. Und er beteiligte sich an der Publikation regimekritischer Flugblätter, mit denen auch die Predigten des Bischofs von Galen verbreitet wurden. Am 15. Juni 1942 wurde Lange schließlich festgenommen. Im Verlauf des „Lübecker Christenprozess“ wurde er am 23. Juni 1943 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 10. November 1943 in Hamburg hingerichtet. Am 25. Juni 2011 sprach die Kirche den katholischen Märtyrer selig.

Quellen:

Benedicta Maria Kempner: *Benedicta Maria Kempner: Priester vor Hitlers Tribunalen*. Nachdr. der 2., unveränderten Aufl. von 1967, München 1996, S. 248-260; Else Pelke: *Der Lübecker*



Christenprozeß. Mainz 1974; Ökumene im Widerstand: Der Lübecker Christenprozess 1943. Hrsg. für die Luthergemeinde, Lübeck und für die Katholische Propstei-Gemeinde Herz-Jesu, Lübeck, von Isabella Spolovnjak-Pridat und Helmut Siepenkort. Lübeck 2001.“

- **Hermann-Löns-Höhe**, *Bergedorf (1927): Hermann Löns (1866-1914), Dichter.*
- **Hermann-Löns-Straße**, *Lurup (1978), siehe: Hermann-Löns-Höhe.*
- **Hermann-Löns-Weg**, *Fuhlsbüttel (1925), siehe: Hermann-Löns-Höhe.*
- **Hermann-Maul-Straße**, *Harburg (1927): Hermann Maul (1859-1926), Bürger-
vorsteher, Senator, Ehrenbürger von Harburg.*
- **Hermann-Möller-Passage**, *Rahlstedt (2007): Hermann Möller (1872-1942),
Unternehmer, Fachgeschäft „Eisen Möller“.*
- **Hermann-Niebuhr-Weg**, *Groß Flottbek (2011): Hermann Niebuhr (1867-1966),
erster Pastor in Groß Flottbek.*
- **Hermann-Renner-Stieg**, *Nienstedten (1935): Hermann Renner (1863-1921),
Großkaufmann, Lederfabrikant, Kommerzienrat, Stifter der Nienstedtener
Turnhalle und des ersten Kindergartens (Warteschule) in Nienstedten, Mäzen der
Baptistenkirche am Holstenbahnhof, Finanzier der Christuskirche in Altona,
Mitbegründer des Diakonissenvereins „Tabea“.*

Besäß Besitzungen und Werkstätten in Argentinien, in denen für Renners Firma aus argentinischen Hölzern Extrakte für Farb- und Gerbstoffe extrahiert wurden. Siehe Villa Renner am Söbendieken 3.



- **Hermann-Renner-Straße**, Nienstedten (1928/29), siehe: Hermann-Renner-Stieg.
- **Hermann-Ruge-Weg**, *Hummelsbüttel (1990): Hermann Ruge (1874-1940), Gemeindevorsteher in Hummelsbüttel (1919-1933).*
- **Hermannstraße**, *Altstadt (1843): Verschiedene Lesarten. Wahrscheinlich nach Hermann (Arminius) dem Cherusker, „in dankbarer Anerkennung der Hilfe aller deutschen Stämme nach dem Großen Brand“ von 1843 (Friedrich Witt: Hamburgs Straßen und ihre Geschichte. Hamburg 1954, S. 230*
- **Hermannstal**, Horn (1929): *J. Hermann Decke (1817-1904), Landwirt aus Horn, ließ auf seinem Grundstück ein Haus bauen, welches er einem Gastwirt verpachtete.*
- **Hermann-Westphal-Straße**, *Wilhelmsburg (2003): Hermann Westphal (1912-2000), Ortsamtsleiter in Wilhelmsburg.*
- **Hermann-Wüsthof-Ring**, Allermöhe (1991): Hermann Wüsthof (7.2.1898 Hamburg-Kirchwerder-23.11.1964 Hamburg), Gemeindevorsteher in Kirchwerder, Gründer der CDU in den Vier- und Marschlanden, Mitglied der Bürgerschaft

Hermann Wüsthof war Gemüsebauer in Kirchwerder. Im Ersten Weltkrieg wurde er 1916 zum Militär eingezogen, 1917 verwundet. 1918 besuchte er die Militärschule, im selben Jahr wurde er erneut verwundet und kam in englische Gefangenschaft. Im Dezember 1919 wurde er aus dem Deutschen Heer entlassen und arbeitete ab 1920 als selbstständiger Landwirt. 1924 wählte ihn der Frucht- und Gemüsebauverein Kirchwerder S. S. zu seinem Vorsitzenden,



1928 wurde er in den Vorstand des Verbandes „Rund um Hamburg“ gewählt, ebenfalls ein Gemüsebauverein. Von 1927 bis 1933 hatte Wüsthof zudem das Amt des Gemeindevorstehers in Kirchwerder inne. Er war deutschnational eingestellt und gehörte dem paramilitärischen Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten an. Dieser Wehrverband war kurz nach Ende des Ersten Weltkrieges 1918 zunächst als reiner Interessensverband für Kriegsveteranen gegründet worden war, entwickelte sich aber zu einem entschiedenen Gegner der Weimarer Republik und der Demokratie. Er war zudem klar antisemitisch eingestellt. Als bewaffneter Arm der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) stellte er bei zahlreichen Parteiversammlungen den (bewaffneten) Saalschutz. Im September 1928 ließ er in der „Fürstenberger Hassbotschaft“ verlauten: „Wir hassen mit ganzer Seele den augenblicklichen Staatsaufbau, seine Form und seinen Inhalt“, weil er ein Hindernis darstelle, „unser geknechtetes Vaterland zu befreien, [...], den notwendigen Lebensraum im Osten zu gewinnen und das deutsche Volk wieder wehrhaft zu machen“. Deshalb nannten sich die Stahlhelm-Mitglieder gegen Ende der Weimarer Republik in Abgrenzung zur NSDAP auch „die deutschen Faschisten“. Nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten 1933 übernahm die SA größere Teile des Stahlhelms. Der Rest erhielt 1934 den Namen Nationalsozialistischer Deutscher Frontkämpferbund (Stahlhelm). 1935 löste Hitler auch diese Organisation auf. Ihre Mitglieder durften danach trotz der geltenden Mitgliedersperre in die NSDAP eintreten. Diese Möglichkeit nutzte Wüsthof nicht, er gehörte auch nicht der SA an.

Nach dem Zweiten Weltkrieg trat er in die CDU ein und gründete noch 1945 in den Vier- und Marschlanden eine CDU-Bezirksgruppe. Seine Kandidatur für die Wahlen zur Hamburgischen Bürgerschaft 1946 wurde von den Briten verhindert, der Landeswahlleiter hatte schon sehr früh eine Ablehnungsempfehlung signalisiert. Der Grund: Wüsthofs Stahlhelm-Vergangenheit. Dazu der Historiker Helmut Stubbe-da Luz: „Wüsthof dürfte bereits im Herbst 1945 von den Engländern daraufhin überprüft worden sein, ob er sich als Vertreter der Vier- und Marschlande in der Ernannten Bürgerschaft eignen würde; solch ein Kandidat wurde dringend gesucht, aber man hatte noch keine ‚verantwortliche Person‘ gefunden, ‚die nicht zumindest nominell dem Nationalsozialismus ihre Unterstützung gegeben hatte.“. Als Wüsthof 1949 erneut kandidieren wollte, wurde dies wieder vom Landeswahlleiter beanstandet, die CDU konnte sich jedoch durchsetzen. So wurde er 1949 in die Bürgerschaft gewählt, der er bis zu seinem Tod 1964 angehörte. Von 1953 bis 1957 vertrat er allerdings nicht die CDU, sondern den so genannten Hamburg-Block. Bereits zur Wahl 1949 hatten sich CDU und FDP zum Vaterländischen Bund zusammengetan, um die Wahl der SPD zu verhindern, traten jedoch noch getrennt an. 1953 schlossen sich die Deutsche Partei (DP) sowie der Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten



(BHE) dem Vaterländischen Bund an und alle vier Parteien stellte sich nun gemeinsam als Hamburg-Block (HB) zur Wahl. Mit 50 Prozent der Wählerstimmen stellte der Hamburg-Block daraufhin den Senat. Nach einer folgenden Änderung des Wahlrechts zum reinen Verhältniswahlrecht mit 5-Prozent-Klausel fiel der HB wieder auseinander und CDU, FDP sowie DP stellten sich 1957 wieder getrennt zur Wahl.

Neben seinen Bürgerschaftsaktivitäten war Wüsthof seit 1949 Deputierter bei der Behörde für Ernährung und Landwirtschaft und gehörte der Bezirksversammlung Bergedorf, dem Ortsausschuss sowie dem Ortsamt der Vier- und Marschlande an, Letzteres als dessen stellvertretender Leiter. Seit 1954 war er zudem Mitglied im Aufsichtsrat des VHH Verkehrsbetriebe Hamburg-Holstein, außerdem Mitglied der Hauptversammlung der Hamburger Sparcasse von 1827 sowie des Beirats der Filiale Bergedorf.

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

StaH 731-8 Zeitungsausschnittssammlung A 773 Wüsthof, Hermann; Jürgen Bolland, Die Hamburgische Bürgerschaft in alter und neuer Zeit, Hamburg, 1959, S. 134; Arie Goral-Sternheim, Jeckepotz. Eine jüdisch-deutsche Jugend 1914–1933, Hamburg, 1989, S. 147; Helmut Stubbe-da Luz, Union der Christen – Spillettergruppe – Integrationspartei. Wurzeln und Anfänge der Hamburger CDU bis Ende 1946, Didd., Univ. Hamburg, 1989, S. 275, 341 f., 526, 557 f.; Helmut Stubbe-da Luz, Von der „Arbeitsgemeinschaft“ zur Großstadtpartei – 40 Jahre Christlich-Demokratische Union in Hamburg (1945–1985), Hamburg, [1985], S. 33, 42, 74 u. 76; Bernd Ulrich, Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten, in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hrsg. v. Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiß, München, 1997, S. 745; Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949, München, 2003, S. 391 f., 487 u. 503; Hamburger Abendblatt, 25. u. 26.11.1964;

- **Hermesweg**, *Heimfeld (1952)*; *Hermes, griechischer Götterbote*.
- **Herrengraben**, *Neustadt (17. Jhd.)*: nach den Ratsdienern, die dort im *Stadtgraben* das Gras nutzten.
- **Herrengrabenbrücke**, *Neustadt (1960)*, siehe *Herrengraben*.



- **Herrenhausallee**, *Wohldorf-Ohlsdorf (1914): Amtshaus der Waldherren in Wohldorf.*
- **Herrenweide**, *St. Pauli (1830): Weidefläche im Besitz des Rats, der damals nur aus Männern bestand.*
- **Herrlichkeit**, *Altstadt (16. Jhd.): Hier besaß der Hamburger Rat Gärten.*
- **Hertelstieg**, *Billstedt (1948): Zacharias Hertel (?-?), Hamburger Verleger im 17. Jhd.*
- **Herwardistraße**, *Rahlstedt (1950). Gestalt aus der nordischen Sage.*
- **Herwigredder**, *Rissen (1949), Gestalt aus der Gudrungsage. Siehe auch: Gertrudstraße, Gerlindweg und Hildeweg, in Bd. 2.*
- **Herzog-Alf-Weg**, *Schnelsen (1948): Adolf VIII., Herzog von Schleswig und Graf von Holstein (1401-1459).*
- **Herzog-Bruno-Weg**, *Niendorf (1948): Bruno (gest. 880), Sachsenkönig.*
- **Herzog-Carl-Friedrich-Platz**, *Bergedorf/Lohbrügge (2005): Herzog Carl Friedrich (1700-1739), Herzog von Schleswig und Holstein.*



- **Hessepark, Blankenese (1945):** *Georg Heinrich Hesse (1815-1909), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Hettelstieg, Rissen (1954), König Hettel, Gestalt aus der Gudrunssage.** Siehe auch: Gudrunstraße und Hildeweg, in Bd. 2.
- **Heubergerstraße, Rahlstedt (1957):** *Richard Heuberger (1850-1914), Operettenkomponist.*
- **Heydornweg, Blankenese (1972):** *Wilhelm Heydorn (1873-1958), Pastor an St. Katharinen, Lehrer, freier Seelsorger.*
- **Heykenaubrook, Hausbruch (1976):** *Dr. Georg Heyken (1864-1939), Moorburger Arzt.*
- **Heykenaukamp, Hausbruch (1987),** siehe: Heykenaubrook.
- **Heykenauweg, Hausbruch (1997),** siehe: Heykenaubrook.
- **Heykenstieg, Hausbruch (1989),** siehe: Heykenaubrook.



- **Heynemannstraße, Langenhorn (1960):** Prof. Theodor Heynemann (1878-1951), Direktor der Frauenklinik Hamburg Eppendorf. Siehe seine Vita unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/
- **Heysestraße, Bergedorf (1949):** Paul Heyse (1830-1914), Dichter. Siehe auch: Marianne-Wolff-Weg, in Bd. 2.
- **Heytwiete, Iserbrook (1953):** Wilhelm Hey (1790-1854), Fabeldichter und Jugendschriftsteller.
- **Hiddingaweg, Barmbek-Nord (1929):** Gerlof Hiddinga (1683-1766), Maler, Zeichner und Zeichenlehrer am Johanneum.
- **Hildeboldtweg, Bramfeld (1950):** Hildebold von Bremen (13. Jhd.), Erzbischof.
- **Hildebrandtwiete, Rissen (1951):** Gestalt aus den Nibelungenlied. Siehe auch: Brunhildstraße, Kriemhildstraße, Siegrunweg und Uteweg, in Bd. 2.

Im Umfeld der berühmten Sagenfigur Dietrich von Bern spielt sein Waffenmeister Hildebrand eine wichtige Rolle. Er hat als Krieger und Gefolgsmann Frau und Kind verlassen und ist mit Dietrich von Bern in die Verbannung gezogen. Als er nach 30 Jahren heimkehren will, gerät er zwischen zwei Heere und wird von einem jungen Krieger bedroht, den Hildebrand als seinen Sohn Hadubrand erkennt. Patriarchale und militaristische Strukturen und Rituale führen jedoch nicht dazu, dass Vater und Sohn ihr Wiedersehen feiern, sondern in einen Kampf verstrickt werden, der für den Sohn wohl tödlich endet. Vor dem Ausgang dieser Begegnung bricht das Hildebrandslied ab, einer der frühesten deutschsprachigen Texte aus dem 9. Jahrhundert. In späteren Fassungen lassen Vater und Sohn schließlich vom tödlichen Zweikampf ab.

Text: Birgit Kiupel



- **Hilgendorfweg**, Blankenese (1949): *Robert Wilhelm Hilgendorf (1852-1937), Kapitän, segelte 66 Mal um Kap Hoorn.*
- **Hilpertweg**, Eidelstedt (1964): *Dr. Werner Hilpert (1897-1957), Präsident der Deutschen Bundesbahn.*
- **Hindenburgbrücke**, Alsterdorf (1926): Paul von Hindenburg (1847-1934), siehe auch: **Hindenburgstraße**, Groß Borstel (1926)

Reichspräsident, Kommandierender General, Oberbefehlshaber des deutschen Heeres. Nachdem Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt worden war, am 1. Februar 1933 der Reichstag aufgelöst und für den 5. März 1933 Neuwahlen festgelegt worden waren, hatte Reichspräsident Hindenburg am 4. Februar 1933 die Presse- und Versammlungsfreiheit eingeschränkt. Damit hatte er eine erste gesetzliche Grundlage geschaffen, um politische Gegner zu verfolgen; „in Preußen ersetzte man Beamte der Polizeiverwaltung, die SPD-Mitglieder waren, durch ‚national‘ eingestellte Personen, und stellte seit dem 22. Februar eine Hilfspolizei aus SA, SS und ‚Stahlhelm‘ zusammen; am 28. Februar verkündete man die vom Reichspräsidenten am 4. Februar 1933 erlassene ‚Notverordnung zum Schutz von Volk und Staat‘. Wichtige Grundrechte der Weimarer Verfassung galten nicht mehr – es herrschte ein fortdauernder Ausnahmezustand. Dazu gehörte das Verbot der Kommunistischen Partei Deutschlands; ihre Anhänger sowie Sozialdemokraten, Reichsbanner-Funktionäre und exponierte NS-Gegner anderer Parteien wurden verhaftet und in ersten Konzentrationslagern in sogenannte ‚Schutzhaft‘ genommen.“ (Ferdinand Krogmann: Worpswede im Dritten Reich 1933-1945. Bremen 2011, S. 65.) Siehe auch in Bd. 1 im Kapitel: Straßennamen als Spiegel der Geschichte: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit.

Der Beirat „Namensgebende Persönlichkeiten“ der Landeshauptstadt Hannover für das Projekt „Wissenschaftliche Betrachtung von namensgebenden Persönlichkeiten“ gab am 1. Oktober 2015 für die sich in Hannover befindende, 1916 benannte Hindenburgstraße und die 1965 benannte Hindenburgschleuse die Empfehlung: Umbenennung. In ihrer Stellungnahme heißt es u. a.:



„Hindenburg ermöglichte die nationalsozialistische Diktatur, beginnend am 30. Januar 1933 mit der Ernennung von Adolf Hitler zum Reichskanzler. (...) Die Eingriffe zur Ausschaltung des Parlaments, zum Verbot der politischen Parteien und der Gewerkschaften sowie zur Errichtung der Einparteiendiktatur trug Hindenburg mit. (...) Hindenburg begrüßte den Ausbau der Diktatur. Das ‚politische Testament‘ Hindenburgs datiert vom 11. Mai 1934. Pyta (2007) resümiert: ‚In seinem politischen Testament brachte Hindenburg unmissverständlich sein Wohlwollen über die seit dem 30. Januar 1933 eingeleitete Entwicklung zum Ausdruck und bestätigte damit zugleich die Richtigkeit der nach langem inneren Ringen getroffenen Entscheidung: ‚Mein Kanzler Adolf Hitler und seine Bewegung haben zu dem großen Ziele, das deutsche Volk über alle Standes- und Klassenunterschiede zu innerer Einheit zusammenzuführen, einen entscheidenden Schritt von historischer Tragweite getan.‘ Fazit: Der Reichspräsident Hindenburg hatte bei der Zerstörung der Republik und beim Ausbau der Diktatur unter einem antisemitischen Regierungsprogramm die zentrale Rolle. Er hat mit seiner verfassungsmäßig starken Position ab 1930 den Reichstag über den Weg der Präsidialkabinette auch unter Bruch der Verfassung übergangen und Hitler zum Kanzler gemacht. Auch danach trug er die Maßnahmen mit, die am Ende die nationalsozialistische Diktatur ermöglichten.“

Quelle:

[www.hannover.de/Media/01-DATA-Neu/Downloads/Landeshauptstadt-Hannover/Meldungen/2015/Oktober/Die-Empfehlung-des-Beirates](http://www.hannover.de/Media/01-DATA-Neu/Downloads/Landeshauptstadt-Hannover/Meldungen/2015/Okttober/Die-Empfehlung-des-Beirates)

- **Hindenburgstraße**, *Groß Borstel (1926)*, siehe: Hindenburgbrücke.
- **Hinrichsenstraße**, *Borgfelde (1948)*: *Siegmund Hinrichsen (1841-1902)*, *Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Bürgerschaftspräsident.*
- **Hinschallee**, *Rahlstedt (1731)*: *Hein Hinsch von Oldenfelde, Bauernvogt.*



- **Hinschenrehm, Langenhorn (1963):** *Hermann Hinsch (1844-1922), Brinkbesitzer und Butterhändler.*
- **Hinschstraße, Eidelstedt (1917):** *Jochim Hinsch (1847-1930), Lehrer an der Eidelstedter Schule, Gemeindevorsteher von Eidelstedt, verfasste die Eidelstedter Chronik.*
- **Hintzpeterstieg, Rothenburgsort (1929):** *Johann Hintzpeter (1839-1908), Deichvogt des Billwerder Ausschlages.*
- **Hinzeweg, Heimfeld (1992):** *Dr. Ernst Hinze (1910-1989), Medizinaldirektor, Leiter des Gesundheitsamtes Harburg, Vorsitzender des DRK-Kreisverbandes Harburg.*
- **Hirschfeldplatz, Harburg (1945):** *Emil Hirschfeld (1864-1927), Arzt, Senator, Gründer und ärztlicher Betreuer des Harburger Arbeiter-Samariter-Bundes. Siehe auch: Hellmuth-Bartsch-Weg*
- **Hirschfeldstraße, Harburg (1950),** siehe: Hirschfeldplatz.
- **Hirtenkamp, Volksdorf (1935):** *nach dem Land, das die Dorfhirten benutzten.*
- **Hirtenstraße, Hamm-Süd (19. Jhd.):** *nach der sich hier befindenden Wohnung des Hamburger Dorfhirten.*



- **Hochestieg, Wellingsbüttel (1950):** Prof. Dr. Richard Hoche (1834-1906), Direktor des Johanneums, Schulrat.
- **Höfnageleck, Billstedt (1948):** Joris Höfnagel (1542-1600), Zeichner, Kartograph, Miniaturenmaler.
- **Högerdamm, Hammerbrook (1956):** Fritz Höger (vollst. Johann Friedrich) (1877-1949), Architekt. Siehe auch: Annemarie-Ladewig-Kehre, in Bd. 2.
Siehe Vita: www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/
- **Hölderlinsallee, Winterhude (1928):** Johann Christian Friedrich Hölderlin (1770-1843), Dichter. Siehe auch: Susettestraße, in Bd. 2.

Hölderlins Mutter war die Pastorentochter Johanna Christina, geborene Heyn, sein Vater der Klosterpfleger Heinrich Friedrich Hölderlin. Dieser starb, als Johann Friedrich zwei Jahre alt war. Hölderlins Mutter heiratete 1774 einen Nürtinger Bürgermeister, der fünf Jahre später verstarb. Friedrich Hölderlin sollte nach den Vorstellungen seiner pietistischen Mutter evangelischer Pfarrer werden. Deshalb besuchte er auch Klosterschulen. In der höheren Klosterschule Maulbronn verliebte sich Hölderlin 1786 in Luise Nast, die Tochter des Klosterverwalters. Zwei Jahre später verlobten sie sich, nach einem weiteren Jahr trennte sich das Paar. 1790 begann Hölderlin im Tübinger Stift ein Studium der Theologie. Hier lernte er die Tochter des Kanzlers der Universität kennen. Hölderlin, dem das Fach Theologie überhaupt nicht zusagte, beendete das Studium 1793 und ging als Hauslehrer zu Charlotte von Kalb (1761-1843) nach Waltershausen. Bei ihr arbeitete die damals 22-jährige Witwe Wilhelmine Kirms als Gesellschafterin – „eine Dame von seltenem Geist und Herzen, spricht französisch und englisch und hat soeben die neueste Schrift von Kant bei mir geholt. Überdies hat sie eine sehr interessante Figur“, schrieb Hölderlin an seine Schwester. Wilhelmine Kirms wurde unverheiratet schwanger. Es wird vermutet, dass Hölderlin der Vater ihres Kindes ist. Ein väterliches Verhältnis baute er zu Wilhelmine Kirms' Tochter nie auf. Welcher Art die psychische Erkrankung Hölderlins war, an der er seit 1802 litt, ist nicht genau geklärt. Nachdem Hölderlin



1807 als unheilbar krank aus dem Krankenhaus entlassen worden war, lebte er, der durch ein kleines Erbe und eine Sonderrente finanziell abgesichert war, bis an sein Lebensende im Haushalt des Tübinger Tischlers Ernst Zimmer, der ein Bewunderer von Hölderlins „Hyperion“ war. Dessen 1813 geborene Tochter Lotte übernahm nach dem Tod ihres Vaters im Jahre 1838 die Pflege von Hölderlin bis zu dessen Tod.

- **Hölderlinstraße**, *Groß Flottbek (1928)*, siehe: Hölderlinsallee.
- **Hölscherweg**, *Wilstorf (1950): Georg Hölscher (1866-1932), Gartenbauarchitekt, errichtete den Harburger Stadtpark.*
- **Höltystraße**, *Uhlenhorst (1899): Ludwig Heinrich Christoph Hölty (1748-1776), Dichter.*
- **Hoffmannstieg**, *Rahlstedt (1961): Heinrich Hoffmann (1809-1894), Jugendschriftsteller.*
- **Hoffmann-von-Fallersleben-Straße**, *Bergedorf (1927): Hoffmann von Fallersleben (1798-1874), Dichter.*
- **Hoffmeyerstraße**, *Harburg (1950): Friedrich Hoffmeyer (1836-1899), Stadtschulinspektor, Mitherausgeber von mehreren Schulbüchern.*
- **Hoffstraße**, *Heimfeld (1913): Louis Hoff (1850-1916), Direktor der Vereinigten Gummiwaren Fabriken Harburg-Wien (Phoenix), gründete die Firma*



Internationale Galalith Gesellschaft Hoff & Co. Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*

- **Hogenbergkamp**, *Billstedt (1948): Franz Hogenberg (gest. 1590), Herausgeber des Braunschen Stadtatlas.*
- **Hogrevestiegbrücke**, *Wandsbek (1960), siehe: Hogrevestraße.*
- **Hogrevestraße**, *Wandsbek (1950): Heinrich Andreas August Hogreve (1858-1915), Gastwirt, Stadtverordneter (SPD) in Wandsbek.*
- **Holbeinstraße**, *Groß Flottbek (1910): Hans Holbein (1460-1524), Maler.*
- **Holbergweg**, *Blankenese (1957): Ludwig Freiherr von Holberg (1684-1754), Dänischer Schriftsteller, Dichter.*
- **Holländerberg**, *Wohldorf-Ohlstedt (1942): Hier wohnten die Holländer = Melker auf dem Gut Wohldorf.*
- **Hollestraße**, *Billstedt (1927): Hermann Holle (1679-1752), Buchdrucker, Bibeldrucke. Herausgeber der Schiffbeker Post.*



- **Holstentwiete**, *Ottensen (1868), nach dem Grundeigentümer.*
- **Holthusen kai**, *Kleiner Grasbrook (1912), siehe: Am Holthusen kai.*
- **Holthusenstraße**, *Volksdorf (1905), siehe: Am Holthusen kai.*
- **Homannstraße**, *Heimfeld (1924): Emil Wilhelm Friedrich Homann (1846-1918), Stadtbaumeister, Stadtbaurat in Harburg.*
- **Honartsdeicher Kehre**, *Wilhelmsburg (1962): Honart (?-?), holländischer Ingenieur, baute den Honartsdeich.*
- **Honartsdeicher Weg**, *Wilhelmsburg (1908), siehe: Honartsdeicher Kehre.*
- **Hondiusweg**, *Billstedt (1975): J. Hondius (1563-1612), Kartograph.*
- **Honsbergenstraßen**, *Billstedt (1952): Hieronymus von Honsbergen, Kartograph.*
- **Hoppenstedtstraße**, *Eißendorf (1925): August Ludwig Hoppenstedt (1763-1830), Schulreformer in Harburg, Abgeordneter der Allgemeinen Landesversammlung.*



- **Horandstieg**, *Rissen (1949)*, *Held aus der Gudrunssage*. Siehe auch: Hildeweg, in Bd. 2.

- **Horlebuschweg**, *Rönneburg (1988)*: *Johannes Horlebusch (1906-1939)*, *Feinmechaniker Harburg-Wilhelmsburg, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus* Stolperstein: Vorsetzen 19 vor seinem Wohnhaus. Als Johannes Horlebusch zur Welt kam, lebten seine Eltern, der Bohrer Friedrich Wilhelm Horlebusch (geb. 6.12.1869) und Henriette Ernestine, geb. Ahrlung, im ehemaligen Gängeviertel der Hamburger Neustadt, Großer Trampgang 21. Seine Familie, in der es noch den älteren Bruder Otto (geb. 22.10.1896) und die beiden später verheirateten Schwestern Erna Tiedemann und Frieda Knabe (geb. 12.11.1898) gab, gehörte vermutlich einer Freidenker-Gesellschaft an, da Johannes Horlebusch bis zur Jugendweihe freireligiösen Unterricht erhielt. Seine Eltern ließen ihn weder taufen noch konfirmieren. Nach Beendigung der Volksschule am Holstenwall 15 begann er eine Schiffbauerlehre bei der Vereinigten Elbe- und Norderwerft auf Steinwerder, die er nach 1 ½ Jahren aufgab, um seine Eltern finanziell zu unterstützen. Er wechselte als Monteur in die Barometerfabrik Stacher & Olms, Margarethenstraße 6, in Hamburg-Wandsbek, wo er bis zu seiner späteren Verhaftung beschäftigt blieb. 1925 lernte Johannes Horlebusch die 17-jährige Emilie Auguste Hirsch (geb. 11.4.1907) kennen. Ihr Vater war Pianist und kam aus einem jüdischen Elternhaus. Ihre Mutter war Schneiderin. Familie Hirsch wohnte in der Michaelisstraße 2. Nach ihrer Hochzeit am 7. April 1928 gab Auguste Horlebusch ihre begonnene Ausbildung als Tänzerin an der Volksoper auf. Die Kinder Hans und Margot wurden am 5. Juni 1929 und am 23. September 1931 geboren. Seit 1923 war Johannes Horlebusch Gewerkschaftsmitglied. 1927 trat er durch die Vermittlung seines Bruders Otto in die KPD ein und wurde Politischer Leiter des 8. Verbandes des Roten Frontkämpferbundes (RFB), der Schutz- und Wehrorganisation der KPD. Kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten geriet Johannes Horlebusch am 28. April 1933 während eines Spazierganges in eine Kontrolle und wurde verhaftet. Was folgte, waren drei Gerichtsverhandlungen, die, so Auguste Horlebusch später in ihrem Wiedergutmachungsantrag, durch erpresste Geständnisse anderer und konstruierte Indizien geführt wurden. Der erste Prozess fand am 2. Juni 1933 unter dem Vorwurf „Vergehen gegen das Schusswaffengesetz“ statt. Ein weiterer am 29. Juni 1934 wegen „gemeinschaftlich versuchten politischen Mordes“. Bei der letzten Verhandlung am 28. November 1934 wurde Johannes Horlebusch unter Einbeziehung der beiden vorausgegangenen Verurteilungen zu insgesamt 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Folgt man den Angaben in der Anklageschrift, so hielt das Hanseatische



Sondergericht es für erwiesen, dass sich Johannes Horlebusch als Funktionär des RFB an der Planung zweier Überfälle beteiligt hatte, die allerdings nicht zur Durchführung kamen. Ein angeblicher „Feuerüberfall“ sollte am 21. März 1933 auf den Fackelzug der SA-Standarte 31 in Altona verübt werden. Ein weiteres „Bombenattentat“ war angeblich am 1. April 1933 auf ein SA-Verkehrslokal in der Marktstraße 119 geplant. Auch eine kurze, bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Polizei und dem 8. Verband des RFB am 31. Januar 1933, nachdem Hafenarbeiter und Seeleute auf dem Heiligengeistfeld gegen die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler protestiert hatten, führte zu seiner Verurteilung als Leiter dieses Verbandes. Fast sechs Jahre verbrachte Johannes Horlebusch im KZ Fuhlsbüttel in Einzelhaft. Seine Gesuche, in eine Gemeinschaftszelle verlegt zu werden, wurden mehrfach abgelehnt. Am 8. Februar 1939, morgens um 6.30 Uhr, so die offizielle Version, wurde Johannes Horlebusch in seiner Zelle an einem Bettuch am Fensterkreuz erhängt aufgefunden. Auguste Horlebusch war nach der Festnahme ihres Mannes mehrmals im Stadthaus, Sitz der Staatspolizei (später Gestapo) verhört worden. Sie musste ihre Wohnung in der Wetkenstraße 3 räumen und versuchte als Reinmachefrau und mit Zeitungsaustragen, ihre beiden Kinder zu ernähren - als Witwe wurden ihr Unterstützungsleistungen gekürzt und vorenthalten. Die Erlaubnis, eine zweite Ehe einzugehen, war ihr als „Mischling I. Grades“ verweigert worden. Man drohte ihr sogar mit Sterilisation. 1943 wurde sie ausgebombt und erlebte das spätere Kriegsende durch eine rechtzeitige Evakuierung nach Bayern. Emilie Auguste Horlebusch, die nicht nur durch die Verhaftung ihres Ehemannes aus politischen Gründen, sondern auch unter eigenen „rassischen“ Verfolgungsmaßnahmen zu leiden hatte, heiratete am 23. Mai 1945 den Vater ihres dritten Kindes, Johann Nicolas Wilhelm Brecour, und erwirkte noch im selben Jahr, dass das nationalsozialistische Urteil gegen ihren ersten Mann Johannes Horlebusch aufgehoben wurde. Der Stolperstein für Johannes Horlebusch wurde in der Straße Vorsetzen vor dem Treppenaufgang zum Verlagsgebäude Gruner & Jahr verlegt. Die Wetkenstraße, nach dem Begründer der Armenschule in der Neustadt benannt, existiert heute nicht mehr. Sie verschwand im Zuge des Neubaus des Verlagsgebäudes aus dem heutigen Hamburger Stadtbild.

Text: Susanne Rosendahl, Text entnommen aus www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 351-11 AfW Abl. 2008/1, 110407 Brecour, Auguste; StaH 242-111 Gefängnisverwaltung, Abl.13, jüngere Kartei Strafhaft; StaH 213-11 Staatsanwaltschaft Landgericht-Strafsachen LOO 21/37 Bd. 1; StaH 351-11 AfW Abl. 2008/1, 13420 Grünberg, Irmgard; StaH 213-11 Staatsanwaltschaft Landgericht-Strafsachen LOO 58/37; StaHH 242-111 Gefängnisverwaltung II, Abl.18, 4478 Horlebusch, Johannes; StaH 331-5 Polizeibehörde-Unnatürliche Sterbefälle 3 Akte 358/39; StaH 331-5 Polizeibehörde-Unnatürliche Sterbefälle 3 Akte 1940/2070; StaH 332-5 Standesämter 3575 u 208/1928; Herbert Diercks: Gedenkbuch Kola-



Fu, Für die Opfer aus dem Konzentrationslager, Gestapogefängnis und KZ-Außenlager Fuhlsbüttel. Hamburg 1987, S.61; Bericht von Herbert Baumann, Rostock 1981 zur Verfügung gestellt von der Gedenkstätte Ernst Thälmann; Auskünfte von Herbert Diercks, Gedenkstätte Neuengamme.

- **Horst-Böttjer-Weg**, Billstedt (2015): *Horst Böttjer (1931-2011), Ortsamtsleiter in Billstedt 1971-1994.*

- **Hubert-Fichte-Weg**, Lokstedt (2012): Hubert Fichte (1935-1988), Schriftsteller. Siehe auch: Ida-Ehre-Platz, in Bd. 2.

Uneheliches Kind von Dora Fichte, Büroangestellte. Vater war der jüdische Kaufmann Reinhard Oberschützky. Dieser emigrierte in der NS-Zeit nach Schweden. Hubert Fichte wurde in erster Linie von seiner Großmutter aufgezogen. Seine Mutter arbeitete nach dem Zweiten Weltkrieg als Schauspielerin und Souffleuse. Über sie bekam Hubert Fichte Kinderrollen in verschiedenen Theatern. So kam er als Zwölfjähriger als Kinderdarsteller zu Ida Ehre in die Kammerspiele. „Wie sollten wir leben ohne das Geld, das ich dazuverdiente?“ Fichte lebte in Hamburg-Othmarschen mit der Fotografin Leonore Mau (1916-2013) zusammen. Er sagte einmal: „ (...) ich hab doch alles, was ich mein Leben lang getan habe, nur in der und für die Illusion der großen Verschwulung der Welt getan, und damit hab ich nie gemeint, alle sollten schwul sein und werden – sondern, daß es gleich ist, ob man mit Mann oder mit Frau oder mit beiden oder Frau mit Frau oder acht auf einmal etwas miteinander tun. Der große eine Körper – das hab ich gemeint. Und das haben sie uns kaputt gemacht.“ (Fritz J. Raddatz: Unruhestifter. Erinnerungen, München 2003, S. 217. Auf seinem Grabstein auf dem Nienstedtener Friedhof steht „Einst schon bin ich ein Knabe, /ich bin auch ein Mädchen gewesen, /Busch und Vogel und Fisch, /der warm aus dem Wasser empor schnell.“

Leonore Mau studierte Bühnenbildnerin und absolvierte eine Ausbildung zur Pressefotografin. Verheiratet war sie mit einem Architekten. Das Paar hatte zwei Kinder und lebte in Hamburg. Leonore Mau verließ ihren Mann, um mit dem fast zwanzig Jahre jüngeren Hubert Fichte zu leben. Ab 1962 lebte und arbeitete das Paar zusammen. Die beiden fuhren nach Afrika und Lateinamerika und erforschten die dortigen Religionen. Leonore Maus Fotografien wurden u. a. in der Kunsthalle Basel gezeigt (2002) und in der Akademie der Künste in Berlin. In den Hamburger Deichtorhallen würdigte 2005 eine Ausstellung die Zusammenarbeit und das Zusammenleben des Schriftstellers Hubert Fichte mit der



Fotografin Leonore Mau. Nach dem Tod von Leonore Mau im Jahre 2013 zeigte das Haus der Photographie in Hamburg eine Hommage an die Künstlerin Mau unter dem Titel „Das zweite Gesicht“. „Fichte sorgte dafür, daß parallel zu seinen Büchern über afroamerikanische Religionen, Petersilie und Xango, Bildbände von Mau erschienen, und entwarf das Layout. Doch die Bücher und Bildbände verkauften sich schlecht. (...) Ein Band mit dem Titel Psyche behandelt die traditionelle und moderne Psychiatrie in Afrika. Auch ihn sollte ein Fotobuch von Mau begleiten. Doch da Fichte starb, konnte es nicht mehr erscheinen. Statt weiter zu reisen, tippte Mau über Jahre seine nur von ihr entzifferbaren Handschriften ab. (...)“, schreibt Ingo Niermann in seinem Porträt über Leonore Mau, erschienen im März 2002 in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Hubert Fichte, so Ingo Niermann in seinem Porträt über Leonore Mau, soll einmal über seine Arbeitsbeziehung zu der Fotografin gesagt haben: „Ich will die Welt von unten beschreiben und du fotografierst sie von oben. Ich will mit allen Männern der Welt schlafen - ich will alle Männer beim Schlafen beobachten. Schade, daß wir nicht gemeinsam da rangehen. Was wäre das für ein Experiment. Du die Architekten – ich die Zuhälter und die Strichjungen.“

- **Hubertusweg, Niendorf (vor 1938):** *Hubertus (um 700-728), Bischof von Lüttich.*
- **Hudtwalckerstraße, Winterhude (1899):** *Dr. Martin Hieronymus Hudtwalcker (1787-1865), Senator; Johann Michael Hudtwalcker (1747-1818), Mitglied des Rates der Stadt. Siehe auch: Kösterstraße und Rebeccaweg, in Bd. 2.*

Seine Ehefrau hieß **Elisabeth Hudtwalcker**, geb. Moller (6.7.1752 Hamburg – 22.11.1804 Hamburg), Mutter und Malerin. Elisabeth Moller war das jüngste der drei Kinder des Hamburger Bürgers Vincent Moller und seiner Ehefrau Hedwig, geb. Thuun. Als Elisabeth zwei Jahre alt war, starb ihr Vater. Elisabeth, die in ihrer Kindheit und Jugend Musik- und Malunterricht erhalten hatte, durfte sich, solange sie noch nicht Mutter war, in ihren Mußestunden weiter der Malerei widmen. Sie kopierte Gemälde in Kreide und lernte, nach der Natur zu zeichnen. Ihre liebste Tätigkeit war das Porträtieren. Als Elisabeth 1776, ein Jahr nach der Hochzeit mit Johann Michael Hudtwalcker, schwanger wurde, „(...) verging ihr der Muth, oder vielmehr sie erhielt Muth zu einem höheren Berufe. Sie fühlte sich davon wie begeistert. Mutter war sie mehr als Künstlerin“, 1) schrieb ihr Gatte Johann Michael Hudtwalcker. Sie selbst bestätigte das. Für sie hatte „die Erfüllung der Mutterpflicht einen höheren



Lohn als der Glanz, mit dem sich glänzende Taten begnügen müssen“, so Johann Michael weiter. Die junge Frau Hudtwalcker hatte in der Katharinenstraße 83 einen großen Haushalt zu führen. Acht Kinder kamen auf die Welt, wovon einige jedoch im Kindesalter starben. Sehr sparsam und ordnungsliebend ging sie an ihre Aufgaben heran. Aber bald hatte sie den Haushalt so weit organisiert, dass sie nicht mehr alles allein machen musste. Für vieles hatte sie Personal. Nun regte sich der alte Wunsch zu malen. Elisabeth nutzte jede Gelegenheit. Doch es gab immer noch so viel zu tun, dass sie im Laufe des Tages oft nur zwischendurch zum Malen kam. Das Malen mit Ölfarben konnte sie deshalb vergessen. Und so lernte sie mit Wasserfarben zu malen. Doch meist erlaubten ihre häuslichen Pflichten es ihr nur zu zeichnen. Vorwiegend porträtierte sie ihre Freunde, besonders Frauen, da sie weibliche Gesichter zu zeichnen schwieriger fand. 1788, kurz nachdem ihr Mann zum Senator ernannt worden war, erkrankte Elisabeth Hudtwalcker am Inflammationsfieber. Als Genesungsurlaub unternahm das Ehepaar mit ihren ältesten Kindern eine Reise durch Holstein. Eine weitere Reise unternahm das Paar, um sich über den schmerzlichen Verlust des letzten Kindes hinwegzutrusten. Die Reise führte durch viele Teile Deutschlands, wo die Hudtwalckers Freunde besuchten und Künstler kennenlernten, von denen Elisabeth Aufmunterung für ihre künstlerische Arbeit erhielt. Auf der Reise erkrankte Elisabeth zum dritten Mal am Inflammationsfieber und starb nach siebentägiger Krankheit. Ihr Porträt, gemalt von Jean Laurent Mosnier, hängt heute in der Hamburger Kunsthalle.

Quelle:

- 1) Johann Michael Hudtwalcker: Elisabeth Hudtwalcker, geb. Moller, gestorben den 22. November 1804. Eine Biographie. Hamburg o. J.

Nicht mitbenannt ist die Straße nach Johann **Michael Hudtwalckers Schwester Margarethe Elisabeth Milow**, geborene Hudtwalcker (2.10.1748 Hamburg – 20.10.1794 Hamburg), die Großmutter von Heinrich Köster. Siehe auch: Kösterstraße in Bd. 2. Margarethe Elisabeth Milow ist eine der wenigen Nichtadligen des 18. Jahrhunderts, die ihr Leben erzählen. Lange schlummerte das handgeschriebene Manuskript im Hamburger Staatsarchiv, bis die Herausgeberinnen dieser Erinnerungen es 1986 entdeckten. 1) Das Buch wurde über die Grenzen Hamburgs hinaus bekannt. Examens- und Diplomarbeiten vertieften einzelne Themen, die Margarethe Milow beschreibt. In einem typischen Kaufmannshaus des 18. Jahrhunderts in der Katharinenstraße 83 verlebte Margarethe E. Hudtwalcker mit ihren neun Geschwistern ihre Kinder- und Jugendzeit bei ihren Eltern, dem Tran- und Heringshändler Jakob Hinrich Hudtwalcker und seiner Frau Sara Elisabeth,



geb. Ehlers. Besonders eindrucksvoll ist Margarethe Elisabeth Hudtwalckers Schilderung der Liebe zwischen ihr und Octav, dem Kontorbediensteten ihres Vaters. Nur schüchtern und heimlich konnten sie einander ihre Gefühle erklären und leben. Denn bei Flirts und Liebesversuchen riskierten insbesondere bürgerliche Frauen und Mädchen viel. Auch für Margarethe stand ihre „Tugend“ und damit ihre gesellschaftliche Stellung auf dem Spiel. Jeder Verdacht vorehelicher Sexualität hätte Schande auf sie und ihre Familie geladen und ihre standesgemäße Versorgung durch eine gute Eheschließung unmöglich gemacht. Und Octav war wegen seines Vaters, einem Bankrotteur, nicht standesgemäß. Eine sehr innige Beziehung hatte Margarethe zu ihrem Bruder, dem späteren Kaufmann und Senator Johann Michael Hudtwalcker (1747-1818). Er und Octav lasen z. B. Friedrich Gottlieb Klopstocks (siehe: Klopstockstraße in diesem Band) Versepos „Der Messias“ über das Leben Jesu. Hier werden Freundschaft und Liebe engelhaft rein zelebriert. Diesem Vorbild wollten Octav und Margarethe folgen. Die jungen Leute loteten beständig und nicht ohne Kummer das Verhältnis zwischen Religion, Liebe und Sinnlichkeit aus, in einer Gesellschaft mit rigidem Moralkodex. Der Glauben spielte für Margarethe eine wichtige Rolle. Sie suchte Zuflucht bei einem göttlichen Vater, der aber auch zugleich Zuchtmeister war. Mit seiner Hilfe, so schrieb sie: „ward ich strenge tugendhaft“. Doch ihre Liebe zu Octav konnte sie nicht unterdrücken. Dies führte zu einer echten Tragödie. Verraten durch eine im Hause arbeitende Näherin, belauschte der Vater ein Rendezvous zwischen Margarethe und Octav: „Wie ich zurückgehe, sehe ich meinen Vater, seine ernste Stimme – oh, keine Stimme ist meinen Ohren furchtbarer gewesen und was er sagte, das waren Schwerter durch das Innerste meiner Seele, wäre ich in die Hände eines Mörders gefallen, ich hätte mich nicht so erschrocken, wie vor meinem Vater.“ Die Schwerter, die Margarethe nach dieser Entdeckung zu spüren bekam, waren geschmiedet aus Liebesentzug. Die Stoffe für Ballkleider wurden gestrichen, das Brot ihr bei Tisch hingeworfen, sie durfte sich nur als letzte den Teller füllen, und der Vater nannte sie Dirne. Octav und Margarethe schrieben sich verzweifelte Briefe, versuchten sich zu trennen, litten unendlich: „Ich welkte wie eine Blume des Feldes. Die Liebe meiner Eltern, mein Zutrauen war dahin, davor ekelte mir.“ Doch dann wurde ein passender Heiratskandidat gefunden, der keineswegs wohlhabende, aber – weil Geistlicher – standesgemäße Ehemann, der angehende Pastor Johann Nikolaus Milow. Nach der Hochzeit im Jahre 1769 verließ Margarethe unter großem Trennungsschmerz das elterliche Haus. Nachdem ihr Mann einige Jahre in Lüneburg als Pastor gearbeitet hatte, erhielt er eine Stelle als Pastor beim Grafen Schimmelmann (siehe: Schimmelmannstraße in Bd. 1 im Kapitel: Straßennamen als Spiegel der Geschichte. Hamburg und seine Kolonialgeschichte) in Wandsbek.



Margarethe, nach elf Schwangerschaften Mutter von acht Kindern und Hausmutter eines Knabeninternates, welches sie noch neben ihrer Arbeit als Hausfrau und Mutter mit ihrem Mann führte, hatte kaum Zeit, ihre Eltern im St. Katharinenkirchspiel zu besuchen. Mit 46 Jahren erkrankte sie an Brustkrebs, wurde erfolglos operiert und starb am 20. Oktober 1794 im Alter von 47 Jahren. Drei Monate später, am 10. Januar 1795, starb auch ihr Mann. Die Tragik an Margarethe Milows Lebensgeschichte: Octav avancierte wenige Jahre nach Margarethes Heirat zu einer standesgemäßen Partie, da er als Kaufmann zu Geld und Ansehen gekommen war.

Quellen:

1) Dr. Rita Bake, Birgit Kiupel (Hrsg.): Margarethe E. Milow. Ich will aber nicht murren. Hamburg 1987 u. 1993.

- **Hudtwalckertwiete**, *Winterhude (1936)*, siehe: Hudtwalckerstraße. Mehr zu Karl Hudtwalcker, der vor 1933 nach Oslo auswanderte.
- **Hübenerkai**, *HafenCity (1877)*: Hermann Albert Hübener (1804-1876), Senator, Präses der Schifffahrts- und Hafendeputation, später der Sektion der Baudeputation für Strom und Hafenaufbau.
- **Hübenerstraße**, *HafenCity (1893)*, siehe: Hübenerkai.
- **Hübbesweg**, *Hamm (1909)*, nach der Familie Hübbe, insbesondere im Hinblick auf den Ersten Beamten der Landherrenschaft Dr. Wilhelm Hübbe (1804-1886), der sich mit der Geschichte der Gegend zuerst grundlegend beschäftigt hat.
- **Hühnerposten**, *Hammerbrook (17. Jhd.)*: abgelegener Wachposten der Garnison.



- **Hünefeldstraße**, Tonndorf (vor 1933): *Günther Freiherr von Hünefeld (1892-1929), Flugpionier.*
- **Hürthweg**, Langenhorn (1952): *Theodor Hürth (1877-1944), katholischer Geistlicher, Generalpräses des Kolpingwerkes.*
- **Hugh-Greene-Weg**, Lokstedt (2001): *Sir Hugh Carleton Greene (1910-1987), Journalist, Chef des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR) in Hamburgs Nachkriegszeit.* Siehe auch: Ida-Ehre-Platz, in Bd. 2 und siehe auch: Haubachstraße: hier zum Thema Straßenamensvergabe: Alma de L'Aigle. Als eine Straße beim NDR Fernsehen in Hamburg-Lokstedt benannt werden sollte, kam auch der Vorschlag auf, die Straße nach Irene Koss (1928 Hamburg – 1996 Hamburg), der ersten Fernsehansagerin der Bundesrepublik Deutschland, zu benennen. Es wurde sich jedoch für Hugh Greene entschieden. Greene war viermal verheiratet: mit der Britin Helga Guinness (geb. 1916), Heirat 1934. Mit ihr hatte er zwei Söhne, geboren 1936 und 1938, als Hugh Greene Deutschlandkorrespondent der Daily Telegraph (1934-1939) war. Das Paar ließ sich 1946 oder 1948 scheiden. 1951 heiratete Greene die Amerikanerin Elaine Shaplen (geb. 1920). Mit ihr hatte Hugh Green ebenfalls zwei Söhne. Die Scheidung erfolgte 1969. 1970 heiratete er Else Neumann (1910-1981), unter ihrem Künstlerinnennamen Tatjana Sais bekannt als deutsche Kabarettistin und Schauspielerin. Ab 1932 spielte sie im politisch-literarischen Kabarett Die Katakombe von Werner Finck. 1938 heiratete sie den Kabarettisten Günter Neumann. Nach dem Verbot der Katakombe gründete sie gemeinsam mit ihrem Ehemann und Bruno Fritz das Kabarett Tatzelwurm. In der Nachkriegszeit gründete sie das Nachkriegskabarett der RIAS-Sendung Die Insulaner mit. Die Schauspielerin trat auch ab 1936 im Film und Fernsehen auf. „Unter anderem spielte sie auch eine Nebenrolle als Tochter des jüdischen Bankiers Ippmeyer in dem antisemitischen Film Robert und Bertram (1939). Sie meinte im Presseheft der Tobis: „Es ist ein heikles Gefühl, als Judenmädchen in das Bewußtsein des Publikums einzugehen. Mir wurde das an den entsetzten Blicken klar, mit denen uns die vielen Besucher während der Drehzeit musterten. Wir sahen wirklich aus wie die waschechte Mischpoke (Tobis-Presseheft zu „Robert und Bertram“, Berlin 1939, S. 17). Robert und Bertram ist der einzige antisemitische NS-Film, der sich als Komödie geriert. Das Zitat dokumentiert die Verstrickung von



„unpolitischen“ Künstlern und Schauspielern in die Mentalität des NS-Staates – ungeachtet dessen, welche hohen Verdienste sie sich in der Nachkriegszeit erworben haben.“ 1) Tatjana Sais agiert auch als Synchronsprecherin und Sprecherin in Hörspielproduktionen des NWDR. Über Tatjana Sais heißt es in einem Artikel in der Welt vom 28.2.1981: „Sie ist eine kluge Frau. Nun, und? Dies kann auch hinderlich sein. Sie ist eine reizende Frau. Schon besser. Sie ist eine sehr begabte Schauspielerin, und das macht das Leben zuweilen schwer. Tatjana Sais hat als junges Ding im Ballett der Frankfurter Stadttheater angefangen. (...) Ihr Name stand auf unzähligen Theater- und Kabarettprogrammen, in Film- und Fernsehvorspannen. Sie war bekannt. Aber wirklich kannten sie nur wenige. (...) Später, nach ihrer Scheidung von Günter Neumann und ihrer Verheiratung mit Hugh Carlton Greene, zog sie nach London. Aber auch als Lady Tatjana Greene blieb sie Berlin treu. Als Günter Neumann starb, übernahm sie, die er zur Universalerbin gemacht hatte, die Verwaltung seines künstlerischen Erbes. (...)“ 2) Tatjana Sais initiierte die Günter-Neumann-Stiftung zur Förderung der Arbeit auf dem Gebiet des Kabarett- und Revuetheaters. Nach dem Tod von Tatjana Sais heiratete Hugh Green 1984 Sarah Grahame (geb. 1941).

Quellen:

- 1) wikipedia: Tatjana Sais. Stand: 17.6.2015
- 2) guenter-neumann-stiftung.de/insulaner/tatjana-sais/

- **Hugo-Klemm-Straße**, *Heimfeld (1950): Hugo Klemm (1883-1943), Metallfacharbeiter, Gewerkschaftsfunktionär, Senator in Harburg, 1933 von den Nationalsozialisten aus dem Dienst entlassen.*

- **Hulbepark**, *Bergedorf (1951): Georg Ernst Friedrich Hulbe (1851-1917), Lederfabrikant*

- **Heinsonweg**, *Volksdorf (1929): Theodor Heinson (1856-1922), Prokurist, Gutsverwalter des Freiherrn von Ohlendorff.*



- **Humannstraße, Nienstedten (1947):** Dr. Karl Humann (1839-1896), Ingenieur, Altertumsforscher.
- **Humboldtbrücke, Uhlenhorst (1970):** Alexander von Humboldt (1769-1859), Gelehrter, Naturforscher, Siehe auch: Henriette-Herz-Ring, Bettinastieg, Rahel-Varnhagen-Weg, in Bd. 2. Der jüngere Bruder von Wilhelm von Humboldt war Naturforscher und Universalgelehrter und interessierte sich für alles, besonders für Geologie. Er gilt als Mitbegründer der Geographie als empirische Wissenschaft. Alexander von Humboldt wandte sich auch gegen die Sklaverei auf Kuba. Seine Erscheinung soll imposant gewesen sein, er soll vollendete Manieren und Witz besessen haben, so dass er von den Damen in den damaligen Salons vergöttert wurde. Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz schreiben über Humboldt: „Humboldt pflegte intensiv den zeittypischen Freundschaftskult zu einer Reihe – meist erheblich jüngerer – Männer. Mit einigen von ihnen ging er auf Reisen, mit anderen lebte er zeitweise zusammen.“
1) In einem Artikel von Matthias Matussek über Alexander von Humboldt heißt es zu Humboldts Mutter: „Seine Mutter ist gefühlskalt. (...) Ende 1796 stirbt seine Mutter, gerade zur rechten Zeit, wie man herzlos anfügen muss, denn sie hinterlässt das Vermögen, das Humboldt nun finanziell völlig unabhängig stellt.“
2) Alexander von Humboldt konnte nun den Staatsdienst verlassen und sich voll in seine wissenschaftlichen Forschungen stürzen und zu diesem Zwecke Reisen unternehmen. Humboldts Mutter war **Marie Elizabeth von Holwede, geb. Colomb** (1741-1796). Sie, die aus einer hugenottischen Kaufmanns- und Kunsthandwerkerfamilie stammte, hatte 1766, nachdem sie Witwe geworden war, den preußischen Offizier Alexander Georg von Humboldt geheiratet. In dieser Ehe bekam sie die beiden Söhne Wilhelm (geb. 1767) und Alexander (geb. 1769). 1779 wurde Marie Elizabeth abermals Witwe. Sie legte größten Wert auf eine exzellente Ausbildung ihrer beiden Söhne, um ihnen eine gute Position im Staatsdienst zu ermöglichen. Für dieses Ziel gab sie den größten Teil ihres nicht sehr großen Vermögens aus. Es ist also ihr Verdienst, dass ihre beiden Söhne die besten Startbedingungen in punkto Bildung bekamen.

In erster Ehe war Marie Elizabeth seit 1760 mit dem Baron, Erb- und Gerichtsherr Friedrich Ernst von Hollwede (1723-1765) verheiratet gewesen. Das Paar bekam zwei Kinder; ein Kind starb im Kindesalter. Nach dem Tod ihres Mannes erbte sie ein großes Vermögen, dazu kam noch das Erbe von ihren Eltern. Ein Jahr nach



dem Tod ihres Mannes heiratete Marie-Elisabeth von Hollwede erneut, diesmal den königlichen Kammerherrn und Major der Kavallerie a.D., Alexander Georg von Humboldt (1720-1779). 1785 äußerte sich Madame de la Motte-Fouqués über Marie Elizabeth von Humboldt: „Alles ist bei den Humboldts wie es war. In dem Hause ändert sich nichts, weder die Menschen, noch die Art und Weise. (...) [Frau Humboldt] (...) sieht heute so aus, wie sie gestern aussah und morgen aussehen wird. Der Kopfputz wie vor zehn Jahren und länger, immer glatt, fest, bescheiden! Dabei das blasse, feine Gesicht, auf dem nie eine Spur irgendeines Affects sichtbar wird, die sanfte Stimme, die kalte, gerade Begrüssung und die unerschütterliche Treue in allen ihren Verbindungen! (...) immer liegt der alte, schnarchende Hund Belcastel auf dem Sofa; ihr Gleichmuth leidet weder durch Widerspruch, noch sonst durch häusliche Störungen. Man kann darauf schwören, wie man sie heute verlässt, so findet man nach Jahr und Tag die Familie im Innern und Aeussern wieder.“

Quellen:

- 1) Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2., überarb. Auflage. Hamburg 2006, S. 340.
- 2) Matthias Matussek: Der geniale Abenteurer, in: Der Spiegel vom 13.9.2004.

- **Humboldtstraße**, *Barmbek-Süd (1859)*, siehe: Humboldtbrücke.

- **Humperdinckweg**, *Bahrenfeld (1957)*: Engelbert Humperdinck (1854-1921), *Opernkomponist*. Siehe auch: Königskinderweg, in Bd. 2.

- **Hundtstraße**, *Wandsbek (1951)*: Heinrich Hundt (1876-1943), *Rektor in Wandsbek*.

- **Husarenhof**, *Marienthal (2008)*: *in Anlehnung an den Namen „Am Husarendenkmal“*.



- **Huswedelweg**, *Wellingsbüttel (1950): Johann Huswedel (1576-1651), Rektor am Johanneum.*

- **Hutmacherhof**, *Altona-Altstadt (1966): In Anlehnung an die frühere Hutmacherstraße.*



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Ibsenweg**, Blankenese (1955): *Henrik Ibsen (1828-1906), Schriftsteller.*
- **Ihlestraße**, Billstedt (1962): *Albert Ihle (1869-1931), Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Gewerkschafter. Bezirksleiter des Gesamtverbandes Hamburg der ÖTV, 1949 wurde das Erholungsheim der ÖTV in Undeloh nach ihm benannt.*
- **Ifflandstraße**, Hohenfelde (1899): *August Wilhelm Iffland (1759-1814), Schauspieler, Dichter. „Als Freimaurer und Homosexueller konnte Iffland in Wien nicht Direktor des Burgtheaters werden (...)\", schreiben Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz in ihrem Buch „Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2., überarb. Auflage. Hamburg 2006, S. 341.*
- **Illiesbrücke**, Ohlsdorf (1956): *Artur Illies (1870-1952), Maler, Lehrer an der Landeskunstschule. Siehe auch: Del-Banco-Kehre und Gretchen-Wohlwill-Platz, in Bd. 2. Siehe auch: [www. Hamburg.de/ns-dabeigewesene](http://www.Hamburg.de/ns-dabeigewesene)*

Illies gilt als herausragender Künstler und als einer der profiliertesten Vertreter der norddeutschen Landschaftsmalerei. Illies war Mitbegründer und Vorsitzender des Hamburger Künstlerclubs von 1897. Die Kunstgewerblerin Valesca Röver (1849-1931), die 1881 am Glockengießerwall 23 eine Privatmalschule für Damen eröffnet hatte, engagierte 1895 die avantgardistischen Künstler Arthur Illies und Ernst Eitner als Lehrer, die – wie auch andere Künstler – solche Anstellungen für ihr finanzielles Überleben benötigten. Die Künstler brachten neue Kunsttechniken wie die des Pflanzenstudiums, Zinkdrucks, Holzschnitts und des Wandmalens in das Studium ein. Ebenso begannen die Schülerinnen erfolgreich mit graphischen Experimenten und Modellier-Unterricht. Jedes Jahr im September gingen die Künstler mit ihren Schülerinnen für drei Wochen zu Studienzwecken auf das Land. In der Malschule, in der Illies zwischen 1895 und 1908 unterrichtete, lernte er



auch seine spätere Ehefrau, die Malerin Minna Schwerdtfeger (1877-20.6.1901) kennen. Das Paar heiratete 1900. Ein Jahr später starb **Minna Illies** bei der Geburt der gemeinsamen Tochter. Illies zog sich daraufhin für einige Zeit zurück und reiste nach Italien. Nach seiner Rückkehr folgten 1902 und 1904 die ersten Einzelausstellungen. 1905 heiratete Illies Georgie Rabeler (1880-1960). Auch sie war eine Schülerin von ihm. Das Paar bekam vier Kinder. 1908 wurde Illies an die Kunstgewerbeschule berufen. Er leitete dort den Kurs „Figürliche und Aktmalerei“. Mit Beginn des Ersten Weltkrieges wurde Illies Kriegsmaler. Er ging als Soldat an die Front und malte Kriegsszenen und Offiziersbilder, wandte sich gleichzeitig aber auch religiösen Themen zu. Ab 1914 hatte Illies ein eigenes Atelier an der Kunstgewerbeschule. Er wurde Mitglied in Alfred Rosenbergs „Kampfbund für deutsche Kultur“ (vgl.: Ernst Klee: Kulturlexikon zum Dritten Reich. 4., aktualisierte Aufl. Frankfurt a. M. 2013, S. 251). 1933 wurde Illies pensioniert. 1935 beteiligte er sich an einem Wettbewerb für historische Wandbilder in der „Ruhmeshalle der NSDAP“, die in Lübeck entstehen sollte. Seine Entwürfe, nationalsozialistische Aufmarschmotive, wurden jedoch abgelehnt. 1941 war Illies mit Werken auf den großen Deutschen Kunstausstellungen im Münchner NS-Musentempel „Haus der Deutschen Kunst“ mit dabei, so mit seinem Ölgemälde „Heimkehr der Flotte der Legion Condor“. Bei den Bombenangriffen 1943 verbrannten viele seiner Werke. „Im Zuge des Entnazifizierungsverfahrens wurden seine Pensionszahlungen vorübergehend einbehalten.“ 1) 1950 gab es zu seinem 80. Geburtstag im Museum für Hamburgische Geschichte und im Städtischen Museum Braunschweig Ausstellungen. „1951 wurde er zum Ehrenmitglied der 1920 gegründeten Hamburgischen Künstler-schaft ernannt (...).“ 1)

Quellen:

- 1) Carsten Meyer-Tönnemann: Illies, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 6. Göttingen 2012 S. 135ff.

- **Illiesweg**, *Steilshoop (1955)*, siehe: Illiesbrücke.
- **Immanuelplatz**, *Veddel (1927)*, nach der dortigen Immanuelkirche.
- **Immanuelstieg**, *Veddel (1927)*, siehe: Immanuelplatz.



- **Immermannstraße, Altona-Nord (1910):** Karl Immermann (1796-1840), zeitkritischer Schriftsteller, Dramaturg. Siehe auch: Marianne-Wolff-Weg, in Bd. 2. Jurist, Landgerichtsrat in Düsseldorf. Freimaurer. Bekannt und befreundet u. a. mit Rahel Varnhagen, Heinrich Heine (siehe: Heinrich-Heine-Weg), Goethe (siehe: Goethestraße), Ludwig Tieck (siehe: Tiecksweg). 1822 lernte Immermann Eliza von Lützow, geb. von Ahlefeldt (1788-1855), kennen. Sie verliebten sich ineinander und gingen eine „außereheliche“ Lebensgemeinschaft ein, die bis zur Heirat Immermanns im Jahre 1839 mit der 23 Jahre jüngeren Marianne Niemeyer (1819-1886) anhielt. Eliza von Lützow hatte sich wegen Immermann 1825 von ihrem Mann Adolf von Lützow scheiden lassen. Gemeinsam mit Eliza von Lützow erarbeitete Immermann die deutsche Übersetzung des Romans „Ivanhoe“ von Sir Walter Scott. In ihrem Haus bei Düsseldorf trafen sich viele Künstler und Schriftsteller. Eliza Gräfin von Ahlefeldt wurde am 17. November 1788 auf Schloss Trankjör auf der dänischen Insel Langeland geboren und starb am 20. März 1855 in Berlin. Ihre Mutter, Charlotte Louise, geborene von Hedemann, war eine aus Schleswig-Holstein stammende Deutsche. Ihr Vater war Graf Friedrich von Ahlefeldt-Laurvig. Elisa war das einzige überlebende Kind des Grafenpaares – ein älterer Bruder war kurz nach der Geburt gestorben. Sie bekam eine gute Erziehung, muss aber keine unbeschwerte Kindheit und Jugend gehabt haben, denn ihre Eltern verstanden sich nicht und trennten sich schließlich. Als Eliza siebzehn oder neunzehn Jahre alt war, soll sie – so die Gerüchte – eine Liebesbeziehung gehabt haben, aus der ein uneheliches Kind hervorgegangen sein soll. Als Vater wurde gerüchteweise ihr Cousin Christian, aber auch Christian, der Sohn des Kronprinzen Frederik genannt. „Beglaubigt ist lediglich, dass am 4. Februar 1808 in der Hamburger St. Petri-Kirche ein am 21. November 1807 geborenes Mädchen auf den Namen Adolphine getauft wurde, deren angeblicher Vater zwar nicht Laurvig, wie Elises Familie, aber doch Laurberg geheißen haben soll. Bei einer Frau Steger, die ein Institut für junge Mädchen leitete, erhielt Adolphine eine gute Erziehung, verließ Hamburg aber als Siebzehnjährige und lebte einige Jahre bei der Gräfin Elisa, die sie lebenslang als ihre Pflegetochter ausgab, was in der Gesellschaft aber nicht immer geglaubt wurde“ 1), schreibt Günther de Bruyn in seiner Biografie über Gräfin Elisa. Während eines Kuraufenthaltes in Bad Nenndorf lernte Eliza von Ahlefeldt den Offizier Adolf von Lützow kennen, der sich dort von einer Verwundung kurierte, die er sich bei kriegerischen Kämpfen zugezogen hatte. Gegen den Widerstand ihres Vaters heiratete Eliza ihren Offizier am 20. März 1810. Imponiert hatte ihr wohl „sein kriegerischer Patriotismus, der sein schlichtes soldatisches Gemüt mit einem Hauch von Poesie umgab“. 2) Ansonsten verband die beiden wenig.



Lützwow hatte nicht so viel Interesse an Literatur und an Konzertbesuchen wie Eliza. Doch zuerst einmal hielt die Ehe, denn beide waren voll der patriotischen Gesinnung. Dies einte sie. Eliza unterstützte ihren Mann bei seinem Versuch, mit seinem Freikorps, den Lützwower Jägern, Deutschland von der französischen Fremdherrschaft zu befreien. Bei der Rekrutierung seiner Truppe half sie ihm unermüdlich. Eliza empfing die Männer, registrierte sie, wies sie in ihre Quartiere ein, warb für die Truppe, so auch Theodor Körner, pflegte Verwundete und gab ihnen seelischen Beistand. Für ihre Verdienste wurde ihr das Eisene Kreuz verliehen. Solche Auszeichnung erhielten nur sehr selten Frauen. Als dann aber die Befreiungskriege vorbei waren, ging auch „die Aura des Kriegshelden allmählich verloren [und Lützwow bemerkte], dass aus der treuen Gefährtin in allen Gefahren wieder die Gräfin mit ihren Ansprüchen an Geist, Luxus, Anstand und Schönheit geworden war. (...) geliebt aber war eine gegenseitige Hochschätzung, die ihnen ein harmonisches Miteinander ermöglichte, bis 1821 in den kleinen Kreis von Freunden (...) der junge Jurist und Literat Karl Immermann aufgenommen wurde.“ 3) Eliza unterstützte den acht Jahre jüngeren Mann bei seinen literarischen Versuchen. So durfte er bei ihren Gesellschaften vorlesen und seine Dichtungen vortragen. Eliza gab dem jungen Literaten Selbstbewusstsein und ermutigte ihn, sich schriftstellerisch weiterhin zu betätigen. Und so verliebten sich die beiden ineinander. Eliza ließ sich von ihrem Ehemann scheiden, nahm ihren Geburtsnamen wieder an und war durch eine Rente, die sie bekam, finanziell abgesichert. Dies und die Tatsache, wie de Bruyn schreibt, „dass Immermann jünger war, zu ihr aufsaß und ihre Beratung brauchte, gab ihr die Sicherheit, nicht Opfer männlicher Herrschsucht zu werden.“ 4) Dazu passt auch, dass sie – trotz der Bitten Immermanns – ihn nicht heiraten wollte. Sie zog zu ihm nach Düsseldorf, lebte dort mit ihm zusammen, unterstützte ihn weiterhin bei seiner literarischen Karriere, aber heiraten, nein. Immermann erklärte Elizas Heiratsunwilligkeit nach außen mit seinem noch zu niedrigen Einkommen, mit dem er eine Familie nicht standesgemäß ernähren könne. Günther de Bruyn schreibt über die weitere Liebesentwicklung dieses Paares, dass mit seiner literarischen Anerkennung auch die Selbstsicherheit Immermanns wuchs, so dass „ihr Anteil an seinem Schaffen unwichtiger wurde (...). Es ist also anzunehmen, dass sich seine Liebesbereitschaft in dem Maße verminderte, in dem seine Anerkennung in der Öffentlichkeit wuchs. Als er sich dann von Elisa lossagte, war der Höhepunkt seines Ruhmes erreicht.“ 5) Schließlich lernte er 1838 eine 24 Jahre jüngere und heiratswillige Frau kennen, die er formen und die er als „Kind“ bezeichnen und anreden durfte. Das stärkte sein Ego und er verließ Eliza. Die Gründe für das Liebesaus mit Eliza beschrieb er in seinem Tagebuch allerdings wie folgt: „Ich nenne unser damaliges Gefühl eine Leidenschaft und vermeide das Wort Liebe, weil der starken und heftigen Empfindung von Anfang an viel Irres und Wirres beigemischt war. (...) [und



wegen der Verweigerung Elizas, ihn zu heiraten, war es um ihn folgendermaßen bestellt]. Nie war ich auch nur einen Augenblick in dem stillen Seelenfrieden, der zuletzt das allein wahre Seelenglück ist. Nie verließ mich ein Gefühl der Verlegenheit, der wunden Scham. Ich hatte mit einem Worte kein gutes Gewissen über einen wichtigen Punkt meines Lebens. (...) Weil wir nicht auf dem gemeinsamen Boden des frommen Rechts und der schlichten Wahrheit standen, sondern auf einem gemachten, künstlichen, so waren wir in einigen Jahren, über die Leidenschaft und Leichtsinn hinüber geholfen hatte, bald weit auseinander.“ 6) Eliza von Ahlefeldt hörte von der Verlobung Immermanns, die im April 1839 stattfand, nur von anderen. Immermann selbst hatte nicht den Mut gehabt, ihr seine bevorstehende Hochzeit zu gestehen. Als es dann doch zu einer Aussprache kam, jammerte er, wie weh ihm die Trennung täte. Und so schlug er ihr vor – um sie nicht ganz zu verlieren –, sie könne doch als mütterliche Freundin des Ehepaares fungieren. Von seiner Zukünftigen verlangte er, dass sie nicht eifersüchtig zu sein habe und Eliza ehren solle, so wie er es auch tun würde. Doch Eliza von Ahlefeldt ließ sich nicht auf solch eine Beziehung ein. Sie vollzog einen glatten Trennungsschnitt und reiste zuerst einmal mit ihrer Freundin Johanna Dieffenbach nach Italien. Nach Deutschland zurückgekehrt, zogen die beiden Frauen in eine gemeinsame Wohnung nach Berlin, wo Eliza von 1840 bis 1855 einen literarischen Salon gründete. Hier verkehrten Ludmilla Assing, die später eine Biographie über die Gräfin schrieb, ehemalige Angehörige des Lützowschen Freikorps, Literaten und andere. Nach dem Tod von Immermann stand die Gräfin mit der Witwe Immermann freundschaftlich in Verbindung. Nach dem Tod der Gräfin soll, so Günther de Bruyn, Marianne Immermann, die Witwe, Eliza als „große Sünderin“ gesehen haben, für die „die Schmerzen, die sie hatte ertragen müssen, nur die gerechte ‚Sühne‘ für die ‚eigne Schuld‘ gewesen sei.“ 7) Immermann sah sich in seiner Ehe mit Marianne nun endlich nicht mehr als der Unterlegene in einer Liebesbeziehung. Sein Ideal von einer ehelichen Beziehung war mehr darauf ausgerichtet, dass er der Lehrer, der Vater, der Überlegene war. So schrieb er auch an sein „bräutliches Kind“: „Du sollst gehoben werden in meine geistigen Bahnen. (...) Alles denkst und fühlst Du weiter, was ich in Dir anschlage. Das ist das richtige Verhältnis, das Weib muss nie positiv werden wollen (...). Aber im Empfangen kann das Weib wahrhaft genial sein. (...) Ich habe so rasch mit Dir in diese Innigkeit des Vertrauens hinein wachsen können, weil das Verhältnis zwischen uns das richtigste ist, was zwischen Mann und Weib gedacht werden kann. Der Mann muss durchaus das Positive sein, das Bestimmende (...); das Weib das Biegsame, Aufnehmende, Einsaugende und den Mann anmuthig und rein Wiedergebärende. Je klarer und entschiedener dieses Verhältnis steht, desto glücklicher ist der Liebesbund, desto mehr gehen die beiden in einander über.“ 8)



Quellen:

- 1) Günther de Bruyn: Gräfin Elisa. Eine Lebens- und Liebesgeschichte. Frankfurt a. M. 2012, S. 15.
 - 2) Günther de Bruyn, a.a.O., S. 23.
 - 3) Günther de Bruyn, a.a.O., S. 75.
 - 4) Günther de Bruyn, a.a.O., S. 95.
 - 5) Günther de Bruyn, a.a.O., S. 111.
 - 6) Zit. nach: Günther de Bruyn, a.a.O., S. 112f.
 - 7) Günther de Bruyn, a.a.O., S. 125.
 - 8) Günther de Bruyn, a.a.O., SD. 121f.
-
- **Iroldstieg**, *Rissen (1955)*, *Gestalt aus der Gudrunsage*.

 - **Isern-Hinnerk-Weg**, *Schnelsen (1948)*: *Graf Hinnerk (14. Jhd.) erhielt wegen seiner Tapferkeit den Namen Isern Hinnerk*.

 - **Ittenstraße**, *Billstedt (1971)*: *Johannes Itten (1888-1967), Schweizer Maler, Direktor der Kunstgewerbeschule in Zürich*.

 - **Ivo-Hauptmann-Ring**, *Farmsen-Berne (1987)*: *Ivo Hauptmann (1886-1973), Maler, Radierer*. Siehe auch Landhaus Hauptmann, Elbchaussee 441. Siehe auch: Eva Hauptmann unter: Gerhart-Hauptmann-Platz.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Jacobsenweg**, *Stellingen (1964), Adrian Jacobsen (1833-1947), Forschungsreisender für Hagenbecks Tierpark.*

- **Jägerdamm**, *Niendorf (vor 1934): nach dem Beruf des Jägers.*

- **Jägerstieg**, *Wellingsbüttel (1931): nach dem Beruf des Jägers.*

- **Jägerstraße**, *Wilstorf (1889): Carl Adolph Jäger (1794-1874), Hofbesitzer, Generalleutnant.*

- **Jaffe-Davids-Kanal-Brücke**, *Wilhelmsburg (1909): Ludwig Salome Jaffe (1845-1923), Industrieller, Grundstücksmakler.*

- **Jaffestraße**, *Wilhelmsburg (1949), siehe: Jaffe-Davids-Kanal-Brücke.*

- **Jahnbrücke**, *Winterhude (1967), siehe: Friedrich-Ludwig-Jahn-Straße.*

- **Jahnkeweg**, *Bramfeld (1961): Bernhard Jahnke (1874-1928), Gemeindevertreter in Bramfeld.*



- **Jahnring**, *Winterhude (1934)*, siehe: Friedrich-Ludwig-Jahn-Straße.
- **Jakobikirchhof**, *Altstadt (seit dem 17. Jhd.)*, Straße bei und auf dem Kirchhof St. Jakobi, Namensherleitung Heiliger Jakob.
- **Jakob-Kaiser-Straße**, *Bergedorf/Lohbrügge (1980)*: Jakob Kaiser (1886-1961), Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, Gewerkschafter.
- **Jakob-Mores-Weg**, *Barmbek-Nord (1929)*: Jakob Mores (um 1550-1610), Goldschmiedemeister.
- **Jakobstraße**, *Neustadt (nach 1620)*, Heiliger Jakob Patron der St. Jakobi-Kirche.
- **Jaksteinweg**, *Groß Flottbek (1965)*: Dr. Ing. Werner Jakstein (1876-1961), Baurat, förderte den Wohnungsbau.
- **Jan-Külper-Weg**, *Lurup (2009)*: Johann Külper (1890-1976), Rektor der Schule an der Luruper Hauptstraße.
- **Jan-Valkenburg-Straße**, *Neustadt (1948)*: Johan van Valckenbourgh (1575-1625), holländischer Ingenieur, Artilleriehauptmann, Festungsbauer.



- **Jarnostraße, Rahlstedt (1951):** *Georg Jarno (1868-1920), Operettenkomponist.*
- **Jarrestraße, Winterhude (1892):** *Lic. Nikolaus Jarre (1603-1678), 28 Jahre Bürgermeister der Stadt Hamburg, Senator, Patron des St. Johannis-Klosters – des Jungfrauenstiftes zu der Zeit, als Elebeke dort Domina war. Siehe auch: Elebeken, in Bd. 2. Nikolaus Jarre soll in erster Ehe mit Margarethe Morsius und in zweiter Ehe mit Anna Schötteringk verheiratet gewesen sein und fünf Kinder gehabt haben.*
- **Jasper-Pentz-Straße, Rahlstedt (1948):** *Jasper Pentz um 1615, Amtmann in Trittau.*
- **Jean-Dolidier-Weg, Neuengamme (1986):** *Jean Aimé Dolidier (1906-1971), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, Präsident der „Amicale Internationale de Neuengamme“.* Der gelernte Restaurator und Kunsttischler arbeitete als Journalist und engagierte sich in der französischen Kommunistischen Partei und in Gewerkschaften. 1937 wurde er Leiter der Gewerkschaftszeitung „La Vie Ouvrière“. Bereits 1938 wurde Jean Dolidier verhaftet, denn nach dem Hitler-Stalin-Pakt und dem Niedergang der Volksfrontregierung herrschte auch in Frankreich eine starke antikommunistische Stimmung. Als Mitglied der im Zweiten Weltkrieg in Frankreich und Belgien aktiven Widerstandsbewegung „Résistance“ hatte er – nach verschiedenen Inhaftierungen – im Zentralgefängnis von Eysses eine Gefängnisrevolte organisiert, die sich gegen die Auslieferung von 107 politischen Gefangenen an die Gestapo richtete. Der Aufstand wurde niedergeschlagen und Dolidier ausgeliefert. Im Mai 1944 deportierte man ihn aus dem Internierungslager „Camp de Voves“ ins KZ Neuengamme bei Hamburg. Sofort schloss er sich dort dem „Comité Clandestine“, einem Geheimkomitee politischer Häftlinge an. Nach der Evakuierung des Lagers im Mai 1945 kam Dolidier über Schweden nach Frankreich zurück. Er starb 1971 nach langer Krankheit im Alter von 65 Jahren.
Als Überlebender gehörte Dolidier dort 1945 zu den Mitbegründern der französischen „Amicale Française“. Zwei Jahrzehnte später wurde er auf der ersten in Osteuropa durchgeführten Konferenz in Warschau für fünf Jahre zum Präsidenten der „Amicale Internationale de Neuengamme“ (AIN) gewählt. Die



AIN als Dachverband war im Mai 1958 von ehemaligen Häftlingen aus Belgien, Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland ins Leben gerufen worden. Nach und nach schlossen sich Verbände aus weiteren Nationen an. Zu den wichtigsten Zielen der AIN gehörten die Errichtung und später der Ausbau der Gedenkstätte in Neuengamme. Die AIN führt bis heute regelmäßig Kongresse und Gedenkveranstaltungen durch.

Eine der Hauptaufgaben Dolidiers war die Leitung der Denkmalskommission. So engagierte er sich für einen öffentlichen Zugang zum ehemaligen Standort des Krematoriums in Neuengamme. Mit Verhandlungsgeschick setzte er sich auch für die Errichtung eines Mahnmals auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers ein. Am 7. November 1965 war es soweit: In Gegenwart von 1.800 ehemaligen Häftlingen und deren Angehörigen wurde dieses Mahnmal mit Stele, Gedenkmauer und Skulptur auf dem Gelände der früheren Lagergärtnerei eingeweiht. Seit 1981 befindet sich hier auch das Dokumentenhaus Neuengamme als Herzstück der Gedenkstätte mit einer ständigen Ausstellung zur Geschichte des Lagers.

Beruflich war Dolidier nach der Rückkehr in seine Heimat weiterhin bei der französischen „Securité Sociale“ tätig gewesen. In Pierrefitte-sur-Seine nördlich von Paris ist seit 1971 ein von Dolidier mit aufgebautes kommunales Gesundheitszentrum nach ihm benannt. Die Straße Jean-Dolidier-Weg in Neuengamme trägt ihm zu Ehren seit dem 24. November 1986 seinen Namen. Vorher hieß sie Neuengammer Heerweg und war die Zufahrtsstraße zum ehemaligen Konzentrationslager, so wie jetzt zur heutigen KZ-Gedenkstätte.

Text: Cornelia Göksu

- **Jean-Paul-Weg, Winterhude (1928): Johann Paul Friedrich Richter (1763-1825), Dichter.**
- **Jenischstraße, Osdorf (vor 1908): Martin Johann Jenisch (1793-1857), Senator, Präses der Hamburger Baudeputation.**

Siehe auch das Jenisch-Haus an der Baron-Voght-Straße 50. Das Grundstück erwarb Jenisch von seinem Freund, Baron Caspar Voght (siehe auch: Caspar-Voght-Straße, in Bd. 3 online). Das Stadthaus des Senators, der politisch zu den äußersten Rechten gehörte, stand an den Großen Bleichen und war mit einer großen Gemädegalerie ausgestattet.



Verheiratet war Jenisch seit 1820 mit **Fanny Henriette Roeck** (1801-1881). Das Paar blieb kinderlos. Sie gab in Flottbek glänzende Feste. Nach seinem Tod ermöglichte sie durch eine Schenkung, dass in Vevey am Genfer See, wo sie mit ihrem Gatten oft zur Erholung geweiht hatte und wo Jenisch verstorben war, das Musée Jenisch erbaut werden konnte, das 1897 eröffnet wurde. Es beherbergt die Fondation Oskar Kokoschka und die grafische Sammlung des Kantons Waadt. Eine Nichte von Martin Johann Jenisch war **Emilie (Emily) Jenisch** (12.12.1838 Hamburg – 24.4.1899 Hamburg), Stifterin der Anscharhöhe, Tarpenbekstraße. Nachdem 1875 ihr Vater Gottlieb Jenisch (Bruder von Martin Johann Jenisch) und 1882 ihre Mutter Caroline Jenisch, geb. Freiin von Lützwow, Witwe des Grafen von Westphalen-Fürstenberg, gestorben waren, bewohnte die älteste der drei Töchter, die ledige Emilie Jenisch, das große Haus am Neuen Jungfernstieg (heute befindet sich dort der Sitz des Überseeclubs) bis zu ihrem Tod im Jahr 1899. Sie lebte dort aber nur im Winter. Im Sommer bevorzugte sie das elterliche „Weiße Haus“ an der Elbchaussee. Nach ihrem Tod kaufte der Hamburger Kaufmann Gustav Amsinck das Gebäude am Neuen Jungfernstieg. Nach seinem Tod im Jahre 1909 kam das Haus in den Besitz seiner Witwe, die es aber nicht bewohnte. Emilie Jenisch, die krank, verwachsen und taub war, widmete sich ganz der Wohltätigkeit. 1883 gründete sie das Emiliestift, das zunächst in einer Wohnung in der Eppendorfer Landstraße untergebracht war. Das Stift bot sittlich gefährdeten – aber noch nicht „gefallenen“ – konfirmierten, 14- bis 21-jährigen Mädchen Unterstützung durch die Ausbildung zur Dienstbotin. Im Sommer desselben Jahres hatte Emilie Jenisch während ihres Urlaubs auf Föhr zufällig den Pastor der Anschar-Kapelle am Valentinskamp 65, Carl Ninck (1834-1887), kennengelernt. Aus dieser Begegnung entstand das 1886 von Emilie Jenisch gegründete Stiftskomplex Sankt Anscharhöhe an der Tarpenbekstraße in Hamburg-Eppendorf (Stiftung Anscharhöhe), in den das Emiliestift einzog und der heute als Altenheim genutzt wird. Einige alte Stiftsgebäude sind noch erhalten, so z. B. das Haus Emmaus (heute Altenheim), das ehemalige Waschhaus, das Haus Bethanien und die „Kirche zum Guten Hirten“.

- **Jensenknick**, *Fuhlsbüttel* (1931): *Wilhelm Jensen* (1837-1911), *Schriftsteller*.
- **Jeppweg**, *Othmarschen* (1927): *Johs. Eduard Jepp* (?-?), *Gemeindevorsteher in Othmarschen*.



- **Jes-Juhl-Weg**, Othmarschen (1960): *Jes Juhl (1875-1953), Senator in Altona, Direktor des Landpflegeheims in Osdorf. Wurde 1933 nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten als Erziehungsdirektor entlassen.*
- **Jesselallee**, Rahlstedt (1960): *Leon Jessel (1871-1942), Operettenkomponist.*
- **Jessenstraße**, Altona-Altstadt (1950): *Matthias Jessen (1641-1712), Präsident in Altona, und seinem Sohn Matthias Jessen (1677-1736), Präsident in Altona.*
- **Joachim-Mähl-Straße**, Niendorf (vor 1934): *Joachim Mähl (1827-1909), Rektor, niederdeutscher Dichter.*
- **Joachimstraße**, Osdorf (vor 1928), *Prinz Joachim von Hohenzollern (1890-1920).*
- **Jochen-Fink-Weg**, Iserbrook (1949): *Jochen Fink (1844-1920), Schiffszimmerer, Werftbesitzer.*
- **Jochim-Sahling-Weg**, Osdorf (1964): *Jochim Sahling (1786-1854), Lehrer in Osdorf.*
- **Jochim-Wells-Weg**, Hummelsbüttel (vor 1938), *alteingesessene Bauernfamilie aus Hummelsbüttel: Jochim Wells (1790-1824), Jochim Wells (1856-1932).*



- **Jödeweg, Nienstedten (1977): Fritz Jöde (2.8.1887 Hamburg-19.10.1970 Hamburg), Musikpädagoge, führend in der Jugendmusikbewegung**

Sohn eines Schuhmachermeisters. Studium, danach Lehrer an einer Hamburger Volksschule. Ab 1916 in der Jugendbewegung aktiv. Ab 1923 Dozent an der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin. Hier gründete im selben Jahr die erste staatliche Jugendmusikschule. Ab 1930 Leiter des Seminars für Volks- und Jugendmusikpflege an der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik.

Nachdem die Nationalsozialisten die Macht übernommen hatten, wurde Jöde 1933 „bis auf weiteres“ beurlaubt. Oktober 1936 Disziplinarverfahren, deshalb wurde Jöde im Februar 1937 aller Ämter enthoben und einige seiner Schriften verboten. Dennoch wurde Jöde 1937 Leiter des Jugendfunks München und 1938 Leiter der dortigen HJ-Spielschar. Von 1939 bis 1945 arbeitete er als Lehrer am Mozarteum in Salzburg. Am 1. Januar 1940 trat er der NSDAP bei (Mitgliedsnummer 7.792.080). Von 1940 bis 1944 gab er die Zeitschrift für Spielmusik heraus.

Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus war Jöde von 1947 bis 1952 Leiter des Amtes für Jugend- und Schulmusik in Hamburg. Von 1951 bis 1953 leitete er das Fach Musikpädagogik an der Hamburger Musikhochschule.

Zu Jödes Verhalten in der Zeit des Nationalsozialismus kommt Prof. Dr. Rainer Schmitt zu folgendem Ergebnis: „1. Jöde war während der gesamten NS-Zeit mit Ausnahme des letzten Kriegsjahres, in dem er zum „Kriegsdienst verpflichtet“ wurde, musikpädagogisch sowohl in Deutschland als auch im europäischen Ausland aktiv. Ein generelles Berufsverbot bestand für ihn zu keiner Zeit. 2. Jöde nahm für sich selbst innerhalb der musikalischen Jugendbewegung weiterhin das ‚Führerprinzip‘ in Anspruch. Durch diese Stellung, die er bewusst behauptet und von seinen Anhängern bestätigen lässt, wird seine Position gegenüber Angreifern gestärkt. 3. Jöde kümmert sich in den Jahren unmittelbar vor und nach der NS-Machtergreifung besonders intensiv um das Image seiner Person. Dazu nutzte er vor allem die persönlichen Kontakte zu einflussreichen Freunden in Politik und Musikwirtschaft sowie die Printmedien. 4. Jöde tat alles, um mit seiner Arbeit den nationalsozialistischen Machthabern zu gefallen. Von einer unpolitischen Haltung kann angesichts dieser Tatsache keine Rede sein. 5. Jöde war im Hinblick auf seine politische Verhaltensweise während der NS-Zeit sowohl Überlebenstaktiker als auch Opportunist. Er handelte in dieser Zeit oft auf zwei Ebenen, einer öffentlichen und einer privat vertraulichen, von denen er je nach Situation unterschiedlich Gebrauch macht.“

Die biografischen Daten zur Vita Jödes sind lückenlos bekannt und brauchen für die Zeit um die nationalsozialistische Herrschaft nur in Erinnerung gerufen zu



werden: ab 1923 auf Vorschlag Leo Kestenbergs Inhaber einer Professur an der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin-Charlottenburg; 1929 Initiator und Leiter der „Führerkonferenz“ der JMB in Oberhof/Thüringen; 1935 wegen persönlicher Verfehlungen Entlassung aus dem Amt bei gleichzeitiger Bewilligung einer Rente für die Dauer von fünf Jahren; Übersiedlung nach München; Kurse sowie offene Sing- und Musizierwochen im In- und Ausland mit Billigung der NSDAP, ferner zahlreiche musikalische Publikationen; ab 1938 auf Betreiben von Hellmuth Seidler (Leiter des Jugendfunks und früherer Schüler Jödes) freier Mitarbeiter des Jugendfunks am Reichssender München; 1940 Eintritt in die NSDAP und Annahme einer Dozentur für Volksliedkunde und Chorleitung am Mozarteum in Salzburg; 1943 Kündigung dieser Tätigkeit und Austritt aus der NSDAP; im gleichen Jahr Annahme eines Rufes an die Braunschweigische Staatsmusikschule und Übernahme der Leitung des angeschlossenen Musikheims im Schloss Schliestedt bei Schöppenstedt; 1944 Arbeit im ‚Kriegseinsatz‘ in einem Forschungsinstitut für Flugzeugbau in Ainring; ab 1945 Kantor der Evangelischen Kirche in Bad Reichenhall; 1947 Berufung in die Schulbehörde der Stadt Hamburg; ab 1949 Leiter des Seminars für Privatmusikerziehung an der Städtischen Musikschule in Hamburg, nach Umwandlung dieser Einrichtung in eine Staatliche Hochschule Leiter von deren Pädagogischer Hauptabteilung. Soweit die Fakten. (...) Betrachtet man im Überblick das Verhältnis Jödes zum Nationalsozialismus nach dessen Machtergreifung, so ergibt sich kein einheitliches Bild. Zum einen ist sich die NS-Führung offensichtlich des besonderen Ansehens, das Jöde in weiten Kreisen der Bevölkerung genießt, durchaus bewusst und vermeidet daher ein generelles Auftritts- und Arbeitsverbot. Dies wäre auch nicht im Sinne nationalsozialistischer Politik gewesen, der eine Förderung des Singbedürfnisses weiter Bevölkerungskreise ebenso entgegenkam wie Jödes ‚Weihegesänge‘ seiner 1933 in einer Auflagenhöhe von 7000 Exemplaren herausgegebenen Sammlung ‚Deutschland im Lied‘. Es scheint, dass man - zumindest nach 1934 - Jödes Arbeit als eine der nationalsozialistischen Idee förderliche ansah, wie sonst hätte man ihn 1937 anlässlich eines Musikkurses im Gartensaal der Bayerischen Reitschule in München einen Vortrag über ‚Menschenformung in schöpferischem Musizieren‘ halten lassen oder 1941 zu Singleiterlehrgängen der Kriegsmarine verpflichtet (PW 26). Gegen Repressalien unterer NS-Stellen kann sich Jöde dank seiner guten Verbindungen und Kontakte zu höheren Stellen meist erfolgreich zur Wehr setzen. So will das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Abteilung Musik ‚Bedenken vorläufig zurückstellen und Auslandsvorträge Jödes auf Antrag von Fall zu Fall genehmigen‘, wie die NS-Parteizentrale in München am 1.12.1937 schriftlich mitteilt (PW 6). Von gleicher Stelle erfolgt am 26.5.39 die Nachricht, dass der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung ‚gegen seine früheren Vorbehalte nunmehr Ihrer



[Jödes] Verwendung in der Arbeitsgemeinschaft für Instrumentalunterricht an den Bayerischen Volksschulen ohne Einschränkung zustimme' (VT 10). Der NS-Führung war also offensichtlich daran gelegen, Jödes Aktivitäten zwar nicht zu unterbinden, diese aber durch häufige Wechsel von Einschränkungen und Genehmigungen unter politischer Kontrolle zu halten. Jöde aber ging es zu dieser Zeit schon um mehr als nur den Erhalt der musikalischen Jugendbewegung. Er strebte danach, seine Ideen über die Grenzen des Reiches hinaus auch im Ausland zu verbreiten und auf diesem Weg bei den Völkern Europas eine allgemeine Musikbewegung zu gründen. (...) Zum Schluss der hier vorgenommenen und sicher nicht abgeschlossenen ‚Nachträge‘ bleibt festzustellen, dass sich Fritz Jöde - ganz im Gegensatz zu manchem seiner Freunde und Anhänger - der politischen Wirksamkeit seines Handelns zu jeder Zeit bewusst war und dies in entscheidenden Augenblicken auch zu nutzen verstand. Von politischer Enthaltensamkeit oder gar von einer unpolitischen Haltung, auf die er und viele seiner Anhänger öfters hinwiesen, kann keine Rede sein, im Gegenteil: Jöde zieht die zur Wahrung seiner Interessen notwendigen politischen Fäden in der Regel im Hintergrund, und er tut dies, wie verschiedene Beispiele gezeigt haben, durchaus geschickt. Daher glaubte man nach 1945 auch seiner Behauptung, dass es ihm ‚ausschließlich um ein musikpädagogisches Wirken ohne jeden politischen Hintergrund‘ ging (ES 3).“ 1)

Quelle:

- 1) Rainer Schmitt: Von der Politik eines Unpolitischen – Nachträge zum „Fall Jöde“ in den Jahren 1927 -1945. In: Schoenebeck, Mechthild von [Hrsg.]: Vom Umgang des Faches Musikpädagogik mit seiner Geschichte. Essen: Die Blaue Eule 2001, S. 142ff. (Musikpädagogische Forschung; 22)

Die im Zitat angegebenen Zitatnachweise finden Sie in dem Aufsatz von Schmitt. Der Aufsatz ist nachzulesen unter

www.pedocs.de/volltexte/2015/10224/pdf/Schmitt_Von_der_Politik_eines_Unpolitischen_2001.pdf

- **Jörn-Uhl-Weg**, Blankenese (1979), Titel eines Romans von Gustav Frenssen. Siehe weitere Romanfiguren von Gustav Frenssen: Guldtweg; Babendiekstraße. Siehe auch in Bd. 2: Anna-Hollmann-Weg. Siehe zur Person Gustav Frenssen in Bd. 1 im Kapitel: Straßenbenennungen: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und in Bd. 2 bei Emmy-Beckmann-Weg.
- **Johann-Adolf-Hasse-Platz**, Bergedorf (1999), siehe: Hassestraße.



- **Johann-Camper-Stieg**, *Finkenwerder (vor 1987)*, *Johann Camper (1900-1979)*, *Lehrer, Vorsitzender des Finkenwerder Turnvereins.*
- **Johannes-Beckmann-Weg**, *Volksdorf (1948)*: *Johannes Beckmann (1860-1948)*, *Gemeindevorsteher.*
- **Johannes-Böse-Weg**, *Langenhorn (1959)*: *Johannes Böse (1879-1955)*, *Lehrer, Gründer der Griffelkunst-Vereinigung.*

Gründete die Griffelkunst-Vereinigung 1925. „Bei der Griffelkunst-Vereinigung handelt es sich um ein Unternehmen, das keinen Gewinn abwirft. (...) Damals [1925] verwirklichte der Hamburger Lehrer Johannes Böse seinen lang gehegte Idee, die Not der Zeit zu überwinden, indem er Kunst ins Volk hineintrug.“ 1) Böse, der Mitglied der SPD war, trat 1937 der NSDAP bei, um seine Arbeit ungestört weiter betreiben zu können.

Quellen:

1) www.zeit.de/1956/43/durch-das-tor-des-staunens

- **Johannes-Brahms-Platz**, *Neustadt (1997)*: *Johannes Brahms (1833-1897)*, *Dirigent, Pianist, Komponist.*

Johannes Brahms war Dirigent des **Hamburger Frauenchors**, der seinen Treffpunkt in der ehemaligen Pastorenstraße 16 am Michel an der heutigen Ost-West-Straße hatte. In diesem Haus wurde am 6. Juni 1859 der Hamburger Frauenchor gegründet. Anlässlich einer Hochzeit am 19. Mai 1859 in der St. Michaelis Kirche führten Friedchen Wagner und einige Kolleginnen aus Carl Grädeners Gesangs-Akademie für gemischten Chor seine Motette „Wo Gott sein Haus nicht selber baut“ auf. Dass Frauen in der Kirche sangen, war nicht immer selbstverständlich gewesen. Diese wichtige Stätte der Gesangsausbildung war Frauen bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts verschlossen gewesen. Gegen diesen Zustand protestierte der Musikschriftsteller und Komponist Johann Mattheson bereits im 18. Jahrhundert. Von ihm erfahren wir auch die Argumente, die diesen Ausschluss begründeten: „(...) a propos, vom Frauenzimmer! Es stehet nicht zu begreifen, warum man diesem schönen Geschlechte verbieten



will, das Lob Gottes, an dem dazu gewidmeten Orte, öffentlich in seinem Mund zu führen. Sagt einer: die Person singt in der Opera: so singen ja die Männer auch allda. Sagt der andere: sie ist zu hübsch; so müssen nur alle artigen Gesichter aus der Kirche bleiben. Sagt der dritte: Sie singt gar zu lieblich; so hat man ja Ursache, Gottes Wunder in der Menschenstimme zu preisen.“ Bezaubert von dem Gesang der Frauen war auch Johannes Brahms, der sich im Mai 1859 in St. Michaelis unter den Hochzeitsgästen befand. Er fragte nach, ob die Damen mit ihm sein „Ave Maria für Frauenchor und Orchester- bzw. Orgelbegleitung“ op. 12 einstudieren würden. Friedchen Wagner (geb. 1831), seit 1855 seine Klavierschülerin, organisierte in ihrem Elternhaus in der Pastorenstraße 16 die erste Probe, zu der 28 Sängerinnen erschienen. Der Hamburger Frauenchor war geboren. Mit Eifer ging man an die Arbeit. Die Choristinnen entwarfen ein Medaillon aus vier Kreiselementen mit den Buchstaben H F C für Hamburger Frauenchor und B für Brahms. Der Chorleiter verfasste ein als „Avertimento“ bezeichnetes Statut mit folgender Präambel: „Sonder weilen es absolute dem Plaisire fördersam ist, wenn es fein und ordentlich dabei einhergeht, als wird denen curieusen Gemüthern, so Mitglieder des sehr nutz- und lieblichen Frauenchors wünschen zu werden (...) jetztund kund und offenbar gethan, daß sie partout die Clausuln und Puncti hiefolgenden Geschreibsels unter zu zeichnen haben ehe sie sich obgenannten Tituls erfreuen und an der musikalischen Erlustigung und Divertirung parte nehmen können“ 1). Unterschrieben hatte er das Ganze mit „Der ich verharre in tiefster Devotion und Veneration des Frauenchors allzeit dienstbeflissener und schreibfertiger und taktfester Johannes Kreisler, Jun. alias: Brahms.“ 2) Zahlreiche Sängerinnen, unter ihnen auch Clara Schumann, die an den Chorproben teilnahm, wenn sie in Hamburg weilte, unterzeichneten das heitere Statut. Unbeschwert und fröhlich ging es auch bei den Proben zu, die meistens bei Wagners, aber auch im Hause des Musiklehrers Johann Theodor Friedrich Avé-Lallemant stattfanden. Zunehmend traf man sich auch bei Auguste Brandt in der Böckmannstraße sowie bei den Schwestern Betty und Marie Völckers in Hamm und im Landhaus der Halliers in Eppendorf (damals zwischen Erika- und Tarpenbekstraße gelegen). Die gesellige Komponente hatte eben einen genauso großen Stellenwert wie die musikalische. Über ihre erste Chorprobe am 1. August 1859 schrieb Franziska Meier: „Wir sangen Psalm 23 von Schubert und das Ständchen ‚Zögernd leis‘. Wir übten tüchtig, er ist prachtvoll genau beim Üben. Wenn die jungen Mädchen ihn doch alle ansehen möchten, würde das Dirigieren leichter sein.“ 1) Und Brahms schwärmte: „Mir gefällt der helle silberne Klang außerordentlich, und namentlich in der Kirche mit Orgel klingen die Frauenstimmen ganz reizend.“ 2) Neben Werken von Schubert, Hasse, Mendelssohn und Schumann wurden die älterer Komponisten wie Palestrina und Isaac gesungen, die Brahms für Frauenchor bearbeitete. Einen erheblichen Raum nahmen seine für drei- oder



vierstimmigen Frauenchor gesetzten Volkslieder ein. Vor allem aber regte der Chor Brahms zu eigenen Kompositionen an. Nach einem Sommer mit montagmorgendlichen Chorproben schrieb er am 30.9.1859 aus Detmold, wo er im Winter am Hof engagiert war, an Clara Schumann: „Ich sage Dir eine der lieblichsten Erinnerungen ist mir dieser Frauenchor. (...) Was werden nächsten Sommer da für Lieder kommen und für Freudenpsalmen! Eigentlich wird wohl schon etwas Cultus in Hamburg mit mir getrieben, das kann aber gar nichts schaden, denke ich. Ich schreibe wenigstens immer lustiger und es tönt in mir als müßte mit der Zeit Himmlisches herauskommen.“ 1) U. a. entstanden „Vier Gesänge für Frauenchor mit Begleitung von zwei Hörnern und Harfe“ op. 17. Dem ersten der vier Gesänge ist ein Gedicht von Friedrich Ruperti unterlegt: „Es tönt ein voller Harfenklang, den Lieb und Sehnsucht schwellen, er dringt zum Herzen tief und bang und läßt das Auge quellen.“ Die Ausschreibung der Einzelstimmen übernahmen die Sängerinnen in ihren Stimmheften häufig selbst. In ihnen sind nicht nur die meisten der von Brahms für den Chor komponierten Werke überliefert. Auch viele der gesungenen Volkslieder finden sich hier. Ganz besonderen Spaß am Singen hatten offenbar die Damen Marie und Betty Völckers, Marie Reuter und Laura Garbe. Sie gründeten ein Quartett, das sich unter der Leitung von Friedchen Wagner auch im Winter traf. „Kleine Gesang-Republik“ nannte Brahms sie scherzhaft. Als Brahms 1863 nach Wien ging, löste sich der Chor auf. Zusammenkünfte wie die bei Halliers existierten nur noch in der Erinnerung: „Die Damen hatten Papierlaternen mitgebracht, mit denen der Teich umkränzt wurde, während die Herren mit Feuerwerk die Gesangspausen ausfüllten. Der Chor hatte sich vor dem Tempel aufgestellt und Brahms, oft heiter bis zur Ausgelassenheit, bestieg einen der Bäume und dirigierte von da aus den Gesang. Schließlich ging die Gesellschaft in heiterster Stimmung, von den brennenden Laternen beleuchtet, singend durch das Dorf von dannen.“ 2)

Text: Brita Reimers

Anmerkungen:

- 1) zit. nach: Janina Klassen: Johannes Brahms: Werke für den Hamburger Frauenchor. In: „Heil über Dir Hammonia“. Hamburg im 19. Jahrhundert, Kultur, Geschichte, Politik. Hrsg. von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Hamburg 1992.
- 2) Zit. nach: Hans A. Neunzig: Johannes Brahms in Selbstzeugnissen und Dokumenten. Hamburg 1973.

Brahms Mutter war Christiane Nissen (1789-1865). In der Ulricusstraße 91 betrieb die gehbehinderte Johanna Henrika Christiane Nissen mit ihrer Schwester ein Warengeschäft, in dem sie Knöpfe, Zwirn und Weißzeug verkaufte. Christiane Nissen war Näherin und hatte schon seit ihrem dreizehnten



Lebensjahr zum Unterhalt ihrer Familie beitragen müssen. Neben ihrem Geschäft verdiente sie sich durch die Vermietung eines Zimmers in ihrer Wohnung etwas hinzu. Einer ihrer Untermieter war der 1826 nach Hamburg gezogene Johann Jakob Brahms (1806-1872). Er verdiente damals seinen Lebensunterhalt als Straßenmusikant. Am 9. Juni 1830 heiratete die 41-jährige Johanna Christiane Nissen den 24-jährigen Johann Jakob Brahms, der im selben Jahr in das Hornistenkorps der Bürgerwehr aufgenommen wurde. Das Paar bekam drei Kinder. Ihr zweites Kind Johannes (1833-1897) wurde später ein berühmter Komponist. In den ersten Jahren ihrer Ehe war das finanzielle Auskommen der Familie nicht gesichert, denn die Einkünfte von Johann Jakob Brahms waren sehr unregelmäßig. Außerdem soll er zum Leidwesen seiner Frau nicht sehr sparsam gewesen sein. Wegen der finanziell unsicheren Lage musste die Familie mehrmals umziehen. So wohnte sie eine Zeit lang in der Speckstraße 60, dort im Schlüterhof, wo Johannes Brahms geboren wurde. Von 1842 bis 1850 lebte die Familie am Dammtorwall.

- **Johannes-Bremer-Weg, Rönneburg (1988):** *Johannes Bremer (1885-1937), Opfer des Nationalsozialismus.* Stolperstein: Grumbrechtstraße 62. Johannes Bremer war Kupferschmied und seit 1903 Mitglied der SPD und des Metallarbeiterverbands, einer Gewerkschaft, die dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB) angeschlossen war. Er heiratete am 14. April 1908 Else Walz, geb. 10.8.1883 in Berlin. Von Beruf war sie Schneiderin. Das Ehepaar bekam zwei Kinder: Paul, geb. am 28.7.1909, und Heinz, geb. am 19.5.1914, beide in Harburg. Ab Dezember 1918 wohnte die Familie in der Grumbrechtstraße 62.

Am 13. März 1920 putschten monarchistische Offiziere und Politiker gegen die demokratische Republik. Präsident Friedrich Ebert [siehe: Friedrich-Ebert-Damm; Friedrich-Ebert-Hof; Friedrich-Ebert-Straße] und die Reichsregierung verließen Berlin. Der Kapp-Putsch wurde durch einen Generalstreik zum Scheitern gebracht. In mehreren Städten kam es währenddessen zu bewaffneten Kämpfen, auch in Harburg. In der Nacht zum 15. März 1920 rückten putschende Baltikum-Truppen („Baltikumer“) unter dem Kommando des Hauptmanns Rudolf Berthold in Harburg ein und nahmen in der Heimfelder Mittelschule an der Woellmerstraße Quartier. Sie wurden von teils bewaffneten Arbeitern belagert. Es kam zu einem Schusswechsel. Schließlich mussten sich die Putschisten ergeben und wurden festgenommen. Hauptmann Berthold versuchte zu entkommen und wurde von der wütenden Menge gelyncht.



An der Belagerung beteiligten sich auch Johannes Bremer und sein Parteifreund Otto Noack [siehe: Noackstieg]. Beide wurden beschuldigt, an der Tötung Bertholds beteiligt gewesen zu sein, was sie aber abstritten. Im Februar 1921 standen sie vor dem Stader Geschworenengericht. 67 Zeugen traten auf. Aus Mangel an Beweisen wurden sie freigesprochen. Zweimal, 1925 und 1926, scheiterte eine Wiederaufnahme des Verfahrens. Bis heute ist nicht geklärt, wer Berthold getötet hat.

Johannes Bremer arbeitete später nicht mehr in seinem Beruf, sondern als Kontrolleur im Arbeitsamt Harburg (10. Juni 1926 bis 30. September 1928), dann bis zu seiner Verhaftung im Arbeitsamt Hamburg.

Nach dem Machtantritt der NSDAP spielte der Tod Bertholds im Totenkult um die „Märtyrer der Bewegung“ eine wichtige Rolle. Alljährlich fanden in Harburg im März Berthold-Feiern statt. Außerdem wollten die Nationalsozialisten die „Harburger Schmach“ vom März 1920 sühnen. Trotz der Freisprüche für Johannes Bremer und Otto Noack wurden beide in „Schutzhaft“ genommen, Bremer am 16. März 1933. Sie kamen ins Polizeigefängnis an der Wetterstraße (heute eine Unterkunft für Asylsuchende) und im August (Johannes Bremer am 29. August) ins Gerichtsgefängnis an der Buxtehuder Straße. Die Polizei wollte Bremer das Geständnis abpressen, doch Berthold getötet zu haben. Ein neuer Prozess gegen ihn wurde jedoch nicht angestrengt.

Er kam am 19. Oktober ins KZ Esterwegen. Als er erfuhr, dass er aus Harburg abtransportiert werden sollte, sagte er seinem kommunistischen Mithäftling Leo Kunkolewski: „Vielleicht hast du ja Glück, dass du da rauskommst. Ich habe keine Hoffnung mehr.“ Im KZ Esterwegen wurde am 20. Juli 1934 ein Mordanschlag auf Johannes Bremer verübt, er sollte „auf der Flucht erschossen“ werden. Ein Wachtmeister befahl ihm, einen Spaten zu holen, und drückte aus einer Entfernung von vier bis fünf Metern ab. Johannes Bremer wurde aber nicht tödlich getroffen, kam ins Lazarett und danach in den Bunker, d. h. in die Strafzelle. Dort wurde er schwer misshandelt. Die Justiz verstand sich damals noch nicht überall als Befehlsempfängerin der NSDAP. Die Verbrechen in Esterwegen, auch gegen Bremer, wurden aktenkundig, als die Oberstaatsanwaltschaft Osnabrück mit Untersuchungen begonnen hatte. Einige Folterer wurden in Haft genommen, das Verfahren wurde aber im November 1934 „auf Erlass des Führers und Reichskanzlers“ niedergeschlagen.

Von Esterwegen kam Johannes Bremer in ein Lager in Torgau, dann ins KZ Buchenwald. Hier wurde er am 1. Dezember 1937 ermordet. Gegen seine Ehefrau strengte die Stader Staatsanwaltschaft ein Verfahren wegen „Gräuelpromaganda“ an, weil sie erzählt habe, Bremer sei „auf der Flucht von hinten“ erschossen worden. Auch die Harburger Gestapo wurde von der



Staatsanwaltschaft befragt. Kriminal-Assistent von Holt antwortete und bestätigte, dass Bremer „am 1.12.1937 beim KL. Buchenwald auf der Flucht erschossen“ worden sei. Tatsächlich wurde er zur Strafe erschossen, weil ein anderer Häftling geflohen war, dessen die Wachleute nicht wieder habhaft werden konnten. Der Sohn Heinz kam im März 1945 bei Kämpfen um Danzig ums Leben.

Text: Hans-Joachim Meyer, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN)-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945, 6., erweiterte Aufl., überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meyer. Hamburg 2005; VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Stumme Zeugen. Wegweiter zu Stätten von Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg 1933-1945. Redaktion: Hans-Joachim Meyer, Christian Gotthardt. Hamburg 1993; Staatsarchiv Hamburg (StaH), 351-11, AfW, Johannes Bremer; StaH, 430-54 Amtsgericht Harburg, II B 25; Willy Perk: Hölle im Moor. Zur Geschichte der Emslandlager 1933-1945. Frankfurt a. M. 1979, S. 27f; Sta Stade, Staatspolizeistelle Harburg-Wilhelmsburg, Tagebuch-Nr. 1378/38. Matthias Heyl/ Margit Maronde-Heyl: Abschlussbericht zur Nachrecherche der Namen Harburger Opfer des Faschismus. Hamburg 2000: Vereinigte Arbeitsgemeinschaft der Naziverfolgten, Hamburg (VAN): Totenliste VAN.

- **Johannes-Büll-Weg**, *Hummelsbüttel (1975): Johannes Büll (1878-1970), Senator.*
- **Johannes-Frömming-Straße**, *Wandsbek (1999): Johannes „Hänschen“ Frömming (1910-1996), Trabrennfahrer.*
- **Johannes-Prassek-Park**, *Barmbek-Süd (2011), siehe: Prassekstraße.*



- **Johannes-Schult-Weg**, *Volksdorf (1968): Johannes Schult (1884-1965), Oberschulrat, Bürgerschaftsabgeordneter, Organisator des Hamburger Berufsschulwesens.*
- **Johannisbollwerk**, *(Neustadt) (18. Jhd.), nach der Bastion Johannis, geht auf Johann Rodenberg zurück, der damals Ratsherr war, als 1623 die Befestigung erbaut wurde.*
- **Johanniswall**, *Altstadt (1922) nach dem neuen, von 1834-1836 erbauten Kloster St. Johannis, das auf den Heiligen St. Johannis hinweist, das aber nicht mehr ein Männerkloster war, sondern im 19. Jhd. ein Frauenstift. Siehe dazu: Elebeken, in: Bd. 2.*
- **Johann-Kröger-Straße**, *Sasel (1933): Johann Kröger (1849-1933), Angehöriger der alteingesessenen Saseler Bauernfamilie.*
- **Johann-Meyer-Straße**, *Bergedorf/Lohbrügge (1949): Johann Meyer (1829-1904), niederdeutscher Dichter.*
- **Johann-Mohr-Weg**, *Othmarschen (2000): Johann Hinrich Mohr (1846-1921), Gründer der Bahrenfelder Margarine-Werke.*
- **Johann-Schaper-Weg**, *Hausbruch (2013): Johann Schaper (1621-1670); Glas- und Fayencenmaler in Nürnberg wurde berühmt. In Harburg geboren.*



- **Johann-Schmidt-Straße**, Eidelstedt (2003): *Johann Schmidt (1839-1916), stellvertr. Gemeindevorsteher in Eidelstedt, Gründungsmitglied und erster Vorsitzender des Eidelstedter Bürgervereins 1901-1912.*
- **Johann-Wenth-Straße**, Stellingen (1949): *Johann Wendt (gest. 1541), Lektor der Theologie, lutherischer Bischof, Reformator.*
- **Johan-van-Valckenburgh-Brücke**, Neustadt (1991), siehe: Jan-Valkenburg-Straße.
- **John-Chretien-Wanderweg**, Niendorf (2015): *John Chretien (1902-1999), Kunstmaler*
- **Johnsallee**, Rotherbaum (1868): *Eduard Johns (1803-1885), Senator.*
- **Johnsstieg**, Marmstorf (1976): *Karl Johns (1851-1930), Vorsitzender des Gemeinnützigen Bauvereins von Harburg-Wilhelmsburg und Umgebung, Hauptlehrer.*
- **Johnsweg**, Marmstorf (1931), siehe: Johnsstieg.
- **Jollassestieg**, Winterhude (1929): *Jean Jollasse (1810-1876), Architekt, und nach seinem Sohn Wilhelm Jollasse (1856-1921), Architekt.*



- **Jonni-Schacht-Weg, Rahlstedt (1996):** *Jonni Schacht (1904-1992), Kaufmännischer Angestellter, Mitglied der SPD, Gemeindegeschäftsführer in Farmsen-Berne, Grundstücksverwalter, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, Ortsamtsleiter in Rahlstedt.* Jonni Schacht wurde am 15. Juli 1904 in Hamburg-Finkenwerder geboren. Sein Vater, der Schiffsführer Hinrich Schacht, gehörte seit 1901 der SPD an und wechselte 1924 zu den Kommunisten. Jonni Schacht besuchte acht Jahre lang die Volksschule und anschließend ein Jahr die Handelsschule. 1919 begann er eine kaufmännische Ausbildung, die ihn in das Exportgeschäft führte. 1932 wurde er Gemeindegeschäftsführer der Hamburger Landgemeinde Farmsen-Berne.

Am 1. Februar 1919 trat Jonni Schacht als 14-Jähriger dem Arbeiterjugendbund Hamburg bei. Er wurde Vorstandsmitglied der SAJ Harburg und engagierte sich bei den Kinderfreunden. Im SPD-Distrikt Farmsen-Berne fungierte Jonni Schacht von 1928 bis 1930 als Bildungsobermann. 1931 übernahm er den Distriktvorsitz. Er war Mitglied des Reichsbanners und Leiter der „Eisernen Front“ im örtlichen Wahlkreis.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde Jonni Schacht der Unterschlagung bezichtigt und am 31. März 1933 verhaftet. Nachdem er seine Unschuld bewiesen hatte, wurde er nach acht Tagen Schutzhaft wieder entlassen. Als Distriktsführer nahm Jonni Schacht an der „Echo“-Versammlung teil und wurde erneut verhaftet. Nach seiner Freilassung beteiligte er sich an der illegalen Parteiarbeit und leitete den Kreis Hamburg-Walddörfer.

Jonni Schacht, der 1933 aus dem Staatsdienst entlassen worden war, blieb bis zu seiner Verhaftung 1935 arbeitslos. Die Verurteilung wegen Vorbereitung zum Hochverrat brachte Jonni Schacht drei Jahre Zuchthaus ein. Ein Jahr davon verbüßte er in Hamburg-Fuhlsbüttel, die anderen beiden Jahre im Aschendorfer Moor/Papenburg.

Die Nationalsozialisten veranlassten seinen Ausschluss aus der Baugenossenschaft „Gartenstadt Hamburg“, so dass Jonni Schacht sein Siedlungshaus räumen musste. Nach seiner Entlassung fand er ab 1940 eine Beschäftigung bei seinem Parteifreund Adolf Keilhack, der sich als Grundstücksverwalter und Hausmakler selbstständig gemacht hatte. Erneut betätigte sich Jonni Schacht im Widerstand und unterhielt in Hamburg und Bremen Verbindungen zu Sozialdemokraten und Kommunisten.

Jonni Schacht wurde 1942 zum Bewährungsbataillon 999 eingezogen und musste Kriegsdienst in Belgien, Griechenland und Jugoslawien leisten. 1946 kehrte er aus Jugoslawien aus der Kriegsgefangenschaft zurück nach Hamburg. Er erhielt sein Haus in Berne in der Lienastraße 10 zurück und wurde



Ortsamtsleiter in Rahlstedt. Jonni Schacht starb am 20. Oktober 1992 in Hamburg.

Text: Holger Martens, Text entnommen aus www.stolpersteine-hamburg.de

Quelle:

Holger Martens: Jonni Schacht, in: Verfolgung als politische Erfahrung. Hamburger Sozialdemokraten nach 1945, Hamburg 2013, S. 84f.

- **Joseph-Carlebach-Platz**, Rotherbaum (1989), siehe: Carlebachstraße.
- **Joseph-Norden-Weg**, Niendorf (1982): *Joseph Norden (1870-1945), Rabbiner, Opfer des Nationalsozialismus*. Stolperstein: Kielortallee 13; Mahnmal: Tisch mit 12 Stühlen, siehe dazu: Georg-Appel-Straße. Der Rabbiner Joseph Norden wurde in Hamburg als Sohn von Moses und Bertha Norden, geb. Levy, geboren. Er besuchte die Talmud-Tora-Schule (die sich in seiner Kindheit noch am Kohlhöfen 19-20 befand), später bis 1890 das Johanneum. Nach dem Abitur studierte er in Berlin Philosophie an der Friedrich-Wilhelm-Universität und ließ sich gleichzeitig am orthodoxen Rabbinerseminar ausbilden. In Halle wurde er 1895 zum Dr. phil. mit einer Arbeit über die Ethik Henry Homes promoviert.

Joseph Norden war in seiner gebildeten und religiösen Familie orthodox erzogen worden, und auch das Hildesheimersche Rabbinerseminar in Berlin war orthodox. Trotzdem entwickelte er sich zu einem Vertreter des liberalen Reformjudentums. Nach dem 1896 bestandenen Rabbinatsexamen war er ab 1897 Rabbiner in Neustettin (Szczecinek) in Pommern, dann von 1899 bis 1907 in Myslowitz, Oberschlesien, und von 1907 bis zu seiner Pensionierung am 31. März 1935 in Elberfeld, wo er am 6. September 1907 seine Arbeit als Gemeinderabbiner in der Nachfolge von Zacharias Auerbach aufgenommen hatte. Somit war Elberfeld sicher die entscheidende Station in seinem Leben. 1929 wuchs diese Gemeinde durch den Zusammenschluss der Städte Barmen und Elberfeld mit den Gemeinden Cronenberg, Ronsdorf und Vohwinkel auf mehr als 3.000 Mitglieder an.

Als Joseph Norden nach Elberfeld kam, hatte er bereits eine große Familie. Er war verheiratet mit Emilie, geb. Meseritz (1876-1931), und vier Kinder waren schon geboren: Bertha (geb. 1898), Hans (geb. 1899), Elfriede (geb. 1901) und Albert (geb. 1904). Nach dem Ersten Weltkrieg kam 1919 noch die Tochter Hanna dazu. Der Sohn Hans war 17-jährig Soldat geworden und hatte schwere



Schussverletzungen erlitten, die u. a. seine Nase zerstört hatten. Sein schreckliches Siechtum dauerte bis 1926.

Nordens wohnten in Elberfeld bis Ende der 1920er-Jahre im Nachbarhaus der Synagoge in der Genügsamkeitsstraße 7.

Joseph Nordens Sohn Albert schrieb in seinen Erinnerungen: „Im Elternhaus herrschte eine Atmosphäre des liberalen Monarchismus, dessen Glaubensartikel den allwöchentlichen Aufsätzen entnommen wurden, die Chefredakteur Theodor Wolff im ‚Berliner Tageblatt‘ niederlegte, der tonangebenden Zeitung der ‚linken‘ Bourgeoisie in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts: Monarchie – aber temperiert durch Konstitution, allgemeines und gleiches Wahlrecht, Aufklärung und Toleranz, Ausschaltung der Antisemiten und Einschränkung des Einflusses der Junker. Liberalismus – aber mit Monarchie, die nun freilich nicht von Gottes Gnaden, sondern verfassungsmäßig regieren sollte.“ Joseph Nordens Verehrung für Kaiser Wilhelm II. veranlasste ihn sogar, eine Broschüre „Unser Friedenskaiser“ zu veröffentlichen. Der Sohn schilderte ihn als völlig blind und ahnungslos allen politisch-ökonomischen Zusammenhängen gegenüber.

Was die jüdische Religion betrifft, war Joseph Norden jedoch fortschrittlich, gehörte der World Union for Progressive Judaism an und übersetzte Bücher von Claude Montefiore (1858-1938), der zu den Führern des Reformjudentums in England zählte. Im Laufe seines Berufslebens hatte Norden viele Ehrenämter inne und erhielt etliche Ehrungen und Auszeichnungen. Dem Zionismus stand er fern. Bei seiner Arbeit interessierten ihn das Neue Testament und das Christentum. Er verfügte über eine profunde Kenntnis der jüdischen und christlichen Literatur und publizierte zahlreiche Schriften.

Am 1. April 1935 wurde Joseph Norden pensioniert. Gleich im April 1935 kehrte er in seine Vaterstadt Hamburg zurück, trat am 17. April 1935 der Deutsch-Israelitischen Gemeinde bei und bezog eine Fünfstübchenwohnung in der Brahmsallee 8. Zwei Brüder, die Zwillinge Alexander und Carl (geb. 10.10.1875), lebten mit ihren Familien ebenfalls in Hamburg. Joseph Norden erhielt eine Pension, die aber erheblich gekürzt wurde. 1937 wurde er Mitglied im Rabbinatsgericht am Israelitischen Tempelverband, 1939 übernahm er die Rabbinatsstelle beim Hamburger Tempel als Nachfolger von Bruno Italiener, der nach der Pogromnacht nach England geflohen war. Der Tempel in der Oberstraße war in der Pogromnacht äußerlich unversehrt geblieben, allerdings wurde der Innenraum zerstört. Danach wurde das Gotteshaus des Tempelverbandes beschlagnahmt und stand als jüdischer Versammlungsraum nicht mehr zur Verfügung. Joseph Norden hielt nun liberale Gottesdienste im ehemaligen Bne-Brit-Logensaal in der Hartungstraße ab. Sein Sohn Albert schrieb, einflussreiche Engländer, deren Schriften er übersetzt hatte, hätten ihm



ein Visum und Arbeitsmöglichkeiten in England angeboten. Joseph Norden habe aber abgelehnt, weil er seine Gemeinde nicht im Stich lassen wollte.

Max Plaut, ein weitläufiger Verwandter Joseph Nordens, gab an: „Während des Krieges musste er die Wohnung auf Anordnung der Aufsichtsbehörde räumen und wurde von der Gemeinde in das Gemeindehaus Kielortallee eingewiesen. In diesem Haus wohnte in der 1. Etage meine Mutter mit zwei weiteren Frauen. Da Herr Dr. Norden inzwischen im Tempelverband als Rabbiner wieder fungierte, durfte er seine Bibliothek dorthin mitnehmen. Den größten Teil seiner Einrichtung jedoch musste er in dem dafür vorgesehenen Verfahren veräußern. Anlässlich seiner Deportation wurde sein vorhandenes Vermögen beschlagnahmt und seine Wohnung versiegelt.“

Am 15. Juli 1942 wurde Dr. Joseph Norden nach Theresienstadt deportiert. Zu diesem Zeitpunkt war er 72 Jahre alt. In Theresienstadt starb er am 7. Februar 1943. Auch sein Bruder Carl lebte damals in Theresienstadt. Er starb dort ein knappes Jahr nach Joseph Norden.

Joseph Nordens Kinder überlebten – mit Ausnahme des früh verstorbenen Hans – die Zeit des Nationalsozialismus im Exil. Als Politfunktionär der DDR bekannt wurde der Sohn Albert, der schon als Schüler unter dem Eindruck der politischen Unruhen während der Weimarer Republik Kommunist geworden war.

Joseph Nordens Töchter emigrierten. Bertha war verheiratet mit Professor Werner Rohnstedt und lebte 1944 in Ohio. Elfriede Meinrath, geb. Norden, lebte 1944 in Tel Aviv. Von der Tochter Hanna wissen wir, dass sie 1935 mit dem Vater nach Hamburg übersiedelte, nachdem sie die Schule in Wuppertal hatte verlassen müssen. 1939 heiratete sie in Hamburg den Apotheker Josef Hochfeld, mit dem sie 1940 nach Tientsin in China emigrierte und 1948 in die USA übersiedelte. Sie starb hochbetagt im Februar 2011.

Text: Susanne Lohmeyer, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 522-1, Jüdische Gemeinden, 92b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; Institut Theresienstädter Initiative/Nationalarchiv Prag, Jüdische Matriken, Todesfallanzeigen; Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bd. I-IV, herausgegeben vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006; StaH, 214-1 Gerichtsvollzieherwesen, 542; StaH 351-11 AfW, AZ 070119 und AZ170670; StaH 522-1 Jüd. Gemeinden 992e 2 Bd. 5 (Deportationslisten); StaH 622-1, Familie Plaut; Wegweiser zu ehemaligen jüdischen Stätten in den Stadtteilen Eimsbüttel, Rotherbaum von Wilhelm Mosel (bearb.), Heft 2. Hamburg 1985; Ulrike Schrader: Rabbiner Dr. Joseph Norden, in: Dr. Joseph Norden, Auge um Auge, Zahn um Zahn, neu hrsg. von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Wuppertal e.V.. Wuppertal 2003; Ulrike Schrader: Tora und Textilien. Zur Geschichte der Juden im Wuppertal. Wuppertal 2007, S. 87ff; Peter Offenborn: Jüdische Jugend in Hamburg 1933-1941, Privatdruck,



2. Aufl. Hamburg 2008; Ernst Gottfried Lowenthal (Hrsg.): *Bewährung im Untergang. Ein Gedenkbuch*. Stuttgart 1965, S. 138/139; *Biographisches Handbuch der Rabbiner Teil 2*, S. 463ff; Joseph Norden: *Die Ethik Henry Homes. Inaugural-Dissertation*. Halle Wittenberg 1895; Katrin Nele Jansen: „Norden, Joseph“, in: *Das jüdische Hamburg*. Göttingen 2006, S. 199; www.ns-gedenkstaetten.de; www.musenblaetter.de; Todesanzeige im "Aufbau" am 24.11.1944.

- **Josephstraße**, Wandsbek (vor 1938): *Joseph Morewood (1757-1841), Kaufmann*. Siehe: Morewoodstraße.
- **Josthöhe**, Hummelsbüttel (1951), nach *Graf Jost von Holstein-Schauenburg (1483-1533)*, erwarb Hummelsbüttel wieder zurück, verpfändete das Kloster Harvestehude.
- **Jostweg**, Hummelsbüttel (1951), siehe: Josthöhe.
- **Jürgensallee**, Othmarschen (vor 1903): *Friedrich Joachim Christian Jürgens (1825-1903), Gärtnerei- und Baumschulenbesitzer*.
- **Jürgensstraße**, Eißendorf (1901): *Johann Peter Ludwig Jürgens (1857-1905), Gemeindevorsteher in Eißendorf*.
- **Jürgen-Töpfer-Straße**, Othmarschen (2011): *Jürgen Töpfer (1946-2003), Bürgerschaftsabgeordneter, Vorsitzender der CDU-Fraktion in der Bezirksversammlung Altona*.



- **Jürgen-W.-Scheutzw-Park, St. Georg (2006):** Jürgen W. Scheutzw (1916-1996), Journalist, Schriftsteller, Ehrenpräsident des Zentralaussschusses Hamburgischer Bürgervereine.
- **Jürsweg, Horn (1933):** Heinrich Jürs (1844-1919), Zahnarzt, Heimatdichter.
- **Julius-Brecht-Straße, Osdorf (1965):** Dr. Julius Brecht (1900-1962), Abgeordneter (SPD) der Hamburgischen Bürgerschaft von 1949-1953, Mitglied des Bundestages, Vorsitzender des Vorstandes und Verbandsdirektor des Gesamtverbandes des gemeinnützigen Wohnungsunternehmens. Ab 1937 Mitglied der NSDAP, 1942 Mitglied des NSRB, August 1944 Berufung in den Reichsführungsstab des Deutschen Wohnungshilfswerks. Der Beirat „Namensgebende Persönlichkeiten“ der Landeshauptstadt Hannover für das Projekt „Wissenschaftliche Betrachtung von namensgebenden Persönlichkeiten“ gab am 1. Oktober 2015 für die sich in Hannover befindende 1963 benannte Julius-Brecht-Straße die Empfehlung: Umbenennung. Aus der Begründung: „Wirken nach der Machtübergabe 1933. Brechts Karriere setzte sich fort (Direktor/Saarpfälzische Heimstätte, Vorstand/Westfälische Bauvereinsbank). 1933 wurde er Leiter des Reichsverbandes des deutschen gemeinnützigen Wohnungswesens e. V. in Berlin. Brechts Amtsantritt fiel in die Zeit der beschleunigten Entrechtung jüdischer Mieterinnen und Mieter. Zunehmend betätigten sich die Organe der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft ‚als Multiplikatoren dieser Entwicklung‘ (Haerendel) und ausdrückliche Befürworter antisemitischen Vorgehens. In seiner Funktion wirkte Brecht auch durch Vorträge und Veröffentlichungen in den Verbandsorganen. Die geschickte Verknüpfung von Sachthemen der Wohnungswirtschaft mit dem nationalsozialistischen Gedankengut und Sprachduktus kennzeichnete seine Texte. Er bekannte sich eindeutig zur Ideologie des NS: ‚Juden gehören weder zur deutschen Volksgemeinschaft noch zu den deutschen Volksgenossen‘. Nicht namentlich gezeichnete Beiträge, die klar zu erkennen geben, dass die Vertreibung der jüdischen Mieterinnen und Mieter aus ihren gemeinnützigen Wohnungen schon lange angestrebt worden war, hatte Brecht (mit) zu verantworten.

Positionierung nach 1945:

Brechts NSDAP-Mitgliedschaft ist weder in Parlamentsbiographien noch in einschlägigen Handbüchern zu finden. Er konnte seine Karriere nach 1945 fast bruchlos fortsetzen; seine Verdienste um die Wohnungswirtschaft und seine



wertvolle Mitarbeit als SPD-Mitglied in demokratischen Gremien sind unbestritten. Es ist nicht bekannt, dass sich Brecht in der Nachkriegszeit jemals öffentlich zu seiner Vergangenheit geäußert hat.

Fazit: Brecht unterstützte in seiner Funktion als Reichsverbandsleiter den Prozess der Entrechtung von Mietern jüdischer Herkunft. In dieser Funktion hatte er auch Kenntnis von allen Beiträgen der Zeitschriften des gemeinnützigen Wohnungswesens. Er trug als Herausgeber direkt oder indirekt die Verantwortung für diese Beiträge. Eigene Veröffentlichungen belegen seine ‚Führer-Verehrung‘ und die Identifizierung mit den Zielen des Nationalsozialismus. Damit beteiligte er sich aktiv am Unrechtssystem.“

Quelle:

<http://www.hannover.de/Media/01-DATA-Neu/Downloads/Landeshauptstadt-Hannover/Meldungen/2015/Okttober/Die-Empfehlung-des-Beirates>

- **Julius-Campe-Weg**, Billstedt (1945): *Julius Campe (1792-1867), Buchhändler, Verleger, Patriot, Freiheitskämpfer*

Siehe auch: Rudolphiplatz in Bd. 2.

Siehe auch: Autor des Verlages war auch Heinrich Heine (siehe: Heinrich-Heine-Weg). Villa des Verlages am Harvestehuder Weg 42.

Verheiratet war Julius Campe mit Elisabeth Hoffmann (12.6.1786 Hamburg - 27.2.1873 Hamburg). „Wenn ich des Gegenstandes wegen auch nicht für nöthig halte, daß ich genannt werde, und keinen Werth darauf lege, so bin ich mit 72 Jahren doch alt genug, um kein zimperliches Incognito bewahren zu wollen.“ 1) Die hier einwilligt, öffentlich als Verfasserin einer Schrift genannt zu werden, ist Elisabeth Campe, geb. Hoffmann. Hoffmann und Campe, diese beiden Namen trägt der renommierte Hamburger Verlag bis zum heutigen Tag, und der Anlass für die Fusion war Elisabeth – Tochter von Benjamin Gottlob Hoffmann und Ehefrau von Franz August Gottlob Campe, beide Verleger und Buchhändler. Elisabeth Campes eigenständige Bedeutung für die Verlagsgeschichte aber liegt auf einem anderen Gebiet, auf dem der Autorenschaft. Mit ihren Briefen aus der Zeit der zweiten Besetzung Hamburgs durch die Franzosen wollte nach deren Abzug der Verlag ihres Mannes, der damals noch nicht mit dem ihres Vaters zusammengelegt war, seine Arbeit wieder aufnehmen. Die Briefe waren eigentlich für Johann Nicolas Böhl von Faber bestimmt gewesen, der sich wiederfindet in der Figur des Johannes in Joachim Heinrich Campes berühmtem Roman „Robinson der Jüngere“. Der erfolgreiche Kaufmann, Liebhaber und Kenner spanischer Poesie und mittelhochdeutscher Literatur, Herausgeber einer



Liedersammlung aus des „Knaben Wunderhorn“ hatte Hamburg kurz nach dem Einzug der russischen Befreier verlassen müssen, um beim Rückmarsch der Franzosen aus Pommern auf seinem Gut Görslow in Mecklenburg anwesend zu sein. Elisabeth Campe hatte dem Freund beim Abschied versprochen, ihn über die Veränderungen nach der Befreiung von den Franzosen auf dem Laufenden zu halten. Doch noch ehe sie den ersten Brief abgeschickt hatte, waren die Franzosen wieder in der Stadt. Sie berichtete von allen großen und kleinen Vorfällen, wusste die Briefe aber nicht zuzusenden, weil der Freund sein Gut verlassen hatte und nach Spanien zurückgegangen war. Eben diese Briefe wurden auf inständiges Bitten und Drängen von Vater und Ehemann im Juli 1814 unter dem Titel „Darstellung von Hamburgs außerordentlichen Begebenheiten in den Jahren 1813 und 1814“ anonym veröffentlicht. Elisabeth Campe hatte erst nach langem Zögern und nur unter der Einschränkung zugestimmt, dass ihr Name nicht genannt werde. Inwieweit bei dieser Bedingung auch anerzogene Zurückhaltung mitspielte, da es für Frauen als unschicklich galt, an die Öffentlichkeit zu treten, und Schriften von Frauen allein aufgrund der Tatsache, dass sie von Frauen geschrieben waren, zumeist herablassend und unsachlich rezensiert wurden, mag dahingestellt sein. Fest steht, dass die geistreiche und lebendige Elisabeth Campe von großer persönlicher Bescheidenheit war.

Geboren wurde sie am 12. Juni 1786. Ihre Mutter war eine geborene Ruperti. Die Eltern ließen ihrer ältesten Tochter, die ihnen als einziges von drei Kindern erhalten blieb, eine gründliche Erziehung angedeihen. Elisabeth Campe besuchte die französische Schule bei Madame Mollinier, bewegte sich bald mit großer Selbstverständlichkeit in den ersten Hamburger Kreisen, die in ihrem Elternhaus verkehrten, und begleitete die Eltern auf deren Reisen. Besonders liebte sie die Fahrten zur Leipziger Messe, wo sie Gelegenheit hatte, Menschen kennenzulernen und Freundschaften zu schließen. Am 6. Dezember 1806 heiratete sie den Verleger und Buchhändler Franz August Gottlob Campe, der im Jahre 1800 aus Braunschweig nach Hamburg gekommen war und hier eine Buchhandlung eröffnet hatte. Der Anfang war ihm dadurch erleichtert worden, dass er von den Hamburger Freunden seines Onkels Joachim Heinrich Campe, in dessen Schulbuchhandlung er in Braunschweig gelernt hatte, – Klopstock, Reimarus, Sieveking und Hoffmann –, freundlich aufgenommen wurde. Von der Heirat schreibt Elisabeth Campe in ihrem Nekrolog auf ihren Mann: „Seine Ansprüche waren immer nur auf ein bescheidenes Lebensglück gerichtet und hierin fand er die vollste Übereinstimmung der Gesinnungen, als er im J. 1806 die einzige Tochter seines älteren Collegen B. G. Hoffmann zur Lebensgefährtin wählte.“ 2) Was sie unter einem „bescheidenen Lebensglück“ verstand, zeigt eine Art Vermächtnis, das sie im März 1840 für Elise Friederike Reclam schrieb. Das Ehepaar Campe, das selbst kinderlos blieb, hatte die siebenjährige Nichte



Elisabeth im Herbst 1818 als Pflegekind bei sich aufgenommen: „Erhalte Dein Herz weich“, heißt es da, „freundlich und liebevoll gegen alle Menschen, dann stehst Du nie allein; der Beruf, andere zu beglücken, ist an keinen Stand, an kein Verhältnis gebunden, Gottes Reich ist überall, und die Liebe macht alles gleich! Sieh nicht auf das Aeußere. Du findest Menschen in den beschränktsten Lebensverhältnissen, deren innerer Reichtum bei weitem den Glanz dieser Welt überragt. Ist aber Dein geistiges Leben dem Himmel wie der Erde zugewandt, so wird es Dir immer leichter werden, in Anderen das Gleiche zu erkennen; da nur schließe Dich an, ohne jedoch zu vergessen, dass es auch Pflicht und Beruf ist, Gottes Reich zu fördern, und die Segnungen, die es uns gebracht, in froher Verkündigung denen mitzuthemen, welchen Morgenröthe noch nicht erschienen ist! ... Du kennst die Nachteile des Alleinlebens; davor sei ernstlich gewarnt. Unabhängigkeit und Freiheit sind Hirngespinnste; Niemand ist unabhängig und frei zu nennen, als wer allen Ernstes Herr seiner Fehler und Leidenschaft geworden; nach dieser Freiheit des Geistes dürfen wir allein ringen. Kannst Du Dich hier, in Deiner zweiten Vaterstadt, guten Menschen anschließen, Dir mit den Mitteln, die Gott Dir gegeben, eine zweckmäßige Thätigkeit schaffen, ohne der Eitelkeit nach außen Raum zu geben, so bleibe in Gottes Namen hier und erhalte das Andenken beider würdigen Männer, Deines und meines Vaters, deren Thätigkeit Du diese Mittel dankst, bei den Zeitgenossen im Segen! – Gutes wirken kannst Du allenthalben; fühlst Du Dich in Braunschweig oder Leipzig glücklicher, heimischer, zufriedener, so folgt Dir unser Segen allenthalben, wohin Du dich wendest! – “ 1) .

Ein Leben in und für die Gemeinschaft Gleichgesinnter also, wie sie selbst es führte als Mittelpunkt eines großen literarisch interessierten Freundeskreises. Zu ihm gehörten neben Böhl von Faber, dem Adressaten ihrer Briefe aus der Franzosenzeit, der Biograph des Schauspielers Friedrich Ludwig Schröder, Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer aus Bramstedt, und der Dichter Johann Diederich Gries, der vor allem als Übersetzer von Tasso und Calderon bekannt geworden ist. Ihnen allen sollte Elisabeth Campe ein schriftliches Denkmal setzen, und der Beweggrund war immer derselbe: die Freunde in ihrer wahren Persönlichkeit darzustellen und sie vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Nach dem Tod von Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer verfasste Elisabeth Campe für seine Erben, die von ihrem Gönner kaum etwas wussten, einen „Abriß seines Lebens“. Später ergänzte sie ihn durch eine Auswahl von Briefen – von Bürger, Forster, Göckingh, Gotter, Herder, Heyne, Schröder u. a. – und versah sie mit einleitenden Bemerkungen. So entstand ein zweibändiges Werk. Professor Wurm charakterisierte die Lebensskizze im Vorwort als mit „... einer leichten Federzeichnung zu vergleichen, die in unscheinbaren Umrissen die ganze Persönlichkeit zusammensetzt, und keinen andern Anspruch macht, als dem



Leser das Interesse abzugewinnen, von dem Manne, den sie bezeichnet, mehr zu erfahren.“ 3) Das „Leben von Johann Diedrich Gries“ wurde nur als Handschrift gedruckt. Es entstand vor dem Hintergrund, dass der Dichter Gries durch seine lange Abwesenheit aus Hamburg der jüngeren Generation kaum bekannt war, und, als er schließlich als schwerkranker Mann 1837 nach Hamburg zurückkehrte, sich auch nicht mehr ins rechte Licht setzen konnte. Das tat Elisabeth Campe so weh, dass sie seine Lebensgeschichte aufschrieb und eine Reihe von Briefen berühmter Männer an Gries hinzufügte. Auch das dritte Porträt wurde nur als Handschrift gedruckt. Als im Jahr 1850 der Verein für Hamburgische Geschichte beschloss, ein Lexikon Hamburgischer Schriftsteller herauszugeben, machte Elisabeth Campe auf Böhl von Faber aufmerksam, der 1813 zuletzt in Hamburg gewesen und fast vergessen war. Ihr Artikel für das Lexikon wurde aber so lang, dass er zwar benutzt wurde, in vollem Umfang aber in den „kritischen und literarischen Blättern“ der Börsenhalle erschien. Varnhagen von Enses Interesse an Böhl von Faber ermunterte sie, die Skizze weiter auszuführen, und so entstand 1858 ihre letzte Abhandlung, bei der sie nicht mehr auf Wahrung des Incognito bestand. Neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, die eng mit der Realität verknüpft war und die Begebenheiten und Menschen ihrer Umgebung zum Gegenstand hatte, griff Elisabeth Campe auch unmittelbar ins Tagesgeschehen ein. Als 1813 die Bürgergarde gegründet worden war, weil man eine Rückkehr der eben abgezogenen Franzosen fürchtete, und ihr Mann sich sofort als Freiwilliger meldete, tat Elisabeth Campe sich mit Freundinnen zusammen, und gemeinsam stickten sie eine Fahne, die nach Übergabe an die Bürgergarde unter Anwesenheit der Frauen in der Michaeliskirche geweiht wurde. Zudem gründeten die Frauen einen Verein, der es sich zur Aufgabe machte, die kämpfenden Männer zu unterstützen. Als dazu keine Notwendigkeit mehr bestand, löste sich der Verein nicht auf, sondern die Frauen errichteten eine Schule für die Ausbildung armer Mädchen zu Dienstboten, in der Elisabeth Campe als Pflegerin tätig war und unterrichtete. Auch im Alter blieb Elisabeth Campe voller Schaffenskraft. Als sie 74jährig vollständig erblindete - die Sehkraft des einen Auges hatte sie schon früher verloren -, suchte sie sich durch Stickereien für Hilfsbedürftige und die innere Mission zu beschäftigen. „Welch' ein Segen für mein Geschlecht ist doch die Handarbeit“ 1), pflegte sie zu sagen. Sie, die sich so gerne schriftlich mitteilte, ersann auch bald eine eigene Vorrichtung, um ihre Gedanken aufschreiben zu können. Aber auch an persönlichem Kontakt fehlte es ihr nicht, obwohl sie keine nahen Angehörigen mehr hatte. Ihr Mann, August Campe, war bereits 1836 verstorben, die Nichte Elise Reclam 1861. Pastor C. Mönckeberg rühmt die alte Elisabeth Campe: „Es war auch ein Genuß, mit der edlen Frau sich zu unterhalten. Die Anmuth ihrer Erscheinung, die gewinnende Freundlichkeit, mit der sie Jedem entgegentrat, ihre feine, gebildete, ohne Ziererei doch immer das rechte Wort findende Sprache,



die von Wahrheit durchdrungene Ausdrucksweise, ihre leichte und doch so gehaltvolle Art der Unterhaltung, die Fähigkeit zu erzählen, die sie auf liebliche Art besaß, mit lebendiger Erinnerung vergangener Stunden und frischer Darstellung des vor langer Zeit Erlebten, dabei die Leichtigkeit und Klarheit in Auffassung neuer Erscheinungen, das bestimmte, gesunde und doch so milde Urtheil, – Alles vereinte sich, die Stunden bei ihr schnell vergehen zu lassen, wenn sie sich nur erträglich wohl fand. Rührend war es aber auch, wenn sie ihres Schmerzes nicht Herr werden konnte und die aufsteigenden unzufriedenen Gedanken nicht ganz zu unterdrücken vermochte; da kämpfte sie mit Anstrengung, ohne eine Spur von Bitterkeit kund zu geben. Ihr festes Gottvertrauen läuterte ihre Seele immer mehr und mehr; und immer mehr zog sie sich in ihren Gott zurück.“ 1) Es entspricht ganz ihrem Wesen, wenn Elisabeth Campe bestimmte, dass sie so einfach wie möglich begraben werde und das dadurch ersparte Geld dem Turmbau der Nicolaikirche zukomme. Ihren Freunden und Bekannten hinterließ sie folgende Lebensbilanz: „Unser Leben währet 70 Jahre und, wenn es hoch kommt, so sind es 80, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es doch Mühe und Arbeit! Die Wahrheit dieses Wortes habe ich an mir selber erfahren. Denn wohl kann ich mein langes Leben als köstlich bezeichnen, und zwar durch die Gnade des Herrn, der mich in Verbindung mit so vielen vorzüglichen und edlen Menschen gebracht, deren Einfluß auf mich ich mir noch jetzt bewußt bin. Doch gab es auch viel Mühe und Arbeit, sowohl in den Irrgärten des Lebens, als auch im Kampfe mit bösen Neigungen, Selbstliebe und Eitelkeit, die dem reinsten Streben nur zu oft störend und hinderlich entgegen-traten. Viele meiner liebsten Freunde und Zeitgenossen sind bereits heimge-gangen, und da mir Gott auch alle meine nächsten Angehörigen nahm, darf ich wohl fragen: Hüter, ist die Nacht bald hin? Aber nah und fern sind mir noch so viele liebe Freunde, Verwandte und Bekannte geblieben, die sich mir in meinen letzten dunkeln Lebenstagen so freundlich, hülff- und trostreich erwiesen haben, daß ich allen, allen – wenn ich an meine Scheidestunde denke, – ein dankbares Lebewohl zurufen muß! Möge Gott sie dafür segnen, im Alter in ihren Kindern, und das jüngere Geschlecht behüten und bewahren! – Und nun noch eine letzte Bitte, – ist sie vielleicht auch kleinlich und bezeichnend im Festhalten am Irdischen, –:so erfüllt sie! Verschmähet nicht ein Andenken von mir; wählet aus meinem bescheidenen Nachlaß irgendeine Kleinigkeit, die dann zuweilen mein Gedächtnis in euch zurückrufen könnte! Mag dann der Gedanke laut werden: Sie war nicht frei von Fehlern, doch falsch und treulos war sie nicht! – Nun mein letztes Lebewohl bis zum Wiedersehen dort Oben, wo der Erlöser alle, die ihn lieben, um sich vereinigt!“1)

Text: Brita Reimers

Quellen:



- 1) C. Mönckeberg: Frau Elisabeth Campe, geb. Hoffmann. Hamburg 1874.
 - 2) Elise Campe: Franz August Gottlob Campe, in: Neuer Nekrolog der Deutschen. Teil 2. Jg. 14. 1836. Weimar 1838.
 - 3) Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröder's, 2 Theile. Braunschweig 1847.
- **Julius-Ertel-Straße, Wilhelmsburg (1949), nach dem Begründer der Firma Ertel, Bieber & Co. : Julius Ertel (1846-1922), Kupferhütte in Hamburg, Aufsichtsratsvorsitzender bei der Vereinsbank.** Die Firma Ertel ließ hier Wohnhäuser bauen.

 - **Julius-Kobler-Weg, St. Georg (1988): Julius Kobler (1866-1942). Schauspieler am Thalia-Theater und Schauspielhaus, Opfer des Nationalsozialismus.** Stolperstein vor dem Deutschen Schauspielhaus, Kirchenallee.

Julius Kobler wurde als Sohn des jüdischen Ehepaars Juda und Hanny Kobler, geb. Stiassny, im südmährischen Damboritz (Damborice) geboren. Im heutigen Tschechien, beim Deutschen Theater in Pilsen, begann er 1889 auch seine Karriere als Schauspieler. 1890 war er Mitglied des herzoglich-sächsischen Hoftheaters in Meiningen in Thüringen. Von 1891 bis 1904 hatte er Engagements in Wien, Berlin und New York. 1904 zog er nach Hamburg und wurde Mitglied des Ensembles am Thalia-Theater, von dem er 1917 an das Deutsche Schauspielhaus in der Hansestadt wechselte. 1916 hatte er die 1893 in Altona geborene, nichtjüdische Sängerin Käthe (Käthchen), geb. Wettwer, geheiratet, mit der er die Kinder Norbert (geb. 1916) und Eva (geb. 1918) hatte und die nach der Heirat in die Jüdische Gemeinde eintrat, deren Mitglied sie bis zu ihrem Austritt im Januar 1940 blieb. Beide Kinder strebten dem Vorbild ihres Vaters nach und wollten Schauspieler werden, was ihnen in Deutschland jedoch wegen ihrer Herkunft vom NS-Regime verwehrt wurde.

Julius Kobler war in Hamburg ein außerordentlich bekannter und beliebter Schauspieler, der Hauptrollen in den damals berühmtesten Stücken der Weltliteratur spielte. Am 1. September 1934 zwang man ihn, aus dem Ensemble des Deutschen Schauspielhauses auszuscheiden. Bis 1936 unternahm er noch Tourneen, bei denen er auf deutschsprachigen Bühnen in Nachbarländern wie Österreich und der Tschechoslowakei spielte. In Deutschland spielte er nur noch auf Bühnen des Jüdischen Kulturbundes in Hamburg und anderen Städten, wobei er zeitweilig auch Regie führte. In den 1930er-Jahren wurde eine Magenkreberkrankung bei ihm festgestellt, die er 1936 zunächst erfolgreich in



Wien operieren ließ. Er arbeitete danach noch einige Jahre für den Jüdischen Kulturbund, seine Krankheit verschlimmerte sich seit Anfang der 1940er-Jahre jedoch erneut.

Im Juni 1942 wurde er mit starken Beschwerden zunächst ins Universitätskrankenhaus Eppendorf eingeliefert, wo man ihm jedoch schon nach wenigen Tagen mit der Begründung entließ, dass Juden dort nicht mehr operiert werden dürften, da ein Erlass von 1936 vorschrieb, dass jüdische Patienten nur noch in „extremen Notfällen“ zu behandeln seien. [Von 1934 bis 1945 war Georg Ernst Konjetzny Leiter der chirurgischen Klinik des Universitätskrankenhauses Eppendorf. Siehe: Bd. 1 im Kapitel: Straßenbenennungen: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit.] Julius Kobler wurde daraufhin vom Israelitischen Krankenhaus aufgenommen, wo aber auch eine ein oder zwei Wochen später durchgeführte Operation ihm nicht mehr das Leben retten konnte; er verstarb dort am 22. Juni 1942. Wenn auch drei ärztliche Gutachten in den 1950er-Jahren einen im medizinischen Sinne unmittelbaren kausalen Zusammenhang zwischen der Verweigerung der Operation im Universitätskrankenhaus und dem Tod Julius Koblers verneinten, war er unzweifelhaft Opfer rassistischer Diskriminierung und Verfolgung durch das NS-Regime.

Die Kinder von Julius Kobler – Norbert und Eva – blieben als „Geltungsjuden“ ebenfalls nicht von Verfolgung verschont. Norbert Kobler wurde schon 1933 aus der Oberrealschule Eppendorf hinausgedrängt ohne die Möglichkeit, seine Schulzeit mit dem Abitur abzuschließen, das er unbedingt erlangen wollte, um ein universitäres Schauspielstudium aufzunehmen. Er stand bereits vor 1933 mit seinem Vater auf der Bühne und lernte privat viel von der Schauspielkunst von ihm. Seit 1934 spielte er mit seinem Vater und auch allein auf Bühnen in der CSSR, Österreich und den Niederlanden.

Als er Ende 1937 seine Eltern nach einem Engagement in der Tschechoslowakei in Hamburg besuchte, wurde er von der Gestapo verhaftet und als „feindlicher Ausländer“ (er hatte nur die tschechische Staatsangehörigkeit nach seinem Vater und sich länger als drei Monate nicht mehr im Deutschen Reich aufgehalten) aufgefordert, sofort das Land zu verlassen. Er ging daraufhin nach Frankreich und verließ Europa dann endgültig im April 1938 mit dem Schiff von Southampton in Richtung USA, wo er sich niederließ.

Seine Schwester Eva hatte beruflich ähnliche Pläne wie er, die sie jedoch ebenfalls wegen rassistischer Diskriminierung aufgeben musste. Sie galt nach den Bestimmungen als „Geltungsjüdin“, da sie jüdisch erzogen worden war. Auch ihr Austritt aus der Gemeinde im November 1938 konnte sie nicht vor dieser Stigmatisierung bewahren, musste sie doch ebenfalls den „Judenstern“ tragen und andere für „Volljuden“ bestimmte Beschränkungen und Schikanen ertragen.



Sie arbeitete bis zum Herbst 1942 als kaufmännische Angestellte bei der Firma J. Joseph Flach, bis diese vom Regime gezwungen wurde, sie zu entlassen. Danach musste sie häufig sehr beschwerliche Zwangsarbeit in Hamburger Fabriken leisten.

Im Januar 1944 erhielt sie einen Deportationsbefehl nach Theresienstadt. Sofort nach Erhalt des Befehls floh sie nach München zu einem Ehepaar, das ihr und ihrer Mutter im Falle von Verfolgung angeboten hatte, sie in seiner Wohnung zu verstecken. Kurz nach ihrem Eintreffen wurde sie jedoch von eben diesem Paar bei der Gestapo denunziert, die Eva verhaftete und erst Ende September 1944 mit der Auflage aus der Haft entließ, sich unverzüglich zu ihrer Mutter nach Hamburg zurückzubeben. Möglicherweise war diese überraschende Freilassung auf erfolgreiche Bemühungen der Mutter oder einflussreicher Bekannter gegenüber den NS-Behörden zurückzuführen. Jedenfalls konnte Eva bis Kriegsende zurückgezogen bei ihrer Mutter leben, ohne nochmals von Verfolgungsmaßnahmen betroffen zu sein. (...).

Text: Benedikt Behrens, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Amt für Wiedergutmachung (AfW), Entschädigungsakte; Wamser, Ursula; W. Weinke (Hrsg.): Ehemals in Hamburg zu Hause. Jüdisches Leben am Grindel, Hamburg 1991, S. 138ff.

- **Julius-Ludowieg-Straße, Harburg (1950):** *Julius Ludowieg (1830-1908), Oberbürgermeister von Harburg.*
- **Julius-Leber-Straße, Altona-Nord (1951):** *Dr. Julius Leber (1891-1945), Hauptschriftleiter des Lübecker Volksboten, Reichstagsabgeordneter (SPD), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, hingerichtet.* Julius Leber wuchs in einer Kleinbauernfamilie im Elsass auf. Im Jahr 1912 trat er in die SPD ein. 1914 meldete er sich freiwillig als Soldat. 1920 nahm er im Range eines Leutnants an der Niederschlagung des Kapp-Putsches teil. Ein Jahr später wurde er Chefredakteur des sozialdemokratischen ‚Lübecker Volksboten‘. 1924 zog er als SPD-Abgeordneter in den Reichstag ein, dem er als wehrpolitischer Sprecher seiner Fraktion bis 1933 angehörte. Nach der Machtergreifung der Nazis 1933 wurde Leber verhaftet und erst im Sommer 1937 wieder aus dem KZ Sachsenhausen entlassen. In Berlin arbeitete er daraufhin zunächst als selbstständiger Kohlenhändler, nahm jedoch schon bald wieder Kontakt zu seinen sozialdemokratischen Genossen auf. Später trat er auch in Verbindung



mit dem Kreisauer Kreis. Im Sommer 1944 ließ er den Kontakt mit dem Kommunisten Franz Jacob wieder aufleben [siehe: Katharina-Jacob-Weg, in Bd. 2: Biographien: Nach Frauen benannte Straßen von A bis Z]: Die beiden Oppositionellen hatten sich im KZ Sachsenhausen kennengelernt. Jacob zählte zu den führenden Mitarbeitern der Widerstandsgruppe um Anton Saefkow. Die Gruppe plante, Julius Leber nach einem gelungenen Umsturz zum Reichskanzler oder Innenminister zu machen, doch dann denunzierte ihn ein Spitzel der Geheimen Staatspolizei. So wurde Leber am 5. Juli 1944 verhaftet, am 20. Oktober 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und schließlich am 5. Januar 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Julius Leber war verheiratet mit Annedore, geborene Rosenthal (1904-1968). Ihr Vater war Oberstudienrat gewesen. Nach dem Abitur studierte sie fünf Semester Jura, brach dann das Studium ab, um Schneiderin zu werden. Die Ausbildung schloss sie mit der Meisterprüfung ab. 1927 heiratete sie Julius Leber, der damals Chefredakteur der sozialdemokratischen Tageszeitung „Lübecker Volksbote“ war. Das Paar bekam zwei Kinder und lebte in Lübeck. Annedore und die Kinder blieben dort auch wohnen, nachdem Julius Leber Angeordneter des Reichstages in Berlin geworden war. Als in der Zeit des Nationalsozialismus Julius Leber verhaftet wurde, bemühte sich Annedore Leber bei den höchsten Dienststellen in Berlin um die Freilassung ihres Mannes. In dieser Zeit kümmerte sich Annedores Mutter um die Kinder. „Im Oktober 1935 zog Annedore Leber wieder nach Berlin. Sie arbeitete, wie seit 1933 schon in Lübeck, als Schneidermeisterin, eröffnete auch ein kleines Geschäft und konnte so den Unterhalt für sich und ihre Kinder aufbringen. Hier hatten die Lebers auch viele Freunde aus dem politischen Widerstand, auf deren Hilfe sie hoffen konnte. Anfang 1936 starb ihr ebenfalls in Berlin lebender älterer Bruder Helmuth Rosenthal, der ihr immer eine große Hilfe gewesen war. Nach vielen Bittbriefen an die obersten NS-Führerpersönlichkeiten und mehrfachem Vorsprechen bei der Gestapo sowie dem Inspekteur der Konzentrationslager, Theodor Eicke, und insbesondere nach dem unermüdlichen Einsatz des katholischen Osnabrücker Bischofs Berning, gelang es ihr schließlich, dass Julius Leber aus dem KZ Sachsenhausen entlassen wurde.“ 1) Nachdem Julius Leber 1944 von der Gestapo verhaftet und zum Tode verurteilt worden war, wurden seine Frau und die Kinder von August bis Ende September 1944 in „Sippenhaft“ genommen. Annedore Leber kam ins Untersuchungsgefängnis Moabit, ihre Kinder nach Dessau. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Annedore Leber, die der Westzonen-SPD angehörte, 1946 in die Berliner Stadtverordnetenversammlung entsandt. In dieser Zeit begann auch ihre publizistische Tätigkeit. „Arno Scholz konnte sie, zusammen mit dem ehemaligen Reichspräsidenten Paul Löbe, als Lizenzträgerin für die SPD-nahe Zeitung Telegraf gewinnen. Es erschienen einige Ausgaben der Frauenzeitschrift Mosaik



in dessen Verlagsgruppe Arani. 1947 gründete sie in der ehemaligen Kohlenhandlung den Mosaik Verlag (1961 umbenannt in *Verlag Annedore Leber*), in dem vorwiegend politische und pädagogische Bücher herausgegeben wurden. Mit ihren Veröffentlichungen machte sie den Widerstand in der NS-Zeit bekannt. (...) 1950 verkaufte sie ihre Verlagsanteile an Scholz und gab auch die Lizenz zurück. Der erste Band ihrer Sammlung von Widerstands-Biografien, die sie zusammen mit Willy Brandt und Karl Dietrich Bracher seit Kriegsende zusammengetragen hatte, erschien 1953 im Mosaik-Verlag. (...) Annedore Leber blieb auch weiterhin politisch aktiv. Von 1954 bis 1962 war sie Bezirksverordnete von Berlin-Zehlendorf und von 1963 bis 1967 Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin. Nach der Gründung der Bundeswehr 1955 wurde sie eines von 38 Mitgliedern des Personalgutachterausschusses für die Streitkräfte. Sie war Vorstandsmitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Delegierte der beratenden Versammlung des Europarates sowie Mitglied der Deutschen UNESCO-Kommission und des Kulturpolitischen Beirates des Auswärtigen Amtes.“ 1)

Quellen:

Annedore Leber/Freya Gräfin von Moltke: Für und Wider – Entscheidungen in Deutschland 1918-1945. Frankfurt a. M. 1961.

Dorothea Beck: Julius Leber. Berlin 1983.“

1) wikipedia, Stand: 12.7.2014.

- **Julius-Reincke-Stieg**, *Eppendorf (2009): Dr. Julius Reincke (1842-1906), Mediziner, behandelte arme Patientinnen und Patienten kostenlos, Medizinalinspektor, Medizinalrat.*
- **Julius-Schindler-Straße**, *Wilhelmsburg (1992): Julius Schindler (1878-1941), Reeder, Kaufmann, Gründer der Oelwerke Julius Schindler.*
- **Juliusstraße**, *Sternschanze (1860): Claus Julius Bieber (1804-1852), Vorbesitzer des Geländes. Siehe auch: Susannenstraße, in Bd. 2.*



- **Julius-Vosseler-Straße, Lokstedt (1948):** Prof. Dr. Julius Vosseler (1861-1933), Direktor des Zoologischen Gartens in Hamburg.
- **Jungclausweg, Poppenbüttel (1977):** Richard Jungclaus (1866-1928), Mitbegründer des Alstervereins.
- **Jungestraße, Borgfelde (1958):** Dr. Hermann Junge (1884-1953), Pastor an der Erlöserkirche.
- **Jungiusstraße, Neustadt (1898):** Joachim Jungius (1587-1657), Mathematiker, Physiker, Prof. und Rektor am Akademischen Gymnasium, Forscher.
- **Jungmannstraße, Othmarschen (1894):** Eduard Julius Junckmann (1815-1862), Major, Seegefecht vor Eckernförde.
- **Jungnickelstraße, Wilhelmsburg (1903):** Friedrich Jungnickel (?-?), Eisenbahndirektionspräsident in Altona.
- **Junkersdamm, Fuhlsbüttel (1958):** Prof. Dr. Hugo Junkers (1859-1935), Industrieller des Flugzeugbaus.
- **Junkerstraße, Eißendorf (1952):** Jakob Junker (1849-1901), Großindustrieller, gab sein Vermögen der Heilsarmee.



- **Justus-Brinckmann-Straße, Bergedorf (1947).** *Justus Brinckmann (1843-1915), Direktor und Gründer des Museums für Kunst und Gewerbe.*

Sein Vater, ein Hamburger Anwalt und Heidelberger Privatdozent, starb, als Justus Brinckmann knapp zwölf Jahre alt war. „In den für ihn entscheidenden Jahren wuchs er unter der Obhut seiner Mutter Mary [geb. Justus, 1814–1865] in wohlhabenden Verhältnissen auf, und er teilte schnell die Passion seiner Mutter für die Natur. Sie äußerte sich in einem wahren Sammeltrieb, der über gängige knabenhafte Neigungen bald hinausführte, gerichtet auf das für ihn Erreichbare an Insekten, Muscheln und Steinen.“ 1)

1866 verlobte sich Brinckmann mit der Südtirolerin Ida Laura Anna Marie von Froschauer (1841–1872). 1868 heiratete das Paar. Damals war Brinckmann als Anwalt - er hatte Jura studiert – zugelassen. Doch er war von der Idee besessen, ein Museum für Kunst und Industrie zu gründen. Heinz Spielmann schreibt: „Auch nach seiner Heirat im März 1868 mit Ida von Froschauer wurde Brinckmanns Leben in erster Linie von der Identifikation mit seinem Museum bestimmt. Persönliches trat in den Hintergrund, Privates gelangte selten in die Öffentlichkeit. Das Glück seiner Ehe begleitete die hoffnungsvollen Jahre, in denen der Ausbau der Sammlungen erste Fortschritte machte. Mit seiner Frau hatte er drei Kinder: die 1869 geborene und später als Textillehrerin erfolgreiche Tochter Maria [1869-1936, Lehrerin für Stickerei und Weberei an der Kunstgewerbeschule/Kunsthochschule am Lerchenfeld in Hamburg, unverheiratet und kinderlos], den 1871 auf die Welt gekommenen und später als Anwalt und Vizepräsident der Hamburger Bürgerschaft tätigen Wolfgang [1871-1930] sowie die zum Teil ebenfalls als Textilkünstlerin arbeitende 1872 geborene Ida. Bei der Geburt des dritten Kindes starb Brinckmanns Frau. Entschlossen, seiner Familie ein geordnetes Leben zu erhalten, heiratete er deren jüngeren Schwester Maria [Maria Pia Adele von Froschauer, 1848–1899]. Auch mit ihr hatte er Kinder. Zwei Jungen und zwei Mädchen, jedoch blieb das Verhältnis zu seiner zweiten Frau nicht ungetrübt, wie die Entwicklung der neunziger Jahre zeigen sollte. Ungewöhnlich war die Toleranz Brinckmanns und seiner Frauen in religiösen Fragen, die beiden Schwestern kamen aus einem katholischen Haus, Man fand für die kirchlichen Bindungen eine nicht selbstverständliche Lösung: Die Mädchen wurden katholisch, die Knaben evangelisch erzogen.

Wie weit privates Umfeld und Museumsinteressen auch das Familienleben bestimmten, wie wenig sie voneinander zu trennen waren, zeigte sich daran, daß Justus Brinckmann seine Töchter Maria, Ida und Carlotta zu aktiven Textilkünstlerinnen ausbilden ließ und daß einer seiner Söhne, der 1877 geborene Albert, bereits um die Jahrhundertwende das Kestner-Museum in Hannover leiten sollte.“ 2)



Und weiter schreibt Spielmann über das Eheleben von Justus Brickmann und Maria: „Aus keinem der zwischen den achtziger Jahren und der Jahrhundertwende geschriebenen Berichten Brinckmanns ist zu spüren, daß seine privaten Verhältnisse während dieser Zeit in eine Krise geraten waren. Das Verhältnis zu seiner zweiten Frau Maria verschlechterte sich nach der Geburt der Tochter Okara und nach dem Tod ihres Zwillingsbruders im Jahre 1882, führte jedoch erst dann zu einem Bruch, als er während einer Reise die an seine Frau und seine Geliebte adressierten Briefe verwechselte. Auf diese Weise erfuhr Maria Brinckmann, daß er mit der 1862 geborenen dänischen Malerin Henriette Hahn ein gemeinsames Kind, ein Mädchen hatte. Die Tochter Stefanie war 1893 in Paris zur Welt gekommen. Brinckmann hatte dies verschwiegen und nur von der Zusammenarbeit mit der Malerin bei der Edition seines 1897 erschienenen Buches über den berühmten japanischen Keramikünstler Kenzan Ogata gesprochen. Es dauerte einige Zeit, bis er 1901 seine Verhältnisse regeln und Henriette Hahn heiraten konnte. Mit ihr hatte er drei weitere Kinder. Zugleich löste sich jedoch die Bindung an die Kinder aus der zweiten Ehe, mit dem Sohn Justus kam es sogar zu einem lebenslangen Zerwürfnis. Ungebrochene Kontinuität gab es für Brinckmann während dieser Krisenjahre nur in seinem Museum.“ 3)

Henriette Hahn-Brinckmann (12.9.1862 Kopenhagen – 2.4.1934 Hamburg Bergedorf), Kunstmalerin, Reinbeker Weg 56 (Wohnadresse). Zeichenlehrerin an der Gewerbeschule für Mädchen in Hamburg, Ehefrau von Justus Brinckmann. Kurz nachdem Justus Brinckmann und Henriette Hahn geheiratet hatten, verbot der Ehegatte seiner Frau, dass diese weiterhin künstlerisch tätig war. Er vertrat wie viele Männer seiner Zeit die Vorstellung, dass Frauen zwar im Kunsthandwerk, doch nicht in der Kunst wirken sollten. Die Kunst sollte den Männern vorbehalten bleiben. Henriette Hahn malte jedoch heimlich weiter und nahm nach Brinckmanns Tod im Jahre 1915 ihre Tätigkeit als Malerin wieder auf (Miniaturenmalerei und Farbholzschnitte). Vita, siehe: wikipedia.

Quellen:

- 1) Heinz Spielmann: Justus Brinckmann. Hamburger Köpfe. Hrsg. von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius. Hamburg 2002. S. 16.
- 2) Heinz Spielmann, a. a. O., S. 37.
- 3) Heinz Spielmann, a. a. O., S. 44f.

- **Justus-Strandes-Weg, Ohlsdorf (1938):** *Justus Strandes (1859-1930), Kaufmann, Senator.* Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Kählerkoppel**, Sasel (1956). *Familie Kähler, besonders nach dem Kaufmann Alexander Kähler (1805-1890), Besitzer des Gutes Hohenbuchen, und nach seinem Sohn Alexander (1832-1907), Senator.*
- **Kaemmererufer**, Winterhude (1907): *nach der Familie Kaemmerer, besonders nach dem Bankier, Kaufmann, Handelsrichter und Präses der Commerzdeputation Georg Heinrich Kaemmerer (1786-1860).*
- **Kaempsweg**, Winterhude (1904), *Hermann Kaemp (1837-1899), Ingenieur, förderte Gesellschaften für den Bau von kleinen Wohnungen.*
- **Kaeriusweg**, Billstedt (1963): *Petrus Kaerius (17. Jhd.), Verleger.*
- **Kaiser-Friedrich-Ufer**, Eimsbüttel (1912): *Kaiser Friedrich III. (1831-1888).*
- **Kaiserhöft**, *HafenCity (1888): Kaiser Wilhelm I (1797-1888). Siehe auch: Arnemannweg, Helenenstraße, in Bd. 2.*
- **Kaiserkai**, *HafenCity (1871), siehe: Kaiserhöft.*



- **Kaiser-Wilhelm-Höft**, *Steinwerder (1902)*, siehe: Kaiserhöft.
- **Kaiser-Wilhelm-Platz**, *Bergedorf (1888)*, siehe: Kaiserhöft.
- **Kaiser-Wilhelm-Straße**, *Neustadt (1890)*, siehe: Kaiserhöft.
- **Kalckreuthweg**, *Groß Flottbek (1950)*: *Leopold Graf von Kalckreuth (1855-1928)*, *Maler.*
- **Kallmorgenweg**, *Groß Flottbek (1936)*: *Friedrich Kallmorgen (1856-1924)*, *Maler.*
- **Kalischerstraße**, *Harburg (1950)*: *Bernhard Kalischer (1863-1933)*, *Harburger Kaufmann. Firma: Anton Günther GmbH.*
- **Kálmánstraße**, *Rahlstedt (1967)*: *Imre Kálmán (1882-1953)*, *Operettenkomponist.*
- **Kandinskyallee**, *Billstedt (1971)*: *Wassili Kandinsky (1866-1944)*, *Maler.* Siehe auch: *Münsterweg*, in Bd. 2. Siehe auch: *Erna-Stahl-Ring*, in Bd. 2. Wassily Kandinsky stammte aus einer wohlhabenden russischen Familie und kam 1896 nach München, damals neben Paris ein angesagtes künstlerisches Zentrum. Der 30 Jahre alte promovierte Jurist und Ökonom, der Deutsch von seiner Großmutter mütterlicherseits gelernt hatte, wollte nun als Künstler leben. Er studierte bei diversen berühmten Malern und gründete die Künstlergruppe „Phalanx“, die Ausstellungen organisierte. Außerdem gründete er eine eigene Malschule in der Hohenzollernstraße 6, die von vielen Frauen besucht wurde.



Hier lernte der verheiratete Künstler die elf Jahre jüngere Gabriele Münter kennen. Beide verliebten sich, waren zwölf Jahre ein Paar, das eine produktive und komplizierte (Fern)-Beziehung lebte. Trotz ihrer Verlobung im Jahr 1903 hat Kandinsky Münter nicht geheiratet. Lange war er zerrissen zwischen ihr und seiner russischen Frau Anna Semjakina. Aber auch nach seiner Scheidung 1911 heiratete er sie nicht, sondern begann 1916, als 50-Jähriger eine Beziehung mit Nina Andrejewskaja, einer 24-jährigen Generalstochter, die er 1917 heiratete. Doch von dieser neuen Eheschließung erfuhr Münter erst Jahre später, was sie in Verzweiflung und Depression stürzte – und was zu Rechtsstreitigkeiten führte. Trotz aller Verletzungen hütete Münter in Murnau die Werke Kandinskys, die er bei ihr zurückgelassen hatte, und überführte sie in eine Stiftung.

Text: Birgit Kiupel

- **Kannengießerbrücke**, *HafenCity* (1886): in Anlehnung an den Namen *Kannengießerort*.
- **Kannengießerort**, *HafenCity* (1890): nach den *Kannengießern*, *Handwerkern*
- **Kannengießerortbrücke**, *HafenCity* (1891), siehe: *Kannengießerort*.
- **Kantstraße**, *Eilbek* (1866): *Immanuel Kant* (1724-1804), *Philosoph*.
- **Kanzlershof**, *Rönneburg* (1950): Die *Kanzler* waren im 17. Jhd. *Besitzer* des *Hofes*.
- **Kanzlershofer Weg**, *Rönneburg* (1974): in Anlehnung an die *Bezeichnung* *Kanzlerhof*.



- **Kanzlerstraße, Wilstorf (1932):** in Anlehnung an die Bezeichnung Kanzlerhpf.
- **Kapitän-Dreyer-Weg, Blankenese (1949):** *Theodor Dreyer (1874-1930), ging mit der „Monte Cervantes“ unter.*
- **Kapitän-Schröder-Weg, Langenhorn (1989):** *Kapitän Gustav Schröder (1885-1959) brachte 1939 mit dem HAPAG-Schiff „St. Louis“ 906 jüdische Passagiere in europäische Staaten. Auf dem Nienstedtener Friedhof in Hamburg ist Kapitän Gustav Schröder begraben. Er war Kapitän bei der HAPAG und leitete während der Zeit des Nationalsozialismus zahlreiche KdF-Fahrten. Am 13. Mai 1939 fuhr er mit dem HAPAG-Dampfer St. Louis von Hamburg nach Kuba. An Bord waren 906 jüdische Passagiere, die vor den Nazis auf der Flucht nach Kuba waren, wo sie die Einreiseerlaubnis für die USA abwarten wollten. Trotz vorhandener Landungspapiere durften nur 23 Passagiere an Land gehen. „Das Schiff nimmt Kurs auf Florida, doch auch in den USA dürfen die Passagiere nicht an Land. Schröder erhält den Befehl, die Rückfahrt anzutreten. Die Passagiere geraten in Panik, drohen, sich ins Meer zu werfen. Schröder erreicht nach unendlich vielen Funksprüchen und der Drohung, das Schiff vor England auf Grund zu setzen, dass die Flüchtlingsfamilien endlich, am 17. Juni 1939, in Antwerpen von Bord gehen dürfen. Etwa ein Viertel reist weiter nach England, die anderen werden in Belgien, Frankreich und den Niederlanden aufgenommen. Dass diese Länder bald unter deutscher Besatzung stehen werden, ahnen sie nicht. Sie werden gefangen, deportiert und ermordet. Kapitän Schröder erhält 1957 das Bundesverdienstkreuz am Bande, zwei Jahre später stirbt er (...). Der Staat Israel nimmt ihn posthum in den Kreis der ‚Gerechten unter den Völkern‘ auf.“¹⁾*

Quellen:

- 1) Emanuel Eckardt: Ein Friedhof erzählt. Geschichten von Menschen, die in Nienstedten ihre letzte Ruhe fanden, in: Tilmann Präckel, Hella Kemper: Garten der Erinnerung. 200 Jahre Nienstedtener Friedhof 1814-2014. Hamburg 2013, S. 153.



- **Karbergweg**, *Bergedorf/Allermöhe (1979): Bruno Heinrich August Karberg (8.2.1896 Curslack-4.2.1967 Reinbek), Maler, Graphiker, er entwarf das HH Staatswappen.*

Bruno Karberg kam als Sohn eines Maurers in den Vierlanden zur Welt. Bereits in der Volksschule, der Bergedorf Stadtschule Am Brink, bewies er zeichnerisches Talent. Anschließend ging er bei dem Buchbinder und Leder-Kunsthändler Georg Hulbe in die Lehre. Dieser wohnte in Bergedorf, seine Werkstätten befanden sich seit 1910 im Hulbe-Haus an der Mönckebergstraße. Er hatte unter anderem zur Einweihung des Hamburger Rathauses 1897 das Goldene Buch der Stadt angefertigt und Karberg spezialisierte sich bei ihm auf den Entwurf von Urkunden und Diplomen.

Nach Abschluss der Lehre studierte Karberg acht Jahre lang an der Kunstgewerbeschule Hamburg, der Vorläuferin der heutigen Hochschule für bildende Künste. Seine Professoren waren der Zeichner, Grafiker und Illustrator Paul Helms sowie der Grafiker und Maler Carl Otto Czeschka, der zu den wichtigsten Gestaltern der Wiener Werkstätten gehörte. Dem Studium folgte ein Aufenthalt in Lübeck, wo Karberg zwei Jahre lang eine kunstgewerbliche Werkstatt leitete. Um 1917 kehrte er nach Hamburg zurück, eröffnete in der Hasselbrookstraße 68 ein Atelier und arbeitete nun als selbstständiger Grafiker. Er entwarf Plakate, Bucheinbände und Logos (Schriftmarken) und erhielt ab 1923 auch Aufträge vom Hamburger Senat. Dazu gehörten amtliche Drucksachen, Urkunden, Medaillen und Ehrenpreise. Außerdem gestaltete er das Siegel der Senatskanzlei neu, die Form der Hamburger Flagge sowie das kleine, mittlere und große Hamburger Staatswappen. Flagge und Wappen sind noch heute gültig. Darüber hinaus entwarf er Drucksachen für die Phoenix AG und für den Tierpark Hagenbeck. Laut seiner Nichte Hele Riecke sympathisierte er „während der Weimarer Republik mit den in Hamburg regierenden Sozialdemokraten (...), was allein schon angesichts seiner Herkunft für ihn nahe lag. Ob er in dieser Zeit auch Parteigenosse war, lässt sich nicht mehr feststellen, ist aber wahrscheinlich, da viele Auftragsvergaben über Parteiverbindungen liefen. Fest steht, dass Karberg zumindest nach 1945 der Partei angehört hat.“ (s. den Katalog zur Bruno-Karberg-Ausstellung im Museum für Bergedorf und die Vierlande 2005, S. 20 f). 1930 zog er innerhalb Eilbeks in die Straße Landwehr 35 um. Er war Mitglied der Berufsverbände Bund Deutscher Gebrauchsgrafiker (BDG), Deutscher Werkbund e.V. (DWB) und Meister der Einbandkunst (MDE).

Mit der Machtübergabe an die Nationalsozialisten 1933 wurden die beiden erstgenannten gleichgeschaltet, der Werkbund löste sich daraufhin 1934 auf, wurde aber unter dem bekannten Namen unter nationalsozialistischer Leitung bis 1938 weitergeführt. Der MDE löste sich 1937 selbst auf, statt sich gleichschalten zu lassen. Karberg erhielt auch unter der neuen nationalsozialistischen



Regierung in Hamburg weiterhin Aufträge von der Stadt. So gestaltete er zwischen 1933 und 1945 die Ehrenbürgerbriefe für Adolf Hitler und Hermann Göring, entwarf die von Hamburg gestifteten Ehrenpreise für sämtliche Minister der Reichsregierung sowie verschiedene Plaketten und Pokale für die Ressorts Kultur und Sport - darunter etwa einen Pokal mit der Inschrift „Ehrenpreis für den siegenden SA-Reiter im Jagedspringen Klasse L der Hamburger Pferdesportwoche Mai 1934. SA der NSDAP. Der Standortführer Hamburg" Ebenfalls 1934 erhielt er den Auftrag, das Sitzungszimmer des Senats im Hamburger Rathaus neu zu gestalten - von den Möbeln über die Beleuchtung und die Wandgestaltung bis hin zu Unterschriftenmappen und Schreibutensilien. Außerdem schuf er Vierländer Möbel als Geschenk Hamburgs für Hermann Göring und zeichnete verantwortlich für die Innengestaltung der Gauführerschule Barsbüttel.

1935 trat Karberg der NS-Volkswohlfahrt (NSV) bei, einem der NSDAP angeschlossenen Verbände. Die NSV war als reichsweite Wohlfahrtseinrichtung die zweitgrößte NS-Massenorganisation. Sie organisierte u.a. das Winterhilfswerk, die Kinderlandverschickung und das „Mutter und Kind“-Hilfswerk sowie ab Kriegsbeginn die Bombenopferbetreuung und Flüchtlingsversorgung. Da sie relativ fern von der NS-Ideologie zu stehen schien, wirkte sie auch für diejenigen akzeptabel, die dem Regime abwartend oder kritisch gegenüber standen, es aber doch zweckmäßig fanden, in eine Parteiorganisation einzutreten. Tatsächlich verkörperte auch die NSV exakt die NS-Ideologie, „war ihre Arbeit doch von rasse- und erbbiologischen Selektionskriterien bestimmt“. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, so ihr Leiter Erich Hilgenfeldt, „die Gesundheitsführung des deutschen Volkes zu übernehmen und ihm rassehygienisches Denken und Handeln beizubringen“. Gefördert werden sollten nur die gesunden und „rassisch wertvollen“ Mitglieder der „Volksgemeinschaft“, von jeder Fürsorge auszuschließen seien „Gemeinschaftsfremde“, „Asoziale“ und „Arbeitsscheue“ sowie Alte und Kranke. All jene überließ die NSV der öffentlichen und konfessionellen Fürsorge.

Am 1. Mai 1937 wurde Karberg zudem Mitglied der NSDAP, laut der Einführung zum Ausstellungskatalog 2004, „um weiterhin seinen Beruf ausüben zu können“ (S. 21). Dabei zählte er nicht, so die Einführung weiter, „zu der breiten Masse von Gebrauchsgrafikern, die ihr Schaffen sofort und bedingungslos dem neuen System unterordneten, um weiterhin im Geschäft zu bleiben“ (ebd.). So ließe sich beispielsweise „nur ein Plakat nachweisen, in dem er ein Hakenkreuz als Stilmittel verarbeitete.“ Für die Gestaltung der bereits erwähnten zahlreichen Drucksachen und Ehrenpreise der Stadt Hamburg allerdings hätte er die Verwendung von NS-Hoheitszeichen nicht vermeiden können. Insgesamt sei



Karbergs Einkommen während der NS-Zeit sei „vergleichsweise gehoben gewesen“, so ein weiterer Beitrag im Ausstellungskatalog von 2005 (S. 57).

Im September 1937 wurde Karberg verhaftet, unter dem Vorwurf eines „Sittlichkeitsverbrechens“ in das Hamburger Untersuchungsgefängnis gebracht und 12 Tage später, am 29.9.1937, wieder entlassen. Insgesamt sei er mindestens zweimal während der NS-Zeit inhaftiert gewesen, weshalb er zugleich als „Opfer wie Mitträger des Regimes“ gelte, so das Fazit im Ausstellungskatalog (S. 24).

Am 29.10.1937 wurde das neue Bergedorfer Bahnhofsgebäude eingeweiht. Hierfür hatte Karberg die beiden monumentalen Wandgemälde in der Schalterhalle ebenso entworfen wie die Holzpaneele mit den Holzschnitzereien zwischen den Türen am südlichen Eingang.

1943 erhielt Karberg zusammen mit dem „Blut und Boden“-Dichter Friedrich Wilhelm Hymen den Dietrich-Eckart-Preis. Diesen hatte der Hamburger NS-Senat 1933 „zum ehrenden Gedächtnis des allzu früh verstorbenen großen nationaldeutschen Dichters Dietrich Eckart und zur Förderung des sich Art und Rasse bewussten deutschen Schrifttums“ eingeführt. Dazu in einer Drucksache für Senatssitzungen 1933 der damalige Staatssekretär Ahrens: „(...) Der Lessing-Preis bleibt nach dem Satzungsentwurf ein ausschließlich nach künstlerischen Gesichtspunkten zu bewertender Preis, während der Dietrich-Eckart-Preis vor allem für literarisch-propagandistische Leistungen im Sinne der Idee des Nationalsozialismus gedacht ist. Selbstverständlich soll auch er nur verliehen werden, wenn eine wirklich künstlerische Leistung vorliegt. Diese muss aber immer mit nationalsozialistischer Gesinnung verbunden sein.“

Ursprünglich wurden mit dem Preis Schriftsteller ausgezeichnet, 1942 widmete der Senat ihn zu einem generellen Kulturpreis um, „für dessen Verleihung deutsche Volksgenossen in Betracht kommen, die auf irgendeinem Gebiet kulturellen Schaffens – sei es des Schrifttums, der Musik, der Architektur, der Malerei, der bildenden Kunst oder der Wissenschaft – Leistungen aufzuweisen haben, die beispielhaft sind für die Vertiefung der Idee nationalsozialistischer Volksgemeinschaft.“ Der Preis sollte zudem von nun an stets am 1. Mai als dem damals „Nationalen Feiertag des Deutschen Volkes“ verliehen werden; das Preisgeld betrug 10.000 Reichsmark, was 1943 für Karberg und Hymen bedeutete, dass jeder von ihnen 5000 Reichsmark erhielt. Das Preisrichterkollegium hatte seinen einstimmigen Vorschlag hinsichtlich Karberges gegenüber Reichsstatthalter Karl Kaufmann damit begründet, dass Karbergs Arbeiten, „insbesondere auf dem Gebiet der repräsentativen Formgebung der Hansestadt Hamburg sich durch großes künstlerisches Können und handwerkliche Treue auszeichnen und damit der Idee wahrer Volksgemeinschaft



in beispielhafter Form zu dienen geeignet sind." Die offizielle Begründung zur Verleihung des Preises an ihn lautete: „Karberg hat in langen Jahren die repräsentative Formgebung Hamburgs maßgebend gestaltet von einfachen behördlichen Schriftsätzen über Urkunden bis zu Preisen und Ehrengaben aller Art. So hat er auch die Ehrenbürgerbriefe für den Führer und den Reichsmarschall gestaltet. Als Graphiker steht Karberg in Deutschland in der ersten Reihe." Dazu schrieb das Hamburger Tageblatt unter anderem: „(...) Bruno Karberg kann ein großartiges Dokument vorweisen, das ihn zu dieser Aufgabe [gemeint ist die zuvor erwähnte 'künstlerische Repräsentationsaufgabe', Anm. d. Verf.] legitimiert. Es ist das Dankschreiben des Führers, welches ihm für den Ehrenbürgerbrief von 1933 zuteilgeworden ist. In diesem Schreiben wird dem Werkkünstler bestätigt, daß Urkunde und Kassette 'Dokumente bester deutscher Werkkunst' darstellen." Die Urkunde zur Preisverleihung ließ NS-Gauleiter und Reichsstatthalter Karl Kaufmann Bruno Karberg durch Bürgermeister Carl Vincent Krogmann überreichen.

1943 wurde das Haus in Eilbek, in dem Karberg sein Atelier hatte, durch die Bombenangriffe auf Hamburg zerstört. Nach Kriegsende 1945 zog er in ein Haus im Glindersweg 25 in Bergedorf, das der Stadt Hamburg gehörte. In den 1950er- und 1960er- Jahren arbeitete er unter anderem für die Hamburger Gaswerke und die Hamburger Sparcasse von 1827, Aufträge der Stadt erhielt er nur noch vereinzelt. Durch seine Tätigkeit für die Stadt während der NS-Zeit galt er offenbar als „belastet“. Er verarmte in den folgenden Jahren zusehends und wurde schließlich durch einen Schlaganfall nicht mehr arbeitsfähig. Schließlich setzten sich Freunde 1965 bei dem damaligen Hamburger Kultursenator Hans-Harder Biermann-Ratjen dafür ein, ihm durch die Stadt eine Ehrenrente zahlen zu lassen. Die in diesem Zusammenhang nötige Überprüfung möglicher NS-Verflechtungen Karbergs ergab nach einigen Recherche- und Deutungsproblemen schließlich, dass er zwar NSDAP-Mitglied gewesen sei, doch dass „nach Auskunft des Staatskommissars für Entnazifizierung (...) aus der Zeit des Dritten Reiches keine Belastungen festzustellen“ seien. Daraufhin beschloss der Senat, ihm ab dem 1.12.1966 eine monatliche Ehrenrente von 270 Mark zukommen zu lassen.

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

StaH A522/0017 Kapsel 01 Bruno Karberg, Werke; StaH 131-1 II Senatskanzlei II 1607; StaH 135-1 I-IV Staatliche Pressestelle 5286; StaH 332-5 Standesämter 13073 u. 10/1896; Hamburger Adressbücher; Harry Reuss-Löwenstein, Bruno Karberg, Hamburg. Sondedruck aus "Imprimatur". Ein Jahrbuch für Bücherfreunde. 4. Jg., 1933, hrgs. v. d. Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg e.V.; Jörg Nimmergut, Die Amtskette der Hamburger Staatsräte von 1933–1935. Ein Dokument der Zeitgeschichte, in: Orden und Ehrenzeichen. Das Magazin für Freunde der Phaleristik, Nr. 45, 2006, S. 2–6; Enzyklopädie. S. 619; Wie wurde man Parteigenosse, S. 33; Olaf Matthes, Bruno Karberg. Gebrauchsgrafiker in drei Epochen, Hamburg, 2005



- **Karczweg, Langenbek (1988): Karl Karcz (1881-1933); Gipsputzer aus Harburg. Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Stolperstein: Bornemannstraße 8.**

Der Metallarbeiter Karl Karcz heiratete Helene Buchholz, geb. am 12.9.1878 in Gönne, Kreis Neustettin in Pommern (heute wie Czersk polnisch). Sie wohnten in der Juliusstraße 8 (heute Bornemannstraße).

Nach dem 30. Januar 1933, als Hitler von Reichspräsident Hindenburg [siehe: Hindenburgstraße] zum Reichskanzler ernannt worden war, gerieten die Nationalsozialisten und ihre Anhänger in einen Machtrausch und Freudentaumel. Überall wurden Fackelzüge veranstaltet, auch in Harburg. Ein solcher fand am Abend des 6. Februar in Hamburg statt. Auch die Harburger SA beteiligte sich daran. In der Geschäftsstelle der Harburger NSDAP blieb nur eine Wache zurück, der „Sturm Niehaus“ des Sturbanns II/9, unter ihnen die SA-Leute Hugo Bornemann, Bernhard Rohrbeck und Edwin Hoffmockel. Bornemann hatte sich die Dienstpistole des Polizeibeamten und NSDAP-Landtagsabgeordneten Heinrich Stummeyer eingesteckt. Als die Teilnehmer des Fackelzugs nach Harburg zurückkehrten, wurden die drei SA-Leute von ihnen offenbar zu „Heldentaten“ aufgeputscht. Zusammen mit anderen zogen sie zum verhassten Arbeiterlokal „Stadt Hannover“ des Kommunisten Georg Reus am Großen Schippsee.

Auch der Sozialdemokrat Karl Karcz und der Kommunist Martin Leuschel [siehe: Martin-Leuschel-Ring] besuchten am Abend des 6. Februar dieses Lokal. [Leuschel und Karcz waren vorher auf einem Treffen der Metallgewerkschaft gewesen, auf dem über die Bildung einer antifaschistischen Einheitsfront gegen die Nationalsozialisten beraten und der Antrag auf einen gemeinsamen Kampf von Sozialdemokraten und Kommunisten knapp abgelehnt worden war. Nach der Versammlung waren Leuschel und Karcz sowie andere in das Lokal von Georg Reus gegangen, um weiter über diese Sache zu diskutieren.] Kurz vor Mitternacht verließ ein Arbeiter die Gaststätte und kehrte blutüberströmt wieder zurück. Er war vor dem Lokal von SA-Leuten zusammengeschlagen worden. Alle Besucher der Gaststätte strömten nach draußen. Gegen 0.40 Uhr, also schon am 7. Februar, fielen Schüsse. Martin Leuschel erlitt einen Bauchschuss und verstarb nach wenigen Stunden im Krankenhaus. Karl Karcz wurde schwer verletzt. Auch er kam ins Krankenhaus und erlag am 10. April seinen Verletzungen. Weitere Opfer gab es nicht. Am 10. Februar demonstrierten Tausende in Harburg gegen den ersten politischen Mord in der Stadt.



Die drei SA-Leute flüchteten, wurden aber auf dem Sand festgenommen. Die Pistole, die Bornemann kurz zuvor weggeworfen hatte, wurde sichergestellt. Die Mörder hatten jedoch nichts zu befürchten. Nur Bornemann kam ins Polizeigefängnis an der Wetterstraße. Hier wurde er später von 40 bis 50 seiner Spießgesellen gewaltsam befreit. Ein Verfahren gegen ihn wurde gar nicht erst eröffnet, denn nach der Verordnung des Reichspräsidenten vom 21. März 1933 wurden alle Taten amnestiert, die im Zusammenhang mit der „nationalen Revolution“ begangen worden waren. Bornemann, der offenbar arbeitslos war, wurde später mit einem Posten als Bademeister im Harburger Außenmühlenbad „belohnt“.

Text: Hans-Joachim Meyer, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN)-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945, 6., erweiterte Auflage, überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meyer. Hamburg 2005, S. 47ff; VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Stumme Zeugen. Wegweiser zu Stätten von Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg 1933-1945. Redaktion: Hans-Joachim Meyer, Christian Gotthardt. Hamburg 1993; Ursel Hochmuth; Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933-1945. Hamburg 1969, S. 18ff; Staatarchiv Hamburg (StaH), 332-8 Meldewesen, A44; StaH, Adressbücher Harburg-Wilhelmsburg; Sta Stade, Rep. 171a 143; Matthias Heyl; Margit/Maronde-Heyl: Abschlussbericht zur Nachrecherche der Namen Harburger Opfer des Faschismus. Hamburg 2000; Vereinigte Arbeitsgemeinschaft der Naziverfolgten, Hamburg VAN (Hrsg.): Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter 1933-1945, Hamburg 1968.

- **Karl-Ahrens-Weg, Sasel (1986):** *Karl Ahrens (1857-1943), Lehrer in Sasel.*
- **Karl-Arnold-Ring, Wilhelmsburg (1975):** *Karl Arnold (1901-1958), Gewerkschafter, Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen.*
- **Karl-Gustav-Weg, Niendorf (1948):** *König Karl X. Gustav von Schweden (1622-1660).*



- **Karl-Heinz-Krahn-Weg**, Lurup (1984): *Karl-Heinz Krahn (1915-1981), Ortsamtsleiter von Blankenese.*
- **Karl-Jacob-Straße**, Nienstedten (1928): *Karl-Louis Jacob (1828-1908), Besitzer des Restaurants „Jacobs“.*
- **Karl-Kock-Weg**, Wilstorf (1988): Karl Kock (1908-1944), Gummifacharbeiter aus Harburg, Kommunist, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Siehe auch: Annemarie-Ladewig-Kehre; Catharina-Fellendorf-Straße; Erika-Etter-Kehre; Erna-Behling-Kehre; Gertrud-Meyer-Straße; Hanne-Mertens-Weg; Helene-Heyckendorf-Kehre; Katharina-Jacob-Weg; Lisbeth-Bruhn-Stieg; Margarete-Mrosek-Bogen; Margit-Zinke-Straße; Marie-Fiering-Kehre; Thüreystraße; Tennigkeitweg, in Bd. 2. Siehe auch: Mitglieder der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen: Ernst-Mittelbach-Ring; Ernst-Mittelbach-Stieg; Kurt-Schill-Weg; Rudolf-Klug-Weg; Werner-Schroeder-Straße, in Bd. 3 online. Stolperstein: Am Mühlenfeld 107.
- Karl Kock war Gummifacharbeiter. Seine Eltern waren Jakob Kock und Pauline, geb. Gräfe. Er hatte zwei Brüder, Hans und Arnold, und wuchs in einer sozialistischen Familie auf. Ein weiterer Bruder, Jakob, lebte nur knapp über ein Jahr. Der Vater Jakob Kock trat nach 1918 der KPD bei. Bei seinen Freunden hieß er Jonny oder Jolly (nach der Piratenflagge Jolly Roger). Seine Wohnadressen lauteten (1904) Eißendorfer Straße 68 und (1934) Bremer Straße 165. Die Kocks kauften sich später (noch vor 1933) ein Grundstück in Klecken, um dort zu wohnen. Wegen der politischen Verhältnisse konnten sie dies aber nicht verwirklichen. Karl Kock besuchte wahrscheinlich die Knaben-Volksschule an der Elisenstraße (heute Baererstraße) und begann eine Lehre als Kupferschmied, musste sie aber wegen eines Unfalls seines Vaters 1924 abbrechen, um Geld zu verdienen. Nach längerer Erwerbslosigkeit wurde er als ungelernter Arbeiter auf den Harburger Oelwerken Brinckmann & Mergell (Hobum) (siehe auch: Beim Brinckmannschen Park und Mergellstraße, in Bd. 3 online) eingestellt. 1926 trat er der KPD, der RGO und dem „Roten Jungsturm“ bei, der Jugendorganisation der „Antifaschistischen Aktion“. 1931 heiratete er Elfriede Müller (geb. am 27.3.1912 in Harburg), ein Jahr später, am 7.4.1932, kam die Tochter Renate zur Welt. Die Familie zog mehrmals um, wohnte in der Kasernenstraße 5 und ab 13. Juli 1933 in Wilstorf in der Nähe des Außenmühlenteichs (Am Mühlenfeld 117), später in derselben Straße Nr. 107. Ganz in der Nähe, Am



Mühlenfeld 113, wohnte ab 1936 sein Bruder Hans Kock mit dessen Frau Sophie und den Söhnen Hans-Werner und Uwe. Karl Kock wurde schon vor 1933 mehrfach in Gewahrsam genommen, so 1931 wegen „Auflaufs“ und 1932 wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt. Da er als Kommunist bekannt war, hielt er sich nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten nur selten zu Hause auf. Im Juli 1933 wurde er festgenommen und im November wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu einem Jahr und einem Monat Gefängnis verurteilt. Auch nach seinem Vater wurde gefahndet, der jedoch fliehen konnte (siehe unten).

- Karl Kock arbeitete nach seiner Entlassung aus der Haft 1934 in den Phoenix-Gummiwerken. (siehe auch: Albert-Schäfer-Weg, in Bd.3 online) Das war erstaunlich, denn Kommunisten hatten es in der Regel sehr schwer, dort eingestellt zu werden. Vom 27. bis 31. Dezember 1935 befand er sich im Harburger Gerichtsgefängnis wieder in Haft; die Gründe sind nicht bekannt. 1940 wurde er erneut festgenommen unter der Beschuldigung, im Mischwalzwerk der Phoenix eine kommunistische Betriebszelle gebildet zu haben. Das Hanseatische Oberlandesgericht stellte 1941 das Verfahren aus Mangel an Beweisen ein. In den Jahren 1937-1940 befand sich das NS-Regime auf dem Höhepunkt seiner Macht. In dieser Zeit wurden mehrere Hamburger Kommunisten aus dem KZ Sachsenhausen entlassen, darunter Bernhard Bästlein, Franz Jacob und Robert Abshagen. Sie kamen schon bald zu illegalen Beratungen zusammen und beschlossen 1940, eine neue Widerstandsorganisation aufzubauen. Über die Motive sagte Bernhard Bästlein 1942: „Meine illegale Tätigkeit während der letzten Jahre wurde vorwiegend durch zwei Faktoren bestimmt. Der erste Faktor war meine siebenjährige Haft, (...) während der ich entsetzliche Dinge erlebt, gesehen und gehört habe. Meine Überzeugung, dass eine Gesellschaftsordnung, in der solche Dinge möglich sind, beseitigt werden muss, wurde dadurch grundfest gemacht. Der zweite Faktor war der 1939 begonnene Zweite Weltkrieg. (...) So war meine Arbeit dazu bestimmt, so schnell wie möglich den Frieden und die Beendigung des meiner Meinung sinnlosen Blutvergießens herbeizuführen.“ Auf einer Beratung im Spätsommer 1940 in Harburg bei Adolf Wendt in der Talstraße (heute Steinikestraße) wurde beschlossen, in den Hamburger Großbetrieben Zellen aufzubauen. Die Methoden des Widerstands waren: Flugschriften, Diskussionen nach vorsichtigem Vorfühlen, Aufforderungen, langsam zu arbeiten, in kriegswichtigen Betrieben auch Sabotageakte. Bis Oktober 1942 entstand eine Organisation aus etwa 200 Männern und Frauen, in den weiteren Jahren wurden es rund 300. Auch in einigen Harburger Großbetrieben wurden ab Dezember 1941 Gruppen aufgebaut, darunter auch bei Phoenix. Karl Kock und sein Arbeitskollege Wilhelm Milke gehörten der Phoenix-Zelle an. Sie halfen den Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern und den Kriegsgefangenen, die auf der Phoenix arbeiten mussten,



versorgten sie mit Lebensmitteln, Waschzeug, Gebrauchsgegenständen und einem Radio. Auf der Phoenix arbeitete auch Herbert Bittcher (siehe: Bittcherweg, in Bd. 3 online), ein Sozialdemokrat. Er beherbergte im Sommer 1942 seinen Cousin Wilhelm Fellendorf, der sich aus dem sowjetischen Exil zuerst nach Berlin, dann auf der Flucht vor der Gestapo nach Hamburg durchgeschlagen hatte. Bittcher informierte Karl Kock über das Auftauchen Fellendorfs. Dieser gab die Nachricht an die Leitung der Widerstandsorganisation weiter. Bernhard Bästlein traf sich mit Wilhelm Fellendorf; die Organisation wollte ihn außer Landes bringen. Im Oktober 1942 nahm die Gestapo zahlreiche Mitstreiter der Bästlein-Organisation fest, darunter auch Wilhelm Milke und Herbert Bittcher während der Arbeit auf der Phoenix. Karl Kock war gerade krankgeschrieben und nicht im Betrieb. Er wurde rechtzeitig gewarnt und konnte seine Wohnung verlassen. Bei der Flucht halfen Grete Dreibrodt und Grete Glißmann. Letztere verhüllte ihn in einem Regenmantel, untergehakt wie ein Ehepaar gingen sie zur Straßenbahn am Heckengang, von dort fuhr er nach Hamburg. Er verbarg sich bei Verwandten und Gesinnungsfreunden, unter anderen bei Martin und Dorothea Pappermann (Banksstraße 53) und Käthe Neumann (Poßmoorweg 17), zuletzt bei August Quest am Kapellenweg in Harburg. Er wurde zusammen mit anderen „flüchtigen Verbrechern im Reich“ (alle waren Angehörige der Bästlein-Organisation) mit Foto steckbrieflich gesucht. Paul Dreibrodt erkundete in Lübeck Fluchtmöglichkeiten nach Skandinavien und besorgte ein schwedisches Wörterbuch. Aber alles war vergebens. Das Haus Am Mühlenfeld 107 bekam wiederholt „Besuch“ von der Gestapo. Der bereits verhaftete Berthold Bormann wurde von der Gestapo auf Elfriede Kock angesetzt, um das Versteck herauszubekommen. Er verweigerte sich, vermutlich kannte sie das Quartier auch gar nicht. Als er erneut in Haft sollte, tötete er sich am 23. November 1942 in der Wohnung selbst. Am 6. März 1943 wurde Karl Kock von der Gestapo im Haus am Kapellenweg 15 aufgespürt und zusammen mit August Quest festgenommen. Er kam am 8. März nach Hamburg-Fuhlsbüttel in Gestapo-Haft, dann am 12. Mai 1943 ins Untersuchungsgefängnis am Holstenglacis. Nach den „Gomorra“-Angriffen im Juli 1943 wurden mehrere politische Häftlinge in „Haft-Urlaub“ geschickt, Karl Kock gehörte nicht dazu. Vom „Volksgerichtshof“ (Vorsitzender: Günther Löhmann) wurde er am 8. Mai 1944 im Verfahren „Kock und andere“ wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zum Tode verurteilt und zusammen mit neun anderen Widerstandskämpfern am 26. Juni 1944 im Untersuchungsgefängnis hingerichtet. Am 24. Februar 1945 zerstörte ein Luftangriff das Haus Am Mühlenfeld 107 völlig. Elfriede Kock und ihre Tochter Renate kamen dabei ums Leben. Karl Kocks Vater Jakob konnte sich 1933 der Fahndung durch die Flucht über Dänemark nach Norwegen entziehen. Die Schiffskarten besorgte die Sozialdemokratin Gesa Schneider, eine entfernte Verwandte der Kocks. Später kämpfte Jakob Kock in Spanien in den



Internationalen Brigaden und kehrte von dort erneut nach Skandinavien zurück. Nach 1945 wurde er wieder für die KPD in Harburg aktiv und siedelte in den 1960er-Jahren in die DDR über. Karl Kocks Bruder Hans starb während des Krieges an einer Blutvergiftung. Der andere Bruder Arnold überlebte die NS-Zeit und starb im Oktober 1960. Der Leichnam Karl Kocks wurde nach 1945 in der Nähe der Universität Kiel gefunden und von seinem Vater Jakob Kock identifiziert. 1947 wurde seine Urne bei einer Feierstunde auf dem Ohlsdorfer Friedhof im Ehrenhain Hamburger Widerstandskämpfer bestattet.

- Text: Hans-Joachim Meyer, entnommen aus: www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945. 6., erweiterte Aufl. überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meyer. Hamburg-Harburg 2005, S. 291ff.; Ursel Hochmuth: Niemand und nichts wird vergessen, Biogramme und Briefe Hamburger Widerstandskämpfer 1933-1945, eine Ehrenhain-Dokumentation in Text und Bild. Hamburg 2005, S. 84ff.; VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Stumme Zeugen, Wegweiser zu Stätten von Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg 1933-1945: Redaktion Hans-Joachim Meyer, Christian Gotthardt. Hamburg 1993; Ursel Hochmuth, Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933-1945. Hamburg 1969, S. 341ff.; Staatsarchiv (StaH), 242-1-II Gefängnisverwaltung; Staatsarchiv Hamburg (StaH), 331-1-II Polizeibehörde II; StaH, 332-8 Meldewesen, A44, A46; StaH., Adressbücher Harburg-Wilhelmsburg; StaH, Adressbücher Hamburg; StaH, Mitteilungen des StaH; Matthias Heyl, Margit Maronde-Heyl: Abschlussbericht zur Nachrecherche der Namen der Harburger Opfer des Faschismus. Hamburg-Harburg 2000; Totenliste VAN.

- **Karl-Kunert-Straße, Wilhelmsburg (1990): Karl Hermann Kunert (1911-1970), Farmsener Pastor, Mitglied im Ortsausschuss.**
- **Karl-Lippert-Stieg, Poppenbüttel (1985): Karl Lippert (1882-1940), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.** Karl Lippert kam am 5. Oktober 1882 in Waren zur Welt. Nach Schulbesuch und Maurerlehre zog er zur Arbeitssuche nach Hamburg. Er trat 1904 in die Gewerkschaft ein. Ein Jahr später wurde er Mitglied der SPD, wechselte aber bald zunächst zur USPD, dann zur KPD. Auch seine Frau Minna trat der SPD nach der Hochzeit 1906 bei und gehörte ihr bis 1918 an. Der KPD gehörte sie seit deren Gründung an. Während des Ersten Weltkriegs leistete Karl Lippert Militärdienst und wurde 1918 Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates der Novemberrevolution. 1926 zog das Ehepaar mit seinen fünf Kindern von Hammerbrook nach Sasel, wo sich die Familie über



Jahre selbst ein Haus erbaute, das zum Mittelpunkt für die politische Arbeit wurde. 1928 wurde Lippert als Abgeordneter der KPD ins Ortsparlament Sasel gewählt. Bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahre 1933 setzte er sich dort für die Interessen der Arbeiter und Arbeiterinnen und gegen den Nationalsozialismus ein. 1932 warnte er im Parlament: „Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!“ Lippert war auch Mitglied der „Roten Hilfe“, dem „Kampfbund gegen den Faschismus“, und der „Roten Gewerkschaftsopposition“. 1930 verlor er seinen Arbeitsplatz. Im selben Jahr wurde er gemeinsam mit seinen beiden Söhnen und den beiden Schwiegersöhnen wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ festgenommen. Zunächst saßen sie im Gefängnis Wandsbek ein, wurden dann bis 1938 zuerst ins Gefängnis Fuhsbüttel und Altona, dann in die Konzentrationslager Esterwegen und Sachsenhausen verbracht. 1940 wurde Lippert wegen seiner durch den Amtsarzt bestätigten nur noch kurzen Lebenserwartung aus der Haft entlassen. Im selben Jahr, am 23. Dezember 1940, starb Lippert an den Folgen der Lagerhaft. Seine Frau arbeitete auch nach 1945 für die KPD.

Text: Nina Krienke

- **Karl-Müller-Ring**, *Bramfeld (1961): Karl Müller (1878-1952), Gemeindevorsteher in Bramfeld.*
- **Karl-Reese-Weg**, *Langenbek (1988): Karl Reese (1890-1940), Bibelforscher, Gegner/Opfer des Nationalsozialismus.* Stolperstein: Tangstedter Landstraße 158. Karl Heinrich Friedrich Reese kam in Wilhelmsburg, Georgswerder 83, zur Welt. Zu dieser Zeit gehörte Wilhelmsburg noch nicht zu Hamburg. Sein Vater Karl Friedrich Ernst Reese wurde am 13. November 1865 in Hagenow und seine Mutter Anna Maria Dehnert am 21. Mai 1866 in Ober-Harpersdorf geboren. Beide waren evangelisch und heirateten in Parchim am 30. Oktober 1888. In Parchim wurde ein Jahr später Karls ältere Schwester Anna Maria Frieda geboren. In Wilhelmsburg wurden im Jahre 1892 Karls jüngerer Bruder Johannes Friedrich August und im Jahre 1894 seine jüngere Schwester Emma Pauline Anna geboren. Als Karl Reese sechs Jahre alt war, zog die Familie nach Hamburg um und sein Vater erwarb 1902 die Hamburger Staatsbürgerschaft. Er arbeitete als Hilfsarbeiter in der Buchdruckerei Franke & Scheibe und wohnte in der Spaldingstraße 150. Die Ehe von Karls Eltern war zu dieser Zeit schon ein Jahr geschieden. Karls Bruder Johannes wurde im Mai 1915 als Soldat im Ersten



Weltkrieg getötet. Karl Reese heiratete am 30. April 1917 die 22-jährige Martha Dora Caroline Rosenbrook, die uneheliche Tochter der Köchin Sofia Ida Dorothea Helene Rosenbrook. Martha war evangelisch und wohnte am Eppendorfer Baum 40 im ersten Stock. Karl war zu dieser Zeit Schmiedegeselle und wohnte in Hamburg in der Bachstraße 101. Er war als konfessionslos registriert. Seit 1930 war Karl Reese in der Harburger Versammlung der Zeugen Jehovas aktiv. Am 12. August 1937 wurde er zusammen mit 14 weiteren Angeklagten vom Hanseatischen Sondergericht zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten verurteilt, weil er sich weiter für die verbotene „Internationale Bibelforscher-Vereinigung“ (gegründet 1927 in Magdeburg) betätigt hatte. Zu diesem Gerichtsverfahren existiert heute lediglich eine „Notakte“ mit dem Urteil, in dem ihm vorgeworfen wird, mit anderen Angeklagten zusammen „in der Bibel und alten Schriften der Bibelforscher“ gelesen und sich darüber unterhalten zu haben. Auch habe er von einem der anderen Angeklagten den „Wachturm“ bezogen. Allerdings sind Informationen über das Ermittlungsverfahren mit Verhörprotokollen nicht erhalten geblieben. Karl Reese wurde zweieinhalb Monate nach der Verurteilung in das KZ Sachsenhausen verbracht und am 30. Oktober 1937 mit der Häftlingsnummer 888 als Schutzhäftling in den Häftlingsblock 18 inhaftiert. Bei seiner Einlieferung wurde die Tangstedter Landstraße 158 als Wohnort vermerkt. Karl Reese verstarb am 4. Januar 1940 im Alter von 49 Jahren im Krankenbau des KZ Sachsenhausen, Häftlingsblock 36. Als Todesursache wurde Lungenentzündung angegeben. Er war zum Zeitpunkt seines Todes von der Politischen Abteilung als I.B.V. und als Invalide registriert, jedoch sind die Umstände, die dazu führten, und die Art der Invalidität unbekannt. Nach dem Tode von Karl wohnte Martha Reese mit ihrer Tochter weiterhin in der Tangstedter Landstraße 158, wo sie am 31. Dezember 1948 verstarb. Sie war ohne Beruf und evangelisch-lutherisch. Nach Aussage des Polizisten Werner H., der ebenfalls dort wohnte, starb sie an einem Herzschlag.

Text: Margot Löhr / Holger Tilicki, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 213-11 00641-38 Reese, 332-5, 12959 u. 292/1890, 12961 u. 300/1892, 12963 u. 574/1894, 9109 u. 566/1895, 9565 u. 265/1917, 10007 u. 2/1949; Recherche und Auskünfte Monika Liebscher, Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen; Archiv Sachsenhausen, JSU 1/96, Bl. 004, D 1 A /1016, Bl. 347, D 30 A/32, Bl. 026; US Holocaust Memorial Museum Washington, RG-06.025*26/file 2282, file 2283; FSB-Archiv, Moskau, N-19092/Tom 96, Bl. 004; Russisches Staatliches Militärarchiv, Moskau, 1367/1/16, Bl. 347; Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam; Pr.Br.Rep. 35H (KZ Sachsenhausen)/32, Bl. 026; Klaus-Dieter Brüggemann, Margarete Dreibrodt, Hans-Joachim Meyer, Otto Nehring: die anderen, Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg, Zeugnisse und Berichte 1933-1945, Hrsg.: Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten, Ortsvereinigungen Harburg und Wilhelmsburg, Hamburg, 2. Auflage, 1981.



- **Karl-Rüther-Stieg**, Bergedorf/Allermöhe (1995): Karl Rüther (1906-1937), SPD-Mitglied, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Stolperstein: Krausestraße 79.

Karl Rüther war der Sohn von Christian und Frieda Rüther. Er hatte eine Schwester namens Margarethe. Er erlernte in Hamburg den Beruf des Tischlers und arbeitete in der Tischlerei von Julius Lübker am Pilatuspool in der Hamburger Neustadt. Im November 1933 heiratete er Elli Stockhusen (geb. 1909), mit der er den Sohn Hermann hatte, der im August 1936 zur Welt kam. Das Ehepaar lebte spätestens seit 1936 in der Ahrensburger Straße 79 im Stadtteil Dulsberg.

Karl Rüther war seit den 1920er-Jahren Mitglied in der SPD und im „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“; außerdem engagierte er sich als „Samariter“ in der Arbeiterbewegung verbundenen „Arbeiter-Samariter-Bund“. Laut einem Bericht der Exil-SPD in ihren „Deutschland-Berichten“ aus dem Jahr 1938 soll er sich seit 1932 nicht mehr politisch betätigt haben. Allerdings sagte kurz nach Kriegsende ein ehemaliger Nachbar aus, Rüther habe ihm kurz vor seiner Verhaftung gesagt, er fürchte wegen seiner „politischen Handlungsweise nach 1933“ in den nächsten Tagen festgenommen zu werden. Am 6. April 1937 (gut sieben Wochen vor der Festnahme seines Dulsberger Genossen Friedrich Dicke) verhafteten ihn tatsächlich „zwei bis drei Polizeibeamte in Zivil“, die ihn umgehend in „Schutzhaff“ ins Kola-Fu [Konzentrationslager Fuhlsbüttel] überführten. Während seiner Haft wurde gegen ihn Anklage wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht erhoben; Akten über die Einleitung des Verfahrens sind jedoch nicht mehr vorhanden.

Was Karl Rüther während seiner knapp 14-tägigen Haft im berüchtigten Kola-Fu widerfuhr, ist nicht genau bekannt. Seiner Ehefrau Elli wurde erst nach seinem Tod mitgeteilt, er habe sich am Pfingstsonnabend, den 15. Mai 1937, im Gefängnis „erhängt“. Elli Rüther sagte nach dem Krieg aus, Mitgefangene ihres Mannes hätten ihr erzählt, er sei im Kola-Fu „zu Tode geprügelt“ worden. Nach Karl Rüthers Tod bekam seine Frau für sich und den kleinen Sohn Hermann, der bereits im Mai 1940 verstarb, nur sieben Wochen Wohlfahrtsunterstützung.

Text: Benedikt Behrens, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 213-8 Staatsanwaltschaft OLG – Verwaltung, Abl. 2, 451 a E 1, 1b; StaH 351-11 AfW, 5127; StaH 332-5 Sterbegeneralregister, 49073; Herbert Diercks: Gedenkbuch "Kola-Fu", Hamburg 1987, S. 37; Vereinigte Arbeitsgemeinschaft der Naziverfolgten, Hamburg



VAN (Hrsg.): Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter 1933-1945, Hamburg 1968.

- **Karlshöhe**, *Bramfeld (1870)*, nach dem Hof des Besitzer Carl Reimers, der seinen Hof „Bramfelderheide“ in „Carlshöhe“ umbenannte.
- **Karlshöher Weg**, *Farmsen-Berne (1945)*, siehe: Karlshöhe.
- **Karlstraße**, *Uhlenhorst (1845)*: *Karl Heine (1810-1865)*, Mitinhaber der *Uhlenhorst*. Siehe auch: Abendrothsweg und Zimmerstraße. Carl Heine war der Sohn des Bankiers Salomon Heine (Salomon-Heine-Weg) und Cousin des Dichters Heinrich Heine (Heinrich-Heine-Straße). Über Carl Heine äußerte sich Heinrich Heine: „Er hat nur drey Leidenschaften: die Weiber, Zigarren und Ruhe.“ Verheiratet war der Bankier Carl Heine seit 1838 mit der Französin Cécile-Charlotte Furtago (1821-1896). Das Paar hatte keine leiblichen Kinder. Céline adoptierte die uneheliche Tochter ihres Bruders, die jedoch nicht in Carl Heines Testament bedacht wurde. Hierin wurde die Liquidierung des Bankhauses Heckscher & Co. verfügt; noch übrig gebliebenes Geld sollte in die Carl-Heine-Stiftung einfließen.
- **Karlstraßenbrücke**, *Uhlenhorst (1904)*
- **Karl-Strutz-Weg**, *Billstedt (1980)*: *Karl Strutz (1908-1974)*, *Bürgerschafts-abgeordneter (SPD)*. Während der Zeit des Nationalsozialismus gehörte er der *SPD-Widerstandsgruppe in Billstedt* an. 1935 wurde er zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Später heiratete er die Stenotypistin Käthe Mehrens (1912-?). Auch sie gehörte dieser Widerstandsgruppe an und wurde ebenfalls 1935 verhaftet. Um von ihr Aussagen zu erpressen, wurde sie für mehrere Wochen in ihrer Zelle gefesselt. Es erfolgte keine Anklage. (vgl.: Für Freiheit und Demokratie – Lebensgeschichten Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in



Verfolgung und Widerstand 1933-1945. Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten in der SPD Hamburg. Dr. Helga Kutz-Bauer.)

- **Karl-Theodor-Straße, Ottensen (1878):** *Karl Theodor Arnemann (1804-1866), Bankier, Kaufmann.* Sein Grundstück verlief über die Straße. Siehe auch: Arnemannstraße. Siehe auch: Arnemannweg, nach: Mathilde Arnemann benannt, in Bd. 2. Siehe auch: Arnemannstraße, in Bd. 3 online.
- **Karl-von-Thielen-Brücke, Wilhelmsburg (1949):** *Karl Hermann Peter von Thielen (1832-1906), Minister für öffentliche Arbeiten, „Eisenbahnminister“.*
- **Karl-Wolff-Straße, Altona-Altstadt (1992):** *Karl Wolff (1911-1933), Schuhmacher, Gegner der Nationalsozialisten. Hingerichtet wegen angeblicher Mordbeteiligung während des Altonaer Blutsonntags (siehe dazu auch bei: Bruno-Tesch-Platz).*

Karl Wolff, Sohn des Schmiedes Carl Wolff und des Dienstmädchens Anna Wolff, geborene Frahm, hatte den Beruf des orthopädischen Schuhmachers erlernt. Er lebte in Hamburg im dritten Stock eines Hinterhauses in der Süderstraße 323.

Während des Altonaer Blutsonntags war er in einem Hinterhof der Christianstraße 29 verhaftet worden. Vier fragwürdige Zeugen der SA behaupteten vor dem Sondergericht, er hätte aus einer Gruppe heraus an der Ecke Christianstraße Schüsse abgegeben. Das Gericht ging Zeugenaussagen, dass er den Hinterhof nicht verlassen hatte und deshalb nicht auf der Straße geschossen haben konnte, nicht nach. Im Laufe zahlreicher Hausdurchsuchungen in der Altonaer Altstadt war eine Schusswaffe gefunden worden. Wie sich bei der Aufhebung der Urteile 1992 herausstellte, waren die bei der Obduktion des SA-Mannes Koch gefundenen Militärgeschosse gegen andere Munition ausgetauscht worden, und zwar gegen Kaliber, wie sie aus der gefundenen Waffe hätten stammen können.

Der ledige Karl Wolff hatte keine Vorstrafen. Der Schuhmachermeister, bei dem er arbeitete, bezeugte ihm Ehrlichkeit und Fleiß. Wolff sei einer seiner besten Lehrlinge gewesen. Der Vorsitzende des Ruderclubs, in dem Wolff Mitglied war, sagte aus, er sei hilfsbereit und politisch eher gemäßigt gewesen.



1.8.1933: „Mein lieber Wilhelm! Zum letzten Mal grüße ich dich. Morgen hat meine letzte Stunde geschlagen. (...) Ich schreibe dir nochmals, dass ich unschuldig bin, und hoffe, dass meine Unschuld noch an den Tag kommt. (...) Zum letzten Mal einen herzlichen Gruß an dich und es sei dir ein besserer Lebensabend beschieden als mir. Mit Gruß dein Freund Karl.“

Text: Birgit Gewehr, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Leon Schirmann: Der Altonaer Blutsonntag 17. Juli 1932. Dichtungen und Wahrheit, Hamburg 1994; Leon Schirmann: Justizmanipulationen. Der Altonaer Blutsonntag und die Altonaer bzw. Hamburger Justiz 1932–1994, Berlin 1995; Wolfgang Kopitzsch: Der „Altonaer Blutsonntag“, in: Arbeiter in Hamburg, hrsg. von Arno Herzig u. a., Hamburg 1983; Anthony McElligott: Das Altonaer Sondergericht und der Prozeß vom Blutsonntag. Vortrag zum 60. Gedenktage des „Altonaer Blutsonntags“, unveröffentl. Manuskript, 1992; im Bruno-Tesch-Archiv im StO: Die Wahrheit über den Altonaer Blutsonntag in Altona. Tatsachenschilderungen von Augenzeugen und Verwundeten, hrsg. von der Roten Hilfe Deutschlands, Berlin o. J.; August Lütgens. Seemann, Kommunist, Widerstandskämpfer, hrsg. von der Geschichtskommission der Industriekreisleitung des SED Seeverkehr und Hafenwirtschaft, Rostock o. J.; Der Altonaer Blutsonntag. 17. Juli 1932. Beiheft zur Diareihe, hrsg. von der Staatlichen Landesbildstelle Hamburg, Hamburg 1987; Helmut Heins u. a., Bruno Tesch und Gefährten. Erinnerungen an den Altonaer Blutsonntag, hrsg. von VVN, Hamburg 1983.

- **Karpfangerstraße, Neustadt (1902):** *Berens Jakobsen Karpfanger (1623-1683), Admiral.*
- **Karstenstraße, Blankenese (um 1919):** *Joh. Karsten (1819-1896), Bauer aus Blankenese, machte sich um viele Stiftungen verdient.*
- **Kaspar-Ohm-Weg, Wellingsbüttel (1950):** *nach der Erzählung „Kaspar Ohmunick“ von John Brinckmann.*
- **Kaspar-Siemers-Stieg, Billstedt, (1948):** *Kaspar Friedrich Siemens (?-?), stiftete ein Legat für Lehrerwitwen (1863), Bauernvogt.*



- **Kaspar-Siemers-Weg**, *Billstedt (1948)*, siehe: Kaspar-Siemers-Stieg.
- **Kaulbachstraße**, *Groß Flottbek (1910)*: *Wilhelm von Kaulbach (1804-1874), Maler.*
- **Kedenburgstraße**, *Wandsbek (1950)*: *Dietrich Johann Kedenburg (1831-1900), Hauptpastor von Wandsbek.*
- **Kedenburgstraßenbrücke**, *Wandsbek (1960)*, siehe: Kedenburgstraße.
- **Keindorffstraße**, *Wilhelmsburg (vor 1903)*: *Gustav Keindorff (?-?), Regierungsrat bei der Eisenbahndirektion in Altona.*
- **Kellinghusenstraße**, *Eppendorf (1901)*: *Dr. Heinrich Kellinghusen (1796-1879), Bürgermeister, Präsident des Oberlandesgerichts.*
- **Kelloggstraße**, *Jenfeld (1947)*: *Frank Billings Kellogg (1856-1937), US-Außenminister, Friedensnobelpreisträger.*
- **Kelterstraße**, *Wellingsbüttel (1950)*: *Prof. Dr. Edmund Kelter (1867-1942), Direktor am Johanneum.*



- **Kennedybrücke, St. Georg (1963):** *John F. Kennedy (1917-1963), Präsident der USA.*
- **Keplerstraße, Ottensen (1950):** *Johannes Kepler (1571-1630), Mathematiker, Astronom.* Mutter: *Katharina Kepler (1547-1622)*, Mutter von vier Kindern, wurde von ihrem trunksüchtigen Ehemann verlassen. Hebamme und Heilerin, hatte umfangreiches Wissen über Pflanzen. Dieses Wissen hatte sie von einer Tante, die Hebamme und Heilerin gewesen war und als „Hexe“ verurteilt und verbrannt wurde. Auch Katharina Kepler wurde als Hexe beschuldigt auf Grund einer Verleumdung durch eine Nachbarin. Ihr Sohn Johannes strengte daraufhin eine Verleumdungsklage gegen die Nachbarin an, doch der Rufmord hatte schon seine Wirkung gezeigt; ihr Ansehen wurde systematisch demontiert. Die Verleumdungsklage scheiterte. Die 73-jährige Katharina Kepler wurde festgenommen. Johannes Kepler versuchte mehrfach, seine Mutter freizubekommen, formulierte mit dem Juristen Christoph Besold eine mehr als 100 Seite umfassende Verteidigungsschrift. Es gelang zwar, die Folter abzuwenden, nicht aber die Androhung der Folter, d.h. Katharina Kepler wurden die Folterinstrumente gezeigt. Doch sie blieb standhaft und wurde freigesprochen. Doch durch die Haft war sie so geschwächt und gebrochen, dass sie ein halbes Jahr nach der Freilassung verstarb.
- **Kernerreihe, Barmbek-Nord (1930):** *Georg Reinhold Kerner (1810-1858), Wasserbauinspektor.*
- **Kerschensteinerstraße, Harburg (1950):** *Prof. Dr. Georg Kerschensteiner (1854-1932), Stadtschulrat, Prof. in München.*
- **Kersten-Miles-Brücke, Neustadt (1896):** *Kersten Miles (Mitte 14. Jhd.-1420); Bürgermeister.*



- **Kerstensweg**, *Eilbek (1955)*: *Johann Dietrich Kerstens (1817-1897), Vogt in Eilbek, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft.*
- **Kesselflickerweg**, *Langenhorn (2010)*: *nach dem historischen Handwerksberuf.*
- **Kettelerweg**, *Schnelsen (1965)*: *Wilhelm Freiherr von Ketteler (1811-1877), Bischof von Mainz, förderte soziale Reformen.*
- **Kickbuschweg**, *Sinstorf (1950)*: *Wilhelm Kickbusch (1852-1904), Forstmeister.*
- **Kiepenkerlsweg**, *Neugraben-Fischbek (1940)*: *nach dem Gedicht „Kiepenkerl von Falkenberg“ von Hermann Claudius.*
- **Kiesselbachweg**, *Hummelsbüttel (1975)*: *Dr. Wilhelm Kiesselbach (1867-1960), Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichts.*
- **Kießlingstieg**, *Barmbek-Nord (1931)*: *Johannes Kießling (1835-1905), Physiker, Prof. am Johanneum.*
- **Kindtsweg**, *Barmbek-Nord (1929)*: *David Kindt (1580-1652), Bildnismaler in Hamburg.*



- **Kippingstraße**, *Eimsbüttel* ((1893): *Friedrich Wilhelm Kipping* (1838-1892), *Branddirektor*.
- **Kirchenpauerkai**, *HafenCity* (1888): *Dr. Gustav Heinrich Kirchenpauer* (1808-1887), *Senator*.
- **Kirchenpauerstraße**, *Klostertor* (1927), siehe: *Kirchenpauerkai*.
- **Kirchnerweg**, *Billstedt* (1971): *Ludwig Kirchner* (1880-1938), *Maler, Graphiker, Bildhauer*. Siehe auch: *Rosa-Schapiro-Weg*, in Bd. 2.
- **Kirschtenstraße**, *Blankenese* (1928): *Dr. Walter Kirschten* (1857-?), *Direktor des Realgymnasiums für Jungen*.
- **Kittelweg**, *Rahlstedt* (1950): *Otto Kittel* (1895-1960), *Gemeindevorsteher in Altrahlstedt*.
- **Klabautermannweg**, *Schnelsen* (1986), *Schiffskobold*. Zur Gestalt des Klabautermannes siehe auch: *Nixenstieg*, in Bd. 2.

Neben Nixen als weibliche gibt es Klabautermänner als männliche Wassergeister. Erotische und romantische Attribute kann man bei einem Klabautermann nicht feststellen. Vielmehr handelt es sich bei ihm um einen polternden Schiffsg Geist, einen Kobold, der den Kapitän durch Poltern und andere Geräusche vor Gefahren warnt. Auch treibt er auf den Segelschiffen gerne seinen Schabernack. Von den Seeleuten gefürchtet ist er, weil er auch großes Unheil, wie einen Orkan oder das Sinken des Schiffes, ankündigt.



- **Klapperhof**, Bergedorf/Lohbrügge (1949); *Johann Klapper, Kleinschmied, ältester Bewohner von Sande.*
- **Klappstraße**, Wandsbek (1950): *Dr. Hermann Klapp (1840-1895), Direktor des Wandsbeker Gymnasiums.*
- **Klaus-Groth-Straße**, Borgfelde (1899): *Klaus Groth (1819-1899), niederdeutscher Dichter.* Siehe auch: Dethlefstwiete und Wuthenowstraße, in Bd. 2.

Geboren in Heide in der Straße Lüttenheid 48. Der Vater war ein Grützmüller mit kleiner Landwirtschaft. Über die Mutter Anna Christina heißt es bei Groth, sie sei eine hübsche, rasche Frau gewesen. Das Ehepaar Groth hatte fünf Kinder. Nach dem Tod der Mutter im Jahre 1835 heiratete der Vater Anna Magdalena Repen. Klaus Groth bekam noch zwei Halbgeschwister.

Nach der Konfirmation wurde Klaus Groth Schreiber beim Kirchspielvogt. In dieser Zeit hörte er von einem weiteren Schreiber, der Gedichte veröffentlichte, die Groth faszinierten. Gemeint ist der Dichter Friedrich Hebbel (siehe: Hebbelstraße, in Bd. 3 online). Klaus Groths Verehrung für diesen Dichter hielt an. Nach Hebbels Tod 1863 führte Groth mit Hebbels Witwe Christine 23 Jahre lang einen Briefwechsel.

Klaus Groths weitere berufliche Laufbahn: Nach drei Jahren Schreiberdienst Besuch des Lehrerseminars in Tondern, Hilfslehrer an der Heider Mädchenschule. Er wollte stets mehr, widmete sich einem breit angelegten Selbststudium mit der Absicht, ein Studium in Berlin zu beginnen, um Gymnasiallehrer zu werden. Groth vertrat die Auffassung, die Schulbehörde müsse ihm Wirkungsmöglichkeiten verschaffen, die seinem Wissen und Können entsprachen. Die Schulbehörde sah das anders. Groth wurde der Schulalltag immer lästiger. Hinzu kam um 1847 eine unerwiderte Liebe zu der Heider Honoratiorentochter Mathilde Ottens, denn Groth war unter ihrem „Stand“. Er geriet in eine große seelische Krise und ging zur Genesung nach Fehmarn, verfasste Gedichte und verfolgte seinen Weg in die Öffentlichkeit mit großer Zielstrebigkeit. So schickte er seine Gedichte gezielt an eine Reihe von Persönlichkeiten, so an den Kieler Professor Karl Müllenhoff (siehe: Müllenhoffweg, in Bd. 3 online), und bat sie um Rezensionen. Groth hatte Erfolg mit seinem



„Quickborn“. 1854 erschien bereits die 3., erweiterte Auflage. 1856 erhielt Groth in Bonn, wo er sich einige Zeit im Kreis berühmter Professoren aufhielt, die Ehrendoktorwürde der Universität Bonn verliehen. Groths Gesundheitszustand war nicht der beste. In Folge verschiedener ärztlicher Atteste kam es zur Einigung mit der Schulbehörde; sie entließ Groth aus dem Schuldienst und zahlte ihm vier Jahre lang eine Abfindung. Privat wünschte sich Groth Weib und Kind, Haus und Hof. 1859 vermählte er sich mit Doris Finke, die einem wohlhabenden Bremer Kaufmannshaus entstammte. Das Paar bekam vier Kinder; der älteste Sohn verstarb im Alter von nur fünf Jahren. Der Schwiegervater unterstützte das Paar finanziell, forderte aber auch, dass Groth selbst eine erhebliche finanzielle Eigenleistung erbrachte. Klaus und Doris Groth nahmen Schulden auf, um sich den Wunsch nach einem Haus in Kiel zu erfüllen. Im Haus am Schwanenweg kam dem Klavierzimmer der repräsentativste Platz zu. Hier saß Doris Groth, die sehr musikalisch war, am Flügel. Hier spielten auch Johannes Brahms (siehe: Johannes-Brahms-Platz und Brahmsallee, in Bd. 3 online), Hans von Bülow und Clara Schumann (siehe: Schumannstraße in diesem Band). Groth war auch mit dem wohlhabenden Hamburger Unternehmer Heinrich Adolf Meyer (siehe: Stockmeyerstraße und Meyerstraße, in Bd. 3 online) befreundet, der ein Sommerhaus an der Kieler Förde besaß. Meyer und andere initiierten eine Spendenaktion für den Dichter. Um 1870 geriet die Firma des Schwiegervaters in finanzielle Schwierigkeiten; die geldliche Unterstützung für Klaus und Doris Groth versiegte. Doris Groth nahm deshalb Pensionärinnen auf, denen sie Unterricht gab. Groth versuchte, mehr Gedichte zu veröffentlichen, aber seine Werke wurden keine Verkaufsschlager. Auch seine Ehrendoktorwürde brachte finanziell nichts ein. Groth fühlte sich ob dieser Ehre zu einer Universitätslaufbahn berufen und wollte Nachfolger von Karl Müllenhoff werden. Doch dem stand die universitäre Realität entgegen, denn hierfür war ein Universitätslehrer erforderlich, der den Lehrstuhl für „germanische Sprache und Altertümer, deutsche Literatur und Literarische Kritik“ inhaltlich ausfüllte. „Für einen Lehrstuhl nach Groths Vorstellungen hätte höchstens zusätzlich Raum sein können. So musste die Fakultät andere Persönlichkeiten vorschlagen. Groth konnte in dieser Haltung (...) nur ‚Gelehrtenhochmut‘ erkennen. (...) So blieb Groth (...) auf sehr niedriger Rangstufe, nicht weit vor dem Pedell und dem Universitäts-Barbier.“ 1) „Im Hinblick auf Verbreitung und Wirkung von Groths Werk entwickelte seine Frau im Jahre 1872 eine Aktivität, die der Dichter selbst dann auch unterstützte. Sie betraf den am wenigsten anerkannten Teil seines Werkes, nämlich seine hochdeutschen Gedichte. Allerdings lässt sich nicht ohne weiteres sagen, daß dies gezielt in werbender Absicht unternommen worden wäre. Vielmehr scheinen hier ganz persönliche Wünsche zur Geltung zu kommen. Es geht um Kompositionen von Johannes Brahms nach hochdeutschen Texten von Groth. Das Ergebnis sind Werke, die überall in der Welt als hochrangig anerkannt sind. Sie tragen



Groths Worte in manche Bereiche, in die sie sonst nie gelangt wären.“ 2). „Doris Groths Gesundheit war schon seit Jahren angegriffen (...). Geburten, Kinderpflege, Sohn Detmars Krankheit und Tod und später die Erziehung der Pensionärinnen [belasteten] sie körperlich-seelisch schwer (..), aber als sorgende Ehefrau berichtete sie vor allem von den Arbeiten und Krankheiten ihres Mannes. (...) Später musste sie bei schlechtem Wetter im Hause bleiben, oft mit Fieber und Hustenanfällen wochenlang liegen; die Befürchtung, daß sie an Lungentuberkulose litt, bestätigte sich. (...) Sie starb am 19. Januar 1878. Klaus Groth verlor damit nicht nur den ihm liebsten Menschen, sondern er musste sich auf ein völlig verändertes Leben einstellen. Solange seine Frau es hatte leisten können, hatte sie nicht nur die Kindererziehung geleitet, den Haushalt geführt, kultivierte Gesellschaft gepflegt, freundschaftliche Beziehungen erhalten oder neue geknüpft, ihn unterstützend auf Reisen begleitet, mit ihm und Gästen Musik betrieben, sondern seine schriftstellerische Arbeit so weit wie möglich erleichtert. So hielt sie nicht nur alltägliche Probleme von ihm fern, sondern sie diente ihm auch für seine Tätigkeit als Ansprechpartnerin. Ihr las er seine Arbeiten vor (...) und kam durch ihre Reaktionen zur Klärung mancher Probleme.“ 2) Nach dem Tod seiner Frau lebte der damals 58-jährige Groth allein mit seinen damals 14, 12 und 11 Jahre alten Kindern im Haus und übernahm deren pädagogische Erziehung. Deshalb konnte er auch des Öfteren Einladungen nicht wahrnehmen, was ihn sehr schmerzte, da er die Geselligkeit liebte. Eine Haushälterin, Margarethe Staby, versorgte den Haushalt. Charlotte Finke, geb. Schmidt, eine verwitwete Tante seiner Frau und zwanzig Jahre jünger als Groth, half ihm von Bremen aus bei ihren seltenen Besuchen in Kiel mit Rat und Tat hinsichtlich der Bewältigung des Alltags in wirtschaftlichen und haushälterischen Angelegenheiten. Groth schrieb ihr in den folgenden zwanzig Jahren jeden Sonnabend einen Brief. Er kümmerte sich besonders um die Schulbildung seiner heranwachsenden Söhne. Als der älteste das Haus verließ, um in Hamburg eine Lehre zu beginnen, fiel dem Vater der Abschied sehr schwer, „wie man es sonst fast nur von Müttern kennt“. 3) 1889 musste Groth erleben, dass sein jüngster Sohn, der noch im Hause lebte, an einer Blinddarmentzündung starb. Groth starb an einer Rippenfellentzündung im Alter von 80 Jahren im selben Zimmer wie seine Frau 21 Jahre zuvor.

Quellen:

- 1) Inge Bichel, Ulf Bichel, Joachim Hartig: Klaus Groth. Eine Bildbiographie. Heide 1994, S. 99.
- 2) a.a.O., S. 122ff.
- 3) a. a .O., S. 141.

- **Klaus-Nanne-Straße**, Schnelsen (1988), nach einer Sagengestalt.



- **Klaus-Schaumann-Straße**, Bergedorf (1925): Klaus Schaumann (1807-1880), Besitzer des Kämmereigutes Nettelnburg, Mitbegründer des landwirtschaftlichen Vereins der Hamburger Marschlande.
- **Klausstraße**, Ottensen (1889): Klaus Peters (1812-1878), Tischlermeister, Bauspekulant, legte die Straße an.
- **Klein Fontenay**, Rotherbaum (19. Jhd.), siehe: Fontenay.
- **Kleine Johannisstraße**, Altstadt (13. Jhd.), siehe Große Johannisstraße. Siehe dazu: Elebeken, in Bd. 2.
- **Kleine Seilerstraße**, St. Pauli (1886), siehe: Seilerstraße
- **Kleine Wandrahmsbrücke**, HafenCity (1887): nach dem Gewerbe der Tuchhändler und Tuchfärber.
- **Kleiststraße**, Eilbek (1910): Heinrich Kleist (1777-1811), Dichter. Selbsttötung mit Henriette Vogel. Kontrovers diskutiert wird, ob Kleist homosexuelle Neigungen hatte.
- **Klinkstraße**, Billstedt (1947): Heinrich Klink (1884-1946), Gemeindevorsteher in Billstedt.



- **Klöpperstieg**, *Volksdorf (1962): Heinrich Adolf Klöpfer (1869-1928), Großkaufmann, ließ u. a. das Klöpferhaus in der Mönckebergstraße bauen.*
- **Kloksweg**, *Eimsbüttel (1899): Hans Detlef Heinrich Kloks (1822-1896), Grundeigentümer.*
- **Klophausring**, *Bergedorf (1979): Rudolf Klophaus (1885-1957), Architekt. Siehe auch: Annemarie-Ladewig-Kehre, in Bd. 2.; siehe Vita in Datenbank Die Dabeigewesenen. Hamburg Topographie der NS-Täterinnen, Mitläuferinnen, Denunziantinnen, Profiteurinnen. www.hamburg.de/ns-dabeigewesene*
- **Klopstockplatz**, *Ottensen (nach 1938): Friedrich Gottlieb Klopstock (1724-1803), Dichter. Siehe hinter Klopstockstraße, in Bd. 2: Frauenstraßennamen: Biographien von A bis Z.*
- **Klopstockstraße**, *Ottensen (1846), siehe: Klopstockplatz.*
- **Klopstockterrasse**, *Ottensen (1908), siehe: Klopstockplatz.*
- **Knabeweg**, *Osdorf (1947): Lambert Knabe, der 1771 in Osdorf einen Vollhof erwarb.*



- **Knauerstraße, Eppendorf (1897):** Georg Andreas Knauer (1759-1828), Weinhändler, Brunnenbetreiber des Andreasbrunnens: Trinkhalle mit Mineralwassern.
- **Kneesestraße, Wandsbek (1950):** Heinrich Kneese (1853-1916), Bürger-
vorsteher, Vorsitzender des Wandsbeker Turnerbundes.
- **Kniggestraße, Wilstorf (1903):** Dietrich Knigge (1830-1895), Kaufmann,
Grundeigentümer.
- **Knochenhauertwiete, Altstadt (1939):** nach dem Handwerksberuf der
Knochenhauer, die hier wohnten.
- **Knoopstraße, Harburg (1859):** Heinrich Diedrich Knoop (?-?), Harburger
Spediteur, Grundeigentümer.
- **Knorrestraße, St. Georg (1892):** Dr. Conrad Knorre (1809-1899), Oberarzt am
AK St. Georg.
- **Knutzenweg, Marienthal (1954):** Friedrich Knutzen (1881-1938), Landrat des
Kreises Stormarn.
- **Köhlerstraße, Osdorf (1941):** Erich Köhler (1873-1914); Fregattenkapitän.



- **Köhnckeweg**, Bergedorf/Lohbrügge (vor 1938 und 1949): *Wilhelm Köhncke (1856-1916), Rektor in Sande/Lohbrügge.*
- **Köhnestraße**, Rothenburgsort (1961): *Fritz Köhne (1879-1956), Oberschulrat*
Ab März 1937 Mitglied der NSDAP. Siehe zu ihm in der Publikation von Hans-Peter de Lorent: Täterprofile. Biografien der Verantwortlichen im Hamburger Bildungswesen unterm Hakenkreuz, erscheint März 2016. Als pdf auf der Website der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg.
- **König-Georg-Deich**, Wilhelmsburg (1908): *König Georg V. von Hannover (1819-1878).*
- **König-Georg-Stieg**, Wilhelmsburg (1990), siehe: König-Georg-Deich.
- **König-Georg-Weg**, Wilhelmsburg (1970), siehe: König-Georg-Deich.
- **König-Heinrich-Weg**, Niendorf (1948): *Heinrich I., Herzog von Sachsen, deutscher König.*
- **Königstraße**, Altona-Altstadt (1864): *vermutlich nach König Friedrich III. von Dänemark (1609-1670). Verheiratet mit Sophie Amalie von Braunschweig-Carlenberg (1628-1685). Das Paar hatte acht Kinder. Sophie Amalie besaß politischen Einfluss. So hatte sie z. B. Anteil an der Einführung der absoluten Monarchie in Dänemark. Vor der Ehe war Friedrich III. mit der bürgerlichen Margrethe Pape (1620-1684) liiert gewesen. Aus dieser Beziehung stammte der uneheliche Sohn Ulrich Friedrich Graf von Güldenlöwe-Laurvig (1638-1704).*



Margrethe Pape wurde später von Christian V. zur Baronesse von Löwendal erhoben.

- **Köppenstraße**, *Groß Borstel (1934): Wladimir Köppen (1846-1940), Meteorologe*. Siehe Alfred-Wegener-Straße. Hier Tochter von Wladimir Köppen: Else, verheiratete Wegener.
- **Körnerstraße**, *Winterhude (1863): Theodor Körner (1791-1813), Schriftsteller, Freiheitsdichter*.
- **Körnerstraßenbrücke**, *Winterhude (1904); siehe: Körnerstraße*.
- **Kösterbergstraße**, *Borgfelde (vor 1903): Hinrich Jürgen Köster (1748-1805), Auktionator, Grundstückseigentümer*.
- **Kohövedstraße**, *Rahlstedt (1950): Nikolaus von Wedel, genannt Kohöved (14. Jhd.)*.
- **Koldeweystraße**, *Groß Borstel (1959): Carl Christian Koldewey (1837-1908), Polarforscher, Admiraltätsrat, Abteilungsvorsteher an der Deutschen Seewarte in Hamburg*.
- **Kolloweg**, *Rahlstedt (1951): Walter Kollo (1878-1940), Operetten- und Schlagerkomponist*.



- **Kolpingweg, Wandsbek (1967):** Adolf Kolping (1813-1865), Priester, Gründer des Kolpingwerkes.
- **Kolumbusstraße, Horn (1962):** Christoph Kolumbus (um 1451-1506), Seefahrer, „Entdecker“. Siehe auch in Bd. 1 im Kapitel Hamburgs Kolonialgeschichte. Siehe auch unter:
<https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*
Seine Leitmotive für seine Erkundungsfahrten formulierte Columbus selbst mehrfach in seinem Bordbuch, u. a.: „Daher müssen Eure Hoheiten den Entschluss fassen, aus ihnen Christenmenschen zu machen. Wenn einmal der Anfang gemacht ist, so werden binnen kurzer Zeit eine Unmenge von Völkern unserm Glauben gewonnen sein, während gleichzeitig Spanien große Gebietsteile und ansehnliche Reichtümer erwerben wird. Letzteres behaupte ich aus der Erwägung, daß in diesen Ländern ohne jeden Zweifel große Goldmengen vorhanden sein müssen.“ (Christoph Columbus: Bordbuch. Briefe, Berichte, Dokumente, ausgew., eingel. und erl. v. Ernst Gerhard Jacob. Bremen 1957, 12.11.1492, 122.
- **Komorowskiweg, Eißendorf (1986):** Robert Wilhelm Komorowski (1905-1970), Bildhauer.
- **Konrad-Hager-Straße, Eidelstedt (1987):** Konrad Hager (1893-1980), Fabrikant, Vorbesitzer des Geländes.
- **Konrad-Reuter-Straße, Sasel (1919/20):** Konrad Reuter (1873-1958), Mitbegründer der Alstertal-Terrain AG, Besitzer des Saselhofes.



- **Konrad-Veix-Stieg**, *Bergedorf/Allermöhe (1995): Konrad Veix (1891-1974), Schuhmacher, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.* Geboren in Neumünster, wurde Konrad Veix im Ersten Weltkrieg Soldat. Er war Mitglied der SPD und trat 1917 zur USPD über. Er nahm am Hamburger Aufstand teil. 1924 wurde er wegen Hochverrats zu zweieinhalb Jahren Festungshaft verurteilt, im selben Jahr aber wieder amnestiert. Er „verbüßte“ von der Strafe sechs Monate. „1930 machte er sich als Schuster selbstständig. Seine Werkstatt hatte er am Weidenbaumsweg 9. Am 2. November 1934 wurde er in Schutzhaft genommen und verbrachte die Zeit bis zum 21. November 1935 im Konzentrationslager Fuhlsbüttel. 1936 wurde ihm der Prozess vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht Hamburg gemacht. Er war angeklagt, illegale Arbeit für die ‚Rote Hilfe‘ geleistet zu haben. Die ‚Rote Hilfe‘ war die Hilfsorganisation der KPD für die Familien verurteilter NS-Gegner.“ 1) Konrad Veix wurde zu 15 Monaten wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ verurteilt und wurde daraufhin in Konzentrationslagern und Gefängnissen inhaftiert.

Quelle:

- 1) Otto Steigleder: Straßennamen in Neuallermöhe-West: Lebensgeschichten. Hrsg. FHH Bezirksamt Bergedorf, o.J., S. 25.

- **Konsul-Francke-Straße**, *Heimfeld (1950): Robert Francke (1830-1904), Mitbegründer der Harburger Salpeterfabrik und Gründer der Palmkernölfabrik Robert Francke.*
- **Konsul-Renck-Straße**, *Harburg (1933): Georg Karl Renck (1846-1909), Senator, Kommerzienrat, bedeutender Unternehmer Harburgs, Vizekonsul von Großbritannien und Portugal.*
- **Konsul-Ritter-Straße**, *Heimfeld (1951): Hermann Ritter (1855-1932), Inhaber der Firma Renck & Hessenmüller in Harburg, Vizekonsul von Großbritannien und Portugal.*



- **Koopstraße**, *Eimsbüttel (1887): Heinrich Albert Koop (1820-1890), Grundeigentümer.*
- **Kopernikusstraße**, *Rahlstedt (1931): Nikolaus Kopernikus (1473-1543), Astronom.*
- **Kopischweg**, *Niendorf (1948): August Kopisch (1799-1853), Historienmaler, Dichter.*
- **Kopperholdtweg**, *Bahrenfeld (1955): Hermann Kopperholdt (1821-1870), Grundbesitzer.*
- **Korachstraße**, *Bergedorf/Lohbrügge (1965): Prof. Dr. Siegfried Samuel Korach (1855-1943), Chefarzt der medizinischen Abteilung des Israelitischen Krankenhauses in Hamburg, Opfer des Nationalsozialismus. Stolperstein: Hartungstraße 1.*

Siegfried S. Korach war einer der bekanntesten Hamburger Mediziner. Er legte sein Examen in Breslau ab, absolvierte die Ausbildung zum Internisten in Köln und begann drei Jahre später seine ärztliche Tätigkeit am Israelitischen Krankenhaus in Hamburg. 1880 noch zweiter Assistenzarzt, übernahm er kurz vor der Jahrhundertwende die Leitung der Inneren Abteilung, avancierte dann zum Leitenden Oberarzt der Chirurgischen Abteilung und verließ schließlich 1930 das Krankenhaus nach 44-jähriger Chefarztstätigkeit.

Korach zeigte sich neuen Methoden gegenüber offen, beispielsweise bei der Tuberkulosebehandlung, und erhielt 1917 den Professorentitel aufgrund seiner wissenschaftlichen Verdienste. Der Spezialist für Nerven- und Herzkrankheiten bemühte sich auch sehr um die Schwesternausbildung und kümmerte sich über seine Pensionierung hinaus um die Kinder im Jüdischen Waisenheim und die Bewohner des Alten- und Siechenheims.

Wie anderen Ärzten wurde auch ihm 1938 die Approbation entzogen. Mit seiner Ehefrau Mathilde – die einzige Tochter des Paares, Mathilde, war verstorben –



lebte der wohlstufierte Pensionär in der Hartungstraße 1. Die Akten des Oberfinanzpräsidenten zeigen, dass er bedrängten Freunden offensichtlich großzügig mit Krediten aushalf, solange er über sein Vermögen frei verfügen konnte.

1939 stellte der NS-Staat das Vermögen des nunmehr 84-Jährigen mit der Standardbegründung unter Sicherungsanordnung. „Sie sind Jude. Es ist damit zu rechnen, dass Sie in nächster Zeit auswandern werden. Nach den in letzter Zeit mit auswandernden Juden gemachten Erfahrungen ist es daher notwendig, Verfügungen über Ihr Vermögen nur mit Genehmigung zuzulassen.“ Doch der 84-Jährige wollte nicht auswandern. 1941 betrug sein Vermögen RM 217.000, und allen Steuern und Sonderabgaben zum Trotz, die der NS-Staat Juden abzwang, belief es sich 1943 immer noch auf RM 127.000. Siegfried Korach und seine Ehefrau durften allerdings monatlich nur über RM 900 verfügen, wovon sie auch die Hausangestellte unterhalten und entlohnen mussten, auf deren Dienste sie angewiesen waren. Die nicht jüdische Angestellte stand seit Jahrzehnten bei ihnen in Diensten, vor allem kümmerte sie sich um den inzwischen erblindeten Siegfried Korach. Dieser setzte ihr dafür eine Leibrente aus, was der Oberfinanzpräsident genehmigte. Wie in diesem Fall, musste der wohlhabende Pensionär für jede Massage, Gartenhilfe, ja, sogar für die An- und Restzahlung eines Grabdenkmals eine Genehmigung einholen.

Im Januar 1943 wurde der zugestandene Betrag zum Lebensunterhalt für den dreiköpfigen Haushalt auf RM 650 vermindert. Als sich abzeichnete, dass Korachs trotz ihres hohen Alters deportiert würden und sie ihr Vermögen nicht, wie vorgesehen, ihrer Hausdame vermachen konnten, wollten sie ihr noch einmal ein größeres Geldgeschenk machen, was der Oberfinanzpräsident verbot. Es hätte die Summe vermindert, die die Theresienstadt-Deportierten in einem „Heimeinkaufsvertrag“ abtreten mussten, als kauften sie sich in ein Altersheim ein.

Mathilde Korach verstarb am 19. Juni 1943, vier Tage vor der Deportation. Siegfried Korach blieb der Transport nicht erspart: Am 25. Juni erreichte sein Zug Theresienstadt. Fünf Tage später stellte der Ghetto-Arzt seinen Totenschein aus. Die Todesfallanzeige aus dem Ghetto zeigt, dass er in ein Siechenheim (L 206) eingewiesen wurde und dort in der „Marodenstube“ (sic) starb. Als Todesursache des 88-Jährigen nannte der Ghetto-Arzt „Altersschwäche“.

Text: Beate Meyer, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburgs; StaH, 314-15, Oberfinanzpräsident, R 1838/3692;



Nationalarchiv in Prag/Theresienstädter Initiative, Jüdische Matriken, Todesfallanzeigen Theresienstadt, Kart. 26; Galerie Morgenland (Hrsg.): „Wo Wurzeln waren ...“. Juden in Hamburg-Eimsbüttel 1933 bis 1945, Hamburg 1993; Fritz M. Warburg, Rede, in: Das Krankenhaus der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg, 1931; Mary Lindemann, 140 Jahre Israelitisches Krankenhaus in Hamburg. Vorgeschichte und Entwicklung, Hamburg 1981; 150 Jahre Israelitisches Krankenhaus in Hamburg, Hamburg 1997; Anna von Villiez: Die Verdrängung der jüdischen Ärzte Hamburgs aus dem Berufsleben 1933-1945, Magisterarbeit, Hamburg 2002; Anna von Villiez: Verfolgt, vertrieben, ermordet, in: Hamburger Ärzteblatt 12/05, S. 587; Deutsch-Jüdische Gesellschaft (Hrsg.): Wegweiser zu den ehemaligen jüdischen Stätten, Heft 2, Hamburg 1985; Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Hamburg 1995.

- **Korallusring**, *Wilhelmsburg (1957): Hermann Korallus (1849-1925), Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender des Wilhelmsburger Eisenbahnbau-Spar-und-Consum-Vereins, Vorsteher der Güter-Expedition Wilhelmsburg, Rechnungsrat.*
- **Korallustraße**, *Wilhelmsburg (1957), siehe: Korallusring.*
- **Kornbergstraße**, *Wandsbek (1950): Gabriel Kornberg (1711-1781), Maurermeister, der am Bau des Schlosses in Wandsbek mitarbeitete.*
- **Kornträgergang**, *Neustadt (17. Jhd.): nach den Kornträgern, die behördlich vereidigt waren.*
- **Korverweg**, *Billstedt (1948): Gebrüder Korver, Hamburger Buchdruckerei, übersetzten Luthers Neues Testament ins Niederländische.*



- **Kottwitzstraße, Hoheluft-West (1949):** Hugo Freiherr von Kottwitz (1815-1897), General, Kommandant der Hanseatischen Infanteriebrigade im Krieg 1870/71.
- **Kraemerstieg, Langenhorn (1952):** Gottfried August Kraemer (gest. 1836), Offizier in den Befreiungskriegen, Vogt in Langenhorn.
- **Kraepelinweg, Barmbek-Süd (1938):** Emil Kraepelin (1856-1926), Psychiater. Er behauptet schon früh, Zusammenhänge zwischen Jüdisch sein und bestimmten psychischen Erkrankungen erkennen zu können. Kraepelin veröffentlicht 1908 seine Gedanken in der Ausarbeitung „Zur Entartungsfrage“. So ist es kein Wunder, dass nach ihm 1938 in der NS-Zeit eine Straße benannt wurde.
- **Kramerkoppel, Wandsbek (1951):** Kramer, Vorbesitzer.
- **Kramer-Kray-Weg, Poppenbüttel (1950),** nach einer Erzählung von Hermann Boßdorf.
- **Kranichfeldstraße, Wandsbek (1950):** Johann Friedrich Anton Kranichfeld (1789-1860), Grundstückbesitzer.
- **Krausestraße, Barmbek-Nord (1950):** Emil Krause (1870-1943), Lehrer, Redakteur des „Echo“, Bürgerschaftsabgeordneter (SPD), Senator.
- **Krausestraßenbrücke, Barmbek-Nord (1960),** siehe: Krausestraße.



- **Krayenkamp**, *Neustadt (17. Jhd.)*; nach *Hinrich Kraye (Kreye)*. Er hatte das Gelände 1614 gepachtet.
- **Krellweg**, *Bergedorf/Lohbrügge (1955)*: *Karl Reinhold Krell (2.11.1886 Strehla/Sachsen-3.2.1953 hamburg)*, *Amts- und Gemeindevorsteher in Lohbrügge*

Reinhold Krell absolvierte in Dresden eine Bäckerlehre und kam über Zwischenstationen in Berlin und Altona nach Sande. Mit 22 Jahren übernahm er dort eine Bäckerei. Kurz zuvor war er einer Gewerkschaft beigetreten und solidarisierte sich mit der Arbeiterschaft. 1893 wurde er SPD-Mitglied und zählte zu den Mitbegründern des Sander Ostsdistrikts. Ab 1895 engagierte er sich ehrenamtlich in der Gemeindevertretung von Sande (damals noch preußisch). Nach und nach eignete er sich zudem Kenntnisse auf allen Gebieten der Gemeindeverwaltung an. Die Bäckerei gab er nach einiger Zeit auf und wechselte von da häufig den Beruf. So arbeitete er als Ziegeleiarbeiter, Krämer, Schlosser sowie Gastwirt des heute nicht mehr existierenden Gasthofs „Stadt Schleswig“ an der Alten Hostenstraße, eines Treffpunkts der Arbeiterschaft. Außerdem leitete er zwei Filialen der sozialistischen Konsumgenossenschaft „Produktion“, erst in Bergedorf, dann in Hamburg. 1919 wurde er hauptberuflich Gemeindevorsteher in Sande. Dieses Amt hatte er bis zu seiner Pensionierung am 30.9.1931 inne. 1)

Nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten 1933 verboten diese im Juni desselben Jahres die SPD. Noch 1933 trat Reinhold Krell in die Deutsche Arbeitsfront (DAF) ein und im Jahr darauf in die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV). 2) Beides waren der NSDAP angeschlossene Verbände.

Die nach dem Führerprinzip aufgebaute DAF war nach Abschaffung der freien Gewerkschaften durch die Nationalsozialisten am 10.5.1933 gegründet worden und wurde im Oktober 1934 offiziell der NSDAP angeschlossen. Sie sollte keine Arbeitnehmerinteressen vertreten, sondern „den Klassenkampf beseitigen“. Ein Aufruf vom 27.11.1933 formulierte als Aufgabe der DAF „die Zusammenfassung aller im Arbeitsleben stehenden Menschen ohne Unterschied ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stellung. In ihr soll der Arbeiter neben dem Unternehmer stehen, nicht mehr getrennt durch Gruppen und Verbände, die der Wahrung besonderer wirtschaftlicher oder sozialer Schichtungen und Interessen dienen.“ Ihr Ziel sei „die Erziehung aller im Arbeitsleben stehenden deutschen zum nationalsozialistischen Staat und nationalsozialistischer Gesinnung“. 3)



Die NSV wiederum unterstand dem Hauptamt für Volkswohlfahrt bei der NSDAP-Reichsleitung und der Finanzaufsicht des NSDAP-Reichsschatzmeisters. Ihren Status und ihre Aufgabe schrieb Hitler im Mai 1933 in einer Verfügung fest: „Die NS-Volkswohlfahrt (e. V.) wird hiermit als Organisation innerhalb der Partei für das Reich anerkannt. Sie ist zuständig für alle Fragen der Volkswohlfahrt und Fürsorge und hat ihren Sitz in Berlin.“⁴⁾ Die NS-Wohlfahrtspflege war unter anderem für das Hilfswerk „Mutter und Kind“, für Kindertagesstätten, die Jugendhilfe und das „Winterhilfswerk des Deutschen Volkes“ zuständig. Sie hatte die Erziehung der Bevölkerung zur „Volksgemeinschaft“ zum Ziel und war damit auch klar eugenisch orientiert. Dies formulierte der Leiter des NSV-Amtes für Wohlfahrtspflege und Jugendhilfe, Hermann Althaus, 1936 in seiner Schrift „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt“ unmissverständlich: „Aus dieser weltanschaulichen Einstellung heraus ist eine Wohlfahrtspflege nationalsozialistischer Prägung grundsätzlich erbbiologisch und rassenhygienisch orientiert. (...) Sie übt keine aussichtslose, das Volksvermögen verschleudernde Fürsorge der Erbkranken, sondern eine aufbauende Vorsorge für die Erbgesunden. (...) Um der Gesunderhaltung unseres Volkes willen muss darum eine nationalsozialistische Volkswohlfahrt eine Befürwortung Minderwertiger ablehnen bzw. auf ein Mindestmaß einschränken unter gleichzeitiger Abdrosselung des kranken Erbstromes.“⁵⁾

1940 trat Reinhold Krell zudem dem Deutschen Roten Kreuz (DRK) bei.⁶⁾ Das DRK zählte zu den „Sonstigen Organisationen“, deren Mitgliedschaft im Entnazifizierungsfragebogen der britischen Besatzer ebenfalls abgefragt wurde. Es war 1933 gleichgeschaltet worden, geschäftsführender Präsident war seit 1937 der SS-Oberführer Ernst Robert Grawitz⁷⁾, der als Reichsarzt SS mitverantwortlich zeichnete für Menschenversuche an KZ-Häftlingen.⁸⁾ Grawitz hatte die Hilfsorganisation zügig nach dem Führerprinzip umorganisiert und anschließend mitgeteilt: „Heute steht ein neues, schlagkräftiges Deutsches Rotes Kreuz, in soldatisch-strafter Form organisiert und nationalsozialistisch geführt, zu jedem Einsatz bereit.“⁹⁾ So gehörte zu den wichtigsten Aufgaben des DRK seit der Neuschaffung der Wehrmacht 1935 die Mobilmachung. Spätestens ab 1938 lässt sich zudem eine enge Verbindung der DRK-Führungsspitze zur SS feststellen: Von den 29 Mitgliedern der gesamten DRK-Führung waren 18 hohe SS-Führer.¹⁰⁾

1941 endete nach Angaben von Reinhold Krell seine Mitgliedschaft bei der DAF; Mitglied der NSV und des DRK blieb er bis zum Ende des NS-Regimes 1945. Er starb 1953 im AK Langenhorn¹¹⁾, sein Grab befindet sich auf dem alten Lohbrügger Friedhof.¹²⁾

Text: Frauke Steinhäuser



Quellen:

- 1) diese und alle vorherigen biografischen Angaben: StaH 731-8 Zeitungsausschnittssammlung A 760 Krell, Reinhold (Bille-Wochenblatt v. 23.4.1992)
- 2) Staatsarchiv Hamburg 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung 19064
- 3) Mario Wenzel, Die NSDAP, ihre Gliederungen und angeschlossenen Verbände. Ein Überblick, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder, Frankfurt a.M., 2009, hier: S. 32.
- 4) APK (Akten der Parteikanzlei der NSDAP) 117 05309, zitiert nach: Peter Hammerschmidt, Die Wohlfahrtsverbände im NS-Staat. Die NSV und die konfessionellen Verbände Caritas und Innere Mission im Gefüge der Wohlfahrtspflege des Nationalsozialismus, Opladen, 1999 (zugl. Diss. Universität Marburg, 1997), S. 154.
- 5) Hermann Althaus, Nationalsozialistische Volkswohlfahrt. Wesen, Aufgaben und Aufbau, Berlin, 1936, S. 14–16, zitiert nach: Hammerschmidt, Wohlfahrtsverbände, S. 369.
- 6) Staatsarchiv Hamburg 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung 19064
- 7) Birgitt Morgenbrod, Stephanie Merkenich, Das Deutsche Rote Kreuz unter der NS-Diktatur 1933–1945, Paderborn, 2008, S. 130.
- 8) Ernst Klee, Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt a. M., 2005, S. 198.
- 9) ebd.
- 10) Horst Seithe, Das Deutsche Rote Kreuz im Dritten Reich (1933–1939), Frankfurt a.M., 1993, S. 143, zitiert nach Markus Wicke, SS und DRK. Das Präsidium des Deutschen Roten Kreuzes im nationalsozialistischen Herrschaftssystem 1937–1945, o. O., 2002, S. 8.
- 11) StaH 423-3/7 Gemeinde Lohbrügge (mit Boberg, Sande, Südstormarnscher Wegebauverband) 39a
- 12) Gerd Hoffmann, Einst ein Friedhof – jetzt ein Alt-Lohbrügger Park, Bergedorfer Bürgerverein, 1999/2009, S. 2.

- **Kreuslerstraße, Altstadt (1910):** Dr. Adolf Kreuzler (1824-1894), Hauptpastor von St. Petri.

- **Kriegerdankweg, Schnelsen (1927):** nach dem dortigen Kriegerehrenmal.

- **Kriegkamp, Rahlstedt (1935),** vermutlich nach dem Vorbesitzer namens Krieg.

- **Krieterstraße, Wilhelmsburg (1969):** Karl-Andreas Krieter (1890-1963), Pastor an der St. Bonifatiuskirche in Wilhelmsburg.



- **Krischan-Kreibohm-Weg**, *Poppenbüttel (1984)*, nach einem Werk von Hermann Bosdorf.
- **Krochmannstraße**, *Winterhude (1877)*: Carl Hinrich Krochmann (1829-1899), Grundeigentümer.
- **Krögerkoppel**, *Sasel (1950)*: Hermann Kröger (?-?), Bauer, Grundeigentümer der Koppel.
- **Krögerstraße**, *Rahlstedt (vor 1951)*: Grundeigentümer Kröger.
- **Krögers Treppe**, *Blankenese (vor 1903)*: Jürgen Kröger (1811-1889), Kapitän, Lotse, Grundeigentümer.
- **Krohnsheide**, *Rahlstedt (vor 1940)*: Crohn, Gastwirt, der hier um 1700 eine Gastwirtschaft betrieb.
- **Kroneweg**, *Farmsen-Berne (1972)*: Christian Krone (1878-1965), Gemeindevorsteher in Farmsen.
- **Kronprinzenstraße**, *Osdorf (vor 1920)*: Kronprinz Wilhelm (1882-1951). Mätresse Gladys Deacon.



- **Kronprinzkai**, *Steinwerder (1902)*, siehe: Kronprinzenstraße.
- **Kroosweg**, *Harburg (1950)*: nach *Gerhard Friedrich Kroos (1826-1897)* *Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer Harburg.*
- **Krüsistraße**, *Barmbek-Nord (1966)*: *Hermann Krüsi (1775-1844)*; *Mitarbeiter des Pädagogen Pestalozzi.*
- **Krüßweg**, *Barmbek-Nord (1930)*: *Dr. Dr. h.c. Andreas Hugo Krüß (1843-1925)*, *Wissenschaftsunternehmer des Optischen Instituts A. Krüß, Ehrendoktor der Theologie, Ehrenmitglied der Universität Hamburg; Sachbuchautor; Vorsitzender der Gesellschaft für Feinmechanik und Optik.*
- **Krumbeksweg**, *Farmsen-Berne (1933)*: *Ritter Marquard von Crumbeke, Besitzer des Dorfes Farmsen, 14. Jhd.*
- **Krusestraße**, *Bergedorf/Lohbrügge (1949)*: *Iven Kruse (1865-1926)*, *niederdeutscher Dichter.*
- **Kuchelweg**, *Othmarschen (1951)*: *Theodor Kuchel (1819-1885)*, *Porträt- und Landschaftsmaler, und nach seinem Sohn Max Kuchel (1859-1933), Landschaftsmaler.*



- **Kühnbrücke, Ohlsdorf (1956):** *Erich Kühn (1887-1953), Schriftsteller, kommunalpolitisch in Ohlsdorf tätig.* 1935 wurde Kühn von den Nazis mit Berufsverbot/Schreibverbot belegt, konnte aber dank Freundeshilfe von 1935 bis 1945 als Redakteur der Oldesloer Zeitung inkognito beruflich aktiv bleiben. Auch Kühn half politisch Verfolgten. So verbargen er und seine Familie in der Nazizeit einen jüdischen ehemaligen Richter und dessen Frau.

- **Kuehnstieg, Jenfeld (1950):** *Ludwig Kuehn (1848-1932), Wandsbeker Stadtbaurat.*

- **Kuehnstraße, Jenfeld (vor 1938),** siehe: Kuehnstieg.
- **Kümmellstraße, Eppendorf (1932):** *Prof. Dr. Hermann Kümmell (1852-1937), Oberarzt am UKE.* Im November 1933 gehörte er zu den Unterzeichnern des Bekennnisses der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat.

- **Künnekestraße, Rahlstedt (1958):** *Eduard Künneke (1895-1953), Operettenkomponist.*

- **Küperkoppel, Tonndorf (1950):** *Land des Küpers (Böttcher).*

- **Küperstieg, Tonndorf (1954),** siehe: Küperkoppel

- **Küsterkamp, Wandsbek (1950):** *Feld des Küsters.*



- **Küsterstieg**, Rönneburg (1952): *Eduard Küster (?-?), Grundeigner und Gastwirt, betrieb hier eine Gastwirtschaft.*
- **Küstersweg**, Rönneburg (1938), siehe: Küsterstieg.
- **Kuhnsweg**, Winterhude (1907): *Johann Nikolaus Kuhn (1670-1743), Baumeister.*
- **Kulemannstieg**, Schnelsen (1948), *Märchengestalt aus Schleswig-Holstein.*
- **Kunaustraße**, Sasel (1950): *Thomas Kunau (1879-1918), Lehrer aus Sasel, im I. Weltkrieg als Soldat getötet.*
- **Kunertweg**, Wilhelmsburg (1990), siehe: Karl-Kunert-Straße.
- **Kunhardtstraße**, Eppendorf (1921): *Dr. Georg Ferdinand Kunhardt (1824-1895), Richter am Niedergericht, Bürgerschaftspräsident, Senator.*
- **Kurfürstenstraße**, Wandsbek (1902): *nach den Kurfürsten.*
- **Kurt-Adams-Platz**, Bergedorf/Lohbrügge (1967): *Dr. Kurt Adam (1889-1944), Bürgerschaftsabgeordneter, Direktor der Hamburger Volkshochschule, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Stolperstein: Rathausmarkt 1 (vor dem Hamburger Rathaus). Das parlamentarische Engagement des*



Studienrates Kurt Adams galt vor allem der Hamburger Schulpolitik. Daneben galt er als Finanz- und Steuerexperte der sozialdemokratischen Bürgerchaftsfraktion und äußerte sich immer wieder auch zu Fragen der Sozialpolitik. Beides sind Belege für sein breites Interessengebiet, das sein berufsspezifisches Anliegen einer Reform des Hamburger Schulwesens weit überschritt. Kurt Adams war Parlamentarier par excellence: Er verstand es, seine umfassenden Kenntnisse auf verschiedenen Politikfeldern in beeindruckender Rhetorik und – wo es ihm geboten erschien – auch in deutlicher Positionierung gegen den politischen Gegner zu entwickeln. Von 1924 bis zur „Gleichschaltung“ der Hamburgischen Bürgerschaft 1933 gehörte er zu den Stützen der sozialdemokratischen Parlamentsfraktion.

Kurt Adams wurde am 15. Dezember 1889 als Sohn des Kaufmanns Richard Adams in Hamburg geboren. Ostern 1896 wurde er an der Realschule „Vor dem Lübeckertor“ eingeschult. 1905 schloss er mit dem Zeugnis für den einjährig-freiwilligen Dienst ab, verbrachte ein halbes Jahr in Paris und trat Ende September in die Oberrealschule „Auf der Uhlenhorst“ ein. Hier legte er drei Jahre später die Reifeprüfung ab. Danach nahm Kurt Adams das Studium der Fächer Deutsch, Französisch und Geschichte auf. Er studierte jeweils ein Semester in Göttingen, Freiburg i. B. und Berlin und schließlich vier Semester in Greifswald, wo er 1912 mit einer Dissertation zum Thema „Otto Ludwigs Theorie des Dramas“ zum Dr. phil. promoviert wurde.

Sein beruflicher Werdegang begann 1913 mit dem Eintritt in den Hamburgischen Schuldienst. Adams war zunächst Kandidat und seit 1918 Oberlehrer an der Oberrealschule „Vor dem Holstentor“, dem heutigen „Albrecht-Thaer-Gymnasium“. Hier unterrichtete er die Fächer Deutsch, Französisch und Geschichte. Sein pädagogisches Ideal orientierte sich an den Erkenntnissen der Reformpädagogik. In seinen eigenen Klassen folgte er dem Konzept des "Gesamtunterrichts" und suchte im Rahmen eines fächerübergreifenden Unterrichtsansatzes lebensweltliche Erfahrungen seiner Schüler zum Ausgangspunkt gemeinsamen Lernens zu machen.

In die gleiche Richtung ging sein Engagement für die 1919 gegründeten Hamburger Versuchsschulen, die eine Umsetzung der insbesondere von der Volksschullehrerschaft erhobenen Forderung nach Einrichtung einer selbstverwalteten, kollegial geführten Einheitsschule anstrebten.

An der Schule „Tieloh-Süd“ in Barmbek erteilte er Kurse und hospitierte 1926 in seiner Funktion als Mitglied des Schulbeirats zur Begutachtung der Versuchsschulen an den drei anderen Versuchsschulen in der Telemannstraße, der Breitenfelder Straße und am Berliner Tor. Auch im Parlament war Adams ein beharrlicher Vertreter der Interessen des Hamburger Schulwesens. Praktische



Fragen wie z. B. die Erneuerung von Heizungsanlagen oder die Sanierung von Gebäuden fanden dabei ebenso sein Interesse wie Fragen pädagogisch konzeptioneller Art.

So setzte sich Adams für die Abschaffung der Prügelstrafe, für die Herabsetzung der Wochenstundenzahl von damals 41 Stunden für Schüler und schließlich für die stärkere Förderung von Schülerreisen und Schülerwanderungen ein. Auch in der Bürgerschaft machte er deutlich, dass er dem gemeinsamen Tun der Schüler mehr Bedeutung beimaß als dem „Bildungswust (...), der in den höheren Schulen seit Jahren Platz gegriffen hat" – eine Einschätzung, die ihm heftige Kritik von Seiten des Philologenverbandes eintrug, der seine wichtigsten parlamentarischen Exponenten damals in den Reihen der Deutschnationalen Partei hatte.

Ein besonderes Anliegen war dem sozialdemokratischen Bildungsfachmann schließlich auch das Aufbrechen des engen Zusammenhanges von sozialer Ungleichheit und Bildungschancen – die Forderung nach Abschaffung des Schulgeldes und nach einer Erhöhung der Hamburger Erziehungsbeihilfen stehen hier pars pro toto. Adams war in den Jahren seiner Parlamentszugehörigkeit Mitglied des Schulbeirates, der Hochschulbehörde und schließlich ehrenamtlicher Jugendpfleger. Bei den Reichstagswahlen 1928 und 1930 stand er auf einem von vornherein aussichtslosen hinteren Listenplatz seiner Partei.

Neben seiner parlamentarischen Tätigkeit engagierte sich Adams in den 1920er-Jahren in der sozialdemokratischen Kinderfreundebewegung. In Hamburg deren Leiter, gehörte er zeitweilig auch der Reichsleitung der Arbeitsgemeinschaft Kinderfreunde an. In dieser Funktion hatte er vielfältige Kontakte zu Vertretern sozialistischer Jugendbewegungen im Ausland. Besonders intensive Beziehungen pflegte der Hamburger zu den sozialdemokratisch orientierten Jugendbewegungen in Dänemark, Frankreich und Österreich. Bereits kurze Zeit nach seinem Eintritt in den Hamburgischen Schuldienst hatte er sich in der „Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens" organisiert. Seit 1919 war er in der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer aktiv, deren Hamburger Ortsgruppe er über lange Jahre hinweg vorstand.

Im Oktober 1929 übernahm Kurt Adams die Leitung der Hamburger Volkshochschule. Hier gelang es ihm, unter den außerordentlich schwierigen Bedingungen der Wirtschaftskrise die Erwachsenenbildung nicht nur aufrechtzuerhalten, sondern gleichzeitig wichtige Akzente zu setzen. Gleich nach seiner Amtsübernahme suchte er das Angebot, stärker hörererorientiert zu gestalten, indem er sich mit Hilfe einer im Wintersemester 1929/30 und im Sommersemester 1930 durchgeführten Umfrage ein Bild über die Beweggründe für den Besuch der Volkshochschule verschaffte. Besonders wichtig war ihm auch hier das methodische Prinzip vom gemeinschaftlichen Lernen: Weg von der



Vorlesung und hin zur Arbeitsgemeinschaft – so das didaktische Credo des sozialdemokratischen Reformpädagogen. Als wichtigste Lernziele der Erwachsenenbildung nannte er in einer 1931 veröffentlichten Schrift die Herausbildung von Toleranz und „Verantwortungsbewußtsein für die Allgemeinheit“. Der Erfolg seiner Arbeit manifestierte sich nicht zuletzt in steigenden Hörerzahlen: Hatten sich im akademischen Jahr 1928/29 etwa 10 000 Hörer eingeschrieben, so waren es 1932/33 bereits über 15 000 Hamburger, die das Kursangebot der Volkshochschule wahrnahmen.

Bei Umbildung der letzten frei gewählten Hamburgischen Bürgerschaft entsprechend dem Ergebnis der Reichstagswahlen vom 5. März 1933 verlor Kurt Adams sein Abgeordnetenmandat. Das Berufsverbot für den sozialdemokratischen Bildungs- und Sozialpolitiker folgte nach dem Verbot der SPD als „landesverräterische“ Partei durch das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933.

Obgleich Adams mit Blick auf seinen Beamtenstatus dem Rat der sozialdemokratischen Parteiführung inzwischen gefolgt war und seinen Parteiaustritt erklärt hatte, wurde er am 23. Juni 1933 im Alter von 44 Jahren aus dem Hamburger Staatsdienst entlassen.

Kurt Adams hat es damals abgelehnt, seine politischen Überzeugungen öffentlich zu widerrufen und damit die von „Reichsstatthalter“ Karl Kaufmann für eine Wiedereinstellung in den Staatsdienst aufgestellte Bedingung zu erfüllen.

Das Berufsverbot brachte Kurt Adams und seine Familie in eine wirtschaftlich schwierige Lage. Seine bescheidenen Ruhegehaltsbezüge, von denen er seine kranke Frau und drei in der Ausbildung befindliche Kinder zu ernähren hatte, suchte er zunächst durch eine Tätigkeit als Annoncenwerber für Kinozeitungen aufzubessern. Die Bekanntschaft mit dem Kaffeeimporteur Willy Heydorn, der in den Jahren 1931/32 Kurse bei Adams an der Hamburger Volkshochschule besucht hatte, eröffnete den Weg in die Selbstständigkeit.

An der Holzbrücke beim Nicolai-Fleet eröffnete Kurt Adams ein Kaffeeversandgeschäft, von dem aus er per Fahrrad vor allem Kunden aus seinem großen Bekanntenkreis belieferte. Die über diesen Weg weiterbestehenden regelmäßigen Kontakte zu politisch Gleichgesinnten ließen das kleine Kontor am Nicolaifleet schon bald zu einer Verteilungsstelle für illegales, politisches Schriftmaterial und zur Kontaktstelle von Mitgliedern des sozialdemokratischen und kommunistischen Widerstandes in Hamburg werden. Unter hohem Risiko transportierte Adams bei seinen Auslieferungsfahrten zwischen den Kaffeetüten verstecktes Schriftmaterial, gab Informationen weiter und half anderen in Not geratenen Verfolgten, wie etwa dem früheren Lehrer und kommunistischen Bürgerschaftsabgeordneten Hermann Hoefler. Auf Vermittlung von Hoefler erhielt



Adams später eine Stellung als kaufmännischer Angestellter im Internat Marienau.

Auch wenn Kurt Adams selbst keiner Widerstandsorganisation angehörte, leistete er ähnlich wie die Gruppe um seinen Bürgerschaftskollegen Walter Schmedemann [siehe: Walter-Schmedemann-Straße], zu der er in den Jahren 1933 und 1934 offenbar in Kontakt gestanden hat, eine Form aktiven Widerstandes.

Ende der 1930er-Jahre stellte sich bei Kurt Adams eine schwere Erkrankung ein. Der Tod seines Sohnes Kurt im September 1941 an der Ostfront setzte Adams ebenso zu. Wie viele andere Regimegegner wurde auch Kurt Adams nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 im Zuge der sog. Aktion „Gewitter“ verhaftet.

Kurz vor Beginn der reichsweiten Verhaftungswelle hatte er sich einer schweren Blasenoperation unterziehen müssen und sich im Anschluss daran zu einem Erholungsaufenthalt bei seiner in Dessau lebenden Cousine begeben. Verhaftet wurde Adams bei einem von dort aus unternommenen Besuch im thüringischen Greiz. Hier hatte er den Vater einer Freundin seines gefallenen Sohnes in einer Rechtsstreitigkeit unterstützen wollen.

Aufgrund seiner Verhaftung in Thüringen wurde Kurt Adams am 28. August 1944 in das zu diesem Zeitpunkt mit etwa 84 000 Häftlingen bereits hoffnungslos überfüllte Konzentrationslager auf dem Ettersberg bei Weimar deportiert. Nach Berichten von Überlebenden des KZ Buchenwald hat Kurt Adams „die Strapazen der Arbeit und Unterernährung bei Kälte und dürftigster Bekleidung nicht überwinden können“. Nach kurzer Zeit erkrankte er an einer Lungen- und Gehirnentzündung. Auf Betreiben der vor allem aus politischen Häftlingen bestehenden, illegalen Lagerorganisation und der darauf fußenden Häftlings-selbstverwaltung wurde er am 15. September in den „Krankenbau“ verlegt. Hier war es der frühere Reichstagsabgeordnete Hermann Brill, der Kurt Adams pflegte und in den letzten Wochen seines Lebens engen Kontakt zu ihm hatte. Sechs Wochen nach seiner Verhaftung verstarb Kurt Adams am 7. Oktober 1944 im Alter von 54 Jahren an den Folgen der unmenschlichen Haftbedingungen und der von den nationalsozialistischen Machthabern betriebenen planmäßigen „Vernichtung durch Arbeit“.

Text mit freundlicher Genehmigung der Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg (Hrsg.) entnommen aus: Jörn Lindner/Frank Müller: "Mitglieder der Bürgerschaft – Opfer totalitärer Verfolgung", 3., überarbeitete und ergänzte Auflage, Hamburg 2012.

- **Kurt-A.-Körber-Chaussee**, Bergedorf (1998): *Kurt-Adolf Körber (1909-1992)*,



Begründer der Hauni-Werke, Mäzen. Ehrenbürger der Stadt Hamburg. Verheiratet war Kurt-Adolf Körber mit Anna Katharina Körber (1904-1991), seiner Jugendliebe. Beide hatten 1933 geheiratet. „Anny“, wie sie liebevoll genannt wurde, unterstützte ihren Mann in seinem beruflichen wie auch sozialem Engagement. Das Paar blieb kinderlos. Kurt. A. Körber wurde 1940 Mitglied der NSDAP. Seinen weiteren Werdegang siehe unter www.koerberstiftung.de/stiftung/kurt-a-koerber.html. Hier wird auch auf einen lesenswerten Aufsatz von Frank Bajohr hingewiesen und verlinkt, der sich mit Körbers Haltung im Nationalsozialismus auseinandersetzt. Frank Bajohr und Josef Schmid: *Gewöhnlicher unternehmerischer Opportunismus?* In: *Zeitgeschichte in Hamburg 2011*, hrsg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte, Hamburg 2012.

- **Kurt-Eckelmann-Straße**, *Waltershof (1996): Kurt Eckelmann (1916-1994), Hafenunternehmer, hervorgetreten beim Container-Umschlag im Hamburger Hafen.*
- **Kurt-Elvers-Weg**, Jenfeld (2014: Kurt Elvers (1919-1945), Bauschlosser, Opfer des Nationalsozialismus. Stolperstein: Osterstraße 26. Siehe auch Charlotte-Mügge-Weg, in Bd. 2.

Kurt Elvers' Vater stammte aus dem Kreis Lüneburg, wo sein Großvater einen Kohlen- und Kartoffelhandel betrieb. Außerdem hatte er ein Motorschiff auf der Elbe. Seine Mutter kam aus Wandsbek.

Kurt Elvers besuchte vier Jahre die Privatschule von Erna Luetgens in Hamburg, später die Oberrealschule in Eimsbüttel bis zur Untertertia. Die Familie wohnte zu diesem Zeitpunkt im Schulweg 40. Es folgte eine vierjährige Schlosserlehre bei dem Bauschlosser Oskar Goldsteiner in Hamburg. Kurt Elvers wollte die Bauschlosserei seines Vaters übernehmen. Ostern 1939 legte er die Gesellenprüfung ab. Am 29. August 1939 wurde er zur Wehrmacht eingezogen.

Zunächst kam er zur I.G.Ers.Komp. (mot) 20 in Hamburg-Wandsbek, Esdorf-Kaserne. Im Februar 1940 wechselte er zu einer Fla.Feldeinheit, die in Bremen aufgestellt wurde. Es handelte sich um das Fla.Batl. 605. Bis Februar 1941 war Elvers in der Normandie stationiert, wurde anschließend nach Polen verlegt und nahm schließlich am Überfall auf die Sowjetunion teil. Am 17. Oktober 1941 wurde er durch einen Querschläger am Oberarm verwundet und war im Januar



1942 wieder in Bremen. Bis Januar 1943 erkrankt, nahm er dort an einem Wettbewerb für Freizeitgestaltung teil, in dem er den 1. Preis gewann. Durch die Vermittlung seiner Kompanie erreichte er, zur Nordischen Kunsthochschule in Bremen vermittelt zu werden, wo er im Mai 1944 ein Kunststudium aufnahm.

Von den Professoren der Kunsthochschule wurde Kurt Elvers als „talentiert“ und „besonders eifrig“ eingestuft. Mehrfach äußerte der junge Soldat den Wunsch, nicht mehr an die Front zurückkehren, sondern stattdessen sein Kunststudium beenden zu wollen. Im Kreis der Kommilitonen scheint er ebenfalls als „Talent“ angesehen worden zu sein, galt aber auch als kritisch gegenüber dem NS-Regime. So berichtete er über seine Beobachtungen als Soldat und dass er nicht den „Heldentod“ sterben wolle. Als er im Sommer 1944 von dem Attentat der Offiziere um Stauffenberg [siehe: Stauffenbergstraße] auf Hitler erfuhr, soll er sich gegenüber einigen Mitstudenten mit den Worten geäußert haben: „Schade, dass es nicht geklappt hat. Sonst hätten wir jetzt Frieden“. Eine Studentin, der gegenüber er diese Äußerung gemacht haben soll, zeigte sich entsetzt: „Ich war als Deutsche darüber empört, dass in einer Zeit, als die letzten Kräfte der Nation eingesetzt wurden, in heimtückischer Weise gegen die Kriegsführung gehetzt und dadurch die Siegesmöglichkeit gefährdet wurde.“ Als Elvers' Äußerungen bekannt wurden, denunzierte ihn einer seiner Kommilitonen bei der Gestapo.

In der Hauptverhandlung vom 30. Oktober 1944 vor einem Kriegsgericht in Verden wurde er zum Tode verurteilt. Verzweifelte Versuche des Vaters, eine Begnadigung zu erreichen, scheiterten. Auch Interventionen einiger Professoren erreichten keine Änderung des Urteils. Am 20. Februar 1945 wurde Kurt Elvers in Hamburg-Höltigbaum erschossen und zunächst auf dem Kriegsgräberfeld auf dem Ohlsdorfer Friedhof beerdigt.

Sein Vater veranlasste jedoch ein halbes Jahr nach Kriegsende, am 16. Januar 1946, die Umbettung in ein Privatgrab auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Nachdem die Eltern ebenfalls gestorben waren und weitere Angehörige nicht bekannt waren, drohte die Grabstätte eingeebnet zu werden. Aufgrund verschiedener Initiativen (Hamburg: Willi-Bredel-Gesellschaft, Geschwister-Scholl-Stiftung; Bremen: Erinnern für die Zukunft e.V.) konnte das Gedenken an Kurt Elvers gesichert werden: So wurde am 20. Februar 2011 in Bremen, Am Wandrahm 23, ein weiterer Stolperstein verlegt. Und auf dem Ehrenfeld der Geschwister-Scholl-Stiftung Hamburg erinnert seit September 2012 auf dem Ohlsdorfer Friedhof ein Gedenkstein an Kurt Elvers. Die Bezirksversammlung Wandsbek beschloss im November 2012, in der Jenfelder Au neu zu errichtende Straßen auch nach Opfern der NS-Militärjustiz zu benennen und einen Kurt-Elvers-Weg anzulegen.

Der Vater hatte nach 1945 mehrfach versucht, die Schuldigen am Tod seines



Sohnes zur Rechenschaft zu ziehen. In einem umfangreichen Entnazifizierungsverfahren in Bremen gegen den Hauptdenunzianten Gerhard Barnstorf wurde dieser zunächst zu drei Jahren Arbeitslager verurteilt. Die Strafe musste er jedoch nie antreten. Alle anderen Mitbeteiligten an der Denunziation blieben unbehelligt. Ermittlungsverfahren, die der Vater nach dem Spruch der Bremer Spruchkammer anstrebte, wurden von der Bremer Staatsanwaltschaft ebenfalls eingestellt. Zur Begründung formulierte der Oberstaatsanwalt 1960 abschließend: „Man kann es deshalb nicht als ungewöhnlich bezeichnen, dass der Verurteilte [gemeint ist Kurt Elvers, d. A.] im Sinne der damaligen scharfen Maßstäbe, die an die Erhaltung der Manneszucht gestellt wurden, in vollem Maße für schuldig befunden wurde; denn mangels Vorliegens der schriftlichen Urteilsgründe muss ja davon ausgegangen werden, dass das Kriegsgericht sich mit dem Gesamtverhalten des damaligen Angeklagten Elvers bereits befasst hat. Diese damals angewandten harten – uns heute fremd gewordenen – Maßstäbe lassen sich aber, um einen Sammelbegriff zu gebrauchen, durch die Kriegsnotwendigkeiten – wie man dieses damals sah – rechtfertigen und können nicht ohne weiteres rechtsfremden oder rechtsfeindlichen Zwecken der Strafzumessung gleichgesetzt werden. Danach sind weitere Ermittlungen nicht erforderlich.“

Text: Hans Hesse, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Bremen, 4, 66 – I., 367-370 (umfangreiche Entnazifizierungsakte des als Denunziant verurteilten Gerhard Barnstorf); Hans Hesse: *Bis zur Narbe – Eine Erzählung*, Bremen 2011 (Hrsg. von Hochschule für Künste Bremen); ders.: „Die Nordische Hochschule für bildende Kunst soll, schöpfend aus dem Urgrunde deutsch-nordischen Volkstums, mitarbeiten am Aufbau arbeitsgenauer Kultur im Sinne Adolf Hitlers“ – Skizzen zur Geschichte der Nordischen Kunsthochschule (NKH), in: *Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte*, Nr. 23/24, 2009, S. 85-104.

- **Kurt-Emmerich-Platz**, *Wilhelmsburg (2011): Kurt Emmerich (1930-2006), Sportreporter im NDR-Hörfunk.*
- **Kurt-Küchler-Straße**, *Nienstedten (1928): Kurt Küchler (1883-1925), Schriftsteller, Dichter.*



- **Kurt-Ledien-Weg**, Niendorf (1982): Dr. Kurt Ledien (1893-1945), Richter, Mitglied des Hamburger Zweiges der Weißen Rose. Siehe auch: Margaretha-Rothe-Weg, in Bd. 2. Stolperstein: Hohenzollernring 34. Mahnmal: Tisch mit 12 Stühlen, siehe dazu unter: Georg-Appel-Straße, in Bd. 3 online.

Kurt Heinrich Ledien, geboren am 5. Juni 1893, stammte aus einer Berliner Familie. Seine Eltern Louis und Gertrud Ledien, beide jüdischer Herkunft, erzogen ihn, seine Schwester und seinen Bruder im christlichen Glauben und ließen ihn konfirmieren. 1912 legte Kurt Ledien am Gymnasium Christianeum in Altona das Abitur ab. Im Ersten Weltkrieg diente er in der Armee. Nach einem Jurastudium in Lausanne, München und Kiel wurde er in Göttingen promoviert. 1925 heiratete er Martha Liermann aus Winsen an der Luhe, die damals als Buchhändlerin in Hamburg arbeitete. Sie war nichtjüdischer Herkunft. Das Ehepaar bezog eine Parterrewohnung in der Giesestraße 9 in Altona-Othmarschen. 1926 wurde die Tochter Ilse Luisa Ida geboren, 1929 folgte die Tochter Ulla Gertrud Martha. Seit 1927 war Kurt Ledien Amtsgerichtsrat am Amtsgericht Altona. 1933 wurde er nach Dortmund versetzt, wo er als Landgerichtsrat am Landgericht tätig war. Doch 1934 wurde er aus „rassischen Gründen“ auf Grund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums zwangsweise in den Ruhestand versetzt und kehrte nach Hamburg zurück. Er bezog ein Ruhegehalt, verfügte aber noch über Nebeneinkünfte, denn er arbeitete erst in der Rechtsabteilung der Bavaria-Brauerei, dann, als auch dies ihm untersagt wurde, bei den jüdischen Rechtsanwälten Dr. Wilhelm Gutmann und Dr. Samson als Sachbearbeiter in Auswanderungssachen. Als die Verfolgung der Juden sich zuspitzte, konnten seine Schwester nach Wien und sein Bruder mit Familie 1938 nach Amerika entkommen. 1938 musste Kurt Ledien, wie alle dazu veranlagten Juden, zwanzig Prozent seines Vermögens als Judenvermögensabgabe entrichten. Nach der Entlassung Kurt Lediens musste die Familie die Wohnung in der Giesestraße aufgeben und zog in eine Erdgeschosswohnung im Hohenzollernring 34 in Ottensen. Die jüngere Tochter Ulla erinnert sich, dass ihre Eltern über Emigration sprachen: „Meine Mutter drängte auf Auswanderung, aber mein Vater sagte: ‚Wir sind privilegiert‘. Er wollte erst anderen helfen rauszukommen, verschaffte ihnen Geld und Dokumente. Er konnte sich schwer dazu entschließen, Deutschland zu verlassen, es war die Heimat. Es war schwierig, das Geld zusammen zu bekommen. Sie bekamen das Affidavit, die Bürgerschaft für die Auswanderung in die USA, über England, erst am 3. September 39 – zu spät, zwei Tage nach Kriegsbeginn.“ Ulla hatte zunächst die Volksschule am Klopstockplatz besucht. Ab 1940 ging sie zur Oberschule Klosterschule und nach deren Schließung infolge von Luftangriffen ab Ostern 1944 zum Bertha-Lyzeum in Othmarschen. Doch in der achten Klasse musste sie als „Mischling ersten Grades“ die Schule



verlassen. Ihre Schwester Ilse musste ebenfalls 1942 von der staatlichen Oberschule Klosterschule abgehen und besuchte dann die Handelsschule. Dort freundete sie sich mit Maria Leipelt an, die ebenfalls jüdischer Herkunft war. Ostern 1943 mussten beide die Schule wegen verschärfter Rassebestimmungen verlassen. Eine private Sprachenschule nahm sie bis Juli 1943 als Schülerinnen auf. Ilse Ledien arbeitete dann als Stenotypistin bei einer Versicherungsfirma. Marias Bruder Hans Leipelt und seine Mutter Katharina Leipelt versammelten Gegner und Gegnerinnen des nationalsozialistischen Regimes um sich. Man traf sich in ihrer Wilhelmsburger Wohnung und während des Krieges im Keller der Buchhandlung am Jungfernstieg 50 bei dem Juniorchef und Studenten Reinhold Meyer. In der Gruppe wurde verbotene Literatur gelesen, diskutiert, abgeschrieben und verbreitet. Es ging den Studenten und Intellektuellen zunächst vor allem um die freie Meinungsäußerung; sie wollten unzensurierte, offene Diskussionen führen. Hans Leipelt, Student in München, war von den Aktivitäten um die Geschwister Scholl begeistert. Als er Ostern 1943 nach Hause kam, lud die Familie Leipelt auch Ilse Ledien und ihren Vater ein. In einem Gesprächskreis wurde darüber diskutiert, was nach dem Krieg kommen sollte, wie man den Widerstand ausbauen könne. „Der Vater war dabei eher die warnende Figur“, schilderte Ulla Greuner. Nach der Zerschlagung des Widerstandskreises „Weiße Rose“ in München und der Ermordung der Geschwister Scholl druckte die Gruppe die Flugblätter der Weißen Rose nach und verbreitete sie in Hamburg. Deshalb wurde der Freundeskreis nach dem Zweiten Weltkrieg „Hamburger Zweig der Weißen Rose“ genannt. Im September 1943 wurde Kurt Ledien, der durch die „Mischehe“ mit seiner nichtjüdischen Frau zunächst vor der Deportation geschützt blieb, zu einem Zwangsarbeitereinsatz unter Leitung der SS in Berlin eingeteilt. Am 15. September schrieb er eine Postkarte aus dem Berliner Zwangsarbeiterlager: „Meine liebsten Frauen, [...] Meine einzige Sorge ist, daß ihr euch nicht um mich sorgt, es wird schon werden. Ich hoffe daß die Arbeit nicht zu schwer wird, wegen der Verpflegung werde ich genau u. ehrlich berichten, daß ihr euch nicht sorgen müßt [...] Nun müßt ihr gefaßt bleiben und vergnügt, dafür wird Ulla schon wieder sorgen. Mit Gruß, Vati.“ Nach dem Krieg beschrieb ein ebenfalls dort eingesetzter Zwangsarbeiter die Arbeitsbedingungen dieses Kommandos: „Wir mussten allerschwerste Betonarbeiten machen, Steine und Zementsäcke transportieren. Der Arbeit war Dr. Ledien nicht gewachsen [...] Es war schwerste Vernichtungsarbeit.“ Ein anderer ergänzte: „Wir mussten beim Hauptsicherheitsamt der Gestapo in der Kurfürstenstraße beim Bunkerbau arbeiten. Die Aufsicht hatten SS-Leute, Sturmführer und Obersturmführer. Besonders ein Obersturmführer Tuschka [richtig vermutlich: Lischka, B. M.] hat viel misshandelt und mit Füßen getreten. Für Dr. Ledien, der vorher Landgerichtsrat war und wohl in seinem Leben noch keinen Hammer in der Hand gehabt hatte, war die Arbeit besonders schwer. Ich habe die Zeit mit ihm



zusammengearbeitet, er konnte gar nicht arbeiten, aber er musste.“ Am 17. Dezember 1943 nahm die Gestapo Kurt Lediens Tochter Ilse wegen „Hochverrat“ in Schutzhaft; sie saß im KZ Fuhlsbüttel ein. Ihre Freundin Maria und deren Bruder Hans Leipelt waren zuvor verhaftet worden. Offenbar hatte die Gestapo den gesamten Freundeskreis der Geschwister Leipelt im Visier. Möglicherweise war bekannt geworden, dass Iles Freundschaft zu Maria Leipelt sie und ihren Vater in Kontakt zu der „Weißen Rose“ gebracht hatte. Martha Ledien wurde wegen der Verhaftung ihrer Tochter in der Zentrale der Gestapo in der Rothenbaumchaussee vorstellig – ohne Erfolg. Ulla Greuner berichtete, dass ihr Vater die Nachricht von der Verhaftung seiner Tochter kaum verkraften konnte: „Weihnachten 43 war ich mit meiner Mutter in Berlin. Mutti hatte ihm telefonisch von Illes Verhaftung berichtet. Er hatte einen Nervenzusammenbruch und war in die Krankenstation des Polizeigefängnisses gekommen.“ Seine Frau konnte ihn mit Wäsche versorgen und erhielt zunächst noch Briefe von ihm. Doch plötzlich wurde auch Kurt Ledien in Berlin von der Gestapo in Haft genommen und am 2. März 1944 ins Konzentrationslager Fuhlsbüttel transportiert. Aus der Haft schrieb er am 2. Juni 1944 an seine Frau und seine Tochter Ulla: „Welches Glück, daß Ille so zuversichtlich ist und in so vorbildlicher Weise mit ihrer Haft fertig zu werden sucht. Wie schwer ist das, was sie schreibt. [...] Es ist schwer, den ganzen Tag untätig zu sitzen und nur seinen Gedanken überlassen zu sein. [...] Sie ist aber doch noch hier? Wie lange kann es da noch dauern, bis es zur Verhandlung kommt? [...] Ich bin gesund, aber mit den Nerven fertig, ist wohl kein Wunder. Schicke mir wieder Auszug aus Illes Brief. Euch beiden danke ich für Eure getreulichen Briefe und Ulla für all die Worte der Liebe, die sie immer neu findet für ihren Vati, u. Dir für die Leidenschaft, mit der du mich zu trösten suchst. In inniger Liebe Euer Vati.“ Wegen angeblicher „Vorbereitung zum Hochverrat“ blieb Kurt Ledien ohne Gerichtsverfahren inhaftiert. Ulla Greuner erinnerte sich: „Vater kam nicht wie andere vor den Volksgerichtshof, weil er Jude war. Weil er Richter gewesen ist, hat er immer noch geglaubt, er bekäme irgendwann einen Prozess oder einen Rechtsanwalt. Er hat uns immer Mut gemacht.“ Ende Dezember 1944 verlegte man ihn in das KZ Neuengamme. Kurz vor der Ankunft der Alliierten wurde er dort auf Anweisung der Hamburger Gestapo am 22. oder 23. April 1945 erschossen oder erhängt. Ilse Ledien blieb zehn Monate lang im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert, davon sechs Monate in strenger Einzelhaft. Doch die Gestapo konnte ihr nichts nachweisen. Nach einem weiteren halben Jahr Haft im Untersuchungsgefängnis Hamburg-Mitte wurde sie am 20. April 1945 entlassen. Martha und Ulla Ledien überlebten ebenfalls den Krieg. Kurt Lediens Mutter, die zuletzt auch im Hohenzollernring 34 gewohnt hatte, wurde 1943 nach Theresienstadt deportiert. Sie gehörte zu denjenigen, die am 30. April 1945 aus dem Getto mit einem Transport in die Schweiz gerettet wurden. Erst Jahrzehnte nach dem Krieg erzählte Ilse ihrer Schwester Ulla, dass sie als 17-



Jährige zusammen mit Maria Leipelt das letzte Flugblatt der „Weißen Rose“ auf einer Schreibmaschine an ihrer Sprachenschule abgetippt und damit am Widerstand teilgenommen hatte. Darin hieß es: „Der Tag der Abrechnung ist gekommen, der Abrechnung der deutschen Jugend mit der verabscheuungswürdigsten Tyranis, die unser Volk erduldet hat. Im Namen des ganzen deutschen Volkes fordern wir vom Staat Adolf Hitlers die persönliche Freiheit, das kostbarste Gut der Deutschen zurück, um das er uns in der erbärmlichsten Weise betrogen. In einem Staat rücksichtsloser Knebelung jeder freien Meinungsäußerung sind wir aufgewachsen. HJ, SA und SS haben uns in den fruchtbarsten Bildungsjahren unseres Lebens zu uniformieren, zu revolutionieren, zu narkotisieren versucht.“

Text: Birgit Gewehr

Quellen:

Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995; Herbert Diercks: Gedenkbuch KOLA-FU. Für die Opfer aus dem Konzentrationslager, Gestapogefängnis und KZ-Außenlager Fuhlsbüttel, Hamburg 1987; Heiko Morisse: Jüdische Rechtsanwälte in Hamburg. Ausgrenzung und Verfolgung im NS-Staat, Hamburg 2003; Staatsarchiv Hamburg (StaH) 351-11 Amt für Wiedergutmachung 14496, Ledien, Gertrud; StaH 351-11 Amt für Wiedergutmachung 14888, Ledien, Martha Emilie Magdalene; StaH 351-11 Amt für Wiedergutmachung 17072, Ledien, Martha; Gespräche mit Ulla Greuner, geb. Ledien, November 2008.

- **Kurt-Oldenburg-Straße**, *Jenfeld (2013): Kurt Oldenburg (1922-1945), desertierte am 3.6. 1942 bei Bordeaux aus der Wehrmacht, wurde vor ein Hamburger Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt.* Siehe auch: Charlotte-Mügge-Weg, in Bd. 2.

Stolperstein: Walddörferstraße 357. Text: „Hier wohnte Kurt Oldenburg Jg. 1922. Dienst an der Waffe verweigert. Todesurteil 1942. Strafbataillon. Tot 1945.“ Kurt Oldenburg beschloss mit Ludwig Baumann 1) – beide hatten sich auf einem Marinestützpunkt bei Bordeaux kennengelernt –, nicht länger Teil der nationalsozialistischen Kriegsmaschinerie sein zu wollen. Beide entschlossen sich zur Flucht. „Nur wenige Stunden nach ihrer Festnahme am 4. Juni 1942 erfolgte die Anklage wegen Fahnenflucht. In der Haft wurden die beiden Soldaten dem Bericht von Ludwig Baumann zufolge vom Sicherheitsdienst der SS schwer misshandelt, um zu erfahren, ob französische Widerstandskämpfer ihren Plan zur Desertion unterstützt hätten. Das Urteil vom 30. Juni 1942 lautete auf Todesstrafe; die Begradigung vom 20. August 1942 ließ das Gericht Ludwig Baumann und seinem Kameraden [Kurt Oldenburg] erst neun Monate später



mitteilen. Nach der Haft im Wehrmachtsgefängnis Torgau erlebte Ludwig Baumann das Kriegsende bei einer ‚Bewährungseinheit.‘ 2). Kurt Oldenburg überlebte die „Bewährungseinheit“ nicht und gilt seit Januar 1945 als verschollen.

Quellen:

Siehe auch: Ludwig Baumann: Niemals gegen das Gewissen: Plädoyer des letzten Wehrmachtsdeserteurs. Freiburg 2014; Detlef Garbe, Magnus Koch, Lars Skowronski unter Mitarbeit von Claudia Bade: Deserteure und andere Verfolgte der NS-Militärjustiz: Die Wehrmachtsgerichtsbarkeit in Hamburg. Hamburg 2013, S. 44.

- **Kurt-Schill-Weg, Niendorf (1982): Kurt Schill (1911-1944), KPD- Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.** Siehe auch: Annemarie-Ladewig-Kehre; Catharina-Fellendorf-Straße; Erika-Etter-Kehre; Erna-Behling-Kehre; Gertrud-Meyer-Straße; Hanne-Mertens-Weg; Helene-Heyckendorf-Kehre; Katharina-Jacob-Weg; Lisbeth-Bruhn-Stieg; Margarete-Mrosek-Bogen; Margit-Zinke-Straße; Marie-Fiering-Kehre; Thüreystraße; Tennigkeitweg, in Bd. 2. Siehe auch: Mitglieder der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen: Ernst-Mittelbach-Ring; Ernst-Mittelbach-Stieg; Karl-Kock-Weg; Rudolf-Klug-Weg; Werner-Schroeder-Straße, in Bd. 3 online. Stolperstein: Bartelsstraße 53.

Mahnmal: Tisch mit 12 Stühlen, siehe dazu bei Georg-Appel-Straße.

Kurt Schill kam am 7. Juli 1911 als Sohn des sozialdemokratischen Arbeiters Cäsar Friedrich Schill und seiner Ehefrau Magdalena Johanna Schill, geb. Brusck, in Schiffbek zur Welt. 1913 zog die Familie in die Neustadt, wo der Vater einen Grünwarenladen betrieb. Nach Abschluss der Volksschule absolvierte Kurt Schill eine Lehre bei der Klischeeanstalt Friedrich Heitgres in der Neustadt und legte die Prüfung als Chemigraph ab. Schon früh interessierte Kurt Schill sich für gesellschaftspolitische Fragen und besuchte häufig die Hamburger Staatsbibliothek und das Weltwirtschaftsarchiv. Gemeinsam mit seiner späteren Ehefrau Hilde Pfeiffer belegte er Abendkurse über Marxismus an der Hamburger Universität und nahm an Veranstaltungen der KPD teil. Der KPD traten Schill und seine Freundin 1928 bei. Zur Verbreitung der kommunistischen Ideen und Zielsetzungen beteiligten sie sich an der Verteilung von Broschüren und anderen Parteimaterialien. Als belesener und redegewandter Genosse soll Kurt Schill auch Reden für Funktionäre geschrieben haben. 1933 heirateten Kurt Schill und Hilde Pfeiffer, zwei Jahre später wurde ihr Sohn Barnabas geboren. Schon bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden die ersten Kommunisten verhaftet, allein in der Zeit von März 1933 bis Oktober 1934 kamen in Hamburg rund 2400 KPD-Mitglieder zumindest vorübergehend in „Schutzhaft“. Nicht wenige von ihnen wurden schwer misshandelt, in den Tod getrieben oder



ermordet. Kurt und Hilde Schill blieben zunächst unbehelligt. Auch als die umfangreiche Parteibibliothek des Bezirksbüros Kohlhöfen, die in ihrer Wohnung in Sicherheit gebracht worden war, von der Gestapo beschlagnahmt wurde, erfolgten keine Maßnahmen gegen die Eheleute. Ihren Lebensunterhalt bestritten sie aus Stickereitätigkeiten, die zunächst noch über den Betrieb von Kurts Schwiegermutter liefen. Der Stickereibetrieb Pfeiffer wurde jedoch infolge eines für den jüdischen Unternehmer Hermann Tietz ausgeführten Auftrages boykottiert und konnte sich auch, nachdem Kurt Schill als neuer Inhaber firmierte, nicht mehr lange halten. Denn Schill hatte sich geweigert, der NSDAP beizutreten, um größere Aufträge zu bekommen. So mussten sich Kurt und Hilde Schill in den folgenden Jahren mit kleinen Stickereiaufträgen von Bekannten und Nachbarn über Wasser halten. Nach dem Verbot der KPD arbeitete Kurt Schill gemeinsam mit seinem besten Freund Bruno Endrejat und anderen Genossen in einer so genannten Fünfergruppe, wie sie im gesamten Reichsgebiet bestanden, illegal weiter. Ab 1935 fuhr seine Ehefrau Hilde gelegentlich mit ihrem Sohn zu angeblichen Verwandtenbesuchen ins Erzgebirge und brachte von dort Flugblätter und Broschüren mit, die sie im Kinderwagen, der mit einem doppelten Boden ausgestattet war, sicher über die Grenze transportierte. Mittels eines Vervielfältigungsapparates, der in der Wohnung der Familie Schill versteckt war, wurden zahlreiche Flugblätter hergestellt, die in der Regel Kurt Schill verfasste. Sie berichteten von den Zuständen in den Konzentrationslagern und verwiesen immer wieder auf die Kriegsvorbereitungen. Während des Vervielfältigungsprozesses lief zeitgleich die Stickmaschine, deren Rattern die Geräusche des Abzugsapparates überdecken musste. Die Gruppe um Kurt und Hilde Schill beteiligte sich auch an Plakataktionen zur bevorstehenden Hinrichtung des Kommunisten Etkar André im November 1936. 1939 wurde Kurt Schill bei der Reichsbahn dienstverpflichtet. Die Familie zog im selben Jahr aus der Neustadt, wo sie unter verschiedenen Adressen gewohnt hatte, ins Schanzenviertel in die Bartelsstraße 53. Auch in dieser Wohnung wurden Flugblätter hergestellt, wenngleich in geringerem Umfang. Anfang 1943 wurde Kurt Schill eingezogen und im besetzten Gebiet der Sowjetunion eingesetzt. Während eines „Bombenurlaubs“ im Juli 1943 bekam er über Bruno Endrejat Kontakt zur Bästlein-Jacobs-Abshagen-Organisation. Einige Mitglieder und Unterstützer dieser Gruppe befanden sich zu dieser Zeit auf Hafturlaub infolge der schweren Angriffe auf Hamburg, die auch das Untersuchungsgefängnis getroffen hatten. Viele von ihnen kehrten nicht ins Gefängnis zurück, sondern beschlossen, ihre Widerstandsaktivitäten aus dem Untergrund fortzusetzen. Zu ihnen gehörte auch Walter Bohne, der ehemalige Industriegruppenleiter der Bästlein-Organisation auf der Peute-Werft, der zunächst bei Bruno Endrejat illegal untergekommen war. Ab Ende 1943 bot Kurt Schill ihm und seiner Frau Änne Unterschlupf in seiner



Wohnung und versorgte sie mit Lebensmitteln, da „Illegale“ keine Lebensmittelkarten besaßen. Als Walter Bohne am 5. Januar 1944 am Klosterstern erschossen wurde, weil er sich der Verhaftung widersetzte, fand man bei ihm eine Milch-Lebensmittelkarte von Kurt Schill. Am folgenden Tag wurde Kurt Schill in seiner Wohnung in der Bartelsstraße festgenommen und ohne gerichtliches Verfahren am 14. Januar 1944 ins KZ Neuengamme gebracht. Dort wurde er gemeinsam mit den Kommunisten Hans Hornberger sowie Elisabeth und Gustav Bruhn (siehe: Lisbeth-Bruhn-Stieg in Bd. 2) noch am selben Tag im Exekutionsbunker gehenkt. Die Liquidierung war von Heinrich Himmler persönlich per Schnellbrief angeordnet worden. Der Ehefrau Hilde Schill wurde von der Gestapo mitgeteilt, dass ihr Mann während der Verhandlung im Berliner Volksgerichtshof durch einen Bombeneinschlag tödlich verletzt worden sei. Hilde Schill blieb zunächst unbehelligt, wurde aber beschattet und bei einem Treffen mit Walter Bohnes Witwe Änne im März 1944 festgenommen. Sie blieb fast ein Jahr im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, bis sie im März 1945 gemeinsam mit Änne Bohne in das Untersuchungsgefängnis am Holstenglacis überführt wurde. Dort wartete sie auf ihre Verurteilung durch den Volksgerichtshof, die aufgrund des Kriegsendes nicht mehr zustande kam. Ihr Sohn Barnabas wurde während ihrer Haftzeit von Verwandten im Erzgebirge versorgt. Hilde Schill ließ die Urne ihres Ehemannes im Februar 1944 auf dem Niendorfer Friedhof beisetzen, in den 1960er-Jahren wurde sie in den „Ehrenhain der Hamburger Widerstandskämpfer“ auf dem Ohlsdorfer Friedhof überführt. Sein Enkel Ronald Barnabas Schill war Mitbegründer der „Partei rechtsstaatliche Offensive“ und von 2001 bis 2003 Hamburger Innensenator.

Text: Gunhild Ohi-Hinz, entnommen aus: stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 351-11 AfW, Abl. 2008/1, 210112 Schill, Hilde; Klaus Bästlein: „Hitlers Niederlage ist nicht unsere Niederlage, sondern Sieg“, in: Beate Meyer, Joachim Sozdrzynski: Vom Zweifeln und Weitermachen. Fragmente der KPD-Geschichte. Hamburg 1988, S. 44-89; Herbert Diercks: Gedenkbuch Kola-Fu. Hamburg 1987; Schüler des Gymnasiums Ohmoor informieren: Gedenken heisst: Nicht Schweigen. 11 neue Straßen in Niendorf zu Ehren von Frauen und Männern des Widerstands. Hamburg 1984.

- **Kurt-Schumacher-Allee, St. Georg (1962):** *Dr. Kurt Schumacher (1895-1952), SPD Parteivorsitzender, SPD-Fraktionsvorsitzender, Mitglied des Reichstages, Mitglied des Bundestages. Annemarie Renger Lebensgefährtin. Siehe auch: Jeanette-Wolff-Ring, in Bd. 2.*

Kind des Kaufmanns Carl Schumacher, der mit Getreide und Agrarbedarf handelte und seiner Frau Gertrud, geb. Meseck, Tochter eines Zimmermeisters. Die Familie lebte in Culm, war wohlhabend und hatte Dienstpersonal. Der Vater



war politisch aktiv als Anhänger der linksliberalen Deutschen freisinnigen Partei. Kurt Schumacher wuchs „in einer feminin bestimmten Atmosphäre auf. Der Vater (...) ist viel außer Haus. Drei Schwestern, alle älter als er – Hedwig neun, Lotte sieben und Elisabeth vier Jahre -, verwöhnen das Nesthäkchen. Mutter Gertrud, eine schöne, intelligente und sehr spontane Frau, nimmt den einzigen Sohn gegen die fordernde Strenge, die Carl Schumacher bei der Erziehung walten läßt, stets in Schutz. (...) Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, aber auch Höflichkeit werden ihm eingetrichtert (...). Zur Mutter, die er ‚liebe alte Dame‘ oder ‚meine Trude‘ nennt, hat er zeit seines Lebens ein besonders enges, herzliches Verhältnis.“ 1)

Der Sohn Kurt galt schon in der Schulzeit als überzeugter Sozialdemokrat, wurde Mitglied der SPD, promovierte zum Dr. jur., war ab 1920 politischer Redakteur der sozialdemokratischen Stuttgarter Zeitung Schwäbisches Tageblatt, ab 1924 Mitglied des Württembergischen Landtages, ab 1930 Vorsitzender der SPD in Stuttgart und Abgeordneter des Deutschen Reichstages, schon früh Gegner der Nationalsozialisten und Kommunisten.

In seiner „Stuttgarter Zeit“ „befeundet sich Schumacher mit einer Stuttgarter Künstlerin, Marie Fiechtl, die zur Politik keinerlei Beziehung hat. Beide kommen aus getrennten Welten: sie katholisch, Tirolerin und musisch orientiert, er zwar protestantisch getauft, aber Agnostiker, Westpreuße und fast ausschließlich an Politik und Theorie interessiert. Die einzige authentische Schilderung über seine gemeinsame Zeit mit ihr in Stuttgart ist in einem Brief enthalten, den Marie Fiechtl Ende März 1953 an Fried Wesemann schrieb, als dies ihr seine Schumacher-Biographie nach Chicago geschickt hatte:

„Als wir uns in Stuttgart durch eine gemeinsame Freundin kennen lernten, kannten wir uns bereits vom Sehen, ohne je zusammen gesprochen zu haben. Später sagte er mir einmal, er hätte mich gerne mal angesprochen, wenn er mich sah, wollte sich aber keine Abfuhr holen. Wie Sie sehen, Kurt war auch sehr stolz im großen wie im Kleinen. Wir sahen uns fast täglich; meistens trafen wir uns morgens gegen 9 Uhr, wenn er sein Frühstück im Kaffee Rosenstöckle oder Scheible oder Königsbau einnahm (er ging nämlich immer sehr frühzeitig zur Redaktion ohne vorher gefrühstückt zu haben) dann hatten wir ein Stündchen zusammen zum Plaudern. Um 10 Uhr musste er wieder bei seiner Arbeit sein und auch ich ging meinem Beruf nach (ich war Sängerin und hatte damals viel zu tun beim Stuttgarter Rundfunk, Konzerten und Kammeroper). Oft sahen wir uns auch am Spätnachmittag im Schloßgartenkaffee, wo er gern im Freien saß oder wir trafen uns zum Abendbrot in der Elsässer Taverne. Besonders schön waren die Sonntag-Abende, die wir zusammen mit Freunden, Rechtsanwalt Paul von Bagnato und seiner Gattin verbrachten. Da waren wir recht vergnügt und



auch er konnte herzlich lachen und in angeregter Unterhaltung verging der Abend. ...).‘

Marie Fiechtl schrieb dies aus den USA, wohin sie auf Anraten Kurt Schumachers 1934 zu ihren Verwandten gegangen war. (...) [Marie Fiechtl] hat am Stuttgarter Konservatorium für Musik studiert, dann ihre Ausbildung als Musikdarstellerin an der Münchner Akademie der Tonkunst vervollständigt. Zunächst als Schauspielerin an das Oldenburger Landestheater verpflichtet, wird sie Mitglied der Kammeroper des Stuttgarter Senders. (...)

Wenn Schumacher zu Versammlungen eilt, begleitet sie ihn nicht; Politik sei keine Beschäftigung für gentlemen, soll er zu ihr einmal gesagt haben. Edinger, der sie in Amerika aufgesucht hat, bezeichnet sie als mütterlich – ‚bei ihr, ebenso wie bei seiner Mutter, konnte er jungenhaft und lustig – nicht sarkastisch – sein, er war Junge und Mann, Sohn und Geliebter und trotzdem frei, seine wichtigsten Ziele zu verfolgen.“ 2)

Von Juli 1933 bis März 1943 war Schumacher in Konzentrationslagern inhaftiert. „Selbst im Konzentrationslager gilt (...) seine Sorge [seiner Mutter]. Weil er ihr kein selbstverdientes Geld mehr zukommen lassen kann, veranlaßt er, daß sie seine Invaliditätsrente erhält, die ihm in Dachau ohnehin nie ausgezahlt würde. Bis Frühjahr 1933 hat Kurt von seinem kargen redakteursgehalt in Stuttgart, später von seinen Reichstagsdiäten und Honoraren erst beide Eltern, nach dem Tod des vaters 1928 dann die Mutter unterstützt. (...) 3)

Während Schumacher in Konzentrationslagern inhaftiert war, versorgte ihn Marie Fiechtl mit Paketen. „Einen Brief nur darf er alle drei Wochen schreiben – und den richtet man natürlich ‚an eine Adresse, die alle möglichen Gänge und Erledigungen für einen liefert‘. Wunschgemäß schickt Miga einen Schuhlöffel, weil er seine zerbrochen ist, Zahnputzmittel, Rasierklingen für seinen Rotbart-Apparat, Shampoo, kurze Schnürsenkel und eine kleine, schmale Büchse Schuhputz – ‚die größeren werden bei der Kontrolle zerteilt und trocknen darum aus‘. (...) Es stellt sich auch die Frage, wer diese Kontakte zur Außenwelt, auch zu Behörden, übernimmt, wenn Miga, wie geplant, erst einmal für einige Monate besuchsweise zu ihren Verwandten nach Amerika geht. (...)

Vor ihrer Abreise will Miga ihn noch einmal sehen und bittet um Besuchserlaubnis. Er drängt sie, falls dieses Zusammentreffen überhaupt gestattet wird, ‚alle Illusionen fahren zu lassen, denn eine solche Unterredung dauert nur ganz kurze Zeit und findet meines Wissens in Gegenwart von drei Personen statt, wodurch natürlich alles unpersönlich werden muß‘. Ihr Besuch wird nicht genehmigt, sie reist ab, ohne ihn vorher noch einmal gesehen zu haben, aber mit einem ausdrücklichen Segen: ‚Mach Dir doch bitte nicht die ewigen Sorgen darum, wie es mir geht, während Du es in Amerika schön haben sollst. Einmal änderst Du



damit nichts und vergällst Dir nur Dein Dasein u. zum anderen hast Du es ja auch eine ganze Zeit hindurchg alles andere als schön. (...) Im Juli 1934 reist sie über Hannover nach Amerkia – Kurts Mutter, (...) gibt ihr als Sndenken eine goldene Nadel mit, in der seine ersten Kidnerzähne gefaßt sind.“ 4)

Maria Fiechtl fasste in Amerika Fuß und hatte mit ihrer Kunst dort ihr Auskommen. Jahrelang hoffte sie, dass Schumacher freigelassen und zu ihr in die USA kommen würde. Dazu äußerte sich Schumacher in seinen Briefen 1936: „In Deinen Briefen sprichst Du häufig davon, daß ich nach den U.S.A. herüberkommen möge Aber dazu gehören nicht nur die Freiheit und die Genehmigung zur Auswanerung, sondern noch etwas anderes. Ins Ausland hätte ich ja auch schon 1933 gekonnt und ich hätte mir die letzten drei Jahre damit erspart. Ich habe aber mit offenen Augen den anderen Weg beschritten (...)“ 5)

Peter Merseburger schreibt in seiner Biografie über Kurt Schumacher weiter: „Die Botschaft aus dem Lager ist schwerlich zu mißdeuten: bewußt hat er den Leidensweg gewählt und wird ihn weiter gehen, nitfalls bis zum bitteren Ende; auch nicht für Miga, für ein mögliches Glück zu zweit in Freiheit in Amerika, wird er das Opfer bringen, mit den Mächten des Bösen einen Kompromiß zu schließen. Aber er versichert sie, daß ihm keine innere Entfremdung diese Zeilen diktiert, daß seine Zuneigung und Bindung an sie unter der jahrelangen, erzwungenen Trennung nicht gelitten hat. (...) Selbst soll sie ihr Dasein formen, ihn nicht als Kette am Bein mit sich schleppen; das Schlimmste für ihn wäre, wenn ihre liebevolle Rücksicht auf ihn lediglich dazu führen würde, daß sie jede Chance opfert und ihr Leben dabei versäumt und zerstört. (...)’Denke mehr an Dich und weniger an mich! Später fällst Du dann die Entscheidung absolut ohne Zwang oder Bitte meinerseits und sie wird gut für mich sein.‘

Da er nur begrenzt nach Amerika schreiben darf – einen Brief pro Viertel-, dann pro Halbjahr, schließlich wird ihm Post aus dem KZ ins Ausland ganz untersagt -, hört sie nur selten von ihm. All die praktischen Angelegenheiten, die Miga bis zu ihrem Weggang geregelt hat, erledigt jetzt Schwester Lotte, mit der er vorwiegend korrespondiert und die er regelmäßig über sein Befinden unterrichtet.

Am 10. Mai 1937 wendet sich Maria Fiechtl noch einmal direkt an Hitler und ersucht um Kurt Schumachers Freilassung. (...) Im September vom deutschen Generalkonsulat vorgeladen, wird ihr der negative Bescheid vorgelesen. Im Dezember desselben Jahres heiratet sie den Apotheker Max Seibert – aber die goldene Nadel mit Kurts Kinderzähnen hält sie stets ‚in Liebe und Ehren‘, schreibt sie nach dem Krieg an Fried Wesemann. (...)

Abschlägig beschieden wird auch Schumachers Mutter, welche den Aufstieg Hitlers offenbar begrüßt hat und die nun um so mehr quält, was der Sohn unter dem Regime, dass sie herbeigeseht hat, erleiden muß. (...) Doch nicht eine



Minute können solche politischen Meinungsverschiedenheiten die enge familiäre Bindung zwischen Mutter und Sohn, bruder und Schwestern beeinträchtigen. Selbstlos hilft man einander (...). In dem Jahr, in dem Miga in Chicago heiratet, stirbt auch seine Mutter, der Vater ist bereits zehn Jahre früher den Folgen eines Verkehrsunfalls erlegen. Von diesem Zeitpunkt an, meint Lewis Edinger, haben private Dinge keine Bedeutung mehr in seinem Leben, politische Erwägungen und Normen werden nun die einzigen Maßstäbe für sein Verhalten. Hinzuzufügen wäre: Soweit sie dies nicht auch früher gewesen sind.“ 6)

Schumacher wurde noch während der Herrschaft des Nationalsozialismus als schwerkranker Mann aus dem KZ entlassen, nach dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 aber erneut für einen Monat inhaftiert.

Nach dem Ende der NS-Herrschaft kehrte Schumacher im Mai 1945 nach Berlin zurück. Von 1946 bis 1952 war er Parteivorsitzender der SPD und SPD-Fraktionsvorsitzender sowie Oppositionsführer in der 1. Wahlperiode (1949-1952) des Deutschen Bundestages. Kurt Schumacher nahm mit ungeheurer Kraft - trotz seiner schweren körperlichen Leiden (seinen rechten Arm hatte er im Ersten Weltkrieg verloren, 1948 musste sein linkes Bein amputiert werden, und die KZ-Haft hatte ihn gesundheitlich schwer geschadet) - die Wiedergründung der SPD in Angriff. Er wurde ihr erster Vorsitzender und zum großen demokratischen Gegenspieler Adenauers (siehe: Adenauerallee, in Bd. 3 online). Aber auch sein und Jeanette Wolffs „Engagement konnte[n] nicht verhindern, dass die NS-Aufarbeitung selbst in der Nachkriegs-SPD verzögert und unvollständig ablief.“ 7) Kurt Schumacher, der ein Mandat der Bezirks- und Landesorganisationen der SPD in den westlichen Besatzungszonen hatte, sprach sich vehement gegen eine Zusammenarbeit mit den Kommunisten aus. „Er glaubte nicht, dass die Kommunisten, die vor 1933 für eine Rätediktatur kämpften, sich zu Demokraten gewandelt hätten.“ 8) Schumacher war Verfechter des Fraktionszwanges, hatte einen autoritären Führungsstil, verlangte eiserne Parteidisziplin. Nur wenige widersprachen ihm. Schumacher sprach sich auch, als die SPD bei der Bundestagswahl 1949 unterlag, gegen eine große Koalition aus.

Seit 1945 war die in dieser Zeit in die SPD eingetretene, aus einem sozialdemokratischen Elternhaus stammende Annemarie Renger (1919-2008) die Privatsekretärin des SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher. Als sie nach dem Zweiten Weltkrieg die Rede Schumachers „Wir verzweifeln nicht“ gelesen hatte, beschloss sie, diesen Mann kennen zu lernen. Sie ergriff die Initiative und trug ihm ihre Mitarbeit an. Sie, gelernte Verlagskauffrau, Mutter eines Sohnes und während des Zweiten Weltkrieges mit 26 Jahren Witwe geworden, wurde Schumachers enge Vertraute und Lebensgefährtin. Sie war seine Sekretärin, Reisebegleiterin, Krankenschwester und führte seinen Haushalt.



Die Freundschaft zu Maria Fiechtl blieb bestehen. Als Schmacher in der Nachkriegszeit einmal auch Amerika auf Vortragsreise ging, wollten sich beide treffen, doch sie verpassten sich um einige Stunden. „In seiner Korrespondenz mit ihr [Maria F.] erwähnt er Annemarie Renger nie, grüßt aber stets Migas Mann oder ‚Gatten‘, denn es freut ihn, ‚daß er so gut zu Dir ist‘ (...).“ 9)

In seiner Ansprache zum Tode Annemarie Rengers sprach Gerhard Schröder das Verhältnis zwischen Kurt Schumacher und Annemarie Renger an und rief das „Bild in Erinnerung (..), das Bild der jungen Frau, die den einarmigen, beinamputierten, wahrlich ausgemergelten Kurt Schumacher stützt. (...) Wer sich dieses Bild genau anschaut, stellt fest, dass hier nicht einer ausschließlich den anderen stützt, sondern dass sich die beiden im Grunde gegenseitig stützen, um sich aneinander aufzurichten - diese zarte Frau und der todkranke Mann. Nazidiktatur und Krieg hatten beiden unendliches Leid zugefügt Aber sie konnten ihren Geist nicht beugen und vor allem nicht brechen. (...) beide hatten sie das Ziel klar vor Augen: Sie wollten ein anderes, ein demokratisches Deutschland gestalten. Eine neue, aber auf altem, festem Boden gegründete SPD sollte entstehen.“ 10)

Nachdem Schumacher 1948 sich einer Beinamputation unterziehen musste, war er nun doppelt amputiert: das linke Bein als auch der rechte Arm. Peter Merseburger schreibt dazu: „Daß seine Sehkraft seit den Jahren in Dachau stark eingeschränkt ist, kommt erschwerend hinzu. Bei den einfachsten Verrichtungen, Waschen, Aus- und Ankleiden, bleibt er nun lebenslang auf Hilfe angewiesen. ‚Man kann einen Arm und ein Bein durch Hilfe eines Partners ersetzen, der in der Lage ist, dies zu überspielen‘, sagt Frau Renger. Möglich zwar, daß man sich jeden Tag erst einmal überwinden müsse, weil es viele Probleme gebe, die mit einer solchen Behinderung verbunden seien, aber ‚mit einem rigorosen Humor kann man das schaffen.‘“ 11)

Nach Kurt Schumachers Tod ging Annemarie Renger selbst in die Politik, war von 1953 bis 1990 Mitglied des Deutschen Bundestages. „Sie war die erste Frau, die in ihrer Fraktion Parlamentarische Geschäftsführerin wurde. [1969-1972]. Sie gehörte zu den ersten Frauen, denen der Sprung ins Parteipräsidium gelang Der Höhepunkt ihrer politischen Karriere aber war die Wahl zur Präsidentin des Deutschen Bundestages [1972-1976, Vizepräsidentin von 1976-1990]. Sie war die erste Frau der Welt an der Spitze eines frei gewählten Parlaments. (...) Als Annemarie Renger 1972 gegen manche –übrigens nicht nur männliche – Vorurteile für das Amt des Bundestagspräsidenten kandidierte, war das beinahe eine Provokation. (...) Immerhin brachte sie sich selbst ins Gespräch, als es um die Kandidatur ging.“ 12) Annemarie Renger lag die Verbundenheit mit Israel sehr am Herzen, so war sie von 1976 bis 1990 Vorsitzende der Deutsch-Israelischen



Parlamentariergruppe. Eine Straße ist in Hamburg nach Annemarie Renger noch nicht benannt worden.

Quellen:

- 1) Peter Merseburger: Der schwierige Deutsche. Kurt Schumacher. Eine Biographie. Stuttgart 1995, S. 17.
- 2) Peter Merseburger, a. a. O., S.98ff.
- 3) Peter Merseburger, a. a. O., S. 20.
- 4) Peter Merseburger, a. a. O., S. 172f.
- 5) Zit. nach: Peter Merseburger, a. a. O., S. 178.
- 6) Peter Merseburger, a. a. O., S. 172ff
- 7) Birgit Seemann: Jeanette Wolff. Politikerin und engagierte Demokratin (1888-1976). Frankfurt a. M. 2000, S. 77.
- 8) Helga Kutz-Bauer: Einführung: „Wer kann wiedergutmachen ...? Wir können nur entschädigen am Lebenden ...“ (Jeanette Wolff), in: „Dass die Frage der Wiedergutmachung ... zu einem öffentlichen Skandal geworden ist“. Zur Tätigkeit der ehemals verfolgten Sozialdemokraten 1945-2005. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft verfolgter Sozialdemokraten Hamburg (AVS). Hamburg 2008, S. 9f.
- 9) Peter Merseburger, a. a. O., S. 366.
- 10) Gerhard Schröder: Ansprache anlässlich des Trauerstaatsaktes am 13.3.2008 zum Tode von Annemarie Renger, in: Dr. h. c. Annemarie Renger zum Gedenken. Hrsg. Deutscher Bundestag, Berlin 2006, S. 16
- 11) Peter Merseburger, a a. O., S. 414.
- 12) Norbert Lammert: Ansprache anlässlich des Trauerstaatsaktes am 13.3.2008 zum Tode von Annemarie Renger, in: Dr. h. c. Annemarie Renger zum Gedenken. Hrsg. Deutscher Bundestag, Berlin 2006, S. 8.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Lachmannweg**, Iserbrook (1960): Karl Lachmann (1793-1851), Professor an der Universität in Berlin, Mediavist, Altphilologe.
- **Lachnerstraße**, Barmbek-Süd (1906): Franz Lachner (1803-1890), Komponist, Kapellmeister, und nach seinen Brüdern Ignaz (1807-1895) und Vinzenz Lachner (1811-1893), Musiker.
- **Lademannbogen**, Hummelsbüttel (1977): Friedrich Lademann (1891-1966); Vorstandsvorsitzender der Hamburger Hochbahn AG.
- **Ladigestwiete**, Rissen (1953): Cord Ladiges (1862-1937), Amtsvorsteher in Rissen.
- **Laeiszstraße**, St. Pauli (1861): Ferdinand Laeisz (1801-1887), Reeder, Konsul. Ihren Namen erhielt die Straße im Jahr der Einweihung des von Laeisz begründeten Ferdinand-Laeisz-Stifts, der sich dort befand.

Nach kurzer Schulzeit absolvierte Laeisz in Berlin eine Lehre als Buchbinder. Dabei lernte er, Zylinderhüte aus Seide anzufertigen. 1824 kehrte er nach Hamburg zurück, um das väterliche Geschäft mit *Lumpen und Commissionen* in der Straße Kurze Mühren zu übernehmen. 1826 erwarb er das Hamburger Bürgerrecht. Das Geschäft lief jedoch mehr schlecht als recht, und so konzentrierte er sich ganz auf die Herstellung farbiger Seidenzylinderhüte. Damit war er so erfolgreich, dass ihn die Hamburger Hutmacherzunft 1826 als Meister anerkannte, und so konnte er einen Hutladen mit Fabrikation am Jungfernstieg eröffnen. Mit 27 Jahren war Laeisz schon 1828 auf Expansionskurs: Er weitete sein Geschäft auf den südamerikanischen Markt aus, da dort ein Markt mit



wohlhabenden Kolonialhändlern und Großgrundbesitzern vorhanden war. In Bahia/Brasilien eröffnete er eine Filiale für Zylinderhüte und Gemischtwaren. Auch die Handelsniederlassungen in Chile, Peru, Ecuador und auf den Philippinen entwickelten sich ganz positiv, während das Geschäft in Venezuela ein Misserfolg wurde. Viele Kunden bezahlten in Naturalien, die sie den langen Weg über den Atlantik schickten, und so sattelte Laeisz um: Für sein neues Im- und Exportgeschäft ließ er 1840 ein eigenes Segelschiff für 42.000 Mark Banco bauen. 1847 war er Mitgründer der *Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft (Hapag)*; mehr als zehn Jahre gehörte er zum Direktorium dieser führenden Reederei. Die *Hapag* richtete einen Liniendienst zwischen Hamburg und New York ein; aus Nordamerika kamen Rohstoffe, die von den Sklavenplantagen stammten: Baumwolle, Tabak und Reis; die daraus veredelten Waren gingen zurück. Die Fertigprodukte nach Übersee nahmen weitaus weniger Cargoraum ein, so dass auswandernde Passagiere mitgenommen werden konnten. Die Passagierbeförderung erwies sich schließlich als weitaus profitabler als der Warenverkehr. Um möglichst viele Menschen im Schiffsraum unterzubringen, zogen die Reedereien Zwischendecks ein, die sich bei Bedarf schnell wieder abbauen ließen. Die Reisebedingungen für die Passagiere, die sich nur eine Fahrkarte unter Deck leisten konnten, waren kaum auszuhalten: Platzmangel, schlechte Belüftung, armselige Ernährung und Hygiene. Nicht wenige Reisende überlebten die wochenlange Überfahrt nicht. Sohn Carl Heinrich Laeisz, der 1852 in die Firma einstieg, gründete die eigene Reederei *F. Laeisz*. 1870 betrieb das Familienunternehmen sechzehn Segelschiffe, die Kolonialwaren aus Jakarta, Singapur, Hongkong und Australien holten. Aus Honolulu wurden Zucker und Walöl importiert, aus Mexiko Kupfer- und Silbererz, aus Costa Rica Kaffee. Carl Laeisz gehörte zu den Gründern der *Deutsch-Ostafrika-Linie*, war Anteilinhaber an der *Afrikanischen Dampfschiffs-Actien-gesellschaft Woermann-Linie* und Mitglied des Kolonialvereins; sein Nachkomme Carl Ferdinand Laeisz wirkte im Flottenverein und in der Deutschen Kolonialgesellschaft in Hamburg mit. Die drei Generationen, die nun zusammenarbeiteten, beteiligten sich an zahlreichen weiteren Schiffahrtsunternehmen. Um 1860 wurden in der Atacama-Wüste im heutigen Nordchile umfangreiche Salpeter-, Silber- und Kupfer-, in der Küstenregion riesige Guanovorkommen entdeckt. Für die aus Salpeter und Guano gewonnenen Nitrate, aus denen Pflanzendünger, Schießpulver und Sprengstoff hergestellt werden konnten, eröffnete sich ein enormer Markt auf den großen Latifundien in Südchile, in der Landwirtschaft in Deutschland und auch in den Kolonialkriegen in Afrika. Deutsche, englische und chilenische Gesellschaften überzogen die Wüste mit über hundert Salpeterminen. Zu den großen Salpeterminenbesitzern gehörten die Hamburger Handelshäuser *Rob. M. Sloman* (siehe: Slomanstieg und Slomanstraße in Bd. 3 online) sowie *Fölsch & Martin*. Unter der Flagge der



Reederei *F. Laeisz* fuhr 1862 der erste eigene Schiffsneubau die chilenische Hafenstadt Valparaiso an. Bald verkehrten die Frachtschiffe von *F. Laeisz* regelmäßig zwischen Chile und Hamburg. Seit 1938 erinnert die Valparaisostraße in Bahrenfeld an die „überseeischen Handelsbeziehungen“. Während die „Salpeterbarone“ in den chilenischen Hafenstädten im Luxus lebten und die Salpeterfahrten den Reedereien hohe Erträge einbrachten, waren die Arbeits- und Wohnverhältnisse für die etwa 70.000 überwiegend indigenen Wanderarbeiterinnen und -arbeiter katastrophal. Die Salpeterminen befanden sich in einer der trockensten Gegenden der Erde: tagsüber sengende Hitze, nachts Temperaturen um den Gefrierpunkt. „Überall, wohin man blickt, nur Sand und Steine, Schutt und Geröll und weißer Salpeter, der in der Sonne glitzert“, beschrieb 1919 der Reisende Kurt Faber die trostlose Wüste, „Hier, in dieser Einöde, ist die Einsamkeit selbst zu Hause.“ In den Barackensiedlungen lebten die Arbeiterfamilien auf engstem Raum, häufig ohne Betten und hygienische Vorrichtungen. Der Akkordlohn wurde nicht in Geld ausgezahlt, sondern in betriebseigenen Münzen, die nur in den überteuerten Läden der Miningesellschaften gültig waren. Pablo Neruda, Dichter, Nobelpreisträger und Senator für die nordchilenischen Provinzen, bereiste in den 1940er-Jahren die Atacama-Wüste und prangerte die ungesunden Arbeitsbedingungen an, die noch immer in den verbliebenen Minen herrschten. Mit seinem Gedicht setzt er zugleich dem Minenarbeiter, den er Maestro Huerta nennt, ein trauriges Denkmal: „Antimon zerfraß seine Innereien. / Er wurde so mager, dass man Angst bekam. / Die Beine zerlöchert, / konnte er kaum noch laufen. / Und er war so groß, / ein klappriger Geist / (...) Sein dreißigstes Geburtsjahr überlebte er nicht, / frage nicht, wo sein Grab liegt, / keiner wird es wissen, / der Wind nagt an den Kreuzen, / der Sand deckt sie zu.“ Die britische Seeblockade im Ersten Weltkrieg bereitete den Salpeterfahrten der Hamburger Reedereien ein jähes Ende, und mit der Erfindung des synthetischen Nitrats kam der Salpeterimport ganz zum Erliegen. Pedro Bravo Elizondo, Schriftsteller aus der Hafenstadt Iquique, beschreibt die große Hungersnot, welche die Schließung der nordchilenischen Salpeterminen zur Folge hatte: „Eine lange Karawane von Frauen und Kindern, alten und jungen Männern vagabundierte durch die Straßen und flehte um Barmherzigkeit (...) Ich sah die Bürger erzittern, die Schacherer der Siedlung. In panischer Angst befürchteten sie, dass das Heer der Hungernden ihre Geschäfte und Geldschränke plündern würde. (...) Aber das Volk ging an den aristokratischen Palästen, an den schamlos ausgestellten Waren vorbei, ruhig und ernst. Dieser Bericht wird eine Auslese des proletarischen Elends sein, eine schallende Ohrfeige in das Gesicht einer Schurkengesellschaft (...)“ Ab 1907 nahm die Reederei *F. Laeisz* Fahrten nach der deutschen Kolonie Kamerun auf. 1912 gründete der Firmenpartner Paul Ganssaue im Kontorhaus Laeiszhof an der Trostbrücke die *Afrikanische Frucht-Compagnie (A.F.C.)*, die große



Bananenplantagen am Kamerunberg aufkaufte. Ab 1914 importierte die A.F.C. auf zwei mit modernen Kühlanlagen ausgerüsteten Dampfschiffen die „deutsche Kamerun-Banane“ nach Hamburg. Auch hier unterbrach der Erste Weltkrieg die Fahrten, und der als Bananendampfer gebaute *Pungo* wurde zum Hilfskreuzer *Möwe* umgerüstet und für Kampfhandlungen in Ostafrika eingesetzt. 1925 erlaubte die Siegermacht Großbritannien den deutschen Gesellschaften den Rückkauf der Bananenplantagen. 1929 begann der Bau einer eigenen Bananenflotte, 1930 wurden die Reederei *F. Laeisz*, die A.F.C. und die firmeneigene *Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Bibundi WAPB* in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. 1939 importierte das Unternehmen 3,6 Millionen Bündel Bananen; etwa 35 Prozent wurden mit den Schiffen der A.F.C. aus Kamerun verschifft. 1940 unterbrach der Zweite Weltkrieg das einträgliche Kolonialgeschäft. Sohn Willi Ganssaue unterstützte NS-kolonialinteressierte Ämter in Hamburg. Nach der Okkupation Frankreichs hatte Ganssaue schon die Einverleibung der französischen Unternehmen in Kamerun vor Augen. Ab 1945 baute er die zerbombte Firma in Hamburg und die überseeischen Pflanzungen wieder auf. Die A.F.C. importiert heute die Banane der Marke „Onkel Tuca“ aus Südamerika. 1999 übernahm die Familie Schües alle Gesellschaftsanteile der Reederei *F. Laeisz*. 2003 ging das erste Bananenvollcontainerschiff der Welt vom Stapel. Insgesamt hat die Reederei *F. Laeisz* in ihrer hundertjährigen Geschichte 86 Segelschiffe (*Flying-P-Linie*) sowie 90 Dampf- und Motorschiffe betrieben. Ferdinand Laeisz war lange Zeit Abgeordneter der Hamburgischen Bürgerschaft und ab 1871 mehrmals ihr Alterspräsident. Wie so viele Hamburger Kaufleute, die im Kolonialgeschäft reich geworden waren, spendete auch Laeisz für wohltätige Zwecke: für das Schiffsrettungswesen und 1860 für den Bau eines Armenstifts an der Straße, die ein Jahr später nach ihm benannt wurde. Carl Heinrich Laeisz verfügte in seinem Testament die Stiftung von 1,2 Millionen Mark für den Bau der Laeiszhalle (Musikhalle Hamburg), seine Witwe Sophie Laeisz stockte die Spende auf zwei Millionen Mark auf.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

Quellen:

Heiko Möhle (Hrsg.): Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, Neuauf., Berlin, 2011; Erinnerungen aus dem Leben eines alten Hamburgers. Hamburg 1891; Johannes Gerhardt: Sophie Christine und Carl Heinrich Laeisz. Eine biographische Annäherung an die Zeiten und Themen ihres Lebens, Hamburg 2007, hup.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2008/18/pdf/HamburgUP_MfW02_Laeisz.pdf (letzter Zugriff 11.11.2014); Hamburger Adressbücher 1823-1827; Inge Hinrichsen: Tante Tine erzählt, Books on Demand, 2000; Gerhard Ahrens: „Laeisz, Ferdinand“, in: Neue Deutsche Biographie 13 (1982), S. 399, Onlinefassung: www.deutsche-biographie.de/pnd119339722.html; Hans Hermann Groppe, Ursula Wöst: Über Hamburg in die Welt, Hamburg 2007; Pablo Neruda: Canto General XII, „La



Despreciada Mine", Antofagasta; Robert Krieg, Monika Nolte: Film Weißes Gold. Salz der Wüste, 2001; Website zum Film Weißes Gold. Salz der Wüste, URL: www.krieg-nolte.de/301_0001 (letzter Zugriff 12.11.2014).

Ferdinand Laeisz war seit 1826 verheiratet mit **Johanna Ulrike Catharina** (1806-1889), Tochter des Hutmachers Nicolaus Carl Heinrich Creutzburg und seiner Frau Magdalena Schüll. Das Paar bekam einen Sohn: Carl Heinrich. Carl Heinrich Laeisz (1828-1901) war seit 1852 verheiratet mit **Sophie Christine, geb. Knöhr** (1831-1912), Tochter eines Schiffsmaklers. Wegen ihrer krausen Haare wurde Sophie Laeisz Pudel genannt. Ihr Schwiegervater benannte sein erstes Segelschiff, das 1856 in der Hamburger Stülcken-Werft vom Stapel lief, nach seiner Schwiegertochter und ließ auf einem Giebel seines 1897/98 erbauten Kontorhauses, des „Laeiszhofes“ an der Trostbrücke 1, die Figur eines Pudels setzen. Später begannen die Namen aller 84 Laeisz-Segler mit dem Buchstaben „P“ (*Flying-P-Liners*). Sophie Laeisz war im Frauenhilfsverein tätig und erhielt dafür 1871 das Eiserne Kreuz für Frauen. Mit ihrem Mann Carl Heinrich hatte sie einen Sohn: Carl Ferdinand (1853-1900). Dieser heiratete Clementine, geb. Klée (1861-1890), Tochter des Kaufmanns Rudolf Klée und Clementine, geb. Walte. Das Paar bekam zwei Söhne, die nach dem Tod der Eltern von der Großmutter Sophie Laeisz aufgezogen wurden. Ein Jahr nach dem Tod des Sohnes verstarb der Ehemann. Sophie Laeisz wurde Inhaberin der Firma. Bis zum Tod ihres Mannes hatte Sophie L. mit ihm am Neuen Jungfernstieg gewohnt und im Sommer am Harvestehuder Weg. Nachdem sie Witwe geworden war, ließ sie sich als Altersruhesitz eine Villa am Harvestuder Weg 8a bauen. Dort wohnte sie im Erdgeschoss und ihre Enkel teilten sich das Obergeschoss. Sophie Laeisz beschäftigte eine Gesellschafterin, die ihr bei der Erziehung der Enkel half. Diese Frau hieß Ida Neubauer. Sie hatte einst im Frauenchor von Brahms gesungen (siehe: Brahmsallee in Bd. 3 online). Kurz vor dem Tod des Gatten war 1901 die Sophie-Laeisz-Stiftung gegründet worden, deren Vorsitzende Sophie Laeisz bis zu ihrem Tod war. Der Zweck der Stiftung bestand in der Unterhaltung und Fortführung des F.-Laeisz-Stiftes. Hierbei handelte es sich um ein Wohnstift für ca. 90 Menschen, die durch unverschuldetes Unglück in Bedrängnis geraten waren. Carl Laeisz und seine Frau hatten außerdem testamentarisch eine Summe von 1.200.000 Mark für eine Art Denkmalsetzung, den Bau der Hamburger Musikhalle, bestimmt. Der Bau erforderte aber weitaus höhere Summen, die Sophie Laeisz nach dem Tode ihres Mannes großzügig nachbewilligte. Darüber hinaus war sie auch im Frauenhilfsverein tätig und erhielt dafür 1871 das Eiserne Kreuz für Frauen. Über das soziale Engagement der Laeisz' schreibt Johannes Gerhardt: „Es bleibt festzuhalten, dass Ferdinand, Carl und Sophie Laeisz – ganz typisch für in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geborene Angehörige des Wirtschaftsbrügerums – soziales Elend nicht als



strukturelles, sondern als privates Problem aufgefasst haben. Deshalb setzten sie sich für eigeninitiatives Handeln vermögender Privatpersonen ein. Die Schutzbedürftigkeit der Betroffenen sahen sie dementsprechend in erster Linie als eine individuelle im Rahmen der Armenfürsorge.“ 1)

Text: Dr. Rita Bake

Quellen:

1) Johannes Gerhardt: Sophie Christine und Carl Heinrich Laeisz. Eine biographische Annäherung an die Zeiten und Themen ihres Lebens. Hamburg 2007, S. 37. (Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung)

- **Lahrmanstraße**, *Altona-Altstadt (1910): Franz Otto Lahrman (1823-1880), Unternehmer, Besitzer einer Lederfabrik und Lohgerberei, Amtsvorsteher und Stadtverordneter in Altona.*
- **Lambert-Strus-Weg**, *Poppenbüttel (1977): Lambert Strus (14. Jhd.), Knappe, Grundherr in Poppenbüttel.*
- **Lambrechtsweg**, *Barmbek-Nord (1914): Hamburger Goldschmied um 1600/1670.*
- **Lampéstraße**, *Eidelstedt (um 1905): F.C.J. Lampé, Erbauer und Besitzer der Eidelstedter Mühle „Lampé“.*
- **Lamp'lweg**, *Altona-Altstadt (1965): Dr. Walter Lamp'l (1891-1933), Kommandant von Groß-Hamburg, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Senator in Altona.*



- **Lamprechtstraße, Bergedorf (1887):** nach der Bergedorfer Familie Lamprecht, aus der vier Bürgermeister und ein Pastor entstammten, besonders nach *Diedrich Philipp August Lamprecht (1797-1882)*, Rechtsanwalt, Bürgermeister in Bergedorf. Zu der Familie gehörte auch die Schriftstellerin **Dora Lamprecht**, geb. Valett (21.10.188 Otterndorf – 6.3.1872 Bergedorf). Sie schrieb z. B. die Romane „Der arme Heinrich. Drama nach Hartmann von der Aue. 1861“, „Eine gekrönte Dichterin. Biographischer Roman. 2 Bde. Hamburg 1865“, „Johanna oder Lebensweg einer Verlassenen. Roman. 2 Bde. 1860 und „Jugendliebe der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Zeitbild. 2 Bde. Hamburg 1863“.

- **Landahlweg, Hummelsbüttel (1975):** *Heinrich Landahl (1895-1971)*, Senator in Hamburg. Siehe auch: Anna-Siemsen-Gang, in Bd. 2. Siehe auch: Erna-Stahl-Ring, in Bd. 2.

Lehrer, Mitglied der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP); 1926-1929 Rektor der Reformpädagogischen Lichtwarkschule in Hamburg; Bürgerschaftsabgeordneter von 1924-1933; kurze Zeit auch Mitglied des Reichstages als Abgeordneter der Deutschen Staatspartei; stimmte für Hitlers Ermächtigungsgesetz. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde der überzeugte Demokrat aus politischen Gründen in den Ruhestand versetzt. Während der NS-Zeit Verlagsmitarbeiter im Verlag H. Goverts. Nach dem Zweiten Weltkrieg Mitglied der SPD, in der Zeit von 1945-1953 und von 1957-1961 Schulsenator.

- **Landdrostenweg, Schnelsen (1957):** nach den Landdrosten: Oberste Beamte der Grafschaft Pinneberg.

- **Landjägerstieg, Billstedt (1948):** Nach der benachbarten Landjägerei (Polizei).

- **Langbehnstraße, Bahrenfeld (1950):** *August Julius Langbehn (1851-1907)*, Schriftsteller, Kulturkritiker.



- **Langenbeckshöh**, Ohlsdorf (1929): *Dr. Hermann Langenbeck (1452-1517), Bürgermeister in Hamburg.*
- **Langermannsweg**, Barmbek-Süd (1912): *Dr. Johann Gottfried Langermann (1768-1832), Hebammenlehrer, Psychiater. Preußischer Staatsrat.*
- **Langelohstraße**, Osdorf (1928): *Hinrich Langeloh (1844-1925), Gemeindevorsteher in Osdorf.*
- **Langmaackweg**, Othmarschen (1951): *Johann Christian Langmaack (1870-1949), Lehrer, niederdeutscher Bühnenschriftsteller, Schauspieler am Ohnsorg-Theater.*
- **Lannerweg**, Rahlstedt (1951): *Joseph Franz Karl Lanner (1801-1843), Walzerkomponist. Seine Tochter war die Ballettmeisterin und -tänzerin Käthi Lanner (14.9.1829 Wien – 15.11.1908 London) . Ausgebildet in Wien, wurde Käthi Lanner nach einem Gastspiel im Jahre 1855 nach Hamburg gerufen, um das aus neun Solotänzerinnen und -tänzern sowie sechzehn Tänzerinnen bestehende Ballett aus der Krise zu führen. Als fest engagierte Solistin und hochbezahlte Ballettmeisterin schuf Käthi Lanner eine Reihe aufwendig ausgestatteter Choreographien. 1858 reiste sie mit dem von ihr geschaffenen Kinderballett nach Paris und ging im Herbst desselben Jahres nach Pest, wo sie so gut gefiel, dass sich ihr auf einige Tage festgelegtes Gastspiel auf über ein halbes Jahr ausdehnte. Danach kehrte sie in ihre Heimatstadt Wien zurück. 1861 ging sie auf Reisen nach Jassy, Odessa, Bukarest, Kairo und Petersburg. Von 1863 bis 1865 war sie noch einmal in Hamburg. Doch kündigte sich bereits an, was bald zur Regel werden sollte. Seit der Direktion von B. A. Herrmann, dem Vater von Julie Herrmann, ab 1862 sank das Ballett zu bloßem Beiwerk in Opern und Singspielen herab. 1869 gründete Käthi Lanner eine eigene Ballettgesellschaft, mit der sie auch in Hamburg auftrat. Ab 1875 lebte und arbeitete sie in London. Die Tochter des Walzerkönigs komponierte auch mehrere Ballette.*



- **Lappenbergsallee, Eimsbüttel (1895):** nach der Familie Lappenberg, Grundstückbesitzer, besonders nach Martin Lappenberg (1794-1865), Historiker, Archivar, Leiter des Staatsarchivs.

Lappenbergs Mutter stammte aus der Hamburger Kaufmanns- und Ratsherrenfamilie Sillem.

Lappenberg musste eine unerwiderte Liebe erleben, als er sich in **Lili Parthey** (1800-1829) verliebte. Diese heiratete später den Musikdirektor Bernhard Klein. Einige Jahre später heiratete Lappenberg 1825 **Emilie Baur** (siehe: Baurstraße, in Bd. 3 online), älteste Tochter des Altonaer Kaufmanns Georg Friedrich Baur. Die brachte 100.00 Mark Banco als Mitgift mit in die Ehe. Doch noch im selben Jahr der Eheschließung starb Emilie. Zwei Jahre später heiratete Lappenberg Emilies jüngere Schwester Marianne. Auch sie brachte dieselbe Summe Mitgift in die Ehe ein. Das Paar bekam sechs Kinder.

- **Lassallestraße, Harburg (1945):** Ferdinand Lassalle (1825-1864), Publizist, Politiker, Gründer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.“ Schon als 12-Jähriger forderte er einen Nebenbuhler um die Gunst eines 14-jährigen Mädchens schriftlich zu einem Duell; dasselbe Verhalten führte 27 Jahre später zu seinem Tod.“ 1) Bevor aber sein letztes Duell wegen einer Frau stattfand, hatte er über viele Jahre lang eine Beziehung zu der Gräfin Sophie von Hatzfeldt. **Sophie Josephine Ernestine Friederike Wilhelmine Gräfin von Hatzfeldt-Wildenburg-Schönstein**, geb. Gräfin von Hatzfeldt-Trachenberg (1805 -1881), war ebenso wie Lassalle Sozialistin. 1822 war sie mit ihrem gewalttätigen Cousin zwangsverheiratet worden. Damit erhofften sich die Eltern, dass die damals bestehenden Familienstreitigkeiten zwischen den Linien Hatzfeldt-Trachenberg und Hatzfeldt-Wildenburg beendet würden. Doch der Ehemann, so Astrid Künzler in ihrem Porträt über Sophie von Hatzfeldt, „verbot ihr oft den Ausgang, entzog ihr sämtliche Finanzen und wurde sogar körperlich tätlich. Sophie verbrachte auf diese Weise viele einsame Jahre auf Schloss Kalkum. Einziger Trost waren ihre drei Kinder Alfred (1825-1911), Melanie (1828-1901) und Paul (1831-1901), die ihr von Edmund jedoch zunehmend entfremdet wurden. Den Demütigungen entflohen Sophie, wann immer es möglich war, in Reisen und Liebesabenteuer. Seit 1833 lebte sie faktisch von ihrem Mann getrennt. Es folgten mehrere so genannte ‚Versöhnungsversuche‘, die hauptsächlich Sophie dazu verpflichten sollten, sich standesgemäß zu verhalten und nicht gegen ihre Ehe aufzubegehren. Sophies



Verhalten war eine Auflehnung gegen die Moralvorstellungen des Adelsstandes, die ihr vorschrieben, sich in ihre Ehe zu fügen. Sie pochte darauf, als Frau eine eigenständige Persönlichkeit mit eigenen Rechten zu sein; eine zu Beginn des 19. Jahrhunderts unerhörte Forderung. Schließlich kam es ab 1846 zu der acht Jahre dauernden gerichtlichen Auseinandersetzung „Hatzfeldt gegen Hatzfeldt“, die vor über 30 verschiedenen rheinischen Gerichten geführt wurde. Unterstützt wurde Sophie dabei von dem 20 Jahre jüngeren Ferdinand Lassalle (1825-1864), der ihr 1846 vom Grafen Kayserlingk vorgestellt worden war. Lassalle sah den Prozess als politisches Betätigungsfeld in seinem Kampf gegen die soziale Unterdrückung. Der Scheidungsprozess wurde von beiden Seiten mit großer Härte und allen erdenklichen legalen und illegalen Mitteln geführt. Unsummen wurden für Bestechung und Spionage ausgegeben, um falsche Zeugenaussagen zu bekommen und die andere Seite zu kompromittieren. Das Verfahren zog sich auch deshalb so lange hin, weil Sophie neben der Scheidung für ihr finanzielles Auskommen kämpfte. Ohne Alimente ihres Mannes war sie mittellos. (...) Ende Juli 1851 wurde die Ehe von Sophie und Edmund von Hatzfeldt schließlich rechtskräftig geschieden. Sophie verlor damit die ihr bis dahin zustehende Alimentation in Höhe von jährlich 8.000 Talern. 1854 schließlich kam ein Vergleich zustande, der Sophie ein regelmäßiges Einkommen garantierte. Davon profitierte auch Ferdinand Lassalle, dem Sophie nun sein Honorar auszahlen konnte. Durch die Bekanntschaft mit Lassalle wurde Sophie in dieser Zeit zu einer unabhängigen, politisch aktiven Frau, die sich als erste in die damals ausschließlich männlich dominierte Domäne der Parteienpolitik vorwagte. Bereits während der Märzrevolution war ihre Düsseldorfer Wohnung ein Anlaufpunkt für Verfechter der demokratischen Sache und politisch Verfolgte. (...). 1859 folgte Sophie Lassalle nach Berlin, um ihn bei seinen politischen Aktivitäten zu unterstützen. (...) Sophie unterstützte ihn entweder dadurch, dass sie ihn zu seinen Auftritten begleitete oder als Stützpunkt für die junge Arbeiterbewegung in Berlin agierte. (...) Sophie war für Lassalle nicht nur eine politische, sondern auch eine wichtige moralische Stütze. Über das enge Verhältnis der beiden ist viel spekuliert worden. Allein die Tatsache, dass die adlige Gräfin mit einem 20 Jahre jüngeren bürgerlichen Juden ohne Trauschein zusammenlebte, war für die damalige Zeit skandalös. Sie waren zwei enge Vertraute, die einander brauchten, ohne ein Liebespaar zu sein. (...).“ 2) Lassalle verliebte sich in die Schriftstellerin **Helene von Dönniges (1843-1911)**, verh. von Racowitza, verh. Friedmann, verh. von Schewitsch, die er während eines Kuraufenthaltes kennengelernt hatte. Als sie Ferdinand von Lassalle begegnete, löste sie ihre Verlobung mit Janco Gregor von Racowitza (Iancu Racoviță) auf und verlobte sich 1864 mit Lassalle, allerdings ohne den Segen ihres Vaters Wilhelm von Dönniges, einem bayerischen Diplomat. Dieser widerrief die Verlobung und Lassalle forderte ihn daraufhin zum Duell. Dönniges ließ wegen seines Alters das Duell von Helenes



früherem Verlobten Racowitza übernehmen. Beim Duell wurde Lassalle schwer verletzt und starb wenige Tage später. Helene von Dönniges heiratete daraufhin ein Jahr später dann doch ihren früheren Verlobten, der allerdings wenige Monate später verstarb. Wie ging es nun mit den beiden Frauen weiter, die für Lassalle bis zu seinem Tod eine wichtige Rolle gespielt hatten? Die junge Witwe Helene von Dönniges ging nach Berlin, um Schauspielerin zu werden, heiratete 1868 ihren Lehrer Siegwart Friedmann. Das Paar ließ sich fünf Jahre später scheiden. In diesen fünf Jahren bekam sie einige wenige Rollen, war aber mehr durch die Duellgeschichte bekannt. Schließlich lernte sie den Sozialisten Sergej von Schewitsch kennen. Das Paar heiratete und ging 1877 nach Amerika. Dort trat Helene als Schauspielerin auf, ihr Mann war bei der *New Yorker Volkszeitung* tätig. 1892 kehrte das Ehepaar nach München zurück, wo er sich literarisch betätigte und sie sich mit Theosophie beschäftigte. Schließlich geriet das Ehepaar in finanzielle Schwierigkeiten, was dazu führte, dass Helenes Mann Wechselbetrug begann. Noch vor der Verurteilung starb er 1911. Helene sah sich in einer ausweglosen Situation und nahm sich wenige Tage später das Leben. Sophie gab nach dem Tod Lassalles seine nachgelassenen Schriften heraus und war auch in dem von Lassalle gegründeten Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein aktiv, wollte ihn als „heimliche Präsidentin weiterzuführen, da sie sich als einzig berechnigte Verwalterin des Vermächtnisses Lassalles sah. Dieses Vorhaben scheiterte jedoch am Widerstand der anderen führenden Mitglieder des Vereins.“ 2) So „gründete sie eine Gegenpartei, den Lassalleschen Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (LADAV) (...). Als (..) der Versuch, den LADAV mit dem ADAV zu vereinigen, (...) misslang, sank sie politisch in die Bedeutungslosigkeit. (...) Nach weiteren rastlosen Jahren starb sie am 25.1.1881 in einem Hotel in Wiesbaden. Ihr Wunsch war es, ‚daß neben seinem [Lassalles] großen Namen der meinige einen bescheidenen Platz behalte als den seines besten und einzigen Freundes‘. Diese Ehre wurde ihr bisher nicht zuteil. (...)“ 2)

Quellen:

1) wikipedia: Ferdinand Lassalle, Stand: 20.5.2015.

2) Astrid Küntzel: Sophie Gräfin von Hatzfeldt. Aktivistin der Arbeiterbewegung, unter: www.rheinische-geschichte.Lvr.de/persolichkeiten/H/Seiten/SophievonHatzfeldt.aspx

- **Latekopweg, Poppenbüttel (1977): Siegfried Latekop (14. Jhd.), Priester, Grundstücksbesitzer.**



- **Lauensteinstraße**, *Barmbek-Nord (1957): Prof. Dr. Georg Rudolf Carl Lauenstein (1850-1915), Oberarzt, Chirurg am Hafenkrankehaus.*
- **Laufkötterweg**, *Horn (1966): Franz Laufkötter (1857-1925), Reichstagsabgeordneter.*
- **Launitzweg**, *Hamm (1926): Eduard Schmidt von der Launitz (1797-1869), Bildhauer.*
- **Laurembergstieg**, *Wellingsbüttel (1971): Prof. Peter Lauremberg (1585-1639), Rektor am Akademischen Gymnasium, Universitätsprofessor in Rostock für Mathematik und Physik*
- **Laurembergweg**, *Wellingsbüttel (1951), siehe: Laurembergstieg.*
- **Lauterbachstraße**, *Harburg (1857): Heinrich Lauterbach (1795-1881), Stadtmusikus und Besitzer des Geländes.*
- **Lauweg**, *Kirchwerder (1970): Sophus August Christian Lau (1853-1934), Pastor in Kirchwerder.*
- **Lavaterweg**, *Othmarschen (1952): Johann Kaspar Lavater (1741-1801), protestantischer Pfarrer, Philosoph, Schriftsteller.*



- **Lawaetzweg, Altona-Altstadt (1950):** Johann Daniel Lawaetz (1750-1826), Kaufmann, Etatsrat, Direktor der Armenkolonie Friedrichsgabe.
- **Leanderweg, Iserbrook (1984):** Richard Leander (1830-1889), Märchenerzähler, Lyriker, Jugendschriftsteller.
- **Legienbrücke, Horn (1968):** Karl Legien (1861-1920), Gewerkschaftsführer.
- **Legienstraße, Horn (1947),** siehe: Legienbrücke.
- **Leharstraße, Rahlstedt (1950):** Franz Lehár (1870-1948), Operettenkomponist, Militärkapellmeister. Nach 1933 Auszeichnungen und Sondergenehmigung Hitlers zur Berufsausübung, obwohl Lehárs Ehefrau Sophie, geb. Paschkis, jüdischer Herkunft war. 1938 wurde sie zur „Ehrenarierin“ erklärt. Im selben Jahr denunziert Lehár den jüdischen Rechtsanwalt bei SS-Sturmbannführer Hinkel, der Lehár protegierte. 1939 Auszeichnungen, so die Goethemedaille von Hitler verliehen. 1941 Propagandakonzert im besetzten Paris, 1943 Ausreise in die Schweiz. Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus weigerte sich Lehár, über seine Haltung während der NS-Zeit zu reden.
- **Leiblstieg, Groß Flottbek (1950):** Wilhelm Leibl (1844-1900), Maler.
- **Leibnizstraße, Eilbek (1907):** Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz (1646-1716), Philosoph, Physiker, Mathematiker.
- **Leipeltstraße, Wilhelmsburg (1964):** Hans Leipelt (1921-1945), Student, Mitglied



des nach der Zeit des Nationalsozialismus bezeichneten Hamburger Kreis der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“.

Siehe auch: Margarete-Mrosek-Bogen, Elisabeth-Lange-Weg, Geschwister-Scholl-Straße, in Bd. 2.

*Die Straße könnte auch nach Hans Leipelt Mutter **Dr. rer. nat. Katharina Leipelt, geb. Baron** (28.5.1893 - 9.1.1944 KZ Fuhlsbüttel) mitbenannt werden.*

Die Mutter von Katharina Leipelt, Hermine Baron, geb. Löw (15.9.1866, deportiert am 19.7.1942 nach Theresienstadt, gestorben am 22.1.1943) war evangelischen Glaubens. Durch die 10. Verordnung zum Reichsbürgergesetz wurde sie im Juli 1939 ohne ihr Zutun Mitglied der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, obwohl sie sich schon seit langem von der Glaubensgemeinschaft, der ihre jüdischen Eltern einst angehört hatten, abgewandt hatte. Nach nationalsozialistischer Rechtsauffassung war sie gleichwohl „Volljüdin“. Ihr Geburtsort Cerná Hora bei Brünn in Mähren gehörte im 19. Jahrhundert zum Kaiserreich Österreich-Ungarn, was sich nach dem Ersten Weltkrieg mit der Gründung der Tschechoslowakischen Republik änderte. In diesem Teil der damaligen Donaumonarchie verbrachte Hermine Baron ihre Kindheit und Jugend. Dort blieb sie auch in den ersten Jahren ihrer Ehe mit Arnold Baron, der ebenfalls aus einem jüdischen Elternhaus stammte.

Ihre beiden Kinder Otto (geb. 13.11.1888) und seine fast vier Jahre jüngere Schwester Katharina Baron kamen hier zur Welt und wurden ebenfalls evangelisch getauft. Später zog die Familie in die Kaiserstadt Wien. Dort studierten die Geschwister nach ihrem Abitur und wurden in ihren jeweiligen Fachbereichen promoviert. Nach dem Ersten Weltkrieg heiratete Otto Baron die evangelisch-reformierte Wienerin Margarethe Nenutil, während seine Schwester Katharina dem katholischen Dipl. Ing. Konrad Leipelt (geb. 15.5.1886) aus Neißa a. d. Oder ihr Jawort gab. Am 28.7.1921 freute sich das Ehepaar über die Geburt seines Sohnes Hans in Wien und vier Jahre später, am 13.12.1925, über die der Tochter Maria in Hamburg-Eppendorf, denn die Familie war inzwischen an die Elbe gezogen.

Konrad Leipelt hatte hier zunächst bei der Norddeutschen Affinerie (heute Aurubis) auf der Veddel eine interessante Aufgabe gefunden, bevor er später Technischer Direktor der Zinnwerke Wilhelmsburg wurde. Nachdem die Familie einige Male ihre Adresse gewechselt hatte, zogen die Leipelts 1932 in das Dorf Rönneburg am südöstlichen Stadtrand Harburgs. Hier bewohnten sie in der Vogteistraße 23 eine prachtvolle Villa mit einem parkähnlichen Garten. Die vornehme Inneneinrichtung dieses Hauses und der großbürgerliche Lebensstil der Familie entsprachen der Herkunft Katharina Leipelts. Freunde und Nachbarn waren fasziniert von ihrem weltoffenen Wesen und ihrer liebenswerten Art.



Beide Kinder besuchten die Rönneburger Dorfschule. Hans Leipelt setzte seine Schullaufbahn dann auf der Harburger Oberschule für Jungen (heute Friedrich-Ebert-Gymnasium) und später auf der Wilhelmsburger Oberschule (heute Stadtteilschule Wilhelmsburg) fort, wo er am 19. März 1938 sein Abitur bestand. Auch seine Schwester ging in diesem Gebäude einige Jahre zur Schule, denn die Familie hatte inzwischen ein eigenes Haus in der Kirchenallee 20 (heute Mannesallee) in Wilhelmsburg bezogen.

Die Mutter erzog die Kinder protestantisch. Hans Leipelt wurde am 7. April 1935 von Superintendent Johann Feltrup in der evangelischen Dreifaltigkeitskirche in Harburg konfirmiert, seine Schwester Maria am 3. März 1940 von Pastor Karl Tribian in der evangelischen Emmauskirche in Wilhelmsburg. In dieser Gemeinde war sie auch Mitglied des Kirchenchores.

Die Nürnberger Rassengesetze von 1935 griffen tief in das Leben der Familie ein. Obwohl Katharina Leipelt wie ihre Eltern evangelisch getauft war, galt sie nach nationalsozialistischer Lesart als Jüdin, da ihre Eltern gebürtige Juden waren. Ihre Kinder Hans und Maria waren demnach „Halbjuden“ bzw. „jüdische Mischlinge 1. Grades“, und ihre Ehe mit dem „Arier“ Konrad Leipelt wurde als „Mischehe“ eingestuft: Sie bot ihr zunächst noch einen gewissen Schutz.

Wie groß die Bedrohung war, dürfte sie spätestens beim Suizid ihres Bruders Otto am 15. April 1938 – kurz nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Wien – erkannt haben. Er hatte sich nach einem Gestapoverhör das Leben genommen und seine Frau und die fünfzehnjährige Tochter Christine mittellos zurückgelassen. Katharina Leipelt nahm bald danach ihre Nichte bei sich auf und holte ein Jahr später auch ihre 73-jährige, inzwischen verwitwete Mutter Hermine Baron nach Harburg. Sie hoffte, dass ihre Mutter hier weniger gefährdet sei als in der Tschechoslowakei, wohin sie nach dem Freitod ihres Sohnes aus Wien geflohen war, ohne zu ahnen, dass Hitler auch dieses Land im März 1939 seinem Herrschaftsbereich einverleiben würde.

Gleich nach dem Abitur absolvierte Hans Leipelt seinen Arbeitsdienst am Westwall, anschließend meldete er sich freiwillig zum Militärdienst. Als Infanterist nahm er zunächst am Polen- und ein halbes Jahr später am Frankreichfeldzug teil. Im Juni 1940 wurde er für seinen militärischen Einsatz mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet.

Bald nach dem Abschluss des Waffenstillstands mit Frankreich wurde er im August 1940 als „Halbjude“ unehrenhaft aus der Wehrmacht entlassen. Dank seines einflussreichen Vaters konnte er im Winter 1940/41 in Hamburg ein Chemiestudium beginnen, das er ein Jahr später hätte wieder beenden müssen, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, seine Studien am Chemischen Institut der Ludwig-Maximilians-Universität in München unter der Leitung des bekannten



Nobelpreisträgers Prof. Heinrich Wieland fortsetzen zu dürfen. Hier studierte auch Marie-Luise Jahn aus Sandlack bei Bartenstein in Ostpreußen (heute Polen), der er sich bald eng verbunden fühlte.

Im Sommer 1942 kam es zu weiteren dramatischen Veränderungen im Leben der Familie Leipelt. Aufgrund eines neuen Erlasses des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 2. Juli 1942 musste Maria Leipelt als „jüdischer Mischling 1. Grades“ die Oberstufe der staatlichen Elise-Averdieck-Schule verlassen, die sie inzwischen besuchte, um dort ihr Abitur zu erwerben.

Bald darauf erhielt Hermine Baron den „Evakuierungsbefehl“ für ihre „Umsiedlung“ ins „Altersgetto“ Theresienstadt am 19. Juli 1942. Am Vorabend des Abtransports sagte sie ihrer Wiener Schwiegertochter in einem Abschiedsbrief Lebewohl.

Es waren die letzten Zeilen Hermine Barons, die die Familie von ihr erhielt. Der Großtransport VI/2, der sie nach Theresienstadt brachte, zählte 771 Personen aus Hamburg und aus anderen Orten Norddeutschlands. Unter ihnen waren vorwiegend Juden mit ihren Familien, die über 65 Jahre alt waren und nicht in einer Mischehe lebten, sowie gebrechliche, hochdekorierte und prominente Juden mit ihren Ehefrauen und Kindern unter vierzehn Jahren.

Nur wenige überlebten das unbeschreibliche Leid, das nun folgte. Hermine Baron gehörte nicht zu ihnen. Sie verbrachte noch sechs Monate in diesem „Wartesaal des Todes“, bevor sie am 22. Januar 1943 für immer die Augen schloss, ohne dass die Familie je davon erfuhr.

Freunde der Familie berichteten später, dass Hans Leipelt und der Rest der Familie unsäglich unter dieser schmerzlichen Trennung und unter der anschließenden Ungewissheit gelitten hätten. Nicht zuletzt Hans Leipelt sei viel verschlossener und noch nachdenklicher geworden. Kaum hatte die Familie wieder etwas Tritt gefasst, da wurde sie erneut durch eine Hiobsbotschaft aus der Bahn geworfen. Am 23. September 1942 erlag Konrad Leipelt völlig unerwartet während einer Kur in Bad Kissingen einem tödlichen Herzschlag, der die Hinterbliebenen in tiefe Trauer und Verzweiflung stürzte. Dieser Tod bedeutete für seine Frau und ihre beiden Kinder nicht nur den Verlust des Ehemannes bzw. Vaters, sondern auch das drohende Ende vieler Ausnahmeregelungen, die für Juden in einer Mischehe und deren Kinder galten. Katharina Leipelt erhielt wenig später die Aufforderung, sich zur Zwangsarbeit bei einer Futtermittelfirma in der Moorburger Straße in Harburg zu melden.

Innerlich aufgewühlt und zutiefst empört, kehrte Hans Leipelt nach den Semesterferien im Herbst 1942 an das Chemische Institut der Münchener Universität zurück. Immer mehr wusste er die aufgeschlossene Atmosphäre zu schätzen, die hier herrschte und den Studierenden bei entsprechender Vorsicht



viel Freiraum für regimekritische Gespräche ließ. Das hatten die jungen Akademikerinnen und Akademiker vor allem der mutigen Haltung Prof. Heinrich Wielands zu verdanken. Er duldet keine ideologische Einflussnahme und riskierte viel, als er sich entschloss, die geltenden Vorschriften zu ignorieren, indem er Hans Leipelt und zahlreichen anderen so genannten Halbjuden, die als „wissenschaftliche Gäste“ des Instituts geführt wurden, die Fortführung ihres Studiums ermöglichte.

In diesem positiven Umfeld wuchs auch die Freundschaft Hans Leipelts mit Marie-Luise Jahn, die seine Vorliebe für zeitgenössische Kunst, Musik und Literatur teilte. Ihre Diskussionen beschränkten sich aber nicht nur auf kulturelle Themen. Immer wieder ging es dabei auch um politische Fragen. Sehr deutlich spürte Hans Leipelts Freundin in diesen Gesprächen „seine große Verletztheit aufgrund der Demütigungen und Diskriminierungen durch die nationalsozialistische Rassenpolitik. Diese Ausgrenzung traf ihn tief, und seine Stimmung schwankte ständig zwischen ohnmächtiger Wut und Aggressivität gegenüber der menschenverachtenden Ideologie und Politik des Nazi-Regimes.“

Im Februar 1943 fand Hans Leipelt eines Morgens ein an die Münchener Studentenschaft gerichtetes Flugblatt (6. Flugblatt der „Weißen Rose“) in seiner Post. Er nahm es mit ins Labor und zeigte es Marie-Luise Jahn. Sie erinnert sich nach 60 Jahren noch sehr gut an diesen Augenblick: „Gemeinsam lasen wir das Flugblatt und waren erstaunt darüber, dass da jemand den Mut gehabt hatte, auszusprechen, was wir auch dachten, aber nie zu schreiben gewagt hätten. Wir waren beeindruckt.“ Beide wussten nicht, wer für den Inhalt verantwortlich war. Erst nachdem die Geschwister Scholl und Christoph Probst am 18. Februar 1943 verhaftet und vier Tage später vom 1. Senat des Volksgerichtshofes unter dem Vorsitz Roland Freislers zum Tode verurteilt worden waren, erfuhren sie, wer diesen Aufruf zum Widerstand verbreitet hatte.

Ihre Reaktion beschrieb Marie-Luise Jahn im Nachhinein: „Wir besaßen das Flugblatt, aber die, die es geschrieben hatten, waren von den Nazis hingerichtet worden. Wer sollte jetzt den Menschen die Augen öffnen? Wer sollte jetzt die Wahrheit sagen über das verbrecherische Regime? Die, die es gewagt hatten, waren nicht mehr am Leben. Aber wir hatten das Flugblatt. Was sollten wir tun? Wir wussten es. Ganz spontan entschlossen wir uns: Wir müssen weitermachen. An die Gefahr dachten wir nicht.“

Gesagt, getan. Hans Leipelt und Marie-Luise Jahn schrieben das 6. Flugblatt der „Weißen Rose“ mehrfach mit einer Reiseschreibmaschine ab und versahen alle Abschriften mit dem Zusatz „Und ihr Geist lebt trotzdem weiter!“, bevor sie diesen Aufruf an gute Bekannte weiterreichten. Außerdem begannen sie unter ihren Freunden Geld für Clara Huber zu sammeln. Ihr Mann, Prof. Kurt Huber, hatte



das letzte Flugblatt der Gruppe um Hans Scholl und Alexander Schmorell verfasst und war inzwischen ebenfalls festgenommen worden. Die Münchener Universität hatte ihn daraufhin sofort entlassen und ihm zugleich alle Pensionsansprüche aberkannt.

Als Hans Leipelt und Marie-Luise Jahn in den Osterferien 1943 nach Hamburg fuhren, hatten sie u. a. das 6. Flugblatt der „Weißen Rose“ in ihrem Gepäck. Auch unter Hans Leipelts Hamburger Freunden kam es zu lebhaften Diskussionen über den Appell und konkrete Möglichkeiten, ihn/sie durch eigene Initiativen aktiv zu unterstützen. Mehrere Hamburger Weggefährten schlossen sich der Hilfsaktion für die Familie Huber an.

Im Oktober 1943 wurden Hans Leipelt und Marie-Luise Jahn aufgrund einer Denunziation verhaftet. Es folgten weitere Festnahmen unter ihren Freunden in Hamburg und München, denen auch Katharina Leipelt und ihre Tochter nicht entgingen. Maria Leipelt wurde am 9. November 1943 von der Gestapo abgeholt, ihre Mutter vier Wochen später am 7. Dezember 1943. Beide Frauen wurden in das Polizeigefängnis Fuhlsbüttel überstellt.

Als „Jüdin“ hatte Katharina Leipelt keine Chance auf ein gerichtliches Verfahren. Bereits im Herbst 1942 hatte Heinrich Himmler angeordnet, alle deutschen Gefängnisse und Zuchthäuser von Juden zu „reinigen“ und sie in das Vernichtungslager Auschwitz zu verlegen. Angesichts dieser aussichtslosen Lage nahm Katharina Leipelt sich am 9. Dezember 1943 in ihrer Zelle das Leben. Ihr Hausstand wurde danach öffentlich versteigert und erbrachte einen Erlös von 13.214,70 RM zugunsten des Reiches.

Die Anklage gegen Hans Leipelt, Marie-Luise Jahn und sieben weitere Münchner Freunde lautete auf „Vorbereitung zum Hochverrat in Tateinheit mit Feindbegünstigung und Rundfunkverbrechen“. Der Prozess vor dem 2. Senat des Volksgerichtshofs fand am 13. Oktober 1944 in Donauwörth statt. Hans Leipelt wurde zum Tode verurteilt und Marie-Luise Jahn zu zwölf Jahren Zuchthaus, nachdem ihr Freund in der Verhandlung kurz zuvor alle Schuld auf sich genommen hatte, um sie auf diese Weise zu entlasten.

In den folgenden Monaten gelangte Hans Leipelt in langen Gesprächen mit dem evangelischen Gefängnisgeistlichen Karl Alt zu einem entschiedenen Christentum. In den Abschiedsbriefen an seine Schwester Maria und an seine Freundin Marie-Luise Jahn, die beide den Zweiten Weltkrieg überlebten, ist dieser innere Wandel deutlich zu erkennen:

„Hans K. Leipelt Gef. – B – Nr. 1947 München, den 29. Januar 1945,
Stadelheimerstr. 12

Liebes Schwesterchen, gerade im Moment, sozusagen, habe ich eine Karte (bzw.



einen Brief) an Dich losgelassen, die ersten an die Adresse in Cottbus, die ich erst in der letzten Woche erfuhr – und heute findet meine Hinrichtung statt. Ich weiß, was Dir diese Nachricht – wenn Du sie unter den jetzigen Verkehrsumständen und bei der gegenwärtigen Kriegslage überhaupt erhältst – für großen Schmerz bereiten wird. Sie lässt Dich die völlige Hilflosigkeit und Verlassenheit Deiner gegenwärtigen Lage umso stärker empfinden, da Dir nun der letzte Dir wirklich nahestehende Mensch genommen wird, der – wenn auch jetzt ebenso hilflos wie Du – Dir doch nach dem Kriege jede Hilfe hätte zuteil werden lassen, die in seiner Macht gestanden hätte, der versucht hätte, durch ein Leben voll unaufhörlicher Liebe und nach Möglichkeit einen Teil dessen wieder gut zu machen, was Du durch ihn und um seinetwillen hast erdulden müssen. Und doch, Liebes, bleibst Du nicht allein zurück. Abgesehen davon, dass ich gute Menschen weiß, die nach dem Kriege ihr Möglichstes tun werden, Dich zu finden und Deine Existenz zu sichern, bleibst Du in der Hand Gottes zurück, in der ich Dich getrost lasse – hält er uns doch alle in seiner Hand, schützt und erhält uns, und wo er uns diesen Schutz, diese Erhaltung zu versagen scheint, muss uns doch auch das, und gerade das, zum Besten dienen. Dieses Zutrauen zu ihm dürfen, ja müssen wir haben, auch wenn wir seine Wege einmal nicht verstehen und vielleicht sogar hart finden. Ich bitte Dich, und werde in diesen letzten Stunden für Dich darum beten, dass Du Dir dieses Vertrauen zu Gott Dein ganzes Leben erhalten möchtest. Sei meinerwegen nicht traurig, wenn Du kannst, und jedenfalls unbesorgt. Ich fühle im wahrsten Sinne göttliche Ruhe in mir und sterbe ohne Angst in der Hoffnung auf Gottes Vergebung, die mir freilich bitter notwendig ist, bedenke ich, in wie schwerer Weise ich mich an ihm, unserer lieben Mutti, Dir und Eileen [Marie-Luise Jahn] – von anderen Nahen zu schweigen – versündigt habe. Der evangelische Anstaltspfarrer, Dr. Alt, wird mir das Abendmahl reichen. Auch Dich bitte ich nun zum Schluss, Du möchtest mir meine häufige Lieblosigkeit gegen Dich, meinen Egoismus, vor allem meinen maßlosen Mangel an Selbstbeherrschung vergeben, durch den ich auch Dich ins Unglück gestürzt habe. Lebe wohl, mein Liebes. Nochmals empfehle ich Dich in die Hände Gottes. Ich weiß, dass wir uns wiedersehen werden.

Dein Dich liebender Bruder Hans“

Hans Leipelt starb am 29. Januar 1945 auf demselben Schafott im Gefängnis München-Stadelheim, auf dem vor ihm die Geschwister Scholl und andere Mitglieder der „Weißen Rose“ hingerichtet worden waren.

Nach ihm wurden in München und Hamburg in den Nachkriegsjahren zwei Straßen benannt. Sein Name ist auch auf den Gedenktafeln im Lichthof der Ludwig-Maximilians-Universität in München und im Foyer des Auditoriums Maximum der Hamburger Universität zu finden. 1995 erhielt die Staatliche Fachoberschule Donauwörth den Beinamen „Hans-Leipelt-Schule“, und seit Juli



2000 trägt ein Seminarraum im Neubau der Fakultät für Chemie und Pharmazie in München den Namen Hans Leipelts. Für Hans Leipelt wurden drei Stolpersteine verlegt, der dritte am 22. April 2010 vor dem Hauptgebäude der Universität Hamburg in der Edmund-Siemers-Allee 1.

Zudem halten zahlreiche Gedenktafeln die Erinnerung an Hans Leipelt wach: am Eingang der Stadtteilschule Wilhelmsburg in der Rotenhäuser Straße 67 in Wilhelmsburg, am ehemaligen Wohnhaus der Familie Leipelt in der Vogteistraße 23 in Rönneburg, im Harburger Rathaus, am „Weiße Rose“-Mahnmal in Hamburg-Volksdorf und am Gebäude der einstigen Buchhandlung Anneliese Tuchel in der Hamburger Innenstadt am Jungfernstieg 50, einem damaligen Treff des Hamburger Zweiges der „Weißen Rose“. Sie erinnern auch an das Schicksal seiner Mutter.

Text: Klaus Möller

Quellen:

1; 2 (V 1/184); 4; 5; 8; Heyl (Hrsg.): Harburger Opfer; StaH 351-11, AfW, Abl. 2008/1, 131225 Bade-Leipelt, Maria; Heyl, Synagoge; Diercks, Gedenkbuch ‚Kola-Fu‘; diverse Gespräche des Verfassers mit Marie-Luise Schultze-Jahn, Maria Bade-Leipelt und Christine Croy, geb. Baron.

- **Leipoldstieg**, *Othmarschen (1953): Karl Leipold (1864-1943), Maler.*
- **Leistikowstieg**, *Groß Flottbek (1950): Walter Leistikow (1865-1908), Maler.*
- **Lembekstraße**, Lokstedt (1948): nach dem Ritter „Lembek“, Sagengestalt.
- **Lemkusweg**, *Billstedt (1960): Diederich Lemkus (um 1700), Kupferstecher.*
- **Lenastraße**, *Hohenfelde (1899): Nikolaus Lenau (1802-1850), Dichter. Seine Liebe zu Sophie von Löwenthal, Frau seines Freundes, endete mit Selbsttötung.*



- **Lenbachstraße**, *Groß Flottbek (1912): Franz von Lenbach (1836-1904), Porträtmaler.*
- **Lengerckestieg**, *Wandsbek (1962): Peter von Lengercke (18. Jhd.), Kattundruckereibesitzer. Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*
- **Lengerckestraße**, *Wandsbek (vor 1936), siehe: Lengerckestieg.*
- **Lenhartzstraße**, *Eppendorf (1911): Prof. Dr. Hermann Lenhartz (1854-1910), ärztlicher Direktor des Allgemeinen Krankenhauses St. Georg und später des Allgemeinen Krankenhauses Eppendorf.*
- **Lenzweg**, *Lokstedt (1953): Prof. Dr. Harald Ottmar Lenz (1798-1870), Zoologe.*
- **Leo-Leistikow-Allee**, *Uhlenhorst (2010): Dr. med. Leo Friedrich Wilhelm Leistikow (1847-1917), Bürgerschaftsabgeordneter, brachte, nachdem die Hamburger Frauenvereine eine Petition zur Errichtung der Frauenklinik Finkenau gestellt hatten, einen entsprechenden Antrag in die Bürgerschaft ein.*
- **Lepsiusweg**, *Nienstedten (1956): Prof. Dr. Richard Lepsius (1810-1884), Ägyptologe, Direktor des ägyptischen Museums in Berlin.*



- **Lesemanns Treppe**, *Blankenese (vor 1929): Johann Nicolaus Lesemann (1759-1804), Grundeigentümer.*
- **Lessers Passage**, *Altona-Altstadt(um 1858): Th. Lesser (1806-1885), Grundeigentümer, Druckereibesitzer.*
- **Lesserstraße**, *Wandsbek (1950): Wilhelm Lesser (1813-1889), Bürgermeister in Wandsbek, Ehrenbürger der Stadt Wandsbek.*
- **Lessingstraße**, *Hohenfelde (1863): Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781). Dichter, Schriftsteller. Siehe auch: Eva-König-Bogen, Ackermannstraße, Reimarusstraße, Unzerstraße, Gottschedstraße, in Bd. 2.*

In seinen Theaterstücken lässt Lessing etliche weibliche Figuren die gesellschaftlichen Verhältnisse scharf analysieren und kritisieren, wie die Gräfin Orsina aus dem bürgerlichen Trauerspiel „Emilia Galotti“, die als ehemalige Mätresse eines Prinzen bei Hofe als unbequeme „Philosophin“ gilt: „Wie kann ein Mann ein Ding [Mädchen, Frau] lieben, das, ihm zum Trotze, auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denkt, ist ebenso ekel als ein Mann, der sich schminkt. Lachen soll es, nichts als lachen, um immerdar den gestrengen Herrn der Schoepfung bei guter Laune zu erhalten.“ Oder die Frauen wehren sich entschieden gegen sinnlose Ehrbegriffe, wie Minna, Tochter aus wohlhabendem adligen Hause, in dem Lustspiel „Minna von Barnhelm oder Das Soldatenglück.“ Wie sich hier real gelebte Einstellungen und Beziehungen von Lessing zu Frauen widerspiegeln, lässt sich hier nicht abschließend ausführen. Die wichtigste Rolle spielte die Fabrikantenwitwe Eva König, geb. Hahn (1736-1778), Geschäftsfrau und Mutter. Nach ihrem Tod wandelte der verzweifelte Witwer das Sterbezimmer seiner Frau zu seinem Arbeitszimmer um, in dem er u. a. den Streit mit dem Hamburger Hauptpastor Goeze führte und sein Theaterstück „Nathan der Weise“ schrieb. 1) Lessing kümmerte sich um die Erziehung der vier Kinder von Eva König. Er sorgte dafür, dass der Älteste, dessen Wunsch entsprechend, Soldat wurde. Der jüngere Bruder, beim Tod seiner Mutter erst zwölf Jahre alt, „galt als ein unbändiger, leicht erregbarer Knabe, den Lessing deshalb zu dem Wolfenbütteler Kantor Justinus Matthäus Stegemann in Pension gab. Unter seiner eigenen Obhut behielt er die siebzehnjährige Stieftochter Amalia und den



zehnjährigen Fritz, sein Patenkind. (...).“ 1) Die älteste Amalie, im Familienkreis Malchen genannt, musste den Rollenvorstellungen der Zeit entsprechend mit Hilfe Lessings und des Personals den Haushalt führen. Eine junge Frau, oftmals ein Mündel, die im Haushalt arbeitet, und ein älterer Mann als Haushaltsvorstand: Das war eine für junge Frauen oftmals gefährliche Konstellation. So erzählen Theaterstücke, Opernintermezzi und andere Unterhaltungsliteraturen von sexuellen Übergriffen, wenn auch meist im harmonisierenden Gewand. Auch Lessing und seine Stieftochter wurden vor diesem realen häuslichen Konfliktfeld beurteilt: „Da der Witwer allein mit den Kindern wohnte, machte bald das Gerücht die Runde, daß er in seine Stieftochter verliebt sei und wohl demnächst heiraten würde. Als Lessing dies in Hamburg erfuhr, wo er sich ein paar Mal nach dem Tode seiner Frau aufhielt, war er empört und schrieb seiner Freundin Elise Reimarus [siehe: Reimarusstraße, in Bd. 2] einen so geharnischten und verärgerten Brief, daß diese sich beeilte, sich schleunigst bei ihm zu entschuldigen. Die inzwischen zwanzigjährige Amalia vertrat die Stelle der Mutter mit großer Selbstverständlichkeit. Lessings wenige erhaltene Briefe an sie zeigen das herzliche Verhältnis zwischen beiden. In ihr hatte Lessing immer das verlorene Glück seines Lebens vor Augen. Doch Lessing war krank. (...) Er starb am 15. Februar 1781. Sein Tod war für Eva Lessings Kinder ein schreckliches Ereignis (...).“ 2) Die Schriftstellerin **Karoline Lessing**, geb. Meitzen (28.6.1779 Breslau – 1.10.1834 Altona) war die Ehefrau eines Neffen von Lessing. „Ein Muster edler Weiblichkeit im Leben wie in ihrem Schaffen war die Gattin des Neffen unseres grossen Lessing Karoline Lessing (...), die Tochter des Stallmeisters Meitzen, seit 1799 mit dem Justizkommissär Lessing in Breslau vermählt. Ihr Hang zur Einsamkeit regte ihre Phantasie an, so dass sie bereits im Alter von 13 Jahren zu dichten begann; sie vertraute ihre kleinen Dichtungen ihrem Stiefvater an, dem wissenschaftlich gebildeten Kriegsrate Hempel, der sie zu weitem Versuchen ermunterte. Nach ihrer Vermählung setzte sie ihre poetische Tätigkeit mit Zustimmung ihres sonst der Frauenschriftstellerei abholden Gatten fort ohne die Pflichten der Hausfrau und Mutter irgendwie zu verabsäumen. Als sie den Gemahl durch den Tod verloren, zog sie zuerst nach Schweidnitz, von da nach Lübeck und zuletzt wieder nach Breslau zurück. Bei einem Besuche ihrer Tochter in Altona wurde sie von der Cholera befallen und starb daselbst.“3)

Quellen:

- 1) Paul Rabe: Eva König. Hamburg 2005, S.133.
- 2) a.a.O., S. 135.
- 3) Heinrich Gross: Deutschlands Dichterinnen und Schriftstellerinnen. 1881.



- **Leuschnerstraße, Bergedorf/Lohbrügge (1964):** *Wilhelm Leuschner (1890-1944), Gewerkschafter, Politiker, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.*

„Wilhelm Leuschner gehört in der Weimarer Republik zu den einflussreichsten sozialdemokratischen Gewerkschaftsführern und Politikern. Der gelernte Holzbildhauer tritt 1908 der SPD bei, studiert 1909/10 an der Kunstakademie in Nürnberg, arbeitet anschließend in der Möbelindustrie und nimmt als Soldat am Ersten Weltkrieg teil. Danach wird er hauptamtlicher Gewerkschaftssekretär in Darmstadt und steht bis 1926 an der Spitze des Hessischen Landesverbandes der SAJ. Er ist verheiratet mit Elisabeth Baatz, mit der er zwei Kinder hat. Von 1922 bis 1925 ist er Vorsitzender des SPD-Ortsvorstandes Darmstadt. 1924 wird er erstmals in den Hessischen Landtag gewählt und ist dort bis 1928 Vizepräsident. Er ist außerdem Stadtverordneter und Mitglied des Provinziallandtages Starkenburg. 1928 wird er Innenminister der Hessischen Landesregierung. Nach der Machtübernahme Hitlers tritt er als Minister zurück. Zu seinen engen Mitarbeitern zählen Carlo Mierendorff und Ludwig Schwamb. Am 2. Mai 1933 wird Leuschner in Berlin von der SA festgenommen, misshandelt und bis zum 5. Mai festgehalten. Das NS-Regime zwingt Leuschner, der auch stellvertretender Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) ist, im Juni 1933 an einem Kongress des Internationalen Arbeitsamtes in Genf als Begleiter von Robert Ley, dem Führer der „Deutschen Arbeitsfront“, teilzunehmen. Da er sich weigert, das NS-Regime zu unterstützen, wird er auf der Rückreise erneut festgenommen und bis Juni 1934 im KZ Lichtenburg gefangen gehalten. Er bleibt danach unter Polizeiaufsicht. Bis 1944 ist er Inhaber einer Firma zur Herstellung von Bierzapfhähnen, in der auch andere ehemalige sozialdemokratische Funktionäre wie Hermann Maaß, Ernst Schneppenhorst und Friedrich Ebert jun. tätig sind. Leuschner knüpft Kontakte zu Julius Leber [siehe: Julius-Leber-Straße] und über Dietrich Bonhoeffer [siehe: Bonhoefferstraße] zur bürgerlichen Opposition. Bei Kriegsausbruch im September 1939 wieder kurzzeitig inhaftiert, hält Leuschner in den folgenden Jahren über Carl Goerdeler [siehe: Goerdelerstraße] Kontakte zum Kreisauer Kreis. Leuschner ist für das Amt des Vizekanzlers für die Zeit nach dem Sturz Hitlers vorgesehen. Auf Grund einer Denunziation wird er am 16. August 1944 verhaftet und anschließend im KZ Ravensbrück und in der SS-Sicherheitspolizeischule Drögen von der Gestapo verhört. Am 8. September 1944 verurteilt ihn der Volksgerichtshof zum Tode. Am 29. September 1944 wird Wilhelm Leuschner in Berlin-Plötzensee ermordet. Wilhelm Leuschner war verheiratet mit Elisabeth, geborene Batz (1885-1971). Nach dem frühen Tod ihres Vaters zog ihre Mutter mit ihren fünf Kindern nach Darmstadt. Elisabeth machte eine Lehre und heiratete 1911 Wilhelm Leuschner. 1918 trat sie in die SPD ein. Daneben



war sie ehrenamtlich in der Arbeiterwohlfahrt tätig. „Bis 1933 unterstützte sie ihren Mann in seiner politischen Arbeit und war daneben ehrenamtlich für die Arbeiterwohlfahrt tätig. 1933 siedelte sie nach Berlin über und hatte große Probleme, ihre Familie während der Haft ihres Mannes zu ernähren. Nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 wurde die Sozialdemokratin verhaftet und, weil sie den Aufenthaltsort ihres Mannes nicht verriet, ins Gefängnis Moabit und anschließend in das Konzentrationslager Ravensbrück gebracht. Erst nach der Hinrichtung Wilhelm Leuschners wurde sie entlassen und stand erneut vor einer vernichteten Existenz.“ 1) 1945 kehrte „sie nach Darmstadt zurück. Hier verbrachte sie ihren Lebensabend in ihrer Wohnung in der Heinrichstraße 101 und starb am 9. Oktober 1971.“ Seit 2007 erinnert im Ernst-Ludwig-Park in Darmstadt eine Elisabeth-Leuschner-Anlage an die Frau von Wilhelm Leuschner.

Quellen:

1) www.darmstedt.de/portal/darmstadt.../elisabeth-leuschner...im.../index.htm;

Axel Ulrich: Wilhelm Leuschner. Ein deutscher Widerstandskämpfer. Für Freiheit und Recht, Einheit der Demokraten und eine soziale Republik. Wiesbaden 2012; Wolfgang Hasibether (Hrsg.): Wilhelm Leuschner: „Schafft die Einheit“. Berlin 2001; Joachim G. Leithäuser: Wilhelm Leuschner. Ein Leben für die Republik. Köln 1962; Rudolf Lill/Heinrich Oberreuter (Hrsg.): 20. Juli. Portraits des Widerstands. Düsseldorf und Wien 1984.

Biographie entnommen aus: Gedenkstätte des deutschen Widerstands.

- **Leuteritzweg**, *Hummelsbüttel (1975): Max Leuteritz (1884-1949), Präsident der Hamburgischen Bürgerschaft, Senator in Hamburg.*
- **Lewetzauweg**, *Niendorf (1948): Albert Philipp von Lewetzau (1789-1817), Landdrost in Pinneberg.*
- **Leyendeckerweg**, *Langenhorn (2010): nach dem historischen Handwerksberuf der Dachdecker.*
- **Leysahtbogen**, *Billstedt (1980): Otto Leysaht (1855-1920), Apotheker in Billstedt.*



- **Lichtenauerweg, Eißendorf (1973):** Prof. Dr. Friedrich Lichtenauer (11.3.1908 Stettin -11.10.1969 Kanton Graubünden), Chirurg und leitender Arzt am Allgemeinen Krankenhaus Harburg

Siehe Vita unter: www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/

- **Lichtensteinweg, Wellingsbüttel (1951):** Hinrich Lichtenstein (1753-1816), Rektor des Johanneums.

- **Lichtheimweg, Blankenese (1951):** Georg Lichtheim (1865-1939), Direktor der Altonaer Gas- und Wasserwerke. Stolpersteine: Palmaille Nr. 56, für den Sohn Walter (21.11.1919, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, ermordet am 15.5.1942 in Chelmno), der Ehefrau von Georg Lichtheim und Mutter von Walter, Margarethe Lichtheim, geb. Monasch (15.1.1881, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, ermordet am 15.5.1942 in Chelmno) und Gertrud Monasch (29. 11.1878, deportiert am 25.10.1941 nach Lodz, weiterdeportiert am 15.10.1942)

Margarethe Lichtheim war jüdischer Herkunft und stammte aus Stettin. Ihre Eltern waren Julius und Fanny Monasch, geborene Sternberg. Margarethe Lichtheim erhielt eine Ausbildung als Pianistin. Sie heiratete den gebürtigen Stettiner Juden Dr. Georg Simon Lichtheim, der 16 Jahre älter war als sie. Er leitete als Direktor die Altonaer Gas- und Wasserwerke. Das Ehepaar bekam zwei Söhne. Am 21. November 1919 wurde Walter geboren, zwei Jahre später, am 26. Dezember 1921, kam Ludwig, genannt Lutz, zur Welt. Die Familie bewohnte in Hamburg-Altona den zweiten Stock des Hauses in der Palmaille 25, einer gutbürgerlichen Straße am Elbhang. Im Haus wurde viel musiziert. Walter spielte Geige, Lutz Flöte.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde Georg Lichtheim im Juni 1933 fristlos entlassen. Eine Pensionszahlung konnte er offenbar noch in einem Prozess gegen die Stadt Altona durchsetzen.

Dokumentiert wurde die Geschichte der Familie Lichtheim von Werner Flocken, Jahrgang 1925, dessen Familie im selben Haus gewohnt hatte und der mit den Lichtheim-Söhnen befreundet war. In seinen Aufzeichnungen beschreibt er Frau Lichtheim als kultivierte und gebildete Frau, die ihn sehr beeindruckt habe. Sie



sei das genaue Gegenteil dessen gewesen, was ihm bei der Hitlerjugend über Juden vermittelt worden sei. Er erinnert sich, dass eines Tages Margarethe Lichtheim mit Lutz in die Wohnung seiner Eltern kam, damit dieser sich verabschiedete, denn er konnte mit einem jüdischen Kindertransport nach England ausreisen. Als Werner Flockens Mutter bedauerte, dass Margarethe Lichtheim ihren Sohn so früh allein in die Welt ziehen lassen müsse, erwiderte sie, sie sei im Gegenteil sehr froh, dass er Deutschland verlassen könne. Diese Worte vergaß Werner Flocken nicht.

Wie auch ihr Mann war Margarethe Lichtheim aktives Mitglied der Altonaer jüdischen Gemeinde, in der eine außerordentlich rege Organisationstätigkeit in Gemeindevorständen und privaten Vereinigungen herrschte. Sie amtierte als Vorstandsmitglied des Israelitisch-Humanitären Frauenvereins, der sich der jüdischen Wohlfahrtspflege widmete. Doch Anfang Januar 1939 musste dieser zwangsweise aufgelöst werden, und sie unterzeichnete die letzten Anordnungen, die vorsahen, das verbleibende Vermögen zur Unterstützung der Kindertransporte zu verwenden. Georg Lichtheim starb in den ersten Kriegstagen am 5. September 1939.

Im Februar desselben Jahres hatte Margarethe Lichtheim ihre ältere Schwester Gertrud Monasch bei sich aufgenommen. Die ledige Frau stammte aus Stettin und hatte zuvor mittellos in Berlin-Schöneberg gelebt.

Als Witwe erbte Margarethe Lichtheim das Vermögen ihres Mannes, das jedoch im Februar 1940 unter Sicherungsanordnung gestellt wurde. Sie durfte über 410 Reichsmark monatlich für sich, ihren Sohn und ihre Schwester verfügen, später – nach einer Herabsetzung des „Frei“-Betrages – musste sie von 368 Reichsmark die Miete bezahlen und einen dreiköpfigen Haushalt führen.

Werner Flocken erinnert sich, dass sein Vater, das NSDAP-Parteiabzeichen am Revers, und die beiden Damen, den „Judenstern“ am Mantel, bei Bombenangriffen gemeinsam in den Luftschutzkeller flüchteten. Einmal zeigte Margarethe Lichtheim Fotos von ihrem Bruder, der im Ersten Weltkrieg als Marineoffizier mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war, und sprach davon, dass sie sich immer als gute Deutsche gefühlt hatte wie alle anderen auch.

Ihr Sohn Walter besuchte das Altonaer Christianeum, ein angesehenes Gymnasium, und galt dort als ein besonders begabter Geigenspieler. Doch die Brüder Lutz und Walter wuchsen in einem schon vor 1933 zunehmend antisemitisch aufgeheizten Umfeld auf. So protokollierte der Klassenlehrer am 25. Juni 1932, dass Walter ihm einen in der Klasse kursierenden Zettel mit der Aufschrift "Juda verrecke! Deutschland erwache!" gezeigt habe. Die Anstifter erhielten eine Strafe vom Lehrer. Daraufhin wurde Walter nach der Schule von mehreren Mitschülern verfolgt und geschlagen. Auch wurden die Brüder



Anwürfen ausgesetzt, ihr Vater, der Jude, vergifte das Altonaer Trinkwasser. Werner Flockens Eltern verboten ihrem Sohn 1935, mit den Lichtheim-Jungen zu spielen. Nicht nur in der Schule und im Wohnhaus, sondern auch auf der Straße drohten den jüdischen Jungen Gefahren: Die breit angelegte Straße Palmaille war nach 1933 ein beliebter Exerzierplatz für Aufmärsche der Hitlerjugend und der SS geworden. Jüdische Schulkinder, die in das neue Gebäude der Israelitischen Gemeindeschule der Palmaille 17 gingen, wurden oft bedroht und verhöhnt oder sogar mit Steinen beworfen. Walter und Lutz, die ganz in der Nähe der jüdischen Schule wohnten, mussten auf dem Heimweg an den dort lauernden HJ-Grüppchen vorbeigehen.

Von 1931 bis 1936 besuchte Walter Lichtheim das Christianeum und trat dann eine kaufmännische Lehre an. Sein Bruder Lutz musste als Unterprimaner im November 1938, als jüdischen Kindern der Zugang zu den staatlichen Schulen versperrt wurde, vom Christianeum abgehen. Als Lutz am 1. Dezember 1938, drei Wochen vor seinem 17. Geburtstag, mit einem jüdischen Kindertransport nach England entkommen konnte, reiste sein Bruder Walter, der schon über 18 Jahre alt war, als Begleitperson mit. Für den Fall, dass er nicht zurückkehren würde, wurde seiner Mutter Konzentrationslagerhaft angedroht. Er kam zurück.

Dann versuchte auch er aus der Heimat zu fliehen. 1940 absolvierte er eine Ausbildung in einer Schlossereiwerkstatt in der Weidenallee 8-10, einer der Lehrwerkstätten, die von der Deutsch-Israelitischen Gemeinde unterhalten wurden, um Jugendliche auf eine Auswanderung nach Palästina vorzubereiten. Am 9. Mai 1940 beantragte seine Mutter die Freigabe von 150 Reichsmark von ihrem Konto für „Auswanderungsbemühungen für meinen Sohn“, sie wies Kabelkosten nach, die an die Hamburg-Amerika-Linie zu zahlen waren. Das Geld wurde bewilligt. Doch die Emigrationspläne schlugen aus unbekanntem Grund fehl. Im Oktober 1941 wurden dann Auswanderungen generell verboten.

Für den 25. Oktober 1941 erhielten Margarethe und Walter Lichtheim und Gertrud Monasch die Deportationsbefehle nach Lodz.

Als Margarethe Lichtheim sich von der Familie Flocken verabschiedete, deutete sie an, sie wüsste, was ihnen bevorstehe: „Es geschieht zur Zeit in Deutschland so ungeheures Unrecht, dass Sie es mir nicht glauben würden, wenn ich es Ihnen sagen würde ...“ Am nächsten Morgen hörte Werner Flockens Mutter aus der Lichtheim-Wohnung noch liturgischen Gesang, vom Harmonium begleitet. Dann verließen Margarethe und Walter Lichtheim und Gertrud Monasch das Haus.

Sie wurden am 25. Oktober 1941 mit dem ersten Großtransport von 1.034 Hamburgern und Hamburgerinnen jüdischer Herkunft ins Getto Lodz (Litzmannstadt) ins deutsch besetzte Polen deportiert. Am 15. Mai 1942 wurde Margarethe Lichtheim in das Vernichtungslager Kulmhof (Chelmno) transportiert



und dort ermordet. Gertrud Monasch wurde am 15. Oktober 1942 weiterdeportiert und kam ebenfalls ums Leben.

Im Mai 1944 schrieb Walter Lichtheim aus dem Getto Lodz eine Postkarte an Harry Goldstein vom Jüdischen Religionsverband – das war sein letztes Lebenszeichen.

„Lieber Onkel Harry! Ich freue mich, dir endlich schreiben zu können, daß ich gesund bin und auch unverändert arbeite. Die Zeit vergeht so schnell, besonders, wo ich jetzt schon seit 1 1/2 Jahren mein Leben alleine führen muss, da Mutti und Tante fortgereist sind.

Bitte laß recht bald – wenn möglich – von dir hören, deiner lieben Frau, allen Freunden und dir selbst herzlichste Grüße von Deinem Walter“

Am 30. Juni 1944 verließ Walter Lichtheim das Getto Lodz, wo er bis zuletzt als Schlosser gearbeitet hatte. Notiert wurde im Abmeldungsbogen als „Ursache“ eine „Aufforderung zur Arbeit außerhalb des Gettos“. Doch angesichts des Vormarsches der russischen Armee hatte Himmler die Räumung befohlen. Im Juni und Juli 1944 wurden etwa 7.200 Menschen von Lodz in das Vernichtungslager Kulmhof (Chelmno) transportiert und dort in Gaslastwagen ermordet, unter ihnen war Walter Lichtheim.

Im Getto Lodz lebten die Mutter und ihr nun 22-jähriger Sohn noch ein halbes Jahr, dann wurden sie in das Vernichtungslager Chelmno gebracht und dort am 15. Mai 1942 im Gaswagen ermordet. Gertrud Monasch wurde am 15. Oktober 1942 weiter transportiert und ist ebenfalls umgekommen.

Ludwig Lichtheim überlebte den Krieg. Er ging später nach Australien, studierte und arbeitete als leitender Ingenieur bei den Wasserwerken im Staat Viktoria. 1978 verstarb er. Seine traumatischen Erfahrungen konnte er nie überwinden, vor allem deprimierte ihn tief, dass er die Rückkehr seines Bruders nach Deutschland nicht hatte verhindern können.

Text: Birgit Gewehr, Entnommen aus: stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

1; 4; 2 R 1940/139; Jüdische Bürger im Hamburger Westen 1920 bis 1945. Berichte zu Stadtteilrundfahrten der Seniorenakademie der Elbgemeinden, Hamburg 2003; Susanne Goldberg, Ulla Hinnenberg, Erika Hirsch, Die Verfolgung der Juden in Altona nach 1933 in den Berichten der Zeitzeugen, in: Die Juden in Hamburg 1590-1990. Wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung „Vierhundert Jahre Juden in Hamburg“, hrsg. von Arno Herzig, Hamburg 1991; Miriam Gillis-Carlebach, „...damit die Kinder in die Schule gehen“ (Jer. Talmud). Die letzte Phase der Israelitischen Gemeindegemeinschaft in Altona (1928-1938), in: Menora und Hakenkreuz. Zur Geschichte der Juden in und aus Schleswig-Holstein, Lübeck, Altona (1918-1998), hrsg. von Gerhard Paul und Miriam Gillis-Carlebach, Neumünster 1998; StaHH, 332-8



Meldewesen, Meldekartei 1943-1945; Werner Flocken, „Abgereist ohne Angabe der Adresse“. Geschichte einer Spurensuche. Unveröffentlichte Aufzeichnungen, Hamburg 2003, im Bestand StO; Interview mit Werner Flocken vom 12.12.1989 im Bestand StO; Informationen und Fotos von Miriam Gillis-Carlebach vom Joseph-Carlebach Institut der Bar-Ilan-Universität, Israel. Archivum Panstwowe, Lodz, Abmeldungen aus Lodz (Litzmannstadt).

- **Lichtwarkstraße, Eppendorf (1938): Alfred Lichtwark (1852-1914), Direktor der Hamburger Kunsthalle. Siehe auch: Anita-Rèe-Straße, in Bd. 2.**

Sein Vater betrieb eine Mühle in Reitbrook. Nachdem 1851 seine erste Ehefrau gestorben war, mit der er vier Kinder hatte, „heiratete er Helene Bach, die Tochter einer Schwägerin. Alfred war das älteste von vier Kindern, die aus dieser zweiten Ehe hervorgingen und von denen das jüngste schon nach neun Monaten starb. Die Halbgeschwister spielten im Leben Alfreds höchstens eine Randrolle. Um so stärker wurde die Bindung an seine zwei leiblichen Geschwister.“¹⁾ Alfred Lichtwark begleitete sein Leben lang ein starker Familiensinn. Er lebte auch als erwachsener Mann mit seiner Mutter und Geschwistern zusammen.

Über seine ersten Schritte zur Kunst und welche Bedeutung dabei eine alte Frau hatte, schreibt Lichtwark in einem Brief, in dem er das Wohnzimmer im Nachbarhaus seines elterlichen Hauses beschreibt: „Das einzige Wohnzimmer war nach hinten, dem Garten zugekehrt. Es war so sonderbar, daß alle meine Märchenvorstellungen der weißen Frauen, Rotkäpchens Großmutter usw. nach ihm gebildet sind.“ Sein ‚alter Freund‘ in diesem Zimmer war der Ofen (...). Es handelte sich um einen Ofen, dessen Kacheln mit Szenen aus der Biblischen Geschichte geschmückt waren. (...) Stundenlang saß der kleine Alfred davor und ließ sich von der alten Frau die Geschichten zu den Bildern erzählen. (...) Später wird Lichtwark sagen: ‚Heute weiß ich, daß meine kindliche Seele hier zuerst Kunstwerke sehen gelernt hat, und daß die alte Frau mein erster Lehrer der Kunstbetrachtung gewesen ist.“²⁾

Alfred Lichtwarks Vater wurde Alkoholiker, was dazu führte, dass die Familie in prekären wirtschaftlichen Verhältnissen leben musste. Nachdem er zum Pflegefall geworden war, musste die Mutter für den Familienunterhalt sorgen; „sie putzte, flickte, nähte in anderen Haushalten, oft bis in die Nacht hinein. Nebenbei versorgte sie die Kinder und tröstete den kranken Mann, der sich gern in Selbstbeichtigungen erging.

Das Hin und Her, der Abstieg, das Leben in beschränkten Verhältnissen müssen dem sensiblen Jungen zugesetzt haben. (...) die Bedrängnisse haben, anders als in vielen anderen Fällen, die Familie nicht zerrüttet, sondern den Zusammenhalt noch gestärkt. Lichtwark ist seiner Mutter sein Leben lang



dankbar gewesen, und die Geschwister bildeten ein Trio von seltener Eintracht.“ 3) Lichtwarks Schwester Marianne („Sanni“), die als Erzieherin arbeitete, wurde neben der Mutter Lichtwarks wichtigste Bezugsperson.

Lichtwark war in jungen Jahren ein begeisterter Tänzer: „(...) vor allem die jungen Damen beglückte er mit seinen Künsten. Aber nirgendwo ein Hinweis, daß er einer Frau nähergekommen wäre oder den Wunsch dazu verspürt hätte.“ 4) Über Lichtwarks Gefühlsleben schreibt Rudolf Großkopff: „Einen Schleier breitet er zum Beispiel stets über sein Gefühlsleben. Schon in Berlin, noch mehr in Hamburg, mögen ihn Frauen, Seine Haare beginnen sich zu lichten, Geheimratsecken bilden sich; aber er gilt als stattlicher Mann mit einem gut geschnittenen Gesicht, als glänzender Unterhalter, beehrter Tänzer. Er beteiligt sich um diese Zeit auch noch an gesellschaftlichen Vergnügungen, die Männer und Frauen zusammenführen. Aber er entfaltet, wie Pauli schreibt, seine Gaben ‚völlig und am wirksamsten in der Gesellschaft der Männer.‘ Lichtwark selbst referiert einmal zustimmend die Ansicht eines Freundes, der vier Gesellschaftstypen unterschieden hat: Herren-Damen, Damen-Damen, Damen-Herren und Herren-Herren. Pauli: ‚Zweifellos gehörte Lichtwark zu der letzteren Species.‘ (...)

Wenn er gefragt wird, ob er nicht heiraten wolle, entgegnet er ausweichend, daß er ja schon eine Frau habe – die Kunsthalle. Oder es kommt der Verweis darauf, daß ihm sogar zwei Frauen naheständen – Mutter und Schwester. Hinweise auf engere Beziehungen zu anderen Frauen sind nicht bekannt. Allerdings gibt es genausowenig konkrete Indizien für eine manchmal behauptete Homosexualität. Zu schlicht ist jedenfalls die immer wieder von Verehrern und Verehrerinnen geäußerte Ansicht, er habe allein wegen der Sorge um seine Angehörigen oder wegen seiner großen Aufgabe keine eigene Familie gegründet und statt dessen mit seinen Verwandten zusammengelebt. Eher könnte man mutmaßen, daß er sich in die Arbeit und in die Familie geflüchtet habe, weil er Probleme mit seiner sexuellen Orientierung hatte. Gleichviel, Lichtwark hat auch dieses Geheimnis mit ins Grab genommen, und man sollte es ihm lassen“ 5)

Lichtwark schuf die Vereinigung der Kunstfreunde. In ihr „beschäftigte er Mitglieder, meistens Frauen, mit der Anfertigung von Fignetten und Zietleisten für Bücher und Zeitschriften. Er warb für geschmackvolleren Schmuck und immer wieder auch für eine kultivierte Art, sich zu kleiden. So vertrat er einmal in einem Vortrag zum Thema ‚Was können wir für die Kunst tun?‘ die Idee, die Männer sollten ihren unterentwickelten Farbsinn an Kravatten schulen. Das brachte ihm herbe Kritik von Leuten ein, die fürchteten, er nehme den Unterschied zwischen Dilettantismus und hoher Kunst nicht ernst genug.“ 6)



Über Lichtwarks weitere Beziehungen zu Frauen schreibt Rudolf Großkopff: „Er schätzt die Zusammenarbeit mit Frauen, weil er glaubt, daß sie im Vergleich zu den Männern einen höher entwickelten geschmack und empfindamere Augen haben. Die Frauen revanchieren sich, indem sie für ihn schwärmen und arbeiten. Viele Mitglieder, der von ihm gegründeten Vereinigungen sind weiblich, und er kann sich immer auf sie verlassen, wenn er Hilfe in Form von Arbeit oder Geld benötigt. Aber im Privaten sind Mutter und Schwester seine weiblichen Bezugspersonen.

Das Familienleben in wechselnden Wohnungen auf der Uhlenhorst ist offensichtlich harmonisch. Er ist der Ernährer, dankbar für die Mühe, mit der die Mutter ihn und seine Geschwister durch eine schwierige Jugend gebracht hat. Die Frauen und Bruder ‚Hänschen‘ sind wie er Frühaufsteher. Bevor er gegen neun Uhr in die nicht weit entfernte Kunsthalle geht, hat er schon mit den anderen ausgiebig gefrühstückt und geplaudert. In die übliche Sommerfrische reist er meistens mit Mutter und Schwester. (...) Die Schwester (...) organisiert den Haushalt. Aber auch Alfred läßt sich nicht nur bedienen. Schiefler notiert in seinem Tagebuch, wie er mit dem Direktor nach einem Vortrag über die Lombardsbrücke gegangen ist und Lichtwark Brot für das Abendessen gekauft habe.“ 7)

Lichtwark starb an Magenkrebs. Seine Gschwister waren bei ihm, als er in der gemeinsamen Wohnung am 13. Januar 1914 kurz vor Mitternacht starb.

Quelle:

- 1) Rudolf Großkopff: Alfred Lichtwark. Hamburger Köpfe. Hrsg. von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius. Hamburg 2002, S. 15.
- 2) Rudolf Großkopff, a. a. O., S. 16f.
- 3) Rudolf Großkopff, a. a. O., S. 18.
- 4) Rudolf Großkopff, a. a. O., S. 29.
- 5) Rudolf Großkopff, a. a. O., S. 37
- 6) Rudolf Großkopff, a. a. O., S. 82.
- 7) Rudolf Großkopff, a. a. O., S. 105ff.

- **Liebermannstraße, Othmarschen (1947):** Max Liebermann (1847-1935), Maler, Radierer, Graphiker, siehe auch: Kollwitzstraße und Anita-Rée-Straße, in Bd. 2.

Zweites von vier Kindern des jüdischen Industriellen Louis Liebermann und dessen Frau Philippine Haller, Tochter eines Juweliers. Als sie 1859 in Begleitung ihres Sohnes das Malatelier von Antonie Volkmar (1827-1867) besuchte, entdeckte diese Liebermanns Zeichentalent. Max Liebermann war einer der wichtigsten Vertreter des deutschen Impressionismus; von 1920 bis 1932 Präsident (Rücktritt wegen ernsthafter Erkrankung), bis 1933 Ehrenpräsident der



Preußischen Akademie der Künste, Präsident der Berliner Secession. Nachdem sich Liebermann als Jurymitglied der „Großen Berliner Kunstausstellung“ vergeblich für die Prämierung der Werke von Käthe Kollwitz eingesetzt hatte, gründete er mit anderen Künstlern im Mai 1898 die „Berliner Secession“, einen Verbund, der sich als Gegenpart zum „verkrusteten“ Akademiebetrieb verstand. Max Liebermann war deren Präsident bis 1911. Bezug zu Hamburg: Der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Alfred Lichtwark (siehe: Lichtwarkstraße, in Bd. 3 online), den Liebermann 1885 kennengelernt hatte, erkannte schon früh Liebermanns impressionistisches Talent und wurde einer seiner wichtigsten Förderer. Liebermann bekam mehrere Aufträge aus Hamburg. So entstand auch das berühmte Bild von der Terrasse des Restaurants Jacob in Nienstedten an der Elbe (1902), wo Liebermann während seines Aufenthalts in Hamburg wohnte. Zur Politik: Wie viele Künstler war auch Max Liebermann vor dem Ersten Weltkrieg vom Patriotismus erfasst und unterstützte die Kriegspropaganda. Er unterzeichnete 1914 das „Manifest der 93“, „in dem Intellektuelle wie Professoren, Schriftsteller und Künstler in einem ‚Aufruf an die Kulturwelt‘ die dem deutschen Reich angelasteten Kriegsverbrechen mit einem sechsfachen ‚Es ist nicht wahr!‘ zurückwiesen und zur Solidarisierung mit dem deutschen Volk aufriefen. Nach Kriegsende bedauerte Liebermann diese Unterschrift“. 1) Da ging es ihm wie Käthe Kollwitz, deren einer Sohn als Soldat im Ersten Weltkrieg getötet wurde. Das machte sie zu einer Pazifistin. 1927 porträtierte Liebermann den Reichspräsidenten Hindenburg (siehe: Hindenburgstraße, in Bd. 3 online und in Bd. 1 im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit). Als ein nationalsozialistisches Blatt dazu schrieb, es sei „unerhört, dass ein Jude den Reichspräsidenten male“, äußerte Liebermann: „Über so etwas kann ich nur lachen. Ich bin überzeugt, wenn Hindenburg das erfährt, lacht er auch darüber. Ich bin doch nur ein Maler, und was hat die Malerei mit dem Judentum zu tun.“ Als am 30. Januar 1933, an dem Tag der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, ein Fackelzug der Nazis an seinem Haus vorbeimarschierte, sagte Liebermann: „Ick kann jar nicht soville fressen, wie ick kotzen möchte.“ Doch er wehrte sich nicht gegen die neuen Machthaber, so wie z. B. die mit ihm befreundete Käthe Kollwitz, die 1932 zu den UnterzeichnerInnen des „Dringenden Appells“ gehörte. Liebermann legte im Mai 1933 die Ehrenpräsidentschaft, den Senatorenposten und die Mitgliedschaft in der Preußischen Akademie der Künste nieder und erklärte der Presse: „Ich habe während meines langen Lebens mit allen meinen Kräften der deutschen Kunst zu dienen gesucht. Nach meiner Überzeugung hat Kunst weder mit Politik noch mit Abstammung etwas zu tun, ich kann daher der Preußischen Akademie der Künste (...) nicht länger angehören, da dieser mein Standpunkt keine Geltung mehr hat.“ Liebermann zog sich aus der Öffentlichkeit zurück. Die meisten seiner Weggefährten standen ihm fortan nicht mehr bei. Käthe Kollwitz



war eine der ganz wenigen, die noch zu ihm hielten und ihn besuchten. Familienleben: Seine Frau Martha, geb. Marckwald (8.10.1857 Berlin – 10.3.1943 Berlin), kannte Max Liebermann schon seit der Kindheit. Martha Marckwald war die Schwester seiner Schwägerin. Martha entstammte einer Familie, die im Wollhandel tätig war und ebenso wie die Familie Liebermann aus Märkisch-Friedland stammte. Die beiden Familien waren eng miteinander befreundet und zogen 1843 zur selben Zeit nach Berlin. „Martha Liebermanns Mutter Otilie war eine geborene Pringsheim, Tochter eines Oppelner Gutsbesitzers, zu dessen Familie auch die Frauenrechtlerin Hedwig Dohm gehörte. Die beiden teilten die gleichen Ideale, allerdings trug Otilie diese nicht so stark nach außen wie Hedwig Dohm, sondern wahrte die bürgerliche Fassade. Die Persönlichkeit Martha Liebermanns war jedenfalls stark von dieser Familientradition geprägt.“ 2) Nachdem Marthas Vater 1870 verstorben war, erbten die Witwe und ihre fünf Kinder zwar ein Vermögen, doch durfte sie als Frau das Erbe der Kinder nicht verwalten. Deshalb übernahm Max Liebermanns Vater die Vormundschaft für die Kinder, die mit ihrer Mutter in das Liebermannsche Palais am Brandenburger Tor einzogen. Zu dieser Zeit wohnte Max Liebermann allerdings nicht mehr zu Hause. Im Mai 1884 verlobten sich Max Liebermann und Martha Marckwald; vier Monate später fand die Trauung statt. Im August des folgenden Jahres wurde das einzige Kind der Liebermanns geboren: die Tochter Marianne Henriette Käthe (1885-1952). In dieser Zeit ging Max Liebermann ganz in der Rolle des Vaters auf, und es entstanden kaum Bilder. Kurz vor dem Tod seiner Mutter im September 1892 zog Max Liebermann mit seiner Familie in das elterliche Palais am Brandenburger Tor zurück. Sein Atelier hatte er in der Auguste-Viktoria-Straße. Dort ging er jeden Tag, nachdem er um 10 Uhr morgens das Haus verlassen hatte, bis 18 Uhr seiner Arbeit nach. Als sein Vater zwei Jahre später starb, wurde Max Liebermann Miterbe eines Millionenvermögens. 1910 bezog die Familie Liebermann die Wannseevilla. Hier malte Max Liebermann sehr häufig seine Frau, die allerdings nicht gerne Porträt stand. So entstanden Bilder, die sie als Lesende, Ruhende, Schlafende zeigen. „Es entsprach seiner Auffassung, dass die Frau nicht für den Lebenskampf da sei. Sie solle ‚Geistiges und Künstlerisches in sich aufnehmen, sich pflegen und schmücken und ein freundliches beglückendes Wesen, eine Augenweide sein.‘ Martha war bereit, all das zu sein und im Schatten ihres Mannes zu stehen. Doch war sie eine resolute Frau, die es auch wagte, dem empfindlichen Künstler zu sagen, was ihr an seinen Bildern nicht gefiel. Sie forderte von ihm, ‚in der Welt ein Löwe, zu Hause ein Schaf‘ zu sein, sagte Liebermann einmal.“ 3) Ein anderes Mal soll sie über ihre Ehe mit Max Liebermann geäußert haben: „Es ist zwar eine Ehe, aber kein Vergnügen, mit Dir verheiratet zu sein.“ Anlass zu dieser Erkenntnis soll ein kleiner Vorfall gewesen sein, als sie bei einer Teerunde im Hause der Liebermanns selbst zur Teekanne griff, um dem Gast einzuschenken.



Daraufhin soll Max Liebermann sie angefahren haben, warum sie dieses tue – denn die Bedienung des Gastes oblag nicht der Dame des Hauses, sondern dem Dienstpersonal. Nach dem Tod von Max Liebermann 1935 zwangen die Nationalsozialisten Martha Liebermann, die Wannseevilla zu verkaufen. Sie zog in die Graf-Spree-Straße 32. „1938 wurde sie mehrfach zu ‚Sühneleistungen‘ und Zwangsabgaben genötigt, so dass sie schließlich ihr gesamtes Vermögen verlor. Nach der Pogromnacht ging ihre Tochter mit Mann und Kind ins Exil in die USA (...). Dadurch blieb Martha Liebermann bis auf zwei Haushaltshilfen fast gänzlich allein. Ihre Familie drängte sie zur Emigration, doch sie wollte nicht, konnte sich nicht von Berlin und dem Grab ihres Mannes trennen. Erst 1941 bemühte sie sich noch mit der Hilfe anderer, ein Visum für die Schweiz oder Schweden zu erlangen. Beides wurde ihr gewährt, doch man wollte sie nur gegen ein unglaublich hohes Lösegeld ausreisen lassen. Da sie bereits ihr gesamtes Vermögen verloren hatte, war es ihr nicht möglich, dieses zu zahlen. (...) Als sich am 5. März 1943 die Polizei an ihrer Tür ankündigte, um sie zur Deportation nach Theresienstadt abzuholen, nahm Martha Liebermann eine Überdosis Veronal, an der sie am 10. März im Jüdischen Krankenhaus starb.“ 4)

Quellen:

- 1) Lea Herzig: Martha Liebermann, auf: www.stolpersteine-berlin.de/de/biografie/4854
- 2) www.berlin-die-hauptstadt.de/liebermann.htm
- 3) Alan Posener: Martha Liebermann: Preußin, Bürgerin, Jüdin, in: Die Welt, 2.12.2007.
- 4) Lea Herzig, a.a.O.

- **Liebezeitstraße**, Billstedt (1962): Johann Gottfried Liebezeit (gest. 1711), Verleger.

- **Liebigbrücke**, Billbrook (1934): Justus von Liebig (1803-1873), Chemiker.

- **Liebigstraße**, Billbrook (1914), siehe. Liebigbrücke.

- **Liebrechtstraße**, Wilstorf (1899): Dr. jur. und Dr. med. Wilhelm Liebrecht (1850-1925), Vorsitzender der Landesversicherungsanstalt und des Verwaltungsrates



des preußischen Beamtenvereins in Hannover. Beförderte den Harburger Siedlungsbau durch Bereitstellung von finanziellen Mitteln.

- **Lienaustraße**, Farmsen-Berne (1927): Daniel Lienau (1739-1816), Ratsherr, Bürgermeister, Grundstücksbesitzer.

Mit Straßenbenennungen nach **männlichen Roman- und Märchenfiguren** begann Hamburg im Jahre 1910, in einem Jahr, als in Berlin Demonstrationen gegen das Dreiklassenwahlrecht stattfanden und die deutsche Sozialistin und Frauenrechtlerin Clara Zetkin auf der Zweiten Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz in Kopenhagen die Einführung eines internationalen Frauentages vorschlug. In diesem, für die Gleichstellung der Frau und die „unteren“ Klassen politisch bemerkenswerten Jahr benannte Hamburg eine Straße am ehemaligen Pestalozzistift in Barmbek-Nord nach der Romanfigur „Lienhard“ aus dem zwischen 1781 und 1787 erschienenen vierbändigen Roman „Lienhard und Gertrud“ von Johann Heinrich Pestalozzi. Eine vorbildliche, wichtige Rolle in diesem Roman, der u. a. auch von den „unteren“ Klassen handelt, spielt die mutige und starke „Gertrud“. Die Mutter von sieben Kindern war maßgeblich beteiligt an der Befreiung der Bauern aus ökonomischer Not, in das sie Tyrannei und Korruption der Herrschenden gestürzt hatten. Uner-schrocken hatte sich Gertrud zum neuen Grundherrn aufs Schloss begeben und den Dorfvorsteher verklagt. Dieser hatte als Besitzer und Wirt der Dorfschenke – in Absprache mit dem alten adligen Grundherren – die Bauern, Tagelöhner und Handwerker dazu verleitet, bei ihm Trinkschulden zu machen, und sie dadurch von ihm abhängig gemacht. Auch Gertruds Mann Lienhard war durch seine Trunksucht in die Fänge des Dorfvorstehers geraten und hatte damit seine Familie in Not und Elend gestürzt. Warum nach ihm die Straße benannt wurde, wir wissen es nicht. Gertrud hätte als Retterin ihrer Familie und der Bauernfamilien bestimmt einen Platz auf dem Straßenschild verdient.

- **Liepmannweg**, Hummelsbüttel (1975): Prof. Dr., Moritz Liepmann (1869-1918), erster Kriminologieprofessor an der Universität Hamburg.
- **Liliencronstraße**, Rahlstedt (1950): Detlev Freiherr von Liliencron (1844-1909), preußischer Offizier, Schriftsteller. Siehe auch: Wiebkestieg, in Bd. 2.



- **Linckestraße, Rahlstedt (1951):** *Paul Lincke (1866-1946), Operettenkomponist.*
- **Lincolnstraße, St. Pauli (1866):** *Abraham Lincoln (1809-1865), Präsident der USA.*
- **Lindenbergweg, Bergedorf (1955):** *Dr. jur. Johann Bernhard Lindenberg (1781-1851), Amtsverwalter in Bergedorf.*
- **Lindleystraße, Rothenburgsort (1869):** *William Lindley (1808-1900), Ingenieur. Pionier auf dem Gebiet der Ver- und Entsorgungstechnik*
- **Lindnersweg, Barmbek-Süd (vor 1930):** *Otto Lindner (1863-1927), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Linnering, Winterhude (1948):** *Otto Linne (1869-1937), Garten- und Friedhofsdirektor*
- **Lippeltstraße, Hammerbrook (1866):** *Julius Lippelt (1829-1864), Bildhauer.*
- **Lippmannstraße, Sternschanze (1948):** *Gabriel Lippmann (1845-1921), Physiker, Nobelpreis für Physik.*



- **Lisztstraße, Ottensen (1929):** *Franz Liszt (1811-1886), Komponist, Pianist.*
Siehe auch Sentastraße und Ortrudstraße, in Bd. 2.
- **Litzowstieg, Wandsbek (1955):** *Gottfried Litzow, Grundstücksbesitzer (19. Jhd.).*
- **Litzowstraße, Wandsbek (1840),** siehe: Litzowstieg.
- **Litzowstraßenbrücke, Wandsbek (1901),** siehe: *Litzowstraße.*
- **Lobsienweg, Othmarschen (1951):** *Wilhelm Lobsien (1872-1947), schleswig-holsteinischer Schriftsteller.*

Lobsiens Werke waren geprägt durch starkem Patriotismus und Nationalismus. In der Zeit des Nationalsozialismus war er Mitglied des nationalsozialistischen „Eutiner Dichterkreises“. Dieser hatte sich 1936 gegründet und gehörte zu den wichtigsten nationalsozialistisch geprägten Schriftstellergruppen.
- **Löfflerstraße, Altona-Nord (1947):** *Dr. Friedrich August Johannes Löffler (1852-1915), Entdecker des Diphtherieerregers, Hygieniker.*
- **Loehrsweg, Eppendorf (1905):** *Dr. Hermann Rudolph Loehr (1801-1891), Rat beim Obergericht.*
- **Lönsstraße, Wilstorf ((1922):** *Hermann Löns (1866-1914), Dichter.*



- **Loewenbergstraße**, Iserbrook (1952): *Jacob Loewenberg (1856-1929), Schuldirektor, Schriftsteller.*
- **Löwenstraße**, Hoheluft-Ost (1879): *Samuel Ephraim, Grundeigentümer.* Siehe auch: Paulinenallee, Sophienallee und Elsa-Brändström-Straße, in Bd. 2.
- **Lohengrinweg**, Rissen (1945): *Grasritter, Hauptheld, Sohn Parzivals, mittelhochdeutsches Gedicht.* Siehe auch: Ortrudstraße und Sentastraße, in Bd. 2.

Lohengrin ist der Sohn des Gralskönigs Parzival und bleibt in den Erzählungen seltsam mutterlos. Wolfram von Eschenbach (gest. um 1220) berichtet, wie der junge Held in einem Schiff, von einem Schwan gezogen, der bedrängten Elsa, Herrscherin von Brabant, zu Hilfe eilt, sie heiratet – allerdings unter der Bedingung, dass sie nicht weiter nach seiner Herkunft fragt. Doch nach einigen sorglosen Ehe- und Regierungsjahren bricht Elsa dieses Frageverbot, und Lohengrin verschwindet so wundersam, wie er gekommen war. Die Brüder Grimm (siehe: Grimmstraße in Bd. 3 online) haben diesen Sagenkern in ihren „Deutschen Sagen“ ausgestaltet: „Danach hat sich Elsa von Brabant, die Erbin des verwaisten Herzogsthrons, ihres Dienstmannes Friedrich von Telramund zu erwehren, dem sie angeblich ein Eheversprechen gegeben habe. Richard Wagner baut in seiner Oper die Intrige zu einer ‚Haupt- und Staatsaktion‘ aus, die in einer Gerichtsszene vor König Heinrich dem Vogler kulminiert. Auf der einen Seite steht die legitime Thronerbin Elsa, auf der anderen stehen mit fragwürdigen Thronansprüchen Telramund und seine Frau Ortrud.“ 1) Telramund bezichtigt Elsa des Mordes an ihrem Bruder Gottfried, der verschwunden ist, Ortrud will die Tat beobachtet haben. Doch in Wirklichkeit hat Ortrud den jungen Mann in einen Schwan verwandelt, der Lohengrin nach Antwerpen schipperte, um der bedrängten Elsa beizustehen. Allerdings unter der Bedingung: „Nie sollst Du mich befragen noch Wissens Sorge tragen, woher ich kam der Fahrt, noch wie mein Nam' und Art.“ Der „fremde, gottgesandte Mann“ wird als Heilsbringer und idealer Herrscher gezeichnet und soll mit dem Herzogtum Brabant belehnt werden: „Doch will der Held nicht Herzog sein genannt; ihr sollt ihn heißen ‚Schützer von Brabant‘.“

Text: Birgit Kiupel

Quelle:



- 1.) Leopold, Silke; Maschka, Robert: Who's who in der Oper. Kassel 1997, S. 187.
- **Lohmannsstieg**, Heimfeld (1988): *Wilhelm Lohmann (1859-1905), Gastwirt, Grundeigentümer.*
 - **Lohmannsweg**, Heimfeld (1889), siehe: Lohmannsstieg.
 - **Lohseplatz**, HafenCity (1907): *Hermann Lohse (1815-1893), Erbauer der ersten Elbbrücke.*
 - **Lomerstraße**, Wandsbek (1950): *Johann Julius Lomer (1818-1889), Vorbesitzer.*
 - **Lorenzengasse**, Winterhude (1929): *Fernando Lorenzen (1859-1917), Architekt.*
 - **Lorenzenweg**, Billstedt (1969): *Wilhelm Lorenzen (1847-1915), Amts- und Gemeindevorsteher in Schiffbek.*
 - **Lorichstraße**, Barmbek-Nord (1914): *Melchior Lorichs (ca. 1527-1594), Maler, fertigte die Elbkarte an.*
 - **Lornsenplatz**, Altona-Altstadt (1889): *Uwe Jens Lornsen (1793-1838), Landvogt aus Schleswig-Holstein, Patriot, setzte sich für Unabhängigkeit der Herzogtümer Schleswig und Holsteins ein.*



- **Lornsenstraße**, *Altona/Altstadt (1873)*, siehe: Lornsenplatz.
- **Lortzingstraße**, *Barmbek-Süd (1901): Albert Lortzing(1803-1851), Opernkomponist.*
- **Lotharstraße**, *Wandsbek (1951), männlicher Vorname.*
- **Louis-Braille-Platz**, *Barmbek-Süd ((2009): Louis Braille (1809-1852), Erfinder der modernen Blindenschrift.*
- **Ludolfstraße**, *Eppendorf (1899): J. H. Ludolf (1754-1842), Pastor an St. Johannis in Eppendorf.*
- **Ludwig-Dörmer-Weg**, *Groß-Borstel (2007): Prof. Dr. Karl Ludwig Dörmer (1877-1952), Oberschulrat, Landesschulrat, Leiter des gesamten Schulwesens.*
- **Ludwig-Erhard-Straße**, *Altstadt (1991): Prof. Dr. Ludwig Erhard (1897-1977), Bundesminister für Wirtschaft, Bundeskanzler.*
- **Ludwig-Richter-Straße**, *Groß Flottbek (1935): Adrian Ludwig Richter (1803-1884), Maler, Zeichner.*



- **Ludwig-Rosenberg-Ring**, Bergedorf/Lohbrügge (1980): Ludwig Rosenberg (1903-1977), Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Gewerkschaftsführer.
- **Ludwigstraße**, Sternschanze (1843): Dr. Johann Ludwig Dammert (1788-1855), Senator, Bürgermeister, Patron der Vorstadt St. Pauli.
- **Lübbersmeyerweg**, Osdorf (2000): Theodor Lübbersmeyer (1908-1975), Ortsamtsleiter in Blankenese, Bezirksamtsleiter in Hamburg-Mitte.
- **Lübbersweg**, Eißendorf (1950): Friedrich Lübbers (1867-1947), Lehrer, Mittelschulrektor, machte sich verdient um die historische Forschung zu Harburg.
- **Lüdemannstraße**, Groß Flottbek (1926): Joachim Lüdemann (1861-1934), Gemeindevorsteher in Groß Flottbek. Siehe auch: Bertha-Uhl-Kamp, in Bd. 2.
1895 wurde Lüdemann, der einer alteingesessenen Bauernfamilie aus Groß Flottbek entstammte, von der Gemeindevertretung Groß Flottbek zum Gemeindevorsteher gewählt. Dieses Ehrenamt übte er ununterbrochen mehr als 25 Jahre aus.
- **Lüdemanns Weg**, Othmarschen (1856): J. Lüdemann, Gastwirt, 19. Jhd.
- **Lüdersring**, Lurup (1967): Hinrich Lüders, der erste namentlich bekannte Einwohner von Lump (Lurup).



- **Lühmannstraße**, *Eißendorf (1960): Georg Heinrich Ludwig Lühmann (1840-1912), Bürgervorsteher, Senator in Harburg.*
- **Lundtweg**, *Bergedorf/Allermöhe (1979): Werner Lundt (1855-1936), Architekt.*
- **Lungershausenweg**, *Poppenbüttel (1977): Carl-Hans Lungershausen (1896-1975), Fraktionsvorsitzender des Ortsausschusses Alstertal.*
- **Luthergrund**, *Bahrenfeld (1963), in Anlehnung an Lutherhöhe und hier Anlehnung an Lutherkirche, an Martin Luther. Katharina von Bora.*
- **Lutherhöhe**, *Bahrenfeld (1950), siehe Luthergrund.*
- **Lutterothstraße**, *Eimsbüttel (1906): Ascan Lutteroth-Legat (1783-1867), Bürgermeister. Er hatte den Nachnamen seiner Ehefrau Charlotte Lutteroth, geb. Legat (1786-1872) dem eigenen zugefügt. Eine seiner Enkelinnen war Mathilde Lutteroth, die seit 1869 mit ihrem Cousin Arthur Lutteroth verheiratet war, ebenfalls einem Enkel von Ascan Lutteroth.*

Mathilde Lutteroth, (11.9.1850 Hamburg – 11.3.1940 Hamburg).

Ihr Vater war Dr. jur. Christian Lutteroth. Eine ihrer Schwestern war die Landschaftsmalerin **Emma Lutteroth** (1854 Hamburg – 10.3.1894 München). Der Ehemann von Mathilde Lutteroth war ihr Cousin, der Kaufmann Arthur Lutteroth (verst. 1911), den sie 1869 auf dem elterlichen Gut Holtenklinken bei Oldesloe heiratete. Arthur Lutteroth stand in dritter Generation dem von seinem und Mathilde Lutteroths Großvater gegründeten Bank- und Handelshaus Lutteroth & Co. vor. Das Ehepaar lebte in Hamburg. Eine ihrer angeheirateten Nichten wurde Porträtmalerin: **Victoria Lutteroth** (31.12.1882 Hamburg – 27.1.1965 Hamburg). Victoria erhielt ihre Ausbildung bei ihrem Vater, dem Landschaftsmaler Ascan Lutteroth, und bei Julie de Boor, geb. Unna. Verheiratet



war Victoria L. mit Dr. Werner v. d. Schulenburg, von dem sie 1921 geschieden wurde.

Mathilde und Arthur Lutteroth bekamen vier Kinder. Neben ihrer gesellschaftlichen Pflichten und der Erziehung ihrer Kinder stellte sich Mathilde Lutteroth in den Dienst des Gemeinwohls. Sie unterstützte das Anliegen von Helene Bonfort, einer Vertreterin der Hamburger bürgerlichen Frauenbewegung, die 1889 den ersten Mädchenhort im Schulhaus an der Rosenallee gegründet hatte. 1894 kam es zur Gründung des Verbandes Hamburger Mädchenhorte. Zu den ehrenamtlichen Aufgaben gehörte es, auf die Körperpflege der Mädchen achtzugeben, Suppen und Milch zu reichen und die Mädchen zur Erholung in Ferienkolonien zu schicken. 1907 waren bereits 1.300 Kinder in 24 Horten untergebracht.

Mathilde Lutteroth gründete 1902 den Hort in der Neustädter Straße, dessen Leitung sie auch für viele Jahre übernahm. Weitere Mädchenhorte entstanden auf ihre Anregung hin. Zwischen 1905 und 1909 war Mathilde Lutteroth Vorsitzende des Gesamtverbandes.

Louise Johanna Helene Hell, geb. Lutteroth, gesch. von Legat (19.05.1829 Hamburg – 15.11.1904 Hamburg), „Wilhelm und Helene Hell Stiftung“. Louise Johanna Helene Hell wurde am 19. Mai 1829 als jüngste Tochter des Hamburger Bürgermeisters Ascan Wilhelm Lutteroth und seiner Frau Juliane Friderike Charlotte, geb. von Legat, geboren und wuchs mit ihren vier Schwestern und vier Brüdern in dem großbürgerlichen Landhaus ihrer Eltern im Eimsbüttler Park auf. Einen Tag vor ihrem 21. Geburtstag heiratete Louise ihren Vetter Erhard Wilhelm Egbert von Legat. Die Ehe wurde später geschieden. Im Stammbaum der Lutteroths, der sich im Staatsarchiv Hamburg befindet, ist Helene bis zu ihrer Generation die Einzige, die geschieden wurde. Fast vier Jahre danach heiratete sie zum zweiten Mal. Ihr zweiter Ehemann hieß Daniel Friedrich Hell. Er war ein Hamburger Kaufmann und Besitzer der chemischen Fabrik „Hell & Sthamer“ in Billwerder bei Hamburg. Die zweite Ehe blieb genauso wie die erste kinderlos. Das Ehepaar Hell wohnte am Harvestehuder Weg 21, wo Helene Hell auch als Witwe weiterlebte. Das Testament, welches sich ebenfalls im Hamburger Staatsarchiv befindet, weist auf ein wohlhabendes Leben der Hells hin. Verwandte und Hausangestellte wurden mit großzügigen finanziellen Nachlässen bedacht. Außerdem sah das Testament eine umfangreiche Altersversorgung für Helene vor. Dadurch sollte sie nach dem Tod ihres Gatten – er starb am 20. September 1894 – den gewohnten großzügigen Lebensstil weiterführen können. Einen weiteren Schwerpunkt des Testaments bildete die Idee einer „Wilhelm und Helene Hell Stiftung“: „Der Zweck dieser Stiftung soll die Erziehung und Ausbildung verwaister und vermögensloser Kinder, deren Eltern eine gehobene Lebensstellung eingenommen hatten, sein. ... Die nähere



Einrichtung der Stiftung überlassen wir unseren Testamentsvollstreckern in Gemeinschaft mit einem von ihnen für die Mitverwaltung zu erbittenden Mitglied des Hohen Senats oder des Hanseatischen Oberlandesgerichts. Wir selbst sprechen nur den Wunsch aus, daß der Charakter der Stiftung stets so gehalten werde, daß den Kindern möglichst die Annehmlichkeiten eines eigenen Heims und die Wohltat einer allerbesten Erziehung gewährt werden, und sie vor den Folgen bewahrt bleiben mögen, welche der Mangel jener wichtigsten Güter eines Kindes oft für dessen ganzes Leben im Gefolge hat.“ (Gemeinschaftliches Testament der Eheleute Daniel Wilhelm Hell und Frau Helene Louise Johanna, geb. Lutteroth, vom 11. Februar 1892, 7). 1895 wurde die heute noch existierende Stiftung gegründet. Auch Helene Hells eigenes Testament, welches am 23. November 1904 eröffnet wurde, zeigt ihre Großzügigkeit und Fürsorglichkeit. Mit großer Sorgfalt bedachte sie all ihre Bediensteten, ihre Gesellschafterin, ihren Kutscher, ihren Gärtner, ihr Dienstmädchen und ihre Köchin, mit finanziellen Nachlässen.

Text: Steffani Schilling

- **Lyserstraße, Bahrenfeld (1929): Johann Peter Lyser (1803-1870), Schriftsteller, Maler, Illustrator.**



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Maacksgasse**, Winterhude (1929): *Johann Hermann Maack (1809-1868), Bauinspektor.*
- **Maaßweg**, Niendorf (1948): *David Maaß (1822-1880), Gemeindevorsteher in Niendorf.*
- **Mählstraße**, Eidelstedt (1928): *Joachim Mähl (1827-1909); Lehrer, niederdeutscher Schriftsteller.*
- **Magellan-Terrassen**, HafenCity (2005): *Fernando de Magellan (1480-1521), Seefahrer, erste Weltumseglung.* Siehe dazu auch in Bd. 1 im Kapitel Hamburgs koloniale Geschichte. Siehe auch unter:
<https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum. Der Leiter der Leibniz-Forschungsstelle in Hannover, Prof. Dr. Michael Kempe, schreibt über Seefahrer wie Kolumbus, Vasco da Gama und Magellan: „Hingegen liegen die Motive der europäischen Seefahrer wie Kolumbus, Vasco da Gama oder Magellan auf der Hand. Entdeckungsfahrten portugiesischer oder spanischer Seefahrer wurden nicht um ihrer selbst willen unternommen. Entdeckt werden sollten neue Seewege, Inseln und Länder, um sie der Herrschaft der iberischen Könige zu unterstellen. ‚Entdeckung‘ (lat. ‚inventio‘) wurde zum völkerrechtlichen Rechtstitel für Monopolansprüche südeuropäischer Herrscher auf den Handel mit fernen Völkern oder deren Unterwerfung. Solche Ansprüche wurden etwa in den Verträgen von Alcàcovas 1479 oder Tordesillas 1494 zwischen Portugal und Spanien wechselseitig bestätigt und durch päpstliche Bullen ratifiziert.“*

Quellen:

Michael Kempe: Wer hat Amerika „entdeckt“? Phönizier, Karthager, Kelten, Wikinger – und Muslime. In: Neue Zürcher Zeitung vom 14.1.2015.



- **Mahatma-Gandhi-Brücke**, *HafenCity (2011): Mahatma Gandhi (1869-1948), Menschenrechtler, Widerstandskämpfer, Pazifist, Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung.*
- **Maikstraße**, *Bergedorf/Lohbrügge (1949): Gustav Adolf Maik (1862-1918), Amts- und Gemeindevorsteher in Sande.*
- **Maldfeldstraße**, *Sinstorf (1976): Konrad Maldfeld (1926-1974), Baudirektor.*
- **Mannesallee**, *Wilhelmsburg (1950): Georg Ernst Wilhelm Gustav Mannes (?-?), Pastor in Wilhelmsburg.*
- **Manshardtstraße**, *Horn (1948): Friedrich Manshardt (1845-1917), Lehrer in Horn, Schriftführer des Bürgervereins, Kirchenvorsteher.*
- **Manstadtsweg**, *Barmbek-Nord (1914): Johann Wilhelm Manstadt (1722-1788), Bildhauer.*
- **Mansteinbrücke**, *Eimsbüttel (1904): Albrecht Ehrenreich Gustav von Manstein (1805-1877), General, Truppenführer.*
- **Mansteinstraße**, *Hoheluft-West (1874), siehe: Mansteinbrücke.*



- **Manteuffelstraße**, Nienstedten (1928): *Edwin Hans Karl von Manteuffel (1809-1885), General, Befehlshaber der preußischen Truppen in Schleswig-Holstein.*
- **Marckmannstraße**, Rothenburgsort (1869): *Paul Siegfried Marckmann (1787-1829), Grundeigentümer.*
- **Marconistraße**, Osdorf (1949): *Guglielmo Marconi (1874-1937), Funktechniker, erfand die drahtlose Telegraphie.*
- **Marco-Polo-Terrassen**, HafenCity (2005): *Marco Polo (ca. 1254-1324), venezianischer Händler, schrieb Berichte über seine Handelsreisen, so nach China. Siehe auch in Bd. 1 im Kapitel Hamburgs koloniale Geschichte. Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*

Marco Polo war Händler und sicherlich auch aus wirtschaftlichem Eigeninteresse unterwegs, seine Familie war Teil der venezianischen Expansionspolitik. Außerdem reiste er im Interesse der diversen zeitgenössischen Päpste, die seine guten Kontakte zum Mongolenherrscher Kublai Khan ausnutzen wollten, um bestenfalls die Mongolen (damals eine „Weltmacht“) zu christianisieren, auf jeden Fall aber, um sie als Bündnispartner gegen den Islam zu gewinnen.

- **Marek-James-Straße**, Schnelsen (1995): *Marek James, 6 Jahre alter Pole, Opfer des Nationalsozialismus. Siehe auch: Brüder-Hornemann-Straße; Eduard-Reichenbaum-Weg; Georges-Andre-Kohn-Straße; Jungliebstraße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-Schwarberg-Weg, in Bd. 3 online. Siehe auch: Geschwister-Witonski-Straße; Jacqueline-Morgenstern-Weg; Lelka-Birnbaum-Weg; Mania-Altmann-Weg; Riwka-Herszberg-Stieg; Wassermannpark; Zylinderbergstieg; Zylinderbergstraße; in Bd. 2.*

Marek James wurde am 17. März 1939 in Polen geboren. Er lebte mit seinen



Eltern Adam und Zela in Radom. Nach der Besetzung Radoms musste die Familie bis 1943 im Getto von Radom leben. Über das Zwangsarbeitslager Pionki bei Radom wurden alle drei im Sommer 1944 nach Auschwitz deportiert. Marek James' Vater Adam wurde in die Außenlager Glöwen und Rathenow des KZ Sachsenhausen deportiert. Marek wurde im KZ Auschwitz von seiner Mutter Zela getrennt: Sie kam im November 1944 in ein Außenlager des KZ Groß-Rosen in St. Georgenthal in Böhmen. Marek James' Eltern überlebten die Verfolgung. Nach Kriegsende zogen sie nach Süddeutschland, wo sie 1947 einen weiteren Sohn bekamen, den sie ebenfalls Marek nannten. 1949 emigrierte die Familie in die USA. Aufgrund intensiver Recherchen von Überlebenden konnten sich 2010 – 66 Jahre nach dem Mord am Bullenhusener Damm – zwei weitere Verwandte von Marek James melden: seine Großcousine Shelly Ben David aus New York und sein Cousin Guy Shahr Yames aus Tel Aviv. Beide reisten 2011 ebenfalls nach Hamburg und nahmen an der Gedenkfeier teil.

Text: Cornelia Göksu

- **Marek-Steinbaum-Weg**, Schnelsen (1993): *Marek Steinbaum, 10 Jahre alter Pole, Opfer des Nationalsozialismus*. Siehe auch: Brüder-Hornemann-Straße; Eduard-Reichenbaum-Weg; Georges-Andre-Kohn-Straße; Jungliebstraße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-Schwarberg-Weg, in Bd. 3 online. Siehe auch: Geschwister-Witonski-Straße; Jacqueline-Morgenstern-Weg; Lelka-Birnbaum-Weg; Mania-Altmann-Weg; Riwka-Herszberg-Stieg; Wassermannpark; Zylinderbergstieg; *Zylinderbergstraße*; in Bd. 2.

Marek Steinbaum (oder Szteinbaum) wurde am 26. Mai 1937 geboren. Die Familie besaß eine kleine Lederfabrik in Radom in Polen. Aus dem Getto Radom wurde die Familie Steinbaum über das Zwangsarbeitslager Pionki bei Radom wahrscheinlich Anfang Oktober 1944 in das KZ Auschwitz deportiert. Mareks Vater Rachmil Steinbaum kam von dort in die Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar und Groß-Rosen (Niederschlesien, heute Polen) und in ein Außenlager des KZ Natzweiler-Struthof bei Stuttgart. Mareks Mutter Mania Steinbaum wurde im November 1944 in das Außenlager Georgenthal des KZ Groß-Rosen deportiert. Auch Marek James' Mutter – Zela James – und die Mutter von Eleonora und Roman Witonski – Rucza Witonska – waren dort inhaftiert. Marek Steinbaum wurde am 28. November 1944 in das KZ Neuengamme gebracht und am 20. April 1945 ermordet. Er war sieben Jahre alt. Die Eltern Rachmil und Mania Steinbaum überlebten die Konzentrationslager. Nach dem Zweiten Weltkrieg wohnten sie einige Jahre in Memmingen in Bayern. 1947



wurde ihre Tochter Lola geboren, 1949 wanderten sie in die USA aus. 1981 versuchte Günther Schwarberg im Rahmen seiner Recherchen, Verbindung zu ihnen aufzunehmen, doch sie wünschten keinen Kontakt. Ihre Tochter Lola erfuhr erst 1993 von Mareks Schicksal. Am 20. April 1999 nahm sie an der Gedenkfeier für die Kinder vom Bullenhusener Damm in Hamburg teil.

Quellen:

www.kinder-vom-bullenhusener-damm.de/marek_steinbaum.html

- **Maretstraße, Harburg (1889):** *Carl Maret (1829-1904), Industrieller, Vorstand der Vereinigten Gummiwaren-Fabriken Harburg-Wien (Phoenix Gummiwerke), Senator in Harburg.* Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8..1...> Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.
- **Mariusweg, Jenfeld (1966):** *Simon Marius (1573-1624), Astronom, Entdecker des Andromedanebels, entdeckte auch die vier Jupitermonde, die Venusphase und die Sonnenflecken.*
- **Markusstraße, Neustadt (1899):** *Markus Meyer, Bürgerkapitän des 6. Regiments.*
- **Marlowring, Bahrenfeld (1965):** *Wilhelm Conrad Franz Marlow (1856-1940), Fischindustrieller, Senator in Altona.*
- **Marnitzstraße, Bergedorf/Lohbrügge (1949):** *Ludwig Marnitz (1865-1943), Pastor der Sander Kirchengemeinde.*



- **Marschnerstieg**, *Barmbek-Süd (1962): Heinrich August Marschner (1795-1861), Komponist, Kapellmeister.*
- **Marschnerstraße**, *Barmbek-Süd (1895), siehe: Marschnerstieg.*
- **Marshallweg**, *Horn (1970): Georg Marshall (1880-1959), General, Außenminister der USA, Marshallplan, Friedensnobelpreisträger.*
- **Martensallee**, *Tonndorf (1959): nach dem Grundeigentümer der Bauernfamilie Martens.*
- **Martensbahn**, *Heimfeld (1937): nach dem Besitzer und Erbauer der Gaststätte „Majestätische Aussichten“.*
- **Martensweg**, *Barmbek-Süd (1907): Andreas Ehrenfried Martens (1755-1828), Oberalter.*
- **Martin-Haller-Ring**, *Winterhude (1945): Martin Haller (1835-1925), Architekt, Rathausbaumeister. Wohnte und arbeitete Alsterterrasse 2 (2a). Verheiratet mit Antonie Haller, geb. Schramm (1835-1925). Mit seiner Frau veranstaltete er regelmäßig Musikabende.*
- **Martinistraße**, *Hoheluft-Ost (1887): Dr. Erich Martini (1843-1880), Oberarzt am Allgemeinen Krankenhaus Eppendorf.*



- **Martin-Leuschel-Ring, Martin-Leuschel-Ring, Harburg (1985):** *Martin Leuschel (1905-1933), Gegner der NSDAP, Gegner/Opfer des Nationalsozialismus.* Stolperstein: Herbert-Wehner-Platz (vor Eingang Karstadt).

Der Metallarbeiter Martin Leuschel wohnte seit dem November 1929 in Harburg in der Gaststätte „Stadt Hannover“, Großer Schippsee 9. Das Lokal gehörte dem früheren Sozialdemokraten Georg Reus, der 1932 der KPD beigetreten war. Gegenüber, Großer Schippsee 8, stand das Volksblattgebäude der SPD, wo auch die Freien Gewerkschaften ihren Sitz hatten.

Auch Martin Leuschel war Mitglied der KPD geworden. Außerdem gehörte er dem Metallarbeiterverband an. Er war mit dem Sohn des Gastwirts, Hermann Reus, befreundet. Die Gaststätte war als Arbeiterlokal bekannt, das viele Sozialdemokraten und Kommunisten aufsuchten.

Nach dem Machtantritt der NSDAP wurden überall Fackelzüge veranstaltet, so auch am Abend des 6. Februar in Hamburg. Auch die Harburger SA beteiligte sich daran. Als die Teilnehmer des Fackelzugs nach Harburg zurückkehrten, zogen drei SA-Leute zum Arbeiterlokal am Großen Schippsee, wo sich auch Martin Leuschel und der Sozialdemokrat Karl Karcz [siehe: Karczweg] aufhielten. [Leuschel und Karcz waren vorher auf einem Treffen der Metallgewerkschaft gewesen, auf dem über die Bildung einer antifaschistischen Einheitsfront gegen die Nationalsozialisten beraten und der Antrag auf einen gemeinsamen Kampf von Sozialdemokraten und Kommunisten knapp abgelehnt worden war. Nach der Versammlung waren Leuschel und Karcz sowie andere in das Lokal von Georg Reus gegangen, um weiter über diese Sache zu diskutieren] Kurz vor Mitternacht verließ ein Arbeiter die Gaststätte und kehrte blutüberströmt wieder zurück. SA-Leute hatten ihn vor dem Lokal zusammengeschlagen. Alle Besucher der Gaststätte strömten nach draußen. Gegen 00.40 Uhr fielen Schüsse. Martin Leuschel erlitt einen Bauchschuss und verstarb nach wenigen Stunden im Krankenhaus. Karl Karcz wurde schwer verletzt. Er erlag im Krankenhaus am 10. April seinen Verletzungen.

Martin Leuschel war das erste politische Mordopfer der Nationalsozialisten in Harburg-Wilhelmsburg. Drei Tage später, am 10. Februar, wurde er beigesetzt. An diesem Tag kam die einzige, riesige Einheitsfront-Demonstration der Harburger Arbeiterschaft zustande. In vielen Betrieben ruhte die Arbeit. Martin Leuschel war im Lokal Wolkenhauer in Eißendorf am Kirchenhang aufgebahrt (später „Eichenhöhe“). Rund 20.000 sozialdemokratische, kommunistische und parteilose Menschen begleiteten den Sarg ab 16 Uhr auf dem Weg durch Harburg bis zur Süderelbe, wo er durch Wilhelmsburg nach Hamburg zum Ohlsdorfer Friedhof transportiert wurde. Die Demonstration war nur als Trauerzug



zugelassen. Sprechchöre und Transparente waren verboten, die KPD durfte nur eine begrenzte Anzahl von Fahnen mitführen.

Die Familie Martin Leuschels erklärte in einer Traueranzeige: „Wenn bei der Harburger Arbeiterschaft diese breite Einheitsfront von Bestand bleiben wird, dann haben wir die Genugtuung, dass das Blut unseres Martin nicht umsonst geflossen ist.“ Leider kam diese Einheitsfront zu spät. Die Macht der NSDAP konnte sie nicht mehr brechen. Nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 wurden die KPD zerschlagen und die kommunistische und sozialdemokratische Presse verboten. Am 22. Juni folgte das Verbot der SPD.

Das Lokal „Stadt Hannover“ existierte noch nach dem Krieg. Im Zuge der Innenstadtanierung Harburgs wurde es abgerissen. Heute verläuft dort der Harburger Ring am Herbert-Wehner-Platz entlang.

Text: Hans-Joachim Meyer, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN)-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945, 6., erweiterte Aufl., überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meser. Hamburg 2005, S. 47ff; VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Stumme Zeugen. Wegweiter zu Stätten von Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg 1933-1945. Redaktion: Hans-Joachim Meyer, Christian Gotthardt. Hamburg 1993; Ursel Hochmuth; Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933-1945. Hamburg 1969, S. 18ff; Staatsarchiv Hamburg (StaH), 332-8 Meldewesen, A44; Sta Stade, Rep. 171a 143; Volksblatt vom 12.2.1933; Matthias Heyl; Margit Maronde-Heyl: Abschlussbericht zur Nachrecherche der Namen Harburger Opfer des Faschismus. Hamburg 2000; Vereinigte Arbeitsgemeinschaft der Naziverfolgten, Hamburg VAN (Hrsg.): Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter 1933-1945, Hamburg 1968.

- **Martin-Luther-King-Platz, Rotherbaum (1974):** *Martin Luther King (1929-1968), Pfarrer, Führer der Bürgerrechtsbewegung der amerikanischen Schwarzen.*
- **Martin-Luther-Straße, Neustadt (1906):** *Martin Luther (1483-1546), Geistlicher, Reformator.*



- **Martin-Mark-Weg**, Wandsbek (1965): *Martin Mark (1865-1948), Stadtrat in Wandsbek, Aufsichtsrat der gemeinnützigen Gartenstadtgesellschaft in Wandsbek. Maler, Redakteur, vor 1933 und nach 1945 Mitglied der SPD. Während der Zeit des NS-Regimes Verlust des Arbeitsplatzes.*
- **Marxsenweg**, Othmarschen (1950): *Eduard Marxsen (1806-1887), Komponist.*
- **Massaquoipassage**, Barmbek-Nord (2015): *Hans-Jürgen Massaquoi (1926 Hamburg – 2013 Jacksonville, Florida USA), deutsch-amerikanischer Journalist und Schriftsteller, aufgewachsen in Barmbek-Süd, zog 1948 nach Monrovia/Liberia, erhielt die amerikanische Staatsbürgerschaft; Chefredakteur der afroamerikanischen Zeitschrift Ebony, schrieb 1999 die Autobiografie „Neger, Neger, Schornsteinfeger“, kam zu Lesungen und Talkshow-Auftritten nach Deutschland.*
- **Matthesonstraße**, Eimsbüttel (1903): *Johann Mattheson (1681-1764), Schriftsteller, Komponist.*
- **Matthias-Scheits-Weg**, Barmbek-Nord (1929): *Matthias Scheits (1630-1700), Maler.*
- **Matthiesgarten**, Bergstedt (1950): *Matthies, Grundeigentümer, Reeder.*
- **Maukestieg**, Billstedt (1949): *Johann Heinrich Wilhelm Mauke (1791-1859), Buchhändler, Besitzer der Buchhandlung Perthes, Besser & Mauke.*



- **Maurienstraße**, *Barmbek-Süd (1886): Johann Hinrich Wilhelm Maurien (gest. 1882), Mitbegründer der New-York-Hamburger Gummi-Waaren Compagnie, Grundstückseigentümer.*
- **Max-Born-Straße**, *Bahrenfeld (1991): Prof. Max Born (1882-1970), Physiker, Nobelpreisträger für Physik.*
- **Max-Brauer-Allee**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1975): Max Brauer (1887-1973), Erster Bürgermeister von Hamburg.* Siehe auch: Paula-Karpinski-Platz, Ida-Ehre-Platz, in Bd. 2. Siehe auch: Carlebachstraße, in Bd. 3 online.

Sohn von Margarethe, geborene Kanitz, und Wilhelm Brauer, einem Glasbläser. Die Familie hatte dreizehn Kinder und lebte in ärmlichen Verhältnissen. Die Mutter war es, die ihrem Sohn die Ideen der Arbeiterbewegung nahebrachte. Max Brauer musste nach dem Willen seines Vaters Glasbläser werden. 1904 trat Max Brauer in die Gewerkschaft ein, 1905 gründete er die erste SPD-Ortsgruppe in Damgarten, wohin die Familie gezogen war. Da er zum Streikführer geworden war, fand Brauer in den Glasfabriken keine Arbeit mehr. So arbeitete er als Bau- und Fabrikarbeiter und ab 1909, nun zurück in Ottensen, im Konsum-, Bau- und Sparverein und wurde dort Betriebsleiter. Nach einer Verwundung im Ersten Weltkrieg, die er als Soldat erlitten hatte, schied er aus dem Militärdienst aus und heiratete 1916 die drei Jahre ältere Erna Pehmöller, Tochter eines hauptamtlichen Funktionärs der Tabakarbeiter. Das Paar bekam drei Kinder; eines von ihnen starb bereits im Kleinkindalter. 1918 wurde Brauer (SPD) Mitglied der Stadtverordnetenversammlung von Altona, dann Senator und 1919 Zweiter Bürgermeister von Altona. 1920 übernahm er das Amt des Stadtkämmerers und gründete 1922 die Siedlungs-Aktiengesellschaft Altona (SAGA). Ab 1924 fungierte er als Oberbürgermeister von Altona. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten versuchten diese ihn mit Korruptionsvorwürfen zu kriminalisieren. Als am Tag der Reichstagswahlen Polizisten die Wohnung der Brauers in Abwesenheit von Max Brauer durchsuchten, zogen unmittelbar danach seine Frau mit den Kindern nach Oberhof in Thüringen und Max Brauer zunächst nach Bayern, dann von dort aus zu seiner Frau nach Oberdorf. Brauer kam noch einmal nach Hamburg, fuhr dann aber wegen der nationalsozialistischen Gefahr nach Österreich. Aber auch dort war er nicht sicher, denn er wurde nun steckbrieflich gesucht. Über die Schweiz gelangte er ins Elsaß, während seine Frau mit den Kindern kurz zuvor nach Basel gegangen war. Im



Elsaß sah sich die Familie wieder und brach dann gemeinsam nach Paris auf. Dort bekam er kurze Zeit später den Auftrag des Völkerbundes, in China Vorschläge für den Aufbau der Verwaltung und Hilfsmaßnahmen im schulischen und sozialfürsorgerischen Bereich zu entwickeln. Brauer war froh, wieder politisch tätig zu werden. Er fuhr ohne seine Familie nach China, während diese in die Schweiz ging, damit die Kinder ihre Schulausbildung fortsetzen konnten. Als seiner Frau die Ausweisung drohte, weil ihr Pass abgelaufen war, musste sie mit ihrer Tochter zurück nach Paris. Nur der Sohn durfte in Genf weiterhin die internationale Schule besuchen. Brauer verließ China im September 1934, nachdem er erfahren hatte, dass sein Vertrag nicht verlängert werden würde. Nun führte ihn sein Weg in die USA und dann zurück nach Paris. Dort erhielt er die Nachricht von seiner Ausbürgerung aus Deutschland. Finanziell ging es der Familie nun sehr schlecht. Brauer emigrierte 1937 mit seinem Sohn in die USA. Seine Frau und Tochter folgten 1938. Nach dem Zweiten Weltkrieg zurück nach Hamburg, wurde Brauer im Oktober 1946 zum Ersten Bürgermeister Hamburgs gewählt. Hauptschwerpunkt seiner Arbeit: Der Wiederaufbau Hamburgs. Zur Entnazifizierung hatte er folgende Einstellung: Diese sollte „zwar ‚hart, aber gerecht‘ ausfallen, jedoch sei die ‚mechanische Anwendung von Entnazifizierungsmethoden‘ nicht günstig: dies schaffe ‚unnötige neue Ungerechtigkeit und Bitternis‘. Nur mit den ‚Treuen, die dem grauenvollen Druck Hitlers mutig standhielten‘, könne der Wiederaufbau nicht gelingen, auch die Vergewaltigten, Mißbrauchten und Überredeten, die ehrlich bereit sind, umzulernen und einen neuen Anfang zu machen‘, müßten einbezogen werden. Daß Brauer sogar die Sekretärin des vormaligen Gauleiters und Reichsstatthalters Karl Kaufmann in seine Dienste übernahm, mochte diese Bereitschaft symbolisieren.“ 1) Brauer wollte, dass die Entnazifizierung so schnell wie möglich beendet wurde. So sagte er am 18. August 1947 in seiner Haushaltsrede: „Im ganzen sollte alles getan werden, daß der Prozeß der politischen Säuberung unseres Volkes jetzt so bald wie möglich zum Abschluß kommt‘. (...) Im Hintergrund dieses Wunsches nach einem Schlußstrich, der von der breiten Mehrheit der deutschen Öffentlichkeit, nicht zuletzt von den Kirchen, geteilt wurde, stand wiederum Brauers rundum positive Sicht auf die deutsche Bevölkerung. Gegen Vorwürfe ausländischer Presseorgane gewandt, betonte er, ‚daß in der Hamburger Verwaltung nur Beamte aktiv tätig sind, die sich von nationalsozialistischer Belastung gereinigt haben. Es ist doch ein Unterschied, ob jemand freiwillig der NSDAP beitrug oder ob ganze Gruppen unter Terrorandrohung hineingezwungen wurden.‘ Zu dieser Sicht der Dinge paßte es, daß sich Brauer in seiner Rede von einem Manuskript des Hamburger Archivars Kurt Detlev Möller beeindruckt zeigte, in dem die Verdienste der lokalen NS-Führung, an der Spitze der Gauleiter Kaufmann, um die kampflose Übergabe Hamburgs an die Briten hervorgehoben worden waren. Als Brauer das Buch, das im Auftrag der Bürgerschaft geschrieben worden war,



den Abgeordneten Ende 1947 vorlegte, sorgte es für einen Eklat. Gerade im ‚Dritten Reich‘ verfolgte Mandatsträger verboten sich die peinliche Gloriole um die Hamburger NS-Führung, die Brauer offenbar nicht problematisch gefunden hatte.“ 2) In den frühen 1950er-Jahren lässt sich Brauers „im Vergleich zu den meisten Vertretern der politischen Klasse weiterer Blick (...) nur im Zusammenhang mit der bundesdeutschen Kultur der frühen 50er-Jahre erfassen, der dunklen Zeit sozialer und politischer Integration belasteter Funktionseliten und des Schweigens über die deutschen Verbrechen. Sein Drängen auf eine rasche Ratifizierung des Wiedergutmachungsvertrags mit Israel und seine klare Stellungnahme gegen Forderungen aus Bonner Regierungskreisen nach einer ‚Generalamnestie‘ für NS-Täter waren in diesem Zusammenhang nicht selbstverständlich und sehr wichtig. In seiner Haushaltsrede bemerkte er mit einiger Bitterkeit: ‚Ich fürchte, wir sind bald soweit, daß wir Pensionen für Leute bezahlen müssen, die als reine Parteibeauftragte der NSDAP durch Parteibefehl in ihre Position gebracht worden sind.“ 3) Brauer war ein Machtmensch und lebte ganz für die Politik. Ein Privatleben war wohl kaum möglich. Familienangehörige empfanden eine Distanz zwischen ihm und ihnen. „(...) so erinnert sich seine jüngste Schwester. [Diese Distanz] sei nach der Rückkehr aus dem Exil eher noch größer gewesen als vor 1933. Auch Brauers Frau Erna habe ‚nicht begriffen, was wir erlitten haben‘, etwa hinsichtlich der sippenhaftartigen Schikanen der Nationalsozialisten – alle Geschwister und manche Neffen seien im ‚Dritten Reich‘ arbeitslos geworden. Max sei ‚so’n bißchen wirklichkeitsfremd‘ gewesen und habe gar nicht gemerkt, daß bei Besuchen für ihn ein Zimmer extra beheizt wurde.“ 4) Trotz seiner Erfolge empfanden ihn viele aus den Reihen der SPD als zu stur, zu dominant und zu autoritär. „Er peitschte die Entscheidungen durch, er hatte nicht mehr die Muße, alle Experten anzuhören. Es kam zu Spannungen, unter denen alle litten, auch Brauer, der so oft davon gesprochen hatte, daß die große Kunst des Regierens darin bestehe, Aufgaben und Verantwortlichkeiten zu delegieren und zu verteilen.“ 5) Bei den Bürgerschaftswahlen 1953 verlor die SPD. Es regierte daraufhin der Hamburg-Block (Bündnis aus CDU, FDP und anderen Parteien). Brauer weigerte sich zurückzutreten, beugte sich erst nach einem konstruktiven Mißtrauensvotum. Die Bürgerschaftswahlen 1957 gewann die SPD dann wieder, und Brauer wurde erneut Erster Bürgermeister. Es wurde jedoch vereinbart, dass er nur die erste Hälfte der Regierungszeit sein Amt ausüben und dann an Paul Nevermann [siehe: Paul-Nevermann-Platz, in Bd. 3 online] abgeben solle. Doch Brauer gab erst Ende 1960 sein Amt ab. Er „galt als wenig homosexuellenfreundlich. 1948 verließ er demonstrativ die Uraufführung von Hans Henny Jahnns Theaterstück ‚Armut, Reichtum, Mensch und Tier‘. Nachdem er 1957 zum zweiten Mal Erster Bürgermeister wurde, verschlechterten sich durch vermehrt stattfindende Razzien an den Treffpunkten die Lebensbedingungen der Homosexuellen. Bereits der Verdacht, dass ein



Beamter im Rathaus homosexuell sei, genügte, um diesen zu versetzen. In krassem Gegensatz dazu pflegte er privat Kontakt zu homosexuellen Künstlern. So zeigte er sich mit seiner Gattin neben Jean Cocteau und seinem Begleiter in einer Theaterloge. Als Gründungsmitglied von Brauer einen Orden erhielt, wies der Schauspieler in seiner Dankesrede auf diese Ungereimtheiten hin, indem er kundtat, dass er sich wundere, ausgezeichnet zu werden, obwohl doch jeder über ihn Bescheid wisse“, schreiben Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz in ihrem Buch „Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens der Hansestadt. 2. Aufl. Hamburg 2006, S. 315. Nach seinem Rücktritt 1960 als Bürgermeister blieb Brauer weiterhin politisch aktiv; besonders engagierte er sich in der Bewegung „Kampf dem Atomtod“. Ab 1961 war Brauer Abgeordneter des Bundestages. Als er 1965 keinen Listenplatz mehr erhielt, zog er sich – inzwischen 78 Jahre alt – enttäuscht aus der Politik zurück. In den nun „stillen Jahren intensivierte sich auch wieder der Kontakt zu seinen Geschwistern, der zuvor weitgehend abgebrochen war. Seinen 85. Geburtstag am 3. September 1972 verbrachte Max Brauer, von den Folgen eines Schlaganfalls schwer gezeichnet, aber aufrecht, im Rollstuhl sitzend.“ 6)

Quellen:

- 1) Axel Schildt: Max Brauer. Hamburger Kopfe. Hrsg. von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius. Hamburg 2002, S. 80.
- 2) a.a.O., S. 83.
- 3) a.a.O., S. 100.
- 4) a.a.O., S. 82f.
- 5) a.a.O., S. 92
- 6) a.a.O., S. 114.

- **Max-Brauer-Kai**, *Kleiner Grasbrook (1984)*, siehe: Max-Brauer-Allee.
- **Max-Eichholz-Ring**, *Bergedorf/Lohbrügge (1963)*: *Dr. Max Eichholz (1881-1943), Rechtsanwalt, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.* Stolperstein: Mittelweg 89. Max Eichholz kam am 3. Dezember 1881 in Hamburg zur Welt. Seine Eltern konnten ihm eine erstklassige Schulausbildung ermöglichen: Max Eichholz besuchte zunächst die Privatschule von Adolf Thomsen, bevor er auf das renommierte Wilhelmgymnasium überwechselte, wo er 1900 das Abitur bestand. Nach vierjährigem Jurastudium an den Universitäten Heidelberg, Marburg und Berlin wurde er an der Universität Freiburg i. Br. mit einer Arbeit über die Rechtsstellung des Kapitäns zum Dr. jur. promoviert. 1904 bestand er das Referendarexamen in Karlsruhe, 1905 folgte die Promotion zum Thema „Die Rechtsstellung des Kapitäns nach der Seemannsordnung vom 02. Juli 1902“. Bis zu seiner Assessorprüfung 1907 war Eichholz als Referendar im



Hamburger Justizdienst tätig. Dann entschloss sich der promovierte Rechtsassessor für den Weg in die Selbstständigkeit und eröffnete in der Hamburger Königstraße eine Anwaltspraxis.

Bei Kriegsausbruch meldete sich Max Eichholz als Freiwilliger zum kaiserlichen Heer. Wegen eines Augenleidens fand er zunächst Verwendung als Ausbilder in Bahrenfeld und Schwerin, ließ sich dann aber zum Feldartillerieregiment 35 versetzen, das – wie er wusste – für den Fronteinsatz vorgesehen war. Zunächst wurde Eichholz an der Ost- und später, nach dem Waffenstillstand mit Russland, an der Westfront eingesetzt. Während des Krieges wurde er zum Leutnant d. R. befördert und erhielt verschiedene Kriegsauszeichnungen, so das Eiserne Kreuz 2. Klasse, das Ehrenkreuz für Frontkämpfer und das Hanseatenkreuz.

Nach Kriegsende kehrte Eichholz in seine Heimatstadt zurück und nahm seine Tätigkeit als niedergelassener Anwalt wieder auf. 1919 heiratete er die Hamburgerin Adele (genannt Daisy) Elias. Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor, die 1920 und 1923 geboren wurden. Eichholz und seine Familie wohnten bis 1924 in der Haynstraße, bis 1937 in der Bebelallee und schließlich noch kurze Zeit am Mittelweg.

Im selben Jahr erfolgte der Beitritt zur „Deutschen Demokratischen Partei“ (DDP), die dem „Bürgerverein für Harvestehude und Rotherbaum“ nahestand, in dem sich Eichholz engagierte.

In den 1920er-Jahren gründete er zusammen mit zwei weiteren Rechtsanwälten die schon bald renommierte Sozietät „Dres. Eichholz, Ruscheweyh und Häckermann“. Die anwaltliche Zusammenarbeit mit dem SPD-Abgeordneten und späteren Bürgerschaftspräsidenten Herbert Ruscheweyh war die berufsbiographische Entsprechung der jahrelangen politischen Zusammenarbeit von SPD und DDP/DStP in der Bürgerschaft und im Senat der Freien und Hansestadt Hamburg.

Der Bürgerschaft gehörte Max Eichholz von 1920 bis zu ihrer Auflösung 1933 an. Seine zahlreichen bedeutenden Redebeiträge waren nicht nur Manifestationen glänzender Rhetorik und politischen Scharfsinns; sie lassen auch sein stetes Bemühen um den Kompromiss als oberstes Ziel politischer Willensbildung erkennen. Seine umfangreiche Ausschusstätigkeit mit einem Schwerpunkt in den Bereichen Bau, Finanzen und Soziales zeigt das breite Spektrum seiner politischen Arbeit. Eichholz ging es vor allem darum, administrative Effizienz mit seinem gesellschaftspolitischen Ziel der Milderung sozialer Ungleichheit zu verbinden.

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg war er Förderer der sog. „Volksheimbewegung“, deren Ziel es war, Kinder unterschiedlichen sozialen Hintergrunds in Freizeiten einander näherzubringen. Als Parlamentarier standen der „Bau von Wohnungen



für die minderbemittelte Bevölkerung" – heute als sozialer Wohnungsbau bezeichnet –, der Mieterschutz oder die Interessen der Kleinsparer im Mittelpunkt seiner Arbeit. Dass er dabei nie – wie er sagte – „die pekuniären Interessen des Staates" aus dem Auge verlor, lässt ihn als einen Politiker erscheinen, der seine Vision immer in enger Orientierung am Möglichen umzusetzen versuchte.

Als nach den Reichstagswahlen vom September 1930 die Nationalsozialisten reichsweit einen Stimmenanteil von über 18 % erreicht hatten und die bürgerlichen Mittelparteien mit einem programmatischen Rechtsruck dieser Entwicklung entgegenzusteuern suchten, warnte Eichholz vor einem Bruch der politischen Zusammenarbeit zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie. Diese sah er als Garanten für politische Stabilität sowohl im Reich als auch in den Ländern. Gleichzeitig forderte er ebenso wie sein Parteifreund, der langjährige Hamburger Bürgermeister Carl Petersen [siehe: Carl-Petersen-Straße], eine härtere Gangart des Staates gegenüber den radikalen Parteien: „Es ist ein Grundfehler von uns gewesen, mit denen, die nur die Diktatur anerkennen, über Demokratie zu streiten", so seine selbstkritische Einschätzung am 30. September 1930 vor der Hamburgischen Bürgerschaft.

Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten bedeutete für Eichholz einen tiefen Einschnitt in politischer, beruflicher und privater Hinsicht. Der im März 1933 „gleichgeschalteten" Bürgerschaft gehörte er nicht mehr an. Zwar konnte er zunächst noch seine anwaltliche Tätigkeit fortsetzen, war aber nach Erlass der Nürnberger Gesetze und dem damit verbundenen Ausschluss jüdischer Bürger aus der Staatsgemeinschaft zunehmenden Repressalien ausgesetzt. In den Jahren 1935 bis 1938 wurde Max Eichholz wiederholt verhaftet, ohne Gerichtsverfahren in die Konzentrationslager Fuhlsbüttel (KolaFu) und Sachsenhausen gebracht und dort in jeweils mehrwöchiger Haft schwer misshandelt. Als nach einer erneuten Verhaftung im Anschluss an die sog. „Reichskristallnacht" Adele Eichholz vehement bei den Behörden protestierte, wurde auch sie für einige Tage in „Schutzhaft" genommen und in Fuhlsbüttel interniert.

Mit dem Berufsverbot für jüdische Anwälte war Eichholz Ende 1938 gezwungen, seine seit 1935 allein geführte Anwaltspraxis aufzulösen. Trotz Entrechtung und Verfolgung hatte er es als Patriot bis dahin abgelehnt, in die Emigration zu gehen. Unter dem Eindruck einer zweimonatigen Haft im Anschluss an die Reichspogromnacht rang er sich zu Jahresbeginn 1939 schließlich durch, wenigstens seine Familie außer Landes zu bringen.

Adele Eichholz und ihre Söhne gingen zunächst nach Großbritannien, wo sie vorübergehend in Bristol und dann ab 1940 in Leeds wohnten. Eichholz' älterer Sohn Günter, der Ostern 1938 am Hamburger Johanneum seine Reifeprüfung



abgelegt und in Großbritannien ein Physikstudium aufgenommen hatte, diente in den Jahren 1942 bis 1946 als Wissenschaftsoffizier bei der Britischen Admiralität. 1947 verließen Daisy Eichholz und ihre Söhne England, um nach Vancouver in Kanada überzusiedeln. Adele Eichholz verstarb hier 1972.

Als Max Eichholz, seiner materiellen Existenzgrundlage beraubt, schließlich auch selbst Vorbereitungen für den Gang in die Emigration traf, wurde er am 10. März 1939 in Hamburg erneut verhaftet. Unter Anwendung der diskriminierenden und entrechtenden Bestimmungen der sog. „Nürnberger Gesetze“ von 1935 wurde Max Eichholz zu einer Zuchthausstrafe von fünf Jahren verurteilt. Er trat die Haft in Fuhlsbüttel an. Es folgte die Verlegung nach Bremen Oslebshausen, um dann erneut wieder nach Fuhlsbüttel verlegt zu werden. Schließlich wurde Eichholz am 10. Dezember 1942 nach Auschwitz deportiert und dort am 11. Januar 1943 ermordet.

Heute erinnert ein Straßenzug in Lohbrügge an diesen bedeutenden Hamburger Politiker.

Quelle:

Text mit freundlicher Genehmigung der Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg (Hrsg.) entnommen aus: Jörn Lindner/Frank Müller: „Mitglieder der Bürgerschaft – Opfer totalitärer Verfolgung“, 3., überarbeitete und ergänzte Auflage, Hamburg 2012.

- **Max-Emden-Weg**, Osdorf (2013): *Dr. phil. Max James Emden (1874-1940), Chemiker, Hamburger Kaufmann aus alter jüdischer Familie, Vorbesitzer des Geländes mit Villa Sechslinden, vom NS-Staat enteignet; Verfolgter des Nationalsozialismus.* So steht es auf dem Straßenschild, das dem Wanderweg jetzt seinen Namen gibt, der vom Hemmingstedter Weg südwärts zwischen Landhaus Sechslinden und Botanischer Garten Richtung S-Bahn zum Hesten führt. Die Benennung erfolgte anlässlich seines 140. Geburtstages zur Erinnerung an Max Emden und an das ihm auch von der Stadt Hamburg zugefügte Unrecht. Im Zusammenhang mit meinen [Joachim Winkelmann, die Hrsg.] Recherchen über Eduard F. Pulvermann hatte mich Herbert Cords auf den Hamburger Kaufmann und Polospieler Max Emden mit dem Landhaus Sechslinden aufmerksam gemacht. Im Juli 2012 habe ich den Antrag gestellt, Max Emden mit einem Weg auf seinem ehemaligen Besitz zu ehren.

Max Emdens Vorfahren sind seit 1794 im Hamburger Adressbuch am Zeughausmarkt und Mönkendamm verzeichnet, 1840 führt M. J. Emden am großen Neumarkt 40 ein „Engroslager für Bänder, aller Sorten Garn und Seide“.



Max James Emden, am 28. Oktober 1874 in Hamburg geboren, wächst in Harvestehude auf. Nach dem Maturitätsexamen am Wilhelm Gymnasium studiert er Chemie und Mineralogie in Heidelberg, Genf, Zürich und Leipzig, wo er 1898 zum Dr. phil. promoviert wird. Die zugrunde liegende Arbeit „Über die Reduktionsprodukte der Phenylglyoxyldicarbonsäure“ widmet er seinem hochverehrter Lehrer Professor Charles Graebe in Genf.

Seiner Militärpflicht genügt er bei dem 1. Leib-Husaren-Regiment Nr. 1 in Danzig. Als er 1904 als Teilhaber in die väterliche Firma M. J. Emden Söhne eintritt, residiert diese als „Engroshaus für sämtliche Waren der Textilindustrie, Ausstattung von Warenhäusern“ am Rödingsmarkt 64-66.

Max Emden begnügt sich nicht mit der Ausstattung von Warenhäusern; er baut seine eigenen. Zuerst das Oberpollinger in München, dann das KaDeWe in Berlin. Er betreibt die Warenhäuser nicht unter seinem Namen. Ihm gehören Grund und Boden und die Gebäude, die er verpachtet.

In Hamburg Kaufhaus Poetsch, Schulterblatt / Ecke Amandastraße; in Wandsbek Kaufhaus Petersen; in Danzig Gebrüder Freymann und weitere in Chemnitz, Plauen, Potsdam und Stockholm. Das Corvin-Warenhaus in Budapest wird 1926 eröffnet. Im selben Jahr verkauft Max Emden seine inländischen Warenhäuser und die Hamburger Engroslager GmbH in Neumünster an Rudolph Karstadt.

1906 lässt sich Max Emden, ein Freund der Reformarchitektur, das Landhaus Sechslinden von Wilhelm Fränkel bauen, der in Wien Prachtbauten wie das Hotel Sacher errichtet hat und nicht als Reformarchitekt bekannt geworden ist. Den kunstvoll angelegten Gartenpark, dessen Reste noch in Andeutungen auf dem jetzigen Schulgelände erkennbar sind, hat der Landschaftsarchitekt Leberecht Migge entworfen, der damals die Gartenbaufirma Jacob Ochs geleitet hat.

In den 1920er-Jahren kauft Max Emden das gesamte Gelände, das heute den Poloplatz und den Botanischen Garten umfasst.

Seine Ansichten über Architektur und Stadtgestaltung hat Max Emden in einer Artikelserie in den Hamburger Nachrichten dargelegt, die 1909 unter dem Titel „Hamburger Baukunst, eine Diskussion über diese Frage“ in der Buch- und Steindruckerei Arno Katzsch, Große Rainstraße 89 in Ottensen, gedruckt worden sind.

Sein Interesse an sozialen Fragen dokumentiert er 1919 in der bei Broschek verlegten Broschüre „Der natürliche Arbeitstag, eine Rechenaufgabe“, in der er festhält: „Das Leben der Industriearbeiter der großen Städte ist und bleibt menschenunwürdig“.



Max Emden ist ein kunstverständiger Sammler. Er schmückt sein Landhaus nicht nur mit Werken der Maler des 19. Jahrhunderts, Fayencen, Emaillekunst, Silber, Möbeln und Teppichen, sondern auch mit den Gemälden von Canaletto „Der Zwingergraben in Dresden“ und „Die Karlskirche in Wien“.

1922 wird er in die Verwaltungskommission der Hamburger Kunsthalle berufen.

Max Emden war als 19-jähriger zum protestantischen Glauben konvertiert. 1910 heiratet er die in Chile geborene Concordia Gertrud Hélène Anna, genannt Anita, Sternberg aus Klein Flottbek. Der Sohn Hans Erich verlebt seine Kindheit auf Sechslinden und dem Poloplatz, die Jugend im Schweizer Internat, bevor er zum Bankhaus Warburg nach New York geht.

1926 trennt sich das Ehepaar Emden. Max Emden zieht in die Schweiz, kauft die Brissago Inseln im Lago Maggiore und baut sich ein prächtiges Haus im Stil der italienischen Renaissance, das nun sein Lebensmittelpunkt wird. Von hier aus stiftet er 1928 dem Hamburger Poloclub das von Heinrich Amsinck im Bauhausstil errichtete Clubhaus.

Nach jahrelangem Widerstand der Schweizer Bundespolizei erhält er 1934 durch persönliche Intervention des Bundesrates Heinrich Häberlin das Schweizer Bürgerrecht. Aber auch als Protestant und Schweizer Bürger ist der „Hamburger Warenhausjude in Ascona“ weder vor den NS-Schmähungen in Josef Goebbels' „Angriff“ noch vor dem Zugriff auf sein Vermögen sicher.

1935 beginnt mit dem erzwungenen Verkauf seiner Klein Flottbeker Ländereien weit unter Wert an die Stadt Altona seine gezielte Demontage. 1937 verliert er sein Warenhaus in der Freien Stadt Danzig durch Boykott und geforderte „Steuerschulden“. Es folgen in schneller Folge die anderen Immobilien, bis ihm nur noch das Corvin-Warenhaus in Budapest bleibt, das von seinem Sohn geführt wird und diesem als Sicherheit dienen sollte. Den Verlust dieses Hauses erlebt Max Emden nicht mehr, er stirbt 1940.

Durch den Wegfall der Pachteinnahmen aus Deutschland ist Max Emden gezwungen, seine wertvolle Sammlung über den z.T. zwielichtigen, mit dem NS-System kooperierenden internationalen Kunsthandel zu verkaufen.

Wie die NS-Behörden Max Emden um sein Vermögen betrogen haben und wie bundesdeutsche Behörden, insbesondere nach 1990, bemüht sind, alle Ansprüche der Erben abzuwehren, hat Francesco Welti in seiner äußerlich etwas reißerisch aufgemachten Biographie „Der Kaufhaus-König und die Schöne im Tessin“ (2010) in erschütternder Genauigkeit beschrieben.

Insofern erübrigt sich zu der Verlautbarung vom Januar 2014 aus dem Bundesfinanzministerium jeder Kommentar: Die beiden Gemälde von Canaletto (s.o.), die im Besitz der Bundesrepublik Deutschland sind, seien 1938 aus der „sicheren



Schweiz“ gekauft worden. Das Kriterium „Raubkunst“ ist nicht anzuwenden. Eine Rückgabe an die in Chile lebenden Enkel ist nicht geboten.

Text: Joachim Winkelmann

- **Max-Eyth-Straße, Wilhelmsburg (1933):** Max von Eyth (1836-1906), Ingenieur, Schriftsteller, Mitbegründer der Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.
- **Max-Halbe-Straße, Wilstorf (1950):** Max Halbe (1865-1944), Dramatiker, Erzähler, Schriftsteller. Doch unterschrieb er am 22. Oktober 1933 das Gelöbnis treuester Gefolgschaft für Adolf Hitler.
- **Max-Herz-Ring, Farmsen-Berne (1996):** Max Herz (1905-1965), Unternehmer, Gründer der „Tchibo“ Kaffee AG, förderte die Trabrennbahn Farmsen.
- **Maximilian-Kolbe-Weg, Wilhelmsburg (1975):** Maximilian Kolbe (1894-1941), Franziskaner Pater, Gegner/Opfer des Nationalsozialismus. Kolbe war Sohn des deutschstämmigen Webers und Fabrikarbeiters und christlichen Buchhändlers Julius Kolbe und seiner Ehefrau Maria, geborene Dabrowska. Eltern und Geschwister Kolbes kämpften ab 1914 im Untergrund für die Befreiung des ehemaligen Kongress-Polen gegen die russische Besatzung; sein Vater Julius wurde dafür hingerichtet. Nach dem Tod ihres Mannes wurde die Mutter Benediktinerin.

In Lemberg – dem heutigen Lwów – besuchte Rajmund Kolbe eine Schule der Franziskaner und trat im Alter von 16 Jahren unter dem Namen Maximilian dem Minoritenorden (Mindere Brüder) der Franziskaner bei. Er konnte in Rom studieren und schon nach vier Jahren promovieren. Der begeisterte Marienverehrer wurde 1918 zum Priester geweiht. 1919 kehrte er nach Polen zurück als Lehrer für Philosophie und Kirchengeschichte am Priesterseminar der Franziskaner in Kraków. Daneben widmete er sich der publizistischen Arbeit und gab christliche Zeitungen und Zeitschriften heraus.



Nach einer Ruhepause aufgrund einer schweren Tuberkulose-Erkrankung gründete er 1927 in der Nähe von Warschau ein eigenes Missionszentrum, das sich der Jugend und Pressearbeit widmete und von starker Marienverehrung gekennzeichnet war. 1930 begab er sich zur Missionsarbeit nach Nagasaki in Japan; wieder war die Publizistik seine wichtigste Aufgabe. Er gründete zahlreiche neue Missionsstationen im fernen Osten; der Amateurfunk als „Verständigungsmittel gutwilliger Menschen in aller Welt“ war ihm dabei hilfreich. 1936 kehrte Kolbe in seine Heimat zurück und leitete dort weiterhin das von ihm gegründete Zentrum. Jedoch, die „Wahrheit gebietet den Hinweis, dass auch Kolbe nicht frei war vom Antisemitismus, der damals nicht nur in Nazi-Kreisen zuhause war“ (dieser historisch bedeutsame Hinweis im „Ökumenischen Heiligenlexikon“ wird unter www.heiligenlexikon.de/BiographienM/Maximilian_Kolbe näher erläutert).

Nach dem Überfall der Deutschen auf Polen im September 1939 fiel der engagierte Mann den Besatzern schnell unangenehm auf. Zusammen mit vierzig Ordensbrüdern wurde er kurzfristig inhaftiert. Im Februar 1941 wurde er erneut verhaftet und ins Vernichtungslager Auschwitz – dem heutigen Oswięcim – eingewiesen. Ein Grund dafür war, dass er in seinem Kloster mehr als 2.000 polnischen, griechisch-katholischen, ukrainischen und jüdischen Flüchtlingen Zuflucht gewährt hatte. Im KZ Auschwitz wirkte er weiter als Priester und Seelsorger. Im Juli 1941 wurden bei einem Appell vor dem KZ-Kommandanten Fritsch zehn Männer ausgesondert, die als Straffaktion wegen der Flucht eines Gefangenen in den Hungerbunker eingeschlossen werden sollten. Einer der Ausgesonderten, Franz Gajowniczek, schrie laut auf und erinnerte unter Tränen an seine beiden Söhne. Der am Appell teilnehmende Kolbe trat hervor und bot sein Leben für das des Familienvaters, was Fritsch akzeptierte.

Aus dem Hungerbunker habe man Kolbe tagelang singen und beten gehört. Nachdem die anderen neun Leidensgenossen schon verhungert waren, Kolbe aber noch wenige Lebenszeichen von sich gab, verabreichte der Lagerhelfer ihm schließlich eine tödliche Injektion mit dem Nervengift Phenol. Kolbe wurde 1971 seliggesprochen und von Papst Johannes Paul II. 1982 als Märtyrer heiliggesprochen. Das 1973 gegründete Maximilian-Kolbe-Werk (Hilfe für die Überlebenden der Konzentrationslager und Gettos) ging 1964 aus der Begegnung von Christen (Pax Christi) mit ehemaligen Häftlingen von Auschwitz hervor.

Zusammengestellt von Cornelia Göksu

Quellen:

wikipedia und Joachim Schäfer: www.heiligenlexikon.de



- **Max-Klinger-Straße**, Billstedt (1971): *Max Klinger (1857-1920), Bildhauer, Radierer, Maler.*
- **Max-Pechstein-Straße**, Billstedt (1971): *Max Pechstein (1881-1955), .Maler.*
- **Max-Schmeling-Park**, Harburg (2011): *Max Schmeling (1905-2005), Berufsboxer.* Über Max Schmeling schrieb Baruch Tenenbaum, Gründer der Internationalen Raoul-Wallenberg-Stiftung, einen Beitrag unter der Überschrift: Max Schmeling: Arischer Champion und Retter von Juden. „Der Boxer Max Schmeling, Weltmeister im Schwergewicht und weltbekannt durch die beiden Kämpfe mit Joe Luis, in denen er in den Vereinigten Staaten die Rolle des Schurken einnehmen musste, wird immer noch ungerechterweise mit Nazideutschland in Verbindung gebracht. Sein Titel und seine Figur wurden von Adolf Hitler für die nationalsozialistische Propaganda missbraucht, um arische Überlegenheit zu demonstrieren. Trotzdem hat sich Schmeling innerhalb und außerhalb des Rings stets als ein Ehrenmann gezeigt.

Erst viele Jahre später wurde bekannt, dass Schmeling während des Nationalsozialismus sein Leben riskiert hat, indem er jüdische Kinder in seinem Hotelzimmer versteckt und ihnen so die Flucht aus Deutschland ermöglicht hat. (...) Durch seinen sensationellen Sieg am 19. Juni 1936 über den afroamerikanischen Schwergewichtsboxer Joe ‚Brauner Bomber‘ Luis, den viele für den besten Boxer aller Zeiten in seiner Gewichtsklasse halten, wurde Schmeling, ein Mann mit liberalen Ansichten und einem jüdischen Manager, Max Jacobs, unfreiwillig zu einem Symbol für die vermeintliche Überlegenheit der nordisch-germanischen Rasse. In Nazideutschland wurde dieser Triumph – zu Schmeling's Unbehagen – in rassistischer Weise als ein Beweis für die Minderwertigkeit der ‚Neger‘ gefeiert. (...) Die Geschichte von Max Schmeling ist die Geschichte eines Helden, der während des Pogroms am 9. November 1938 das Leben von zwei jüdischen Jugendlichen, den Brüdern Lewin, gerettet hat. Ein Mann aus einfachen Verhältnissen, der im Konflikt mit dem Naziregime und Hitlers Rassenpolitik im Dritten Reich stand, ein Mann, der außerordentliche Großzügigkeit, Rechtschaffenheit und Menschlichkeit bewiesen hat und der trotzdem nie über diese Taten gesprochen hat. (...) Er brachte die Lewin-Söhne, Henry und Werner, in seine Suite im Excelsior-Hotel und hinterließ eine Nachricht am Empfang, dass er krank sei und nicht gestört werden möchte. Später, als die



Wellen des Hasses etwas abgeflaut waren, half Schmeling ihnen, das Land zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen. Sie konnten fliehen und gelangten in die Vereinigten Staaten, wo einer der Brüder, Henry, Eigentümer einer bekannten Hotelkette wurde. Erst 1989, als Henry Lewin Schmeling nach Las Vegas einlud, um ihm für seine lebensrettende Tat zu danken, wurde diese Episode bekannt. Bis heute ist Henry Lewin davon überzeugt, dass er und sein Bruder ihr Leben dem berühmten Boxer verdankten und dass dieser für diese humanitäre Tat sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg – Hitler, der nie überwinden konnte, dass Schmeling kein Parteimitglied werden wollte, hatte ihn zu den Fallschirmjägern eingezogen und mit selbstmörderischen Aufgaben betraut – boxte Schmeling fünf weitere Kämpfe, schaffte es jedoch nicht mehr zurück in die Top Ten.“

Aus: <http://www.hagalil.com/archiv/2001/11/schmeling.htm>

- **Max-Schmeling-Straße**, *Bahrenfeld (2010)*, siehe: Max-Schmeling-Park.
- **Maxstraße**, *Eilbek (1867)*: nach dem Sohn des Grundeigentümers Alexander B. Tornquist. Siehe auch: Tornquiststraße, Eimsbüttel ((1868): Alexander Bentalon Tornquist (1813-1889), Großgrundbesitzer, Grundstückbesitzer. Siehe auch Charlottenstraße, Emilienstraße, Henriettenstraße und Henriettenweg, in Bd. 2: Frauenstraßennamen: Biographien von A bis Z.
- **Maxstraßenbrücke**, *Eilbek (1907)*, siehe: Maxstraße.
- **Max-Tau-Straße**, *Lokstedt (1997)*: Dr. Max Tau (1897-1976), Lektor, Verleger, Schriftsteller, Verfolgter des NS-Regimes.
- **Max-Zelck-Straße**, *Niendorf (1986)*: Max Zelck (1878-1965), Pädagoge, Mitbegründer der „Jugendweihe“ in Hamburg. Gegner/Verfolgter des



Nationalsozialismus. Ging aber auch gegen die Homosexuellenpresse vor, siehe dazu den kritischen Bericht über Max Zelck, verfasst von Dr. Gottfried Lorenz, Mitverfasser zahlreicher Veröffentlichungen über die Homosexuellenverfolgung in Hamburg, unter www.mr3er.de/dr-lo/index.php?t=18c=91.

- **Maybachstraße**, Bramfeld (1957): *Wilhelm Maybach (1846-1929), Kraftfahrzeugkonstrukteur, Unternehmer.*
- **Meckelburgsweg**, Veddel (1929): *J. A. P. Meckelburg (1799-1885), Brauereibesitzer. Testamentarisch bestimmte Stiftung zur Unterstützung der Armen auf der Veddel.*
- **Meerweinstraße**, Winterhude (1928): *Wilhelm E. Meerwein (1844-1927), Architekt, Rathausbaumeister.*
- **Mehrenskamp**, Billstedt (1955): *Peter Mehrens (1886-1938), Maler, stellvertretender Gemeindevorsteher in Billstedt, Mitglied des Kreistages Stormarn.*
- **Mehringweg**, Eißendorf (1950): *Dr. Franz Mehring (1846-1919), sozialistischer Schriftsteller.*
- **Meinertstraße**, Sasel (1933): *Gustav Meinert (1860-1940), Land- und Gastwirt, Gemeindevorsteher in Sasel.*



- **Meißnerstraße, Eimsbüttel (1867):** Adolf Hermann Meißner (1816-1880), Grundeigentümer. Siehe auch: MarthasträÙe, in Bd. 2. Kaufmann, handelte mit Damast, Leinen, Wäsche. Die Fabrik stand in Bielefeld. Verheiratete mit Dorothea Johanna Louise Alardus (1817-1861), Tochter des Senators Alardus, der eine Kattundruckerei in Hamburg besaÙ.
- **Meister-Bertram-StraÙe, Barmbek-Nord (1929):** Bertram von Minden (um 1340 – 1414 oder 1415), Maler.
- **Meister-Francke-StraÙe, Barmbek-Nord (1929):** Meister Francke (um 1383 – um 1436), Maler.
- **Meistersingerweg, Rissen (1940):** nach der „Meistersinger“-Dichtung, auch Oper von Richard Wagner „Die Meistersinger“ = Handwerksmeister.
- **Meistertwiete, Othmarschen (1930):** nach den dort im 19. Jhd. wohnenden Handwerksmeistern.
- **Melahnweg, Langenhorn (1952):** Joh. H. Wilhelm Melahn (1837-1910), Schmied in Langenhorn.
- **Melanchthonstraße, Stellingen (1928):** Philipp Melanchthon (1497-1560), Theologe, Reformator.



- **Melhopweg**, *Wohldorf-Ohlstedt (1948): Wilhelm Melhop (1856-1943), Oberbaurat, Topograph, Heimatforscher.*
- **Mellmannweg**, *Wandsbek (1980): Friedrich Mellmann (1897-1972), Bürger-schaftsabgeordneter, Mitglied der Bezirksversammlung.*
- **Menckesallee**, *Eilbek (1880): A. J. F. Mencke (1825-1901), Grundeigentümer.*
- **Mendelssohnstraße**, *Bahrenfeld (1952): Jacob Ludwig Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809-1847), Komponist. Siehe bei: Geschwister-Mendelssohn-Stieg, in Bd. 2.*
- **Mendelstraße**, *Bergedorf/Lohbrügge (1964): Max Mendel (1872-1942), Kaufmann, Genossenschafter, Senator, Opfer des Nationalsozialismus. Stolperstein: Hammer Landstraße 59 und Rathausmarkt 1 (vor dem Hamburger Rathaus).*

Max Mendel wurde am 19.5.1872 in Hamburg in eine Familie hineingeboren, die schon seit etwa 100 Jahren in Hamburg ansässig war. Sein Vater betrieb einen Großhandel für Steinkohle und Sackleinen. Er schickte seinen Sohn Max auf das Realgymnasium des Johanneums. Mit 14 Jahren musste Max Mendel die Schule verlassen, weil er schwer erkrankte; davon blieb ihm eine lebenslange Gehbehinderung. Sein älterer Bruder Joseph gab ihm Privatunterricht, der ihn mit sozialistischem Gedankengut vertraut machte.

Max Mendel absolvierte eine Ausbildung in der väterlichen Firma und studierte anschließend in Berlin einige Semester Ökonomie und Sozialwissenschaften. 1900 übernahm er im Aufsichtsrat der „Produktion“, des Konsum-, Bau- und Sparvereins, die Funktion eines Schriftführers; 1909 wurde er in ihren Vorstand berufen. Als die Hamburgische Bürgerschaft 1911 eine Sondersteuer für Konsumgenossenschaften beschloss, gründete er als Gegenmaßnahme die Handelsgesellschaft Produktion, die für alle offen war. Gebäude der „Pro“-



Betriebe, wie die Genossenschaft und Handelsgesellschaft im Volksmund hieß, stehen bis heute im südlichen Teil Hamms.

Max Mendel wurde 1913 bei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde als Bankdirektor geführt. Seine erste Frau, Sophie, war längst gestorben. Er hatte danach Anna, geb. Lobatz, geheiratet. Aus dieser Ehe gingen die beiden Söhne Kurt, geb. 11.11.1903, und Robert, geb. 24.7.1907, sowie die Tochter Gertrud, geb. 26.5.1905, hervor. Familie Mendel wohnte in der Nähe der „Pro“ in der Diagonalstraße 8. Von 1925 bis 1929 saß Max Mendel für die SPD im Senat und war für Wirtschaftsfragen zuständig. Er wurde von verschiedenen Seiten, auch aus den eigenen Reihen, wegen seiner gemeinwirtschaftlichen Aktivitäten und seines Judentums angegriffen. Deshalb trat er freiwillig zurück.

Die Familie lebte großbürgerlich, gebildet, kultiviert, wie es sein Neffe Arie Goral-Sternheim in seiner Autobiographie „Jeckepotz“ höchst anschaulich beschreibt. 1932 wurde Max Mendel abermals Witwer und teilte die Wohnung mit seiner Schwiegermutter Bertha Lobatz in der Hirtenstraße 10, wo auch die Schwägerin Ida wohnte. Im Gefolge des offenen Antisemitismus wanderten die Söhne aus. Gertrud heiratete einen „Arier“, wodurch sie und ihr Sohn Ulrich [siehe: Wilhelm-Bauche-Weg] in Hamburg überleben konnten.

Von der Hirtenstraße aus zog Max Mendel mit Schwiegermutter und Schwägerin in die Hammer Landstraße 59, auf der Grenze zwischen „Oben“ und „Unten Hamm“. 1938 heiratete er seine Schwägerin Ida, die um zwei Jahre jüngere Schwester seiner zweiten Frau Anna. Ida wurde am 3. August 1880 in Schwedt geboren. Mehrfach lebten weitere Personen im Haushalt, die ihre angestammten Wohnungen hatten aufgeben müssen. Max Mendel bemühte sich vergeblich um eine Auswanderung.

1941 erlebten Mendels den unfreiwilligen Auszug ihrer Nachbarn Rosenbaum, als sie der Aufforderung zur Deportation nach Lodz folgten. Sie selbst wurden in ein „Judenhaus“ in Altona, Breite Straße 46, umquartiert. Dort erreichte sie der Aufruf zur Deportation in das Getto Theresienstadt am 19. Juli 1942.

Max Mendel starb drei Wochen nach seiner Ankunft im Getto, seine Schwiegermutter zwei Monate später. Ida Mendel starb am 18. Juni 1943 um 15 Uhr an einem Blutsturz im Gefolge einer Lungentuberkulose, wie die Todesfallanzeige ausweist.

Bei der Einweihung der Stolpersteine für die Familie Mendel wurde die wirtschaftliche Bedeutung Max Mendels für Hamburg mit der Albert Ballins verglichen. An Ballin erinnert der Ballindamm an der Alster, an Max Mendel die Mendelstraße in Lohbrügge.



Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 522-1, Jüdische Gemeinden, 92b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; StaH, 390 Wählerverzeichnis 1930; StaH, 922 e 2 Deportationslisten Bd. 5; StaH, BA Bln., Volkszählung 1939; StaH, Amt für Wiedergutmachung, Hamburg (AfW) 190572; Institut Theresienstädter Initiative/Nationalarchiv Orag, Jüdische Matriken, Todesfallanzeigen; Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bd. I-IV, hrsg. vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006; Arie Goral-Sternheim: Jeckepotz. Eine jüdisch-deutsche Jugend 1914-1933, Hamburg 1989; Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Hrsg.): Das Jüdische Hamburg. Göttingen 2006, S. 188f; Hamburgische Biographie. Personenlexikon. Hrsg. von Frank Kopitzsch und Dirk Brietzke, Bd. 1, S. 201f.

- **Mengestraße, Wilhelmsburg (1927):** *Adolf Menge (1856-1917), Erster Bürgermeister in Wilhelmsburg.*
- **Mensingstraße, Wilstorf (1893):** *Georg Wilhelm Mensing (?-?), Rittmeister, Verwaltungsoffizier, Leiter der Strafanstalt Harburg, Grundeigentümer.*
- **Menzelstraße, Groß Flottbek (1922):** *Adolph von Menzel (1815-1905), Maler, Graphiker.*
- **Merckelweg, Groß-Borstel (1948):** *Curt Merckel (1858-1921), Baudirektor.*
- **Mergellstraße, Harburg (1950):** *Eduard Arnold Mergell (1855-1929), Besitzer der Rathausapotheke, Mitbegründer der Harburger Leinöl- und Firnisfabrik (Harburger Ölwerke Brinckman und Mergell). Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*



- **Mergenthalerweg**, *Eidelstedt (1960): Ottmar Mergenthaler (1854-1899), Erfinder der Setzmaschine.*
- **Merkatorweg**, *Billstedt (1948): Gerhard Merkator (1512-1594), Kartograph der Seewarte, Schöpfer der Merkatorprojektion.*
- **Merkurring**, *Rahlstedt (1995): Merkur, altrömischer Gott des Handels.*
- **Mesterfeld**, *Eidelstedt (1929): Feld des Schulmeisters.*
- **Mesterfeldweg**, *Eidelstedt (vor 1928), siehe: Mesterfeld.*
- **Methfesselstraße**, *Eimsbüttel (1899): Albert Gottlieb Methfessel (1785-1869), Komponist, Dirigent.*
- **Mettlerkampsweg**, *Hamm (1928): David Christopher Mettlerkamp (1774-1850), Bleideckermeister, Chef der Hamburger Bürgerbrigade.*
- **Metzgerbrücke**, *Alsterdorf (1922): Wilhelm Metzger (1848-1904), Reichstagsabgeordneter.*



- **Meurerweg, Horn (1968):** *Dr. lic. Hinrich Meurer (1643-1690), Senatssyndikus, Bürgermeister.*
- **Meuronstieg, Winterhude (1929):** *Auguste de Meuron (1813-1898), Architekt.*
- **Meyerbeerstraße, Rahlstedt (1951):** *Giacomo Meyerbeer (1791-1864), Opernkomponist.*
- **Meyer-Delius-Platz, Langenhorn (1968):** *Dr. Hugo Meyer-Delius (1877-1965), Kinderarzt.*
- **Meyerhofstraße, Osdorf (1949):** *Prof. Dr. Otto Meyerhof (1884-1951), Biochemiker, Nobelpreisträger für Medizin.*
- **Meyerstraße, Heimfeld (1890):** *Heinrich Christian Meyer (1832-1886). Stockfabrikant (Rohr-, Stock- und Fischbeinfabrik) an der Nartenstraße 21/2. Sohn von Heinrich Christian Meyer (siehe: Stockmeyerstraße, in Bd. 3 online); Bruder von Bertha Ronge, geschiedene Traun, geborene Meyer*
Siehe auch: Traunweg, in Bd. 2; Bruder von Heinrich Adolph Meyer.
Siehe auch: Charitas-Bischoff-Treppe, in Bd. 2.
Siehe auch: Amalie-Dietrich-Stieg, in Bd. 2.
Heinrich Christian Meyer war der Sohn des Hamburger Großindustriellen gleichen Namens (1797-1848), der auch als „Stockmeyer“ bekannt war (siehe: Stockmeyerstraße in Bd. 3 online). Dieser hatte 1817 in der Hamburger Altstadt einen Handwerksbetrieb für die Herstellung von Spazierstöcken und Regenschirmen mit elfenbeinverzierten Knäufen gegründet. 1836 war die kleine Manufaktur zu einem Industriebetrieb mit rund 300 Beschäftigten mit Sitz auf



Grasbrook expandiert, in dem die Rohstoffe Stuhlrohr, Elfenbein und Fischbein (Walfischbarten) verarbeitet wurden.

Nach dem Tod des Vaters 1848 ging die Firma zunächst an den zehn Jahre älteren Bruder Heinrich Adolph und den Schwager Friedrich Traun (siehe auch: Traunweg in Bd. 2 und Heinrich-Traun-Platz in Bd. 3 online) über. Heinrich Christian Meyer selbst war zwar seit seiner Kindheit mit der väterlichen Firma vertraut und hatte auch schon im Betrieb mitgearbeitet, doch er sollte zuerst eine Ausbildung machen, bevor er in das Unternehmen eintrat. So studierte er ab 1851 das neue Fach Chemie bei Justus Liebig an der Universität Gießen. Das Erlern sollte der eigenen Warenproduktion zugutekommen. Nach dem Studium ging er nach England, dem damaligen Zentrum der industrialisierten Welt, und kehrte 1853 von London nach Hamburg zurück, wo er nun in die Geschäftsleitung des Familienbetriebs einstieg.

Die Rohstoffe importierte die Fabrik aus den Kolonien der europäischen Großmächte; eigene Handelsniederlassungen wurden in Südafrika, Ägypten, Indien, Hongkong und Thailand gegründet. Das "Malakkarohr" für die Spazierstöcke und das als Sitzgeflecht verwendete Rattan wurden aus südostasiatischen Ländern über Holland nach Hamburg importiert. Malakka, einst von den Holländern annektiert, gehörte ab 1824 bis zur Unabhängigkeit 1957 zur britischen Kronkolonie Straits Settlements. Malaka (malaiisch: Melaka) ist heute Stadt und Bundesstaat in Malaysia.

1864 gründete Heinrich Adolph Meyer eine eigene Fabrik zur Elfenbeinverarbeitung („Elfenbeinmeyer“) in Hamburg-Barmbek. Für die Einfuhr aus der damaligen Kolonie „Deutsch-Ostafrika“ (heute Tansania, Ruanda, Burundi) eröffneten die Hamburger Brüder eine Handelsniederlassung auf Sansibar. *Heinr. Ad. Meyer* war Ende des 19. Jahrhunderts Europas größter Produzent von Luxusartikeln aus Elfenbein. Die Faktorei auf Sansibar rüstete lange Karawanen mit bis zu 600 Trägern aus. Ihre Agenten kauften die Elfenbeinbestände an den Hauptsammelplätzen an der ostafrikanischen Küste auf. Zwischen 1840 und 1890 verdreifachte sich die Gesamteinfuhr von Elfenbein über Hamburg auf 18.200 kg pro Jahr; der Kilopreis kletterte von 10 auf 25 Mark. Von 1880 an wurden durchschnittlich 65.000 Elefanten pro Jahr abgeschlachtet. Die Stoßzähne mussten aus immer weiter entfernten Regionen in den Savannen und Urwäldern geholt werden. Den Handelshäusern war nicht entgangen, dass sich die Elefantenbestände dramatisch dezimierten. Im Geschäftsbericht der Firma *Heinr. Ad. Meyer* 1889 wurde bedauert: „Wahrlich ein trauriges Bild der Hinschlachtung dieses größten Repräsentanten einer aussterbenden Thierwelt (...)“. Dem aufstrebenden Hamburger Fabrikanten schien die Lösung schon nahe: die Zählung des afrikanischen Elefanten, die den Bestand sichern sollte.



Der Raubbau in Ostafrika hatte gravierende Folgen für Mensch und Natur. Entlang der Karawanenrouten wurden die Kolonisierten häufig zu extrem anstrengenden Trägerdiensten gezwungen. Das gewaltsame Vordringen der europäischen Händler, die zunehmende Militarisierung weiter Regionen des Binnenlandes, die Überfälle auf die Dörfer und die Ausschaltung des lokalen Zwischenhandels führten zu Hungersnöten und Epidemien. Als sich 1888 die Bevölkerung gegen die aggressive Landnahme durch die *Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (DOAG)* von Carl Peters erhob, war es der Agent G.W.H. Westendorp der Firma *Heinr. Ad. Meyer*, der ausdrücklich um eine militärische Offensive aus Deutschland bat. Die „Schutztruppe“ unter Hermann Wissmann (siehe: Wißmannstraße) und die kaiserliche Marine schlugen den sog. „Araber-Aufstand“ blutig nieder; zahlreiche „Strafexpeditionen“ ins Landesinnere verfolgten der Taktik der „verbrannten Erde“.

Mitte des 19. Jahrhunderts war es dem US-amerikanischen Erfinder Charles Goodyear gelungen, Naturkautschuk zu vulkanisieren und somit als Gummi für die Reifenherstellung der rasant wachsenden Autoindustrie nutzbar zu machen. Als ab 1850 Hartgummi auf den Markt kam, befürchtete Heinrich Christian Meyer Konkurrenz zum Werkstoff Fischbein. Daher erwarb er 1851 die Europa-Lizenz zur Produktion von Hartgummi. Als Fischbeinersatz eignete sich Hartgummi kaum, dafür ließen sich daraus hochwertige Kämmen herstellen.

Naturkautschuk war wie Elfenbein ein knapper und begehrter Rohstoff, der anfangs aus Kolumbien und Panama importiert wurde. Nachdem die dortigen Wildkautschukbestände ausgebeutet waren, ging in Brasilien der Raubbau weiter. Für den Nachschub zwangen die Agenten der Kolonialkaufleute die indigene brasilianische Bevölkerung mit Waffengewalt, immer weiter in den Urwald vorzudringen. Der Kongo mit seinen riesigen Beständen an Wildkautschuk wurde ab 1885 zur Privatkolonie des belgischen Königs Leopold II. Wer die Kautschukerntequoten nicht erfüllte, wurde verstümmelt oder getötet. Die Hälfte der kongolesischen Bevölkerung, etwa zehn Millionen Menschen, wurde ermordet. Die „Kongo-Gräuel“ konnten nur unter öffentlichem Druck gestoppt werden. In den deutschen Kolonien in Afrika gründeten Hamburger Handelshäuser groß angelegte Kautschukplantagen und handelten auch mit geschmuggeltem Kautschuk aus dem Kongo.

1854 hatte *H.C. Meyer jr.* die Stockproduktion und Stuhlröhrenverarbeitung nach Harburg verlegt. Die Stadt im Königreich Hannover bot als Industriestandort im Vergleich zu Hamburg entscheidende Vorteile: Sie gehörte zum Deutschen Zollverein und verfügte über einen weiten Absatzmarkt im Hinterland. Für die Hartgummiproduktion kaufte das Unternehmen nun ein großes Grundstück an der Nartenstraße und baute eine neue Fabrik, die *Harburger Gummi-Kamm-Compagnie*. Weitere Industrien zogen nach, der Hafen wurde erweitert. Harburg



avancierte bis Anfang des 20. Jahrhunderts zu einem in Europa führenden Zentrum für Kautschuk- und Palmölverarbeitung.

In dieser Zeit kamen Holzstühle mit Rattansitz in Mode, woran *H. C. Meyer jr.* gut verdiente. Sie entwickelte sich zur weltgrößten Stuhlrohrfabrik mit rund 1.000 Mitarbeitern. Das Stuhlrohr bezog sie nun unter Ausschaltung der ostindischen Händler direkt von *Behn, Meyer & Co.*, ihrem Agenten in Singapur. Diese erste deutsche Handelsniederlassung in dem asiatischen Stadtstaat hatten Hamburger Kaufmänner Theodor August Behn und Valentin Lorenz Meyer bereits 1840 gegründet. 1895/96 erwarb *H. C. Meyer jr.* selbst ein Grundstück in Singapur und baute dort eine Wasch- und Schwefelanlage. Nach den Stationen Singapur und Harburg wurden die Rohrhalbfabrikate zur Fertigung an das Tochterunternehmen in New York verschifft. Zwischen 1864 und 1873 stieg der Nettogewinn des Unternehmens aus der Stuhlrohrverarbeitung von 4.677 auf 245.667 Mark Banco an.

Im Stil der „Villa Hügel“ des Essener Großindustriellen Alfred Krupp ließ Heinrich Christian Meyer 1869 die „Villa Meyer“ inmitten eines weitläufigen Harburger Parkgeländes bauen. Der Park ist heute ein Naherholungsgebiet im Besitz der Stadt Hamburg, die ehemalige Kaufmannsvilla jetzt Verwaltungsgebäude des Krankenhauses *Mariahilf*.

1873 übernahmen die Söhne Friedrich Trauns die *Harburger Gummi-Kamm-Compagnie* und schieden aus der Firma *H.C. Meyer jr.* Aus. Damit wurde Heinrich Christian Meyer alleiniger Inhaber. Er leitete noch den Firmenumzug nach Harburg ein, bevor er mit 54 Jahren starb. Seeblockaden im Ersten Weltkrieg verhinderten Stuhlrohrlieferungen aus Asien, was den sukzessiven Niedergang der Firma einleitete. An *H.C. Meyer jr.* erinnert heute nur noch ein kleines Gebäude an der Nartenstraße in Harburg.

In der benachbarten Lagerhalle der Firma *H.D. Cotterell & Co.* in der Nartenstraße brach am 3.1.2012 ein gigantisches Feuer mit gravierenden Folgen für die Umwelt aus. 2.000 Tonnen Kautschuk und 10.000 Liter Heizöl fachten einen Großbrand an und hinterließen, mit dem Löschwasser vermischt, eine zähklebrige Masse, die in die Siele und Fleete floss. Offenbar hatte das Unternehmen keine behördliche Genehmigung zur Lagerung von Kautschuk.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

Quellen:

Dieter Rednak: Heinrich Christian Meyer (1797-1848) – genannt „Stockmeyer“. Vom Handwerker zum Großindustriellen, eine biedermeierliche Karriere. Hamburg, 1992; H. C. Meyer jr., in: Historisch-biographische Blätter, Berlin, 1905/06, Bd. 7, Der Staat Hamburg, Lfg. 2, Onlinefassung URL: <http://resolver.sub.uni-hamburg.de/goobi/PPN683965336> (letzter Zugriff 10.9.2014); Arnold Otto Meyer, in: Historisch-biographische Blätter, Berlin, 1905/06, Bd. 7, Der



Staat Hamburg, Lfg. 1, Onlinefassung URL: <http://resolver.sub.uni-hamburg.de/goobi/PPN683963104> (letzter Zugriff 10.9.2014); Hans-Dieter Feger: Geschichte und wirtschaftliche Entwicklung des Kautschuks, Innsbruck, 1973, Zusammenfassung online unter www.ahauser.de/deutsch/services/Kautschukgeschichte/frame_kautschuk.htm (letzter Zugriff 1.9.2014); T.F. Hanausek: „Stöcke“, in: Otto Lueger (Hrsg.), Lexikon der gesamten Technik, 2. Aufl., Stuttgart, 1904-1920, Onlinefassung, URL: [www.zeno.org/Lueger-1904/A/St%C3%B6cke; „Meyers Park“, online unter: \[www.hamburg.de/parkanlagen/3068184/meyers-park/\]\(http://www.hamburg.de/parkanlagen/3068184/meyers-park/\); Heiko Möhle: Branntwein, Bibeln und Bananen, Hamburg, 1999; Museum der Arbeit, New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie, Onlinefassung URL: <http://www.museum-der-arbeit.de/de/staendige-ausstellungen/new-york-hamburger-gummi-waaren-compagnie.htm#.VGclQCi9cXI> \(letzter Zugriff 15.11.2014\); Eckhard Freiwald, Gabriele Freiwald: Hamburgs alte Fabriken – einst und jetzt, S. 86, Onlinefassung URL: \[books.google.de/books?id=ODQIWyaZ3q8C&pg=PA86&lpg=PA86&dq=heinrich+adolph+meyer+elfenbein&source=bl&ots=7IErQUVDpD&sig=aWz8Kg2_kBnJ8T4CuuK27fg8UFA&hl=de&sa=X&ei=4UpnVK-YEMK-P1b0gMAH&ved=0CDMQ6AEwBg#v=onepage&q=heinrich%20adolph%20meyer%20elfenbein&f=false\]\(https://books.google.de/books?id=ODQIWyaZ3q8C&pg=PA86&lpg=PA86&dq=heinrich+adolph+meyer+elfenbein&source=bl&ots=7IErQUVDpD&sig=aWz8Kg2_kBnJ8T4CuuK27fg8UFA&hl=de&sa=X&ei=4UpnVK-YEMK-P1b0gMAH&ved=0CDMQ6AEwBg#v=onepage&q=heinrich%20adolph%20meyer%20elfenbein&f=false\) \(letzter Zugriff 15.11.2014\); Hamburger Abendblatt, Abgebrannte Halle: War die Lagerung von Kautschuk illegal? , <http://www.abendblatt.de/hamburg/article2155859/Abgebrannte-Halle-War-die-Lagerung-von-Kautschuk-illegal.html> \(letzter Zugriff 15.12.2014\)](http://www.zeno.org/Lueger-1904/A/St%C3%B6cke;_Meyers_Park)

- **Michael-Hering-Weg**, *Billstedt (1962): Michael Hering (1570-1633), Verleger.*
- **Michaelisbrücke**, *Neustadt (1882), Verbindung zum Michaeliskirchspiel und der dortigen St. Michaeliskirche, die dem Heiligen Michael geweiht ist.*
- **Michaelispassage**, *Neustadt (1983), in Anlehnung an die Michaelisstraße.*
- **Michaelisstraße**, *Neustadt (1899), Hinweis auf St. Michael*
- **Michael-Pritzl-Weg**, *Bergedorf/Allermöhe (1997): Michael Pritzl (1907-1995), Maschinenbauer, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Michael Pritzl war von März 1921 bis 1931 Mitglied der SAJ, vom 1. Mai 1926 bis 1931*



Mitglied der SPD, ab Oktober 1931 Mitglied der SAP und in dieser Zeit bis 1933 Vorsitzender der SAP Bergedorf. Außerdem war er von 1922 bis 1933 im Deutschen Metallarbeiterverband organisiert. Er wohnte im Stadtteil Lohbrügge im Dünenweg 1 im 1. Stock. Die Brüder Michael und Hermann Pritzl waren in der NS-Zeit Mitarbeiter einer illegalen Druckerei der sozialistischen Arbeiterpartei in der Heysesstraße. Michael und Hermann Pritzl, Hans und Richard Stoll (siehe: Hans-Stoll-Straße), Walter Becker (siehe: Walter-Becker-Straße) und Anni Bartels druckten den „Spartakusbrief“, der in Norddeutschland verteilt wurde. Nach Verrat wurde Richard Stoll zu 2 ½ Jahren Gefängnis verurteilt. Die anderen konnten nach Dänemark fliehen. Von dort ging die Widerstandstätigkeit weiter. Nach der Besetzung Dänemarks wurde Michael Pritzl an die Gestapo Hamburg ausgeliefert und zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt. Er wurde wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt und kam von 1940-1942 ins Internierungslager Kopenhagen.

Quelle:

Erklärung vor dem Komitee ehemaliger pol. Gefangener Hamburg. Quelle: Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten, Landesvereinigung Hamburg, Aktenbestand des Komitees ehemaliger Gefangener.

- **Michel-Nathan-Weg, Bergedorf (2014):** *Michel Nathan (auch Michael, geb. 1812 in Bergedorf, Todesdatum unbekannt), jüdischer Kaufmann, erwarb 1838 das Bürgerrecht, seine Familie errichtete 1842 den ehemaligen jüdischen Begräbnisplatz am Gojenbergsweg, gründete mit seinem Bruder Heinrich Nathan 1854 die erste Bergedorfer Glashütte am Schleusengraben.*
- **Michelsenweg, Hammerbrook (1996):** *L. W. C. Michelsen (1844-1920), Enkel des Gründers der Firma Michelsen, kaiserlicher Hoflieferant.*
- **Middendorfstraße, Barmbek-Nord (1951):** *Friedrich Middendorf (1842-1903), Schiffbauingenieur, Direktor des Germanischen Lloyd, leistete Wichtiges für die Schiffssicherung.*



- **Milcherstraße**, *Groß Flottbek (vor 1895): nach dem Milchhändler Schutt in Groß Fottbek.*
- **Mildestieg**, *Barmbek-Nord (1914): Carl Julius Milde (1803-1875), Maler, Lithograph.*
- **Millöckerweg**, *Rahlstedt (1950): Karl Millöcker (1842-1899), Operettenkomponist.*
- **Mimeweg**, *Rissen (1951): Mime, der weise Schmied im Nibelungenlied. Siehe auch: Kriemhildstraße, Brunhildstraße, Siegrunweg und Uteweg, in Bd. 2.*

Der Schmied wird in deutschen Heldensagen Mime genannt. Er gilt als zauberkundig. In Richard Wagners Oper „Siegfried“ bildet er den jungen Siegfried (siehe: Siegfriedstraße, in Bd. 3 online) als Schmied aus – und ist der Bruder des Zwergs Alberich (siehe: Alberichstieg, in Bd. 3 online).

Text: Birgit Kiupel
- **Mirowstraße**, *Barmbek-Süd (1906): A. H. C. Mirow (1840-1900), Bürgerschaftsmitglied.*
- **Mistralstraße**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1950): Frédéric Mistral (1830-1914), Dichter, Nobelpreisträger für Literatur.*
- **Mittelkamp**, *Marienthal (vor 1933): Jürgen Mittel (?-?), erster Küster und Lehrer in Wandsbek.*



- **Möllers Kamp**, Bergedorf (1949): Claus Möller (1735-1770), Grundstücksbesitzer.
- **Möllers Treppe**, Blankenese (um 1927): Claus Möller (1802-1873), Reeder, Kapitän, Grundstücksbesitzer.
- **Mönckebergkai**, Steinwerder (1902): siehe: Mönckebergstraße
- **Mönckebergstraße**, Altstadt (1908), Dr. Johann Georg Mönckeberg (1839-1908), Senator, Bürgermeister von Hamburg. Siehe auch: Ackermannstraße, in Bd. 2. Hier: Charlotte Ackermann.

Johann Georg Mönckeberg war seit 1867 mit **Elise Mathilde Borberg** verheiratet, eine Adoptivtochter des Senators Adolph Tesdorpf (siehe: Tesdorpfstraße in Bd. 3 online). „Sie war ein Gewinn nicht nur für ihn, sondern auch für Hamburg. Hochmusikalisch und vielseitig gebildet, von großem Charme und heiterer Gemütsart war sie die ideale ‚First Lady‘. Der Umgang mit Menschen, gleich welcher Art und welchen Standes, wurde ihr leicht (...).“¹ Das Paar hatte neun Kinder, geboren zwischen 1868 und 1886. „Seine eigenen Kinder versuchte Mönckeberg, wenn er es für nötig hielt, bei abweichender Meinung mit Argumenten zu überzeugen. Auf der anderen Seite aber war er auch ihren Vorstellungen zugänglich; und manches von dem, was er von seinen Kindern erfuhr, hat sicherlich bei ihm Nachwirkungen gezeitigt: So, (...) wenn er anlässlich der 24. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Hamburg im Oktober 1907 auch den Frauen das Recht auf außerhäusliche Tätigkeit zugestand. Als Patron der Unterrichtsanstalten des Klosters St. Johannis nahm Mönckeberg an den Beratungen teil, die das Ziel eines realgymnasialen Abiturs für Mädchen zum Inhalt hatten (...).“² Finanziell hatte der Familienvater Johann Georg Mönckeberg so seine Sorgen. Dazu schrieb er selbst: „Als ich vor sechseinhalb Jahren in den Senat gewählt wurde, mußte es mir alsbald klar sein, daß ich von meinem Gehalt allein nicht standesgemäß werde leben können. Ich rechnete, daß ich die Ausgaben für Wohnung ungefähr durch die Zinsen meines kleinen Kapitalvermögens (Mitgift meiner Frau und



Ersparnisse während der Jahre meiner Advokatur) werde decken können; mein übriger Jahresverbrauch überstieg aber die Einnahme nicht wesentlich, welche ich aus meinem Gehalt habe. Im Laufe der Jahre hat sich das leider geändert: Die Ausgaben sind erheblich gewachsen mit der Zahl und dem Heranwachsen der Kinder; auch das Amt bringt manche Ausgaben mit sich (...). Das Resultat ist, daß ich alle Jahre einen ziemlichen Betrag vom Kapital aufzehren muß. Das ist ein unbehaglicher Zustand.“ 3) Nach dem Tod seiner Schwiegereltern Tesdorpf, die sehr vermögend gewesen waren – die Schwiegermutter überlebte ihren Mann und starb 1888 –, wurde das Ehepaar Mönckeberg durch die Erbschaft reich.

Mönckebergs Schwester, die unverheiratete **Clara Mönckeberg** (1848-1910) hatte ihr Leben der Wohltätigkeit verschrieben. Zu ihrer Beerdigung erschienen im Sterbehaus Hagedornstraße 25 Vertreterinnen mehrere wohltätiger Frauenvereine, so vom Vorstand des Sievekingschen Vereins für Armen- und Krankenpflege (siehe: Amalie-Sieveking-Weg), Bewohner des Merck Stiftes (siehe: Ernst-Merck-Brücke und Ernst-Merck-Straße, in Bd. 3 online), der Verein Sommerfrische für ältere arme Leute und Schwestern des Kinder-Hospitals.

Mönckebergs Schwiegertochter war **Vilma Mönckeberg-Kollmar**, geb. Pratl (1892-1985), Gründerin der W.O.M.A.N., Schauspielerin, Rezitatorin. Sie war die Tochter eines österreichischen Beamten. Ihre schulische Ausbildung erhielt sie in Deutschland, wo sie von 1909 bis 1910 in Berlin die Schauspielschule besuchte. Zwischen 1910 bis 1913 hatte sie Engagements in Lüneburg und am Hamburger Schauspielhaus. Doch ihr wurde kein Talent bescheinigt. So heiratete sie 1913 den Juristen Dr. Dr. Adolf Mönckeberg, den Sohn des Bürgermeisters Johann Georg Mönckeberg, und entdeckte das Märchenerzählen. Wie sie dazu kam, beschrieb sie im Schlusskapitel ihres Buches „Das Märchen und unsere Zeit“: „Auch ich hatte keine Beziehung zum Märchen. Aber da erschien im Eugen-Diederichs-Verlag die große Märchensammlung ‚Märchen der Weltliteratur‘, und mein Mann, der viel gebildeter als ich war, machte mir klar, daß Märchen nicht Kindergeschichten sondern Menschheitsgeschichte seien, wohl wert, sich dahinein zu vertiefen. Darum schenkte ich ihm zu unserem ersten Weihnachten die ersten beiden Bände der Diederichschen Sammlung. Es war unser erstes und auch letztes Weihnachtsfest, denn dann kam der Krieg, und die Männer fielen – auch mein Mann fiel. Ihm zum Gedenken sammelte ich die Märchen weiter. Ihm zum Gedenken las ich sie – immer wieder. Eines Tages bekam ich Lust, eines der Märchen – es war die ‚Jungfrau Marleen‘ – laut zu lesen. Das klang wie Musik, und darum las ich es immer wieder laut – bis ich das Buch nicht mehr brauchte. Da bekam ich Lust, das Märchen jemandem zu erzählen, aber da war niemand. Ich ging vor einen Spiegel und erzählte es mir selber. Dabei bemerkte ich, daß das Märchen nicht nur die Stimme, sondern auch



die Gestik und Mimik des Erzählers brauchte – also die ganze Person. Und noch mehr Personen: die Zuhörer.“ 4) Sieben Monate nach dem Tod ihres Ehemannes kam der Sohn Jasper Adolf auf die Welt. Von 1917 bis 1919 studierte Vilma Mönckeberg-Kollmar an den Universitäten Berlin und Hamburg Phonetik, Sprecherziehung und Literatur. 1918 heiratete sie den holsteinischen Kaufmann Kollmar. Ein Jahr später erhielt sie an der Universität Hamburg eine Anstellung als Lektorin für Sprecherziehung und Vortragskunst. Im selben Jahr begannen ihre Vortragsabende mit Volksmärchen der Weltliteratur, die sie in viele europäische Länder führten. Ab 1923 rezitierte sie auch Hölderlin (siehe: Hölderlinstraße und Hölderlinallee, hinter Susettestraße) und Rilke (siehe: Rilkestraße, hinter Modersohnstraße) und war von 1921 bis 1934 in der Sprechchorarbeit und im Laienspiel tätig. Zwischen 1923 und 1924 arbeitete sie mit Rudolf von Laban in dessen Sprech- und Bewegungschören mit und von 1924 bis 1932 in der Jugendmusikbewegung, führte in dieser Zeit Lehrgänge am Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin mit Junglehrerinnen und -lehrern und Erzieherinnen durch, war von 1925 bis 1933 für verschiedene Rundfunksender tätig, führte von 1925 bis 1927 die Meisterklasse für Sprechgestaltung an der Schule für Bewegung, Sprache und Musik in Münster, arbeitete von 1924 bis 1932 mit der freideutschen, sozialistischen, christlichen Jugendbewegung, führte von 1929 bis 1932 Lehrgänge am Hamburger Institut für Lehrerfortbildung und von 1930 bis 1933 an der pädagogischen Akademie in Altona durch und war von 1930 bis 1933 Dozentin an der Staatlichen Schauspielschule in Berlin und Fachberaterin für Sprechbildungsfragen am Berliner Zentralinstitut für Erziehung. 1933 wurde ihr an der Hamburger Universität gekündigt. „Ich galt den neuen Herren als radikales Frauenzimmer. Radikal war ich, aber nur beruflich, das wußte die neue Obrigkeit nicht. Doch die Studenten wußten es, und sie setzten sich für mich ein, sowohl die Bürgerlichen wie die Roten (...) – aber auch die Braunen. Die letzteren waren Liebling bei den neuen Herren, sie setzten es durch, daß meine Kündigung wieder zurückgenommen wurde.“ Vilma Mönckeberg-Kollmar verlor auch ihre Ämter in Berlin. 1939 erfolgte die endgültige Kündigung. Im selben Jahr zog sie zu ihrem in der Niederlausitz tätigen Mann und widmete sich der Schriftstellerei. Dank des Feuilletonchefs des „gleichgeschalteten“ „Hamburger Anzeigers“, Hugo Sieker, konnten Vilma Mönckeberg-Kollmar wie andere, die bereits auf der Goebbelschen Schwarzen Liste standen, auch während der NS-Zeit für die Zeitung veröffentlichen, denn Hugo Sieker ließ sie unter einem Pseudonym schreiben. Über das mutige Auftreten Vilma Mönckeberg-Kollmars in dieser Zeit äußerte Hugo Sieker: „In dem Netz, das in den ‚zwölf Jahren‘ immer feinmaschiger von eifrigen Mitläufern, Spitzeln und NS-Sektierern gesponnen wurde, erwies sich manchmal das offene Bekenntnis zu den gefährdeten alten Kulturgütern als sehr nützlich. Oftmals waren es Frauen, die den Mut zum freimütigen Bekenntnis aufbrachten – zu



ihnen gehörte besonders Vilma Mönckeberg. Von ihr erhielten gelegentlich auch wir Artikel oder Briefe von einer Unverblümtheit, dass dem Redakteur der Atem stocken konnte.“ 5) Vilma Mönckeberg-Kollmars Sohn fiel im Zweiten Weltkrieg. 1945 flüchtete sie nach Hamburg. Ihren Besitz musste sie zurücklassen. Sie erhielt 1946 einen Lehrauftrag für Sprecherziehung an der Universität Hamburg, jedoch ohne Vergütung. Zwei Jahre später widmete sie all ihre Kraft dem Aufbau der Deutschen Sektion der W.O.M.A.N. (Weltorganisation der Mütter aller Nationen, Landesverband Hamburg e.V.), deren Bundesvorsitzende sie von 1948 bis 1958 war. Die W.O.M.A.N. hatte ihren Sitz in der ABC-Straße 46/47. Ihr Ziel war, alle Frauen und Mütter für den Friedensgedanken zu motivieren, um einen Dritten Weltkrieg verhindern zu helfen. Auch wollte die W.O.M.A.N. Frauen zur größeren politischen und sozialen Mitverantwortung erziehen und die Begegnung mit Frauen und Müttern aller Länder unterstützen. Die W.O.M.A.N. initiierte den „Frauen-Dank“ (Dank der Mütter für die Hilfstätigkeit des Auslandes) und an der Universität Hamburg den „Appell der Mütter an das Weltgewissen“ mit vielen ausländischen Teilnehmerinnen zum Thema „Ehrfurcht vor dem Leben“. Unter dem Motto „Frauen helfen Frauen“ wurden amerikanische Patenschaften für Kinder deutscher Familien vermittelt, aus Schweden kamen in der unmittelbaren Nachkriegszeit die „begehrten“ Hilfspakete. Doch bereits einige Jahre nach ihrer Gründung war die W.O.M.A.N. starken Repressalien ausgesetzt. Im Zeichen des Kalten Krieges und des Antikommunismus’ der 1950er-Jahre wurde die W.O.M.A.N. als kommunistisch unterwandert diffamiert. Nach ihrem Rücktritt als Vorsitzende wurde Vilma Mönckeberg-Kollmar in den internationalen Mütterrat der W.O.M.A.N. gewählt und übernahm 1961 als Bundesvorsitzende erneut die Deutschlandzentrale der W.O.M.A.N. „Dann resignierte ich, denn ich mußte einsehen, daß die Mütter in der Welt durchaus nicht bereit waren, ihre Kräfte für eine friedliche Zukunft voll einzusetzen. Sie überließen wieder alles den Männern, und so kehrte ich reumütig von den Müttern der Welt zu den Märchen der Welt zurück.“ Insgesamt dürfte sie in den folgenden Jahren in siebzehn Ländern Erwachsene und Kinder mit ihrer außergewöhnlichen Rezitationskunst für das Märchen fasziniert haben. Vilma Mönckeberg-Kollmar veröffentlichte mehrere Bücher, u. a. „Die Märchentrübe I und II“; „Der Kangleib der Dichtung“ und „Kunst und Technik: Sprache und Technik“. 1972 verlieh ihr der Hamburger Senat den Titel „Professor“.

Quellen:

- 1) Renate Hauschild-Thiessen: Bürgermeister Johann Georg Mönckeberg. Hamburg 1989, S. 32.
- 2) ebenda.
- 3) a.a.O., S. 74f.
- 4) Vilma Mönckeberg-Kollmar: Das Märchen und unsere Zeit (Manuskript).



- 5) Hugo Sieker: Kulturarbeit im Widerstandsgeist, hrsg. von der Lichtwark-Stiftung zu Ehren des 70-jährigen Hugo Sieker, Hamburg 1973.
- **Mönkedamm**, Altstadt (16. Jhd.): *Mönchsdamm. Aufgeschüttet auf dem Gartengelände des ehemaligen Maria-Magdalenen-Klosters.*
 - **Mörikestraße**, Blankenese (1928): *Eduard Mörike (1804-1875), Dichter.*
 - **Möringbogen**, Winterhude (1964): *Carl Philipp Ferdinand Möring (1818-1900), Bürgerschaftsabgeordneter, Senator, und nach Rudolf Heinrich Möring (1831-1907), Bürgerschafts- und Reichstagsabgeordneter.*
 - **Mokrystraße**, Wilhelmsburg (1990): *Rudolf Mokry (1905-1944), Schlosser aus Wilhelmsburg, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.* Rudi, wie ihn alle nannten, wuchs in Rostock auf. Hier besuchte er die Altstädtische Schule. Der Vater arbeitete als Schmied. Um den knappen Lohn aufzubessern, war seine Mutter als Köchin tätig. So musste er oft seine Geschwister Wenzel, Anneliese und Charlotte mit beaufsichtigen. Wann immer es seine begrenzte Freizeit erlaubte, war er bei den Sportlern zu finden. Er schloss sich der Kindergruppe des Rostocker Arbeiter-Turnvereins an. Mit 14 Jahren wechselte er zum Arbeiter-Athletenverein. Besonders das Ringen hatte es ihm angetan, aber er trainierte auch Schwimmen und Geräteturnen als Ausgleichssport. Inzwischen hatte er die Lehre als Schmied begonnen. Schwere Arbeit und hartes Training waren nicht einfach zu verkraften. Dennoch, als 1923 das Arbeitersportkartell, dem sich seine Gruppe angeschlossen hatte, endlich ein Stück Land für ein Sportstadion bekam, war er einer der Aktivsten beim Aufbau des Stadions. Als die wenigen finanziellen Zuwendungen zu versiegen drohten und allgemeine Ermüdung einsetzte, spornte er immer wieder zum Weitermachen an. Nach fünf Jahren Bauzeit war das Stadion endlich fertig. Im heutigen Volksstadion erinnert ein Findling an Rudolf Mokrys Engagement.

Arbeitslosigkeit zwang ihn jedoch zuvor, Rostock zu verlassen. Endlich fand er 1927 in Hamburg Arbeit als Schlosser. Dort trat er dem Arbeiter-Sportverein



„Fichte“ in Hamburg-Neuhof bei. Sein Vorbild im Training und sein kameradschaftliches Verhalten führten dazu, dass ihn seine Sportkameraden zum Vorsitzenden des Vereins wählten.

Nachdem er als Mitglied der KPD 1933/34 zweimal wegen des Verdachts illegaler Aktivitäten inhaftiert worden war, gründete er 1935 in Hamburg eine antifaschistische Gruppe, zu der Menschen der verschiedensten weltanschaulichen und politischen Richtungen gehörten. Mokry wurde 1935 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu sechs Jahren Zuchthaus in Bremen/Oslebshausen verurteilt. Nach Haftverbüßung deportierte man ihn ins KZ Sachsenhausen. Dort wurde er als Mitglied des „Illegalen internationalen Lagerkomitees“ am 11.10.1944 zusammen mit 26 anderen politischen Häftlingen erschossen. Kurt van der Walde war Mitglied in der Widerstandsgruppe um Rudolf Mokry. Seine Erinnerungen an Rudolf Mokry: „Ich habe Rudi Mokry gar nicht sehr lange gekannt, aber dafür sehr intensiv. Er war ja der Leiter unserer antifaschistischen Jugendgruppe. Und was mir im Nachhinein nach all den Jahrzehnten so großartig erscheint, ist, daß er einer der allerersten war, der wirkliche Konsequenzen aus den schlimmen politischen Fehlern der Weimarer Republik gezogen hat. Er ist lange Zeit in der KPD gewesen. Er hatte Schwierigkeiten mit der Leitung der Partei, und zwar mit dem Problem, wie sie umging mit den Sozialdemokraten. Er gehörte zu einer bestimmten Gruppe unter den Kommunisten, die sich ‚Westermann-Gruppe‘ nannte. Westermann war ein sehr bekannter kommunistischer Widerstandskämpfer, der leider auch von den Nazis getötet worden ist. Diese ‚Westermann-Gruppe‘ hat opponiert gegen die Feindschaftspolitik gegenüber den Sozialdemokraten. Rudolf Mokry hat nie mit den Kommunisten gebrochen. Er war bestimmt kein Gegner der KPD, jedoch äußerst kritisch. Und er war offen in seiner Kritik. Darum konnte er auch mit Kommunisten, die nicht seine Meinung vertraten, wunderbar zusammenarbeiten.“

Text: zusammengestellt von Cornelia Göksu

Quelle:

(Hamburger Bildungsserver) <http://bildungsserver.hamburg.de/rudolf-mokry/2366638/rudolf-mokry-und-kurt-wolf-van-der-walde.html> sowie Porträt als pdf-Mokry auf Website www.vvnbdarostock.de/?page_id=232

- **Molkenbuhrstraße**, *Stellingen (1928 und 1945): Hermann Molkenbuhr (1851-1923), Echo-Redakteur, Reichstagsabgeordneter.*



- **Mollerstraße, Rotherbaum (1910):** *Dr. Philipp Ulrich Moller (1836-1926), Präses der Vormundschaftsbehörde, Kirchenvorsteher in St. Johannis, und zu Ehren seiner Vorfahren, unter denen bedeutende, um Hamburg verdiente Männer waren.*
- **Moltkestraße, Hoheluft-West (1873):** *Helmuth Graf von Moltke (1800-1891), Generalfeldmarschall*

Siehe auch: Helenenstraße, in Bd. 2.

Moltke heiratete 1842 in Itzehoe die 25 Jahre jüngere Marie Burt (1825-1868), eine angeheiratete Nichte. Sie war eine angeheiratete Tochter seiner Schwester Auguste Burt, geb. Moltke (1807-1890). Diese war mit dem Plantagenbesitzer Burt verheiratet. Dessen jüngste Tochter aus erster Ehe war Marie Burt. „Es war im Frühling, als Moltke die Nichte wiedersah, die er als Kind gekannt, und mit seinem scharfen Blick und seinem tiefen, richtigen Gefühl faßte er sehr bald den festen Entschluß, um sie zu werben. Er zog die liebe Schwester Gustl ins Vertrauen: sie sollte das Terrain rekognoszieren. An einem stillen Sonntag Abend im Mai sprach Frau Auguste der zu ihren Füßen sitzenden Marie mit zartem Takt von den Gefühlen, die Onkel Helmuth für sie hege. (...) Wenige Tage nach ihrem sechzehnten Geburtstage war sie die Braut des schon vierzigjährigen Mannes. (...) Mit der Stunde, da Marie beglückt erkannte, wie viel dem lange einsamen Herzen dieses Mannes zu sein bestimmt war, nahm ihr Inneres einen ungewohnten Aufschwung. Es war, als müßte sie den trennenden Abstand der Lebensjahre und Erfahrungen einholen. In demselben Boden gottesfürchtigen Lebens wurzelnd, folgte sie seiner aufs Erhabene gerichteten lauterer Geistesgröße, indem sie ihn mit aller Innigkeit ernster und einziger Liebe umschlang, um ihn nie mehr zu lassen.“ 1) Beide verlebten eine glückliche Brautzeit, in der sie sich viele zärtliche Briefe schrieben. Moltke sagte seiner Braut aber auch, was sie noch alles an sich verändern müsse: „Es dürfe ihr nicht so ganz einerlei sein, was die Leute von ihr dächten – ja, dass müsse sie auch lernen, sie müsse allen Leuten recht gefallen. ‚Die Schönheit ist nur eine Herausforderung für die Kritik, und Du mußt durch verbindliches, freundliches Wesen die Leute damit versöhnen.‘ Einen tiefen Blick in die eigenartige Selbstprüfung und Selbsterkenntnis Moltkes läßt sich aus dem Brief vom 13. Februar 1842 thun: ‚Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und sage du monde (Weltsitte) übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden



geschlagen, mein Gemüth niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst hab ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war; hilf Du mir fortan, mich zu bessern.' Darauf antwortete Marie: ‚Ich weiß wohl, daß es in dem Moltkeschen Charakter liegt, sich wenig zu äußern und mitzuthemen. (...) Was mich bei Dir so rühren kann, ist die übergroße Bescheidenheit Deines Charakters und vor Allem die Gutmüthigkeit. (...)‘ 2) In den Ehejahren war das Paar sehr häufig getrennt, weil Moltke seinen vielfältigen Tätigkeiten nachgehen musste. Sie ließ – wie so viele Soldatenfrauen – viele Versetzungen über sich ergehen, hatte die dazu notwendigen Umzüge zu organisieren sowie neue Wohnungen einzurichten, und sie war viel allein.

Quellen:

- 1) Helmuth von Moltke: Schriften des Generalfeldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. S. 23
 - 2) Helmuth von Moltke, a.a.O., S. 25.
- **Moltrechtweg, Alsterdorf (1929):** *Hannibal Moltrecht (1812-1882), Spritzenmeister, Bürgerschaftsabgeordneter.* Hannibal Moltrecht, 1812-1882, Hamburger Fabrikant, Leiter der Hamburger Feuerwehr, Abgeordneter der Hamburgischen Bürgerschaft, Hersteller einer der ersten deutschen Dampffeuerspritzen und eines ersten Eisenbahntelegraphen. Sein Schwiegervater war der bekannte Konstrukteur und Unternehmer Johann Georg Repsold.
 - **Mommsenstraße, Blankenese (1928):** *Theodor Mommsen (1817-1903), Historiker, Mitglied des preußischen Land- und Reichstag, Nobelpreisträger für Literatur.*
 - **Mondrianweg, Billstedt (1971):** *Pieter Cornelius Mondrian (1872-1944), Maler.*
 - **Monetastraße, Rotherbaum (1948):** *Ernesto Teodora Moneta (1833-1918), Politiker, Friedensnobelpreisträger.*



- **Morahtstieg, Hamm (1964):** *Ernst Adolph Moraht (1833-1879), Pastor in Hamm, Gründer der Morahtstiftung.*
- **Morewoodstraße, Wandsbek (um 1843):** *Joseph Morewood (1757-1841), Kaufmann, Stifter, Morewoodstiftung.* Siehe auch: Josephstraße. Siehe auch: Lydiastraße, in Bd. 2. Siehe auch im Internet unter *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum-Personen.*

Geboren wurde Joseph Morewood in Pendleton, Lancashire. 1799 heiratete er die 21-jährige Apothekertochter Sophie Margarethe Dallmer. Das Paar bekam zwölf Kinder. Als Morewood 77 Jahre alt war, setzte er 1834 ein Testament auf. Sein Grundeigentum sollte seine gut zwanzig Jahre jüngere Witwe bekommen und nach deren Tod die beiden unverheirateten Töchter Lydia und Nelly. Sophie Margaretha Morewood war 63 Jahre alt, als sie Witwe wurde. Über sie schrieb 1963 die Zeitschrift „Der Wandsbeker“ und gab damit gleichzeitig ein Bild nicht nur von einer trauernden Ehefrau, die ihren Mann nach langjähriger Ehe durch den Tod verloren hatte, sondern auch von einer Ehefrau, die – wie es damals und auch noch 1963 – üblich und gewollt war, ihren Lebensmittelpunkt und Lebensaufgabe im ausschließlichen Haus-, Ehefrauen- und Mutterdasein sah. „Für Mutter Morewood war mit dem Tode ihres Gatten, obgleich sie erst 63 Jahre zählte, der Zweck des Lebens genommen. Sie war während ihrer über 40-jährigen Ehezeit so eng und innig mit ihm verwachsen gewesen, daß es ihr jetzt vorkam, als ob ein Stück ihres eigenen Ichs von ihr gerissen sei. Immer war sie auf sein Wohl und auf seine persönlichen Bedürfnisse bedacht gewesen und hatte sich in den letzten Jahren, als die Kinder ihrer Fürsorge nicht mehr bedurften, fast ausschließlich dem alternden Gatten gewidmet. Jetzt war ihr diese Lebensaufgabe genommen, sie vermißte den treuen Lebenskameraden am schmerzlichsten und zog sich in der ersten Zeit nach seinem Tode vollständig vom gesellschaftlichen Leben zurück.

Die verheirateten Töchter kamen regelmäßig, um der Mutter etwas Abwechslung und Zerstreuung zu bieten; sie freute sich an den Enkelkindern, aber so recht froh wurde sie ihres Lebens doch nicht wieder.“ 1)

Quelle:

1) Der Wandsbeker, Heft 9, 1963.



- **Morgensternsweg, Barmbek-Nord (1927):** *Christian Morgenstern (1805-1867), Maler.*
- **Moses-Mendelssohn-Brücke, Harburg (1998):** *Moses Mendelssohn (1729-1786), Philosoph der Aufklärung, siehe auch: Geschwister-Mendelssohn-Stieg, Reimarusstraße und Schlegesweg, in Bd. 2. Verheiratet seit 1762 mit Fromet Gugenheim (1737-1812). Das Paar hatte zehn Kinder. Vier von ihnen starben bereits im Kindesalter. Eine der Töchter, Brendel, später Dorothea, war die Ehefrau von Friedrich Schlegel und Literaturkritikerin sowie Schriftstellerin. Ein Sohn von Fromet war Abraham Mendelssohn Bartholdy und der Vater der Komponistin Fanny Hensel und ihres Bruders Felix Mendelssohn Bartholdy.*

Kennengelernt hatten sich Moses Mendelssohn und die Kaufmannstochter Fromet Gugenheim, als Moses 1761 in Hamburg seinen Freund, den Augenarzt Aaron Gumpertz besuchte, der als Witwer bei den Gugenheims wohnte. Es muss bei Moses Mendelssohn Liebe auf den ersten Blick gewesen sein. Fromet hingegen soll, als sie Moses Mendelssohn zuerst gesehen hatte, in Tränen ausgebrochen sein wegen seiner in der Gesellschaft als unförmig bezeichneten Gestalt. Mendelssohn fragte sie deshalb: „Ist es wegen meines Buckels?“ und sie nickte. Mendelssohn soll ihr daraufhin eine Geschichte erzählt haben: „Wenn ein jüdisches Kind geboren wird, wird im Himmel der Namen verkündet, den das geborene Kind einst heiraten wird. Als ich geboren wurde, wurde auch meine zukünftige Frau genannt, aber zur gleichen Zeit wurde auch gesagt, dass sie selbst bucklig sein würde. ‚Oh Gott‘ sagte ich, ein verformt Mädchen wird verbittert und unglücklich werden. Gib mir den Buckel und mache sie schön.“ Fromet soll von dieser Geschichte sehr berührt gewesen sein. Seinen Heiratsantrag machte Mendelssohn seiner Angebeteten in einer Gartenlaube. Damit waren sie verlobt, ohne vorher den Vater der Braut um Erlaubnis gefragt zu haben. Dieser weilte nämlich zu der Zeit in Geschäftsangelegenheiten in Wien. Als er nach Hamburg zurückkehrte, war er vor vollendete Tatsachen gestellt, ohne dass das Brautpaar einen Ehevertrag gemacht hatte. Aus diesem Grunde kam es zwischen dem Brautvater und dem Schwiegersohn in spe, der sein Geld als Direktor einer Seidenmanufaktur verdiente und sich für die Rechte der Juden einsetzte, zu lautstarken Auseinandersetzungen.

Moses Mendelssohn schrieb über seine Braut an seinen Freund Gotthold Ephraim Lessing: „Ich habe die Thorheit begangen, mich in meinem dreißigsten Jahr zu verlieben. (...) Das Frauenzimmer, das ich zu heirathen Willens bin, hat kein Vermögen, ist weder schön noch gelehrt, und gleichwohl bin ich verliebter



Geck so sehr von ihr eingenommen, daß ich glaube, glücklich mit ihr leben zu können.“

Liebesheiraten waren damals ungewöhnlich, zumeist entschieden die Väter über das Liebesglück ihrer Kinder, wozu Heiratsvermittler eingeschaltet wurden. Es dauerte noch ein Jahr, bis das Paar heiratete. In dieser Zeit schrieben sich die beiden zweimal in der Woche Briefe. Darin ging es „um Moses Mendelssohns Kritik am traditionellen jüdischen Ehevertrag, um die Niederlassungsrechte in Berlin, die der aus Dessau stammende Mendelssohn für sich und seine Hamburger Braut beantragen muss, bevor sie in Berlin heiraten dürfen, um den Haushalt, den sie in Berlin führen werden, aber auch um den intellektuellen Austausch zwischen dem verliebten Paar und ihren Freunden (...)“ 1)

In dieser Zeit „spornte Moses Mendelssohn [seine Braut] an, ihre Bildung zu verkommen, und besorgte ihr den besten Sprachlehrer Hamburgs, den Übersetzer und Verleger Johann Joachim Christoph Bode (1730-1797).“ 2)

Nach der Hochzeit besorgte Fromet den Haushalt und die Erziehung der Kinder, und wenn ihr Mann abwesend war, kümmerte sie sich auch um die Geschäftskorrespondenz. Außerdem interessierte sie sich für Theater und Kultur. „Der Haushalt, den Moses und Fromet Mendelssohn in Berlin führten, zeichnete sich durch eine große Offenheit und ein reges geistiges Leben aus – die späteren Berliner Salons um Henriette Herz (eine Freundin von Fromets Tochter Brendel, später Dorothea Schlegel) und andere werden sich an Fromet Mendelssohn ein Beispiel genommen haben (...)“ 1)

Nach dem Tod ihres Mannes im Jahre 1786 zog Fromet nach Strelitz und 1800 zurück in ihre Heimat Hamburg. In ihrem Haus lebte während der napoleonischen Kriege auch ihr ältester Sohn Joseph, ein Bankier, mit seiner Familie. Dessen Sohn Felix und dessen Tochter Fanny, die beide später berühmte MusikerInnen wurden, wurden hier geboren.

Fromet Mendelssohn wurde auf dem jüdischen Friedhof in Altona bestattet.

Quellen:

- 1) <http://www.jmberlin.de/blog/2013/10/liebesgruesse-vom-fromet-u...>
- 2) Arno Herzig: Fromet Gugenheim, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 1. Hamburg 2001, S.114.

- **Mozartstraße, Barmbek-Süd ((1863): Wolfgang Amadeus Mozart (1756-1791), Musiker, Komponist.** Die Geschwister Wolfgang Amadeus (1756-1791) und Maria Anna „Nannerl“ Mozart (1751-1829) erhielten von Kindesbeinen an musikalische Förderung. Vater Leopold, Komponist und Hofmusikus (1719-1787),



und Mutter Maria Anna, geb. Pertl (1720-1778), hatten – damals außergewöhnlich – aus Liebe geheiratet und sieben Kinder, von denen Maria Anna, genannt Nannerl, das vierte, aber erste überlebende Kind war. Wolfgang kam als jüngstes Kind zur Welt. „Wolgangerl“ wurde er übrigens nur im Familienkreis genannt. Beide Kinder sollten es einmal besser haben als die Eltern, die zwar aus gebildeten, aber ärmlichen Verhältnissen stammten. Deshalb erhielten die Geschwister vom Vater eine umfassende, an neuesten Erkenntnissen orientierte Ausbildung, jedoch nach einem geschlechtsspezifischen Programm: Wolfgang sollte Hofkapellmeister und Komponist werden – und Nannerl Pianistin und Klavierlehrerin. Mit sieben Jahren erhielt Nannerl Mozart ihren ersten Klavierunterricht von ihrem Vater Leopold, konzertiert hat sie einige Jahre später gemeinsam mit ihrem fünf Jahre jüngeren Bruder Wolfgang. Vater Leopold nahm die beiden 1762 auf die erste „Wunderkindreise“ mit, da war Nannerl zehn Jahre alt und Wolfgang sechs. Sie verzauberten die adlige und bürgerliche feine Gesellschaft. Nannerls Karriere als eine der besten Pianistinnen endete allerdings, als sie in das so genannte heiratsfähige Alter kam und es für eine Bürgerstochter nicht mehr opportun war zu reisen. Der Vater hatte beschlossen, dass sie diese musikalische Karriere beenden sollte. Dieser Entschluss ist ihm allerdings nicht leicht gefallen, nach allem, was bisher bekannt ist. Doch die gesellschaftlichen Bedingungen waren keineswegs günstig für eine Musikerinnenlaufbahn und die Versorgung unverheirateter Frauen ein großes Problem. Deshalb hat Nannerl mit 33 Jahren eine Vernunftehe geschlossen mit dem fünfzehn Jahre älteren Witwer und Vater von fünf Kindern, Reichsfreiherr Johann Baptist Berchtold zu Sonnenburg (1736-1801), Pfleger von St. Gilgen. Sie zog mit der neuen Familie fort vom pulsierenden Kulturzentrum Salzburg in das abseits gelegene St. Gilgen am Wolfgangsee, wo ihr Ehemann eine Dienstwohnung im Geburtshaus ihrer Mutter bezogen hatte. Drei Kinder brachte Nannerl zur Welt, von denen eine Tochter früh starb, eine Tochter das Teenager-Alter und nur der Sohn das Erwachsenenalter erreichten. Als Witwe zog sie zurück nach Salzburg, wo sie als weithin geschätzte Klavierlehrerin tätig war.

Text: Birgit Kiupel

Quelle:

Eva Rieger. Nannerl. Leben einer Künstlerin. Frankfurt a. M., Leipzig. 2005.

„Wichtig für Wolfgang Amadeus Mozarts Laufbahn war auch der Kontakt zu den Schwestern der Familie Weber: Aloisia (um 1760-1839), Josepha (1761-1819) und Constanze (1762-1842), die alle als Sängerinnen wirkten und Cousinen von Carl Maria von Weber waren. In Aloisia hatte sich Wolfgang zunächst verliebt, die seine Liebe aber nicht erwiderte. Dann heiratete er 1782 ihre Schwester



Constanze, die in acht Jahren sechs Mal schwanger war, nur zwei Söhne erreichten das Erwachsenenalter. Viel Spott wird im übrigen über die tatkräftige Mutter Maria Cäcilia Weber ausgeschüttet, im Film ‚Amadeus‘ erscheint sie als geifernde ‚Königin der Nacht‘ in der ‚Zauberflöte‘ – eine Rolle, die im übrigen keineswegs so holzschnittartig und mutterfeindlich angelegt wurde, und erstmals von Josepha interpretiert wurde. Nach Wolfgang Amadeus Mozarts Tod intensivierten die Schwestern Aloisia und Constanze die Kontakte nach Hamburg. Aloisia Lange hatte hier bereits Erfolge gefeiert und kannte Friedrich Ludwig Schröder (1744-1816), den Direktor des Hamburger Komödienhauses. Er hatte in den 80er-Jahren auch die Wiener Musik- und Theaterwelt erkundet und präsentierte dem Hamburger Publikum nach seiner Rückkehr die neuesten Opern Mozarts. Zum Jahreswechsel 1795/6 reisten die Schwestern nach Hamburg und wirkten bei der Ersaufführung von Mozarts Oper ‚La Clemenza di Tito‘ mit, in einer konzertanten Fassung. Außerdem erhielt Aloisia Lange, deren Ehe nun endgültig zerrüttet war, ein Engagement am Comödienhaus, Constanze reiste weiter. Constanze Mozart war eine engagierte Nachlassverwalterin, sammelte, bewahrte und veranstaltete Konzerte, unternahm Konzertreisen. Auch ihre zweite Ehe mit Georg Nikolaus Nissen (1761-1826), einem dänischen Diplomaten und Schriftsteller, stand im Zeichen der Bewahrung und Vermittlung der Werke ihres ersten Ehemannes. So arbeitete sie an der Gesamtausgabe der Werke von Wolfgang Amadeus Mozart. Außerdem gab Constanze eine von Georg Nikolaus verfasste Biografie über Wolfgang Amadeus Mozart heraus.“ Aus: Gesa Finke: Die Komponistenwitwe Constanze Mozart. Musik bewahren und Erinnerung gestalten. Köln u. a. 2013.

Quelle:

Michaela Giesing (Hrsg): Mozart und Hamburg: Mozart und Hamburg : Ausstellung zum 250. Geburtstag des Komponisten in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, 27. Januar - 18. März 2006 / Mozart-Gesellschaft Hamburg e.V.

- **Müllenhoffweg**, *Groß Flottbek (1950): Prof. Karl Viktor Müllenhoff (1818-1884), Germanist, Herausgeber der Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg.* Siehe: Anna-Susanna-Stieg; Goldmariekenweg; Siebenschön, in Bd. 2.

1841 Verlobung und 1846 Heirat in Kronprinzenkoog mit Henriette von Thaden (gest. 1873), Tochter eines Bauern und einer Bäuerin, die er schon seit Jugendtagen kannte. Zwei Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete Müllenhoff Fernande Helmsdörfer. Dazu schrieb er einem Freund: „Seit (...) ist das geliebte Wesen mein, und ich sehe mein armes Leben mit einem Male von



einem Sonnglanz umgeben, wie ich ihn lange nicht geschaut“. 1) Müllenhoff hatte aus der ersten Ehe vier Kinder und aus der zweiten Ehe wohl ein Kind. Eine seiner Nichten war die Schriftstellerin Emma Müllenhoff (1871-1944).

Quelle:

<http://dibiki.ub.uni-kiel.de/viewer/fulltext/PPN74584720X/152/>

- **Münchhausenweg, Niendorf (1948):** *Johann von Münchhausen (um 1529), Landdrost in Pinneberg.*
- **Münstermannsweg, Barmbek-Nord (1922):** *Ludwig Münstermann (Erste Hälfte 17. Jhd. – 1637/38), Bildschnitzer.*
- **Münsterstraße, Lokstedt (1948):** *nach Martin Hinrich Münster (?-?) und Hinrich Münster (1815-1878), Vögte in Lokstedt.*
- **Münzelkoppel, Tonndorf (1950):** *Johann Heinrich Münzel (1867-1941), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Muharrem-Acar-Brücke, Wilhelmsburg (2012),** *vorher eine Bahntrasse ohne Namen: M. Acar (1957 Izmir – 2009 Hamburg), Gewerkschafter, ehrenamtlicher Arbeitsrichter. Mit 14 Jahren als türkischer Einwanderer nach Hamburg gekommen, steht stellvertretend und beispielhaft für eine ganze Generation türkischer Einwanderer, die sich in Deutschland integriert und engagiert haben.*

Muharrem Acar kam am 22.08.1957 in der türkischen Hafenstadt Izmir als erstes von drei Kindern des Paares Arife und Müslüm Acar auf die Welt.

Müslüm Acar, der in Izmir in einer Tabakfabrik gearbeitet hatte, kam in Rahmen



des „Gastarbeiter-Anwerbeabkommens“ mit der Türkei 1971 nach Deutschland. Die Ehefrau und die Kinder blieben zunächst in İzmir. Müslüm Acar nahm eine Arbeit bei der Deutschen Bahn auf. Zwei Jahre später holte er im Rahmen der Familienzusammenführung seine Ehefrau und die Kinder nach.

Muharrem Acar war damals 16 Jahre alt, als er zu seinem Vater nach Hamburg kam. Die Familie wohnte in der Thielenstraße in Wilhelmsburg. Muharrem Acar besuchte ein Jahr lang die Schule. Danach jobbte er für kurze Zeit in der Gastronomie. Mit 18 Jahren fand er eine Festanstellung in einer Lackfabrik in Wilhelmsburg, wo er etwa drei Jahre arbeitete.

Mit 20 Jahren lernte er in der damals sehr angesagten Diskothek Penny Lane in Kirchdorf die Frisörin Petra Küchenmeister kennen. Das Paar verliebte sich und beschloss zu heiraten. Davon waren allerdings – damals gehörten deutsch-türkische Ehen noch nicht zur Normalität – beide Elternteile nicht sehr begeistert. Deshalb reiste das junge Paar heimlich in die Türkei und heiratete dort. Mit vollendeten Tatsachen konfrontiert, brachen Vater und Mutter Küchenmeister den Kontakt zur Tochter ab. Das junge Paar wohnte kurze Zeit bei den türkischen Schwiegereltern in Wilhelmsburg. Später bezogen sie eine Wohnung auf der Veddel, wo auch die Tochter Deniz Filiz Acar 1978 auf die Welt kam. Sie war auch der Anlass, dass sich die Familie wieder versöhnte. Muharrem Acar wechselte 1979 den Arbeitsplatz und begann bei der Norddeutschen Affinerie (heute Aurubis) zu arbeiten.

1981 bekamen die Acars, inzwischen waren sie wieder nach Wilhelmsburg und dort in den Erlerring gezogen, ihre zweite Tochter Yasemin.

Muharrem Acar war inzwischen die Gewerkschaft eingetreten und engagierte sich an seinem Arbeitsplatz stark für die Rechte der Mitarbeiter. Er hatte nicht zuletzt durch die Heirat sehr schnell und gut deutsch erlernt, so dass er nicht nur am Arbeitsplatz, sondern auch in seiner Freizeit oft der Ansprechpartner für türkische Landsleute war, wenn sie einen Vermittler bei Verständigungsproblemen brauchten.

Obwohl Gewerkschafter damals in der Lackfabrik (nicht bei der „Affi“) weniger Lohn bekamen – sie wurden nur tariflich bezahlt, wohingegen gewerkschaftlich nicht organisierte Arbeiter übertariflich entlohnt wurden –, hielt Muharrem Acar dies nicht davon ab, sich schon dort für die Mitarbeiter einzusetzen. Sein gewerkschaftliches Engagement setzte er bei der Norddeutschen Affinerie fort. 1987 wurde er, als einer der ersten Türkischstämmigen überhaupt, freigestelltes Betriebsratsmitglied bei der „Affi“, wie die Kupferhütte unter den Arbeitern genannt wurde. Durch sein Engagement wurde Muharrem Acar zum Sprachrohr, insbesondere für die Belange der damals noch „Gastarbeiter“ genannten migrantischen Belegschaft.



Muharrem Acar, der mit seiner Betriebsratsarbeit und seinen Gewerkschaftsaktivitäten unermüdlich für die Interessen der damals oft der deutschen Sprache nicht mächtigen Landsleute eintrat, förderte so maßgeblich deren Integration im Betrieb und Wohnumfeld. Selbst in seiner Freizeit übersetzte er Briefe, erledigte Behördengänge und kümmerte sich um die Sorgen und Nöte der Migranten. 1994 nahm er die deutsche Staatsbürgerschaft an. Wenig später wurde er auf Vorschlag der Gewerkschaft als ehrenamtlicher Arbeitsrichter berufen.

1998 verließ Muharrem Acar die Affinerie und machte sich selbstständig. Er eröffnete zunächst einen Laden in der Osterstraße, wo er Textilien und Haushaltswaren vertrieb. Später kam ein Laden in der Methfesselstraße dazu. Diese Episode in seinem Arbeitsleben hielt nur kurz an. Er schloss die Läden und begann als Marktbeschicker auf verschiedenen Märkten Hamburgs zu arbeiten.

Im Alter von nur 52 Jahren verstarb Muharrem Acar am 29. Dezember 2009 an Krebs, der erst drei Wochen zuvor diagnostiziert worden war.

Wie seine Tochter Deniz Filiz Acar berichtet, war Muharrem Acar ein begeisterter Leser von politischen Romanen und Gedichten. Insbesondere die Bücher der weit über die Grenzen der Türkei bekannten Dichter und Romanciers Nazim Hikmet und Orhan Kemal zählten zu seiner Lieblingslektüre.

Mit der Benennung der Fuß- und Radwegbrücke, die die S-Bahn Station Wilhelmsburg mit der Neuenfelder Straße verbindet, nach Muharrem Acar folgte die Bezirksversammlung Hamburg-Mitte dem Vorschlag Hüseyin Yılmaz. Yılmaz ist als ehemaliger Leiter der DGB-Zentralstelle für ausländische Arbeitnehmer und Gründungsmitglied sowie späterer Vorsitzender der Türkischen Gemeinde in Hamburg (TGH) langjähriger Weggefährte Muharrem Acars gewesen.

Die offizielle Einweihung der Brücke nahm der Erster Bürgermeister Olaf Scholz (SPD) am 6.3.2013 zusammen mit der Familie Acar vor.

Die Ehefrau und die erstgeborene Tochter Muharrem Acars, Deniz Filiz, sind Wilhelmsburg treu geblieben und wohnen in dem Stadtteil. Die jüngere Tochter Yasemin, Muharrem Acars Schwester Muazzez und sein Bruder Erol leben auch in Hamburg.

Text: Kemal Dogan

- **Mumsenstraße**, *Altona-Altstadt/ (1950): Jacob Mumsen (1737-1819), Stadtphysikus in Altona.*



- **Musäusstraße**, Iserbrook (1930): Johann Karl August Musäus (1735-1787), Schriftsteller.
- **Musilweg**, Wilstorf (1976): Robert Edler von Musil (1880-1942), Schriftsteller.
- **Mutzenbecherweg**, Lokstedt (1952): Franz Matthias Mutzenbecher (1779-1846), Kaufmann, Mitglied der Commerzdeputation, Vorbesitzer des Geländes. War seit den 1760er-Jahren als Kaffee- und Zuckerimporteur im Hamburger Frankreichhandel aktiv gewesen. Verheiratet war er mit Friederica Amanda Heise (1785-1858).



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Nagels Allee**, Eimsbüttel (1958): nach dem Vorbesitzer. Siehe: Nagelsweg.
- **Nagelsweg**, St. Georg (1830): J. H. Nagel, Grundbesitzer. Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*
- **Nansenstraße**, Bahrenfeld (1950): Fridtjof Nansen (1861-1930), Polarforscher, Zoologe, Staatsmann, Diplomat, Friedensnobelpreisträger.



- **Nartenstraße, Harburg (1950):** Georg Narten (1853-1933), Geheimer Baurat, Harburger Strombaudirektor.
- **Nathstieg, Billstedt (1958):** Markus Nath (1882-1941), Gemeindevorsteher von Billstedt.
- **Naumannplatz, Dulsberg (1922),** siehe: Friedrich-Naumann-Straße.
- **Neanderstraße, Neustadt (1948):** Johann August Wilhelm Neander (1789-1850), Theologe, Prof. für Kirchengeschichte.
- **Nebendahlstraße, Wandsbek (1950):** Carl Nebendahl (1841-1913), Stadtbaumeister, Direktor des Gaswerkes Wandsbek.
- **Neckelmannstraße, Winterhude (1929):** Skjold Neckelmann (1854-1903), Architekt.
- **Neddermeyerstieg, Billstedt (1948):** Franz Heinrich Neddermeyer (1790-1849), verfasste die *Topographie Hamburgs*, Mitbegründer des Vereins für Hamburgische Geschichte.
- **Nehlsstraße, Steinwerder (1906):** Johs. Chr. Nehls (1841-1897), Wasserbaudirektor.



- **Nehusweg**, *Moorburg (1948): Nehus, Gemeindevorsteher von Moorburg.*
- **Nerlichsweg**, *Hamm (1926): Friedrich Nerlich (1807-1878), Maler.*
- **Nernstweg**, *Ottensen (1950): Prof. Walter Nernst (1864-1941), Chemiker, Nobelpreisträger für Chemie.*
- **Nettelbeckstraße**, *Bahrenfeld (1913): Joachim Nettelbeck (1738-1824), Schiffskapitän, Bürgermeister von Kolberg, Verteidigung der Festung Kolbergs gegen französische Truppen. Ging als „Volksheld“ in die Geschichte ein. Aber: Nettelbeck war auch Steuermann auf einem Sklavenschiff. „Vor der afrikanischen Küste kommandierte er Boote, von denen aus Waffen, Tabak, Schnaps und Textilien bei örtlichen Machthabern gegen Sklaven eingetauscht wurden.“ (Malte Steinhoff: Hamburgs Straßen der Schande, in Hamburger Morgenpost vom 3.4.2011, S. 20. Siehe auch: www.freedom-roads.de zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen.*
- **Neubergerweg**, *Langenhorn (1932): Prof. Dr. Theodor Neuberger (1856-1937), Gründer und Leiter des Staatskrankenhauses Langenhorn.*
- **Neubertstraße**, *Hohenfelde (1874): Carl Ernst Emil Louis Neubert (1832-1916), Handelsgärtner, Vorbesitzer des Geländes.*
- **Neuer Nehusweg**, *Neugraben-Fischbek (1984), siehe: Nehusweg.*



- **Neuer Wandrahm, Hafencity (1887):** *In Erinnerung an die hier früher ansässigen Tuchhändler.*
- **Neue Veringkanaldrehbrücke, Wilhelmsburg (1922),** siehe: Am Veringhof
- **Neumann-Reichardt-Straße, Wandsbek (1917):** *Dr. h. c. Friedrich Neumann Reichardt (1858-1942), Besitzer der Reichardt-Kakao-Werke in Wandsbek.* Im folgenden Text wird das N-Wort im historischen Zitat voll ausgeschrieben. 1)

1892 gründete Friedrich Neumann zusammen mit seinem Schwiegervater in Halle an der Saale die *Kakao-Versand-Kompagnie Theodor Reichardt*. Da Hamburg seinerzeit zu den weltweit wichtigsten Rohkakaomärkten gehörte, verließ die Firma 1898 Halle und zog nach Wandsbek, damals eine preußische Stadt in Hamburgs Nähe. An der Brauereistraße ließ man eine Fabrik bauen und nannte sich von nun an *Kakao-Kompagnie Theodor Reichardt GmbH*. Ihr Ziel war es, so die Festschrift zum 25-jährigen Firmenjubiläum 1917, Kakao nicht mehr als Luxusprodukt zu vermarkten, sondern als „Volksgetränk“. Die starken ausländischen Konkurrenten, die Niederlande und die Schweiz, sollten dabei vom deutschen Markt verdrängt werden. Mit Kakao aus den afrikanischen Kolonien wollte Neumann eine „wahrhaft deutsche Industrie schaffen“. Dieser „patriotischen Tat“ widmete das Wandsbeker Unternehmen eine Postkartenserie, die auch Arbeiter in Kamerun bei der Kakaoernte und beim Tragen der schweren Kakaobohnensäcke ins Bild setzte. Es war seinerzeit üblich, Schokolade lose zu verkaufen. Die Reichardt-Kompagnie bot sie erstmalig verpackt an, um die Frische zu erhalten – mit Erfolg, denn das Unternehmen konnte bald expandieren. Die Stammfabrik wuchs um weitere Gebäude zu einem eigenen Stadtteil in Wandsbek, der sich auf 60.000 Quadratmeter ausdehnte. 1923 waren rund 4.000 Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigt. Damit war *Kakao-Kompagnie Theodor Reichardt* die größte Kakao verarbeitende Fabrik Deutschlands und der größte Arbeitgeber in Wandsbek. Überall im Deutschen Reich wurden Verkaufsfilialen eröffnet. Exporte gingen vor allem nach England; für den umfangreichen Zollverkehr wurde im Werk eine eigene Zollabfertigungsstelle eingerichtet. Auf den ersten Blick scheint Theodor Reichardt ein fürsorglicher Arbeitgeber gewesen zu sein. In seinem Werk gab es kostenlose Arbeitskleidung, eine „Speiseanstalt“, Schwimmbäder für Frauen und Männer, eine Arbeiterunterstützungskasse sowie einen „Wirtschaftsverein“, in dem die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer „Bedarfsartikel für Haus und Küche“ zu



Großhandelspreisen kaufen konnten. Das *Reichardt-Heim*, ein ehemaliges Waldhotel in Marienthal, bot unverheirateten Arbeiterinnen preiswerten Wohnraum. Anlässlich des Firmenjubiläums 1917 verlieh die Reichsregierung dem Unternehmer „in Anerkennung seiner großen volkswirtschaftlichen Verdienste und seiner bedeutsamen sozialen Bestrebungen“ das Privileg, den doppelten Nachnamen Neumann-Reichardt führen zu dürfen. Die „sozialen Bestrebungen“ entsprachen allerdings ganz dem streng patriarchalischen Verständnis von Unternehmern jener Zeit: Arbeitsschutz und bessere Entlohnung gegen Gehorsam und lange Werkstage. Gewerkschaftliche Aktivitäten waren im Werk ausdrücklich verboten. 1905 musste sich die Arbeiterschaft in einem zwei Monate dauernden Streik gegen Misshandlungen durch Vorgesetzte wehren.

Der Kakao für die Schokoladenprodukte kam zunächst aus den portugiesischen und britischen Kolonien in Westafrika; Einfuhren aus den deutschen Kolonien Kamerun und Togo nahmen jedoch stetig zu. Von den 50.000 Tonnen Kakao, die das Deutsche Reich 1913 importierte, fielen rund 7.000 Tonnen auf die Wandsbeker Firma, was drei Prozent der weltweiten Ernte ausmachte. Am fruchtbaren Kamerunberg hatten die Hamburger Großhandelshäuser *Adolph Woermann* (siehe: Woermannstieg) und *Jantzen & Thormählen*, gestützt auf die reichsdeutsche Marine, Plantagen zwangsweise „erworben“ und drei Handelsgesellschaften gegründet. 1899 wurden diese zum gemeinsamen Plantagenunternehmen *Moliwe-Gesellschaft* mit einer Betriebsfläche von 14.000 Hektar zusammengelegt.

Gegen den Landraub leisteten die vor Ort lebenden Bakweri (Kpe) entschiedenen militärischen Widerstand. Unter dem Feldherr Kuv'a Likenye war ihr bewaffneter Freiheitskampf lange erfolgreich. In einem Gefecht vor Gbea (Buea), der größten Ortschaft am Kamerunberg, töteten sie 1891 den Kommandeur der deutschen „Schutztruppe“, Karl von Gravenreuth. Ende 1894 mussten die Bakweri schließlich vor der deutschen Übermacht kapitulieren; Gbea wurde dem Erdboden gleichgemacht. Die deutsche Kolonialtruppe erschoss fast alle Männer, und die Frauen wurden als „Soldatenweiber“ zur Prostitution gezwungen. Kuv'a Likenye starb auf der Flucht. Hans Dominik (siehe: Dominikweg), Hauptmann in der „Schutztruppe“, prahlte damit, dass die Bewohnerschaft von Gbea nun „kaum mehr als dem Namen nach vorhanden“ sei. Dominik war in ganz Kamerun für seine Terrormethoden gefürchtet. Bis heute steht die Figur des *Mayor Dzomnigi* im kollektiven Gedächtnis der Bevölkerung in Südkamerun für Mord, Folter und Zwangsarbeit. 1902 wurde Buea Hauptstadt und Sitz der Kolonialverwaltung. Den prächtigen Gouvernementspalast („Puttkamer-Schlösschen“, genannt nach dem berüchtigten Gouverneur Jesco von Puttkamer) mussten gefangene Bakweri bauen.

In weiteren Regionen dauerte die Gegenwehr gegen die koloniale Expansion an:



Bis 1908 kam es in Kamerun zu weit über 100 militärischen Auseinandersetzungen, in Togo zu mindestens 30. In der „Schutztruppe“ rebellierten afrikanische Soldaten gegen die Schikanen und Prügelstrafen der deutschen Vorgesetzten. Schließlich konnte die deutsche Kolonialverwaltung 1896 die Enteignung des fruchtbaren Kulturlandes am ganzen Kamerunberg melden. Die Bakweri, die überlebt hatten, mussten ihr bewirtschaftetes Land verlassen. Ihnen wurden „Eingeborenenreservate“ zugewiesen, Kleinparzellen zur Eigenversorgung in kargen Randlagen.

Das Kolonialgouvernement verkaufte das eroberte Land an einige wenige große Aktiengesellschaften, hinter denen allen voran die hanseatischen Kaufleute und Großindustrielle aus dem Rheinland standen. Den Investoren wurden großflächige Ländereien zu extrem niedrigen Preisen angeboten sowie militärischer Schutz und billige Arbeitskräfte zugesichert. Der lokalen Bevölkerung hingegen wurde der Kakaoanbau verboten, dafür wurden die enteigneten Kleinbauern auf den Plantagen zur Lohnarbeit verpflichtet. Der Basler Missionar Friedrich Lutz notierte: „Die meisten Dörfer waren große, stattliche Bakwiri-Dörfer [sic]. Wo sie ehemals standen, erblickt man heute nur noch Kakaopflanzungen. (...) [Es] ist in den Landkommissionen offen ausgesprochen worden: ‚Die Schwarzen sind von uns besiegt und als Besiegte sind sie rechtlos.‘“

Die Bakweri leisteten von nun an passiven Widerstand, und um sich dem Arbeitszwang zu entziehen, wanderten ganze Dorfschaften aus. Den Mangel an Arbeitskräften versuchte die Kolonialverwaltung auszugleichen, indem sie Menschen aus entfernteren Regionen und anderen Kolonien holte, doch auf Dauer war die aufwendige Anwerbung wenig wirksam. Besorgt um Kakaolieferungen trieben die Reichardt-Werke aggressive Kolonialpropaganda. 1908 forderte das Unternehmen in der Zeitung *Wandsbecker Bothe*: „Wir müssen Anspruch auf die Arbeitskraft der Neger erheben, soll nicht unsere Kolonie zu einem Negerversorgungsheim werden.“

Nun griff das Gouvernement unter Jesco von Puttkamer zu noch rabiateren Methoden. Um die lokale Subsistenzwirtschaft gänzlich zu vernichten und die lokale Bevölkerung „durch Hunger zur Arbeit“ zu treiben, ließ die Kolonialverwaltung Dörfer und Felder niederbrennen, Folterungen waren an der Tagesordnung. Die „Schutztruppe“ machte Jagd auf Arbeitskräfte, vor allem auf Kinder, die sich nicht wehren konnten und die als besonders fleißig galten. Die Zwangsverpflichteten erwartete eine Sechs-Tage-Woche mit einer täglichen Arbeitszeit von bis zu 18 Stunden und ein Lohn am Rande des Existenzminimums. Auf den Pflanzungen der Handelsgesellschaften, welche die Wandsbeker Reichardt-Werke mit Kakao belieferten, waren körperliche Strafen an der Tagesordnung. Die *Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Bibundi*



WAPB/Jantzen & Thormählen ließ einen „Hungerturm“ bauen, in dem unwillige Arbeiterinnen und Arbeiter eingesperrt wurden. Auf der Plantage von *Adolph Woermann* starben 1913 innerhalb von sieben Monaten 65 von 213 Arbeitskräften. Die brutalen Rekrutierungsmethoden und die Schikanen, die harte Arbeit und die schlechte Ernährung führten überall am Kamerunberg zu hohen Todesraten. Wer konnte, versuchte zu fliehen, ganze Regionen wurden entvölkert.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs blieben die Kakaolieferungen aus, die Schokoladenproduktion in Wandsbek musste vorübergehend eingestellt werden. Und es kriselte weiter: Ende 1925 führten Absatzschwierigkeiten zu einer erneuten Stilllegung der Reichardt-Werke, 2.800 Arbeitskräfte – von ihnen wohnte fast die Hälfte in Wandsbek – wurden entlassen. 1928 wurde die *Kakao-Kompagnie Reichardt* an den Kölner Schokoladenriesen *Stollwerck* verkauft und das Wandsbeker Werk abgewickelt. Die meisten Werkgebäude sind an der Neumann-Reichardt-Straße erhalten geblieben, heute beherbergen sie Büros und kleine Handwerksbetriebe. Auf dem benachbarten Fabrikgelände etablierte sich ab 1940 die Im- und Exportfirma *Herbert Stockmann*, die anfangs mit Südfrüchten handelte und dann ab 1949 Süßigkeiten und Schokolade produzierte. Heute hat das *Nestlé Chocoladen-Werk* dort seinen Sitz.

Nach dem Ersten Weltkrieg bot die britische Mandatsmacht den Plantagenbesitzern den Rückkauf ihrer Ländereien am Kamerunberg an. Doch damit nicht genug: Die Handelsgesellschaften enteigneten weiteren Grund und Boden in die Reservate hinein und verdrängten die lokale Bevölkerung in immer engere Räume. Ab 1933 bekannten sich die meisten deutschen Pflanzer zum Nationalsozialismus und träumten von der Rückeroberung Kameruns. 1947 gründete die britische Kolonialverwaltung den Großkonzern *Cameroons Development Corporation (CDC)*, der die Plantagen am Kamerunberg verwaltet. *CDC* blieb nach der Unabhängigkeit des Landes 1960/1961 weiter erhalten und wurde 1994 privatisiert. Zu allen Zeiten haben die Bakweri die Rückgabe des Landes ihrer Vorfahren gefordert, bislang ohne Erfolg. Unvergessen ist Kuv'a Likenye, der Führer der Widerstandsbewegung 1891-1894 gegen die deutsche Kolonialherrschaft, der bis heute geehrt wird. Ein Bakweri-Lied erinnert an ihn: „Lo! Die Hände, welche den Speer hoch hielten / Welche das Gewehr luden / Lo! Die furchterregende Stimme, welche brüllte / Welche die Menge davon jagte / Der Held bleibt unsterblich.“

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

- 1) Hinter dem N-Wort steckt die Bezeichnung „Neger“, die stark diskriminierend ist. Das N-Wort tauchte erstmalig im Zusammenhang mit dem transatlantischen Menschenhandel, mit Kolonialismus und „Rassentheorien“ auf.



Das Wort wird im vorliegenden Text ausschließlich im historischen Zitat ausgeschrieben, weil damit deutlich gemacht werden soll, wie rassistisch die beschriebenen Kolonialakteure gedacht und gehandelt haben.

Quellen:

Jörg Beleites: Schokolade aus Wandsbek. Aus der Industriegeschichte unseres Stadtteils, in: Wandsbek informativ, Bd. 9 (1995), 11, S.14-15; Das Reichardtwerk 1892-1917, Denkschrift anläßl. d. 25-jähr. Bestehens des Reichardtwerkes in Wandsbek, Reichardtwerk Wandsbek, Kakao-Compagnie Theodor Reichardt Wandsbek, Hamburg, 1917, PDF-Download: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, B 1946/476, <http://resolver.sub.uni-hamburg.de/goobi/PPN77380109X> ; Heiko Möhle (Hrsg.): Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, Neuauf., Berlin, 2011, S. 54ff., 61; Thorsten Altena: „Ein Häuflein Christen mitten in der Heidenwelt des dunklen Erdteils“: Zum Selbst- und Fremdverständnis protestantischer Missionare im kolonialen Afrika 1884-1918, Münster, 2003; Heiko Möhle, Stefanie Michels: Eine endlose Geschichte. Nachwirkungen des deutschen Kolonialismus in Kamerun, in: iz3w Nr. 276 (2004), S. 20-23, URL: www.sopos.org/aufsaetze/40c614b891422/1.phtml (letzter Zugriff 27.11.2014); StaH 422-11 Neumann Reichardt A l e 9; Helmuth Fricke: Reichardt – Stockmann – Nestlé: die großen Drei, an der Neumann-Reichardt-Straße beginnt Wandsbeks Schokoladenseite, in: Wandsbek informativ: der Wandsbecker Bothe; die Monatszeitschrift für Wandsbek (mit Hinschenfelde), Marienthal, Jenfeld, Tonndorf, Farmsen-Berne und Eilbek, Hamburg, Bürgerverein Wandsbek, Bd. 16 (2001), Heft 9, S. 20-21: Kakao-Compagnie Theodor Reichardt; Kakao-Compagnie Theodor Reichardt Wandsbek, gewidmet von der Kakao-Kompagnie Theodor Reichardt G.m.b.H. Wandsbek-Hamburg, [Informationsbroschüre über die Firma], Wandsbek, 1924; Kakao-Compagnie Theodor Reichardt (Hrsg.): Nahrungsmittel-Warte, Blätter für Bekämpfung aller Nahrungsmittel-Entwertung, Wandsbek, 1908-1913; Dibussi Tande: Bakweri Armed Resistance to German Colonialism, 1891-1894, Bakweri Land Claims Committee (BLCC), 2006, URL: www.blccarchives.org/files/bakweri_resistance_to_germans.pdf (letzter Zugriff 29.11.2014); Albert Gouaffo: Hans Dominik und die Kolonisierung Kameruns, Ausstellung freedom roads! 2013

- **Neumayerstraße, Neustadt (1894): Prof. Dr. Georg von Neumayer (1826-1909), Direktor der Deutschen Seewarte.**
- **Newmans Park, Nienstedten (1932): Henry Louis Newman (19. Jhd.), Kaufmann, Grundstückbesitzer.**
- **Niemannstraße, Harburg (1889, 1934): Hermann Niemann (1847-1915), Vorbesitzer des Geländes.**



- **Nieritzweg, Rahlstedt (1962):** *Gustav Nieritz (1793-1876), Jugendschriftsteller.*
- **Nikischstraße, Bahrenfeld (1950):** *Arthur Nikisch (1855-1922), Dirigent des Leipziger Gewandhausorchesters.*
- **Nikolaibrücke, Altstadt (1955),** *nach der Lage bei der Nikolaikirche, die dem Heiligen Nikolaus geweiht ist.*
- **Nikolaisperrwerk, Altstadt (?),** *nach der Lage*
- **Nippoldstraße, Wilhelmsburg (nach 1933):** *Ferdinand Nippold (1871-1929), Geschäftsführer der Aktiengesellschaft Neuhof, die die Insel Neuwerk ankaufte.*
- **Nippoldweg, Wilhelmsburg (1970),** *siehe: Nippoldstraße.*
- **Nirnheimweg, Groß Borstel (1931):** *Fritz Nirnheim (1830-1906), Vorsteher einer höheren Privatschule, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft; Turnwart und Führer der Hamburger Turnerschaft.*
- **Nissenstraße, Eppendorf (1909):** *Waldemar Nissen (1832-1896), Kaufmann, Aufsichtsratsvorsitzender der Hamburg-Amerika-Linie, und an seinen Vater und Großvater, Ärzte in Altona.*



- **Noackstieg, Langenbek (1988): Otto Noack (1880-1941), Harburger Sozialdemokrat, Opfer des Nationalsozialismus.** Stolperstein: Stader Straße 320 (Harburg, Hausbruch). Der Arbeiter Otto Noack zog von Ostpreußen nach Harburg. Hier heiratete er am 6. April 1919 Auguste Schiemann, geb. am 10.9.1893 in Hamburg. Sie bekamen eine Tochter: Mary Noack, geb. am 15.12.1919 in Harburg. Außerdem lebten bei ihnen noch zwei Kinder aus der ersten Ehe Augustes: der Lehrling Heinrich Tödter, geb. am 28.12.1911 in Harburg, und Hildegard Tödter, geb. am 26.9.1913 in Harburg. Otto Noack gehörte der SPD an. Wie sein Parteifreund Johannes Bremer [siehe: Johannes-Bremer-Weg] wohnte die Familie im Haus Grumbrechtstraße 62. Am 24. November 1927 zog sie in die Stader Straße 320. Heute existiert das Haus nicht mehr; es muss etwa unter der heutigen Autobahnbrücke gestanden haben. Otto Noack, eigentlich Heizer, arbeitete von 1931 bis zu seiner Verhaftung als Kontrolleur bei den Mauser-Werken in Harburg am Seehafen 1.

Am 13. März 1920 brach der Kapp-Putsch aus. In der Nacht zum 15. März marschierte ein Trupp „Baltikumer“, der den Putsch gegen die Republik unterstützte, unter dem Kommando des Fliegerhauptmanns Rudolf Berthold in Harburg ein. Die Freikorpsler quartierten sich in der Heimfelder Schule an der Woellmerstraße ein. Das Gebäude wurde von teils bewaffneten Arbeitern belagert. Nach einem heftigen Schusswechsel mussten sich die „Baltikumer“ ergeben. Die wütende Menge lynchte Hauptmann Berthold. Unter den Belagerern befanden sich Otto Noack und Johannes Bremer. Sie wurden später beschuldigt, an der Tötung Bertholds beteiligt gewesen zu sein, was sie abstritten. Es kam zu mehreren Prozessen, aber man konnte ihnen nichts nachweisen.

Nach Hitlers Machtantritt wurden Johannes Bremer und Otto Noack in Haft genommen und zunächst am 10. Mai 1933 ins Polizeigefängnis Wetterstraße eingeliefert.

Am 10. September 1933 kam Otto Noack ins Gerichtsgefängnis an der Buxtehuder Straße. Ein neuer Prozess in Sachen Hauptmann Berthold wurde jedoch nicht angestrengt, sondern Noack in Konzentrationslagern festgehalten: ab 9. Oktober 1933 im KZ Börgermoor im Emsland, ab April 1934 im KZ Esterwegen. Von hier schrieb er am 18. Dezember 1934 an seine Frau: Sein Leben habe keinen Wert mehr. „Mach Schluss mit diesem Leben“, habe er zu sich selbst gesagt, „denn du hast ja doch nichts davon.“ 1936 gelangte er ins KZ Sachsenhausen. Dort traf ihn der Harburger Kommunist Gustav Bergmann. Er berichtet, dass Otto Noack so gebrochen gewesen sei, dass er kaum noch



menschliche Züge gehabt habe. Die SS-Bewacher legten ihn an eine Eisenkette und zwangen ihn, wie ein Hund zu laufen und zu bellen.

Otto Noacks Frau Auguste, inzwischen völlig mittellos, zog 1938 nach Hausbruch. Die Nationalsozialisten zwangen sie, sich scheiden zu lassen, um im öffentlichen Dienst Arbeit zu bekommen. Das tat sie 1939 und wurde Posthilfsarbeiterin in Fischbek.

Am 6. April 1940 wurde Otto Noack ins KZ Flossenbürg in Bayern eingeliefert und unter der Haftnummer 2539 registriert. Dort starb er am 25. Juni 1941, angeblich an doppelseitiger Lungenentzündung. Die Toten wurden im lagereigenen Krematorium verbrannt. Die im Umfeld verstreute Asche wurde nach dem Krieg in der Gedenkstätte zu einer Aschepyramide aufgeschichtet.

Text: Hans-Joachim Meyer, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945, 6., erweiterte Aufl., überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meyer. Hamburg 2005; Staatsarchiv Hamburg (StaH) 351-11 AfW, Otto Noack; StaH 332-8 Meldewesen A 46; StaH 430-64 Amtsgericht Harburg II B 25; Matthias Heyl, Margit Maronde-Heyl: Abschlussbericht zur Nachrecherche der Namen Harburger Opfer des Faschismus. Hamburg 2000; Vereinigte Arbeitsgemeinschaft der Naziverfolgten, Hamburg (VAN) (Hrsg.): Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter 1933-1945, Hamburg 1968; Auskunft der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg vom 11.4.2011.

- **Nobléestraße, Heimfeld (1950):** *Henri Louis Joseph Noblée (1806-1879), Gründer der Firma H. Noblée u. Co. Hydrocarburo Fabrique und Gasanstalt in Harburg.* Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*
- **Nöldekestraße, Wilstorf (1927):** *Prof. Dr. Theodor Nöldeke (1836-1930), Sprachforscher, Orientalist, Prof. an der Kieler Universität.*
- **Nölkensweg, Barmbek-Nord (1927):** *Franz Nölkens (1884-1918), Maler.* Siehe auch: Anita-Rée-Straße, in: Bd. 2.



Wie Anita Rée auch Schüler von Siebelist. Zwischen 1910 und 1911 mit Anita Rée, die seine Schülerin wurde, befreundet. Bildete mit ihr und Friedrich Ahlers-Hestermann in dieser Zeit eine Atelieregemeinschaft. Die Freundschaft zerbrach, da er die Liebe, die Anita Rée zu ihm empfand, nicht erwiderte. Reagierte auf ihre Liebe mit Flucht. Anita Rée ging nach Paris zu Fernand Léger. 1912 Beginn einer Lehrtätigkeit in der Malschule von Gerda Koppel am Glockengießerwall 23. Lebte längere Zeit in Aumühle bei dem Kaufmann und Kunstsammler Otto Pauly. Befreundete sich 1913 mit dem Komponisten Max Reger (siehe: Regerstieg und Regerstraße, in Bd. 3 online) und porträtierte ihn. 1917 zum Kriegsdienst eingezogen. Kurz vor Ende des Ersten Weltkriegs als Soldat bei La Capelle in Frankreich getötet.

- **Nöltlingstraße, Ottensen (1951): Emile Nöltling (1812-1899), Kaufmann und Merchant Banker.**

Jacques Emile Louis Alexandre, genannt Emile, war der älteste Sohn des Kaufmanns Carl Joseph Nöltling und dessen Frau Henriette. 1816 zogen Carl und Henriette Nöltling mit ihren Kindern von Mannheim nach Hamburg, wo Carl Nöltling 1820 eine Stelle als Senatskanzlist bekam. Ab 1829 machte Emile Nöltling bei der Hamburger Firma *Tanner & Brook* eine kaufmännische Lehre und fand dann eine Stelle im Kontor von *Joh. Dan. Schirmer*, das Schiffe und Frachten hauptsächlich zu den dänisch-westindischen Inseln in der Karibik makelte.

1836 zog es den 24-Jährigen, der die französische Sprache gut beherrschte, nach Haiti, wo er in der Hauptstadt Port-au-Prince bei *J. R. Bernard & Co.* angestellt wurde. Zwei Jahre später heiratete er dort Florida Richeux, Tochter eines vermögenden Plantagenbesitzers. Aus der Ehe gingen drei Söhne hervor. Vermutlich finanziell unterstützt durch den Schwiegervater, konnte Nöltling sich 1840 als Teilhaber in die Firma *J. R. Bernard & Co.* einkaufen. 1844 eröffnete er mit seinem Schulfreund Julius Friedrich Wilhelm Reimers die Firma *Nöltling, Reimers & Co.* in Port-au-Prince mit Niederlassungen in Cap-Haïtien und auf der dänisch-westindischen Insel St. Thomas, deren Hafen ein Knotenpunkt des karibischen Schiffsverkehrs war. Mit Reimers und dem Kaufmann Hermann Münchmeyer, der 1848 aus Haiti zurückgekehrt war, gründete Nöltling das Handelskontor *Münchmeyer, Reimers & Nöltling* in Hamburg. Aus der Hansestadt exportierten die Geschäftspartner Eisenwaren, Hüte, bedruckte Baumwollstoffe und alkoholische Getränke nach Haiti. Von dort sowie von den dänisch-westindischen und weiteren benachbarten Inseln wurden Kolonialwaren wie Zucker, Baumwolle, Kaffee, Tabak und Sisal, die von den Sklavenplantagen kamen, nach Hamburg verschifft. Dänemark hatte als erstes Land ab 1792 den



Sklavenhandel verboten. Impulsgebend mögen die seit 1733 wiederholten Aufstände auf den eigenen westindischen Inseln gewesen sein ebenso wie die Haitianische Revolution 1791-1793. Auf der französischen Zuckerinsel hatten sich die versklavten Menschen aus eigener Kraft dauerhaft befreien können. Der Schwarze General François-Dominique Toussaint Louverture, der die Revolution führte, wird heute mit Denkmälern in verschiedenen Ländern gewürdigt. In den dänischen Kolonien existierte die Sklaverei faktisch bis mindestens 1848. Um den Arbeitskräftemangel, der nach der Abolition herrschte, auszugleichen, warben die Plantagenbesitzer Menschen aus den kolonisierten Ländern Asiens an und führten neue Formen extrem ungleicher Kontraktarbeit ein. Von Zwangsarbeit bzw. von niedrigem Lohnniveau profitierten auch Nöltings Niederlassungen.

1846 starb Emile Nöltings Ehefrau Florida. 1850 heiratete er die in Port-au-Prince geborene Louise Alexandrine Clara Windsor. Aus dieser Ehe stammten zwei Töchter. Der Hamburger Kaufmann pflegte enge Beziehungen zum haitianischen Präsidenten, dem späteren Kaiser Faustin I., was zweifelsohne günstig auf seine Handelsunternehmungen wirkte. Faustin-Élie Soulouque ließ sich 1852 krönen und führte ein diktatorisches und verschwenderisches Regime. Clara Nölting gehörte zum Kreis der Hofdamen im Palast. Als Faustins Thron zu wanken begann, als die Insel im Machtkampf nicht zur Ruhe kam, litten auch die Geschäfte der kaisertreuen Kolonialkaufleute. 1853 verließ Nölting Haiti und zog mit seiner Familie in die Hauptstadt der englischen Textilindustrie, Manchester, von wo aus er weiterhin Handel mit Haiti betrieb. Nach drei Jahren kehrte er schließlich nach Hamburg zurück. In der ersten Weltwirtschaftskrise von 1857 gingen viele Hamburger Kaufleute bankrott, auch *Nölting, Reimers und Münchmeyer* mussten ihr Firmennetzwerk zwischen Hamburg und Haiti liquidieren. In dieser Zeit der boomenden Industrialisierung, der fallenden Handelsbeschränkungen und der rasanten Öffnung neuer Märkte vor allem in Amerika gelang es Nölting, mit neuen Geschäftspartnern und riskanten Geldtransaktionen geschickt zu spekulieren. Nun vermögend geworden, konnte er 1857 das Hamburger Bürgerrecht erwerben und 1858 die Im- und Exportfirma *Emile Nölting & Co.* gründen. Mit seinem aus Hannover stammenden Schwager Carl Anton Adolf „Charles“ Purgold tat er sich mit der Niederlassung *Nölting, Purgold & Co.* in Port-au-Prince zusammen.

Die vielen Ämter, die ihm jetzt angetragen wurden, waren für sein Geschäft förderlich. 1859 nahm ihn die „Hamburger Versammlung Eines Ehrbaren Kaufmanns“ – die Wahlkörperschaft der Commerz-Deputation, aus der 1867 die Handelskammer hervorging – als Mitglied auf und wählte ihn zum Handelsrichter. Im selben Jahr wurde er vom Kaiser Faustin I. zum dänischen Konsul von Haiti ernannt, sechs Jahre später war er als Generalkonsul von Haiti in Hamburg tätig.



Auch in zahlreichen weiteren Funktionen wirkte Nölting mit: als Vorstandsvorsitzender der von Hamburger Kolonialkaufleuten gegründeten *Commerz- und Discontobank* (später *Commerzbank*) und der *London und Hanseatic Bank*, als Mitbegründer der *Bavaria Brauerei* und des Hamburger Freihafens gewann Nölting unaufhaltsam an Prestige. 1877 war er Mitglied des Gründungskomitees des katholischen Marienkrankenhauses in Hamburg, 1883 konvertierte er schließlich selbst zum katholischen Glauben. Daraufhin schenkte er der Gemeinde St. Marien in Altona das Grundstück an der Reitbahn, auf dem heute das Pfarrhaus steht. 1890 übertrug er seinem Sohn Edgar die Firma *Emile Nölting & Co.* Als er 1899 starb, hinterließ er seinen Erben über acht Millionen Mark, mehrere Herrensitze und Firmenbeteiligungen. Entsprechend seinem Testament wurde an der Pastorenstraße in der Neustadt das katholische Nölting-Stift gegründet, das Ende der 1960er-Jahre dem Bau der Katholischen Akademie weichen musste. Heute wird das Familienunternehmen Nölting in der fünften Generation weitergeführt.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

Quellen:

Heiko Möhle (Hrsg.): *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche*, Neuauf., Berlin, 2011; Detlef Krause: *Die Commerz- und Disconto-Bank 1870-1920/23: Bankgeschichte als Systemgeschichte*, Stuttgart 2004; Julia Laura Rischbieter: *Mikro-Ökonomie der Globalisierung: Kaffee, Kaufleute und Konsumenten im Kaiserreich 1870-1914*, Köln, 2011, S. ; Laurent Dubois: *Haiti. The Aftershocks of History*, New York, 2012; Eberhard von Wiese: *Hier ist das Paradies. Schicksale am Harvestehuder Weg*, Frankfurt 1967, S. 31; Hans-Jörg Nölting: „Die Geschichte der Nöltings bis Jacques Emile Louis Alexandre“ und „Jacques Emile Louis Alexandre Nölting“ Onlinefassung: <http://www.meinevorfahren.de> (letzter Abruf 16.8.2014); Edgar Nölting "Emilie Nölting" – "Jugend am Rothenbaum" und "Vom Rothenbaum nach Niendorf"; Paul Theodor Hoffmann: *Die Elbchaussee, Hamburg? 1937*; Carl Schmidt-Reitz: *Emile Nölting & Co. Zur Geschichte des Hamburgischen Handels mit Haiti*, hrsg. von der Wirtschaftsgeschichtl. Forschungsstelle Hamburg, Hamburg, 1958; www.emile-noelting.de/1/firmengeschichte/index.html;

www.rootsweb.ancestry.com/~htiwgw/familles/fiches/042777.htm (Charles Purgold) Nölting war „auf Anregung seiner katholischen Ehefrau [Clara] (..) 1883 zu ihrem Glauben über[getreten] und stiftete den Altar für die 1991 gebaute St. Marienkirche in Altona. Nachdem Clara Nölting am 18. Juli 1898 gestorben war, wurde Emile Nölting zu einem gebrochenen Mann. Er versprach den Grauen Schwestern von der Heiligen Elisabeth, die ihn pflegten, ein neues Heim. (...) Das im Jahre 1900 fertiggestellte fünfstöckige, als Nölting-Stift bekannte Wohnhaus war ein Geschenk Nöltings an die katholische Kirche. Durch die während der Zeit des Nationalsozialismus stark dezimierte Zahl der Grauen Schwestern wurde es ab 1943 als normales Wohnhaus und ab 1947 auch als Pastorat der Kleinen Michaeliskirche genutzt.“ 1) Quellen: Claus Gossler: Jacques Emile Louis Alexandre Nölting, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke: *Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 4. Göttingen 2008, S. 257.*



- **Noerstraße**, *Othmarschen (1903): Prinz Friedrich von Noer (1800-1865), Mitglied der Schleswig-Holsteinischen Stadthalterschaft.*
- **Noldering**, *Steilshoop (1962): Emil Nolde (1867-1956), Maler, Graphiker.* Siehe Rosa-Schapiere-Weg und Modersohnstraße, in Bd. 2. In erster Ehe (Heirat 1899) verheiratet mit der dänischen Schauspielerin Ada Vistrup (1879-1946). Das Paar lebte ab 1903 in einem Fischerhaus auf der Insel Alsen. Ab 1905 wohnte Nolde aber im Winter meistens in Berlin. 1926 kaufte das Ehepaar eine Warft auf der deutschen Seite im damaligen Kreis Südtondern, die sie Seebüll nannten. Dort war auch Noldes Atelier und dort befindet sich auch der gemeinsame Begräbnisplatz des Ehepaares Nolde. Ada Nolde begleitete ihren Mann selbstlos bis zu ihrem Tod. Sie gab ihm Halt und Stütze.

Nach Ernst Klees Recherchen wurde Nolde „1920 bei der Gründung der NSDAP Nordschleswig Parteimitglied (...). ‚Als Hitler an die Macht kam, begrüßte Nolde diese Erhebung gegen die Macht der Juden, die in sämtlichen Künsten die Herrschaft an sich gerissen hätten, und erwartete, nun als deutscher aller Künstler gefeiert zu werden.‘ (...) Am 19.8.1934 Unterzeichner des Aufrufs der Kulturschaffenden zur Vereinigung des Reichskanzler- und Reichspräsidentenamts in der Person Hitlers. (...)“ 1)

Nolde war Antisemit und gegen den jüdischen Kunsthändler Paul Cassirer und den Maler Max Liebermann eingestellt. Ein Teil der Naziführer schätzten seine Kunst (Joseph Goebbels, Albert Speer), Adolf Hitler und Alfred Rosenberg lehnten Noldes Kunst jedoch ab. „In Fritschs Hetzwerk Handbuch der Judenfrage (1936) als expressionischer ‚Künstler aus dem nichtjüdischen Lager‘ aufgeführt, der es verdiene, ‚als Mittäter an dieser Kulturschande mit den Juden zusammen genannt zu werden‘. Juli 1937 in der Schandschau Entartete Kunst in München mit 36 Objekten vorgeführt, mit 1052 beschlagnahmten Werken ein Hauptopfer der NS-Kulturdiktatur. Ein Teil seiner Werke wurde bei der Gemäldeverbrennung (...) am 20.3.1939 im Hof der Berliner Feuerwache vernichtet. (...) 1941 Ausschluß Reichskammer der bildenden Künste, Arbeitsverbot.“ 1)

Die 2010 von der Noldestiftung Seebüll in deren Dependence in Berlin gezeigte Ausstellung „Bewundert, gefürchtet und begehrt. Emil Nolde malt die Frauen“ widmet sich dem Verhältnis Noldes zu Frauen. In der Ausstellungsbeschreibung heißt es: „Emil Noldes Frauen sind Mütter, Musen und Modelle, Ehefrauen und Tingel-Tangel-Mädchen, Engel und Dämonen, Heilige und Sünderinnen, Verführte und leidenschaftliche Verführerinnen. Nolde beschreibt in unterschiedlichen Zusammenhängen von mythologischen und



religiösen Bildern bis hin zum klassischen Porträt Frauen in all ihren Facetten und in ihrer spannungsreichen Ambivalenz. In allen Schaffensphasen konzentriert er sich auf das Motiv der Frau, doch fassbar wird ihr Wesen für den Künstler nie. Nolde schreibt: „In Frauen innigstes Wesen mich einlebend entstanden meine Bilder. Wie nur konnte dies ein männlicher Mann? Unverständlich ist mir vieles ich brauche es nicht zu wissen.“

Mit seiner Frau Ada gründete Nolde die Stiftung Seebüll Ada und Emil Nolde. Nach ihrem Tod im Jahre 1946 empfand Nolde die Einsamkeit als unerträglich. Dann lernte er die 54 Jahre jüngere Jolanthe Erdmann (1921-2010) kennen und lieben und seine Stimmung schlug um. Ihre Jugend wurde sein Lebenselixier. Und so schrien er 1947: „Ich male manches u. meine Bilder entstehen in Farben glühendjung, oft mich selbst überraschend“. Ein Jahr später heiratete der 80-jährige Nolde die 26-jährige Studentin Jolanthe Erdmann, älteste Tochter seines Freundes, des Komponisten und Pianisten Eduard Erdmann, die er seit ihrer Geburt kannte und die mit ihren Eltern nicht weit von Nolde in Langballigau lebte. Nolde malte seine Frau. Es gibt 30 Aquarelle und Porträts von ihr.

Nach Noldes Tod lebte Jolantha ein halbes Jahrhundert lag zurückgezogen bis zu ihrem Tod in Heidelberg.

Quellen:

- 1) Ernst Klee: Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Überarbeitete Ausgabe. Frankfurt a. M. 2009, S. 395.
- **Norbert-Schmid-Platz**, *Hummelsbüttel (1975): Norbert Schmid (1939-1971), im Dienst erschossener Polizist.*
 - **Nordheimstraße**, *Ohlsdorf (1958): Marcus Nordheim (1811-1899), Stifter des Seehospitals Sahlenburg.*
 - **Nordquistweg**, *Groß Flottbek (1951): Gustav Olaf Nordquist (1866-1944), Bankdirektor, Vorbesitzer des Geländes.*



- **Notkestraße, Bahrenfeld (1951):** *Bernt Notke (1435-1509), Maler.*

- **Novalisweg, Winterhude (1928):** *Freiherr Georg Philipp Leopold von Hardenberg (1772-1801), Dichter.* Siehe auch: Reichardtstraße, Schlegelsweg, in Bd. 2. Louise Reichardt lernte Novalis auf Gut Giebichenstein kennen, in der sogenannten „Herberge“ der Romantik. Diese romantische Geselligkeit auf dem Landsitz ihres Vaters wurde ermöglicht durch den Einsatz von Louise und ihren Schwestern. Von früh bis spät bewirteten sie die Gäste und fanden noch Zeit und Kraft, deren künstlerische Produktionen mit Leidenschaft zu rezipieren. Louise schätzt die Dichtungen von Novalis, die sie vertonte und selbst vortrug, zur Bewunderung des fein gestimmten Publikums. Novalis „Geistliche Lieder“ setzte sie in Musik, ebenso wie ihre Kollegen Franz Schubert und Carl Loewe. Nach seinem Studium 1794 trat Novalis eine Stelle als Aktuarium beim Kreisamt in Tennstedt an. Im selben Jahr lernte er im nahen Grüningen die damals zwölfjährige Sophie von Kühn kennen. Ein Jahr später verlobten sie sich. 1797 starb die knapp fünfzehnjährige Sophie von Kühn. Novalis war sehr betroffen, entwickelte eine Todessehnsucht, wünschte mit der Geliebten im Jenseits wieder vereint zu werden. Seine zweite Verlobung ging er 1798, ein Jahr nach dem Tod von Sophie von Kühn, ein. Die Auserwählte war Julie von Charpentier (1778-1811), Tochter des Berghauptmanns und Freiburger Professors Johann Friedrich Wilhelm von Charpentier. Sie heiratete 1804 einen ungarischen Adligen.
Text: Birgit Kiupel

- **Nüßlerkamp, Bramfeld (1951):** *Gutspächter Jochen Nüßler, Romanfigur aus Fritz Reuters Roman „Ut mine Stromtid“.*



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Obenhauptstraße**, *Groß Borstel (1973): August Obenhaupt (1884-1967), Bezirksamtsleiter.*
- **Oberaltenallee**, *Uhlenhorst (1862): Weg, den die Oberalten nahmen, um zum Herrenhaus in Barmbek zu kommen.*
- **Oberer Traunweg**, *Neuland (1989), siehe: Traunweg, in Bd. 2. Siehe auch: www.freedom-roads.de zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen.*
- **Oddernskamp**, *Lokstedt (1948): Christoph und Joachim Odder (1596-1652), Vögte in Lokstedt.*
- **Odenwaldstraße**, *Eimsbüttel (1906): Theodor Odenwald (1838-1899), Gründer des Hamburger Kirchenchors.*
- **Oehleckerring**, *Langenhorn (1963): Prof. Dr. med. Franz Oehlecker (1874-1957), Chirurg, Urologe am Krankenhaus Eppendorf, Krankenhaus Barmbek, Krankenhaus Bethanien. Siehe Vita unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/*



- **Oelkersallee**, Altona-Nord (1864): *Jacob Oelkers (1713-1804), Bleicher, der hier eine Bleiche erwarb.*
- **Oelsnerring**, Osdorf (1965): *Prof. Dr. Gustav Oelsner (1879-1956), Senator in Altona, Architekt, Baudirektor in Hamburg.*
- **Oertzenstraße**, Niendorf (1948): *Jaspar von Oertzen (?-?), Landdrost in Pinneberg (17. Jhd.)*
- **Oertzgarten**, Barmbek-Nord (1936): *Max Oertz (1871-1929), Schiffskonstrukteur, Erfinder des Oertzruders, wodurch die Geschwindigkeit deutscher Schnelldampfer gesteigert wurde.*
- **Oertzweg**, Barmbek-Nord (1930), siehe: Oertzgarten.
- **Oesterleystraße**, Blankenese (1928): *Karl August Heinrich Oesterley (1839-1930), Maler.*
- **Oestmanns Treppe**, Blankenese (vor 1903): *Jürgen Oestmann (1798-1884), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Offakamp**, Lokstedt (1948): *nach dem König der Angeln, nach Müllenhoffs Sagen, Märchen und Lieder.*



- **Offenbachweg, Rahlstedt (1950): Jacques Offenbach (1819-1880), Operettenkomponist.**
- **Ohlendorffs Tannen, Volksdorf (1948): Freiherr Heinrich von Ohlendorff (1836-1928), Großgrundbesitzer, Grundstückbesitzer. Siehe: Heinrich-von-Ohlendorff-Straße.**
- **Ohlendorffstraße, Hamm (1885): Johann Heinrich Ohlendorff (1788-1857), Gärtnereibesitzer, Grundeigentümer.**
- **Ohmstraße, Ottensen (1915): Prof. Georg Simon Ohm (1787-1854), Physiker, nach ihm wurde das „Ohmsche Gesetz“ benannt.**
- **Ohnsorgweg, Groß Flottbek (1950): Dr. phil. Richard Ohnsorg (1876-1947), Gründer der Niederdeutschen Bühne (heute Ohnsorg-Theater). Siehe auch: Cilli-Cohrs-Weg und Heidi-Kabel-Platz, in Bd. 2.; siehe auch: Gorch-Fock-Wall, in Bd. 3 online.**

Schon als Jugendlicher hatte er den Wunsch, Schauspieler zu werden, doch seine Eltern – der Architekt Hermann Ohnsorg und seine Frau Bertha – erlaubten dies nicht. Richard Ohnsorg studierte Philologie und wurde Bibliothekar bei den Öffentlichen Bücherhallen in der Mönckebergstraße. Er wollte „dem Volk umsonst und für wenig Geld das Beste aus Kunst und Wissenschaft (..) bieten“.

1) Richard Ohnsorg blieb bis zu seiner Pensionierung Bibliothekar. Doch seine Liebe galt dem Theater. Sein Beruf als Bibliothekar erlaubte es ihm, sich hauptsächlich seiner Theaterleidenschaft zu widmen. 1901 heiratete Richard Ohnsorg Anna Marie Glöckner (1877-1951). Ein Jahr später gründete er mit Laienschauspielern den Verein „Dramatische Gesellschaft“, 1906 umbenannt in „Gesellschaft für dramatische Kunst“. „Diese Gesellschaft wollte Stücke herausbringen, die wegen ihrer Besonderheit, (...) keine Chancen hatten, in das Repertoire der großen Bühnen aufgenommen zu werden.“

2) Damals wurden noch hochdeutsche Stücke aufgeführt. Das 1909 aufgeführte Stück „Lotsen“ von Fritz Stavenhagen gab Ohnsorg „den entscheidenden Anstoß, sich ganz dem



plattdeutschen Drama zu widmen“. 3) Gerd Spiekermann schreibt über die Ursachen, wie es zur Hinwendung zum Niederdeutschen kam: „Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte sich in Hamburg eine Reihe von Vereinen etabliert, die sich der ‚Niederdeutschen Bewegung‘ zurechneten, die im zurückliegenden Jahrhundert deutliche Strukturen entwickelt hatte.“ 4) Dazu gehörte auch „die 1908 unter Mitwirkung Richard Ohnsorgs gegründete ‚Stavenhagen-Gesellschaft‘ (...). Die ideologisch-weltanschauliche Ausrichtung all dieser Vereine war dezidiert konservativ und antisozialistisch und allgemein gegen die kulturelle Moderne gerichtet. Ihre Ziele beschrieben sie mit Vokabeln wie ‚völkisch‘, ‚stammlich‘ und ‚nordisch‘. (...) Niederdeutschtum stand beispielsweise gegen ‚vaterlandslosen Radikalismus‘, gegen die erstarkende Sozialdemokratie und deren ‚Gleichmacherei‘. Niederdeutsches Theater sollte, so die Stavenhagen-Gesellschaft, zu einem eigenständigen Faktor in der Kultur Norddeutschlands werden und Hamburg zur ‚wahren Hauptstadt Niederdeutschlands‘. So dachte und fühlte auch Richard Ohnsorg, der konservative Bildungsbürger. (...) 1910 übernahm er den Vorsitz der ‚Gesellschaft für dramatische Kunst‘ und verfolgte fortan mit aller Energie sein Ziel, überwiegend plattdeutsche Stücke zur Aufführung zu bringen.“ 5) Zwischen Richard Ohnsorg und Gorch Fock entwickelte sich eine enge Zusammenarbeit. „Weder Ohnsorg noch Gorch Fock wollten an die niederdeutsche Theatertradition anknüpfen. Sie wollten weg von den plattdeutschen Possenspielen und Schwänken des 19. Jahrhunderts. In ihrer Vorstellung sollte das neue niederdeutsche Theater gleichberechtigt neben dem hochdeutschen stehen.“ 6) „Aus Anlaß einer Benefizveranstaltung für die mittellose Witwe des Hamburger Dichters Gorch Fock (1880-1916) erhielt der Verein 1916 den Namen ‚Niederdeutsche Bühne‘: Freunde und Kollegen des Dichters hatten im Thalia Theater Hamburg unter der Spielleitung O.s dessen Stücke ‚Cili Cohrs‘ und ‚Die Königin von Honolulu‘ aufgeführt.“ 7) Nach dem Ersten Weltkrieg fehlte es Ohnsorg an geeigneten plattdeutschen Stücken. Mangels von Männern verfasster Stücke war nun der Weg frei für eine Dramatikerin. Ohnsorg, der „zeit seines Lebens behauptet [hatte], eine Frau als Dramatikerin schrecke das Publikum ab“, 8) griff nun doch auf eine zu, versuchte dies aber damit zu vertuschen, dass er nur den Anfangsbuchstaben ihres Vornamens öffentlich machte: A. Rogge. Hinter dem A. verbarg sich der Frauenname Alma. Es handelte sich um die Schriftstellerin Alma Rogge (1894-1969). Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten bestätigte der NS-„Kampfbund für deutsche Kultur“ Ohnsorg „mit den Vollmachten gemäß ‚Führerprinzip‘ als Leiter der Niederdeutschen Bühne“. 9) Richard Ohnsorg war kein Mitglied der NSDAP. Vor 1933 war er auf Anraten Henry Schapers, einem Mitbegründer der Dramatischen Gesellschaft, in die Deutsche Staatspartei eingetreten, um mehr staatliche Beihilfe zu bekommen. Dazu schreibt Bruno Peyn, ehemaliger



Geschäftsführer von Ohnsorg-Theater und ehemaliges Mitglied der NSDAP sowie ehemaliger Obmann der NS-Reichsschrifttumskammer 1965 in seinen Erinnerungen über das Ohnsorg-Theater: „Ich erinnere mich an eine dieser Sitzungen, wo Senator Stubmann als Vertreter der ‚Staatspartei‘ zu einer Erklärung ansetzte, daß er eigentlich nicht einsehen könne, warum einer reinen Liebhaber-Laien-Bühne ein Zuschuß gewährt werden sollte. – Da zupfte ihn der neben ihm sitzende Parteifreund Schaper am Ärmel und flüsterte ihm zu: ‚... ist doch Mitglied der Partei!‘ – und schon schaltete Stubmann um (...).“ 10) „Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten (...) brachen für die Niederdeutsche Bühne unruhige Zeiten an“ 11), schreibt Gerd Spiekermann. „Die Hamburger Vertreter der neuen Machthaber störten sich nicht am Spielplan. Ihnen ging es ausschließlich um die Anstellung ihrer Mitglieder bei der Ohnsorg-Bühne. Bereits im Februar 1933 diffamierte eine Gruppe arbeitsloser Schauspieler, die sich in der NSBO (Nationalsozialistische Betriebszellen-Organisation) innerhalb des ‚Kampfbundes für deutsche Kultur‘ organisiert hatte, die Niederdeutsche Bühne. Sie wurde als ‚Dilettantenbühne‘ bezeichnet, die Berufsschauspielern die Arbeit nähme und darüber hinaus, da einige Mitglieder des Ensembles miteinander verheiratet seien, auch das Doppelverdienertum fördere.“ 12) Ohnsorg und Peyn konnten all die Anwürfe abwenden. „Aber auch innerhalb des Ensembles hatte Ohnsorg Ärger. Im Juni 1933 schloss er einen Vertrag mit Max Friedländer, dem Direktor der ‚Flora‘, über die Aufführung des musikalischen Lokalstücks ‚Hamburg an der Alster!‘. (...) Einige Mitglieder des Ensembles forderten daraufhin, eine Betriebsversammlung einzuberufen. Da Friedländer Jude war, weigerten sie sich, in der ‚Flora‘ aufzutreten. Ohnsorg besetzte die Rollen neu und erfüllte den Vertrag – ohne Folgen.“ 13) 1936 erhielt die Niederdeutsche Bühne neue Räume an den Großen Bleichen. „Es war jetzt ein Theater mit staatlicher Unterstützung und das verlangte die Trennung von künstlerischer Leitung und Geschäftskontrolle. Ein ‚Verein Niederdeutsche Bühne Hamburg e. V.‘ – schon vorher von Ohnsorg ins Leben gerufen (...) wurde nun zum eigentlichen Träger und bestimmte zusammen mit der Kulturbehörde den Direktor des Theaters. Ohnsorg musste sich entscheiden, ob er den Vorsitz des Vereins oder die Leitung des Hauses übernehmen wollte, und entschied sich, natürlich, für letzteres. Bruno Peyn (1887-1970), Schriftsteller und Oberstudiendirektor in Hamburg-Blankenese, wurde kaufmännischer Direktor“ 14) In der NS-Zeit wurden auch nationalsozialistisch ausgerichtete Stücke gespielt. Bruno Peyn tat „diese Tatsache nach dem Krieg verharmlosend als ‚Klöterkram‘ ab: ‚Wir brachten z. B. ‚De swatte Fahn‘, ein ‚Bombensmieterspill‘, ein Stück um den Arbeitsdienst, auf die Bühne, von den Autoren artbewusst angemerkt, hingen an den Wänden die Bilder der neuen politischen Koryphäen und es gab keinen Auftritt ohne die zum Gruß erhobene Rechte.“ 15) Nachdem Goebbels 1944 alle Theater schließen ließ, wurden „Ohnsorg-Schauspieler



eingezogen und die Schauspielerinnen waren ‚dienstverpflichtet‘. Sie mussten im Haus an den Großen Bleichen Viehfutter abpacken“. 16) Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus und „der Besetzung Hamburgs durch die britischen Truppen nahm die Niederdeutsche Bühne den Spielbetrieb wieder auf – unter neuer Führung. Die Kulturverwaltung ernannte Rudolf Beiswanger zum neuen Intendanten. Richard Ohnsorg wurde Ehrenintendant, und das Haus trug jetzt seinen Namen. Obwohl in der Presse immer wieder betont wurde, dass bei diesem Wechsel ‚keinerlei politische Gründe maßgebend waren‘ (...), so war den Kennern der Szene klar, dass der neue, von der britischen Militärregierung eingesetzte Senat, zu dem auch Mitglieder der KPD gehörten, alle exponierten Positionen mit ‚unbelasteten Personen‘ besetzen wollte. Dazu gehörten weder Bruno Peyn, der im September seines Postens bei der Niederdeutschen Bühne enthoben wurde, noch Richard Ohnsorg. Der war zwar nie in die NSDAP eingetreten (...). Aber, so teilte ihm der damalige Kultursenator Biermann-Ratjen mit, der Senat müsse und wolle auch kulturelle Posten mit Kommunisten besetzen, und so ist Herr Rudolf Beiswanger zum Intendanten der Niederdeutschen Bühne ernannt worden.‘ Als Ehrenintendant konnte Ohnsorg keinerlei Einfluss auf die Gestaltung des Spielplans oder die administrativen Vorgänge nehmen.“ 17)

Quellen:

- 1) Gerd Spiekermann: 100 Jahre Ohnsorg-Theater. Hamburg 2002, S. 11.
- 2) Heidi Kabel: Manchmal war es nicht zum Lachen. Hamburg 1979, S. 15.
- 3) Heidi Kabel, a.a.O., S. 16.
- 4) Gerd Spiekermann, a.a.O., S. 15f.
- 5) ebenda.
- 6) Gerd Spiekermann, a.a.O., S. 16f.
- 7) Neue Deutsche Bibliographie (NDB), www.deutsche-biographie.de
- 8) Bruno Peyn: Richard-Ohnsorg-Theater. Beiträge zur Geschichte der Niederdeutschen Bühne in Hamburg. Hamburg 1965, S. 32.
- 9) Bruno Peyn, a.a.O., S. 74.
- 10) Bruno Peyn, a.a.O., S. 86.
- 11) Gerd Spiekermann, a.a.O., S. 45.
- 12) ebenda.
- 13) Gerd Spiekermann, a.a.O., S. 47.
- 14) Jürgen Köhlert (Hrsg.), Jutta Duhn-Heitzmann: Das Ohnsorg-Theater. Chronik eines fröhlichen Hauses. Hamburg 1990, S. 94.
- 15) Gerd Spiekermann, a.a.O., S. 52.
- 16) Gerd Spiekermann, a.a.O., S. 56.
- 17) Gerd Spiekermann, a.a.O., S. 61.



- **Oktaviostraße**, *Marienthal (1945)*, nach dem Sohn des Gutsinspektors Ernst Albers aus Wandsbek.
- **Olberskamp**, *Billstedt (1975)*: Nicolaus Hinrich Olbers (1708-1794), Artillerieoffizier, Kartograph.
- **Olbersweg**, *Altona-Altstadt (1951)*: Wilhelm Olbers (1758-1840), Arzt, Astronom.
- **Oldachstraße**, *Barmbek-Nord (1914)*: Julius Oldach (1804-1830), Hamburger Maler.
- **Oldesweg**, *Poppenbüttel (1947)*: Heinrich Christian Olde (?-?), Pächter der Poppenbüttler Kupfermühle (18. Jhd.).
- **Olshausenstraße**, *Othmarschen (1929)*: Theodor Olshausen (1802-1869), Politiker, Publizist.
- **Onckenstraße**, *Groß Flottbek (1951)*: Prof. Dr. Hermann Oncken (1869-1945), Historiker.
- **Opitzstraße**, *Winterhude (1929)*: Martin Opitz (1597-1639), Dichter.
- **Ordulfstraße**, *Niendorf (1948)*: Sachsenkönig Ordulf (gest. 1072).



- **Ortleppweg, Groß Borstel (1957):** Oscar Ortlepp(1867-1945), Lehrer, niederdeutscher Dichter.
- **Ortwinstieg, Rissen (1955),** Gestalt aus der Gudrunsage. Siehe auch: Gudrunstraße und Gerlindweg, in Bd. 2.
- **Oskar-Schlemmer-Straße, Billstedt (1971):** Oskar Schlemmer (1888-1943), Maler, Bühnenbildner.
- **Oskarstraße, Wandsbek (vor 1938):** männlicher Vorname.
- **Ossietzkystraße, Jenfeld (1947),** siehe: Carl-von-Ossietzky-Platz.
- **Osterhoffstraße, Heimfeld (1929):** Heinrich Osterhoff (1845-1920), Branntweimbrennereibesitzer, Bürgervorsteher, Senator in Harburg.
- **Ostermeyerstraße, Groß Flottbek (1965):** Friedrich Ostermeyer (1884-1963), Architekt. Siehe unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/
- **Oswald-Kanzler-Weg, Wilstorf (1988):** Oswald Kanzler (1883-1944), Bürgervorsteher in Harburg, SPD-Sekretär, Opfer/Gegner des Nationalsozialismus. Stolperstein: Hoppenstedtstraße 53. Oswald Kanzler erlernte das Formerhandwerk (zur Herstellung von Gussformen aus Metall) und ging nach seiner Lehrzeit auf Wanderschaft. Ab 1905 arbeitete er in seinem Beruf in der Maschinenfabrik Georg Niemeyer in Bostelbek. Er nahm am Ersten Weltkrieg als



Soldat teil. Nach dem Krieg wurde er Betriebsratsvorsitzender bei Niemeyer. Er heiratete Emilie Bademann, geb. am 9.1.1886 in Harburg. Am 25. Juli 1908 bekamen sie ihre Tochter Gertrud. Zur Familie gehörte außerdem der Pflegesohn Hans Bademann, geb. am 28.10.1912 in Harburg. Er ging 1927 als Lehrling nach Kassel.

Ab 1924 war Oswald Kanzler hauptamtlicher Parteisekretär der Harburger SPD bis zu ihrem Verbot im Juni 1933. Seine Arbeitsstelle befand sich im Volksblattgebäude am Großen Schippsee 8, wo nicht nur die sozialdemokratische Tageszeitung „Volksblatt für Harburg-Wilhelmsburg und Umgegend“, sondern auch die örtliche Parteizentrale, die Gewerkschaften des ADGB und der AFA Bund Freie Angestellten Gewerkschaften untergebracht waren. Außerdem fungierte Oswald Kanzler ab 1926 als Bürgervorsteher (Abgeordneter) im Stadtparlament von Harburg bzw. Harburg-Wilhelmsburg und ab 1928 als Mitglied des preußischen Staatsrats. Er wohnte zunächst (1914) in der Grumbrechtstraße 32, nach dem Krieg in der Lindenstraße 65 (heute Julius-Ludowieg-Straße), später ab Oktober 1927 in der Hoppenstedtstraße 53. In der Siedlung an dieser Straße wohnten viele führende Sozialdemokraten; bei deren Gegnern hieß sie deshalb verächtlich „Bonzen-Siedlung“.

Am 29. Mai 1933 hielt Oswald Kanzler seine letzte Rede im Bürgervorsteherkollegium in einer Haushaltsdebatte. Er verteidigte sich gegen den Vorwurf der „SPD-Misswirtschaft“ und argumentierte, Arbeitslosigkeit und Verschuldung seien Folge der Wirtschaftskrise und nicht der SPD-Politik. Dennoch wurde der Haushalt der nationalsozialistischen Mehrheit einstimmig, also auch mit Kanzlers Stimme und denen der restlichen SPD-Abgeordneten, angenommen. Nach dem Verbot der SPD am 22. Juni 1933 war Oswald Kanzler arbeitslos. Das Volksblattgebäude, Kanzlers Arbeitsstelle, war wie auch die Gewerkschaftshäuser schon am 2. Mai von der „Deutschen Arbeitsfront“ übernommen worden.

Am 29. Juni kam er für einen Tag in „Schutzhaft“ im Harburger Gerichtsgefängnis an der Buxtehuder Straße. Im Juli 1933 wurde er erneut festgenommen und diesmal einige Wochen inhaftiert. Danach überwachte die Gestapo ihn als führenden Politiker der Harburger SPD. Er versuchte, sich durch den Verkauf von Waschpulver und Seife an Bekannte durchzuschlagen. Dann arbeitete er als Vertreter bei einer Versicherung.

Um einer möglichen Opposition ihre führenden Köpfe zu nehmen, führten die Nationalsozialisten nach dem Attentatsversuch auf Hitler am 20. Juli 1944 im August 1944 die sog. „Aktion Gewitter“ durch. In ganz Deutschland fanden



Massenverhaftungen statt, besonders gegen frühere Kommunalpolitiker und Abgeordnete liberaler, linker und bürgerlicher Parteien. Der bereits seit 1933 inhaftierte KPD-Vorsitzende Ernst Thälmann [siehe: Ernst-Thälmann-Platz] wurde am 18. August erschossen, der frühere SPD-Reichstagsabgeordnete Rudolf Breitscheid [siehe: Breitscheidweg] am 24. August im KZ Buchenwald ermordet.

Unter den jetzt Verhafteten befand sich auch Oswald Kanzler. Er wurde am 22. August 1944 festgenommen und kam ins Gestapogefängnis Fuhlsbüttel. Er war schwer herzkrank und benötigte Medikamente, die er aber in der Haft nicht bekam. Fast einen Monat lebte er noch, bevor er am 16. September 1944 starb. Sein Mithäftling, der Harburger Sozialdemokrat Alfred Höhle, schrieb: „Die schlimmste Schikane, die die Gefängnisverwaltung und der Gefängnisarzt an Herrn Kanzler ausübten (!), war die, dass man ihm Präparate, die er zur Stärkung immer einnahm, vorenthielt. Wir alle, die in einem Saal mit ihm eingeschlossen waren, mussten mit ansehen, wie Herr Kanzler sich quälen musste, und sind alle der Meinung, dass nicht sein Herzleiden, sondern die an uns verübten Drangsalierungen und der Entzug der Medikamente die Todesursache war.“

Oswald Kanzlers Tochter Gertrud beteiligte sich in Altona am kommunistischen Widerstand. Sie wurde 1936 zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach ihrer Haft wurde sie nach Hause entlassen. Sie heiratete den Kommunisten Otto Nehring. Nach 1945 saß Gertrud Nehring für die KPD (zeitweise als Fraktionsvorsitzende) im Harburger Bezirksausschuss, dem heutigen Bezirksparlament.

Text: Hans-Joachim Meyer, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945, 6., erweiterte Aufl., überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meyer. Hamburg 2005, S. 314f; Staatsarchiv Hamburg (StaH), 332-8 Meldewesen, A46; StaH, 430-64 Amtsgericht Harburg II B 25; StaH, Adressbücher Harburg-Wilhelmsburg; VVN, Komitee-Akten; Herbert Diercks: Gedenkbuch „Kola-Fu“. Für die Opfer aus dem Konzentrationslager, Gestapogefängnis und KZ-Außenlager Fuhlsbüttel. Hamburg 1987; Notizen Gertrud Nehring, geb. Kanzler; Matthias Heyl, Margit Maronde-Heyl: Abschlussbericht zur Nachrecherche der Namen Harburger Opfer des Faschismus. Hamburg 2000; Vereinigte Arbeitsgemeinschaft der Naziverfolgten, Hamburg (VAN) (Hrsg.): Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter 1933-1945, Hamburg 1968.



- **O'Swaldkai**, Kleiner Grasbrook, (1893): William Henry O'Swald (1832-1923), Hamburger Kolonialkaufmann, Merchant Banker, Senator und Bürgermeister. Siehe auch: O'Swaldstraße, in Bd. 3 online. William Henry O'Swalds Vater Johann Carl Heinrich Wilhelm Oswald war ab 1822 als Supercargo für die Königlich Preussische Seehandlung um die Welt gesegelt. Ganz anglophil änderte er den deutschen Familiennamen Oswald in den feiner klingenden O'Swald um. 1831 gründete er das Hamburger Handelshaus Wm. O'Swald & Co., das zunächst Leinenhandel zwischen den Kontinenten betrieb. 1847 gehörte er neben Adolf Jakob Hertz zu den ersten deutschen Kaufmännern, die eine feste Niederlassung in Ostafrika gründeten: ein Im- und Exportgeschäft auf der Insel Sansibar. Ab 1851 bestand die Anlage aus einem Wohnhaus, acht Lagergebäuden und je einem Haus für Kopal (Baumharz für Lacke und Farben) und Kaurischnecken. Während die Gehäuse dieser Schnecken in Westafrika ein knappes und daher begehrtes Zahlungsmittel waren, kamen die Kauris in großen Mengen auf den Seychellen vor, wo sie günstig erworben werden konnten. Der Kaurihandel lief über Sansibar. So kauften Wm. O'Swald & Co. und Hertz & Co. zentnerweise Kaurischnecken und expедиerten diese nach Lagos, dem Zentrum des Palmölhandels in Nigeria, wo die O'Swald-Firma 1851 eine Palmölfaktorei gründete. Die Spekulation mit dem Kaurigeld sollte ein wohl gehütetes Geheimnis bleiben. 1858 stieg der ältere Sohn Albrecht Percy in die Firma ein und im Jahr darauf, als der Vater starb, wurde auch William Henry Mitinhaber. Inzwischen betrug der Anteil der Firma am Kaurihandel 97 Prozent. Doch zwischen den Hamburger, britischen und französischen Niederlassungen in Lagos war Palmöl zu einer umkämpften Kolonialware geworden, und der nigerianische Markt war längst mit Kaurigeld inflationär überschwemmt. Bevor der Schwindel aufflog, war es den zwei hanseatischen Handelshäusern gelungen, rund 500.000 Sack der Kauriwährung abzusetzen. Als daraufhin die Palmöllieferungen stockten, gab Wm. O'Swald & Co. die Niederlassung in Lagos schnell auf und zog sich auf das Geschäft in Ostafrika zurück. Die Palmölfaktorei übernahm das Hamburger Handelshaus Gaiser & Witt (siehe: Gaiserstraße, in Bd. 3 online). Die ostafrikanische Insel Sansibar, seit 1833 von Sultanen aus dem Oman regiert, war ein Zentrum für den Menschenhandel. In langen Karawanen trieben Sklavenhändler Gefangene aus dem Landesinneren zur Küste, von wo aus sie auf die arabische Halbinsel und nach Asien deportiert wurden. Ebenso wurden Versklavte zur Arbeit auf den sansibarischen Plantagen gezwungen und für die Trägerkarawanen im Landesinneren rekrutiert. Wm. O'Swald & Co. und andere auf Sansibar ansässige hanseatische Handelshäuser wie der Elfenbeinhändler Heinr. Ad. Meyer (s. Heinrich Christian Meyer, unter Meyerstraße, in Bd. 3 online) profitierten von den Warenpreisen, die durch unfreie Arbeit niedrig gehalten werden konnten. Die Hamburger Firma Hansing & Co. betrieb eine eigene Vanilleplantage, auf der Versklavte arbeiten mussten. Die Brüder O'Swald



importierten in großen Mengen Gewürznelken und Sesamsaat, Elfenbein und Ebenholz, Kopra (getrocknetes Kernfleisch von Kokosnüssen) und Kautschuk, Kopal und Orseille (purpurnen Farbstoff) nach Europa und verschifften Spirituosen, Glasperlen, Baumwollstoffe, Gewehre, Munition und Schießpulver nach Ostafrika. Allein in den Jahren 1887/1888 lieferte Wm. O'Swald & Co. 35.000 Gewehre, dazu 200.000 Pfund Schießpulver. Auf Nachfrage des Konsuls Gustav Michahelles auf Sansibar begründete die Firma den Waffenhandel mit der Unsicherheit im Landesinneren, insbesondere müssten die Elfenbeinkarawanen geschützt werden. In Wirklichkeit wurden die Gewehre ebenso bei Jagden auf Menschen sowie zur Überwachung und Verteidigung der Sklavenkarawanen eingesetzt. Als 1888 die Küstenbevölkerung unter Abushiri ibn Salim al-Harhi und Mitkämpfern gegen Landnahme und koloniale Willkürherrschaft aufstand und sich mit deutschen Waffen ausgerüstet anderthalb Jahre lang behaupten konnte, erließ die Reichsregierung ein generelles Waffen- und Munitionsausfuhrverbot. Die Lagerbestände verkaufte Wm. O'Swald & Co. an den Reichskommissar Hermann Wissmann (siehe: Wissmannstraße, in Bd. 3 online), der den Auftrag hatte, den antikolonialen Kampf niederzuschlagen. Zudem besorgte das Handelshaus bereitwillig einen Kredit für Wissmanns „Strafexpeditionen“. Waffen und Kapital kamen zum Einsatz, als die „Wissmanntruppe“ mordend, brandschatzend und plündernd durch die Lande zog. Die äußerst brutale Kriegsführung des Reichskommissars war Gegenstand von kritischen Debatten im Berliner Reichstag, und selbst Konsul Michahelles kritisierte das blutige Vorgehen als „Militärdiktatur“. Gute diplomatische Beziehungen zum Sultan waren die Grundlage für den prosperierenden Handel zwischen Sansibar und Europa. Dem 27-jährigen William Henry O'Swald gelang es, den Abschluss eines „Freundschaftsvertrags“ zwischen Sayyid Madschid bin Said al-Busaidi und den Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck einzuleiten. Der Vertrag von 1859 garantierte den norddeutschen Niederlassungen auf Sansibar Schutz, Handelsfreiheit, das Recht zum Erwerb von Grundbesitz sowie Meistbegünstigung gegenüber Handelshäusern anderer Nationen, ein erheblicher Vorteil angesichts der harten Konkurrenz aus England und Frankreich. Und er ebnete Handelswege bis weit ins Innere des ostafrikanischen Festlandes. Albrecht Percy O'Swald wurde zum sansibarischen Generalkonsul in Hamburg ernannt, der Leiter der Niederlassung zum hanseatischen Konsul auf Sansibar. In den folgenden Jahren waren alle Handelskonsuln auf Sansibar O'Swald-Angestellte. Im Zuge des harten Konkurrenzkampfs kam es bald zu Beschwerden der übrigen Handelshäuser gegen die Konsulate, diese hätten absichtlich geschäftsschädigende Desinformation verbreitet. Wm. O'Swald & Co. konterte mit dem Vorwurf an Hansing & Co., mit der Reederei Deutsche Ost-Afrika Linie (DOAL) Abmachungen getroffen zu haben, die zu einer Wettbewerbsverzerrung führen würden.



Schließlich führte das Gerangel um nationale und private Kolonialinteressen zur sukzessiven Entmachtung der Sultansdynastie, die mit deutschen und britischen Seeblockaden gegen den Sklavenhandel und mit Kanonenbooten als Drohkulisse durchgesetzt werden sollte. Diese gipfelten im Eintageskrieg am 27. August 1896, als die britische Marine den Sultanspalast bombardierte und schwere Schäden verursachte. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts konnte sich Sansibar immer weniger als Handelsplatz behaupten. 1869 verfügte Wm. O'Swald & Co. über eine eigene Flotte von achtzehn Segelschiffen, ab 1881 wurden Dampfschiffe eingesetzt. Ab 1870 expandierte die Firma mit Faktoreien an der Somaliküste, auf der kautschukreichen Insel Madagaskar sowie in der Küstenstadt Mombasa. Seit der Berliner Afrika-Konferenz 1885 war das Festland als Kolonie „Deutsch-Ostafrika“ (heute Tansania, Ruanda, Burundi) annektiert, während sich die private Imperial British East Africa Company 1887 das ungefähre Gebiet des heutigen Kenias aneignete. Im Wettlauf um ostafrikanische Kolonialgebiete im Binnenland hatten das Deutsche Reich und Großbritannien mit dem Bau von Eisenbahnverbindungen bis zum Victoriasee begonnen. Passend dazu nahm die DOAL unter dem Vorsitz des Reeders Adolph Woermann (siehe: Woermannstieg, in Bd. 3 online) den regelmäßigen Schiffsverkehr zwischen Hamburg und den ostafrikanischen Küstenstädten auf. Der schnelle Transport mit der Eisenbahn über weite Strecken ersetzte den kostspieligen Karawanenverkehr zu Fuß, die Transportmengen stiegen an, die Transportkosten sanken auf ein Zehntel. Die Dampfschiffe brachten die Kolonialwaren schnell nach Hamburg. Nun war es auch möglich, in weiten Regionen Ostafrikas neue Absatzmärkte für europäische Waren zu finden, Farmland entlang der Bahnstrecke für Siedler aus Europa zu erschließen und Kolonialtruppen schnell mobil zu machen. Von diesen günstigen Konditionen überzeugt, verlagerte jetzt Wm. O'Swald & Co., wie auch andere Handelshäuser auf Sansibar, einen Großteil der Geschäfte auf das Festland. 1889 bot Reichskommissar Wissmann in Bagamoy Bauplätze an „(...) zur Errichtung von Filialen an die Deutschen Kaufleute (...)“ und versprach günstigere Zollbestimmungen als auf Sansibar. In Dar es Salaam und Bagamoyo entstanden weitere O'Swald-Faktoreien, in Mwanza am Victoriasee, Endstation der Ostafrikanischen Zentralbahn, ein Handelsstützpunkt, und in der boomenden Küstenstadt Mombasa, Endpunkt der britischen Ugandabahn, wurde eine Filiale eröffnet. Zwischen den Handelshäusern, die nun versuchten, Kolonialwaren möglichst aus erster Hand weit weg von der Küste zu kaufen, entwickelte sich auch hier ein gnadenloser Konkurrenzkampf. Nicht nur die Präsenz der anderen europäischen Faktoreien an den Handelsstationen bereitete Wm. O'Swald & Co. Kopfzerbrechen, sondern auch der neu entflammte Wettbewerb mit Hansing & Co. und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft (DOAG). 1903 gelang der O'Swald-Firma, im Kautschukhandel einen Marktanteil von 70 % zu ergattern.



Dabei wurde auch „Blutgummi“ aus dem „Kongo-Freistaat“, der Privatkolonie des belgischen Königs, über die kongolesische Grenze nach Uganda und „Deutsch-Ostafrika“ geschmuggelt und per Bahn nach Dar es Salaam und Mombasa gebracht. Der Kautschukgier und dem Terrorregime des Leopold II. fiel die Hälfte der kongolesischen Bevölkerung – etwa zehn Millionen Menschen - zum Opfer („Kongo-Gräuel“). Vor dem Ersten Weltkrieg machte sich die wachsende Dynamik des hochspekulativen Kolonialwarengeschäfts an der Börse bemerkbar. 1910 musste sich das O’Swald-Stammhaus Sorgen um den Kopra-Handel machen: „Wir haben noch nie einen so hin- und herspringenden nervösen Markt gesehen und wissen nicht, was wir tun sollen.“ Das aggressive Vordringen der europäischen Kolonialkaufleute und Truppen ins Landesinnere blieb nicht ohne Widerstand und kostete viele Menschen vor Ort das Leben. Die britische Kenia-Uganda-Eisenbahn von Mombasa nach Kisumu am Victoriasee sollte aus militärstrategischen Gründen in Rekordzeit fertiggestellt werden. Für den Eisenbahnbau wurden 30.000 Kontraktarbeiter in Indien rekrutiert, vielfach unter falschen Versprechungen. Unter den harten Arbeitsbedingungen kamen etwa 10.000 von ihnen ums Leben. Im Umland der Bahnstrecke leisteten die indigenen Gemeinschaften erbitterten Widerstand. 1895 töteten die Massai 500 Bahnarbeiter und Soldaten am Kedong-Fluss im Rift Valley. In einem Gegenangriff erschossen zwei britische Händler 100 Massai („Kedong-Massaker“). Im kenianischen Hochland sabotierten die Nandi über elf Jahre lang Bahntrassen und Telegraphenmasten. 1905 wurden ihr spiritueller und militärischer Führer Koitatel Arap Samoei und seine Gefolgsleute von den britischen Kolonialeinheiten bei einem Friedensgespräch aus dem Hinterhalt ermordet („Nandi-Massaker“). Der riesige Viehbestand der Nandi und ihre fruchtbaren Felder wurden konfisziert, die Nandi in Reservate getrieben. Auf ihrem kultivierten Land entlang der Bahnstrecke durften nun europäische Siedler Plantagen für Kaffee und Tee anlegen; diese Cash Crops wurden über die Handelshäuser in Mombasa exportiert. Zum Dank für seine „Verdienste“ im Kolonialhandel – in erster Linie für den Handelsvertrag von 1859 – wurde William Henry O’Swald 1866 in die Hamburgische Bürgerschaft gewählt und zum Kommerzdeputierten ernannt. Von 1869 an war er vierzig Jahre lang kaufmännischer Senator. Für sein Engagement für den Zollanschluss Hamburgs an das Deutsche Reich wurde er 1908 zum zweiten Bürgermeister gewählt. Von 1881 bis 1912 war er Präses der Deputation für Handel und Schifffahrt. 1896 initiierte der einflussreiche Überseekaufmann die Gründung der Hamburger Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft, die kolonialwirtschaftliche Unternehmen förderte und mit dem Deutschen Flottenverein militärische Interventionen in den Kolonien befürwortete. 1916 forderte die Deutsche Kolonialgesellschaft die Gründung eines großen afrikanischen Kolonialreichs am Äquator („Deutsch-Mittelafrika“), ebenso weitere Annexionen in Asien. Ab 1894



stiegen Söhne und Enkel als Gesellschafter in die Firma ein, und einige von ihnen machten eine kaufmännische Ausbildung in den eigenen Faktoreien in Ostafrika und auf Madagaskar. Bis 1914 gehörte Wm. O'Swald & Co. zu den führenden Kolonialhändlern in Ostafrika. In den Weltkriegen kam das Geschäft wiederholt zum Erliegen, bis das Handelshaus Mitte des 20. Jahrhunderts aufgegeben wurde.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

Quellen:

Manuel Sarrazin: Hamburgs Rolle in der deutschen Kolonialpolitik. Lücken und Spuren im heutigen Stadtbild der Hansestadt, Hamburg 2005; Lutz J. Schwidder: Das Hamburger Kolonialhandelshaus Wm. O'Swald & Co. und die Einführung von "Techniken" in die Kolonien 1890 - 1914, Hamburg 2004 (Diss.); Renate Hauschild-Thiessen: William O'Swald, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke: Hamburgische Biografie-Personenlexikon, Bd. 2, Göttingen, 2003, S. 310f ; Heiko Möhle (Hrsg.): Branntwein, Bibeln und Bananen, 3. Aufl., Berlin, 2011, S. 21 ff.; Ulf Vierke: Die Spur der Glasperlen. Akteure, Strukturen und Wandel im europäisch-ostafrikanischen Handel mit Glasperlen, Diss., Bayreuth 2006, Bayreuth African Studies Online No. 4 (June 2006); Abdul Sheriff, Ed Ferguson (Hrsg.): Zanzibar Under Colonial Rule, Oxford, 1991, Eastern African Studies; Jutta Bückendorf, Schwarz-weiss-rot über Ostafrika. Deutsche Kolonialpläne und afrikanische Realität, Münster, 1997; Percy Ernst Schramm: Hamburg, Deutschland und die Welt, Leistung und Grenzen hanseatischen Bürgertums in der Zeit zwischen Napoleon I und Bismarck, München, 1943, S. 241; Fr. Johannes Henschel: „19th Century: Humans as Merchandise – Slaves in Bagamoyo“, Freundeskreis Bagamoyo, 2011; Uganda-Bahn, wikipedia, URL: de.wikipedia.org/wiki/Uganda-Bahn (letzter Zugriff 5.12.2014); Renate Hücking, Ekkehard Launer: Aus Menschen N. machen, Hamburg, 1986, S. 19-20; Jutta Bückendorf: „Schwarz-weiss-rot über Ostafrika!“, Deutsche Kolonialpläne und afrikanische Realität, Diss., Münster, 1995, S. 150-151.

Verheiratet war William O'Swald mit der aus vermögender Hamburger Kaufmannsfamilie stammenden **Olga Ruperti**. „Frau Bürgermeister O'Swald“, wie es im Handbuch der Wohltätigkeit heißt, betätigte sich ehrenamtlich in der Verwaltung des Luisenhofes. Solcher Art Aktivitäten waren damals für Frauen des Hamburger Großbürgertums schicklich. Der Luisenhof, gegründet 1887, war eine „Anstalt für gefallene Mädchen“ und hatte seinen Sitz an der Martinistr. 44. Zweck dieser Anstalt war die „Gewährung von Obdach und Schutz für verführte Mädchen, welche vor der Entbindung stehen oder geboren haben, und Bewahrung derselben vor tieferem Falle. Nur erstmalig Gefallene, deren



Vorleben und Reue über ihren Fall Garantie für die Zukunft bieten, wurden aufgenommen. Der Aufenthalt nach der Entbindung erstreckte sich auf 7 Monate. Verläßt ein Mädchen ohne Zustimmung der Vorsteherin vorher die Anstalt, so hat sie für jeden Tag der Zeit nach der Entbindung 50 Pf. nachzuzahlen. Ausbildung in allen häuslichen Arbeiten.“ (Joachim, Hermann: Handbuch der Wohltätigkeit in Hamburg, 1809). Die Frauen mussten Kostgeld entrichten, auch Kosten für die Entbindung. Zwischen 1905 und 1907 wurden 122 Frauen aufgenommen, von denen 87 Frauen entbanden. „4/5 aller aufgenommenen Mädchen sind vor Rückfall bewahrt.“ (Joachim Hermann, a.a.O.) Unter den ledigen Müttern waren hauptsächlich Dienstbotinnen. In Verbindung mit dem Luisenhof stand ein Kinderheim in der Tarpenbekstraße 37. Dort wurden im Luisenhof geborene Kinder ab einem Alter von zwei bis drei Jahren bis zur Konfirmation untergebracht.

Toni O'Swald, geb. Haller (1861-1929) war die Tochter des Architekten Martin Haller. Verheiratet war sie seit 1890 mit dem Großkaufmann des Kolonialhandelshauses *O'Swald*, Alfred O'Swald (1861-1929). Toni O'Swald schrieb Kinderbücher, so z. B. das Buch „In der Dämmerung – zehn Erzählungen für unsre liebe Jugend“ (1920) und Lust- und Märchenspiele. Das Thalia Theater führte 1902 den „Wohltätigkeitskuß“ auf, ein von Toni O'Swald geschriebenes Lustspiel. Das von ihr verfasste Märchenspiel „Die Wunderquelle – ein Märchenspiel in 4 Bildern“ mit der Musik von Oskar Fetras wurde am 27.11.1900 in den Sagebiel'schen Sälen in Hamburg zugunsten des „Verbandes Hamburger Mädchenhorte“ erstaufgeführt. Toni O'Swald war aktiv in der Hamburgischen Frauenhilfe 1923. Die Hamburgische Frauenhilfe gründete sich im Winter 1923/24 zur Zeit des Höhepunktes der Inflation. Der Stadtbund Hamburgischer Frauenvereine rief zur Gründung solch eines Vereins auf. In 21 Bezirken der Stadt wurden 47 Bezirksgeschäftsstellen errichtet, von denen 20 für die Erwachsenenfürsorge und 27 für die Kinderfürsorge arbeiteten. Die Tätigkeit war rein ehrenamtlich. Geholfen wurde mit Kleidung, Lebensmitteln, Beratung, Miet- und Gasbeihilfen, Bezahlung von Entbindungen und Krankenhausrechnungen etc. Die Hamburgische Frauenhilfe unterhielt Tagesräume für obdachlose Frauen in der Böhmckenstraße und Rentzelstraße sowie Nähstuben.

Text: Dr. Rita Bake

- **O'Swaldstraße**, *Horn* (1929): siehe: O'Swaldkai.



- **Otto-Bierstedt-Wanderweg**, Niendorf (2015): *Otto Bierstedt (1914-1997), Ortsamtsleiter in Lokstedt 1962-1979.*
- **Otto-Brenner-Straße**, Wilhelmsburg (1975): *Otto Brenner (1907-1972), IG-Metall-Vorsitzender.*
- **Otto-Burmeister-Ring**, Steilshoop (1974): *Otto Burmeister (1899-1966), förderte soziale Beziehungen des Theaters.*
- **Otto-Ernst-Straße**, Othmarschen (1928): *Otto Ernst (1862-1926), Dichter, Schriftsteller.* Seine jüngste Tochter erhielt von ihm den Kosenamen „Appelschnut“. Eigentlich hieß sie Senta-Regina Möller-Ernst (1897-1998). Sie lebte ihr ganzes Leben lang im elterlichen Hause in Groß Flottbek und pflegte das Werk ihres Vaters. Dieser hatte der Tochter mit seinen humoristischen Erzählungen aus deren Kinderzeit, die unter dem Buchtitel „Appelschnut“ erschienen, ein Denkmal gesetzt. Mehr über Senta-Regina Möller-Ernst unter: www.richard-dehmel.de/rdehmel/zeitgenossen/ernst.html#Antisemitismus

Besonders lesenswert der Beitrag zu Otto Ernst' Antisemitismus. Verheiratet war Otto Ernst, der bevor er hauptberuflich Schriftsteller wurde, als Lehrer an Hamburger Schulen beschäftigt war, mit seiner ehemaligen Kollegin Helmy Scharge (1887-1926). Die Hochzeit war 1887. Das Paar hatte fünf Kinder. Auszug aus „Appelschnut“: „^Eigentlich heißt mein dreijähriges Töchterchen Roswitha; aber ich sage immer ‚Appelschnut‘. Man darf diesen Namen nicht ins Hochdeutsche übersetzen; ‚Apfelschnauze‘ klingt roh, klingt gräßlich. ‚Schnauzerl‘, ‚Schnäuzchen‘ käme der Sache schon näher, deckt sie aber nur zum Teil. ‚Schnut‘ umfaßt nämlich nicht nur Mund und Nase, sondern so ein ganzes kleines Gesichtchen, das man noch ganz und gar in eine Hand nehmen kann. Ja, zuweilen umfaßt es einen ganzen fünffundzwanzigpfündigen Menschen; wenn er eine geniale Bemerkung macht, sagt man: ‚Du Kloocksnut‘, wenn er im Feuerungsverschlag gespielt und Steinkohlen gegessen hat: ‚Du Swattsnut.‘ Und da nun Roswitha nicht nur zwei rote Wangen hat, sondern alles in allem genommen ausschaut wie ein rundes, blankes, rot und goldenes, zum Einbeißen herausforderndes Früchtlein, so hab' ich in einer begnadeten Stunde



den Namen ‚Appelschnut‘ gefunden. ‚Appelschnut‘ ist unübersetzbar. Die junge Dame hat es gut; das darf man wohl sagen. Schon früh am Morgen umstehen ihre Geschwister, bevor sie sich zum Schulgang rüsten, mit nackten Beinchen ihr Bett und bewundern die Anmut ihres Schlummers, die Dicke ihrer Ärmchen, die Blondheit ihres Haares und ihre Kunst, auch im Schlaf noch mit Ausdauer auf dem Daumen zu lutschen. Wenn sie endlich die Augen aufschlägt, begegnet sie gewiß irgendeinem Blick, der sie mit Liebe oder Bewunderung anschaut. (...) Der heutige Tag gehört meinem Töchterlein Appelschnut. Das kommt daher: Eines Tages kam sie an meinen Schreibtisch und sprach: ‚Pappa, weiß du was? Wir spielen Mutter und Kind zusammen. Du bist das Kind und ich bin die Mutter. Und denn mußt du immer tüchtig ungezogen sein und denn bekommst du Schläge, aber nur aus Spaß, mein ich! O ja – nicht?‘ ‚Ich kann aber jetzt nicht mit dir spielen.‘ ‚Worum nicht?‘ ‚Weil ich arbeiten muß.‘ ‚Worum mußt du arbeiten?‘ Da ich nicht hoffen durfte, ihr den Schöpferdrang eines Dichterherzens klarzumachen, so ergriff ich die Gelegenheit zu einer ökonomischen Aufklärung und sagte: ‚Weil ich Geld verdienen muß.‘ ‚Worum mußt du denn Geld verdienen?‘ ‚Weil ich für euch was zu essen kaufen muß.‘ ‚Mamma hat was zu essen!‘ ruft sie mit der Kraft eines befreienden Gedankens. ‚In’n Küchenschrank: ’n ganze Masse!‘ Das ist eines jener Argumente, die unwiderleglich sind. Die Dreijährigen haben’s überall in der Welt so leicht, recht zu behalten! Und das hat man nun davon: Da rackert man sich unaufhörlich, um sieben ‚tägliche Brote‘ zu schaffen, und den Ruhm der Ernährerin trägt die ‚Mamma‘ davon. Nach einer höchst nachdenklichen Pause nahm Appelschnut das Gespräch wieder auf. ‚Pappa, wann mußt du mal garnich, garnich, garnich mehr arbeit’n!‘ ‚Ja, das weiß ich nicht. Was willst du denn, wenn ich nicht mehr arbeite?‘ ‚Denn will ich mal ’n ganzen Tag mit dir spiel’n!‘ Der freudige Glanz aus ihren Augen überlief mir so schmeichlerisch das Herz, daß ich ihr versprach, ich wolle bald einmal einen ganzen Tag mit ihr spielen. Selbstverständlich wurde ich am andern Morgen um fünf Uhr durch eine Bearbeitung meines Bartes und meiner Nase aus dem Schlaf geweckt. Appelschnut stand an meinem Bett und fragte: ‚Wills du heute mit mir spiel’n?‘ ‚Nein, heute noch nicht.‘ ‚Wann denn?‘ ‚Bald.‘ ‚Morgen?‘ ‚mal seh’n. Vielleicht.‘ ‚O Mamma, Pappa will fürleichen morgen mit mir spiel’n!!‘ (...) Appelschnut bewährte sich außerordentlich als Erzieher zum Worthalten.“ 1)

Quellen:

www.gutenberg.spiegel.de/buch/appelschnut-4727/1



- **Otto-Grot-Straße**, *Bergedorf/Allermöhe (1995): Otto Grot (1905-1987), Polizeibeamter, Kommandeur der Hamburger Schutzpolizei, Mitglied des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold; Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.*

Nach dem Besuch der Volksschule konnte Otto Grot noch ein Jahr die weiterführende Realschule besuchen. Anschließend erlernte er den Beruf des Tischlers. Bis 1925 war er als Geselle tätig, dann trat er in den Dienst der Hamburger Ordnungspolizei. Frühzeitig engagierte Grot sich gewerkschaftlich und politisch. Er wurde Vorsitzender der Hamburger Holzarbeiterjugend und der Jungsozialisten in Barmbek. 1922 wurde er SPD-Mitglied, zwei Jahre später trat er in das Reichsbanner ein. Er gehörte der Barmbeker Schufo (Schutzformation) 11 an und wurde später Hundertschafts- und Stellvertretender Abteilungsführer der Schufos 10, 11, 17 und 18. Ab 1931 fungierte er als Stellvertretender Technischer Leiter des Reichsbanners in Hamburg. Unter beständiger Fortbildung brachte Grot es bis zum Polizeileutnant. Zuletzt war er als Ausbildungsoffizier an der Polizeischule in Wandsbek tätig.

Unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten Anfang März 1933 wurde Otto Grot zunächst versetzt, dann beurlaubt und schließlich auf der Grundlage des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums am 30. Juni 1933 aus politischen Gründen entlassen. Bis Oktober 1936 war er arbeitslos.

Otto Grot beteiligte sich an der illegalen Arbeit der Hamburger SPD. Mit dem 1945 hingerichteten Theodor Haubach [siehe: Haubachstraße] erörterte er den Aufbau einer illegalen Organisation. Am 19. Februar 1937 wurde Grot verhaftet. Gemeinsam mit seinem Bruder Paul und etwa 40 anderen Sozialdemokraten wurde er beschuldigt, durch intensive persönliche Kontakte mit früheren Mitgliedern der SPD und der Schufo-Abteilung 11 des Reichsbanners einen politischen Zusammenhalt organisiert zu haben. In der Urteilsbegründung wurden die Verteilung von illegalen Schriften, das Sammeln von Geld für Inhaftierte, die Durchführung von Versammlungen, Schulungstreffen und Ausflügen sowie der Besitz von Waffen erwähnt. Otto Grot wurde am 17. Januar 1938 vom Hanseatischen Oberlandesgericht zu zwei Jahren und sechs Monaten Zuchthaus verurteilt. Seine Strafe verbüßte er bis zum 19. August 1939 im Strafgefangenenlager 2 Aschendorfermoor Ems. Anfang Februar 1943 wurde er zum Bewährungsbataillon 999 eingezogen. 1944 geriet er in Jugoslawien in Kriegsgefangenschaft. Im Kriegsgefangenenlager Smederevo war er erster Vorsitzender des Antifaschistischen Lagerausschusses.



Auf Intervention des Hamburger Polizeichefs und der britischen Militärregierung wurde Grot am 22. Juni 1946 aus der Gefangenschaft entlassen. 1949 übernahm er die Leitung der Polizeigruppe Ost. Von 1947 bis 1952 übte er den Vorsitz des Gesamtbeamtenausschusses, einem Vorläufer des Personalrats, bei der Polizeibehörde aus. Dann wurde Otto Grot als Leitender Polizeidirektor und Kommandeur der Schutzpolizei zum höchsten Polizeivollzugsbeamten Hamburgs ernannt.

In Anerkennung seiner Verdienste wurde 1995 in Hamburg-Allermöhe die Otto-Grot-Straße nach ihm benannt.

Text: Holger Martens

Verheiratet war Otto Grot seit 1933 mit Gertrud, geborene Wünsche. Das Paar hatte zwei Kinder.

Text entnommen aus: Für Freiheit und Demokratie. Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in Verfolgung und Widerstand, hrsg. von SPD-Landesorganisation Hamburg, AK Geschichte und Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten, Hamburg 2003, S. 67f.

Quelle:

Wolfgang Kopitzsch: Otto Grot, in Hamburgische Biografie, Bd. 2, S. 158 ff.; Herbert Diercks, Otto Grot, in: Verfolgung als politische Erfahrung. Hamburger Sozialdemokraten nach 1945, Hamburg 2013, S. 79-83.

- **Otto-Schumann-Weg, Bergedorf/Lohbrügge (1964):** *Otto Schumann (1888-1945), Bürgerschaftsabgeordneter (SPD), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.*

Stolperstein: Rathausmarkt 1 (vor dem Hamburger Rathaus).

Otto Schumann wurde am 5. November 1888 in Magdeburg-Buckau geboren. In seiner Heimatstadt besuchte er zunächst die Volksschule und lernte anschließend den Beruf des Formers.

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg kam Otto Schumann nach Hamburg. Der aktive Gewerkschafter trat bereits 1907, im Alter von 19 Jahren, in die SPD ein. 1908 fand er eine Anstellung bei Blohm & Voss.

Nach dem Ersten Weltkrieg, den Schumann als Soldat an der Westfront verbrachte, bekleidete er in Hamburg Funktionärsposten in der „Gewerkschaft der Former und Gießereiarbeiter“ und nach 1925 auch im sozialdemokratischen



„Reichsbanner“, wo er als Revisor tätig war. Daneben leitete er den SPD-Distrikt „Neustadt“.

Das Formerhandwerk übte Schumann bis 1926 aus. Danach wechselte er als Angestellter zum Arbeitsamt, wo er als Arbeitsvermittler tätig war, zuletzt beim Landesarbeitsamt „Nordmark“.

Otto Schumann zog über die „Katastrophenwahlen“ des Jahres 1931 in die Bürgerschaft ein. Das Anwachsen der Kommunistischen Fraktion von 27 auf 35 Abgeordnete und das der NSDAP von 3 auf 43 Abgeordnete machte die Bürgerschaft angesichts der fortan bestehenden Sperrminorität der radikalen Parteien handlungsunfähig und zwang den Koalitionssenat aus SPD, Staatspartei und DVP zum Rückgriff auf das Notverordnungsrecht. Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit hatten damit auch in Hamburg dazu geführt, dass der Parlamentarismus von den radikalen Parteien aus den Angeln gehoben werden konnte. Es war unter diesen Bedingungen für Schumann kaum möglich, als neuer Abgeordneter Akzente zu setzen und politisch gestaltend tätig zu werden. Die Möglichkeit zur sachbezogenen Arbeit war angesichts der zahlreichen, allein auf propagandistische Wirkung zielenden Anträge der Nationalsozialisten und Kommunisten ohnehin nicht mehr gegeben. Auch die Neuwahlen vom April 1932, bei denen Schumann erneut ein Mandat erhielt, brachten keine Änderung des eingetretenen Verfassungsnotstandes.

Als Redner für seine Partei ist Otto Schumann kaum hervorgetreten. Er widmete sich der Ausschussarbeit und war hier u. a. verkehrspolitischen Fragen zugewandt. Sein Mandat verlor der sozialdemokratische Abgeordnete im Zuge der „Gleichschaltung“ des Hamburger Parlaments Ende März 1933.

Schumann gehörte von Anbeginn an zu den Kritikern des strengen Legalitätskurses der SPD-Parteiführung. Er hielt es für nicht ausreichend, unter den Bedingungen der Diktatur vom „Boden der Gesetzlichkeit“ aus Oppositionsarbeit zu betreiben. Mit der Beschlagnahme des Parteivermögens am 10. Mai 1933, dem Tag des Zusammentritts der „gleichgeschalteten“ Hamburgischen Bürgerschaft, sah Schumann endgültig den Zeitpunkt gekommen, die illegale Parteiarbeit zu organisieren. Da er ein Parteiverbot für nicht mehr vermeidbar hielt, trat er zusammen mit Fraktionsmitgliedern und Distriktleitern für die Aufgabe der bisherigen Stillhaltetaktik ein. Die von Hans Podeyn noch am Tage der Bürgerschaftseröffnung verkündete „Bereitwilligkeit zur praktischen Mitarbeit“ lehnte er ab.

Nach seinem Ausscheiden aus der Bürgerschaft wurde Schumann 1933 von der „Säuberung“ des öffentlichen Dienstes durch die Nationalsozialisten getroffen: Unmittelbar nach dem Verbot der SPD wurde der Sozialdemokrat unter Anwendung des sog. Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums



aus dem Staatsdienst entlassen. Kurze Zeit später machte er sich als Wäschereibesitzer selbstständig.

Schumann hielt Kontakt zu ehemaligen Parteifreunden und war an den insbesondere von Funktionären der mittleren Organisationsebene getragenen Versuchen zum Aufbau einer illegalen Parteiorganisation beteiligt. Unter Führung von Schumanns Parteifreund und Fraktionskollegen Walter Schmedemann [siehe: Walter-Schmedemann-Straße] konnten die einzelnen SPD-Distrikte erfasst und personell koordiniert werden. Schumann selbst leitete zeitweise den Distrikt „Hamburg-Neustadt“.

Im Einklang mit den Vorgaben der Führung der Sozialdemokratischen Partei im Exil („Sopade“) wurde versucht, politische Informations- und Aufklärungsarbeit zu leisten. So wurden aus dem Ausland eingeschmuggelte Zeitungen und mit unverfänglichen Titeln getarnte Broschüren politischen Inhalts verteilt. Einen weiteren Schwerpunkt ihrer illegalen Arbeit sah die „Schmedemann-Gruppe“ in der sog. Gefangenenfürsorge. Beitragserhebung und nach Deutschland geschmuggelte Geldspenden aus dem Ausland ermöglichten, bedürftige Angehörige politischer Gefangener finanziell zu unterstützen. Otto Schumanns Aufgabe war es dabei, die Sammlung und Verteilung der Gelder zu koordinieren. Es war Schumann, der für die illegalen Treffen, an denen er selbst regelmäßig teilnahm, bei einer Bekannten ein Zimmer besorgte. Im Oktober 1934 zerschlug die Gestapo die „Schmedemann-Gruppe“ und auch Otto Schumann wurde verhaftet. Das Oberlandesgericht Hamburg verurteilte ihn im November 1934 zu einer Gefängnisstrafe von 21 Monaten.

Über Schumanns politische Tätigkeit nach seiner Haftentlassung ist wenig bekannt. Manches spricht dafür, dass er sich auch weiterhin an der illegalen politischen Arbeit beteiligte. Unmittelbar nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 wurde Otto Schumann im Zuge der sog. „Aktion Gewitter“ verhaftet und in das KZ Neuengamme gebracht.

Als Ende April 1945 im Zeichen der bevorstehenden Kapitulation die „Evakuierung“ Neuengammes begann, gehörte Otto Schumann zu den etwa 10 000 Gefangenen, die auf den Todesmarsch zu den in der Lübecker Bucht auf Reede liegenden Schiffen CAP ARCONA und THIELBEK geschickt wurden. Bei einem Angriff britischer Jagdbomber auf zahlreiche Schiffe in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945, der eine Flucht von nationalsozialistischen Kriegsverbrechern ins Ausland verhindern sollte, wurden auch die CAP ARCONA und die THIELBEK angegriffen. 7 000 Häftlinge kamen dabei ums Leben, unter ihnen Otto Schumann.

Text mit freundlicher Genehmigung der Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg (Hrsg.) entnommen aus: Jörn Lindner/Frank Müller: „Mitglieder der



Bürgerschaft – Opfer totalitärer Verfolgung", 3., überarbeitete und ergänzte Auflage, Hamburg 2012.

- **Otto-Siems-Weg, Groß Flottbek (2004): Otto Siems (1866-1916), Mitglied im Gemeinderat in Flottbek.**

Der Otto-Siems-Weg ist ein Gehweg, der die Waitz- mit der Bellmannstraße verbindet.

Otto Siems war ein Kaffeemakler, der in der Bellmannstraße 14 lebte und sein Kontor in der Hamburger Innenstadt am Sandtorkai betrieb. „Er ging immer sehr knapp aus dem Haus. Um seine Bahn in die Innenstadt dennoch rechtzeitig zu erreichen, nutzte er immer den Verbindungsweg zur heutigen Waitzstraße, den ‚Katzenstieg‘. Auch seine Frau Magdalene nutzte gern den Weg, wenn sie mit ihren Freundinnen in die Oper ging. Dabei machte sie sich ihre hohen Hacken des Öfteren schmutzig, was ihr gar nicht gefiel. Der Weg war nämlich nicht gepflastert. Aus Liebe zu seiner Frau setzte sich Otto Siems, der ein einflussreiches Mitglied im Flottbeker Gemeinderat war, dafür ein, dass der Weg gepflastert wurde,“ erzählte der 91-jährige Enkel Otto Siems.

Otto Siems senior setzte sich auch für den Bau der Flottbeker Kirche und der Grundschule ein.

Zum 80. Geburtstag von Otto Siems junior, hatte die Urenkelin von Otto Siems senior die Idee, den Katzenstieg nach Otto Siems zu benennen. Die Umbenennung des Weges wurde genehmigt.1)

Eine Enkelin von Otto Siems senior war die Kunsthistorikerin, Galeristin, Leiterin des Ernst Barlach-Hauses und Stifterin der Lisa-Lohmann-Siems-Stiftung: **Dr. Isa Lohmann-Siems, geborene Siems (25.7.1924 Hamburg – 13.12.2002 Hamburg)**. Sie wuchs in einem gutbürgerlichen Elternhaus auf, das geprägt war durch die Liebe zur Literatur und zur Bildenden Kunst. Die Eltern lebten mit ihren Kindern im großväterlichen Haus an der Bellmannstraße 14.

1944 machte Isa Siems an der Rudolf-Steiner-Schule in Groß-Flottbek ihr Abitur und begann nach dem Krieg das Studium der Kunstgeschichte und der Soziologie. Im Jahre 1949 heiratete sie den Philologen Dr. Gustav Lohmann, einen herausragenden Kenner insbesondere von Jean Paul. Nachdem die Ehe im Jahre 1960 geschieden war, setzte Isa Lohmann-Siems ihr Studium in Hamburg fort. Sie erhielt ein Stipendium bei dem renommierten Warburg Institut in London. Hier betrieb sie Quellenstudien für ihre Dissertation und arbeitete bei Erwin Panofsky und Ernst Gombrich. Danach promovierte sie am kunsthistorischen Seminar der Universität Hamburg bei Wolfgang Schöne über das



Thema »Geschichte der Portraitästhetik«. Im Jahre 1967 übernahm sie die Leitung des Ernst-Barlach-Hauses der Stiftung H. F. Reemtsma an der Blankeneser Hauptstraße 80. Hier war es ihr erstmalig möglich, das in die Tat umzusetzen, was sie als ihre Lebensaufgabe ansah: Menschen an Kunst, Kultur und geisteswissenschaftliche Arbeit heranzuführen. Dies gelang ihr in besonderer Weise durch Vorträge, Führungen und durch die Organisation von großen Ausstellungen. An erster Stelle ist zu nennen die Ausstellung über das Werk von Ernst Barlach aus Anlass seines 100sten Geburtstags. Andere Ausstellungen betrafen die Werke von Käthe Kollwitz, Emil Nolde, Edward Munch, Paula Modersohn-Becker, Christian Rohlfis und Henry Moore.

Nach der Abgabe der Leitung des Ernst-Barlach-Hauses gründete sie in ihrem Elternhaus die „Galerie Bellmannstraße 14“. Etwa gleichzeitig rief sie im Jahre 1985 die „Gesellschaft für Kunstgeschichte, Literatur und Philosophie“ ins Leben. Nach dem humanistischen Ideal des ständigen Lernens sollte hier eine Studienmöglichkeit außerhalb des Hochschulbereiches geschaffen werden. Die Gesellschaft veranstaltete Vortragsabende, Museumsbesuche, Tagesausflüge und Studienreisen. Sie förderte junge Wissenschaftler aus dem geisteswissenschaftlichen Bereich. Durch ihre sehr lebendige, aufgeschlossene Art gelang es der Stifterin in jeder Hinsicht, die Menschen gut abzuholen, um sie mit den Erkenntnissen der Geisteswissenschaften vertraut zu machen.

Anfang der 1990er Jahre heiratete Isa Lohmann-Siems ihren alten Jugendfreund Walter Löffler. Dieser war krank und benötigte eine ständige Betreuung und Versorgung. Die Stifterin übernahm damit eine für sie völlig neue und sehr arbeitsintensive Aufgabe, die jedoch ihrem mitmenschlichen Engagement entsprach. Walter Löffler brachte Vermögen mit in die Ehe. Beide Eheleute waren sich einig, dass dieses Vermögen einmal der Vermittlung kulturwissenschaftlicher Erkenntnisse dienen sollte. Walter Löffler verstarb am 22.10.2000. Die Stifterin überlebte ihn nur wenig mehr als zwei Jahre. Viele ihrer Vorhaben konnten nicht mehr realisiert werden, viele Pläne blieben nur skizzenhaft fixiert. Als ihr Vermächtnis bleibt, kulturwissenschaftliches Arbeiten zu fördern und die Ergebnisse an junge Wissenschaftler und interessierte Laien weiterzugeben.

Erweiterter Text mit freundlicher Genehmigung von Dr. Wolf-Dieter Hauenschild, Vorstand der Isa Lohmann-Siems Stiftung auf: isa-lohmann-siems-stiftung.de/die-stifterinhtml

Text: Cornelia Göksu

Quelle:

- 1) www.elbe-wochenblatt.de/blankenese/lokales/der-weg-der-aus-liebe-gepflastert-wurde-d12816.html vom 23.20.2012.



- **Otto-Sill-Brücke**, *Altstadt (1988)*: *Otto Sill (1907-1984), Oberbaudirektor*. Siehe unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/
- **Otto-Speckter-Straße**, *Barmbek-Nord (1928)*: *Otto Speckter (1807-1871), Lithograph, Maler*.
- **Ottostraße**, *Eidelstedt (um 1905)*: *Otto Timm (1863-1939), Vorbesitzer des Geländes*.
- **Otto-Wallach-Weg**, *Osdorf (1949)*: *Dr. Otto Wallach (1847-1931), Professor für Chemie in Göttingen, Nobelpreisträger für Chemie*.
- **Otto-Wels-Straße**, *Winterhude (2013)*: *Otto Wels (1873-1939), Tapezierer, Mitglied der SPD, Mitglied der Nationalversammlung, hielt die letzte freie Rede im Deutschen Reichstag am 23.3.1933*. Vorher hieß die Straße seit 1926 Hindenburgstraße. Teilumbenennung dieser Straße in Otto-Wels-Straße. Siehe dazu: Bd. 1 im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Weil Otto Wels so viele Vortragsreisen durch Brandenburg machte, die er finanziell selbst zahlen musste, was mit seinem Tapezierergesellengehalt kaum möglich war, war es seine Ehefrau Bertha Antonie Reske, die mit ihrem Gehalt als Näherin wesentlich zum Familienbudget (zwei Kinder) beitrug. In einem Vortrag über Otto Wels charakterisierte Manfred Stolpe den „privaten“ Politiker wie folgt: „Bei all dem Druck politischer Krisen, neben allen Verpflichtungen, bemühte er sich dennoch, das Familienleben zu achten und zu pflegen. Seine Frau, die ihm unerschütterlich beistand, hatte in seinen Augen das Recht auf einen ebenso verlässlichen Partner. Als führender Politiker wollte er auch Vorbild sein und legte gerade auf eheliche Treue größten Wert. Dies vielleicht gerade deshalb, weil besonders seine Anziehungskraft auf Frauen übereinstimmend hervorgehoben wird“. (Manfred Stolpe: Otto Wels und die Verteidigung der Demokratie. Vortrag im Rahmen der Reihe „Profile des Parlaments“ der evangelischen Akademie Berlin, 14.2.2002.)



- **Otzenstraße, St. Pauli (1948):** Prof. Johannes Otzen (1839-1911), Architekt.
Overbeckstraße, Uhlenhorst (1899): Jobst von Overbeck (1580-1653), Wohltäter, Gründer des Waisenhauses in Hamburg und Initiator des Tornos – eine Babyklappe. Sie wurde am Waisenhaus angebracht und sollte dem Kindesmord vorbeugen: „Auf daß der Kindermord nicht künftig werde verübt, Der von tyrannischer Hand der Mutter oft geschieht, Die gleichsam Molochs Wut die Kindlein übergibt, Ist dieser Torno hier auf ewig eingerich't.“ Diese Tafel hing am Torno.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Paalzowweg, Bergedorf (1949):** Franz-Wilhelm Ludwig Paalzow (1816-1899), Preußischer Postmeister in Bergedorf.
- **Paarmanns Weg, Blankenese (vor 1903):** Christ. Hinr. Mart. Paarmann (1807-1882), Vorbesitzer des Geländes.
- **Paciusweg, Eimsbüttel (1975):** Fredrik Pacius (1809-1891), Komponist.
- **Paeplowstieg, Groß Borstel (1951):** F. Karl Paeplow (1860-1934), Gewerkschafter, Bürgerschaftsabgeordneter.
- **Paeplowtwiete, Groß Borstel (1988),** siehe: Paeplowstieg.



- **Paeplowweg**, Groß Borstel (1950), siehe: Paeplowstieg.
- **Paganiniweg**, Rahlstedt (1960): *Nicolo Paganini (1782-1840), Komponist, Violinvirtuose.*
- **Palmerstraße**, Hamm (1964): *Otto Palmer (1842-1905), Pastor in Hamm.*
- **Paracelsusstraße**, Rahlstedt (1950): *Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus (um 1494-1541), Arzt, Naturforscher.*
- **Parowstraße**, Langenhorn (1961): *Dr. Wilhelm Parow (1887-1959), Arzt, Präsident der Ärztekammer.*
- **Parsifalweg**, Rissen (1956), *Oper von Richard Wagner.*
- **Pasmanstraße**, Neustadt (1910): *Hieronimus Pasman (1641-1716), Pastor zu St. Michaelis.*
- **Pastor-Dubbels-Weg**, Horn (2002): *Hans Jürgen Dubbels (1912-2000), Pastor an der Martinskirche.*



- **Pastor-Manzke-Weg, Billstedt (2005):** Dr. Friedrich-Wilhelm Manzke (1934-1994), Pastor in Kirchsteinbek, tätig im Ortsausschuss und in der Bezirksversammlung Hamburg-Mitte.
- **Paul-Bäumer-Brücke, Fuhlsbüttel (2001):** Paul Bäumer (1896-1927), Luftfahrt-pionier, Kunstflieger.
- **Paul-Bunge-Stieg, Bergedorf/Allermöhe (1995):** Paul Bunge (1904-1942), Mitglied der SPD, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Stolperstein: Stapelholmer Straße 13.

Paul Bunge wurde als Sohn des Arbeiters Wilhelm Bunge und seiner Ehefrau Maria, geb. Bargholz, in Ratzeburg geboren, er hatte fünf Geschwister. In Ratzeburg besuchte er die Volksschule und unterstützte danach seinen Vater vier Jahre lang bei dessen „Händlertätigkeit“. Nach einer kurzen Anstellung als Hausdiener wurde er 1922 vom Telegrafengebäudeamt in Hamburg als Arbeiter eingestellt. 1930 heiratete er Gertrud Giersdorf (geb. 1904), mit der er den 1932 geborenen Sohn Hannes hatte. Die Familie lebte in den 1930er-Jahren in der Hinschenfelder Straße 13 (die Straße wurde 1938/39 in Stapelholmer Straße umbenannt), 4. Stock, in Dulsberg. Paul Bunge trat 1924 in die SPD und 1928 in den Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold ein. Nach der Errichtung der NS-Diktatur wurde er aus seiner Stellung beim Staat entlassen und musste fortan mit seiner Familie von Fürsorgeunterstützung leben.

Seit Herbst 1933 beteiligte sich Paul Bunge am Widerstand gegen das NS-Regime, indem er sich einer Gruppe von etwa 30 ehemaligen Reichsbannermitgliedern anschloss, die vor 1933 der Abteilung 11 dieser Organisation in Barmbek angehört hatte. Geleitet wurde die Gruppe laut einem Urteil des Hanseatischen Oberlandesgerichts von 1938 von Otto Hass. Dieser war neben seinem Bruder Peter, der bis 1933 der SPD-Fraktion in der Hamburgischen Bürgerschaft angehörte und in Dulsberg wohnte, Organisator der illegalen Reichsbanner-Formationen in Hamburg.

Die Gruppe von Otto Hass traf sich heimlich und sammelte Mitgliedsbeiträge und Spenden für Angehörige von inhaftierten oder ins Exil geflohenen Genossen. Sie bezog illegale, im Ausland erstellte politische Schriften wie den „Neuen Vorwärts“, die „Informationsblätter“, die „Sozialistische Aktion“, eine „Mai-Zeitung“ (1935) oder politische Tarnbroschüren wie „Die Kunst des Selbststrasierens“, die sie



versuchte, vor allem unter ehemaligen SPD-Anhängern zu verbreiten. Einen größeren Empfängerkreis sollten vorgebliche Glückwunschkarten zur Konfirmation erreichen, die per Stempelaufdruck dazu aufriefen, bei der vom Regime gelenkten Reichstagswahl 1936 mit „Nein“ zu stimmen. Als Hass im Juni 1936 nach Dänemark floh, übernahm Paul Bunge teilweise dessen Leitungsfunktionen.

Ende Januar 1937 wurde Paul Bunge von der Gestapo verhaftet und zunächst als „Schutzhäftling“ ins Kola-Fu [Konzentrationslager Fuhlsbüttel] eingeliefert. Ab dem 19. Juli 1937 war er als Häftling im Untersuchungsgefängnis Hamburg, wo er mit acht anderen Genossen seiner Widerstandsgruppe einem Verfahren vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ entgegensah. Das Gericht verurteilte ihn in einem Sammelverfahren gegen „Tydeks und Genossen“ am 12. Januar 1938 zu fünf Jahren Zuchthaus, womit er zusammen mit zwei anderen Angeklagten die höchste Strafe in diesem Prozess erhielt.

Als „hochverräterische Tat“ wurde den Verurteilten ihr Versuch, „die Ziele der SPD zu fördern“, ausgelegt, wobei die Richter den Sozialdemokraten unterstellten, sie wollten das NS-Regime mit Gewalt stürzen. Paul Bunge musste seine Strafe im Zuchthaus Fuhlsbüttel absitzen. Für ihn stellte die Haft ein großes gesundheitliches Risiko dar, weil er bereits vor seiner Verhaftung unter Tuberkulose litt, die er versucht hatte, während eines Sanatoriumaufenthalts in St. Andreasberg zu lindern. Vermutlich fiel dieser Aufenthalt in seine Zeit als Telegrafenerbeiter vor 1933, da Arbeitslosen damals wohl kaum derartige Kuren genehmigt wurden. In einem Gnadengesuch vom Juni 1941 erwähnte er, er leide „seit Jahren an Tuberkulose“. Beurteilungen durch das Zuchthauspersonal fielen während seiner Inhaftierung überwiegend positiv aus, wobei er regelmäßig als „zuverlässiger und fleißiger Arbeiter“ bezeichnet wurde. Er ließ jedoch nicht erkennen, dass er die Ideologie seiner Verfolger übernommen hatte und in deren Sinne „Reue“ zeigte.

Seine Gefangenenpersonalakte enthält einige Briefe, die die Gefängniszensur nicht passieren ließ. Darunter befindet sich einer vom April 1940, in dem er seiner Frau Gertrud schildert, er habe von Januar bis Anfang April desselben Jahres acht Kilogramm (von 80 auf 72 Kilogramm bei einer Körpergröße von 1,80 m) abgenommen. Für die Standfestigkeit in der Ablehnung der NS-Diktatur auch bei seiner Frau und seinen Freunden spricht ein beeindruckender Brief, den Gertrud Bunge nur zwei Tage nach der gerichtlichen Verurteilung ihres Mannes absandte, der aber von der Gefängnisverwaltung nicht an ihn ausgehändigt wurde. Sie sprach darin von einem „ungerechten Urteil“ und verwies zur Tröstung ihres Mannes auf das „Sprichwort: Unrecht erleiden ist besser als Unrecht tun.“ Die Zensur ihres Briefes schon antizipierend, schrieb sie weiter: „(...) so sollen doch



die, die diesen Brief lesen, erkennen, dass wir, die wir von den jetzigen Machthabern so hart und ungerecht bestraft werden, doch unsern Charakter und Mut nicht sinken lassen". Weiter versichert sie ihrem Mann, dass sie stolz auf ihn sei und dass sogar „all die Zuhörer bei der Verhandlung" ihr die Hand gedrückt hätten und ihr sagten, sie hätte allen Grund zu diesem Stolz.

Trotz seines angeschlagenen Gesundheitszustands und seiner „guten Führung" während der Haft wurde Paul Bunge erst im Sommer 1941 von der Haftanstalt und der Generalstaatsanwaltschaft am Hanseatischen Oberlandesgericht für „gnadenwürdig" erachtet, und ein entsprechendes Gesuch, in dem er versprechen musste, „mich in Zukunft jeglicher politischer Betätigung zu enthalten (...) und mich nur meiner Familie zu widmen", an den Reichsminister der Justiz gestellt. Dieser lehnte den Antrag am 28. August 1941 jedoch zunächst ab. Erst nach einem erneuten Gesuch und der Versicherung der Gestapo, ihn nach Verbüßung der Straftat nicht in „Schutzhaft" nehmen zu wollen, verfügte die Generalstaatsanwaltschaft am 19. Dezember 1941 – also weniger als zwei Monate vor der vollständigen Verbüßung der Strafe – die sofortige Strafunterbrechung, „da mit einem Gnadenerweis gerechnet werden kann". Dieser erfolgte schließlich durch den Reichsjustizminister am 14. Januar 1942, wobei vermutet werden kann, dass dabei der schlechte Gesundheitszustand des Gefangenen, der womöglich zu seiner völligen Haftunfähigkeit geführt hatte, eine Rolle spielte. Die „Strafaussetzung" für Paul Bunge erfolgte befristet bis zum 31. Januar 1947, „unter der Bedingung tadelloser, straffreier Führung". Zwei Tage nach seiner Haftentlassung wurde er ins Allgemeine Krankenhaus Barmbek eingeliefert, wo er am 1. Mai 1942 mit nicht einmal 38 Jahren starb. In der Sterbeurkunde ist als Todesursache "Lungentbc. Haemoptoe" angegeben. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann davon ausgegangen werden, dass seine fast fünfjährige Haftzeit entscheidend zu seinem frühen Tod beitrug.

Text: Benedikt Behrens, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 242-1 II Gefängnisverwaltung II, Abl. 18 Bunge. StaH 242-1 I Gefängnisverwaltung I, Abl. 16; StaH 332-5 Standesämter, 7263 u. 847/1942 (Sterbeurkunde); E-Mail von Dr. Holger Martens v. 1.4.2011; Vereinigte Arbeitsgemeinschaft der Naziverfolgten, Hamburg VAN (Hrsg.), Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter 1933-1945, Hamburg 1968; Hans Jürgen Plaumann: Nacherkundungen zu „Spurensuche des Nationalsozialismus und des Widerstandes am Dulsberg", Hamburg 1998, S. 72f; Ludwig Eiber: Arbeiterwiderstand gegen Faschismus und Krieg 1933-1945, in: Ulrich Bauche/Ludwig Eiber/Ursula Wamser/Wilfried Weinke (Hrsg.): „Wir sind die Kraft". Arbeiterbewegung in Hamburg von den Anfängen bis 1945, Hamburg 1988, S. 288f.



- **Paul-Dessau-Straße, Bahrenfeld (2000):** *Paul Dessau (1928-1979), Kapellmeister, Komponist.*
- **Paul-Dieroff-Weg, Niendorf (1991):** *Paul Dieroff (1928-1944), Schüler jüdischer Herkunft, Opfer des Nationalsozialismus. Stolperstein: Garstedter Weg 101.*

Paul Gottfried Dieroff wurde als Kind von Carl Heinrich Dieroff und seiner Frau Bertha Louise, geb. Rothgießer (geb. 17.10.1889 in Hamburg), geboren. Berthas Mutter Rosa, geb. Aronstein, war die Mitbegründerin des Wäsche- und Aussteuer-Geschäfts „H. u. R. Aronstein“ am Neuen Wall 12, die Familie war jüdisch. 1909, nach dem Tod ihrer Eltern, übernahm Bertha Rothgießer gemeinsam mit ihrem Bruder Otto das Geschäft. Der Bruder wurde 1915 als Soldat im Ersten Weltkrieg bei Wilna in Litauen getötet.

1911 hatte Bertha den nichtjüdischen und evangelisch getauften Buchhalter Carl Heinrich Dieroff geheiratet. Mit ihm zog sie 1914 nach Tostedt in der Nordheide. 1918 erwarben sie bei Badenstedt das Gelände einer alten Ziegelei, legten dort einen Obst- und Gemüsegarten an und lebten von dessen Ertrag. Ihr Sohn Paul kam 1928 zur Welt, 1930 starb Carl Heinrich Dieroff. 1932 heiratete die verwitwete Bertha Dieroff den Futtermittelhändler und Holzimporteur Wilhelm Freudenthal, der ebenfalls nichtjüdischer Herkunft war. Im gleichen Jahr wurde auch Paul Dieroff in Vilsen getauft, 1935 wurde er in Zeven eingeschult.

Weil Bertha Freudenthal Jüdin war, wurde ihr und ihrer Familie nach 1933 das Leben auf dem Lande schwer gemacht. Sie verkauften das Grundstück in Badenstedt und zogen 1938 in das damals noch ländliche Niendorf bei Hamburg. Dort, am Garstedter Weg 101, erwarben sie erneut ein Grundstück und errichteten erneut einen Gartenbaubetrieb. Ab Ostern 1938 besuchte Paul Dieroff die Volksschule Niendorf am Niendorfer Marktplatz. 1939 wurde er in die Mittelschule Lokstedt, am Sootbörn gelegen, umgeschult. Von Zeitzeugen wurde Paul Dieroff als netter, sensibler Junge bezeichnet, der zurückhaltend war und manchmal verängstigt wirkte. Er war aber auch einer der Klassenbesten und soll beim Jungvolk gewesen sein, der Organisation der Hitlerjugend für die 10- bis 14-jährigen Jungen. Dies deutet darauf hin, dass sein Status als „Halbjude“ bzw. „Mischling ersten Grades“ entweder anfangs nicht bekannt war oder dass diejenigen, die davon wussten, darüber hinwegsahen.

Im Frühjahr 1943 wurde Paul Dieroff in der Kirchengemeinde Niendorf konfirmiert. Bis in die 1940er-Jahre hinein scheint die Familie am Rande der Großstadt



Hamburg ein zwar nicht völlig unbeeinträchtigtes, aber doch halbwegs „normales“ Leben geführt zu haben. Zeitzeugen gaben an, sie hätten gar nicht gewusst, dass Pauls Mutter jüdisch war. Andere, die es wussten, kümmerten sich nicht darum, „man traf sich zum gemeinsamen Schulweg oder auch nachmittags im Hause“. Familie Freudenthal galt als sehr harmonisch und kinderlieb, Nachbarn und Bekannte kamen gern zu Besuch. Wahrscheinlich setzten mit den zahlreichen judenfeindlichen Erlassen nach 1938 auch die ersten Schikanen gegen die in „privilegierter Mischehe“ lebende Bertha Freudenthal, ihren Sohn und ihren Ehemann ein. 1939 ließ das Ehepaar das Grundstück, das bis dahin auf beider Namen eingetragen war, auf den „arischen“ Wilhelm Freudenthal übertragen, um es einem möglichen Zugriff der NS-Behörden zu entziehen.

Eine sehr unrühmliche Rolle spielte in dieser Zeit ein Ehepaar aus der Nachbarschaft, dessen Grundstück vom Rebhuhnweg aus im hinteren Teil des Gartens an das der Freudenthals grenzte. Nach dem Krieg kam es zu einem Prozess gegen die Eheleute. Aus diesem Kontext sind Zeugenaussagen überliefert, die in einer Broschüre, die Schülerinnen und Schüler der Gesamtschule Niendorf zusammengestellt haben, zitiert werden:

„Eines Tages traf ich Frau H. am Garstedter Weg. Sie hielt mich an und warf mir meinen Kontakt zu Frau Freudenthal vor. Sie sagte wörtlich: ‚Wie können Sie mit einer Jüdin sprechen? Sie wissen wohl nicht, wohin Sie gehören? Nehmen Sie sich in Acht!‘ Dabei drohte sie mir mit dem Finger. Ich habe ihr geantwortet: ‚Das geht Sie gar nichts an. Außerdem ist mir das ganz egal. Juden sind auch Menschen.‘ – Darauf drohte sie mir: ‚Sehen Sie sich vor!‘ Und ich antwortete: ‚Dass Sie so schmutzig sind, das kann ich gar nicht begreifen.‘ Ich kann mich noch sehr gut erinnern, welche Angst ich nach diesen Drohungen vor Frau H. hatte. Immer, wenn ein Auto vor unserer Tür hielt oder ich nur das Klappen von einer Autotür hörte, dachte ich, ich sollte abgeholt werden.“ „Ich hörte, dass Frau Freudenthal und Paul von Frau H. denunziert wurden. Herr und Frau H. hatten mit allen Nachbarn Streit. Er hatte viel Dreck am Stecken. Da flogen die Teller durch die Gegend. Auch schlug er seine Frau.“

Im Frühjahr 1943, wahrscheinlich Ende März, kam es zur Eskalation. Bertha Freudenthal hatte gemeinsam mit ihrem Sohn ein „Vergehen“ begangen, für das beide teuer bezahlen mussten. Die beiden hatten nicht nur ein Kino besucht (was Juden verboten war), sondern waren auch erst nach 20 Uhr zu Hause angekommen, obwohl für Juden eine nächtliche Ausgangssperre ab 20 Uhr galt. Dies war den H.s nicht entgangen und sie denunzierten Bertha Freudenthal bei der Gestapo. Sie wurde am 1. April 1943 in die Gestapostelle Rothenbaumchaussee 38 vorgeladen. Dort nahm man sie fest und brachte sie in das Gestapo-Gefängnis Fuhlsbüttel. In der Haft wurde ihr mit der Deportation in



ein Vernichtungslager gedroht, wenn sie sich nicht von ihrem Ehemann scheiden ließe.

Am 30. April 1943 wurde die Scheidung vollzogen. Über die Zeit, in der seine Frau in Haft war, berichtete Wilhelm Freudenthal später gegenüber dem Amt für Wiedergutmachung: „Ich wurde von Frau H., Niendorf, unserer Nachbarin, verfolgt. Bei der Gestapo hatte sie gemeldet, ich wäre Jude. Durch Beschaffung einer Ahnentafel mußte ich nachweisen, daß ich arisch war. Da meine Frau in Haft und ich allein war, hatte ich eine Hausangestellte zur Hilfe angenommen. Ich ging pflichtgemäß zur Polizei, um die Hausangestellte anzumelden. Das brauchen Sie nicht mehr, wurde mir dort gesagt. Das hat Frau H. schon getan, Sie brauchen nur noch die Strafe zu zahlen für die zu späte Anmeldung. H. und Frau wohnen noch heute in ihrem Haus und treiben ihr gemeinsames Spiel weiter.“

Am 5. Mai 1943 wurde Bertha Freudenthal gemeinsam mit ihrem Sohn auf den Transport nach Theresienstadt geschickt, wo sie am 7. Mai ankamen.

Der damals 15-jährige Paul, der als „Mischling ersten Grades“ eigentlich gar nicht hätte deportiert werden dürfen, hatte bis dahin die Mittelschule am Sootbörn besucht. Warum er den Transport mit antreten musste, ist unklar. Es gibt dazu widersprüchliche Aussagen von Zeitzeugen: Paul habe seine Mutter nicht allein lassen wollen, aber auch, seine Mutter habe sich nicht von ihm trennen wollen.

In der Broschüre der Schülerinnen und Schüler der Gesamtschule Niendorf wird nicht zu Unrecht darauf hingewiesen, dass die SS kaum geneigt gewesen sein dürfte, solche „Mitreisewünsche“ zuzulassen. Es steht auch die Frage im Raum, welche Rolle Pauls Klassenlehrer W., der Stellvertretender Ortsgruppenleiter der NSDAP war, in diesem Drama gespielt hat. Gegenüber seiner Klasse zeigte er sich nach der Erinnerung von Mitschülern Pauls bestürzt über die Verhaftung von Bertha Freudenthal, nach einer anderen Aussage habe er der Klasse mitgeteilt, Paul sei „umgesiedelt“ worden, eine weitere Stimme war der Ansicht, er selbst habe Bertha Freudenthal ebenfalls denunziert. Überliefert ist auch, dass Paul Dieroff am Tag vor der Deportation, also am 4. Mai, aus einem unbekanntem Grund seinen Klassenlehrer zuhause aufsuchte. Erhalten ist außerdem der Schülerbogen von Paul Dieroff, den Lehrer W. schon am 2. Mai mit der Bemerkung geschlossen hatte: „Entlassen aus der hiesigen Schule am 1. Mai 1943 als Halbjude ins Protektorat“.

In Theresienstadt hat Bertha Freudenthal bis Dezember 1943 Zwangsarbeit in einer Tintenfeder-Fabrik geleistet, danach arbeitete sie im Reinigungsdienst des Lagers.

Mit den so genannten Herbst-Transporten wurden 1944 tausende Jüdinnen und Juden nach Auschwitz verschleppt. Am 19. Oktober 1944 musste der noch nicht ganz 16-jährige Paul Dieroff den Transportzug nach Auschwitz besteigen. Zwei



Tage zuvor war seine Mutter 55 Jahre alt geworden. Sie entging deshalb den Todestransporten und wurde im Mai 1945 durch die Sowjetarmee befreit.

Paul Dieroff blieb nicht lange in Auschwitz, sondern wurde am 27. Oktober weiter ins KZ Dachau deportiert. Dort überstellte man ihn ins Außenlager Kaufering, in dem besonders menschenunwürdige Zustände herrschten. Es gab kaum Nahrungsmittel und nicht einmal Baracken für die Häftlinge. Ende 1944 brach dort eine Typhus-Epidemie aus. Paul Dieroff, geschwächt durch die KZ-Haft, erlag der Krankheit. Sein Tod ist für den 15. Dezember 1944 standesamtlich belegt. (...)

Bertha Freudenthal verließ Theresienstadt am 26. Mai 1945 und kehrte zu ihrem Mann zurück. Das Ehepaar erwirkte die Annullierung der Scheidung und wurde am 30. Oktober 1945 wieder standesamtlich als verheiratet eingetragen. Bertha Freudenthal befestigte ein Plakat an ihrer Gartenpforte, auf dem sie auf das Schicksal ihres Sohnes aufmerksam machte: „Hier wohnte bis Mai 1943 Paul Dieroff Freudenthal, geb. 30. Nov. 1928. Durch Denunziation bei der Gestapo wurde er nach Theresienstadt verschleppt und kam im Dez. 1944 im KZ Dachau um.“ Sie setzte durch, dass gegen das Ehepaar H. ein Prozess angestrengt wurde. Er endete mit dem Freispruch des Ehemannes und der Verurteilung seiner Frau zu vier Monaten Gefängnis.

Die Zeit in Theresienstadt hatte die Gesundheit von Bertha Freudenthal stark angegriffen. Nach dem Krieg litt sie unter Ohnmachten, Rheuma, Zahnverlust und Schwerhörigkeit. Die Wohnsituation des Ehepaares Freudenthal war in den ersten Jahren nach dem Krieg prekär: Sie hatten bereits aus freien Stücken ein obdachloses Ehepaar aufgenommen, im April 1947 wurde ein weiteres Zimmer beschlagnahmt, 1948 sollten sie auch noch die Veranda abtreten.

Bertha Freudenthal engagierte sich in der VVN und versuchte, für das eigene erlittene Unrecht, den Verlust ihres Sohnes und ihrer Schwester, und die durch die Verfolgung entstandenen materiellen Verluste Wiedergutmachungsansprüche geltend zu machen. Dies dauerte bis weit in die 1960er-Jahre hinein und gelang nur teilweise. Am 13. März 1969 ist Bertha Freudenthal in Hamburg gestorben.

Text: Ulrike Sparr, Text entnommen www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 522-1, Jüdische Gemeinden, 92b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme. Hamburg 1995; Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bd. I-IV,



herausgegeben vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006; StaH 351-11 (AfW), 11872; StaH 351-11 (AfW), 23399; StaH 351-11 (AfW), 11447; VVN-Akte Bertha Freudenthal; Materialordner eines Schülerprojekts der Gesamtschule Niendorf zu Paul Dieroff; Adressbuch Hamburg (AB) 1909, 1943; Roland Hunger; Johannes Paustenbach (Hrsg.): Paul Dieroff (1928-1944), Hamburg, 1986.

- **Paul-Ehrlich-Straße**, *Othmarschen (1971): Prof. Dr. Paul Ehrlich (1854-1915), Serologe, Nobelpreisträger für Medizin.*
- **Paul-Gerhardt-Straße**, *Wilstorf (1928), siehe: Bei der Paul-Gerhard-Kirche.*
- **Paul-Klee-Straße**, *Billstedt (1971): Paul Klee (1879-1940), Maler, Graphiker.*
- **Paul-Nevermann-Platz**, *Altona-Altstadt (1984): Paul Nevermann (1902-1979), Erster Bürgermeister von Hamburg. Siehe auch: Grete-Nevermann- Weg und Paula-Karpinski-Platz, in Bd. 2.*

Sohn des ungelerten Brauereiarbeiters Johann Nevermann und seiner Frau Louise. Vater aktiver Gewerkschafter und Sozialdemokrat. Nach dem Besuch der Volksschule Ausbildung zum Schlosser und Maschinenbauer, Eintritt in den Metallarbeiterverband, über den zweiten Bildungsweg Abitur, Jurastudium. 1930, im selben Jahr seiner Promotion, Heirat mit Grete Faden. Bereits in der Weimarer Zeit aktiver Sozialdemokrat. Während der Zeit des Nationalsozialismus selbstständig als Rechtsanwalt. Stand unter Polizeiaufsicht mit täglicher Meldepflicht. Nevermann verteidigte kommunistische und sozialdemokratische Politiker. 1935 wurde ihm verboten, in Hochverratsprozessen als Verteidiger zu fungieren. Nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 wurde Nevermann für zwei Wochen verhaftet und in ein KZ eingeliefert. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Paul Nevermann im November 1945 sozialdemokratischer Sozialsenator, nach der Bürgerschaftswahl 1946 Senator für Bau- und Wohnungswesen. Ab 1950 hatte er gleichzeitig das Amt des Zweiten Bürgermeisters inne. Nach der Abwahl der SPD 1953 war er von 1953 bis 1957 Vorsitzender der SPD-Bürgerschaftsfraktion.



Ab 1957, nach dem Wahlsieg der SPD, wieder Senator für Bau- und Wohnungswesen, von 1961 bis zu seinem Rücktritt 1965 Erster Bürgermeister von Hamburg. Zu seinem Rücktritt kam es nicht deshalb, weil im Vorfeld des Besuches von Queen Elisabeth II. in Hamburg bekannt wurde, dass Paul Nevermann sich nach 35 Ehejahren von seiner Frau Grete Nevermann getrennt hatte. Das war nicht der Anlass, denn das getrennt lebende Ehepaar zeigte sich auf offiziellen Anlässen gemeinsam: Grete Nevermann nahm in solchen Fällen ihre Pflichten als ‚First Lady‘ weiterhin wahr. Dieses Arrangement dauerte, bis sich Paul Nevermann den faux pas erlaubte, sich bei einer Premiere im Schauspielhaus mit einer anderen Frau zu zeigen. Dieses private Verhalten löste einen öffentlichen Skandal aus. Das, was eigentlich niemanden etwas anging, wurde nun breit diskutiert und als unschicklich empfunden. Grete Nevermann entsagte nun ihren Verpflichtungen als ‚First Lady‘ und ließ öffentlich mitteilen, dass sie aus persönlichen Gründen am Empfang der Queen nicht teilnehmen werde. Das britische Königshaus wurde über die Situation informiert und reagierte gelassen; es hatte auch nichts gegen eine Ersatz-‚First Lady‘ – in diesem Fall Ilse Engelhard, die Ehefrau des Zweiten Bürgermeisters. Zwei Tage nach der Abreise der Queen trat Paul Nevermann von seinem Amt zurück. „Nicht etwa, weil er, wie viele seiner Genossen entschuldigend erklärten, amtsmüde war, sondern weil er erschreckt zur Kenntnis nehmen mußte, daß sein Privatleben plötzlich wichtiger war als seine politischen Ziele. Öffentlich ausgetragene Ehezwistigkeiten paßten vor allem seinen Parteifreunden im SPD-Landesvorstand nicht: Sechs Stunden lang diskutierten die Funktionäre, ob sich ein Bürgermeister ein derartiges, für alle beteiligten Seiten aufregendes Privatleben leisten könne. Die Herren und Damen Funktionäre versuchten alles, um den Parteifreund und Bürgermeister zu einer reumütigen Rückkehr zur Gattin Grete zu bewegen, aber (...) vergebliche Liebesmüh. Paul Nevermann war es schließlich, der die moralinsaure Debatte abkürzte: Er habe, gestand er, den öffentlichen Konflikt um sein Privatleben unterschätzt. Da er aber seine private Entscheidung nicht zu ändern gedenke, trete er den politischen Rückzug an“ 1), schreiben Kurt Grobecker und Kerstin von Stürmer in ihrem Buch „Hamburg skandalös.“ Von 1966 bis 1970 war Nevermann Landesvorsitzender der Hamburger SPD.

Quelle:

1) Kurt Grobecker, Kerstin von Stürmer: Hamburg skandalös. Hamburg 2006, S. 40.

- **Paul-Roosen-Straße, St. Pauli (vor 1665): Paul Roosen (1582-1649), Lohgerber, Diakon der Mennonitengemeinde in Altona, Grundstückbesitzer.**



- **Paulsenplatz**, Altona-Altstadt (1925): Propst Dr. Friedrich Paulsen (1849-1934), Adjunkt an der St. Johanniskirche, Hauptpastor, Propst.
- **Paul-Sorge-Straße**, Niendorf (1948): Paul Sorge (1876-1944), Gärtner, Gemeindevorsteher in Lokstedt.
- **Paulstraße**, Altstadt (1808): Paul Amsinck (1627-1707), Kämmereibürger, tat sich besonders hervor bei der Durchführung vom Abbruch des Mariendoms.
- **Paul-Stritter-Brücke**, Alsterdorf (1960): Paul Stritter (1863-1946), Pastor, Direktor der Alsterdorfer Anstalten, heute Evangelische Stiftung Alsterdorf.
- **Paul-Stritter-Weg**, Alsterdorf (1960), siehe: Paul-Stritter-Brücke.
- **Pelzerstraße**, Altstadt (13. Jhd.): nach dem Kürschnergewerbe.
- **Penzweg**, Neuland (1972): Heinrich Penz (1751-1842), Schlachtermeister in Harburg, Vorbesitzer des Geländes.
- **Pepers Seeg**, Rönneburg (1932); nach Grundstück von Herrn Peper.



- **Perckentinweg**, Niendorf (1948): *Claus Hartwig Perckentin (1689-1766), Landdrost in Pinneberg.*
- **Perelsstraße**, Bergedorf/Lohbrügge (1964): *Dr. Friedrich Justus Perels (1910-1945), Justitiar der Bekennenden Kirche, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.*

Friedrich Justus Perels studierte Jura, wurde jedoch nach den Examina von 1933 und 1936 aus ‚rassischen Gründen‘ nicht mehr in den Justizdienst übernommen. Perels war schon in seiner Jugend eng mit der Evangelischen Kirche verbunden. So übernahm er schließlich die juristische Beratung jener Mitglieder der Bekennenden Kirche, die mit dem NS-Regime in Konflikt gerieten, und wurde ein enger Mitarbeiter von Martin Niemöller und Dietrich Bonhoeffer [siehe: Bonhoefferstraße]. Perels setzte sich besonders für verfolgte Juden ein. Im Jahre 1940 bekam er über Bonhoeffer Kontakt mit dem Widerstandskreis im Amt Ausland/Abwehr. Auf diese Weise nahm er teil an den Vorbereitungen für das ‚Unternehmen Sieben‘. Nach dem fehlgeschlagenen Attentat auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 wurde Perels von der Gestapo verhaftet. Am 2. Februar 1945 wurde er vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und in der Nacht zum 23. April von einem Sonderkommando des Reichssicherheitshauptamtes auf einem Ruinengelände in der Nähe des Berliner Gefängnisses in der Lehrter Straße erschossen.

Verheiratet war Friedrich Perels mit Helga, geb. Kellermann. Das Paar hatte einen Sohn.

Quelle:

Matthias Schreiber: Friedrich Justus Perels. Ein Weg vom Rechtskampf der Bekennenden Kirche in den politischen Widerstand. München 1989.

- **Perlbergweg**, Sasel (1919/1929): *Friedrich Perlberg (1849-1920), Bäckermeister, Besitzer des Perlberghofes.*
- **Perlstieg**, Wilhelmsburg (1962): *Gerd Hinrich Perl (1715-1793), Lehrer an der Schule Reiherstieg und Rotehaus.*



- **Perthesweg, Hamm (1929):** *Friedrich Christoph Perthes (1772-1843); Buchhändler.* Siehe auch: Rebecaweg in Bd. 2.

Rebecca und Matthias Claudius' Tochter **Caroline** (1774-1821) war mit dem Buchhändler Friedrich **Perthes** verheiratet, der 1796 zusammen mit zwei Gesellschaftern eine Sortimentsbuchhandlung gegründet hatte. Hier hatte er den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi kennengelernt, der ihn mit dem Dichter Matthias Claudius bekannt machte, in dessen Tochter Caroline sich Friedrich Perthes verliebte. 1797 hat der damals 25-jährige Friedrich Perthes um ihre Hand angehalten. Matthias Claudius fiel es – wie so vielen Vätern – schwer, seine Tochter aus der eigenen Obhut zu entlassen. Außerdem schmerzte es ihn, dass sie einen jungen, unerfahrenen Mann mehr liebte als ihren Vater. Doch 1797 war Hochzeit. Am Tage zuvor schrieb Caroline dem Bräutigam: „Wir wollen Gott nach alter Weise um seinen Segen bitten, und er wird uns nach alter Weise segnen. Ach, lieber Perthes, tue es doch mit mir: ich bin so lebendig überzeugt, daß an Gottes Segen alles gelegen ist, wenn wir mit und durch einander glücklich werden wollen und unser Glück bestehen soll. Alles andere verläßt uns gewiß wieder früher oder später und kann nicht Stich halten. Du lieber Herzens-Perthes! Mach die Arme weit auf und halte mich fest, bis Du mein Auge zudrückst; ich bin Dein mit Leib und Seele und vertraue Gott, daß ich mich wohl dabei befinden werde.“ (Brief vom 1. August 1797). 1) Das Paar bekam neun Kinder; eines starb im Kindesalter.

In Wandsbek hatte Caroline ein nach innen gekehrtes Leben in stillem Gottvertrauen geführt. Mit Perthes bekam sie einen Ehemann, der mit großer Leidenschaft an allen geistigen und politischen Auseinandersetzungen seiner Zeit Anteil nahm, was auch bedeutete, dass er nur wenig Zeit für Frau und Kinder erübrigte. In einer Biographie über Friedrich und Caroline Perthes aus dem Jahre 1900 heißt es dazu: „So schmerzlich Caroline es auch immer wieder empfand, daß Perthes ihr bei aller Liebe so wenig Zeit widmen konnte, wurde ihr das Vorrecht der Frau, ihr ganzes Leben auf ihre Liebe beziehen zu dürfen, nicht zur Klippe ihres Eheglücks: sie verlangte vom Manne nicht das Gleiche. Sie war zu klug und zu wahrhaftig in ihrer Liebe, um die kurzen Stunden des Zusammenseins durch nutzlose Klagen und schmollendes Zürnen zu verbittern. Sie blieb im täglichen Verkehr immer liebevoll, nachgiebig und freundlich. Stimmungen und Launen lagen ihr völlig fern, sie verstand es, ohne jede Stockung und Erkaltung Liebe zu leben.“ 2) Caroline Perthes hatte eine Scheu vor Berührung mit der Welt, war leicht verwundbar und beunruhigt durch äußere Verhältnisse. Perthes wandte ein, daß ein Leben allein in Gott, unberührt von Schmerz und Unruhe, ein kaltes Leben sei, bestärkte sie aber zugleich in ihrer Art. Im Sommer 1799 schrieb



er: „Glaube mir, glaube mir, Du mein guter Engel, ich fühle es, daß Du viel hast, und laß Dich nicht stören. O unser Vater hatte sehr Recht, Euch Kinder von der Richtung aufs Wirken und Handeln und auf das Kunstwesen zurückzuhalten. Selbst wenn er zu weit hierin gegangen wäre, selbst wenn er Euch ungeschickt gemacht hätte zum Handeln und Schaffen im Leben, ja selbst wenn ihr der Welt eine Thorheit werden solltet, so habt ihr dennoch in Euch den Geist der Liebe, und der Geist der Liebe ist lebendig.“ 3) Perthes Brief waren voll glühender Leidenschaft und Anerkennung des ihm noch fehlenden inneren Lebens. Caroline ihrerseits erhielt bald Gelegenheit, sich auch im äußeren Leben zu bewähren. 1798 waren die Gesellschafter ihres Mannes aus der Handlung ausgeschieden, weil ihnen der Gewinn zu gering erschien. Mit viel Fleiß und Geschick brachte Perthes die Handlung trotz der wirtschaftlich schwierigen Zeiten mit dem neuen Partner Johann Heinrich Besser zur Blüte und Ansehen. Sie galt bald als eine der bedeutendsten im Norden Deutschlands. Im Herbst 1805 kaufte man das Axensche Haus am Jungfernstieg, wo Familie, Geschäft, Lager, Gehilfen und die befreundete Familie von Axen untergebracht wurden. Der durch den Einfluss ihres Mannes vielfach wechselnde Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen und die wachsende Familie stellten an Caroline große Ansprüche. Sie lernte, „sich freien Geistes im Leben zu bewegen und mitten im Wechsel äußerer Umstände innere Stille und Gleichmäßigkeit zu bewahren.“ 4) Das Jahr 1813 brachte für Caroline schmerzlichste Begegnungen mit der Außenwelt. Hamburg war seit 1806 von den Franzosen besetzt. Nun, 1813, mit der Niederlage der Franzosen in Russland, schien der Zeitpunkt der Befreiung Hamburgs von den Franzosen gekommen zu sein. Freudig begrüßten die Hamburger den russischen Oberst Tettenborn, als er mit seinen Kosaken in Hamburg einzog. Da die Hamburger aber die Rückkehr der vertriebenen Franzosen befürchteten, gründeten sie eine Bürgergarde, an deren Spitze Perthes trat. Die Franzosen kamen tatsächlich wieder nach Hamburg. Während Perthes Tag und Nacht kämpfte und die Bürger motivierte, versuchte Caroline zu Hause die Not zu lindern. „Ich hatte keinen Mann mehr im Hause, alle waren auf den Wachen. Immer aber gingen Leute aus und ein, die essen und trinken wollten; denn keiner unserer Bekannten hatte in der Stadt noch eine Haushaltung. Unsere große Stube hatte ich mit Strohsäcken belegt, auf denen bei Tag und Nacht Bürger lagen, die sich ausruhen wollten.“ 5) Erst als die Lage fast hoffnungslos war, floh Caroline am 28. Mai 1813 mit ihren damals sieben Kindern und ihrer Amme nach Wandsbek. Doch auch von hier mussten sie fliehen, nachdem Tettenborn die Stadt verlassen hatte und die Franzosen kurz vor Wandsbek standen. Perthes beschwor die Familie, nach Nütschau, dem Gut seines Freundes Moltke, zu gehen, und floh selbst in die Nacht hinein. Die schwangere Caroline packte noch in derselben Nacht und machte sich am Morgen mit ihren sieben Kindern und der Amme auf den Weg. Die Schwester



Auguste begleitete sie. Als Perthes in Nütschau zu ihnen stieß, erreichte sie die Nachricht, dass das Haus am Jungfernstieg durchsucht worden sei. Nütschau war zu nahe, man musste weiter fliehen, fand auf dem bei Eckernförde gelegenen Gut Altenhof bei dem Grafen Reventlow freundliche Aufnahme. Der Graf stellte der Familie Perthes sein einsam an der Ostsee gelegenes Gartenhaus in Aschau zur Verfügung. Die Perthes hatten zwar alles verloren, was sie besaßen, die Handlung war versiegelt, das Vermögen beschlagnahmt, die Wohnung von einem französischen General bewohnt, aber für eine kurze Zeit waren sie glücklich, wieder zusammenzusein. Dann musste Perthes weiter. Die dänische Regierung hatte erklärt, ihn nicht schützen zu können, sollten die Franzosen seine Auslieferung fordern. Zudem musste er sich um den Unterhalt der Familie kümmern. Am 9. Juli 1813 nahm er Abschied und reiste nach Mecklenburg, wo er sich erneut in das Kriegsgewirr mischte. Caroline blieb unter den eingeschränktesten Verhältnissen mit den Kindern zurück. Das Gartenhaus brachte ihr und den Kindern in dem feuchten Sommer Erkältungen und Krankheiten. Dazu kam die ständige Sorge um Perthes, von dem nur unregelmäßig Nachricht kam, und die Angst, die bevorstehende Entbindung nicht zu überleben und die Kinder unversorgt zurückzulassen. Die Bedrängnis wurde ein wenig gemildert durch die Schwester, die Caroline hilfreich zur Seite stand, die Familien der Grafen Reventlow und Stolberg und durch die Freude an den Kindern. „Ich habe es in der Wahrheit erfahren, daß Gott uns nichts Größeres geben kann in Freud und Leid als ein liebhabendes und geliebtes Kind. Nichts kann uns das Herz so erquicken, aufrichten und beschämen. Das habe ich hundertmal erfahren, und ich glaube kaum, daß ich Herr geblieben wäre, wenn Gott mir nicht meinen Engels-Bernhard und in ihm das lebendige Bild der kindlichen Liebe und des kindlichen Vertrauens gegeben hätte. Wenn ich versunken war in Angst und Sorge um Perthes und in den Jammer. Meine acht Kinder ohne Vatterath und Vaterliebe ihren Weg durch das Leben anfangen zu sehen, so war ich oftmals in Gram zu verzagen. Wenn ich dann aber meinen lieben Bernhard in meine Arme schloß und ihm in sein helles Kinderauge sah und gewahr ward, wie er sich um nichts bekümmerte und für nichts fürchtete, sondern nur freundlich war und mich lieb hatte, so fand auch ich meinen Haltplatz wieder und bat Gott, mich werden zu lassen, wie mein liebes Kind.“ 6) Doch solchen Augenblicken folgten immer wieder Stunden tiefster Angst und Not, die Caroline mit großer Kraft und Souveränität bewältigte. Nachdem sie einmal Perthes ihre und ihrer Kinder Lage ausführlich geschildert hatte, fügte sie hinzu: „Ich musste Dir Alles sagen, damit Du die Wahrheit weißt thun kannst, was recht ist; aber ich sage Dir es nicht, um Dich zur Rückkehr zu bewegen. Gott den Herrn, der mir mehr ist als Du, nehme ich zum Zeugen, daß ich nicht will, was Du nicht darfst.“ 7) Im September 1813 zog Caroline mit den Kindern nach Kiel, wo Graf Moltke der Familie einige Zimmer überließ, die er bei längeren Aufenthalten in



Kiel bewohnte. Hier in der Stadt hatte Caroline für die Entbindung ärztlichen Beistand, Freunde und Verwandte. Am 16. Dezember wurde der Sohn Andreas geboren. Am 1. Weihnachtfeiertag kam Perthes, der in großer Sorge um seine Familie war, weil sich das Kriegsgeschehen inzwischen auf Schleswig-Holstein ausgedehnt hatte. Caroline schrieb später dazu: „Den ersten Weihnachtstag des Abends im Halbdunkel kam Perthes unerwartet. Matthias sah ihn zuerst. Er hatte in Lübeck meine Niederkunft erfahren. Ich konnte ihm alle Kinder gesund übergeben und noch einen lieben gesunden Jungen oben im Kauf. Was das war, weiß auch niemand, als der es erfahren hat.“ (Brief vom 29. April 1815). 8) Wenige Tage später erhielt Perthes vom Generalstab des Kronprinzen von Schweden den Auftrag, zusammen mit zwei anderen Männern die Verwaltung und Verwendung der Gelder zu übernehmen, die der Kronprinz für die aus Hamburg Vertriebenen bewilligt hatte. Am 1. Januar 1814 reiste Perthes ins Hauptquartier nach Pinneberg. Caroline war wieder allein. Alleine musste sie auch die Krankheit und den Tod des geliebten Sohnes Bernhard durchstehen. Er starb am 19. Januar 1814. Als Perthes, den Carolines Nachricht nicht erreicht hatte, am 21. Januar unerwartet und mit banger Sorge ins Zimmer trat mit den Worten: „Sind alle wohl?“, erfuhr er die bittere Wahrheit. Wenige Stunden danach erhielt er vom schwedischen Kronprinzen die Aufforderung, nach Pinneberg zu gehen. Caroline redete ihm zu: „Wenn Du in dieser Zeit und in solchen Verhältnissen gerufen wirst, so mußt Du folgen.“ 9) Perthes fühlte sich aber außerstande, er reiste erst am 27. Januar ab. Von ihr, die ursprünglich so ganz in ihrer Innerlichkeit gelebt hatte, stellte Perthes fest: „Carolines Heldenmuth war größer als meine Kraft.“ 10) Obwohl die Gefahr keineswegs vorüber war, machte sich Caroline aus der Überzeugung heraus, „nicht länger auseinander sein“ zu können (Brief vom 11. November 1816), 11), am 20. April mit den Kindern auf den Weg nach Blankenese, von wo aus die Familie nach einjähriger Abwesenheit am 31. Mai 1814 nach Hamburg zurückkehrte. „Diese sechs Wochen in Blankenese“, schrieb Caroline an ihre Schwester Anna Jacobi, „sind der Konfekt meines Lebens gewesen. Gern gebe ich Euch einen lebendigen Brocken davon, liebe Anna, lieber Max! Die Hoffnung auf die Befreiung unserer Stadt wurde mit jedem Tage größer, und mit einem Male wehten die weißen Fahnen am Michaelisturm und in Hamburg. Nun war auch Deich und Damm gebrochen, und von allen Seiten strömten die Vertriebenen wieder der Stadt zu. Wir wohnten dicht an der Elbe, konnten also, die von Bremen und aus dem Hannöverschen zurückkamen, ankommen sehen. Ganze Herden von armen Ausgehungerten, mit Kindern und Lumpen Bepackten zogen an unserem Fenster vorbei, und wunderbar groß und rührend war die Liebe zu Haus und Herd sichtbar, obgleich die meisten nur Jammer und Elend zu erwarten hatten. Sowie sie an Land stiegen, brachen sie Zweige von den Bäumen, und Alt und Jung bis auf die kleinsten Kinder herunter, die nur einen halben halten konnten, bekamen einen



Busch in die Hand und dankten Gott unter Freuden- und Trauergeschrei und Tränen für die Erlösung des großen und allgemeinen Übels, wohl wissend, daß ein jeder seinen Privatpack mit hereintrüge. Endlos sind die Erfahrungen, die diese armen, unglücklichen Menschen gemacht haben während der Flucht. Einmal wurde uns ein ganzer Wagen voll kleiner und großer Kinder geschickt, deren Eltern im Krankenhaus in Bremen gestorben waren. Ich machte schnell warme Suppe für sie, aber einige waren so bewegt von dem Jammer, der gewesen war und kommen würde, daß sie nicht einmal essen wollten. Doch ich wollte Euch ja nur Freude erzählen, und da habe ich die Fülle im Ganzen und auch für uns.“ (Brief vom 11. November 1816). 12) Als Caroline wieder zurück in ihr Haus am Jungfernstieg zog, fand sie es in einem desolaten Zustand vor. Caroline setzte alle Kraft daran, ihr Heim wieder bewohnbar zu machen. Doch ihre Gesundheit war seit dem Schreckensjahr 1813 schwer angegriffen. Sie litt an einem Herz- und Nervenleiden. Dennoch nahm sie ihren todkranken Vater auf und pflegte ihn bis zuletzt. „Der Tod des Vaters riß in Carolines Leben eine tiefe Lücke, denn sie hatte seit ihrer ersten Kindheit zu ihm in der denkbar innigsten Beziehung gestanden. Er hatte immer Zeit und Neigung gehabt, sich um ihr Eigenstes und Persönlichstes zu bekümmern, auch als ich schon verheiratet war; er hatte immer ein Ohr gehabt für das Echtweibliche in ihrer Natur, das der Anlehnung und der Mitteilung bedurfte, um nicht zu verkümmern. Mit diesem innersten Bedürfnis ihrer Seele war ich nun ganz auf Perthes gewiesen“ 13), heißt es in dem 1900 verfassten Porträt über Caroline Perthes. Doch „der großartige Geschäftsbetrieb ließ wenig Stunden für die Familie übrig.“ 14) Und so offenbarte Caroline verzagt und doch mutig zugleich ihrem Mann, der sich auf Geschäftsreise befand, in einem Brief ihre Gefühlslage: „Du hast Dir zwar alle Empfindung für dieses Jahr Deiner vielen Geschäfte wegen verboten, aber ich bin eine Person, die nicht ohne Empfindung schreiben kann, wenn sie an Dich schreibt; denn ich empfinde mein alles, wenn ich an Dich denke (...). Im vorigen Jahre versprachst Du mir (...) sehr ernsthaft viel Freudenstunden, wenigstens im Zusammenleben mit Dir; solche Freudenstunden sind mir noch nicht viele geworden, und Du bist sie mir wahr und wahrhaftig schuldig.“ 15) Perthes antwortete: „Du schreibst, ich hätte mir für dieses Jahr alle Empfindung verboten. Das, mein liebes Herz, ist wohl nicht so. Wenigstens etwas anders: ich meine, wenn durch vieljähriges Miteinandersein der Gefühls-, Empfindungs- und Gedankenwechsel und Austausch so innig (...) geworden ist, dass man sich vollkommen versteht, kann von Zärtlichkeitsäußerungen, die immer ein noch Interessantes und darum Fremdes gegenüber voraussetzen, nicht mehr die Rede sein. Sei Du nur zufrieden mit mir, mein liebes Kind, wir verstehen uns doch! Die Jugend hat ihre Art und die späteren Jahre auch. Es würde doch wirklich lächerlich sein, wenn ich jetzt wie vor 20 Jahren im Mondschein die Bäume und Wolken für Mädchen oder die Mädchen als Engel ansehen wollte,



und besser würde es sich auch nicht ausnehmen wollen, wenn Du (...) auf Bäume klettern wolltest. Hadern dürfen wir doch nicht darüber, dass wir älter werden, sei also nur zufrieden (...) und mit mir habe Nachsicht und Geduld.“ 16) Carolines Herzleiden und die Reizbarkeit ihrer Nerven steigerten sich mehr und mehr und machten ihr die häusliche Arbeit sehr mühsam. Am 28. August 1821 starb sie im Alter von 47 Jahren an einem Schlaganfall. Nun wurde Perthes schmerzlich bewusst, was er an seiner Frau gehabt hatte, und er schrieb in verschiedenen Briefen an seine Kinder: „Nun stehe ich da mit meinen armen Kindern, und öde und leer ist es.“ „Sie hat es nicht gewusst, wie sehr ich von ihr abhängig war, sie hat es nicht im einzelnen erkannt, sondern nur allgemein an der Innigkeit ihrer Liebe zu mir gefühlt, welche Opfer ich meiner Natur und meinem Temperament nach dieser Abhängigkeit in Liebe gebracht habe. Jetzt ist das alles fort, kein Band bindet mich; ich kann thun, was ich will. Nächst der Sehnsucht in dem Alleinsein drückt mich dieses widrige Gefühl der Freiheit am meisten.“ 17) Nach Carolines Tod zog Perthes 1822 mit seinen vier noch unmündigen Kindern nach Gotha zu seiner dort verheirateten Tochter. Drei Jahre später heiratete er die verwitwete Charlotte Hornbostel, mit der er vier Kinder bekam. In Gotha baute er einen neuen Verlag auf. Die Buchhandlung in Hamburg ging mit dem endgültigen Austritt Friedrich Perthes im Jahre 1836 an die Erben seines Kompagnons Johann Heinrich Besser und firmierte fortan unter dem Namen „Perthes-Besser und Mauke“. Friedrich Perthes starb am 18. Mai 1843 in Gotha im Alter von 71 Jahren.

Quellen:

- 1) Rudolf Kayser (Hrsg.): Karoline Perthes im Briefwechsel mit ihrer Familie und ihren Freunden. Hamburg 1926.
- 2) Clemens Theodor Perthes: Friedrich Perthes' Leben nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen. Bd. 1. 6. Aufl. Gotha 1872.
- 3) Clemens Theodor Perthes, a.a.O.
- 4) Clemens Theodor Perthes, a.a.O.
- 5) Ottilie Adler: Friedrich und Caroline Perthes. Leipzig 1900, S. 65.
- 6) Clemens Theodor Perthes, a.a.O.
- 7) Clemens Theodor Perthes, v.
- 8) Rudolf Kayser (Hrsg.): Karoline Perthes im Briefwechsel mit ihrer Familie und ihren Freunden. Hamburg 1928.
- 9) Clemens Theodor Perthes, a.a.O.
- 10) Clemens Theodor Perthes, a.a.O.
- 11) Rudolf Kayser, a.a.O.
- 12) Rudolf Kayser, a.a.O.
- 13) Ottilie Adler, a.a.O., S. 98.
- 14) Ottilie Adler, a.a.O., S. 140f.
- 15) Ottilie Adler, a.a.O., S. 142.
- 16) Ottilie Adler, a.a.O., S. 229ff.



17) ebenda.

- **Pestalozzistraße, Barmbek-Nord (1880): Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827), Pädagoge.** Verheiratet ab 1769 mit Anna Schulthess (1738-1815), gegen den Willen ihrer wohlhabenden Eltern, die einen armen „Schlucker“ nicht als Schwiegersohn haben wollen. „Im ersten Ehejahr führt sie ein ‚moralisches Tagebuch‘. Nach diesen Aufzeichnungen verlebt sie die heitersten Stunden, wenn ihr Mann auf dem Feld arbeitet oder einige Tage nach Zürich verreist. Eigentlich möchte Anna zu ihrem Heinrich aufblicken, sein ‚schwaches Weib‘ sein, bald aber widerstreben ihr bestimmte Eigenschaften dieses Mannes. Er ist oft heftig, in seinen Unternehmungen sprunghaft und unbedacht und von lähmender Hypochondrie: Ständig hat er Angst zu sterben, überlebt Anna aber letztlich um zwölf Jahre.“ 1) 1770 bekam das Paar einen Sohn, den Pestalozzi nach der Pädagogik Rousseaus erzog. Doch soll er die Ratschläge Rousseaus fehlinterpretiert haben. Wenn sein Sohn nicht lernen wollte, wurde er streng bestraft. Ca. mit elf Jahren zeigten sich beim Kind epileptische Anfälle. Um 1773/74 gründete das Ehepaar Pestalozzi eine Art Internat auf ihrem Landgut und nahm rund 40 Kinder auf, die neben dem Schulunterricht Weben, Spinnen und Landbau erlernten. Finanziell versuchte das Ehepaar die Schule durch den Verkauf von Textilprodukten am Leben zu halten. Außerdem steckte in diesem Erziehungsinstitut die Erbschaft von Anna Pestalozzi und Geld von Gläubigern. Als das Projekt scheiterte und das Institut 1779 schließen musste, brachte dies den finanziellen Bankrott der Familie. Der folgende Lebensweg Pestalozzis hieß: Schiftstellerei und Leitung verschiedener Lehrinstitute. So übernahm Pestalozzi z. B. 1799 die Leitung eines Waisen- und Armenhauses, und danach gründete er sein Erziehungsinstitut im Schloss Burgdorf. Überall entwickelte er Unterrichts- und Erziehungsmethoden. Seine Ehefrau führte den privaten Haushalt sowie die Hauswirtschaft der Kinderheime und betreute als Hausmutter die aufgenommenen Kinder. Ihr Umgang mit den Kindern war Inspiration für die pädagogischen Ideen ihres Mannes. Als Anna Pestalozzi starb, kam ihr Mann zu der Erkenntnis: „Ihr Leben an meiner Seite war schwer, Kummer und Sorge war ihr Teil.“

Quelle:

- 1) Ursula Reis: Anna Pestalozzi, in: fembio.org/biographie.php/frau/biographie/ann-pestalozzi/



- **Peter-Beenck-Straße**, *Wilhelmsburg (1949): Peter Beenck (1750-1820), Schiffbaumeister*
- **Peter-Lurenz-Weg**, *Eißendorf (1943): Romanfigur nach einer Novelle von John Brinckman.*
- **Peter-Marquard-Straße**, *Winterhude (1907): Peter Marquard (gest. 1689 oder 1690), Kirchenbaumeister.*
- **Petersdorfstraße**, *Wilstorf (1950): Hans von Petersdorf (1585-1657), Oberhauptmann auf dem Harburger Schloss.*
- **Petersenkai**, *HafenCity (1889): Dr. Carl Friedrich Petersen (1809-1892), Erster Bürgermeister.* Nach dem Tod seiner Frau Kathinka im Jahre 1863 führte seine Tochter Toni ihm den Haushalt. Als **Antonie (Toni) Petersen** (23.3.1840 Hamburg – 20.9.1909 Hamburg) zwischen 1876 und 1892 mit ihrem Vater, dem Bürgermeister Dr. Carl Friedrich Petersen, in der Großen Theaterstraße 33 wohnte, konnte sie von ihrem Fenster aus auf den Bühneneingang des Stadttheaters/Oper blicken. Das Wohnhaus steht nicht mehr. Toni Petersen war eine engagierte Kunstförderin und Wohltäterin. Sie leitete das Stadtteilbüro St. Pauli des 1899 gegründeten Hauspflegevereins und hielt für Hilfesuchende Sprechstunden ab. Der Verein half besonders armen Familien, wenn die Hausfrau durch Wochenbett oder Krankheit ihren hausfraulichen Pflichten nicht nachkommen konnte. In solchen Fällen schickte er eine Pflegerin – meist eine ältere Frau „von gutem Ruf“ – ins Haus, die nach dem Rechten sah. Toni Petersen war auch Mitglied der Ortsgruppe Hamburg des 1900 gegründeten Deutsch-Evangelischen Frauenbundes (DEF), der Teil der bürgerlichen Frauenbewegung war und in dem eher die konservativen evangelischen Gesellschaftskreise Hamburgs vertreten waren. Der DEF kümmerte sich um die Armen und Schwachen. Ein Schwerpunkt war die Arbeiterinnenbetreuung. Hier verstand sich der DEF als Gegenpol zu der von der Sozialdemokratie getragenen



Arbeiterinnenfürsorge. Die Helfenden legten großen Wert auf die Konfessionszugehörigkeit. Auch hatte ihre Klientel den sittlichen und moralischen Vorstellungen des DEF zu entsprechen. Ob Toni Petersen sich aus gesellschaftlicher Opportunität der Wohltätigkeit widmete oder ob es ihr ein Herzensbedürfnis war – zumal sie selbst an einem körperlichen Handicap litt, was ihr vielleicht ein größeres Verständnis für Menschen, die am Rande der Gesellschaft standen, eröffnete –, ist nicht mehr zu ermitteln. Die Presse jedenfalls würdigte anlässlich ihres Todes ihr karitatives Verhalten und lobte, dass Toni Petersen diese Tätigkeit still und bescheiden ausgeübt hatte – Attribute, die einer Frau in der damaligen Zeit auch in ihrer Ausübung auf den karitativen Gebiet gut zu Gesicht standen: „Fräulein Toni Petersen gehört zu der Gruppe der Elise Averdieck und der Caroline Wichern, obgleich ihr Wirken scheinbar noch stiller und unscheinbarer war, und obgleich sie ohne eigenen Beruf durch ein langes Mädchendasein schritt. Sie wetteiferte nicht mit den tüchtigsten Männern, aber sie stand ihnen treu zur Seite, und die Tüchtigen und Bedeutenden bekannten sich als ihre Schuldner. Eine solche Parteinahme setzt geistige Fähigkeiten voraus, und die Instinkte für heroisches über die Grenzen des Alltäglichen hinausgehendes Wollen. Es setzt Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit voraus und Verständnis für die großen Ziele menschlicher Kulturbestrebungen. Von der Natur äußerlich stiefmütterlich behandelt, wurde sie dennoch keine Anklägerin ihres Geschicks, sondern eine unverbesserliche, stets hilfsbereite Optimistin. Ihr Name stand unter Aufrufen zu allen Sammlungen und Wohltätigkeitsfesten in den letzten Jahren mit an erster Stelle, und sie ließ es nicht bei der bloßen Namensunterschrift bewenden.“

Toni Petersen litt seit ihrer Kindheit an einem schmerzhaften Hüftleiden. Dennoch – oder gerade wegen dieses Handicaps und der damit in der damaligen Gesellschaft verbundenen geringeren Aussicht auf eine Heirat – war sie es, die als junges Mädchen nach dem Tod der Mutter die Hausfrauenrolle im Vaterhaus an der Elbchaussee übernahm. Später dann, nachdem ihr Bruder verwitwet war, übernahm sie auch in dessen Haushalt die Hausfrauenpflichten. Da die Petersens kunst- und musikliebend waren, richtete Toni Petersen oft Gesellschaften aus, zu denen z. B. Richard Wagner, Johannes Brahms (siehe: Johannes-Brahms-Platz) und Hans von Bülow eingeladen wurden. Zu Richard Wagner entwickelte sie eine besondere freundschaftliche Beziehung. Sie übernahm den Vertrieb von Patronatsscheinen und half damit dem Bayreuther Festspielunternehmen aus seinen finanziellen Schwierigkeiten. Richard Wagner dankte ihr später durch die Übersendung seiner Photographie mit folgender Widmung: „Richard Wagner, immer in Not und Sorgen, nur bei Toni Petersen wohl geborgen.“ Mit Richard Wagners Frau Cosima stand Toni Petersen lange Jahre im Briefwechsel, wurde von ihr sogar „Nichte“ genannt.



Toni Petersen und Hans Bülow waren auch gern gesehene Gäste im Salon von Frau Lazarus, die gleich um die Ecke an der Esplanade 37 wohnte.

Neben Musikern verkehrte im Hause Petersen auch Fürst Bismarck (siehe: Bismarckstraße), den Toni Petersen mit ihrer Familie manchmal in Friedrichsruh besuchte und den sie sehr verehrte. Deshalb ist sein Konterfei auch neben dem von Tonis Vater, Johannes Brahms und Hans von Bülow als Porträtmedaillon unter dem von Julie de Boor (ihr Grabstein steht im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof) gemalten Porträt von Toni Petersen abgebildet. Unter dem Bild steht geschrieben: Toni Petersen 1840-1909, Tochter des Bürgermeisters Dr. Carl Petersen 1809-1892. Repräsentantin seines gastfreien Hauses, in dem große Zeitgenossen gern verkehrten. Begeistert für alles Große, Gute und Schöne, unterstützte sie künstlerische und philanthropische (!) Bestrebungen.“ Das Porträt befindet sich heute im Museum für Hamburgische Geschichte.

Ihrer Herkunft entsprechend war es selbstverständlich, dass Toni Petersen zusammen mit einem Damen-Komitee, dessen erste Vorsitzende sie war, dem neuen Rathaus zu seiner Eröffnung im Jahre 1897 ein Geschenk überreichte: Das Komitee stiftete dem Senat für dessen Ratsstube, in dem bis heute die wöchentlichen Senatssitzungen abgehalten werden, einen mit dem großen Hamburger Wappen bestickten Wandbehang, der noch heute unter dem Baldachin hängt, unter dem der Erste und Zweite Bürgermeister ihre Plätze haben. Auch die Bürgerschaft wurde nicht vergessen. Sie erhielt für den Bürgerschaftssaal einen bestickten Panneau für die Wand hinter dem Sitz des Bürgerschaftspräsidenten.

Als Toni Petersen starb, berichtete die Hamburger Presse ausführlich über die Umstände ihres Todes. So schrieb das Hamburger Fremdenblatt: „Fräulein Toni Petersen, die Tochter des Bürgermeisters Petersen und Tante des Herrn Dr. Carl Petersen (Mitglied der Bürgerschaft), ist Montag nachmittag, als sie von einem Besuch bei ihrem Bruder, dem Direktor der Norddeutschen Bank, Rudolf Petersen, in der Parkstraße in Othmarschen zurückkehrte, in einem Wagen der Straßenbahn vom Schläge gerührt worden und verstorben. In hervorragender Weise hat sie die Wohltätigkeitsbestrebungen ihrer Vaterstadt Hamburg unterstützt. Ihre letzte Fahrt galt noch der Teilnahme an einer Wohltätigkeitssitzung.“

Ein Jahr nach ihrem Tod gründeten Damen und Herren der Hamburger Gesellschaft die Toni-Petersen-Freibettenstiftung im Bad Oldesloer Auguste-Viktoria-Pflegeheim. Um dieses Unternehmen finanziell zu bewerkstelligen, gab es diverse Aufrufe in Hamburger Tageszeitungen. Die Institutionalisierung der Stiftung wurde zu einem gesellschaftlichen Ereignis – von einem stillen Agieren



und von Bescheidenheit im Geben für die Armen ist hier nichts zu spüren. Und so schrieben denn auch am 20. Juli 1910 die Hamburger Nachrichten: „Im Auguste-Viktoria-Pflegeheim zu Oldesloe hatte sich am Montag eine Anzahl Festgäste eingefunden, um die dritte Freibettenstiftung des Hauses einzuweihen. Über jedem dieser Freibetten ist eine Metalltafel mit dem Namen des Stifters bzw. der Stifterin angebracht. Die Anbringung der Tafel ist stets mit einer Zeremonie verbunden, die diesen Akt zu einem recht feierlichen gestaltet. Dem Bericht des Oldesloer Landboten über die Einweihung der Toni-Petersen-Freibettenstiftung entnehmen wir folgendes: ‚Mit dem Choral: ‚Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre‘ wurden die Freigäste empfangen, nachdem die auswärtigen Teilnehmer um 4 ½ Uhr von der Bahn abgeholt worden waren (...). Dann fand eine eingehende Besichtigung des Heims statt, an die sich ein Kaffee im Speisesaal anschloß. Hier nahm Direktor Peters das Wort zur Festrede. Er schilderte eingehend die Geschichte des Heims vom Anfang bis heute und hob dabei die Verdienste der Frau Rompeltien, ihres Gatten und ihrer Tochter, der Frau Oberin, ins verdiente Licht. Durch die im Winter von Frau Rompeltien angelegte Sammlung zur Ehrung des verstorbenen Fräulein Toni Petersen sei es ermöglicht, außer einem Bildnisse der Verewigten, das Frau Julie de Boor malt, eine Freibettenstiftung zum Gedächtnis des Fräulein Toni Petersen im Auguste-Victoria-Pflegeheim ins Leben zu rufen, von deren Zinsen vier arme Leute mehr als bisher je vier Wochen im Auguste-Viktoria-Pflegeheim gepflegt werden (...). Später fuhren die Herrschaften durch die Stadt zum Kurhause. Das Abendessen wurde dort durch eine Reihe von Ansprachen verschönt. (...) Eine in poetischer Form gehaltene Ansprache widmete Oberrealschullehrer Maßmann den Frauen. (...).“

- **Peterstraße**, Neustadt (nach 1620): Nach dem Patron der St. Petrikirche, Hamburger Hauptkirche der Altstadt.
- **Petersweg**, Heimfeld (1928): Heinrich Peters (1863-1939), Grundstückbesitzer.
- **Peter-Timm-Straße**, Schnelsen (1948): Peter Timm (1841-1916), Besitzer der Schnelsener Mühle, stellvertretender Gemeindevorsteher.



- **Petkumstraße**, Uhlenhorst (1899): *Simon von Petkum (gest. 1620), Vorsteher des Hamburger Waisenhauses.*
- **Pezolddamm**, Farmsen-Berne (1950): *Joh. Eusebius Pezold (1735-1818), königlich dänischer Landvermesser.*
- **Pezoldtwiete**, Bramfeld (1950), siehe: Pezolddamm.
- **Pfefferstraße**, Rahlstedt (1951): *Richard Pfeffer (1868-1932), Gemeindevorsteher in Rahlstedt.*
- **Peiffersweg**, Barmbek-Nord (1914): *Engelbert Peiffer (1830-1896), Bildhauer.*
- **Pfeilshofer Weg**, Wellingsbüttel (vor 1933): *nach dem Gut Pfeilshof, dessen Besitzer Pfeil hieß.*
- **Pferdnerstieg**, Langenhorn (2010): *nach dem Beruf des Pferdners (Anspanner, Pferdebauer).*
- **Pflugschmiedweg**, Langenhorn (2010): *nach dem historischen Handwerksberuf.*



- **Philipp-Reis-Weg**, *Volksdorf (1950): Philipp Reis (1834-1874), Physiker, Erfinder des Telefons.*
- **Philipsstraße**, *St. Georg (2004): nach der Firma Philips, die hier ihren Hauptsitz hatte. Begründer der Firma G. Philips.*
- **Philippsstrom**, *Blankenese (1928): C. August Philipp (gest. 1893), Ortpolizist, Gemeindediener, Bote der Ortskrankenkasse, Blankeneser Original.*
- **Pidder-Lüng-Weg**, *Rahlstedt (1950): nach einer Ballade von Detlev von Liliencron.*
- **Piepenbrinkweg**, *Poppenbüttel (1977): Adolf Piepenbrink (1872-1942), Apotheker, auch Mitbegründer des Alstervereins.*
- **Piependreierweg**, *Ottensen (1985): nach der Zunft der Zigarrendreher, die hier arbeiteten und wohnten.*
- **Pieperweg**, *Iserbrook (1949): H. Pieper (19. Jhd.), Kapitän.*
- **Pikartenkamp**, *Nienstedten (1956): Ambrosius Hinrich Pikarten (18. Jhd.), hatte in Dockenhuden einen Hof.*



- **Pinelsweg**, *Barmbek-Süd (1912): Philippe Pinels (1745-1826), Psychiater.*
- **Pinkertbrücke**, *Billbrook (1967): Wilhelm Pinkert (1870-1931), Organisator des Fernsprechdienstes in Hamburg.*
- **Pinkertweg**, *Billbrook (1967), siehe: Pinkertbrücke*
- **Pitersenstieg**, *Billstedt (1948): Arnold Pitersen (1644-1700), Kartograph, Kupferstecher.*
- **Planckstraße**, *Ottensen (1950): Prof. Dr. Max Plack (1858-1947), Physiker, Nobelpreisträger für Physik.*
- **Platenstraße**, *Osdorf (1941): August Graf von Platen-Hallermund (1796-1835), Dichter. „Platens Antisemitismus veranlasste Heinrich Heine, ihn in seinem Prosatext ‚Die Bäder von Lucca‘ als Homosexuellen zu denunzieren und ihn damit gesellschaftlich unmöglich zu machen“, schreiben Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz in ihrem Buch „Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. Aufl. Hamburg 2006, S. 341.*
- **Plathweg**, *Barmbek-Nord (1963): Christian Wilhelm Plath (1820-1894), Oberingenieur, Astronom.*



- **Pletschgang, Iserbrook (1953):** Oskar Pletsch (1830-1888), *Illustrator von Kinderbüchern.*
- **Plettenbergstraße, Bergedorf/Lohbrügge (1964):** Kurt Freiherr von Plettenberg (1891-1945), *Oberlandforstmeister, Widerstand gegen den Nationalsozialismus.* Kurt Freiherr von Plettenberg schied 1937 freiwillig als Oberlandforstmeister aus dem Reichsforstamt aus, da ihm die politischen Vorgaben des NS-Regimes zuwider waren. In der Folge übernahm er als Hofkammerpräsident die Vermögensverwaltung des ehemaligen Fürstlichen Hauses Schaumburg-Lippe. 1939 zum Kriegsdienst eingezogen, zeichnete er sich als Bataillonsführer und Kommandeur eines Tochterregiments des Infanterieregiments 9 aus. Ende 1941 wurde von Plettenberg Generalbevollmächtigter des vormaligen Preußischen Königshauses. Er war ein enger Freund von Claus Schenk Graf von Stauffenberg [siehe: Stauffenbergstraße], Johannes Popitz, Ludwig Beck, Ulrich von Hassell, Carl-Hans Graf von Hardenberg und Fabian von Schlabrendorff und beteiligte sich an den Vorbereitungen zum Staatsstreich des 20. Juli 1944. Anfang März 1945 wurde Kurt von Plettenberg verhaftet. Im Gestapo-Gefängnis in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße 8 stürzte er sich am 10. März 1945 aus einem Fenster im dritten Stock, um nicht durch die Folter seine Freunde verraten zu müssen. Verheiratet war Plettenberg mit Arianne, geb. Freiin von Maltzahn (1909-1983). Das Paar hatte drei Kinder. Arianne von Plettenberg „erfuhr vom Freitod [ihres Mannes] erst am 16. März. Ebenso, dass die Beerdigung bereits am kommenden Tag auf dem Bornstedter Friedhof bei Potsdam vorgesehen war. Die Familie konnte also nicht an der Beisetzung teilnehmen. Arianne von Plettenberg suchte Trost bei Verwandten und Freunden, die vor dem Kriegsgeschehen zu ihr nach Bückeberg geflohen waren: ihre Mutter und Schwester, aber auch Marion Dönhoff und deren Schwägerin Sissi Dönhoff, geborene Lehndorff, die ihren Bruder durch den 20. Juli verloren hatte. Doch wie sagt man den Kindern, dass der Vater verstorben ist, sich gar selbst das Leben genommen hat? Arianne von Plettenberg entschloss sich zu einer Notlüge. ‚Euer Vater ist an einem Herzfehler gestorben‘, sagte sie. Für den siebenjährigen Karl-Wilhelm war das natürlich ein Schock. (...) Wochen später riss ein Schulfreund die Wunde noch weiter auf. ‚Dein Vater ist in Berlin aus dem Fenster gesprungen. Das weiß ich von meinem Vater.‘ Karl-Wilhelm berichtete das empört seiner Mutter, die an ihrer Variante festhielt. Erst Anfang der 50er-Jahre, Karl-Wilhelm war etwa 13 Jahre alt, erzählte seine Mutter ihm die Wahrheit. Vielleicht dachte sie, jetzt würde er das verstehen, glaubt der Sohn.“ 1)

Quellen:



Axel Freiherr von dem Bussche-Streithorst: Zur Erinnerung an Kurt Plettenberg, MS, 1985;
Irmgard von der Lühe: Lebenswege im Widerstand, Hamburg 1993.

1) Lars-Broder Keil: Er sprang aus dem Fenster, um der Folter zu entgehen, in: Die Welt vom 19.7.2012.

- **Plogstieg, Groß Borstel (1956): Wilhelm Plog (1884-1946), Gewerbelehrer niederdeutscher Dichter.**

- **Poeckstraße, Bergedorf/Lohbrügge (1949): Wilhelm Poeck (1866-1933), niederdeutscher Dichter.**

- **Poelchaukamp, Winterhude (1948): Dr. Hermann Johann Daniel Poelchau (1817-1912), Oberlandesgerichtsrat, Bürgerschaftsabgeordneter.**

- **Poelchaukampbrücke (1960), siehe: Poelchaukamp.**

- **Poelsweg, Hamm (1929): Piter Poel (1760-1837), Schriftsteller, Herausgeber des altonaischen Mercurius. Siehe auch: Reimarusstraße, in Bd. 2.**

Poel war mit Friederike Elisabeth (1768-1821), verheiratet, der Tochter von Johann Georg Büsch, dem Leiter und Gründer der Handelsakademie. Er bewohnte und besaß mit seiner Frau den Neumühlener Landsitz der Familie Sieveking (Georg Heinrich Sieveking und Johanna Margaretha Sieveking (genannt Hannchen), geb. Reimarus (1760-1832). Friederike Elisabeth Poel und Hannchen Sieveking führten im wöchentlichen Wechsel den Haushalt und „in der Ausrichtung der Neumühlener Gastlichkeit ab. ‚Friederike und ich leben sehr innig zusammen; wir haben herausgefunden, daß wir in dieser kleinen Republik die Gewalt haben, und da wir nur das Gute wollen, behält das Gute die Oberhand‘,



schrieb Hannchen 1794 an Caspar Voght [siehe: Caspar-Voght-Straße und Baron-Voght-Straße]. Piter Poel, Mitbesitzer des Neumühlener Landsitzes, stilisierte Hannchen Sieveking zur „personifizierten Charitas mit aller Grazie und Lebendigkeit des jugendlichen Alters. Hat je die Natur das Wort ‚Hilfreich‘ in leserlichen Zügen einem Wesen aufgeprägt, so ist es dieses gewesen. Mitten unter den Sorgen eines Hausstandes, der sich bald durch den Zufluß von Fremden während der Revolution [Französische Revolution] in einem Umfange erweiterte, wie man ihn nicht leicht bei Privatpersonen findet, und doch mit verhältnismäßig geringer Dienerschaft bestritten werden mußte, sah man sie doch stets mit dem Wohl und Weh anderer beschäftigt.“ 1) Der Landsitz in Neumühlen entwickelte sich zu einem geselligen Mittelpunkt der Stadt, und das war in erster Linie Hannchen Sieveking zu verdanken.

- **Poggendorffstraße**, *Billbrook (1930): Johann Christian Poggendorff (1796-1877), Physiker.*
- **Pogwischrund**, *Rahlstedt (1955): Figur Henning Pogwisch aus dem Werk Pider Lüng von Detlev von Liliencron.*
- **Poppenhusenstraße**, *Barmbek-Nord (1910): Conrad Poppenhusen (1818 – ca. 1884), Gründer der New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie. Luxuriöse Villa an der Klopstockstraße 32 (nicht mehr vorhanden).*
- **Poppenspählerweg**, *Rahlstedt (1964): nach einer Novelle von Theodor Storm. Siehe auch: Liseistieg, in Bd. 2.*
- **Poppes Weg**, *Othmarschen (1961): Cornelius Wilhelm Poppe (1775-1838), Vorbesitzer des Geländes.*



- **Porgesring, Billbrook (1975):** *Georg Porges (1860-1942), Gründer der größten Fabrik ihrer Art, wegen seiner jüdischen Herkunft Opfer des Nationalsozialismus.* Georg Porges wurde am 28.5.1850 in Galesburg/Illinois geboren. Sein Vater stammte aus Hamburg. Die Familie kehrte bereits in Georg Porges Jugend wieder hierher zurück. Georg Porges erlernte den Beruf des Speditionskaufmanns, u. a. bei Singer & Co. Um 1885 begann er, ein noch unbebautes Gelände in Billbrook aufzukaufen und trat 1887 als Teilhaber in die Firma J. H. C. Karstadt ein. Nur zwei Jahre später wurde er Alleininhaber und baute das Unternehmen vom Dienstleister (Lappenfärber) zum Industriebetrieb (chemische Reinigung und Färberei) mit zeitweise über 300 Angestellten aus. Er errichtete damit als erster ein größeres Fabrikgebäude auf dem heutigen Industriegelände Billbrook an der Bille. Georg Porges gründet den „Verband deutscher Färbereien und chemischer Waschanstalten“ und trat der Gewerbekammer bei. 1887 begründete er mit einigen anderen Hamburger Kaufleuten die „Henry Jones Loge zum Gruße“. Diese hatte zum Hauptziel die Schaffung einer deutsch-jüdischen Identität und agierte vornehmlich karitativ. 1888 heiratete Georg Porges Helene, geb. Tuch. Mit ihr bekam er zwischen 1888 und 1902 sechs Töchter. Seinen Schwager Theodor machte Georg Porges 1892 zum Prokuristen der Firma, beide Geschwister investieren einen hohen Betrag in den Ausbau der Firma. 1918 wurde die Firma J. H. C. Karstadt in eine GmbH umgewandelt. Porges wandte sich dem Aufbau eines eigenen Unternehmens (Kommanditgesellschaft Porges) zu. 1932 starb seine Frau, und Georg Porges heiratete Recha, geb. Heymannson, verw. Würzburg. Wegen Porges' jüdischer Herkunft kamen seine Firmen zunehmend in finanzielle Schwierigkeiten, die Familie zog auf das Firmengelände. 1933 übernimmt der „Mischling 1. Grades“ Otto-Erich-Blumenfeld, der vormalige Prokurist und Schwager Porges', den Besitz an der J. H. C. Karstadt. Porges war nun auch nicht mehr Geschäftsführer. 1939 wurde das Unternehmen „arisiert“. 1942 wurde Recha deportiert. Georg Porges starb im selben Jahr in Hamburg, vermutlich beging er Suizid.

Text: Nina Krienke

- **Posteltsweg, Horn (1929 und 1945):** *Friedrich Reinhold Postelt (1853-1917), Geschäftsführer der „Produktion“.*



- **Präsident-Krahn-Straße**, Altona-Nord (1894): *Karl Eduard Albert Rudolph Krahn (1839-1894), erster Eisenbahn-Direktionspräsident in Altona.*
- **Prätoriusweg**, Eimsbüttel (1906): *Hieronimus Prätorius (gest. 1629), und sein Sohn Jakob Prätorius (1586-1651), Komponist. Beide waren Organisten.*
- **Pralleweg**, Volksdorf (1960): *Heinrich Pralle (1860-1951), Begründer des Werkunterrichts an Hamburger Schulen.*
- **Prassekstraße**, Wilhelmsburg (1964): *Johann Heinrich Wilhelm Prassek (1911-1943), Kaplan an der Herz-Jesu-Kirche in Lübeck, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Johannes Prassek wuchs in einem Hamburger Arbeiterviertel auf. Unter großen persönlichen Opfern gelang es ihm, sein Theologiestudium abzuschließen. 1937 erfolgte seine Priesterweihe in Osnabrück, 1939 ging er als Kaplan nach Lübeck. Prassek war ein außergewöhnlich beliebter Mann und begnadeter Prediger. Besonders erfolgreich war er im Bereich der Jugendarbeit. Er leitete auch theologische Gesprächskreise und betonte dort offen die unüberbrückbaren Gegensätze zwischen der Lehre Christi und der Ideologie der Nazis. Um als Seelsorger Zwangsarbeiter betreuen zu können, lernte er die polnische Sprache. Gemeinsam mit dem evangelischen Pfarrer Karl Friedrich Stellbrink [siehe: Stellbrinkweg] tauschte Prassek auch Informationen ausländischer Rundfunksender und Flugblätter aus, die er vervielfältigte und verteilte. Ein Spitzel denunzierte Prassek bei der Gestapo, die ihn Ende Mai 1942 festnahm. Am 22. Juni 1943 wurde er im ‚Lübecker Christenprozess‘ angeklagt und einen Tag darauf vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Am 10. November 1943 wurde er in Hamburg hingerichtet. Am 25. Juni 2011 sprach die Kirche den katholischen Märtyrer selig.*

Quellen:

Benedicta Maria Kempner: *Benedicta Maria Kempner: Priester vor Hitlers Tribunalen*. Nachdr. der 2., unveränd. Aufl. von 1967, München 1996, S. 248-260; Else Pelke: *Der Lübecker Christenprozeß*. Mainz 1974; *Ökumene im Widerstand: Der Lübecker Christenprozess 1943*. Hrsg. für die Luthergemeinde, Lübeck und für die Katholische Propstei-Gemeinde Herz-Jesu, Lübeck von Isabella Spolovnjak-Pridat und Helmut Siepenkort. Lübeck 2001.



- **Prechtsweg, Barmbek-Nord (1922):** *Christian Precht (17. Jhd.), Bildschnitzer.*

- **Predöhlkai, Waltershof (1914):** *Dr. Max Predöhl (1854-1923), Bürgermeister von Hamburg.* Wohnte mit seiner Frau Clara, geb. Amsinck, und den gemeinsamen neun Kindern in der von Martin Haller nach 1883 für Martin Garlieb Amsinck (siehe: Amsinckufer) am Harvestehuder Weg erbauten Villa auf einem 5.000 qm großem Grundstück. Nachdem Predöhl 1910 Bürgermeister geworden war, gab es hier zu Silvester vor dem Haus den Großen Zapfenstreich und am Neujahrmorgen brachte ihm ein Musikzug ein Ständchen. Das Volk zog in Scharen herbei, um der Darbietung beizuwohnen.

Seine Schwestern **Anna (1855-1929) und Lizzy (geb. 1860) Predöhl** blieben unverheiratet und wurden Lehrerinnen.

Nachdem mehrere Familien, die in den Villen auf der Uhlenhorst wohnten, für ihre Töchter eine Privatschule am Hofweg 88 gegründet hatten, setzten sie 1874 Anna Predöhl als Schulleiterin ein. 1876 begann auch die damals 16-jährige Lizzy Predöhl, in der Predöhlschen Privaten Töchterschule als Lehrerin zu arbeiten. Lange Jahre oblag den Schwestern auch die gemeinsame Leitung der Schule. Nach dem Tod von Anna Predöhl wurde Lizzy alleinige Vorsteherin der Schule. 1910 wurde die Schule staatlich anerkanntes Lyceum und später Mädchenrealschule.

- **Prehnsweg, Rahlstedt (vor 1940):** *Grundeigentümer Prehn.*

- **Preußerstraße, Othmarschen (1897):** *Theodor Preußer (gest. 1849), Unteroffizier.*

- **Preystraße, Winterhude (1907):** *Johann Prey (gest. 1757), Baumeister.*



- **Prinzenweg**, *Billstedt (1952), Märchenmotiv.*
- **Professor-Brix-Weg**, *Altona-Altstadt (1965): Prof. Dr. Ing. Joseph Brix (1859-1943), Stadtbaurat in Altona.*
- **Propst-Paulsen-Straße**, *Blankenese (1928): Theodor Paulsen (1839-1921), Pastor in Blankenese, Propst.*
- **Puritzweg**, *Bergedorf/Allermöhe (1979): Walther Puritz (1882-1957), Architekt.*
Siehe unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/
- **Pusbackstraße**, *Rahlstedt (vor 1940): Christian Pusback (1854-1936), Schuhmacher, Gemeindevorsteher in Meiendorf.*
- **Pusbackweg**, *(1942), Rahlstedt, siehe: Pusbackstraße.*
- **Puvogel-Garten**, *Wandsbek (2006): Friedrich Puvogel (1836-1907), Zweiter Bürgermeister in Wandsbek, Verleger des „Wandsbecker Boten“.*
- **Puvogelstraße**, *Wandsbek (1950), siehe: Puvogel-Garten.*



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Querfurtstieg, Steilshoop (1956):** Gabriel Querfurt (gest. 1765), Stillleben- und Landschaftsmaler.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Raapeweg, Hummelsbüttel (1975):** Prof. Dr. Leo Raape (1878-1964), Rechtsgelehrter an der Universität Hamburg.
- **Rackertwiete, Rissen (1928):** nach dem Beruf der Schinder, Henker = Racker.
- **Rademachergang, Neustadt (18. Jhd.):** nach den Rademachern, Handwerkern, die hier wohnten.
- **Radolfstieg, Rahlstedt (1952):** Radolfus de Radolvestede (1248), erster Pfarrer und Gründer von Rahlstedt.
- **Raimundstraße, Rahlstedt (1957):** Ferdinand Raimund (1790-1836): Operettenkomponist.



- **Rainvilleterrasse**, *Ottensen (1884)*: *Cesar Claude Rainville (1767-1845), französischer Emigrant, besaß ein bedeutendes Restaurant und Gesellschaftshaus.*

- **Ramazan-Avci-Platz**, *Hohenfelde (2012)*; *vorher Bahnhofsvorplatz ohne Namen. Ramazan Avci (1959 Isparta – 1985 Hamburg), Opfer neonazistischer Gewalt, türkischstämmiger Kfz-Mechaniker.* Ramazan Avci kam am 20. Dezember 1959 in dem Dorf Gönen, das zur südanatolischen Stadt Isparta gehört, auf die Welt. Seine Eltern sind Hediye und Halil Avci. Er war das vierte Kind der Familie. Nachdem er die Grundschule und Mittelschule absolviert hatte, besuchte er das Gymnasium in Isparta. Nach dem Gymnasium ging er auf die Berufsfachschule für Automechanik. Mit 22 Jahren kam er nach Deutschland. Auch sein jüngerer Bruder Veli und sein älterer Bruder Hüseyin lebten in Hamburg. Da Ramazan Avci ein gut ausgebildeter Automechaniker war, fand er sofort Arbeit. Er arbeitete in einer Autowerkstatt in der Glückstraße. Nach Feierabend ging er einem Zweitjob bei einer Büroreinigungsfirma nach. Dort lernte er Gülistan Ayaz kennen. Sie stammte aus Eskişehir und war bereits 1971 nach Deutschland gekommen. Nachdem sie etwa zehn Jahre bei ihrem Vater in der Nähe von Bonn gelebt hatte, zog sie 1981 zu ihren Angehörigen nach Stuttgart und Ende 1984 zu ihrem Bruder nach Hamburg-Billstedt. In Hamburg begann sie bei der Reinigungsfirma zu arbeiten, bei der auch Ramazan Avci im Zweitjob tätig war. Ramazan Avci verliebte sich in Gülistan. Um ihr seine Liebe zu gestehen, lud er sie zum Kaffeetrinken in das nah gelegene Einkaufszentrum Hamburger Straße ein. Nachdem sich das Paar gegenseitig ihren Familien vorgestellt hatte, beschloss es zu heiraten. Da Ramazan Avci zwar von seiner ersten Frau getrennt lebte, aber die offiziellen Scheidungsformalitäten nicht vollzogen waren, entschied man sich Ende 1985, in die Türkei zu reisen und dort zu heiraten. Das Paar bezog eine Wohnung im Mühlenkamp und erwartete bereits für das Ende desselben Jahres Nachwuchs. Ramazan Avci hatte schon eine Wohnung in der Türkei gekauft, und das junge Paar beschloss, nach der Geburt ihres Kindes Deutschland zu verlassen und sich für immer in der Türkei niederzulassen. Am Tag, Sonnabend den 21. Dezember 1985, um etwa 21.45 Uhr verließ Ramazan Avci die Wohnung, um zusammen mit seinem jüngeren Bruder Veli und dem gemeinsamen Freund Halis sein Auto in der Nähe der S-Bahnstation Landwehr zu parken, denn am Sonntag wollte Ramazan Avci das Auto auf dem privaten Automarkt, der dort in der Nähe stattfinden sollte, verkaufen. Von dem Geld wollte er ein günstigeres Auto und ein Kinderbett erwerben. Beim Verlassen



seiner Wohnung soll er zu seiner Frau gesagt haben: „Spätestens in einer halben Stunde bin ich zurück.“ Da Gülistan Ayaz hochschwanger war, blieb die Freundin von Halis bei ihr in der Wohnung. Nachdem die drei Männer das Auto abgestellt hatten, begaben sie sich zur Bushaltestelle am S-Bahnhof Landwehr, um mit dem Bus zurück nach Hause zu fahren. Vor der als Skinheadtreff bekannten Bahnhofskneipe „Landwehr“ standen Neonazis und Skinheads und beschimpften und schlugen die drei Türken. Avcı versuchte sich mit Pfefferspray, das er in der Tasche hatte, zu wehren. Veli und Halis konnten sich im letzten Moment in den Bus, der an der Haltestelle stand, retten. Der Busfahrer fuhr sofort los. Inzwischen kamen immer mehr Neonazis aus der Kneipe raus. Sie hatten Axtstiele, Schlagringe und Baseballschläger in der Hand. Einige fuhren mit dem Auto sogar dem Bus hinterher. Etwa 25 bis 30 Neonazis jagten Ramazan Avcı, der in Panik versuchte, auf die andere Seite der stark befahrenen Straße zu gelangen. Dabei wurde er von einem Auto (das vermutlich einer der Skinheads fuhr) angefahren und fiel auf den Asphalt. Die Skinheads und Neonazis stürzten sich auf Avcı und prügeln auf das Brutalste auf ihn ein. Ramazan Avcıs Schädeldecke wurde regelrecht zertrümmert. Er wurde in das Krankenhaus St. Georg gebracht, wo er trotz mehrerer Notoperationen am Heiligabend verstarb. Zehn Tage nach seinem Tod kam sein Sohn auf die Welt. Er bekam den Namen des Vaters. Fünf aus der Skinhead- und Neonaziszene bekannte und zum Teil vorbestrafte Täter im Alter zwischen 18 und 24 Jahren wurden wegen „Körperverletzung mit Todesfolge“ zu Freiheitsstrafen zwischen sechs und zehn Jahren verurteilt. Das Gericht sah ein rassistisches Motiv und Mordabsicht als nicht gegeben an. Ramazan Avcı wurde in seinem Geburtsort Gönen begraben. Die Witwe Gülistan ließ auf den Grabstein den Spruch: „Ich wurde in Deutschland von Ausländerfeinden ermordet. Nicht einmal meinen Sohn habe ich sehen können. Ramazan Avcı“ einmeißeln. Lange Zeit wurde Ramazan Avcı vergessen. Zum 25. Jahrestag des Mordes im Jahre 2010 wurde im November 2010 auf Initiative des Rechtsanwalts Ünal Zeran, der als Jurastudent und aktives Mitglied des Volkshauses der Türkei e.V. nach dem Mord an Avcı viele antirassistische Protestmärsche und Kundgebungen mitorganisiert hatte, die Ramazan Avcı Initiative gegründet – zu einer Zeit, als die NSU-Morde noch unter „Döner Morde“ liefen und die Polizei die Täter unter den Verwandten der Opfer, der ausländischen Mafia, suchte. Am 21.12.2010 organisierte die Ramazan-Avcı-Initiative zusammen mit der Witwe Gülistan und dem Sohn Ramazan Avcı zum 25. Jahrestag der Mordtat eine Gedenk- und Trauerkundgebung am S-Bahnhof Landwehr. Die Initiative setzte sich in den folgenden Monaten intensiv für die Umbenennung der Straße „Landwehr“ in „Ramazan-Avcı-Straße“ ein. Mit Bezirks- und Senatsstellen wurden Gespräche geführt. Wegen der langwierigen und großen bürokratischen Hürden bei einer Straßenumbenennung forderte die Initiative nach Rücksprache mit Gülistan Ayaz, die mit ihrem Sohn Ramazan in Hamburg leben, als ersten Schritt, die



Benennung des Vorplatzes des S-Bahnhofs Landwehr, der Bushaltestelle sowie der Fahrradstation nach Ramazan Avci. Zur Umsetzung dieser Minimalforderung war Gülistans Wunsch, „nach einem Vierteljahrhundert endlich einen Platz der Trauer haben zu wollen“, maßgeblich, und die Behörden gaben ihr Einverständnis. Mit dem zufälligen Auffliegen der NSU-Terrorzelle im November 2011 vollzog sich nun auch die Benennung des Ramazan-Avci-Platzes sehr schnell, so dass am 19. Dezember 2012 mit einer offiziellen Zeremonie, an der Familienmitglieder, Bezirks- und Senatsvertreter und Vertreter der türkischen Gemeinde teilnahmen, die Namensgebung vollzogen wurde.

Text: Kemal Dogan

- **Rambachstraße**, Neustadt (1902): *Johann Jakob Rambach (1737-1818), und August Jakob Rambach (1777-1851), Hauptpastoren an der St. Michaeliskirche.*
- **Rambatzweg**, Winterhude (1929): *J. G. Rambatz (1859-1920), Architekt.*
- **Ramckeweg**, Sülldorf (1952): *Johannes Hinrich Ramcke (1838-1932), Sülldorfer Bauer.*
- **Rantzaustraße**, Marienthal (1950): *Graf Heinrich Rantzau (1526-1598), und Sohn, Besitzer des Gutes Wandsbek, Statthalter des dänischen Königs für die königlichen Anteile an den Herzogtümern Schleswig und Holstein. Heirat 1554 mit Christine von Halle. Sie brachte eine große Mitgift (4 Tonnen Schmuck und 400.000 Taler) in die Ehe ein. **Christine von Halle (1533-1603)** entstammte einem reichen Rittergeschlecht, dem Hause Drakenburg zu Raden bei Hildesheim. Durch diese große Mitgift konnte Heinrich Rantzau Geldgeschäfte in ganz Europa tätigen. Deshalb erhielt er auch den Beinamen „Fugger des Nordens“. Auch wenn sie als Ehefrau unter der Vormundschaft ihres Mannes stand, betätigte auch Christine von Halle sich als Geschäftsfrau, verkaufte und kaufte Grundbesitz und machte Geldgeschäfte. „Christine von Halle wurde von Heinrich Rantzau in viele seiner Geldgeschäfte persönlich mit einbezogen und betätigte sich auch selbst als Geschäftsfrau. Damit wirkte sie in einem sehr viel*



weiteren wirtschaftlichen Rahmen, als er den Frauen ihrer Zeit insbesondere auch durch das Luthertum gesteckt war. Hierbei dürften ihr eigenes wirtschaftliches Gewicht und ihre Geschäftstüchtigkeit eine große Rolle gespielt haben, aber auch die Prägung ihres mit seinen ‚Embtern‘, seinen Bauvorhaben und Buchproduktionen ohnehin mehr als ausgelasteten Ehemanns durch den Humanismus, welcher sich z. B. in Juan Luis Vives' überaus verbreitetem und erfolgreichem Werk *De institutione feminae christianae* für die geistige Bildung und damit Gleichachtung auch der Frau ausgesprochen hatte. Auch die bedeutenden Bauvorhaben des Ehepaars Rantzau weisen die Namen oder Initialen beider Eheleute auf. Christine von Halle hatte mit ihrem Mann zwölf Kinder, von denen freilich nur sieben die Eltern überlebten.“ 1)

Quellen:

1) wikipedia: Christine von Halle, Stand: 20.5.2015.

- **Rappoltweg, Bergedorf/Lohbrügge (1965):** *Franz Rappolt (1870-1943), Kaufmann, Opfer des Nationalsozialismus.* Stolperstein: Leinpfad 58 für das Ehepaar Rappolt und ihren Sohn Fritz. Zusätzlich erinnert vor dem ehemaligen Firmensitz in der Mönckebergstraße 11 ein Stolperstein an Franz Rappolt. An Dr. Ernst M. Rappolt (Rissener Landstraße 24) und Otto Rappolt (Grottenstraße 25) erinnern Stolpersteine in Hamburg-Altona.

Der jüdische Kaufmann Isaac Rappolt (1807-1873) wohnte zeitlebens in einem kleinen Ort in der Nähe des hessischen Friedberg. Hier wurden auch seine Söhne Jofey (Joseph) und Luj (Louis) geboren. Ende 1861 verließ sein nunmehr 26-jähriger Sohn, der Kaufmann Joseph Rappolt, mit einem Kapital von 5.000 Gulden Friedberg und zog nach Hamburg.

Im Jahr darauf erwarb er das Hamburger Bürgerrecht und gründete zusammen mit Julius Oppenheim die Firma Oppenheim & Rappolt. Das Unternehmen produzierte gummierte Mäntel und Herrenbekleidung in der Hansestadt. Wiederum ein Jahr später heiratete er die gebürtige Breslauerin Louise Hertz (1839-1911). Aus dieser Ehe stammte als vierter von fünf Söhnen der 1870 geborene Franz Rappolt. Wie sein sechs Jahre älterer Bruder Arthur Rappolt (1864-1918) dürfte auch Franz Rappolt von einem Privatlehrer unterrichtet worden sein, ehe er das Gymnasium besuchte und später seinen Einjährig-Freiwilligen Militärdienst ableistete. Ein mehrmonatiger Auslandsaufenthalt ist wahrscheinlich. Nach einer kaufmännischen Lehre trat er in die Firma Oppenheim & Rappolt ein, in der sein Bruder Arthur Rappolt bereits seit 1885 (u.



a. 1890 als Prokurist) tätig war. Eine Atelieraufnahme aus der Zeit um 1877 zeigt Joseph Rappolt mit Kaiser-Wilhelm-Backenbart, umringt von seinen fünf Söhnen. Mit Bürger- und Kaufmannsstolz scheint er den Beginn eines erfolgreichen Familienunternehmens ins Bild setzen zu wollen – Ehefrau und Tochter tauchen in dieser Inszenierung nicht auf. Später wurde auch eine Büste von ihm im 3. Stock des Firmensitzes aufgestellt.

Als der Mitinhaber Julius Oppenheim Ende 1896 aus dem Unternehmen ausschied, rückten die älteren Söhne Paul und Arthur Rappolt in die Geschäftsleitung der Firma auf, die ab Januar 1897 den Namen Rappolt & Söhne führte. In dieser Zeit leitete Franz Rappolt (noch bis 1903) die Berliner Filiale von Rappolt & Söhne in der dortigen Kurstraße 38. Er lebte in der Charlottenstraße 22 in Berlin-Mitte und anschließend in der Keithstraße 3, Berlin-Tiergarten. 1899 heiratete er Charlotte Ehrlich (14.1.1878, gest. am 6.3.1941 durch Suizid in ihrem Geburtsort Breslau). Aus Breslau kam auch Franz Rappolts Mutter.

Charlotte Ehrlich stammte aus einer Kaufmannsfamilie (Eltern: Eugen Ehrlich und Wanda, geb. Cohn). Der Vater war Mitinhaber der 1846 gegründeten Fabrik und Exportfirma für Metall-, Eisen- und Stahlwaren Herz & Ehrlich (Breslau). Das erste Kind von Franz und Charlotte Rappolt, der Sohn Fritz (geb. 22.8.1900), wurde noch in Berlin geboren. Im Herbst 1903 wechselte Franz Rappolt an den Hamburger Hauptsitz der Firma, während sein jüngerer Bruder Otto nun die Leitung der Berliner Filiale von Rappolt & Söhne übernahm.

In Hamburg bezogen Franz und Charlotte Rappolt für vier Jahre eine Wohnung in der Johnsallee 69 (Rotherbaum). Hier wurden die Söhne Heinz (geb. 1.11.1903) und Ernst (geb. 25.10.1905) geboren. Die drei Söhne wurden gemeinsam am 12. Juli 1906 in der Hauptkirche St. Katharinen getauft. Die Familie Rappolt gehörte nun der evangelisch-lutherischen Kirche an. Nur zwei Tage vor der Taufe hatte der Vater von Franz Rappolt, Joseph Rappolt, eine große Grabstelle auf dem evangelischen Ohlsdorfer Friedhof erworben, auf der 1907 ein repräsentatives Grabmal für ihn und weitere dreizehn Familienmitglieder errichtet wurde.

1908 zog die nunmehr fünfköpfige Familie von Franz Rappolt in eine Parterrewohnung in der nahe gelegenen Rothenbaumchaussee 34, wo sie bis 1915 lebte. Waren dies schon „gute“ Hamburger Adressen, so konnte die Familie sich noch verbessern: 1914 hatte Franz Rappolt das Grundstück am Leinpfad 58 von Th. Ritter, Mitinhaber der Woermann-Linie [siehe: Woermannstieg und Woermannsweg], erworben, der es erst im März 1913 von der „Alster Dampfschiffahrt-Gesellschaft m.b.H.“ gekauft hatte, um dort einen Bootshafen zu errichten.



Franz Rappolt beauftragte nun den Hamburger Architekten Carl Gustav Bensel [siehe: Benselweg] mit dem Bau einer repräsentativen Stadtvilla, die 1914/15 entstand. Die Hamburger Feuerkasse schätzte den Wert des Gebäudes im September 1915 auf 137.000 Mark. Das 14-Zimmer-Haus hatte fünf Schlafzimmer und war mit Kunstgegenständen geschmackvoll eingerichtet (u. a. Teppiche, Ölgemälde, Barockschrank, samtenes Ecksofa, Biedermeier-Schreibtisch). Im Esszimmer stand ein großer ausziehbarer Tisch mit zwölf lederbezogenen Stühlen. Für Hausmusik gab es einen Steinway-Flügel, und Charlotte Rappolt besaß eine historisch wertvolle Geige. Auch die Söhne verstanden es, mit Geige, Cello oder Klavier zu musizieren. Für Kammermusik wurden Freunde wie Carl Rocamora eingeladen, der mit Charlotte Rappolt vierhändig Klavier spielte. Im Arbeitszimmer des Hausherrn hing ein Bild von Goethe an der Wand. Von seinen Reisen (u. a. 1929 für drei Monate in den USA) brachte der Hausherr häufig Andenken mit, die nicht immer dem Kunstgeschmack seiner Ehefrau entsprachen – in solchen Fällen wurden sie in einem separaten Schrank verwahrt. Zwei Hausmädchen und eine Köchin besorgten den Haushalt, ein Fahrer, der schon Kutscher beim Vater Joseph Rappolt gewesen war, chauffierte Franz Rappolt im Mercedes zum Firmensitz in die Mönckebergstraße. Der jüngste Sohn Ernst besuchte von 1914 bis 1923 die nahegelegene „Gelehrtenschule des Johanneums“ in Winterhude, wo er im September 1923 das Abitur ablegte.

Die älteren Rappolts kehrten in den 1920er-Jahren zur Jüdischen Gemeinde zurück: Franz Rappolt wurde ab 1925 als Mitglied der Deutsch Israelitischen Gemeinde Hamburgs geführt, sein Bruder Otto trat zwei Jahre später in die Gemeinde ein, 1929 folgte auch der Bruder Paul.

Die Firma Oppenheim & Rappolt hatte 1891 Kontor- und Fabrikationsräume im neu erbauten Geschäftshaus in der Admiralitätstraße 71/72 („Admiralitätshof“) bezogen. Doch für das expandierende Unternehmen wurden diese bald zu eng. 1911 schrieb die Firma Rappolt & Söhne den Bau eines repräsentativen Firmensitzes in der neu gestalteten Hamburger Innenstadt aus, und im Juli 1912 konnte sie in das nach Plänen des Architekten Fritz Höger [siehe: Högerdamm] erbaute Backstein-Kontorhaus Mönckebergstraße 11 („Rappolt-Haus“) umziehen. Dort nahmen die Firmenräume noch 1939 den 4. bis 6. Stock ein (rund 3.500 qm). Die Firma stellte hochwertige Herrenmäntel im englischen Stil und Gummimäntel her und betrieb einen Großhandel mit Herren-Modeartikeln. Stoffe wurden u. a. in England bei Hirschland & Co. (London) eingekauft. Franz Rappolt rückte bald zum Mitinhaber der Firma auf und übernahm den Bereich Finanzen. Enge Finanzkontakte bestanden zum Bankhaus M. M. Warburg & Co. (Hamburg) [siehe: Warburgstraße] sowie zur Privatbank Simon Hirschland (Essen und Hamburg).



Das hanseatisch-gediegen gestaltete Büro von Franz Rappolt befand sich in einer der oberen Etagen des neuen Firmensitzes, darüber lagen nur noch die Fabrikationsräume mit den Zuschneidetischen. Die Angestellten der Firma sprachen ihn mit „Herr Franz“ an. Zeitgenossen beschrieben ihn als große und stattliche Unternehmerpersönlichkeit. Einer politischen Organisation gehörte er nie an. Sein wirtschaftlicher Erfolg und sein Auftreten fanden Anerkennung in der Stadt, was nicht zuletzt darin zum Ausdruck kam, dass er ab Ende 1926 dem Plenum der Handelskammer Hamburg angehörte und hier in die „Zulassungsstelle für Wertpapiere zum Börsenhandel“ berufen wurde. Am Vorabend der nationalsozialistischen Machtübernahme konnte der über 60-jährige Franz Rappolt stolz auf eine große Familie, eine florierende Firma, auf persönlichen Wohlstand und Ansehen blicken.

Mit dem nationalsozialistischen Machtantritt 1933 zerbrach sein Lebenswerk Stück für Stück: Im Juni 1933 schloss die Handelskammer Hamburg ihr Plenumsmitglied Franz Rappolt aus. Nicht von ungefähr war es der nun auf den Posten eines Stellvertretenden Vorsitzenden abgeschobene Präses Carl Ludwig Nottebohm, der Franz Rappolt schriftlich sein Bedauern über dessen Ausscheiden aussprach. Das Schreiben dürfte in dieser oder ähnlicher Form auch den übrigen 16 „nicht arischen“ Plenumsmitgliedern zugegangen sein, die zwangsweise aus diesem Gremium ausscheiden mussten. Die Firma selbst geriet von verschiedenen Seiten her unter Druck. Die antisemitische Propaganda in Deutschland und Boykottaufrufe des Auslands gegen deutsche Firmen führten auch bei der Firma Rappolt & Söhne zu Umsatzrückgängen.

Franz Rappolts Neffen Hans (geb. 1899) und Walter Rappolt (geb. 1898), beides Söhne von Arthur Rappolt und Mitinhaber der Firma, emigrierten 1935 und 1936 nach Großbritannien. Rappolt & Söhne besaßen dort eine Beteiligung an der Firma Rasco Ltd. (Nottingham), die auf die Gummierung von Mänteln spezialisiert war. Auch die beiden jüngsten Söhne von Franz Rappolt verließen Deutschland: Dr. jur. Ernst Rappolt, Jurist und Syndikus bei Rappolt & Söhne, dem am 26. April 1933 die Zulassung als Rechtsanwalt entzogen worden war, reiste im Mai 1938 in die USA aus. Der zweite Sohn, der Kaufmann Heinz Rappolt, der sich bis 1930 im Auftrag von Rappolt & Söhne für längere Zeit in Südamerika aufgehalten hatte, emigrierte im Oktober 1938 nach England. Ermöglicht wurde die Einreiselerlaubnis nach Großbritannien (Permit) durch das schriftliche Engagement eines englischen Firmenbesitzers, bei dem er als Reisevertreter für Hüte arbeiten sollte.

Im Rahmen einer angeordneten Buchprüfung durch die Devisenstelle äußerte sich Franz Rappolt im Mai 1938 gegenüber dem Prüfer Behrens zu seiner Zukunft in NS-Deutschland, was der Prüfer beflissen in der Akte vermerkte: „Er selber – Franz Rappolt – sei 68 Jahre alt und wolle seinen Lebensabend in Deutschland beschließen. Wenn auch im Moment keine bestimmten



Auswanderungsabsichten beständen, so seien jedoch die jüngeren Mitglieder der Familie Rappolt alle gewillt, Deutschland über kurz oder lang zu verlassen, sobald sich eben im Auslande Existenzmöglichkeiten für sie böten."

Der älteste Sohn Fritz Rappolt war aufgrund seiner psychischen Verfassung nicht in der Lage, Deutschland zu verlassen. Im Januar 1939 emigrierte ein weiterer Gesellschafter der Firma nach Großbritannien, Erich Rappolt (geb. 1902), der Sohn von Paul Rappolt.

Der Seniorchef Franz Rappolt (geb. 1870) und der am 31. Dezember 1936 aus der Firma ausgeschiedene Paul Rappolt (geb. 1863) blieben – wie viele Juden der älteren Generation – in Hamburg. 1938 zwang der NS-Staat sie zum Verkauf ihrer Firma (zu Details des Verkaufs siehe Aufsatz „Franz Rappolt – vom vermögenden Juden zum Bettler“).

Auch von den anderen Maßnahmen gegen Juden blieben sie nicht verschont: Ab 1. Januar 1939 musste Franz Rappolt den Zwangsvornamen „Israel" tragen und bei jeder Unterschrift verwenden. Ab 19. Juli 1940 durfte Franz Rappolt – ebenso wie andere Juden – keinen Telefonanschluss mehr besitzen. Die Kontakte zu Freunden, die ihn zum Skat, Bridge, Schach oder „Kaffeersatzklatsch" besuchten, wurden dadurch schwieriger. Bereits seit September 1939 existierte ein Ausgehverbot ab 20 Uhr für Juden. Nachdem ihm auch der Besuch von Konzerten und Opernaufführungen untersagt war, spielte das Grammophon im Hause Rappolt eine immer größere Rolle, wie er in einem Brief bemerkte. Der Freundeskreis blieb größtenteils intakt, allerdings waren nur noch Treffen in den Privatwohnungen möglich. Ab September 1941 war auch Franz Rappolt verpflichtet, deutlich sichtbar einen „Judenstern" zu tragen. Eine Freundin der Familie berichtete fünf Jahre später in einem Brief davon: „Ich erinnere mich noch des Tages, als er zuerst den gelben Judenstern tragen musste, (ich) zitterte innerlich, wie er diese neue Herausforderung tragen würde. Während andere sich tage- oder wochenlang nicht auf der Straße sehen lassen mochten, fuhr er gleich am ersten Morgen mit der Elektrischen in die Stadt, machte hochoberhöhen Hauptes seine Besorgungen und lachte nur über meine Ängste. ‚Ich brauche mich doch nicht zu schämen, die Anderen müssen sich schämen!'" Aber die Kontakte auf der Straße kamen durch den „Judenstern" fast ganz zum Erliegen. Wenn Franz Rappolt in der Stadt nun seinen ehemaligen Lehrling traf und ein paar Worte mit ihm wechselte, so klemmte er sich seine Aktentasche vor die Brust, damit der „Stern" nicht zu sehen war. Denn selbst das harmloseste Gespräch war für beide Seiten gefährlich: Juden durften den „Stern" nicht verbergen, „Arier" sich nicht als „Judenfreunde" zeigen. Eine langjährige Angestellte erinnert sich, dass sich Franz Rappolt auf dem Jungfernstieg für ihren Gruß mit den Worten bedankte: „Sie haben Mut, mein liebes Kind – Gott schütze Sie."



Franz Rappolt zögerte lange, einen Ausreiseantrag zu stellen, war er doch als optimistische und geduldige Persönlichkeit derjenige, der sich um die zurückgebliebenen Familienmitglieder kümmerte. Seine Ehefrau, sein Sohn Fritz sowie die Brüder Paul, Ernst und Otto waren psychisch oder körperlich auf Hilfe angewiesen. Nach einem gescheiterten Ausreiseantrag nach England bemühte sich der Sohn Ernst Rappolt 1940 von den USA aus, für seinen Vater die Ausreise nach Nordamerika zu erwirken. Aufgrund von Länderquoten für Einwanderer, umfangreichen bürokratischen und finanziellen Vorgaben sowie mehrfach verschobenen Schiffspassagen wurde eine Emigration in die USA immer unwahrscheinlicher.

Ab August 1941 tauchte im Briefwechsel von Vater und Sohn immer häufiger Kuba als alternatives Auswanderungsland auf. Über Kuba, wo nach seinen Informationen noch Visa innerhalb von vier bis sechs Wochen erhältlich sein sollten, wollte Franz Rappolt dann ein Jahr später zu seinem Sohn in die USA weiterreisen. Franz Rappolt erwähnte in einem Brief 2.800 Dollar als nachzuweisende Summe für ein Jahr Aufenthalt in Kuba, was dem eigentlich wohlhabenden Mann in seiner finanziellen Notsituation aber nicht möglich war. Ende August 1941 erhielt Franz Rappolt die Nachricht, dass das kubanische Konsulat zum 5. September 1941 schließen würde. Eine kubanische Visumserteilung war nunmehr frühestens für Januar 1942 zu erwarten.

Eine neue Hoffnung schien ab Ende August 1941 die Auswanderung nach Uruguay zu sein, wo geringere finanzielle Garantien verlangt wurden, die Antragsteller aber vier bis fünf Monate auf ein Visum warten mussten. Einstweilen versuchten Ernst Rappolt von den USA und Franz Rappolt von Hamburg aus, parallel sowohl für Kuba als auch für Uruguay Visa zu erlangen, da bei beiden Ländern eine Visa-Erteilung ungewiss blieb. Die Hausbank M. M. Warburg bestätigte am 26. August 1941, für Franz Rappolt rund 150.000 RM „zum Sperrmarkkurs über die Deutsche Golddiskontbank, Berlin, zu transferieren. Der Devisenerlös wird zur Erlangung des uruguayischen Einreisevisums und für Anwaltskosten im Zusammenhang mit der Beschaffung des Visums benötigt (...).“

Trotz der lähmenden Ungewissheit und der zermürbenden Warterei bemühte sich Franz Rappolt um Zuversicht. Über den nunmehr als „Konsulenten“ tätigen Rechtsanwalt Dr. jur. Morris Samson (1878-1959) regelte Franz Rappolt ab 10. September 1941 die umfangreichen Ausreiseformalitäten mit der Hamburger Devisenstelle. Fritz Scharlach von Firma Scharlach & Co. kümmerte sich um die „Hand-, Reisegepäck- und Frachtgutliste“ von Franz Rappolt und beantragte eine offizielle Packgenehmigung. Nach Prüfung durch den Gerichtsvollzieher Fuhrmann von der Hamburger Devisenstelle F 4 wurde die Genehmigung zum Packen und zur Ausfuhr nach Uruguay am 31. Oktober 1941 erteilt. Im November



1941 erwartete er täglich, dass die kubanische Gesandtschaft in Berlin ihm das beantragte Visum zustellen würde. In den USA bemühte sich der Sohn, in Deutschland telefonierte Franz Rappolt jeden Tag mit dem Vertreter von Fritz Scharlach in Berlin. Der letzte Brief von Ernst Rappolt aus den USA von Ende November 1941 macht einen Teil der mannigfaltigen Probleme deutlich, die mittlerweile einer Auswanderung von Franz Rappolt entgegenstanden: „Ich habe inzwischen alle Hebel in Bewegung gesetzt und nur soviel feststellen koennen, dass die telegrafische Ueberweisung von hier nach Cuba 10 Tage gedauert hat (warum, weiss kein Mensch) und dass die kubanischen Behoerden ueberlastet sind. Trotz verschiedener Telegramme und Telefongespraechen haben wir nichts zur Beschleunigung tun koennen. (...) Ich bin ganz verzweifelt ueber diese Verzoegerung, wo schon alles so weit zu sein schien. Um so mehr bewundere ich Deine Ruhe und Zuversicht (...).“ Kurz darauf erklärte NS-Deutschland den USA den Krieg (11.12.1941) und unterband in den darauffolgenden Wochen den Telegramm-, Fernsprech- und Postverkehr mit den USA, Kuba und anderen mittelamerikanischen Staaten. Auch die Versuche, über das Internationale Rote Kreuz den Kontakt aufzunehmen, blieben erfolglos. Die Möglichkeit zur Flucht aus Deutschland war endgültig versperrt. Am 8. November 1941 hatte Franz Rappolts ältester Sohn Fritz den Zug ins Getto Minsk besteigen müssen.

Franz Rappolt konnte den rasanten sozialen Abstieg, gekoppelt mit zunehmender Isolierung, nur schwer verkraften. Am 4. Dezember 1940 verstarb sein Bruder Paul. Nur wenige Monate später, am 6. März 1941, nahm sich seine Ehefrau Charlotte, die bereits seit einigen Jahren psychisch labil war und dem wachsenden antisemitischen Druck nicht standhalten konnte, das Leben. Sie wurde bewusstlos mit einer Veronal-Tablettenvergiftung aufgefunden und vom herbeigerufenen Arzt Dr. Berthold Hannes ins Israelitische Krankenhaus in der Johnsallee 68 eingeliefert, wo sie verstarb. Am 25. Oktober 1941 nahm sich der jüngere Bruder Otto Rappolt (Grottenstraße 25, Groß Flottbek) das Leben – an diesem Tag begann die Deportation der Hamburger Juden, und der erste große Transport mit 1.034 Personen verließ Hamburg. Franz' promovierter Bruder Ernst M. Rappolt, ein praktischer Arzt (geb. 12.5.1868) nahm sich am 9. April 1942 mit injizierten Schlafmitteln das Leben, als er in ein „Judenhaus“ umziehen sollte. Er wurde bewusstlos aufgefunden und mit einem Krankenwagen in das Israelitische Krankenhaus (Johnsallee 68) gebracht, wo er verstarb. Franz Rappolt wurde nach Gründen für den Suizid befragt und erläuterte, sein Bruder habe die Aufforderung, in ein Altersheim zu ziehen, als „überaus schmerzlich“ empfunden. Dieser Befehl betraf auch ihn selbst: „Die gleiche Aufforderung habe auch ich von der Staatspolizei Hamburg erhalten. Uns wurde freigestellt, gemeinsam ein Zimmer in dem Altersheim Hamburg Benekestr. 6 zu beziehen. (...) Am Sonntag



dem 5.4.42 sind wir hier zuletzt zusammengewesen und haben auch über die Einzelheiten des Umzuges gesprochen."

Ernst M. Rappolt hatte seinen Bruder Franz als Erben eingesetzt. Juden über 65 Jahre wurden – wie Franz Rappolt, der inzwischen 71 Jahre alt war – von den Deportationen zurückgestellt, bis das Getto Theresienstadt sie ab Sommer 1942 aufnehmen konnte. Zur Vorbereitung auf die anstehende Deportation wurde Franz Rappolt am 15. April 1942 in das Altersheim umquartiert. Seine Möbel aus der Haynstraße 10, wo er zuletzt nur noch ein Zimmer als Untermieter bewohnte, sowie Kleidungsstücke (u. a. ein Golfanzug und ein Pelzmantel) und Ölbilder der Familienangehörigen waren bereits am 21. November 1941 für die Ausreise nach Südamerika verpackt und eingelagert worden, darunter wohl auch der Steinway-Flügel. Was aus dem „Umzugsgut“, das üblicherweise im Freihafen in „Liftvans“ lagerte, wurde, ist nicht bekannt. Vielleicht verbrannte es nach einem Luftangriff. Eine Versteigerung des Hausrates konnte in den entsprechenden Gestapo-Listen nicht festgestellt werden.

Am 15. Juli 1942 wurde Franz Rappolt, zusammen mit seiner Schwägerin Johanna Rappolt, geb. Oppenheim, mit „Transport VI/1“ nach Theresienstadt deportiert. Dort verstarb er am 25. November 1943.

(...) Vermutlich in den 1980er-Jahren wurde am erneuerten Gitterportal des Rappolt-Hauses in der Mönckebergstraße 11 ein Schriftzug „Rappolt-Haus 1“ in historisierender Frakturschrift angebracht.

Text: Björn Eggert, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 522-1, Jüdische Gemeinden, 92b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme. Hamburg 1995; StaH, 741-4 (Alte Einwohnermeldekartei); StaH, 331-5 (Polizeibehörde – unnatürliche Sterbefälle), Akte 1941, Nr.364 (Charlotte Rappolt); StaH, 331-5 (Polizeibehörde – unnatürliche Sterbefälle), Akte 1941, Nr. 552 (Dr. med. Ernst Rappolt); StaH, 131-6 (Staatsamt), Nr. 106 (Ausschluß von Juden ... aus Wirtschaftsverbänden, Arisierung, ...), Schreiben der Firma Rappolt & Söhne an das Reichs- u. Preuß. Wirtschaftsministerium (22.5.1936); StaH, 314-15 (Oberfinanzpräsident), FVg 8866 (Franz Rappolt); StaH, 314-15 (Oberfinanzpräsident); F 1978 (Dr. Ernst Rappolt); StaH, 314-15 (Oberfinanzpräsident), F 1980 (Heinz Rappolt); StaH, 241-2 (Justizverwaltung, Personalakten), Nr. A 1404 (Dr. Ernst Rappolt). Amt für Wiedergutmachung (AfW) 030770 (Franz Rappolt); Bezirksamt Hamburg-Nord, Bauamt/Bauprüfabteilung, Leinpfad 58; Adressbuch (AB) Breslau 1903, 1916; Adressbuch (AB) Hamburg 1866, 1875, 1892, 1896, 1897, 1900, 1904, 1913, 1932, 1934, 1939, 1941; Hamburger Fernsprehbücher 1895, 1901, 1909, 1914-1919, 1940, 1943; Hamburger Abendblatt 24.07.2002; Frank Bajohr: „Arisierung“ in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933-1945, Hamburg 1997, S. 132, 138-140, 150/151; ERES



Kommanditgesellschaft Hanssen, Köppen & Mattick, 1862-1962, Hamburg 1962; Birgit Gewehr: Stolpersteine in Hamburg-Altona. Biographische Spurensuche, Hamburg 2008; Horst Beckershaus: Die Hamburger Straßennamen, Hamburg 1997, S. 293 (Rappoltweg); Gespräche mit dem ehemaligen R & S-Lehrling Herrn K. H. (Hamburg), 2006 u. 2007; Gespräche mit der Enkelin Frau C. Sch. (Schweiz), 2007 u. 2008. Handelskammer Hamburg, Firmenarchiv; Geburtsurkunde von Ernst Rappolt, 1905; Schülerliste des Johanneums (ab 1914), Abiturient Ernst Rappolt. Konfirmationsregister St. Johannis Harvestehude Ostern 1915 (Fritz Rappolt), Ostern 1918 (Heinz Rappolt), März 1920 (Ernst Rappolt); Schreiben des Amtsgerichtspräsidenten, Rechtsanwaltszulassung entzogen (Dr. jur. Ernst Rappolt), 25.4.1933 u. 26.4.1933; Evangelischer Friedhof Ohlsdorf, Grabprotokoll (Nr. 42.845), Familiengrab der Rappolts; Brief von Frieda Sachs/Hamburg an Ernst Rappolt/USA, Privatbesitz (C. Sch.), 6.10.1947; Briefe von Franz Rappolt/Hamburg an seinen Sohn Ernst Rappolt/USA, Privatbesitz (C. Sch.), 1940-1941; Stadtarchiv Friedberg/Hessen, Judenmatrikel der Gemeinden Bruchenhütten u. Friedberg, 1831, 1835, 1837, 1861; Jürgen Sielemann: Ein Wochenendhaus in Poppenbüttel, Die Beraubung und Plünderung jüdischer Flüchtlinge in Hamburg im „Dritten Reich“, in: Andreas Brämer u. a. (Hrsg.): Aus den Quellen. Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte, Hamburg 2005, S. 341-346.

- **Rappstraße, Rotherbaum (1890):** *Carl Friedrich Theodor Rapp (1834-1888), Senator, Grundstücksbesitzer.*
- **Raschweg, Rahlstedt (1950):** *Friedrich von Rasch (18. Jhd.), Landvermesser der dänischen Regierung, zeichnete die erste Flurkarte von Rahlstedt.*
- **Rathenaubrücke, Alsterdorf (1958),** siehe: Am Rathenauplatz
- **Rathenaustraße, Alsterdorf (1947);** siehe: Am Rathenauplatz
- **Rauchstraße, Marienthal (1929):** *Eduard Rauch (1844-1931), Oberbürgermeister von Wandsbek.*



- **Rautenbergstraße, St. Georg (1899): Johann Wilhelm Rautenberg (1791-1865), Pastor in St. Georg.** Siehe auch: Elise-Averdieck-Straße; Amalie-Sieveking-Weg und Wichernsweg, in Bd. 2.

Johann Wilhelm Rautenberg wurde 1820 Pastor von St. Georg. „In seinem Eintreten für eine biblische Theologie und einen am Wortlaut der Bibel orientierten Glauben war Rautenberg kompromisslos und gegenüber den Verfechtern aufklärerischer Gedanken ohne Toleranz. (...) Für Rautenberg war (...) der Mangel an biblischer Orientierung die Wurzel eines tief greifenden Werteverlustes und moralischer Haltlosigkeit. Auch die Vernachlässigung der Sonntagsruhe und des Gottesdienstbesuches war ihm nur Zeichen, dass den Menschen der ‚fromme Geist‘ und die ‚wahre Gottesfurcht‘ verloren gegangen waren. (...) Er lebte und predigte einen Glauben, der das Verhalten im alltäglichen Leben bestimmte, den Blick für die Nöte der anderen schärfte und zur Nächstenliebe befähigte.“ 1) Sein streitbarer Geist machte auch nicht vor Folgendem halt: „Als Anfang 1861 die ‚Hamburger Nachrichten‘ bei den Aufgebotsanzeigen die Bezeichnung der Braut als ‚Jungfrau‘ durch ‚Fräulein‘ ersetzen, wandte er sich umgehend mit einer Beschwerde an das Geistliche Ministerium. (...)“ 2) Darin schreibt er: „Jeder Bräutigam heißt Herr u. jede Braut Fräulein. Das ist nun eine unverschämte Verhöhnung, nicht nur des kirchlichen Amtes, dem die Nachrichten bisher doch die schuldige Achtung erwiesen, an seinen öffentlichen Mittheilungen nichts zu ändern, sondern auch der christlichen Moral, die freilich noch nicht den Unterschied zwischen nicht gefallenen und gefallenen Jungfrauen mit dem Prädicate ‚Fräulein‘ niviliert, sondern das der Sprache der Bordelle überläßt. Unser Amt darf das nicht schweigend gutheißen (...).“ 2) Rautenbergs Beschwerde wurde nicht stattgegeben. Man ließ die Sache auf sich beruhen. Verheiratet war Rautenberg mit Elisabeth, geb. Duncker. All seine unermüdlichen seelsorgerischen Aktivitäten für Arme, Kranke, Schwache und Trauernde konnte er nur leisten, weil seine Ehefrau ihn von allen häuslichen Dingen freihielt. „Am 13. März 1821 hatte er seine Braut Johanna Elisabeth Duncker geheiratet. Sie war 19 Jahre alt und wurde zum Mittelpunkt der Familie und zur Vertrauten ihres Mannes, besonders zu Zeiten, in denen er meinte, den Aufgaben nicht mehr gewachsen zu sein.“ 3) Das Paar bekam sechs Kinder. 1825 gründete Rautenberg in St. Georg „eine Sonntagsschule nach englischem Vorbild (...). Hauptziele waren die Bekämpfung des Analphabetismus unter den Armenkindern und eine christliche Erziehung. Die kirchliche Arbeit fand in der Anfangszeit mit freiwilligen Helfern statt. 1832 konnte (...) Johann Hinrich Wichern [siehe: Wichernsweg, in Bd. 2] als Oberlehrer für die Sonntagsschule eingestellt werden. Elise Averdieck [siehe:



Elise-Averdieck-Straße, in Bd. 2] wurde durch die diakonische Arbeit bei Rautenberg wesentlich beeinflusst. 4)

Quellen:

- 1) Ulrich Heidenreich: Johann Wilhelm Rautenberg, in: Ulrich Heidenreich, Inge Grolle: Wegbereiter der Diakonie. Johann Wilhelm Rautenberg, Amalie Sieveking. O. J. 2005, S. 59. (Hamburgische Lebensbilder in Darstellungen und Selbstzeugnissen. Hrsg. vom Verein für Hamburgische Geschichte, Bd. 18).
 - 2) a.a.O., S. 56.
 - 3) a.a.O., S. 28.
 - 4) wikipedia: Rautenberg, abgerufen: 31.8.2014.
- **Reclamstraße**, Billstedt (1969): Anton Philipp Reclam (1807-1896), Buchhändler, Verleger.
 - **Reeperbahn**, St. Pauli (18. Jhd.): die Bahn für die Seilmacher (Reeper), um Taue herzustellen; auf den Bahnen wurden die Seile gedreht.
 - **Reeperstieg**, Bergedorf (1949): an dieser Stelle hatten die Reepschläger (Seilmacher) ihre Arbeitsstätten.
 - **Reesestraße**, Barmbek-Süd (1862): Eggen Reese (18./19. Jhd.), Vollhufner, Vogt.
 - **Regerstieg**, Bahrenfeld (1970): Max Reger (1873-1916), Komponist. Siehe auch: Ilse-Fromm-Michaels-Weg, in Bd. 2.
 - **Regerstraße**, Bahrenfeld (1950), siehe: Regerstieg.



- **Rehloffstraße**, Neustadt (1906): *Dr. Johannes Andreas Rehloff (1800-1883), Hauptpastor an der St. Michaeliskirche.*
- **Reichskanzlerstraße**, Osdorf (1928): *Fürst Otto von Bismarck (1815-1898), erster Reichskanzler des Deutschen Reiches.*
- **Reichstagsbrücke**, Alsterdorf (1922): *im Hinblick auf den hamburgischen Reichstagsabgeordneten Wilhelm Metzger (1848-1914).*
- **Reiboldweg**, Bergedorf (1956): *Johannes Reibold (1645-1713), Amtsverwalter in Bergedorf.*
- **Reimersbrücke**, Altstadt (Ende 13. Jhd.), siehe Reimerstwiete.
- **Reimerstwiete**, Altstadt (14. Jhd.): *nach dem Grundstückseigentümer Reimer.*
- **Reinckeweg**, Hummelsbüttel (1975): *Dr. Julius Reincke (1842-1906), Physiker, und nach seinem Sohn Prof. Dr. Heinrich Reincke (1881-1960), Direktor des Staatsarchives in Hamburg. Heinrich Reincke war ab 1937 Mitglied der NSDAP.*
- **Reineckestraße**, Bahrenfeld (1919): *Carl Reinecke (1824-1910); Komponist, Dirigent, Kapellmeister der Gewandhausorchester.*



- **Reinhold-Meyer-Straße, Niendorf (1982):** Reinhold Meyer (1920-1944), Student, Juniorchef der Evangelischen Buchhandlung des Rauhen Hauses am Jungfernstieg 50, Widerstand gegen den Nationalsozialismus.

Stolperstein: Edmund-Siemers-Allee 1 (Hauptgebäude Universität Hamburg):
Inscription: „Hier lernte Reinhold Meyer Jg. 1920 im Widerstand Weiße Rose verhaftet 1943 KZ Fuhlsbüttel ermordet 12.11.1944.“ Mahnmal: Tisch mit 12 Stühlen, siehe dazu im Kapitel: Widerstandskämpfer, hier unter: Georg-Appel-Straße. Bis vor gut 15 Jahren befand sich in dem von Johannes Grotjan (1843-1922) 1879 erbauten gründerzeitlichen Etagenhaus am Jungfernstieg 50 die Buchhandlung „Agentur des Rauhen Hauses“ – seit 1960 unter dem Namen „Buchhandlung am Jungfernstieg Anneliese Tuchel“ –, seit 1950 geführt von Anneliese Tuchel. Eine Gedenktafel an der Fassade erinnert an den Widerstandskreis. „In der Buchhandlung dieses Hauses trafen sich während des Zweiten Weltkrieges Gegner des NS-Regimes bei dem Junior-Chef und Studenten Reinhold Meyer, dem Bruder von Anneliese Tuchel. Als Widerstandskreis verbreiteten sie u. a. die Flugblätter der ‚Weißen Rose‘ aus München. Ende 1943 verhaftete die Gestapo etwa 30 Angehörige der Gruppe. Durch unmenschliche Haftbedingungen oder Hinrichtung fanden den Tod: Frederik Geussenhainer, Elisabeth Lange [Elisabeth-Lange-Weg], Dr. Kurt Ledien [Kurt-Ledien-Weg], Hans Leipelt [Leipeltstraße], Dr. Katharina Leipelt, Reinhold Meyer, Margarethe Mrosek [Margarethe-Mrosek-Bogen] und Margaretha Rothe [Margaretha-Rothe-Weg].“ Der Freundeskreis, der sich hier traf, nannte sich selbst nicht ‚Hamburger Zweig der Weißen Rose‘. So wurde er erst nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnet, weil die 1942/43 an der Münchner Universität studierenden Traute Lafrenz (geb. 1919) und Hans Leipelt „die Ideen und Flugblätter der ‚Weißen Rose‘ in ihre Hamburger Freundeskreise brachten. Hier fand das Wirken der Münchner Widerstandsgruppe eine Fortsetzung. Der Kreis (...) bestand aus verschiedenen, voneinander unabhängigen Freundeskreisen. (...) In der Hamburger Innenstadt waren die Buchhandlung ‚Agentur des Rauhen Hauses‘ am Jungfernstieg, die Hamburger Bücherstube Felix Jud in den Colonnaden und die Buchhandlung Conrad Kloss in der Dammtorstraße [dort im „Deutschlandhaus“] mit den Buchhändlern Reinhold Meyer und Felix Jud und der Buchhändlerin Hannelore Willbrandt [geb. 1923. Sie arbeitete als Buchhandelsgehilfin in der Buchhandlung Conrad Kloss und schrieb mit Albert Suhr das dritte Flugblatt der ‚Weißen Rose‘ ab; verhaftet am 18. Dezember 1943, Untersuchungshaftanstalt des Frauenzuchthauses Cottbus, Frauengefängnis Meusdorf, verurteilt zu einer langjährigen Haftstrafe, von den Alliierten befreit] Treffpunkte oppositioneller Intellektueller – viele von ihnen Studentinnen und Studenten der Universität Hamburg. (...) Ihre Mitglieder gehörten teils mehreren



dieser Kreise an oder waren mit anderen Kreisen über Freundinnen und Freunde verbunden. (...)

Über die Verhaftungen von Hans Leipelt und Marie-Luise Jahn [seiner Freundin, geb. 1918, als „Hochverräterin“ Zuchthausstrafe von zwölf Jahren wegen des Hörens ausländischer Rundfunksender, wegen „Wehrkraftzersetzung“ und „Feindbegünstigung“. 29. April 1945 Befreiung zum Kriegsende durch US-Soldaten] im Oktober 1943 führten die Ermittlungen der Gestapo zu den Hamburger Freundeskreisen, in deren Reihen sich inzwischen auch ein Gestapospitzel befand. (...)

Am 6. November 1944 sandte der Generalstaatsanwalt beim Hanseatischen Oberlandesgericht die Ermittlungsunterlagen an den Volksgerichtshof. Die Gefährlichkeit der Hamburger Gruppe begründete die Staatsanwaltschaft u. a. mit angeblichen Plänen, die Lombardsbrücke in die Luft sprengen oder das Hamburger Trinkwasser vergiften zu wollen. Weiter warf sie der Gruppe vor: „Verbreitung jüdisch-bolschewistischer Ideen durch Veranstaltung von Leseabenden, Verteilung von dafür geeigneten Büchern und Schriften mit jüdisch-bolschewistischer oder sonst staatsfeindlicher Tendenz, wie auch durch persönliche Unterhaltung in diesem Sinne (...). Hervorzuheben ist, dass es sich bei den Beschuldigten mit wenigen Ausnahmen um Angehörige gebildeter Kreise (Studenten, Ärzte und Kaufleute), also um Intellektuelle mit staatsverneinender Einstellung handelt. Ihr zersetzender Einfluss geht über den Kreis der in diesen Verfahren erfassten Beschuldigten infolgedessen weit hinaus. Daraus ergibt sich die große Gefahr, die sie bis zu ihrer Festnahme gebildet haben.“ 1)

Reinhold Meyer (1920 – 12.11.1944 Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, angeblich an Diphtherie gestorben) hatte „in seinem Elternhaus eine religiöse, musische und humanistische Erziehung erhalten. Nach dem Abitur (...) absolvierte er ab April 1940 eine zweijährige Buchhändlerlehre und studierte anschließend an der Universität Hamburg Germanistik. Durch seinen Schulfreund Albert Suhr sowie auf Veranstaltungen seines Professors Wilhelm Flitner [1889 -1990] lernte er regimekritische Studentinnen und Studenten kennen: Die Buchhandlung ‚Agentur des Rauhen Hauses‘ entwickelte sich zu einem ihrer Treffpunkte. Von Albert Suhr (...) erfuhr er von den Widerstandsaktivitäten in München. Die Gestapo verhaftete Reinhold Meyer am 19. Dezember 1943. Vernehmungen, Einzelhaft im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel und eine mehrmonatige Haft im KZ Neuengamme zerstörten seine Gesundheit“ 2), schreibt Herbert Diercks in seinem Buch über den Widerstand und die Verfolgung in Hamburg 1933- 945.

Reinhold Meyers Vater, der Buchhändler Johannes P. Meyer (?-1950), führte bis zu seinem Tod die evangelische Buchhandlung der Agentur des Rauhen Hauses. Mit „Unterstützung des Architekten Bernhard Hopp [1893-1962] und des



Journalisten Hugo Sieker [1903-1979] stellte er dort ab 1939 Kunst aus. Wie die Besucherbücher ersehen lassen, in die sich auch NS-Anhänger und Gegner moderner Kunst eintrugen, fanden die Ausstellungen in Hamburg und auch außerhalb starke Beachtung. Die zweite Schau im Jahre 1942 zeigte etwa den verfemten und als ‚entartet‘ geltenden Maler F.K. Gotsch [1900-1984]. (...). Reinhold Meyer und ein Freund retteten während der Bombenangriffe im Sommer 1943 Hunderte von Aquarellen Eduard Bargheers [1901-1979], der seit 1940 in Italien lebte, aus dessen brennendem Atelier am Jungfernstieg. Sie trugen sie zunächst in den Keller der Buchhandlung und lagerten sie später nach Wopswede aus. Rückblickend äußerte Hugo Sieker über den Buchhändler Johannes P. Meyer: „(...) Es war ihm vergönnt, in den Räumen der Agentur des Rauhen Hauses am Jungfernstieg etwas von einer echten freien Kulturgesinnung über chaotische Zeitläufte hinweg zu retten. Zustatten kamen dem schwäbischen Bauernsohn die von den Vätern ererbte Zähigkeit und sein Standvermögen. Er verlor den Sohn Reinhold im ‚Widerstandskampf‘, war persönlich unaufhörlich von Bomben, geschäftlichen Widrigkeiten und Nazityrannei aufs schwerste bedroht. Doch führte er das Ausstellungsprogramm in der Agentur fort und sprach das unvergessene Wort: ‚Solange diese einzige Ausstellungsstätte im Stadtzentrum von Bomben verschont bleibt, soll die Kunst nicht untergehen!‘“ 3), schreibt die Kunsthistorikerin Maike Bruhns in ihrem Buch „Kunst in der Krise“. Johannes P. Meyers Tochter Anneliese Tuchel (5.4.1926-27.2. 2000) wurde ebenfalls Buchhändlerin und „übernahm im Jahre 1950 die Buchhandlung. Sie setzte die Ausstellungen auch nach dem Krieg fort, zeigte zum Beispiel 1946 den Zyklus ‚Aus Tagen der Not‘ des Malers Fritz Husmann [1897-1982].“ 4) Gleichzeitig hielt sie die Erinnerung an ihren Bruder und das Unrechtsgeschehen der Nazizeit bis zu ihrem Tode wach.

Quellen:

1)Herbert Diercks: „Die Freiheit lebt!“ Widerstand und Verfolgung in Hamburg 1933-1945, Texte, Fotos, Dokumente. Hrsg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg 2010, S. 45.

2)Herbert Diercks, a.a.O., S. 49.

3)Maike Bruhns: Kunst in der Krise. Bd.1.: Hamburger Kunst im „Dritten Reich“. Hamburg 2001, S. 222f.

4) ebenda.

- **Reinholdstraße, Harburg (1935), männlicher Vorname.**



- **Reinkingstraße, Wellingsbüttel (1960):** *Dietrich Reinking (1590-1664), Vorbesitzer des Gutes Wellingsbüttel.*
- **Reinskamp, Billstedt (vor 1938):** *nach einem Ackerstück, das dem Bauern Reins gehörte.*
- **Reisners Kamp, Tonndorf (1950):** *Wilhelm Adolph Reisner (1823-1896), Wandsbeker Gaststättenbesitzer.*
- **Rektor-Ritter-Straße, Bergedorf (1949):** *Georg Friedrich Ritter (1800-1879), Rektor der Stadtschule in Bergedorf, Gründungsmitglied der Bergedorfer Liedertafel und des Bürgervereins.*
- **Rellingweg, Jenfeld (1951):** *Dr. Paul Relling (1885-1935), Wandsbeker Stadtverordneter.*
- **Rembrandtstraße, Wilstorf (1928):** *Rembrandt Harmensz van Rijn (1606-1669), niederländischer Maler des Barock. Mätresse war Hendrikje Stoffels.*
- **Repgowstieg, Lokstedt (1948):** *Eike von Repgow (13. Jhd.), Ritter, verfasste den Sachsenspiegel.*
- **Repsoldstraße, St. Georg (1843):** *Johann Georg Repsold (1771-1830), Feinmechaniker, Spritzenmeister, besaß die Firma Repsold & Söhne, eine Werkstatt für astronomische Instrumente, besonders Fernrohre. Siehe auch:*



Agnesstraße und Klärchenstraße, in Bd. 2. Verheiratet mit Eleonore Margaretha Scharf (1780-1854). Das Paar hatte sich 1798 kennengelernt, als Repsold bei ihrem Vater, dem Hamburger Spritzenmeister Scharf, in dessen Werkstatt arbeitete. Scharf hatte Repsold aufgenommen, um ihn als seinen Nachfolger, worauf sich Repsold 1798 beworben hatte, zu testen. Ein Jahr später ging Scharf in den Ruhestand. Repsold erhielt die Stelle und heiratete im selben Jahr die Tochter Scharfs. Das Paar bekam acht Kinder. Das erste Kind Johann Georg, geboren 1800, verstarb bereits ein Jahr später. 1802 Geburt der Tochter Friederica Margaretha, die 1833 im Alter von 31 Jahren verstarb. 1804 Geburt des dritten Kindes Georg. Er wurde später Mechaniker und „Bleydecker“ sowie Teilhaber der Firma A. und G. Repsold und Vater von Agnes Ahrens, nach der die Agnesstraße benannt wurde. 1808 Geburt des fünften Kindes Ernestine Bertha (gest. 1903). Das sechste Kind war Mathilde Louise (1810-1902), das siebte Kind Eleonore Maria (1815-1877). Das letzte Kind bekam Margaretha im Alter von 42 Jahren. Es war ein Sohn und hieß Heinrich (1822-1885). Als dieser acht Jahr alt war, starb sein Vater Johann Georg Repsold bei einem Löscheinsatz in Hamburg. Er wurde von einer einstürzenden Mauer erschlagen. Die wachsende Familie und die steigenden Lebenshaltungskosten waren für Repsold 1805 der Grund gewesen, sich um eine Gehaltserhöhung bei der Admiralität zu bemühen. Die Familie wohnte damals mietfrei im Spritzenhaus am Herrengraben. Im Turm, in dem die nassen Schläuche aufgehängt wurden, hatte Frau Repsold in der Franzosenzeit Schinken und andere Nahrungsmittel versteckt, um sie vor der Beschlagnahmung zu retten. Neben der großen Kinderschar, um die sich Repsolds Frau kümmern, und den vielen Geburten, die sie ertragen musste, hatte sie auch ihren oft kranken Mann zu pflegen, der wegen seiner körperlich schweren Arbeit und der Arbeit mit viel Wasser und Rauch häufig an Erkältungskrankheiten litt. Um sein Gehalt als Spritzenmeister – ab 1809 war er Oberspritzenmeister für das gesamte Löschwesen in Hamburg – aufzustocken, war die Arbeit in seiner Werkstatt/Manufaktur, die er 1799 gegründet hatte und in der er astronomische und geodätische Instrumente und Werkzeuge herstellte, von Wichtigkeit. Seine Firma A. Repsold & Söhne wurde zu einem führenden Unternehmen in der Herstellung von Fernrohren und bestand bis 1919.

- **Rentzelstraße, Rotherbaum (1899):** *Peter Rentzel (1610-1662), Senator, stiftete die Baukosten für das Spinnhaus und für die Kirche St. Katharinen den Turm mit vergoldetem Helm.*



- **Rentzelstraßenbrücke**, *Rotherbaum (1899)*, siehe: Rentzelstraße.
- **Rethelstraße**, *Groß Flottbek (1928)*: Alfred Rethel (1816-1859), Historienmaler.
- **Reventlowstraße**, *Groß Flottbek (1897)*: Graf Friedrich von Reventlow (1797-1874), Mitglied der 1848 gebildeten provisorischen Regierung der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Siehe auch unter:
<https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*
- **Reyesweg**, *Barmbek-Süd (1912)*: Prof. Dr. Daniel Wilhelm Reye (1833-1912), Direktor des Staatskrankenhauses Friedrichsberg.
- **Rhiemsweg**, *Horn (1914 und 1929)*: Theodor Rhiem (1823-1889), Pastor, neben Wichern Leiter des Rauhen Hauses.
- **Richardallee**, *Hohenfelde (1957)*: nach dem Vorbesitzer der Straße.
- **Richard-Dehmel-Straße**, *Blankenese (1928)*: Richard Dehmel (1863-1920), Schriftsteller. Siehe auch: Anita-Rée-Straße, in Bd. 2. **Ida Dehmel**, geb. Coblenz, gesch. Auerbach (14.1.1870 Bingen am Rhein – 29.9.1942 Hamburg), Vorsitzende der GEDOK. 1926 gründete Ida Dehmel im Hamburger Hof die GEDOK. Eine dort angebrachte Tafel erinnert daran: „Im Hamburger Hof gründete im Jahr 1926 Ida Dehmel eine Gemeinschaft deutscher und österreichischer Künstlerinnen und Kunstfreundinnen, die GEDOK, der in Deutschland mehrere tausend Mitglieder angehörten. Ida Dehmel, geboren am 14. Januar 1870, Förderin Stefan Georges und Frau des Dichters Richard



Dehmel, setzte sich u. a. für die Rechte der Frauen ein. Von den Nationalsozialisten als Jüdin bedroht, nahm sie sich am 29. September 1942 das Leben.“ Im Hamburger Hof befanden sich das Stadtsekretariat der GEDOK und ein Ausstellungsraum, in dem Kunst und Kunstgewerbeausstellungen, Lesungen und Vorträge stattfanden. Die GEDOK rekrutierte sich aus dem 1915 von Ida Dehmel gegründeten Bund Niederdeutscher Künstlerinnen, der auch Kunstgewerblerinnen mit einschloss. Im Gründungsjahr fand die erste große Verkaufsausstellung in der Galerie Commeter mit 500 Bildern statt. Doch Krieg und Inflation lähmten alle Aktivitäten. 1926 erfolgte der Zusammenschluss zum Bund Hamburgischer Künstlerinnen und Kunstfreundinnen, der sich später nach Anschluss der Österreicherinnen GEDOK (Gemeinschaft deutscher und österreichischer Künstlerinnen und Kunstfreundinnen) nannte. Ida Dehmel warb in den wirtschaftlich schlechten Zeiten nach dem Ersten Weltkrieg viele kunstinteressierte Hamburgerinnen als Kunstfreundinnen und Mäzeninnen an. 1933 wurde die GEDOK aufgelöst. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie 400 Mitglieder und einen bedeutenden Platz in Hamburgs Kulturszene. Künstlerinnen wie die Malerinnen Anita Rée, Gretchen Wohlwill, Alexandra Povorina, Elfriede Lohse-Wächtler, die Kunsthistorikerin Rosa Schapire, die Sängerin Sabine Kalter oder die Schriftstellerin Hertha Borchert waren GEDOK-Mitglieder. Doch am 20. April 1933 war alles vorbei. Zehn SA-Männer „stürmten (...) in die monatliche Vorstandssitzung, bedrohten Ida Dehmel und forderten sie ultimativ auf, ihre Ämter niederzulegen, weil sie Jüdin war. Darauf wurden die zehn anwesenden Frauen mit Gummiknüppeln die Treppe hinuntergejagt. Sie flüchteten in Taxis. Drei Wochen später teilten Ida Dehmel und Schatzmeisterin Anna Maria Darboven dem Vereinsregister ihren Rücktritt von der Spitze der Reichs-GEDOK mit“ 1), berichtete die Kunsthistorikerin Maike Bruhns. Über die Auflösung schrieb damals eine Hamburger Tageszeitung: „Die GEDOK in Hamburg hat sich aufgelöst. (...) Vor der nationalen Umwälzung stand die ‚GEDOK‘ in Hamburg unter nicht arischer Leitung, und dieser Einfluß machte sich auf jede Weise und jedem Gebiet bemerkbar. Nach erfolgter Gleichschaltung übernahm Gertrud Kappesser die Führung und versuchte in Gemeinschaft mit wenigen Nationalsozialistinnen auch innerlich die ‚GEDOK‘ umzustellen. Aber die spitzfindig-ästhetisierenden Ideen, das mehr gesellschaftliche Wollen der ‚GEDOK‘ Hamburg konnten trotz größter Aufopferung und Mühe der Leiterin nicht zu der wahren Gemeinschaft hingeführt werden, die not tut. Aus dieser Erkenntnis heraus und im Einverständnis mit der Reichsführerin der ‚GEDOK‘, Frau Elsa Brinkmann, München, sowie nach eingehenden Verhandlungen mit der NS-Frauenschaft, Gau Hamburg, und der Frauenwirtschaftskammer löste sich die Ortsgruppe Hamburg der ‚GEDOK‘ auf.“ Im Organ der Reichs-GEDOK war „die Hamburger Ortsgruppe nach 1933 nicht mehr aufgeführt. Erst 1948 fand eine Neugründung durch Ida Dehmels Nichte, Marianne Gärtner, statt“. 1) Über die



Gründerin der GEDOK, **Ida Dehmel**, schrieb Matthias Wegner in seiner Ida-Dehmel-Biographie „Aber die Liebe. Der Lebenstraum der Ida Dehmel, München 2001“: „Der Traum ihres Lebens war jede Form von Teilhabe an der Erstedung von Kunst – auch sie selbst würde dadurch vielleicht zu einem Kunstwerk erhöht werden.“ Ida Dehmel und ihre vier Geschwister wurden nach dem frühen Tod der Mutter von ihrem Vater, einem reichen Kommerzienrat, nach strengen konservativen Prinzipien erzogen. Ida kam in ein belgisches Mädchenpensionat, in dem sie wegen ihres jüdischen Glaubens diskriminiert wurde. Im Alter von zwanzig Jahren begegnete sie Stefan George, der ebenfalls in Bingen aufwuchs, und wurde dessen Muse. 1895, als 25-jährige, heiratete Ida auf Wunsch ihres Vaters den jüdischen Berliner Tuchhändler Leopold Auerbach. Im selben Jahr kam ihr Sohn Heinz-Lux auf die Welt, und Ida begann in ihrem luxuriösen Haus am Berliner Tiergarten ein Leben als Salondame. Hier traf sich die Berliner Boheme, hier lernte sie, die unglücklich Verheiratete und an Depressionen Leidende, den ebenfalls verheirateten Literaten Richard Dehmel kennen. Er gab ihr Selbstvertrauen und schaffte es sogar, dass die Schwangere sich auf die Geburt ihres Kindes freuen konnte. Ida und Richard verliebten sich, und nun begann eine Zeit der Zerrissenheit der Gefühle. Als drei Jahre später Idas Mann wegen eines betrügerischen Bankrotts inhaftiert wurde, nahm sie dies zum Anlass, ihre Ehe aufzulösen, was unter diesen Umständen selbstverständlich von der Berliner Gesellschaft akzeptiert wurde. Durch den Bankrott ihres Mannes hatte Ida Auerbach ihr Vermögen verloren und war nicht mehr in der Lage, als Mäzenin aufzutreten, doch sie blieb der Kulturszene verbunden. Um in der Nähe ihres Geliebten zu sein, mietete sie sich in der Nachbarschaft des Ehepaares Dehmel in Pankow eine Wohnung. Schon bald trennte sich Richard Dehmel von seiner Frau, und Ida und er wurden ein Paar. 1901 heirateten die beiden und zogen nach Hamburg. Das Dehmelhaus in Blankenese in der damaligen Parkallee 40 (heute Richard-Dehmel-Straße 1) wurde zum kulturellen Mittelpunkt. Ida Dehmel organisierte Feste und Veranstaltungen und unterstützte junge Talente. Ihr besonderes Interesse und Engagement galt den Künstlerinnen und den Frauenklubs. Sie setzte sich für die Rechte der Frauen ein und entwickelte ein Programm für Künstlerinnen, um ihnen größere gesellschaftliche Akzeptanz zu verschaffen. Deshalb gründete sie 1915 den Bund Niederdeutscher Künstlerinnen und 1926 dann die GEDOK. Der Erste Weltkrieg brachte viel Leid ins Dehmel Haus. Ida Dehmels Sohn Heinz-Lux fiel und wurde im Garten des Dehmelhauses begraben. Der damals 50-jährige Richard Dehmel war freiwillig in den Krieg gezogen und hatte sich dort eine Venenentzündung zugezogen. In Folge dieser Erkrankung entstand 1919 eine Thrombose, die am 8.2.1920 zu seinem Tod führte. Ida Dehmel geriet in finanzielle Schwierigkeiten. Durch Gründung verschiedener Stiftungen wie der Dehmelstiftung und der Dehmelgesellschaft sowie durch den Ausbau ihres schon gegen Kriegsende



errichteten kunstgewerblichen Kleinbetriebes, in dem Perlarbeiten hergestellt wurden, versuchte sie ihre desolate finanzielle Situation zu verbessern. Nach der Machtergreifung durch die Nazis konnte sie sich nicht entschließen zu emigrieren. 1938 schrieb sie in einem Brief: „(...) ich würde nie auswandern (...) im Moment, in dem ich das Dehmelhaus verlassen muß, mache ich Schluß“. Trotz der Unterstützung durch Freunde lebte Ida Dehmel isoliert in ihrem Haus. Sie durfte die Rechte am Werk ihres Mannes nicht mehr wahrnehmen und musste hierfür einen nichtjüdischen Verwalter einsetzen. Ihre Verzweiflung wuchs. 1941 schrieb sie in einem Brief an ihre Freundin Marie Stern in Blankenese: „Du hast mir einen schönen Brief geschrieben, nicht ahnend, daß ich inzwischen nicht nur dem Tod, sondern auch der Hölle nahe war. Seit Mittwoch war nicht nur mein Leben, sondern das von Tausenden eine bodenlose Qual. Seit einer Stunde erst schein ich gerettet zu sein. Als Einzelne. Mittwoch erhielten 2.000 Hamburger Juden (es können auch nur 1.500 gewesen sein) den Evakuierungsbefehl. Diese vorläufig. Man weiß, daß alle drankommen sollen. Grausamste Bedingungen. Mitgenommen muß werden: Läusesalbe, Insektenpulver, Staubkamm. Nach Litzmannstadt. Hier u. da eine ganze Familie, aber auch Vater und Mutter, oder Tochter oder Sohn herausgegriffen. Die Haushilfe meiner j(üdischen) Mieter ist auch dabei, daher habe ich alles aus nächster Nähe miterlebt (...).“ Weil die Nazis Richard Dehmel verehrten, wurde Ida Dehmel nicht deportiert. Doch das Schicksal ihrer jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger belastete zutiefst ihre Seele. Als sie auch noch erfahren musste, dass sie unheilbar krank und künftig auf Hilfe angewiesen sein würde, nahm sie sich am 29.9.1942 mit einer Überdosis Schlaftabletten das Leben. Ihre Urne und die ihres Mannes stehen vereint in einer Doppel-Schmuckurne im Regal des Arbeitszimmers im Dehmelhaus.

Text: Dr. Rita Bake

Zitate:

1) Maike Bruhns: Kunst in der Krise. 2 Bde. Bd.1.: Hamburg 2000.

- **Richard-Gödeke-Weg**, Bergedorf (1994): Ernst Friedrich Richard Gödeke (8.10.1894 Hannover-1981), vor 1933 Vorsitzender der Gemeinnützigen Siedlung „Nettelburg“ bis 1933 und ab 1945

Die gemeinnützige Siedlung Nettelburg war auf Initiative des sozialdemokratisch orientierten Reichsbundes für Kriegsteilnehmer, Kriegsgeschädigte und Kriegshinterbliebene zwischen 1921 und Ende der 1930er-Jahre im Heimatschutzstil entstanden. Die meisten Bewohnerinnen und Bewohner waren



Arbeiterinnen, Arbeiter oder Handwerker, die der SPD nahe standen, weshalb manche auch von der „roten Siedlung“ sprachen. Bei den letzten, bereits unter dem Eindruck des NS-Terrors durchgeführten Reichstagswahlen vom 5. März 1933 erhielt die SPD dort noch 65,00 Prozent der Wählerstimmen, die KPD 13,20 Prozent. Die NSDAP kam auf 16,37 Prozent. Im April 1933 begann die Gleichschaltung. Richard Gödeke als Vorsitzender der Siedlung wurde seines Amtes enthoben, die Zeitschrift „Der Nettelburger Siedler“ umbenannt und die Redaktion ausgewechselt. Auch Letzteres betraf Richard Gödeke direkt. In seinem Entnazifizierungsbogen gab er zudem an, kurzzeitig inhaftiert gewesen zu sein, weil er sich gegen die Gleichschaltung der Siedlung ausgesprochen hätte.

Noch im selben Jahr trat er in die Deutsche Arbeitsfront (DAF) ein. Die nach dem Führerprinzip aufgebaute Organisation war nach Abschaffung der freien Gewerkschaften durch die Nationalsozialisten am 10.5.1933 gegründet und im Oktober 1934 offiziell der NSDAP angeschlossen worden. Sie sollte keine Arbeitnehmerinteressen vertreten, sondern „den Klassenkampf beseitigen“. Ein Aufruf vom 27.11.1933 formulierte als Aufgabe der DAF „die Zusammenfassung aller im Arbeitsleben stehenden Menschen ohne Unterschied ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stellung. In ihr soll der Arbeiter neben dem Unternehmer stehen, nicht mehr getrennt durch Gruppen und Verbände, die der Wahrung besonderer wirtschaftlicher oder sozialer Schichtungen und Interessen dienen.“ Ihr Ziel sei „die Erziehung aller im Arbeitsleben stehenden deutschen zum nationalsozialistischen Staat und nationalsozialistischer Gesinnung“.

Beruflich war Richard Gödeke ab 1930 als Abteilungsleiter bei der Generalagentur für Hamburg und Schleswig-Holstein der Nord-Deutschen Versicherungsgesellschaft beschäftigt. Da er für die Firma unabkömmlich war, wurde er nicht zum Militäreinsatz im Zweiten Weltkrieg herangezogen. Als unabkömmlich galten während des Zweiten Weltkrieges all jene Fachkräfte, die zur Durchführung einer Reichsverteidigungsaufgabe der Kriegswirtschaft, des Verkehrs oder der Verwaltung unentbehrlich und unersetzbar waren. 1943 und 1944 reiste Gödeke insgesamt viermal beruflich in die Tschechoslowakei. Zweck der Reisen waren Auseinandersetzungen mit der Klöckner-Humboldt-Deutz AG über Versicherungsverträge und Verlustverrechnungen. Klöckner-Humboldt-Deutz stellte während des Zweiten Weltkriegs vor allem Rüstungsgüter für die Wehrmacht her.

Nach dem Ende des NS-Regimes 1945 hatte Richard Gödeke wieder den Vorsitz der Nettelburger Siedlung inne, in der er auch seit Anbeginn in der Nettelburger Straße 47 wohnte. 1993, rund zwölf Jahre nach seinem Tod, erhielt die nördliche Verlängerung des neu angelegten Nettelburger Kirchenwegs den Namen Richard-Gödeke-Weg.



Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

StaH 221-11 Staatskommissar für die Entnazifizierung und Kategorisierung IR.HMG.F.9354; Hamburger, Billwärder und Bergedorfer Adressbücher; Kultur und Geschichtskontor (Hrsg.), 850 Jahre Bergedorf. Eine Stadtgeschichte. Hamburg 2012, S. 98–108; Mario Wenzel, Die NSDAP, ihre Gliederungen und angeschlossenen Verbände. Ein Überblick, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder, Frankfurt a.M., 2009, hier: S. 31 ff.; Kultur- & Geschichtskontor Hamburg-Bergedorf, Historischer Rundgang Nettelburg, Hamburg, 2014, PDF-Download: www.geschichts-kontor.de/flyer/RG_Tafeln_2014_Endfassung.pdf (Zugriff 30.5.2016); Bergedorf Chronik, Straßennamen, www.geoauskunft.de/chronik/Historie.php?id=R0463&bug=2 (Zugriff 30.5.2016);

- **Richard-Linde-Weg**, *Bergedorf/Lohbrügge (1949)*: Prof. Dr. Richard Linde (1860-1926), Oberlehrer, Heimatforscher.
- **Richardstraße**, *Uhlenhorst (1861)*: nach dem ältesten Enkel Richard Emanuel des Grundeigentümers Batholomew John Bull. Siehe auch: Bartholomäusstraße; Barmbek-Süd (um 1843): John Bull (1791-1857), Geländebesitzer
- **Richardstraßenbrücke**, *Uhlenhorst (1904)*, siehe: Richardstraße.
- **Richeystraße**, *Barmbek-Nord (1951)*: Michael Richey (1678-1761), Schriftsteller, Sprachforscher, Professor am Akademischen Gymnasium, Gelehrter.
- **Richtbornweg**, *Eidelstedt (1955)*: J. C. Richtborn (1680-1730), erster Erbpachtmüller der Eidelstedter Mühle.
- **Richterstraße**, *Uhlenhorst (um 1863)*: Gustav Richter (1817-1903), Tischlermeister, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft.



- **Rickelstraße, Eißendorf (1914):** *Ferdinand Ernst Albrecht Rickel (1845-1925), Mitbegründer der Vereinigten Jutespinnerei und Weberei AG, Mitglied des Bürgervorsteherkollegiums in Harburg. Besondere Verdienste um die Bau-genossenschaft und den Verband deutscher Arbeiter und Handwerker-gesellen.*

- **Riechelmannweg, Wilhelmsburg (1975):** *nach dem Hof von Johann Hinrich Konrad Riechelmann (1794-1876), Kantor in Wilhelmsburg, Landtags-abgeordneter in Hannover, Begründer der Lehrervereinigung an der Elbe.*

- **Rieckhoffstraße, Harburg (1950):** *Adolf Rieckhoff (1858-1945), Drogeriebesitzer, Handelsrichter in Harburg, Pazifist, Mitglied der DDP (Deutschen Demokratischen Partei), Opfer des Nationalsozialismus.* Adolf Rieckhoff wurde am 3. Oktober 1858 in Schwerin geboren. Er heiratete später die Harburgerin Henriette Pröhl und eröffnete 1888 in der Lüneburger Straße 50 (heute Lüneburger Straße 14) in Harburg eine Drogerie. Das Ehepaar wohnte zunächst in der Ludwigstraße 13 (heute Hölertwiete 8). Später erwarb Adolf Rieckhoff das Haus, in dem sich seine Drogerie befand, und bewohnte es auch mit seiner Familie. Die beiden Kinder Adolf (geb. 21.7.1888) und Martha kannten bald alle Winkel und Ecken dieses Wohn- und Geschäftshauses im Zentrum der aufblühenden preußischen Industriestadt vor den Toren der Hansestadt Hamburg. Die Drogerie Rieckhoff in der Hauptgeschäftsstraße dieser Stadt gehörte schon nach kurzer Zeit zu den bekanntesten Harburger Adressen. Jeder vor Ort, ob alt oder jung, kannte das Geschäft mit seinem stattlichen Angebot. Nach einer Ausbildung zum Drogisten wurde Adolf Rieckhoff jun. einer der wichtigsten Mitarbeiter seines Vaters, in dessen Geschäft er immer mehr Aufgaben übernahm.. Auch mit seinen politischen Ambitionen trat er in die Fußstapfen seines Vaters, der mit seinen liberalen Ideen in der Kaiserzeit nicht überall auf Zustimmung gestoßen war. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Adolf Rieckhoff jun. Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei, für die er sich auch in der Öffentlichkeit engagierte. Dass er – im Unterschied zu vielen Zeitgenossen – die NSDAP bereits, bevor es zu spät war, als ernste Gefahr für die junge Demokratie erkannt und daraufhin versucht hatte, sich ihr in den Weg zu stellen, zahlten die Harburger Nationalsozialisten ihm nach der Machtübertragung heim. Im Frühjahr 1933 zwangen sie ihn, sich an einer der vielen Putzaktionen zu



beteiligen, die auf Befehl des SA durchgeführt wurden, um die neuen Machtverhältnisse zu stabilisieren. Dabei trieben sie ihre Gegner an Orte, an denen sie die Häuserwände oder andere Flächen von anti-nationalsozialistischen Plakaten oder Parolen säubern mussten. Diese pauschale Demütigung ihrer Gegner verband die Harburger SA oft mit der individuellen Erniedrigung einzelner Personen, mit denen sie nach ihrem Dafürhalten noch eine Rechnung offen hatte. So zwang sie den Harburger Friseur Karl Kröger bei dieser Gelegenheit, Adolf Rieckhoff jun. ein Hakenkreuz in seine Haare zu rasieren, wogegen dieser sich mit Händen und Füßen zur Wehr setzte. Wenige Tage später verschwand Karl Kröger für längere Zeit im Konzentrationslager Börgermoor im Emsland. Aus diesem Vorfall entwickelte sich später eine tiefe Freundschaft zwischen diesen beiden Nazi-Gegnern. Es gibt keine genauen Erkenntnisse darüber, wie Adolf Rieckhoff jun. die weitere NS-Zeit verbrachte. Für A. Sassin gibt es Hinweise darauf, dass er Verbindungen zur Robinsohn-Strassmann-Gruppe, einem links-liberalen Oppositionskreis, hatte. Diese Gruppierung versuchte, Nachrichten zu sammeln, die nicht an die Öffentlichkeit gelangten, entwarf Pläne für die Gestaltung der Nachkriegszeit und bemühte sich um Kontakte ins Ausland. Dass die Gruppe unentdeckt blieb, ist vielleicht darauf zurück-zuführen, dass sie konsequent die Grundregeln konspirativer Arbeit befolgte und den Grundsatz beachtete, nichts schriftlich festzuhalten. Bei den schweren Luftangriffen der Alliierten auf Harburg im Herbst 1944 wurde auch die Drogerie Adolf Rieckhoff in der Lüneburger Straße schwer getroffen. Adolf Rieckhoff sen. kam anschließend bei Verwandten in seiner mecklenburgischen Heimat unter. Am 18. März 1945 starb er im Alter von 87 Jahren in Prenzlau bei Neu-Brandenburg. Im Sommer 1945 gehörte Adolf Rieckhoff jun. zu den Mitbegründern des ‚Bundes Freies Hamburg‘ (BFH), in dem sich viele Mitglieder der Robinsohn-Strassmann-Widerstandsgruppe, der früheren DDP (Deutsche Demokratische Partei 1919-1933) und andere liberale Politiker zusammenfanden. Da die britische Militärregierung sich nach dem Verbot der NSDAP mit der Zulassung anderer Parteien in ihrer Zone – im Unterschied zur sowjetischen Besatzungszone – zunächst viel Zeit ließ, gaben die Mitglieder ihrem Zusammenschluss diesen unverfänglichen Namen. Das Programm begann mit dem Satz: „Der BFH ist keine politische Partei.“ In einem Aufruf an die Hamburger Bevölkerung formulierte er seine Ziele im Mai 1945, wie folgt:

Bund Freies Hamburg

Überparteilicher Zusammenschluss freiheitlich gesinnter Hamburger



Nach über 12 Jahren illegalen, opfervollen Kampfes gegen die verderbenbringende, terroristische Machtanmaßung des Nationalsozialismus können wir jetzt endlich an die Öffentlichkeit treten. Wir haben uns aus allen Lagern und Parteien in der Überzeugung zusammengefunden, dass angesichts der kulturzerstörenden und menschenmordenden Freibeuterei des Nationalsozialismus alle übrigen Meinungsverschiedenheiten und Haarspaltereien längst völlig weselos geworden sind und es auch auf geraume Zeit bleiben werden.

Zunächst kann und darf es uns jetzt nur gehen um die tatkräftige Durchführung einer durchgreifenden politischen Reinigung und einer allgemein geistigen Erneuerung an unserem Volk und unserer Stadt durch hierzu nach Einsicht und Charakter besonders berufene Deutsche.

Auf Anregung Bürgermeister Rudolf Petersens gründeten 65 Männer und Frauen des BFH und weitere 33 liberal denkende Hamburgerinnen und Hamburger am 20. September 1945 die ‚Partei Freier Demokraten‘ (PFD), die im Januar 1946 zoneneinheitlich zur ‚Freien Demokratischen Partei‘ (FDP) umbenannt wurde. Die Partei forderte so bald wie möglich die Wiederherstellung der Marktwirtschaft und die Wiederbelebung des Willens zu Wagnis und Leistung auf der Grundlage unveräußerlicher Freiheitsrechte des Einzelnen. Sie fasste ihr Programm in der Kurzformel zusammen:

„Für: persönliche Freiheit – soziale Gerechtigkeit – menschliche Würde.

Gegen: Einseitige Herrschaft von Klassen oder Kirchen – Standes- oder Vermögensvorrechte – Staatsallmacht und Zwangsherrschaft.“

Sie wurde am 21. November 1945 – neben SPD, KPD und CDU – von der britischen Militärregierung offiziell zugelassen. Nach der Wiedezulassung von Parteien war der nächste Schritt zur Demokratisierung die Einberufung eines Parlaments. In den folgenden Monaten ernannten die Vertreter der Besatzungsmacht in einem sehr differenzierten Auswahlverfahren 81 Personen, die das gesamte Bevölkerungsspektrum widerspiegeln und den von ihnen eingesetzten Senat beraten sollten. Die Rechte dieses ‚Quasi-Parlaments‘ waren allerdings begrenzt, da ihm die Möglichkeit der Abwahl des eingesetzten Bürgermeisters oder eines Senators und der anschließenden Neuwahl anderer Kandidaten verwehrt blieb. Die ernannte Bürgerschaft trat am 27. Februar 1946 zusammen. Sir Evelyn Barker, Militärgouverneur für Schleswig-Holstein und die Hansestadt Hamburg, bezeichnete in seiner Eröffnungsansprache die Wiederherstellung einer Volksvertretung auf der Grundlage freier Wahlen und eine gründliche



Entnazifizierung des öffentlichen Lebens in Hamburg unter Aufsicht der Militärregierung als Hauptaufgaben dieses Gremiums. Die 81 Mitglieder dieses ‚Vorparlaments‘ waren so ausgewählt, dass in ihm viele Teile und Meinungen der Bevölkerung vertreten sein sollten. Unter den Abgeordneten waren die 13 Mitglieder des Senats und 17 Abgeordnete als Vertreter von politischen Parteien, 16 Abgeordnete als Vertreter der Gewerkschaften, 4 Abgeordnete als Vertreter der Religionsgemeinschaften, 8 Abgeordnete als Vertreter von Handel und Gewerbe, 6 Abgeordnete als Vertreter von Kultur und Wissenschaft, 4 Abgeordnete als Vertreter von Grundeigentum und Landwirtschaft, 5 Abgeordnete als Vertreter der Frauenvereinigungen, 2 Abgeordnete als Vertreter der Verfolgtenverbände, 2 Abgeordnete aus Bergedorf und 4 Abgeordnete aus Harburg-Wilhelmsburg berufen worden. Bei der anschließenden Fraktionsbildung schloss sich ein Teil der ständischen Vertreter den Parteifraktionen an, von denen die SPD-Fraktion auf 20 Abgeordnete und die PFD-Fraktion auf 9 Abgeordnete anwuchs. Außerdem schlossen sich die Gewerkschaftsdelegierten und die verbliebenen parteilosen Abgeordneten zu zwei weiteren Fraktionen zusammen. Zu den Mitgliedern der PFD-Fraktion zählte der Harburger Drogist Adolf Rieckhoff jun. Kurz danach wurde er auch in Harburg in den Beratenden Ausschuss, den Vorläufer des späteren Harburger Bezirksausschusses bzw. der Harburger Bezirksversammlung, berufen. Als im Herbst 1946 die ersten freien Wahlen zur Hamburgischen Bürgerschaft und zu den Bezirksausschüssen (Bezirksversammlungen) anstanden und abgehalten wurden, zog Adolf Rieckhoff als FDP-Abgeordneter in den Harburger Bezirksausschuss ein, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Hier gehörte er zu den Abgeordneten, deren Wirken durch Standfestigkeit, politische Erfahrung, umfangreiches Sachwissen und die Suche nach tragbaren Lösungen gekennzeichnet war. Das zeigte sich vor allem, wenn es im Plenum oder im Gesundheitsausschuss um aktuelle Fragen der Krankenversorgung und des allgemeinen Gesundheitswesens ging. Angesichts der bedrängten Wohnverhältnisse war er ein glühender Befürworter der Idee und des Antrags, auf dem Grundstück der zerstörten Harburger Knabenschule neben dem Harburger Rathaus eine Schwimmhalle zu errichten und den Beschluss ohne Wenn und Aber umzusetzen. Adolf Rieckhoff jun. starb am 18. Oktober 1951 im Alter von 63 Jahren. Wenige Tage später würdigte Bezirksamtsleiter Alfred Höhnlein zu Beginn der nächsten Sitzung des Harburger Bezirksausschusses die Verdienste von Adolf Rieckhoff jun. als Mann der ersten Stunde in der Hamburgischen Bürgerschaft, im Beratenden Ausschuss der Harburger Bezirksverwaltung und im Harburger Bezirksausschuss. Trotz der gesundheitlichen Schäden, die ihm in der NS-Zeit zugefügt worden seien, habe er sich gleich nach 1945 als aufrichtiger Demokrat für das öffentliche Wohl eingesetzt. Des Weiteren betonte er, dass seine Mithilfe und sein Rat in den Ausschüssen stets von Sachkenntnis getragen gewesen seien und dass er sich



über die Grenzen der Parteien hinaus allgemeiner Wertschätzung erfreut habe. Am 17. März 1950 wurde im Amtlichen Anzeiger des Hamburgischen Gesetz- und Verordnungsblattes bekannt gegeben, dass die Konradstraße in Hamburg-Harburg ohne weitere Begründung in Rieckhoffstraße umbenannt wurde.

Text: Klaus Möller

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg, Bibliothek des Helms-Museums in HH-Harburg, Harburger Adressbücher 1888, 1932, Archiv und Verwaltung der Stadt Prenzlau; Albert Holtz, Horst Homann, Die Straßennamen von Harburg nebst stadthistorischen Tabellen und einem Straßenplan, Hamburg 1970; Christian Hanke, Hamburgs Straßennamen erzählen Geschichte, Hamburg 2006; die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945, VVN-BdA Harburg (Hrsg.), 6. Auflage Hamburg 2005, Gespräch mit Manfred Delpy am 22.5.2015; Christof Brauers, Die FDP in Hamburg 1945-1953, Start als bürgerliche Linkspartei, Hamburg 2007; wikipedia.org/wiki/Mitglieder_der_ernannten_Hamburgischen_Bürgerschaft_1946, eingesehen am 11.1.2015; HAN (Harburger Anzeigen und Nachrichten).

- **Rieckweg**, *Curslack (1949)*: Hans Rieck (?-?), Vorbesitzer des Geländes.
- **Riedel-Vogt-Weg**, *Jenfeld (2003)*: Richard (Riedel) Vogt (1913-1988), Wandsbeker Boxer.
- **Riefesellstraße**, *Steilshoop (1956)*: Theobald Riefesell (1836-1896), Zeichenlehrer, Maler.
- **Riehlstraße**, *Bergedorf/Lohbrügge (1947)*: Wilhelm Heinrich Riehl (1823-1897), Volkskundler, Novellist, Prof. für Kulturgeschichte an der Universität München.
- **Riekbornweg**, *Schnelsen (1950)*: Henneke Riekborn (15. Jhd.), Schnelsener Bauer.



- **Riemenschneiderstieg, Bahrenfeld ((1947):** *Tilman Riemenschneider (1460-1531), Bildschnitzer, Bildhauer.*
- **Rienziweg, Rissen (1973):** *Oper von Richard Wagner. Handelt von dem römischen Staatsmann Cola di Rienzo (1313-1354).*
- **Riepenhausenweg, Heimfeld (1958):** *Christian Wilhelm Riepenhausen (1712-1755), Advokat, Bürgermeister in Harburg.*
- **Riesenweg, Billstedt (1952),** *Märchenfigur.*
- **Riesserstraße, Hamm (1957):** *Dr. Gabriel Riesser (1806-1863), Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, Bürgerschaftsabgeordneter, Obergerichtsrat, erster jüdischer Richter in Deutschland. Riesser war ledig.*
- **Rilkeweg, Groß Flottbek (1950):** *Rainer Maria Rilke (1875-1926), Dichter. Siehe auch: Modersohnstraße und Königskinderweg, in Bd. 2.*
- **Rimbartweg, Lokstedt (1962):** *Rimbart (gest. 888), Erzbischof von Bremen-Hamburg.*
- **Ringelnatztreppe, Othmarschen (1969):** *Joachim Ringelnatz (1883-1934), Schriftsteller, Kabarettist.*
- **Riststraße, Winterhude (1929):** *Johann Rist (1607-1667), Pastor in Wedel, Dichter von Kirchenliedern.*



- **Ritterbuschplatz, Wilstorf (1981):** Paul Ritterbusch (1893-1971), Vorstandsmitglied des Eisenbahnbauvereins Harburg.
- **Ritterstraße, Hamm (1868 und 1904):** Ritter von Hamme (14. Jhd.), ihm gehörte das Hammerbrook.
- **Rittmeisterkoppel, Volksdorf (1942):** Vorbesitzer des Geländes namens Rittmeister.
- **Robert-Blum-Straße, Niendorf (1948):** Robert Blum (1807-1848), Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, Führer der demokratischen Linken, Teilnehmer am Oktoberaufstand, standrechtlich erschossen. Siehe auch: Luise-Otto-Peters-Weg, in Bd. 2
- **Robert-Finnern-Weg, Alsterdorf (1985):** Robert Finnern (1894-1940 im KZ hingerichtet), Mitglied der SPD, Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Stolperstein: Im Tale 27.

Robert Finnern wurde im Stadtteil Alsterdorf geboren. Nach dem Abschluss der Volksschule und seiner Konfirmation begann er 1908 eine Schlosserlehre. Während seiner Lehrzeit (1908-1912) besuchte er die Schlosserfachschole und engagierte sich in der Arbeiterjugendbewegung. Nach Abschluss der Lehre führte ihn sein Weg auf Wanderschaft durch den Harz, Westfalen, das Rheinland, nach Baden bis in die Schweiz, wo er 1913 am letzten Geleit für August Bebel [siehe: August-Bebel-Park, August-Bebel-Straße, Bebelallee] teilnahm. Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde er eingezogen und kämpfte an der Westfront. Am 15. Oktober 1916 erhielt er das Eiserne Kreuz.

Nach seiner Rückkehr nach Hamburg leitete Robert bei der Arbeiterjugend die Gruppe Eppendorf und wurde 1919 zu deren Bezirksführer gewählt. Am 13. März 1920 schloss er die Ehe mit Hilda Pingel, aus der die Söhne Gerhard und Günther



hervorgingen. Im gleichen Jahr wurde er Führer der SPD, Bezirk Eppendorf. Weiterhin engagierte er sich auch für die Arbeiterjugend. Zusammen mit seiner Ehefrau führte er Wanderungen durch und nahm an Jugendtagen teil. 1929 wurde er zum Distriktführer der SPD Eppendorf-Winterhude gewählt und blieb dies bis zum Verbot der Partei im Juni 1933.

Seit 1919 war er bei der Kunst- und Bauschlosserei Meinhard als beliebter Kollege und geschätzter Arbeiter tätig und machte zusätzlich die Fortbildung zum Meister. Nach der Meisterprüfung verließ er 1926 die Firma und wechselte in die Abteilung Technische Betriebe des „Konsum-, Bau- und Sparvereins“. Dort wurde er 1932 aufgrund von Arbeitsmangel entlassen. Um der Arbeitslosigkeit zu entgehen, gründete er 1934 gemeinsam mit seiner Ehefrau Hilda ein Kolonialwarengeschäft in Eppendorf, Im Tale 27. Am 16. Juni 1933 nahm er an der Parteivorstands- und -ausschusssitzung im Redaktionsgebäude des „Hamburger Echo“ in der Fehlandstraße teil. Gemeinsam mit anderen SPD-Führungskräften wurde Robert dabei verhaftet und fünf Wochen in „Schutzhaft“ genommen. Bei zwei Hausdurchsuchungen konfiszierte die Polizei politische Bücher von Autoren wie August Bebel, Karl Frohme [siehe: Frohmestraße], Karl Marx und Friedrich Engels, Walter Rathenau [siehe: Am Rathenaupark; Rathenaubrücke; Rathenaustraße] und Walter Mehring.

Nach der Entlassung aus der Haft engagierte sich Robert Finnern im politischen Widerstand. Der Prozessakte zufolge erhielt die Gruppe um Finnern zunächst von Walter Siering illegale Schriften wie „Neuer Vorwärts“ und „Sozialistische Aktion“. Später fuhr der mit ihm zusammen verurteilte Wilhelm Bock [siehe: Wilhelm-Bock-Weg] nach Kopenhagen und holte Material nach Hamburg.

Für den 3. März 1938 um 19.30 Uhr war die Übergabe einer illegalen Sendung aus Dänemark durch den Kieler Sozialdemokraten Oskar Nielsen an Walter Siering verabredet. Da dieser bereits seine Flucht nach Dänemark vorbereitete, übernahm Robert die Aufgabe. Zu diesem Zeitpunkt standen beide bereits unter Beobachtung. Der überbrachte Koffer enthielt mehrere Tausend Exemplare der Flugschrift „Lasst Tatsachen sprechen!“ Nielsen und Finnern wurden noch am selben Abend verhaftet. Anschließend führte die Gestapo eine Hausdurchsuchung durch und nahm auch Hilda Finnern für vier Tage in Haft. Aus ungeklärten Ursachen starb Oskar Nielsen nach zwei Tagen in Polizeihaft. Während der Untersuchungshaft beauftragte Hilda den Rechtsanwalt Dr. Martin, der für seine Verteidigung gute Leumundszeugnisse u. a. von der Fa. Meinhard einholte.

Robert Finnern und Wilhelm Bock wurde vor dem Volksgerichtshof in Berlin der Prozess gemacht. In der Anklageschrift wurde ausführlich aus dem beschlagnahmten Flugblatt zitiert. Das Urteil lautete auf elf Monate Haft wegen Hochverrat,



die Robert Finnern in Fuhlsbüttel verbüßen musste. Gemeinsam mit Rechtsanwalt Martin reichte Hilda jeden Monat ein Gnadengesuch ein, ohne Erfolg. Robert Finnern wurde dann von der Gestapo ins KZ Sachsenhausen überführt, wo er, angeblich an einer „Lungenentzündung“, am 22. April 1940 starb. Am 17. August 1940 wurde seine Asche im Beisein einer großen Trauergemeinde im Familiengrab auf dem Friedhof in Hamburg-Ohlsdorf beigesetzt. Das Urteil des Volksgerichtshofes wurde am 6. Februar 1950 offiziell durch ein Amtsgericht in Berlin aufgehoben. (...).

Text: Beate Reis, geb. Finnern, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 351-11 AfW Abl. 2008/1, 13.03.1894 Robert Finnern; StaH 351-11 AfW Abl. 2008/1, 09.02.1918 Wilhelm Bock, Junior; Holger Martens: Für Freiheit und Demokratie, 2003, S. 223; Holger Martens: Widerstand, in: „Alles für Hamburg“, o. D. [2008], S. 47ff.

- **Robert-Koch-Stieg**, Eppendorf (1938): *Robert Koch (1843-1910), Entdecker des Tuberkulosebazillus, Bakteriologe.*
- **Robert-Koch-Straße**, Eppendorf (1937), siehe: Robert-Koch-Stieg.
- **Robert-Nhil-Straße**, St. Georg (1948): *Robert Nhil (1858-1938), Schauspieler.*
- **Robert-Schuman-Brücke**, Marienthal (1987): *Robert Schuman (1886-1963), Ministerpräsident von Frankreich, Gründervater der Europäischen Union, Präsident des Europäischen Parlaments.*
- **Rodeweg**, Billstedt (1970): *Friedrich Rode (1855-1923), Hauptpastor an der St. Petrikirche.*



- **Rodigallee, Marienthal (1947):** Erich Wasa Rodig (1869-1940), Oberbürgermeister von Wandsbek, Ehrenbürger. Siehe auch: Dellestraße.
- **Röbkestraße, Sasel (1950):** Julius Röbke (1849-1928), Dorfmusiker, Gemeindevorsteher von Sasel.
- **Röhlstieg, Farmsen-Berne (1956):** nach Röhl (17. Jhd.), Pächter des Gutes Berne.
- **Röhrigstraße, Ottensen (1931):** Johann Heinrich Röhrig (1859-1937), Mitbegründer des Altonaer Spar- und Bauvereins 1892.
- **Roeloffsufer, Steinwerder (1929):** Hugo Amandus Roeloffs (1844-1928), Senatssyndikus, Verdienste um den Zollanschluss.
- **Röntgenstraße, Ohlsdorf (1931):** Prof. Wilhelm Conrad Röntgen (1845-1923), Physiker, entdeckte die X-Strahlen, Nobelpreisträger für Physik.
- **Roepersweg, Winterhude (1904):** Carl H. O. Roeper (1844-1896), Bauinspektor der Baudeputation.
- **Röttgers Mühle, Blankenese (1972):** Heinrich Röttgers, errichtete dort die Windmühle Blankenese.



- **Roggestraße, Eißendorf (1929):** Hans Rogge (1873-1923), Wasserbaudirektor.
- **Rohlfsweg, Stellingen (1949):** Gerhard Rohlfs (1831-1896), Afrikaforscher. Fremdenlegionär in Algerien, Arzt in Fés, Forschungsreisen durch Afrika, behandelte einen Sklavenhändler, der ihm als Geschenk einen 8-jährigen Jungen als Sklaven gab. Dieser begleitete Rohlfs als Diener auf dessen Reisen. Später erhielt der Junge in Berlin auf Kosten des Kaisers Wilhelm I. eine Erziehung.
- **Rolandsbrücke, Altstadt (14. Jhd.):** dort stand damals ein Rolandsbild.
- **Rolandswort, Ottensen (1955):** Dr. Rütger Ruland (17. Jhd.), Rechtsgelehrter, Grundstücksbesitzer.
- **Rolfinckstieg, Wellingsbüttel (1955):** Werner Rolfinck (gest. 1590), Rektor am Johanneum.
- **Rolfinckstraße, Wellingsbüttel (1950),** siehe: Rolfinckstieg.
- **Roman-Zeller-Platz, Schnelsen (1995):** Roman Zeller, zwölfjähriger Pole, Opfer des Nationalsozialismus. Siehe auch: Brüder-Hornemann-Straße; Eduard-Reichenbaum-Weg; Georges-Andre-Kohn-Straße; Jungliebstraße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-Schwarberg-Weg, in Bd. 3 online. Siehe auch: Geschwister-Witonski-Straße; Jacqueline-Morgenstern-Weg; Lelka-Birnbaum-Weg; Mania-



Altmann-Weg; Riwka-Herszberg-Stieg; Wassermannpark; Zylberbergstieg; Zylberbergstraße; in Bd. 2.

Roman Zeller gehörte zu den 20 jüdischen Kindern, die vom SS-Arzt Josef Mengele für medizinische Experimente ausgewählt und in das Konzentrationslager Neuengamme gebracht wurden. Ehemalige Häftlinge des KZ Neuengamme hatten eine Namensliste der in der Schule am Bullenhuser Damm ermordeten Kinder zusammengestellt. Diese wurde 1945 in dem Buch „Rapport fra Neuengamme“ abgedruckt. Dort findet sich auch der Name eines zwölfjährigen Jungen aus Polen: „Zeller“. Dr. Kurt Heißmeyer notierte auf dem Notizblatt mit Untersuchungsdaten für dieses Kind die Anfangsbuchstaben „R. Z.“. Sein Vorname ist wahrscheinlich Roman. Mehr ist über diesen Jungen bisher nicht bekannt.

Quellen:

www.kinder-vom-bullenhuser-damm.de/roman_zeller

- **Rombergstraße**, Eimsbüttel (1898): *nach der Musikerfamilie Romberg, Cellist Bernhard Romberg (1767-1841), Komponist Andreas Romberg (1767-1821).*
- **Roonstraße**, Hoheluft-West (1874): *Generalfeldmarschall Graf Albrecht von Roon (1803-1879), preußischer Kriegsminister.*
- **Rosamswiete**, Barmbek-Nord (1929): *Walter Alfred Rosam (1883-1916), Maler.*
- **Roscherweg**, Stellingen (1989): *Dr. Albrecht Roscher (1836-1860), Afrikaforscher. Seine Reisen wurden von Hamburger Kaufleuten und Bankiers unterstützt. Siehe auch: www.freedom-roads.de zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen*
- **Roseggerstraße**, Wilstorf (1947): *Peter Rosegger (1843-1918), Volksschriftsteller.*



- **Roseggerweg**, Wilstorf (1976), siehe: Roseggerstraße.
- **Roseliusweg**, Wilhelmsburg (1951): Ludwig Roselius (1874-1943), Bremer Kaufmann, Kaffeehändler, Gründer der Firma „Kaffee Hag“, Mäzen, Förderer der Worpsweder Künstler.
- **Rosenhagenstraße**, Groß Flottbek (1911): Ferdinand Rosenhagen (1830-1920), Bürgermeister von Altona, Ehrenbürger von Altona.
- **Rostweg**, Neugraben-Fischbek (1948): Gottlieb Rost (1874-1912), Flugzeugführer und Flugzeugkonstrukteur.
- **Rothenburgstraße**, Rothenburgsort (1869): nach dem Ratsherrn Johann Rodenberg (1574-1640).
- **Ruckteschellweg**, Eilbek (1948): Nicolai von Ruckteschell (1853-1910), Pastor an der Friedenskirche in Eilbek.
- **Rudolf-Kinau-Allee**, Finkenwerder (1977): Rudolf Kinau (1887-1975), Schriftsteller, Mitarbeiter beim Rundfunk.
- **Rudolf-Klug-Weg**, Niendorf (1982): Rudolf Klug (1905-1944), Lehrer, kommunistischer Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Siehe auch: Annemarie-Ladewig-Kehre; Catharina-Fellendorf-Straße; Erika-Etter-



Kehre; Erna-Behling-Kehre; Gertrud-Meyer-Straße; Hanne-Mertens-Weg; Helene-Heyckendorf-Kehre; Katharina-Jacob-Weg; Lisbeth-Bruhn-Stieg; Margarete-Mrosek-Bogen; Margit-Zinke-Straße; Marie-Fiering-Kehre; Thüreystraße; Tennigkeitweg, in Bd. 2. Siehe auch: Mitglieder der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen: Ernst-Mittelbach-Ring; Ernst-Mittelbach-Stieg; Karl-Kock-Weg; Kurt-Schill-Weg; Werner-Schroeder-Straße, in Bd. 3 online. Stolperstein: Barmbeker Straße 93. Mahnmal: Tisch mit 12 Stühlen. Siehe bei: Georg-Appel-Straße.

Die Kandidatur des kommunistischen Lehrers Rudolf Klug für die Hamburgische Bürgerschaft beschäftigte 1932 noch vor der Machtübergabe an die Nationalsozialisten die Presse. Protestaktionen von Schülerinnen und Schülern sowie Eltern der Telemannschule sorgten in der Schulbehörde für Aufregung. Nach der Machtübergabe führte Rudolf Klug – getarnt als Kaffeelieferant – seine politischen Aktivitäten in der Illegalität fort – zunächst in der Widerstandsgruppe um Bernhard Bästlein, Franz Jacob und Robert Abshagen, und zuletzt in der Wehrmacht. Rudolf Klug stammte aus einer Arbeiterfamilie mit drei Kindern. Sein Vater Ernst Klug war gewerkschaftlich organisiert. Er hatte im heimatlichen Vogtland lieber Schlachter gelernt, obwohl er selbst hätte Lehrer werden können, denn „ein Schlachter kann sich immer satt essen“. Auf Wanderschaft verliebte er sich in Hamburg in Emma Lucht, die aus Albersdorf stammte. Sieben Jahre musste das Paar sparen, ehe es heiraten und einen Haushalt gründen konnte. Die Familie wohnte in Eimsbüttel. 1905 wurde Rudolf, zwei Jahre später seine Schwester Kati geboren. Ernst Klug konnte von seinem Lohn als Hafearbeiter gerade die Miete bezahlen, weshalb er, wenn möglich, zwei Schichten am Tag arbeitete. Seine Frau hatte mehrere Putzstellen. Als 1916, während der Vater im Krieg war, das dritte Kind Ernst-Otto geboren wurde, reichte die Unterstützung nicht aus. Rudolf beschloss zum Unterhalt beizutragen. Die Mutter musste mit seinem Geburtsdatum schwindeln, damit er mit seinen elf Jahren als Laufbursche arbeiten konnte. Zur Volksschule ging Rudolf Klug in der Bismarckstraße. Als er die Aufbauschule besuchen wollte, um studieren und Lehrer werden zu können, lehnte der Vater dieses aus finanziellen Gründen ab. Die Mutter aber meinte: „Wenn he dat will, denn wart he dat.“ Sie verdiente das Geld für seine Lehrerausbildung in Nacharbeit hinzu. 1923 begann er sein Studium als Werkstudent. In den Semesterferien nahm er jede erdenkliche Arbeit an, um das Studium mitzufinanzieren. Mit seiner Schwester besuchte Rudolf die Volksheimjugend, wo ihr erstes politisches Interesse geweckt wurde und er 1927 die „Proletarische Volksheimjugend“ mit begründete. Gemeinsam mit dem Kommunistischen Jugendverband (KJVD) gingen sie auf Fahrt und hielten politische Diskussionsabende ab. 1928 trat Rudolf Klug dem KJVD und der KPD bei. Trotz familiärer Not – 1927 war der Vater im Hafen tödlich verunglückt –



konnte Rudolf Klug sein Studium erfolgreich abschließen. Seine Studienschwerpunkte waren Psychoanalyse und Individualpsychologie. 1928 wurde er an die Reformschule Telemannstraße berufen, wo er ein progressives, meist sozialdemokratisches Kollegium vorfand. Die Koedukation war eingeführt und die starre Dreigliedrigkeit des Schulwesens aufgehoben. Die Schülerinnen und Schüler sollten „durch kritisches Lernen zur selbständigen Urteilsbildung gelangen“. Rudolf Klug gewann das Vertrauen der Kinder und erzielte Erfolge, indem er jedes nach seinen Stärken förderte und ihm die Sicherheit gab, „dass es genauso klug und tüchtig ist wie die anderen, so kann es plötzlich auch die Dinge, vor denen es bis dahin Angst hatte“, wie sich seine Schwester erinnerte. Es gelang ihm, konsequent und energisch und zugleich verständnisvoll und kameradschaftlich zu sein. Auf Elternabenden und in der Schulzeitung gab er die „neuesten Erkenntnisse fortschrittlicher und proletarischer Pädagogik und Psychologie“ weiter. Zu den Eltern hatte er einen ausgezeichneten Kontakt, wie sich sein Kollege Dietrich Rothenberg erinnerte. In politisch schwierigen Zeiten, in denen in Hamburg die Sozialdemokratie regierte, aber die Nationalsozialisten ihr Gewicht immer stärker geltend machten, geriet Rudolf Klug aufgrund seiner politischen Aktivitäten mit der Schulbehörde in Konflikt. Im Mai 1930 fand eine Anhörung statt, da er denunziert worden war. Ihm wurde vorgeworfen, an der Schule Rellinger Straße „Schulstaffeln“ aufgebaut zu haben, die der „Bekämpfung des Faschismus in den Schulen“ dienen sollten – eine Schule, an der er nie tätig gewesen war. Seine Entlassung konnte durch den Einsatz des sozialdemokratischen Schulrats Fritz Köhne (siehe: Köhnestraße, in Bd. 3 online) verhindert werden; die Oberschulbehörde aber ersuchte die Polizei, ihn weiter zu beobachten. Rudolf Klug betätigte sich in der „Interessengemeinschaft Oppositioneller Lehrer“ (IOL), die 1931 gegründet wurde, um „dem Abbau der sozialen Rechte und Errungenschaften im Bildungswesen und der zunehmenden faschistischen Gefahr entgegenzutreten“ (zitiert nach Burgard). 1932 kandidierte Rudolf Klug auf der Liste der KPD zu den Bürgerschaftswahlen am 24. April, obwohl er den seit 1930 geltenden Erlass des SPD-Schulsenators kannte, der allen Beamten die Unterstützung oder Mitgliedschaft in der KPD sowie der NSDAP verbot. Tatsächlich waren zwei Lehrer aus der NSDAP in der Bürgerschaft vertreten, auf die der Erlass keine Anwendung fand. Als das nationalsozialistische „Hamburger Tageblatt“ am Tag vor der Wahl die Telemannschule und die Kandidatur Rudolf Klugs anprangerte und seine Entlassung forderte, zog Rudolf Klug seine Kandidatur nicht zurück. Er bewahrte auch kein Stillschweigen über die Gespräche mit der Schulbehörde. In der kommunistischen „Hamburger Volkszeitung“ wurde ein Artikel über seine drohende Entlassung veröffentlicht. Aufgrund der Proteste der Eltern ordnete Schulrat Köhne anstelle seiner Entlassung die Versetzung von Rudolf Klug an. Als auch das Kollegium sich für ihn einsetzte, wurde als Begründung für seine



Versetzung nicht mehr der Senatserlass angeführt, sondern, dass ihm „parteilpolitische Taktiken und Praktiken“ näher lägen als „der Bestand und die tragende Idee der Schule Telemannstraße“ (Burgard et al., S. 24). Schließlich zog die Lehrerkonferenz der Telemannschule ihre Solidarität zurück, aus der Eltern- und Schülerschaft erhielt Rudolf Klug aber weiter Unterstützung: Eltern organisierten eine Unterschriftensammlung, die jedoch von der Schulleitung verboten wurde; Schüler und Eltern streikten drei Tage lang vor den Sommerferien. Der Streik wurde von der Polizei beobachtet und schließlich aufgelöst. Nach den Ferien waren fünfzehn Schüler und Schülerinnen an andere Schulen versetzt und zwei Väter zu fünf bzw. fünfzehn Tagen Gefängnis verurteilt worden. Rudolf Klug unterrichtete als Fachlehrer an der Schule Breitenfelder Straße weiter. Am 27. April 1933 beschloss die Hamburger Lehrervereinigung, die „Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens“, dem „Nationalsozialistischen Lehrerbund“ (NSLB) beizutreten. Die kommunistische Lehrerschaft hatte keinen Erfolg mit dem Antrag von Rudolf Klug, wenigstens eine Diskussion über diese Entscheidung zu führen. Die Kollegen der IOL hatten jedoch nach dem Reichstagsbrand im Februar Vorbereitungen getroffen, ihre Organisation in der Illegalität weiterzuführen. Die repressiven Maßnahmen der Nationalsozialisten nahmen weiter zu. Mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ wurden nicht nur jüdische, sondern auch politisch missliebige Lehrer von der Schulverwaltung entlassen. Rudolf Klug traf es am 17. Juni 1933. Eine Anzeige in verschiedenen Hamburger Zeitungen meldete, dass er mit anderen Lehrern und einer Kollegin „aus dem Schuldienst beurlaubt“ seien. Bereits im Mai hatte die Staatspolizei seine Wohnung durchsucht. Er war in der Schule festgenommen worden; aus Mangel an Belastungsmaterial ließ man ihn wieder frei. Im Spätsommer kam er erneut in Haft und wurde wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ am 4. Oktober 1933 zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Bis 11. August 1934 musste er seine Strafe in Wolfenbüttel verbüßen, im Anschluss daran auf Sylt Zwangsarbeit leisten. Nach Hamburg zurückgekehrt, konnte er ab Ende 1934 im Kaffeevertrieb von Kurt Adam (siehe: Kurt-Adams-Platz, in Bd. 3 online) mitarbeiten. Der ehemalige SPD-Bürgerschaftsabgeordnete und Vorsitzende der Volkshochschule, selbst mit Berufsverbot belegt, half auf diese Weise ehemaligen jüdischen und politisch verfolgten Kollegen. Diese Tätigkeit sicherte Rudolf Klug nicht nur den Unterhalt, sondern ermöglichte ihm, Kontakte mit politischen Freunden, Lehrern und Lehrerinnen der IOL und Eltern von Telemannschülern zu halten. Auf seinem Motorrad transportierte er nicht nur Kaffee, sondern auch illegale Schriften. Im April 1937 wurde Rudolf Klug bei einer Sonderaktion der Gestapo verhaftet und mit ca. 100 anderen „Politischen“ ins Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht, wo er drei Monate festgehalten wurde. Im gleichen Jahr zerbrach die Ehe mit seiner Frau Ilse, die er zwei Jahre zuvor geheiratet hatte und mit der er



in der Desenißstraße 28 wohnte. Bald nach seiner Entlassung nahm Rudolf Klug seine illegalen politischen Aktivitäten wieder auf, während er sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser hielt. Später fand er eine Anstellung als Mahnbuchhalter bei den Schleifmittelwerken Christiansen & Co. in Lurup. 1938 wurde er von der Gestapo im „Stadthaus“ zur illegalen Tätigkeit der Lehrer verhört. Es gelang ihm, u. a. seinen Freund und Kollegen Dietrich Rothenberg zu warnen, indem er seine Mutter (Emma Klug) zu ihm schickte, und ihn so zu beraten, dass die Vorwürfe gegen ihn fallen gelassen wurden. Im Kreis einer „Wandergruppe“, unter deren Deckmantel sich politisch Gleichgesinnte trafen, lernte Rudolf Klug die Buchhändlerin Margaretha Kubicki kennen. 1940 heirateten beide und zogen in die Barmbeker Straße 93. Ihre Tochter Anja wurde am 18. April 1942 geboren. Als 1940 die kommunistische Widerstandsgruppe um Bernhard Bästlein, Franz Jacob und Robert Abshagen aufgebaut wurde, beteiligte sich auch Rudolf Klug. Da er wegen seiner politischen Vorstrafe als „wehrunwürdig“ galt, war er bei Kriegsbeginn 1939 nicht eingezogen worden. In Absprache mit der Gruppe stellte er 1941 den Antrag auf Wiedererlangung der „Wehrwürdigkeit“, um in der Wehrmacht Widerstand zu leisten. Dies berichtete seine Schwester, während seine Frau gegenüber dem Amt für Wiedergutmachung vertrat, er habe den Antrag nicht von sich aus gestellt. Wie auch immer: Rudolf Klug wurde zum „Landsturm“ eingezogen. Er war zur Bewachung Kriegsgefangener eingesetzt, zuletzt 1943 bei Narvik in Norwegen. Dort nahm er Kontakt mit Gefangenen und einer Gruppe norwegischer Widerstandskämpfer der „Heimatfront“ auf. Es gab Vorbereitungen für die Flucht einiger Gefangener aus dem Lager. Rudolf Klug hatte einem sowjetischen Offizier eine Pistole übergeben, die in der Schreibstube beschlagnahmt worden war. Das Fehlen der Waffe wurde entdeckt und Rudolf Klug am 26. Februar 1944 festgenommen. Er konnte aus der Haft fliehen, wurde aber von Angehörigen seiner Einheit verraten und erneut verhaftet. Das Kriegsgericht verurteilte ihn am 15. März 1944 wegen Landesverrates im Kriege und Fahnenflucht zweimal zum Tode. Am 28. März 1944 wurde er in Beistfjord bei Narvik erschossen.

Das Kriegsgericht teilte der Witwe mit, dass die Bestattung „an Ort und Stelle“ erfolgt sei. Ihr wurde untersagt, Todesanzeigen oder Nachrufe zu veröffentlichen. Ende 1945 hatte Margaretha Klug an das Amt für Wiedergutmachung geschrieben: „Da jetzt im Sinne der Wiedergutmachung die von den Nationalsozialisten entlassenen Beamten wieder in ihr Amt eingesetzt wurden (...), habe ich bei der Schulverwaltung eine Pension und Waisenrente beantragt, denn wäre mein Mann nicht (...) aus dem Dienst entlassen, so hätten wir ja jetzt eine Pension.“ Erst 1962 erhielten Margaretha Klug und ihre Tochter Wiedergutmachung, eine einmalige Zahlung im Rahmen eines Vergleichs. 1961 war Margaretha Klug kurz davor gewesen, ihren Antrag zurückzuziehen, da sie



nicht alle erforderlichen Papiere beibringen konnte. In den Akten findet sich eine Notiz, dass der Sachbearbeiter sie ermutigt hat, nicht aufzugeben. Margaretha Klug bemühte sich im Jahr 1982 darum, ihren Mann auf den Ehrenhain des Ohlsdorfer Friedhofs umzubetten. Die Geschichtskommission der Hamburger VVN machte mit Hilfe eines norwegischen Freundes sein Grab auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Narvik ausfindig. Dieser unterstützte das Vorhaben, denn er fand, Rudolf Klug passe nicht „mit den ‚Helden von Narvik‘ und SS-Männern zusammen“ (zitiert nach Hochmuth 2005). Die sterblichen Überreste von Rudolf Klug wurden jedoch nicht überführt, da die Witwe alle Kosten hätte tragen müssen. Die Deutsche Kriegsgräberfürsorge schrieb ihr dazu: „Bitte bedenken Sie auch, dass Ihr Mann auf diesem Friedhof das dauernde Ruherecht hat, auf einem Gebiet und in einem Land, wo er aufgrund seiner Einstellung humanitär gewirkt hat.“ (zitiert nach Hochmuth 2005). Rudolfs Schwester Kati von der Reith trug mit ihren Erinnerungen in den 1970er-Jahren wesentlich bei zu dem Band „Rudolf Klug – Ein Lehrer passt sich nicht an“. Sie war verheiratet mit dem kommunistischen Bürgerschaftsabgeordneten und Spanienkämpfer Willi von der Reith, dem Cousin von Dietrich von der Reith. (...)

Text: Christine Meier, entnommen aus www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Amt für Wiedergutmachung (AfW) 081005; Edith Burgard et al.: Rudolf Klug – Ein Lehrer passt sich nicht an, Antifaschistische Reihe, Heft 2, Hamburg 1982; Dietrich Rothenberg: Kompromisslos gegen die Barbarei, in: Ursel Hochmuth, Peter de Lorent (Hrsg.): Schule unterm Hakenkreuz, Hamburg 1985, S. 239-243; Ursel Hochmuth/ Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933-1945, Frankfurt a. M. 1980; Ursel Hochmuth: Niemand und nichts wird vergessen, Biogramme und Briefe Hamburger Widerstandskämpfer 1933-1945, Eine Ehrenhain-Dokumentation in Text und Bild, Hamburg 2005, S. 78-81.

- c) **Rudolf-Roß-Allee, Horn (1959): Rudolf Roß (1872-1951), Bürgermeister von Hamburg (1930-1931).** Siehe auch: Marie-Henning-Weg, in Bd. 2. Verheiratet mit **Frieda Roß**, geb. Hinsch (27.7.1899 Hamburg – 8.7.1975 Hamburg), Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft (SPD) von: Ernante Bürgerschaft: Februar 1946 bis 1949. Frieda Roß war die Tochter einer Wäscherin und eines Ewerführers. Schon in ihrer Jugend trat sie der SPD bei und arbeitete, nachdem sie nach dem Abschluss der Höheren Handelsschule den Beruf der Korrespondentin und Buchhalterin erlernt hatte, ab 1919 als kaufmännische Angestellte beim „Hamburger Echo“, der Zeitung der Hamburger Sozialdemokratie. Dort lernte sie ihren späteren Mann Rudolf Roß (1872-1951) kennen, der damals Leiter der neugegründeten Volkshochschule und Präsident der Hamburgischen Bürgerschaft war. Nachdem das Paar 1923 geheiratet hatte, wurde Frieda Roß



Hausfrau und Mutter zweier Kinder. 1930/31 wurde ihr Mann Erster Bürgermeister von Hamburg (bis 1933 zeitweise auch Zweiter Bürgermeister) und sie die ‚First Lady‘. 1946 wurde sie in ihrer Funktion als Vertreterin der Hausfrauen Abgeordnete in der Ernannten Bürgerschaft. Dort schloss sie sich der SPD-Fraktion an. Ihre politischen Schwerpunkte waren die Lage der Hausfrauen und das Gesundheitswesen. Sie sorgte sich um die Flüchtlingsjugend, forderte Röntgen-Reihenuntersuchungen gegen die Krankheit TBC und setzte sich für die Verbesserung der Zustände in Krankenhäusern ein. Frieda Roß war bis 1970 Bürgerschaftsabgeordnete. Sie spielte auch eine aktive Rolle in der Hamburger Frauenbewegung. Im April 1946 war sie beteiligt an der Gründung des Hamburger Frauenrings, dessen Vorstandsmitglied sie bis 1949 war. Im Juli 1946 gründete sie mit anderen Frauen den Verein Hamburger Hausfrauen, dessen Vorsitzende sie von 1949 bis 1951 und 1953 war. Ihr erklärtes politisches Ziel war, dem Hausfrauenberuf gesellschaftliche Anerkennung zu verleihen. Deshalb forderte sie auch die Anerkennung der hauswirtschaftlichen Tätigkeit als Beruf.

- **Rudolph-Schloo-Stieg**, *Poppenbüttel (1999): Rudolph Schloo (1832-1910), Gemeindevorsteher von Poppenbüttel.*
- **Rudolfstraße**, *Wilhelmsburg (1905): nach einem Mitinhaber der Firma Kupferhütte Ertel Bieber & Co., die die Straße bauen ließ.*
- **Rudorffweg**, *Bergedorf/Lohbrügge (1949): Ernst Rudorff (1840-1916), Begründer der deutschen Naturschutzbewegung.*
- **Rübezahlstraße**, *Billstedt (1952), Märchenfigur.*
- **Rückersbrücke**, *Hamm (1930): Johann H. Rücker (1750-1803), Senator, Grundstückbesitzer.*



- **Rückersweg**, Hamm (1890), siehe: Rückersbrücke.
- **Rückertstraße**, Eilbek (1866): *Friedrich Rückert (1788-1866), Dichter, Übersetzer für orientalische Sprachen. Verheiratet. Vater von sieben Kindern. „Er machte ‚die Deutschen mit den homoerotischen Aspekten der islamischen Literatur vertraut‘. In diesem Anliegen traf er sich mit August von Platen, der sich Rückert anvertraute und ihm mitteilte, dass alle seine ‚Hafiz‘-gedichte ‚aus dem innersten Gefühle des Dichters für eine liebenswürdige Persönlichkeit‘ – seinen Freund Otto von Bülow – geschrieben worden seien“*, schreiben Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz in ihrem Buch „Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. Aufl. Hamburg 2006, S. 342.
- **Rüdemannweg**, Wilhelmsburg (1952): *Friedrich Rüdemann (1860-1932), Gründer und Vorstandsmitglied des gemeinnützigen Bauvereins Reiherstieg GmbH.*
- **Rüdigerau**, Rissen (1949): *Sagenmotiv aus der Nibelungensage. Siehe auch: Kriemhildstraße, Brunhildstraße, Siegrunweg und Uteweg, in Bd. 2. Der Markgraf Rüdiger (auch Rudeger) von Bechelaren gerät im Nibelungenlied zwischen die Fronten. Er hat beim Hunnenkönig Etzel/Attila Zuflucht gesucht und die Markgrafschaft von Bechelaren (Pöchlarn in Niederösterreich, an der Mündung der Erlauf in die Donau) als Lehen erhalten. Dreizehn Jahre nach Siegfrieds (siehe: Siegfriedstraße, in Bd. 3 online) Ermordung wirbt er für Etzel/ Attila bei König Gunther um die Hand von dessen Schwester Kriemhild. Rüdiger leistet Kriemhild einen Treueeid, der ihn später dazu verpflichtet, gegen die Burgunder (u. a. gegen den mit seiner Tochter verlobten Giselher) zu kämpfen. Rüdiger und Gernot (siehe: Gernotstraße, in Bd. 3 online) töten in diesem Kampf einander.*

Text: Birgit Kiupel



- **Rümkerstraße**, *Barmbek-Nord (1930): Charles Rümker (1788-1862) und Georg Rümker (1832-1900), Astronomen, Nautiker, Direktoren der Hamburger Sternwarte und der Navigationsschule.*
- **Rütersbarg**, *Lokstedt (um 1880): Flurname, nach den Landjägern, Reiter (Rüter), Barg (Scheune).*
- **Rüterstraße**, *Wandsbek (1951): Hugo Rüter (1859-1949), Musiklehrer am Wandsbeker Gymnasium, Komponist.*
- **Rütgerweg**, *Ottensen (1950): Rütger Rulant (1568-1630), Jurist, Vorbesitzer des Geländes.*
- **Rulantweg**, *Othmarschen (1950): Rütger Rulant, Jurist, Rechtsgelehrter, ließ die Rulantmühle erbauen.*
- **Rumpelstilzchenweg**, *Schnelsen (1968), Märchenfigur.*
- **Rungedamm**, *Allermöhe (1980): Friedlieb Ferdinand Runge (1795-1867), Chemiker, Entdecker des Anilin und Stearin.*
- **Rungestieg**, *Barmbek-Nord (1930): Philipp Otto Runge (1777-1810), Maler.*



- **Rungestraße**, Barmbek-Nord (1929), siehe: Rungestieg.
- **Ruscheweyhstraße**, *Hummelsbüttel (1975): Prof. Dr. Herbert Ruscheweyh (1892-1965), Präsident der Hamburgischen Bürgerschaft.*
- **Ruselerweg**, *Bergedorf/Lohbrügge (1949): Georg Ruseler (1866-1920), Schriftsteller.*
- **Ruststraße**, *Eißendorf (1927): Dr. Georg Friedrich Rust (1761-1814), Harburger Stadt- und Landphysikus.*
- **Ruthsweg**, Barmbek-Nord (1914): Valentin Ruths (1825-1905), Maler.

Amelie Ruths (28.4.1871 Hamburg - 3.4.1956 Hamburg) , Malerin der Vierlande und der Halligen. Historischer Grabstein im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof, Nichte von Valentin Ruths. Amelie Ruths war das zweite Kind von Johann Theobald Eduard Ruths und seiner zweiten Ehefrau, Maria Amalie, geb. Scherzinger. Das erste Kind, ein Sohn, war eine Woche nach der Geburt gestorben. Der 1871 geborenen Amelie folgten 1874 Therese, die bereits 1897 an einer Blinddarmentzündung starb, und jeweils ein Jahr später Rudolph und Frieda, die Lehrer bzw. Lehrerin wurden. Die Familie bewohnte ein kleines Haus in der Böttgerstraße 93 (heute wieder Heinrich-Hertz-Straße). Amelie und ihre um fünf Jahre jüngere Schwester Frieda besuchten die in der Nähe der Wohnung gelegene Höhere Töchterschule von Bonfort und Meinertz. Als der Vater 1895 starb, zog dessen Bruder, der weit über Hamburgs Grenzen hinaus bekannte Landschaftsmaler Valentin Ruths, zur Familie. Amelie Ruths fand durch ihren Onkel Valentin den Weg zur Kunst. Er gab ihr etwa seit ihrem vierzehnten Lebensjahr Zeichen- und Malunterricht, drängte sie jedoch, das Zeichenlehrerinnenexamen zu machen, damit sie sich ernähren könne. Von 1886 bis 1889 besuchte Amelie die Gewerbeschule für Mädchen in der Brennerstraße und schloss die Ausbildung mit dem Zeichenlehrerinnenexamen ab. Ab 1890 arbeitete sie an verschiedenen öffentlichen und privaten Schulen (Louise Schroeder und Marie Wolf, Laura Nemitz, Dr. H. Michow und Frau, Henriette



Müller, Marie Sander und Staatliches Lyceum am Lerchenfeld). In den Schulferien machte sie mit dem Onkel Studienreisen u. a. nach Italien und Ägypten. Als er um die Jahrhundertwende anfang zu kränkeln, pflegte sie ihn bis zu seinem Tod im Jahre 1905. Im selben Jahr beschickte sie zum ersten Mal eine Ausstellung, die Frühjahrsausstellung des Hamburger Kunstvereins. Dass alle Bilder von der Jury angenommen und zwei verkauft wurden, ermutigte sie, die kleine Erbschaft, die der Onkel ihr hinterlassen hatte, für ihre weitere Ausbildung aufzuwenden. Sie nahm Unterricht im Aktmalen bei Carl Rotte, der kurz Leiter der Aktklasse an der Kunstgewerbeschule am Steintor gewesen war, und lernte vier Sommer lang bei dem Belgier Henri Luyten an seiner *École des Beaux-Arts*. In Braschaet, einem kleinen Ort in der weiten Küstenlandschaft um Antwerpen, versammelte er eine internationale Schülerschaft. Hatte Amelie bei ihrem ersten Lehrer Valentin Ruths vor allem das Zeichnen gelernt, so beschäftigten sie jetzt Probleme der Freilichtmalerei: „Die ängstlich zeichnerische Kontur entschwand der durch die realistische Schule gegangenen Hamburgerin, der Pinselauftrag wurde leicht und flüssig, die Farbe zum Element der Wirkung. Dazu kam eine Reise nach Paris, das Studium des klassischen Impressionismus an der Quelle“, schreibt Karl Fischer in seinem Beitrag über Amelie Ruths in „Westermanns Monatshefte“ im Mai 1923. Trotz ihrer internationalen Ausbildung und verschiedener Reisen in den Süden blieb Amelie Ruths eine Malerin ihrer Heimat, der norddeutschen Landschaft. Sie fuhr an die Nordseeküste, auf die friesischen Inseln und in die Vierlande, wo ihre besondere Vorliebe den Vierländer Bauernhäusern galt. Anders als Marie Zacharias oder Ebba Tesdorpf, mit der sie nach dem Tod des Onkels eine Zeit lang gemeinsam auf Motivsuche durch Hamburgs Straßen streifte, war es Amelie Ruths dabei weniger um die Rettung eines Stückes Kulturgeschichte zu tun als um Probleme der Malerei, um Licht und Farbe. Die Dielen ihrer Vierländer Bauernhäuser sind so lichtdurchflutet, dass man fast meint, es handele sich um Räume im Freien. Der Eindruck des für die Interieurmalerin so konventionellen Helldunkels findet sich bei ihr nicht mehr. Licht spielt auch eine wesentliche Rolle bei dem Gegenstand, der zu Amelie Ruths Hauptthema werden sollte: die Halligen. In ihren Notizen schreibt sie dazu: „Zwei Sommer auf Nordstrand gemalt. Dann ging ich im Mai 1920 zuerst auf die Suche nach den Halligen. Auf dem Weg erkrankte ich auf Föhr so schwer durch Ansteckung an einer Kinderkrankheit (Mumps), dass ich kaum noch nach Hause reisen konnte und monatelang zwischen Leben und Tod schwebte. Mitte Oktober setzte ich einen kurzen Besuch auf der Hallig durch. Ein orkanartiger Sturm setzte während meines kurzen Aufenthalts dort die Hallig unter Wasser. Dieses war der Anfang. Daraus entstand eines meiner besten Bilder. Seitdem blieb ich den Halligen treu. Nur selten machte ich seitdem andere Reisen und Studienaufenthalte“ ¹⁾. Selbst, als sie so schwer krank war, dass sie vorzeitig in den Ruhestand versetzt wurde, hielt sie an der Halligmalerei fest. Frau Gebhard, eine



Bekannte Amelie Ruths', berichtet: „Sie war ja bis zu ihrem Tode rastlos tätig und hat uns erzählt, wie noch im letzten Jahr ihre Freundin, Frl. Minna Steinfatt, und ihre Schwester im Sturm die Staffelei festhalten mussten, damit sie überhaupt malen konnte“¹⁾. Von Frau Gebhard wissen wir auch, dass Amelie Ruths eine sehr warmherzige und humorvolle Frau war, die „enorm viele Freunde“ hatte und eine „sehr beliebte Gastgeberin“ war¹⁾. Zunächst hatten die Geschwister Amelie, Frieda und Rudolph weiter in der Böttgerstraße gewohnt, wo Amelie das Atelier des Onkels übernommen hatte. Auf Dauer waren ihnen die Räumlichkeiten jedoch zu eng geworden, und so zogen die drei 1937 in ein größeres Haus in der Erikastraße 174 mit Blick auf den Mühlenteich. Das neue Domizil konnten sie jedoch nur wenige Jahre gemeinsam genießen. Es fiel 1943 den Bomben zum Opfer. Ein Jahr später starb der Bruder. Die Schwestern verkauften das Grundstück nach dem Krieg und erhielten in dem darauf neu gebauten Zweifamilienhaus die Wohnung in der ersten Etage in Erbpacht. Hier lebten sie in enger, harmonischer Gemeinschaft miteinander. Als Amelie Ruths im Frühjahr 1956 ins Krankenhaus eingeliefert werden musste und keine Hoffnung auf Besserung bestand, nahm sich ihre Schwester diesen Umstand derart zu Herzen, dass sie einem Herzschlag erlag. Amelie Ruths hat das nicht mehr erfahren. Niemand traute sich, ihr die Wahrheit zu sagen. Man erzählte ihr, die Schwester könne sie nicht besuchen, weil sie sich den Knöchel verstaucht habe. Amelie Ruths starb knapp einen Monat nach ihrer Schwester Frieda. Amelie Ruths war seit 1910 Mitglied des Deutschen Künstlerbundes und hatte zu Lebzeiten Ausstellungen in verschiedenen Städten in Schleswig-Holstein, in Hamburg in der Kunsthandlung Commeter, im Kunstverein, im Museum für Hamburgische Geschichte und im Altonaer Museum. In den beiden letztgenannten Museen befinden sich heute Bilder von ihr, ebenso in der Kunsthalle. Der Verkauf ihrer Werke erzeugte stets zwiespältige Gefühle in Amelie Ruths. Bei aller Freude über den Erfolg war es ihr doch immer, als ginge „ein Kind von ihr fort“. Jedes Bild war für sie ein Stück erlebte Natur, das mittlerweile nicht mehr existiert: „Es gibt keine malerischen Kanten mehr, durch die Steindämme wird alles so langweilig.“ (Hamburger Freie Presse vom 28.4.1951.)

Text: Brita Reimers

Quelle:

- 1) Mappe Amelie Ruths im Archiv der Hamburger Kunsthalle. Zusammengestellt von Henny Wiepking. 1964.



- **Ruwoldtweg, Steilshoop (1972): Prof. Hans Martin Ruwoldt (1891-1969), Bildhauer.**



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Sachtestieg**, *Blankenese (1953): Paul Sachte (17. Jhd.) Vogt in Blankenese.*
- **Sagebiels Weg**, *Blankenese (vor 1903): Grundeigentümer und Fährhausbesitzer Sagebiel.*
- **Salomon-Heine-Weg**, Eppendorf (1967): Salomon Heine (1767-1844), Bankier, Onkel des Dichters Heinrich Heine

Das Heine Haus am Jungfernstieg 34 ist der Standort des ehemaligen Bankhauses des Bankiers Salomon Heine. 1767 in Hannover geboren, kam Salomon Heine als 17-Jähriger mittellos nach Hamburg und machte eine steile Karriere: vom Hausierer zum Bankchef. 1818 eröffnete er sein eigenes Bankhaus und avancierte zum Rothschild Hamburgs. Salomon Heine war ein großer Mäzen, stiftete z. B. eine Schule und ein Krankenhaus und ließ 1842 während des Großen Brandes in Hamburg sein Bankhaus am Jungfernstieg sprengen, um der Feuersbrunst durch die so geschaffene Schneise Einhalt zu bieten. Nach dieser Brandkatastrophe gab Salomon Heine der Stadt Hamburg für den Wiederaufbau zinsfreie Millionenkredite und verzichtete auf seine Entschädigung durch die Feuerkasse. Salomon Heine half, ohne Ansehen des Glaubens, so gab er z. B. auch Geld für den Wiederaufbau der zerstörten christlichen Gotteshäuser St. Petri und St. Nikolai. Doch trotz aller Verdienste wurde ihm als Jude das Hamburger Bürgerrecht verweigert, was ihn sehr schmerzte. 1844 starb er. Seine Neffe Heinrich Heine (siehe: Heinrich-Heine-Weg, in Bd. 3 online), zu dem er ein sehr gespaltenes Verhältnis hatte, begann einen heftigen Erbschaftsstreit mit dem Haupterben Carl Heine, dem Sohn Salomon Heines. Das Ergebnis: Heinrich Heine wurde die Jahresrente, die sein Onkel ihm zu dessen Lebzeiten hatte zukommen lassen, weiter gezahlt.

Heinrich Heines Ressentiments gegen seinen Onkel hatten ihre Ursache darin, dass sich Heinrich Heine in seiner Kunst nicht von seinem Onkel verstanden fühlte. So äußerte Salomon Heine einmal: „Hätte mein Neffe etwas gelernt, brauchte er nicht zu schreiben Bücher.“



Salomon Heine finanzierte seinem Neffen eine Kaufmannslehre, außerdem ein Manufakturgeschäft für Tuchwaren und ein Jurastudium. Mit all dem wollte Heinrich Heine nichts zu tun haben. Trotzdem unterstützte Salomon Heine seinen Neffen finanziell weiter. Und Heinrich Heine beschimpfte ihn als Geldsack.

Salomon Heine soll sich sehr dem weiblichen Geschlecht hingezogen gefühlt haben. Besonders, wenn junge Damen bei ihm um Spenden baten, bedachte er diese sehr großzügig aus seiner Geldschatulle. Die Autorin Susanne Wiburg schreibt in ihrem sehr lesenswerten Buch über Salomon Heine: „Über Wohltaten dieser Art wurde in der Stadt um so mehr getratscht, als Salomon Heine, zumindest in jungen Jahren, ein recht gutaussehender Mann gewesen sein muß.“ 1)

Eine andere Charakterseite Salomon Heines war sein Jähzorn. Er „neigte zu plötzlichen wilden Wutanfällen und konnte dann recht ausfallend werden. darunter litt besonders seine geduldige Ehefrau Betty.“ 2)

Salomon Heine war mit der zehn Jahre jüngeren **Betty, geb. Goldschmidt** (1777-1837) verheiratet. Das Paar hatte sechs Kinder. In den Sommermonaten lebte die Familie im 1808 erworbenen Haus an der Elbchaussee 31, 31a und 43. Nach dem Tod seiner Frau machte er sich einige Jahre darüber Gedanken, wie er ihrer gedenken könne. So entstand die Idee, ein Krankenhaus zu stiften: das Israelitische Krankenhaus unter dem Namen „**Betty-Heine-Krankenhaus**“. Salomon Heine gab für den Bau dieses Krankenhauses an der Simon-von-Utrecht-Straße 2 im Jahre 1839 die Summe von 80.000 Mark Banco. Zur Bedingung machte er u. a., dass, weil seine Schenkung zu Ehren seiner 1837 verstorbenen Ehefrau Betty geschehe, dies deutlich als Inschrift an der Fassade des Hauses sichtbar werden müsse. So wurde die Inschrift angebracht: „Krankenhaus der israelitischen Gemeinde der sel. Betty Heine zum Andenken erbaut von ihrem Gatten Salomon Heine Ao. 1841.“ Das Krankenhaus war damals das modernste Krankenhaus der Stadt und nahm PatientInnen ohne Ansehen der Konfession auf.

Eine seiner Töchter war **Therese Halle** (17.12.1807 Hamburg – 22.4.1880 Baden-Baden), verheiratet mit dem Juristen und Präsidenten des Hamburger Handelsgerichts, Adolph Halle (1798-1866). Zuvor aber war auch ihr Cousin, der Dichter Heinrich Heine (siehe: Heinrich-Heine-Weg) in sie verliebt gewesen. Salomon Heine war gegen diese Verbindung mit einem „Hungerleider“. Heinrich Heine hatte u. a. bei seinem Onkel Salomon eine ihm ungeliebte Banklehre absolviert. In dieser Zeit wohnte er nicht bei seinem Onkel, sondern wurde in einem Zimmer bei der Witwe Rodbertus, Große Bleichen 307, einquartiert.



Therese Halle pflegte ihren alten Vater bis zu dessen Tod. Nach seinem Tod erbt sie neben Bargeld Wohnhäuser am Jungfernstieg, die sie aber nicht verkaufen sollte. Den größten Teil des Erbes bekam der Sohn Carl.

1866 stiftete Therese Halle zum Gedenken an ihre verstorbenen Eltern im ehemaligen elterlichen Wohnhaus am Jungfernstieg 34 das Heine'sche Asyl. Es diente als Wohnstift mit Freiwohnungen für hilfsbedürftige ältere Frauen, die von „einwandfreiem Ruf“ sein mussten. Neben der Freiwohnung erhielten die Damen auch Geldunterstützung, Heizung, Beleuchtung und ärztliche Versorgung.

„Nach dem Tode der Stifterin hatte man auf dem Nachbargrundstück das sehr hohe Hotel Hamburger Hof errichtet. Bald darauf wurde auch das auf der anderen Seite benachbarte Gebäude von Streit's Hotel um ein Stockwerk erhöht. Dadurch ergab es sich, daß die nach hinten gelegenen Räume des Asyls besonders in den unteren Stockwerken erheblich unter Luft- und Lichtmangel litten. Deshalb wurde der Stiftung die Genehmigung zum Verkauf des Grundstücks erteilt mit der ausdrücklichen Auflage, daß das Haus abzureißen sei, da es keinem anderen als dem von der Stifterin bestimmten Zweck dienen dürfe.“ 3)

So wurde das Haus 1901 abgerissen und als "Heine'sches Wohnstift" für ca. 100 ältere Frauen am Holstenwall 18 neu errichtet. Das Haus wurde von Martin Haller und Hermann Geißler im Stil des Barocks erbaut und ist dem Bruchsaler Schloss nachempfunden. So ist auch der Vorgarten wie ein kleiner Schlossgarten des 18. Jahrhunderts angelegt, in den man durch ein großes Gittertor gelangt. Im Eingangsbereich ist der Stifterin mit dem 1872 gefertigten Marmorrelief des Bildhauers Heinrich Möller ein Denkmal gesetzt worden. Dort ist sie in der Mitte als junges Mädchen zu betrachten, wie sie den armen und alten Frauen hilft. Küchen- und Stubenmädchen rechts und links von ihr am Bildrand sind in ihre Arbeiten vertieft. Seit einigen Jahren hängt im Treppenhaus auch eine restaurierte Marmortafel, auf der an die Gründung des Stiftes erinnert wird, das 1939 „arisiert“ wurde. Heute ist das modernisierte Stift mit 48 Ein- und Zweizimmerwohnungen für ältere Damen, Herren und Ehepaare ausgestattet.

Therese Halle betätigte sich auch als Kunstsammlerin. Sie vermachte der Hamburger Kunsthalle 48 Gemälde und zwei Skulpturen. Trotzdem wurde sie nicht – wie andere Kunsthallenmäzene – in der Kunsthalle „verewigt“, dieses Privileg erhielt nur ihr Mann. 2008 widmete die Kunsthalle dieser Sammlerin schließlich eine Ausstellung.

Quellen:

- 1) Susanne Wiborg: Salomon Heine. Hamburgs Rothschild Heinrichs Onkel. Hamburg 1994, S. 44.
- 2) Susanne Wiborg, a.a.O., S. 45.
- 3) Irina von Jagow: Heine'sches Wohnstift. Stiftung Denkmalpflege Hamburg, Informationsblatt.



- **Salomon-Petri-Ring**, *Billstedt (1984): Salomon Petri (1609-1685), Pastor in Steinbek.*
- **Salzmannstraße**, *Hammerbrook (1913): Gotthilf Salzmann (1744-1811), Pädagoge, gründete die Erziehungsanstalt Schnepfenthal.*
- **Sanderskoppel**, *Wellingsbüttel (vor 1926): Georg Friedrich Sander (1790-1853), Grundeigentümer.*
- **Sartoriusstraße**, *Eimsbüttel (1906): Erasmus Sartorius (1578-1637), Kantor am Johanneum, städtischer Musikdirektor.*
- **Saßstraße**, *Altona-Altstadt (1951): Daniel Saß (1672-1717), Compastor, Propst in Altona.*
- **Schadesweg**, *Hamm (1909): Heinrich Schade (um 1700), Ingenieur.*
- **Schädlerstraße**, *Wandsbek (1945): Heinrich Gotthilf Schädler (um 1890), Hofbesitzer, Bauernvogt.*
- **Schäferhofbrücke**, *Langenhorn (1960): in Anlehnung an den Namen „Beim Schäferhof.*



- **Schäferhofstieg**, Langenhorn (1958), siehe: Beim Schäferhof.
- **Schäferkampsweg**. *Eimsbüttel (1858): nach der dort im 16. Jhd. angelegten Schäferei.*
- **Schäferkoppel**, *Wohldorf-Ohlstedt (1937): Koppel des Schäfers.*
- **Schäferredder**, *Bergstedt (1948): in Anlehnung an die dortige Schäferkate.*
- **Schäfersruh**, Sasel (1950): *nach dem Schäfer Johann Christian Nikolaus Duncker (1848-1932), der hier seinen Ruhesitz hatte.*
- **Schäferstraße**, Eimsbüttel (1875), siehe: Schäferkampsallee.
- **Schärstraße**, Bergedorf/Lohbrügge (1964): Alfred Schär (1887-1937), Lehrer an der Taubstummenschule in Hamburg, Gegner und Widerständler gegen den Nationalsozialismus. Siehe auch: Marta-Damkowski-Kehre, in Bd. 2. Als Sohn eines Schneidermeisters wuchs Alfred Schär in Hamburg auf, besuchte von 1894 bis 1902 die Volksschule und bis 1908 das Seminar für Volksschullehrer. Vor Abschluss der Lehrerprüfung hatte er bereits an der Schule der Taubstummenanstalt hospitiert, was seine Einstellung dort als Hilfslehrer günstig beeinflusste. Nach der zweiten Lehrerprüfung 1911 und der Prüfung für Taubstummenlehrer 1912 bekam er eine feste Stelle. Da Schär an seiner Schule durch die Begleitung eines Schüleraustauschprogramms und durch ständige pädagogische Weiterbildung als besonders engagiert auffiel, war es nicht verwunderlich, dass er sich bereits ein Jahr nach seiner Verbeamtung auch einer



Arbeitsgruppe am Phonetischen Laboratorium anschloss. Giulio Panconcelli-Calzia, der Institutsleiter, erforschte genau die Seite der Phonetik, die auch Schär am meisten interessierte, nämlich die experimentelle Phonetik. Von den Forschungsergebnissen versprach er sich verbesserte Methoden für die praktischen Sprechübungen mit seinen gehörlosen Schülern. Von 1915 bis 1918 musste Schär als Kompanieführer am Ersten Weltkrieg teilnehmen. Nach seiner Rückkehr legte er dann umgehend die Kriegsreifeprüfung ab und schrieb sich 1919 als einer der ersten Studenten für acht Semester an der neu gegründeten Hamburger Universität ein. Auch die Arbeit am Institut ging weiter. Schärs Zusammenarbeit mit Panconcelli-Calzia erwies sich für beide Seiten als gewinnbringend. Der Institutsleiter legte so viel Wert auf Schärs Mitarbeit, dass er bei der Schulbehörde einen Antrag stellte, in dem er für seinen Assistenten um eine siebenmonatige Beurlaubung von der Taubstummenschule bat. Auch die Elternschaft befürwortete die Weiterbildung des engagierten Lehrers, kam sein Engagement doch der Sprecherziehung ihrer Kinder zugute. Dieser Lebensabschnitt muss für Alfred Schär sehr glücklich gewesen sein. Im Jahr 1918 hatte Alfred Schär die Lehrerin Antonie Ludwig geheiratet. Sie bekamen zwei Kinder, Erika und Dieter. Die Schärs lebten in Fuhlsbüttel, freundschaftlich verbunden mit der Lehrerfamilie Hertling. Da beide Paare sich ein Leben auf dem Land wünschten, die Großstadt Hamburg jedoch „immer näher rückte“, beschloss man, mit anderen eine kleine Nachbarschaftssiedlung zu gründen. Die Wahl fiel auf Volksdorf, wo es am Wulfsdorfer Weg noch eine große unbebaute Fläche gab. Dort entstanden ab 1926 vier Doppel- und zwei Einzelhäuser mit Gartenland und privatem Kindergarten. Organisator des Projekts war Alfred Schär. Im Herbst 1928 konnten Hertlings und Schärs ihr Doppelhaus am Wulfsdorfer Weg 77/79 beziehen. Das Siedlungsleben lief zunächst tatsächlich so idyllisch an, wie erhofft. Die sechs Familien teilten einen Brunnen, eine Kläranlage, einen 1.500qm großen Spielplatz, der quer zu den Grundstücken lag. Hier durfte jedes Kind seinen eigenen Baum pflanzen. Die Idee, in enger Nachbarschaft nah an der Natur zu leben, war in Schär durch seine Beschäftigung mit den bodenreformerischen Ideen Franz Oppenheimers (1864-1943) geweckt worden, wobei der gemeinnützige Aspekt des Siedlungsgedankens seinen Vorstellungen besonders entsprach. Die anderen Bewohner der Siedlung „Buchenkamp“ empfanden die praktische Umsetzung dieser Ideen mit jahreszeitlichen Festen, Hausmusik, Literaturkreis und Nachbarschaftshilfe ebenfalls als bereichernde Lebensform. Bald nach dem Hausbau geriet die Schärfamilie jedoch in finanzielle Schwierigkeiten, da sie für einen befreundeten Handwerker eine Bürgschaft übernommen hatte. Deshalb sah sich das Ehepaar gezwungen, Untermieter aufzunehmen, was später zu Problemen mit den Nachbarn führen sollte. Zu Beginn der 1930er-Jahre unterrichtete Schär weiter an der Taubstummenschule Bürgerweide. Ehrenamtlich arbeitete er in der



Gemeindeversammlung Volksdorf als Vertreter der SPD-Fraktion mit. Wie die Protokolle dieser Zeit zeigen, gingen mehrere sozialpolitische Anträge auf ihn zurück. Während Schär sich als Gemeindevertreter für den Stadtteil Volksdorf verantwortlich fühlte, fanden manche Nachbarn die Tatsache, dass er von 1930 bis 1932 der SPD angehörte, eher verdächtig. Zugezogene Vorhänge, Licht im Keller und verbranntes Papier im Garten reichten ihrer Meinung nach 1933 aus, anzunehmen, dass im Hause Schär „kommunistische Literatur“ gedruckt wurde. Da der Verdacht sich zunächst auch auf Familie Hertling erstreckte, veranlasste NSDAP-Ortsgruppenleiter Natskow, dass beide Familien am 13. August 1934 wegen des „Verdachts staatsfeindlicher Umtriebe“ einer Haussuchung durch die Gestapo unterzogen wurden. „Die Wohnung und die Nebenräume wurden eingehend durchsucht, aber weder komm. noch marx. Material vorgefunden“, heißt es im abschließenden Bericht der Gestapo. Damit war die Denunziationsbereitschaft am Wulfsdorfer Weg aber keineswegs befriedigt. Dass die Familie Schär wegen ihrer finanziellen Schwierigkeiten Untermieter jüdischer Herkunft aufgenommen hatte, wurde als „starke Zumutung“ ausgelegt. Ein solcher „Volksgenosse“ dürfe keine deutschen Kinder erziehen. Nachbarn in Volksdorf hielten eine Kundgebung ab, auf der eine Rede über das Thema „Der Jude als Feind der Volksgemeinschaft“ gehalten und Schär heftig angegriffen wurde. Sie scheuten auch nicht davor zurück, ihm persönlich anzulasten, dass zwei jüdische Ärzte ihre Autos auf dem Gehweg vor seinem Haus abgestellt hatten. Schließlich wurde Schär von der Landesunterrichtsbehörde vorgeladen, um sich gegen solche „Vorwürfe“ zu verantworten. Noch kam er mit einer Verwarnung von Oberschulrat Mansfeld davon. Weiterhin ging Schär seiner Tätigkeit als Taubstummenlehrer nach, die ihn zunehmend psychisch belastet haben muss, denn seit September 1934 wurde er als Dolmetscher für Gehörlose zum „Erbgesundheitsgericht“ berufen. Dort vernahm man „Erbkranke“ im Sinne der Nationalsozialisten nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“. 23 Mal musste Schär vor diesem Gericht erscheinen! Es sollte jeweils festgestellt werden, ob es sich um einen angeborenen Hörschaden handelte. Für diesen Fall war meistens eine Zwangssterilisation vorgesehen. Dabei ist nicht auszuschließen, dass Schär über seine eigenen Schüler hat aussagen müssen. Gelegentlich versuchte er, sich durch Krankschreibung dieser belastenden Verpflichtung zu entziehen. Ansonsten verlief seine berufliche Tätigkeit unauffällig. Seine angesehene Position in der Schule führte dazu, dass er als Mitglied im Arbeitskreis der Lehrer für Gehörlose und Sprachgeschädigte an der neuen Prüfungsordnung für Sprachheillehrer mitwirkte, die 1935 erschien. Soweit sein offizielles Leben. Doch Alfred Schär gehörte zu den Menschen, die eine Unterordnung unter das nationalsozialistische Regime von Grund auf ablehnten und alles daran setzten, sich den damit verbundenen Zumutungen zu entziehen. Mit Gesinnungsgenossen arbeitete er systematisch an der Abwehr und



Eindämmung der NS-Herrschaft. Dies geschah im Verborgenen, in dem Haus einer (jüdischen) Unternehmerin. Hier leitete Schär einen Wirtschaftskursus, in dem die Teilnehmer sich bemühten, hinter die Kulissen der offiziellen NS-Wirtschaftspolitik zu schauen. Diesem Kreis gehörten Mitglieder und Freunde des „Internationalen Sozialistischen Kampfbundes“ (ISK) an. Diese Organisation existierte seit 1925 und wurde 1933 – ebenso wie die KPD oder die SPD – verboten. Die ISK-Mitglieder arbeiteten illegal in Ortsgruppen weiter. Zwar hielten sie Grundregeln der konspirativen Tätigkeit ein und schützten sich vor Spitzeln, aber schließlich rollte die Gestapo die Organisation doch auf: „Im März 1936 wurde der ISK-Funktionär Hans Prawitt von der französischen Polizei an die Deutschen ausgeliefert, als er die Grenze überqueren wollte, und im Mai an die Gestapo seiner Heimatstadt Hamburg überstellt. Der 22-Jährige wurde misshandelt und brach psychisch zusammen. Es war für die Gestapo ein leichtes, die Namen der führenden Funktionäre und die internen Verbindungen aus ihrem Opfer herauszuholen. Eine Verhaftungswelle rollte durch das Reich. Allein in Hamburg wurden 30 ISK-Mitglieder festgenommen, unter ihnen Alfred Schär.“ Schär wurde der „Beihilfe zum Hochverrat“ bezichtigt. Am 10. Februar 1937 holte ihn die Gestapo zur „Vernehmung“ ab. Als er abgeführt wurde, versammelten sich empörte Nachbarn vor seinem Haus. Sie machten sich daran, die Fensterscheiben mit Steinen einzuwerfen. Nachbar G. aus Nr. 83 gelang es jedoch, den Übergriff zu verhindern, indem er sich schützend vor das Gebäude stellte. Toni und Alfred Schär wussten, dass ihr Abschied endgültig war. Alfred Schär kam in das Konzentrationslager Fuhlsbüttel. Nach Mitteilung der Gestapo soll er sich am 13. Februar 1937 in seiner Zelle erhängt haben. Die Gestapo untersagte die Beerdigung auf dem Friedhof Bergstedt. Als die Familie darum bat, von dem Toten Abschied nehmen zu dürfen, wurde ihr dies mit dem Hinweis, die Leiche solle verbrannt werden, nicht erlaubt. Kurz vor der Trauerfeier in Ohlsdorf drohte die Gestapo Alfreds Bruder Hans Schär damit, das Krematorium räumen zu lassen, falls der Andrang der Trauergäste nicht umgehend aufhöre. „Nach Alfred Schärs Tod 1937 lastete dieser Mord wie ein dunkles Geheimnis auf den Kindern der Siedlung, mit denen die Erwachsenen kaum darüber sprachen“, so die Erinnerung eines damaligen Kindes der Siedlungsgemeinschaft. Der Nachbar Hertling setzte Ende der 1950er-Jahre zur Erinnerung an Alfred Schär einen Stein auf dem ehemaligen Spielplatz der Siedlung. Dieser Text beruht wesentlich auf Quellenrecherchen, die Dr. Iris Groschek durchgeführt hat.

Text: Ursula Pietsch

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 361-3, Personalakte A. Schär, A 879; Amt für Wiedergutmachung (AfW), 050887; Protokoll der Gemeindevertretersitzung StaH 416-1/1, XXVII B, Band 7; Iris Groschek: Dorothea Elkan und Alfred Schär, in: Das Zeichen, Bd.10 (1996), Nr. 37, S. 311; Ursula



Pietsch: Volksdorfer Schicksale. In: Unsere Heimat Die Walddörfer, Nr.6/2004, S. 80; Barbara Beuys: Vergesst uns nicht, Reinbek 1987, S. 347; Leserbrief von Jürgen Moltmann, in: Wochenblatt Markt, 24.8.2006; Interviews mit Gertraud Hertling, Beate Schaible und Verena Puig, 2003-2006.

- **Scharnskamp**, Langenhorn (1958): Johann Scharn (1811-1863), Lehrer in Langenhorn.
- **Schatzmeisterstraße**, *Marienthal (vor 1864 oder 1950)*, siehe: Schimmelmannstraße
- **Schaudinnstwiete**, *Barmbek-Nord (1938)*: Dr. Fritz Schaudinn (1871-1906), Abteilungsleiter am Institut für Schifffahrts- und Tropenkrankheiten, Entdecker des Syphilis-Erregers.
- **Schauenburgerstraße**, *Altstadt (1843)*: nach den Grafen von Schauenburg. Siehe auch: Conventstraße, in Bd. 2.
- **Schedestraße**, *Eppendorf (1903)*: Prof. Dr. Max Schede (1844-1902), Oberarzt, Chirurg am Universitätskrankenhaus Eppendorf.
- **Scheel-Plessen-Straße**, *Ottensen (1897)*: Carl Theodor August Freiherr von Scheel-Plessen (1811-1892), Oberpräsident von Altona.
- **Scheelring**, *Schnelsen (1968)*: Jürgen Erich Scheel (1737-1795), Landdrost in Pinneberg.



- **Scheffelstraße, Winterhude (1891):** Josef Viktor von Scheffel (1826-1886), Dichter.
- **Schefflerweg, Othmarschen (1957):** Karl Scheffler (1869-1951), Kunsthistoriker, Publizist.
- **Schepakstieg, Neugraben-Fischbek (1958):** Dolfi Joseph Wilhelm Schepak (1909-1935), Pilot, förderte das Segelfliegen in Fischbek.
- **Schellerdamm, Harburg (1960):** C. F. Emil Scheller (1837-1922), Kaufmann aus Harburg, Mitbegründer der Harburger Mühlenbetrieb AG.
- **Schellingstraße, Eilbek (1866):** Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775-1854), Philosoph. Siehe Text unter: Schlegelsweg, in Bd. 2, siehe auch: Reimarusstraße.
- **Schemmannstraße, Volksdorf (1906):** Conrad Herrmann Schemmann (1842-1910), Senator, Landherr der Geestlande.
- **Schendelstieg, Langenbek (1988):** Eugen Schendel (1890-1943), jüdischer Kaufmann aus Harburg. Opfer des Nationalsozialismus. Stolperstein: Am Radeland 26

An dem Teil der Straße Am Radeland auf der nördlichen Seite der Bahnstrecke Harburg-Cuxhaven, an dem heute die Hamburger S-Bahn (S 3) den Tunnel verlässt und auf dem DB-Bahndamm weiterfährt, befanden sich auch in den 1940er-Jahren bereits viele Schrebergärten. Es ist unklar, wann und warum der



Kaufmann Eugen Isidor Schendel, der aus einer jüdischen Familie aus dem Vogtland stammte, sich hier privat niederließ. Beruflich war er vornehmlich auf der anderen Seite der Elbe tätig.

Dort hatte er 1927 ein Stoffgeschäft mit einem großen Tuchlager in der Bergstraße 28/Ecke Alsterdamm (heute Ballindamm) eröffnet, das bald wegen seines reichhaltigen und exquisiten Warenangebots zu den Top-Adressen Hamburgs in dieser Branche zählte. Vor allem seine hochwertigen englischen Stoffe waren bei den Kunden sehr gefragt. Viele bekannte Hamburger Schneider wussten, dass sie bei Eugen Schendel gut bedient wurden und sein Lager zu jeder Zeit gut sortiert war.

Sein Kundenkreis erstreckte sich über ganz Norddeutschland, und deshalb war er auch als Handelsvertreter viel unterwegs. An solchen und auch an anderen Tagen konnte er sich im Geschäft voll und ganz auf die tatkräftige Mithilfe seiner nichtjüdischen Ehefrau Martha, geb. Gerloff (geb. 17.1.1891), verlassen.

Als die jüdischen Geschäftsleute 1938 zunehmend aus dem deutschen Wirtschaftsleben verdrängt wurden, versuchte auch Eugen Schendel, zu retten, was noch zu retten war. Er transferierte einen Teil seines Vermögens nach Dänemark, wo er sich eine neue Existenz schaffen wollte. Doch bevor es dazu kam, wurde er am 8. November 1938 im Zuge der großen Verhaftungsaktion nach dem reichsweiten Pogrom von der Gestapo festgenommen und in das Polizeigefängnis Fuhlsbüttel eingeliefert. Nach zwei Wochen gelangte er wieder auf freien Fuß. Anschließend musste er sich mit einem Fünftel seines Vermögens an der „Sühneleistung“ beteiligen, die allen Juden für die Beseitigung der in der Pogromnacht verursachten Schäden auferlegt wurde.

Aufgrund der „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ vom 12. November 1938 war Eugen Schendel gezwungen, sein Geschäft und sein Tuchlager in der Bergstraße weit unter Marktpreis zu verkaufen. In den folgenden Wochen und Monaten versuchte er, sich finanziell als Handelsvertreter über Wasser zu halten.

Am 4. Mai 1941 wurde er erneut in „Schutzhaft“ genommen und in das Polizeigefängnis Fuhlsbüttel eingeliefert, weil er als Jude nicht rechtzeitig sein Radiogerät, wie gesetzlich vorgeschrieben, abgeliefert hatte. Diesmal dauerte die Haft einen Monat und einen Tag. Ab 19. September 1941 musste auch er – wie alle anderen deutschen Juden – den „Gelben Stern“ tragen.

Im Frühjahr 1942 tauchte Eugen Isidor Schendel unter. Es spricht einiges dafür, dass er in dieser Zeit auch bei Alma Schultz in der Heimfelder Straße 80 Zuflucht fand, denn über sie wurde später berichtet, sie habe in ihrer Wohnung in der Heimfelder Straße 80 vier Wochen lang „einen jüdischen Kaufmann versteckt“, der verhaftet worden sei, als er „seine Frau Am Radeland besuchen“ wollte.



Am 31. Dezember 1942 wurde Eugen Schendel von der Polizei gefasst und abermals in das Polizeigefängnis Fuhlsbüttel gebracht. Ihm wurde nun vorgeworfen, seine Ehefrau verlassen und seine Unterhaltungspflicht versäumt zu haben. Die folgenden Tage und Wochen wurden für Martha Schendel zu einer Zerreißprobe. Nachdem neue Ehen zwischen Juden und Nichtjuden seit der Verkündung der Nürnberger Gesetze verboten waren, versuchten die Nationalsozialisten, auch die Zahl der bestehenden Mischehen zu verringern. Dabei setzten sie die jüdischen wie die nichtjüdischen Partner stark unter Druck. Letzteren wurde für den Fall einer Scheidung die „Rückkehr in den deutschen Blutsverband“ mit allen Vorteilen in Aussicht gestellt.

Gestapobeamter Walter Wohlers vom „Judenreferat“ gab Martha Schendel zu verstehen, dass ihr Mann nur zu retten sei, wenn sie sich von ihm scheiden ließe. In ihrer Verzweiflung erklärte Martha Schendel sich zu diesem Schritt bereit. Ihre Ehe mit Eugen Isidor Schendel wurde am 4. Februar 1943 geschieden, „da der Beklagte im Mai 1942 unter Verletzung der für ihn geltenden Aufenthaltsbestimmungen die Klägerin verlassen (...) und seitdem nicht mehr für sie gesorgt hat, [womit] er sich einer schweren Eheverfehlung schuldig gemacht [hat].“

Martha Schendels Hoffnungen erwiesen sich als trügerisch. Ihr Mann verlor nach der Auflösung der Ehe mit seiner nichtjüdischen Frau den letzten bis dahin noch wirksamen Schutz vor einer Deportation, was ihr allerdings nicht bewusst gewesen war. 16 Tage später wurde er mit einem Sammeltransport über Berlin nach Auschwitz gebracht. Dort starb er am 15. Juni 1943.

Im späteren Wiedergutmachungsverfahren Martha Schendels wurde die Scheidung für ungültig erklärt. Max Plaut, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Hamburg von 1938-1943, bescheinigte ihr nach seiner Rückkehr aus dem Exil: „Dass Sie sich damals scheiden ließen, geschah auf Veranlassung des Gestapobeamten Wohlers, der Ihnen den Tod Ihres Mannes als Folge der Einweisung in das KZ Auschwitz androhte, falls Sie sich nicht scheiden ließen. Andernfalls bestand die Hoffnung, dass er lebend durchkäme. Auf Grund mehrfacher Erfahrung in dieser Hinsicht hatten Sie keine andere Wahl, wenn Sie Ihren Mann retten wollten.“

Text: Klaus Möller, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 522-1, Jüdische Gemeinden, 92b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; StaH, 314-15, Akten des Oberfinanzpräsidenten. (R 1940/R/664 Eugen Schendel); Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme. Hamburg 1995; Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bd. I-IV, herausgegeben



vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006; Yad Vashem, The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org; StaH, 351-11 AfW, Abl. 2008/1, 170191 Schendel, Martha; Matthias Heyl (Hrsg.): Harburger Opfer. Hamburg 2002; Matthias Heyl: „Vielleicht steht die Synagoge noch“! Jüdisches Leben in Harburg 1933-1945. Norderstedt 2009, S. 195; StaH, 351-11 AfW, Abl. 2008/1, 170191 Schendel, Martha; Beate Meyer: „Jüdische Mischlinge“ – Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933-1945. 2. Aufl. Hamburg 1999, S. 30ff; Michael Hartwig: Harburg '45. Noch einmal davongekommen. Hamburg 1986, S. 42.

- **Schenkendorfstraße, Uhlenhorst (1899):** *Max von Schenkendorf (1783-1817), Dichter.*
- **Scheplerstraße, Altona-Altstadt (1951):** *Arnold Schepler (1599-1681), Pastor an der Hauptkirche in Altona.*
- **Scheteligsweg, Horn (1929):** *Carl Schetelig (1849-1920), Pastor der Martinskirche in Horn.*
- **Schiffszimmererweg, Schnelsen (1955):** *nach dem Handwerk der Schiffszimmerer.*
- **Schillerstraße, Altona-Altstadt (1859 und 1950):** *Friedrich von Schiller (1759-1805), Dichter.* Siehe auch: Henriette-Herz-Ring, Klopstockstraße, Königskinderweg, Schlegelsweg, in Bd. 2. Seine Frau. Die Schauspielerin Sophie Albrecht (1756-1840), eine Jugendfreundin von Schiller, die ihn in Frankfurt und Dresden gefördert hatte, hatte in Övelgönne Grundbesitz. Sophie Albrecht hatte Schiller in ihrem Dresdner Heim 13 Wochen aufgenommen. Dort arbeitete Schiller an seinem „Don Carlos“. Albrecht war mit dem Arzt und Theaterdirektor Dr. med. J. F. E. Albrecht verheiratet. Neben seiner Arzttätigkeit war er Dichter, Buchhändler und Schriftsteller. Die Albrechts übernahmen 1796 das Schauspielhaus in Altona. Im wirtschaftlichen Krisenjahr 1806 verlor Sophie Albrecht



ihr Vermögen. Sie verarmte und vereinsamte und starb 1840 im St. Georg-Hospital in Hamburg.

- **Schillerufer**, *Bergedorf (1927)*, siehe: Schillerstraße.
- **Schillstraße**, *Tonndorf (1933)*: *Ferdinand von Schill (1776-1809)*, *Freiheitskämpfer im Kampf gegen Napoleon I.*
- **Schimmelmanallee**, *Jenfeld (1951)*, siehe: Schimmelmanstraße.
- **Schimmelmanstieg**, *Jenfeld (1945)*, siehe: Schimmelmanstraße.
- **Schimmelmanstraße**, *Marienthal, Jenfeld (vor 1864)*, *Graf Heinrich Carl von Schimmelman (1724-1782)*, *dänischer Finanzminister mit dem Titel Schatzmeister*. Siehe auch: Schatzmeisterstraße.

Siehe auch: Hudtwalckerstraße, hier: Margarethe Milow, Schwester von Johann Michael Hudtwalcker, nach dem die Straße benannt und deren Mann bei Schimmelman als Pastor angestellt war.

Im folgenden Text wird das N-Wort im historischen Zitat voll ausgeschrieben. 1) Anfang des 18. Jahrhunderts siedelte sich Dietrich Jakob Schimmelman aus der wohlhabenden Rostocker Kaufmannsfamilie in Demmin/Vorpommern an. Sein dritter Sohn Heinrich Carl Schimmelman fing eine Kaufmannslehre in Stettin an, stieg dann in Dresden in den Kolonialwarenhandel ein.

Im Siebenjährigen Krieg beauftragte ihn Friedrich II. mit Getreidelieferungen für die preußischen Truppen. Als Dank durfte er die vom König konfiszierten Lagerbestände der Meißner Porzellanmanufaktur zu günstigen Konditionen



kaufen. Die kostbare sächsische Kriegsbeute im geschätzten Wert von 300.000 Talern erwarb Schimmelmann zum halben Preis. Das Porzellan ließ er in hundert Kisten nach Hamburg schaffen und 1758 bei einer spektakulären Auktion verkaufen, wobei er einen erheblichen Gewinn erzielte. 1759 half er dem Preußenkönig mit etwas undurchsichtigen Geldtransaktionen aus England aus. Dabei fiel er mit Münzfälschung auf: Das in seinem Auftrag geprägte Hartgeld wies einen zu niedrigen Silbergehalt und einen gefälschten Stempel auf.

Als Kriegsgewinnler konnte Schimmelmann das luxuriöse Gottorper Palais in der Mühlenstraße unterhalb der Hamburger Michaeliskirche kaufen, wo er auch sein Kontor einrichtete. Den Hamburger Kaufleuten war der neureiche Zuzügler mit seiner fürstlichen Hofhaltung suspekt, und sie lehnten seine Einbürgerung ab. 1759 besaß Schimmelmann schon einen Million Taler und konnte sich das Ahrensburger Schloss und Gut mit 319 leibeigenen Bauern leisten, hinzu kamen weitere Schlösser, Paläste und Landgüter in Kopenhagen, Berlin, Wandsbek und Lindenberg, die größte Zuckerraffinerie Nordeuropas in Kopenhagen, Baumwollwebereien, eine Brauerei und eine Branntweinbrennerei in Wandsbek, die einzige Waffenproduktion Dänemarks in seiner Kronborg-Fabrik bei Hellebaek sowie die vier größten Zuckerplantagen auf den Dänisch-Westindischen Inseln in der Karibik. Zudem war Schimmelmann Großaktionär an der *Königlich Dänisch-Westindisch-Guinesischen-Compagnie* sowie der *Asiatischen Compagnie*, die Handel in China und auf den dänischen Kolonien Tranquebar in Indien und Trinquevale auf Ceylon betrieb.

Für seine nächste Aufgabe in Dänemark – die Sanierung der Staatsfinanzen – bedankte sich der König beim ihm mit Adelstitel und berief ihn zum dänischen Schatzmeister (Finanzminister). Als Politiker und Kaufmann in Personalunion konnte Schimmelmann seine eigenen wirtschaftlichen Interessen absichern. Seine Plantagen, Landgüter, Fabriken und Manufakturen vernetzten Handel, landwirtschaftliche Produktion und Kapitalbeschaffung, damit schuf er einen autarken Wirtschaftskreislauf, das „System Schimmelmann“, in dessen Mittelpunkt der transatlantische Menschenhandel stand.

In Schimmelmanns Manufakturen mussten Waisenkinder aus Armenfürsorgeeinrichtungen in langen Arbeitstagen Wolle und Baumwolle weben. Der Straßename Kattunbleiche in Wandsbek erinnert noch heute an die großflächigen Bleicherwiesen für Baumwolle am Fluss Wandse, an dessen Ufern die Straßennamen die reichen und global agierenden Tuchhändler Peter von Lengercke (siehe: Lengerckestraße und Lengerckestieg, in Bd. 3 online) und Johannes Moojer (siehe: Moojerstraße, in Bd. 3 online) würdigen, die mit Schimmelmann Geschäfte machten. Bunt bedruckter Baumwollstoff, billiger Branntwein, Waffen und Schießpulver gehörten zu Schimmelmanns Warensortiment in Westafrika. Seine Schiffe brachten die Ware zum Fort Christiansborg



(Osu Castle) und zu den weiteren Sklavenburgen an der Guineaküste, wo diese gegen Versklavte eingetauscht wurden. Nach Bedarf hielten Werften im dänischen Altona zusätzliche Schiffe zum Chartern bereit: die Firma *Hinrich van der Smissen & Söhne* (siehe: Van-Der-Smissen-Straße, in Bd. 3 online) und das Altonaer Unternehmen der Familie Baur (siehe: Baurstraße, in Bd. 3 online) boten speziell umgebaute und ausgerüstete Schiffe für den transatlantischen Dreieckshandel mit Menschen an. „Baur hat eine schöne zweigedeckte Fregatte von 150 Last, er fordert dafür 4.500 Mark Banco per Monat. Dann kann das Schiff hingehen, wohin es soll. Von anderer Seite war (...) ein Schiff von 120 Last zu 3.500 Mark Banco per Monat angeboten ohne die inwendige Ausrüstung, die Bretter, eisernen Schlösser und was mehr dazu gehörte. Es handelte sich darum, neutrale Waren von Bordeaux nach Guinea zu bringen, von da mit Negern nach S. Domingo zu fahren und mit neutralen Waren nach Hamburg zurück“, notierte 1783 der ebenso am Menschenhandel interessierte Kaufmann Georg Heinrich Sieveking aus dem Hamburger Handelshaus *Caspar Voght & Co.* (siehe: Caspar-Voght-Straße und Baron-Voght-Straße, in Bd. 3 online).

Mit den eisernen Schlössern und Ketten wurden die Gefangenen zu zweit an den Händen und Füßen gefesselt. Auf der monatelangen Schifffahrt über den Atlantik bekamen sie nur eine schmale Liegefläche zugewiesen. Viele der Kinder, Frauen und Männer starben unterwegs an Entkräftung und um sich greifenden Krankheiten. Die Überlebenden kamen im Hafen der dänischen Insel St. Thomas an und wurden auf die Inseln St. Croix und St. Jan (John) verteilt, wo sie zu harter Arbeit auf Schimmelmanns Zuckerrohr- und Baumwollfeldern verpflichtet wurden. Mit rund 1.000 Versklavten auf seinen Plantagen war der Wandsbeker Kaufmann der größte private Versklaverer seiner Zeit. Weitere Mitglieder der Schimmelmann-Familie waren ebenfalls Plantagenbesitzer oder Anteilsinhaber. Als „Eigentumsnachweis“ ließ er den Menschen, die er versklavte, mit einem Brenneisen die Buchstaben „BvS“ (Baron von Schimmelmann) in die Haut einbrennen. Der „Schimmelmannsche Wirtschaftskreislauf“ schloss sich mit der Verschiffung der Plantagenerzeugnisse Rohzucker und Baumwolle aus Westindien zur Weiterverarbeitung in den eigenen Manufakturen.

Im großen Stil betätigte sich Schimmelmann auch als Menschenhändler. Vom Hafen der Insel St. Thomas aus wurden Versklavte im karibischen Raum oder nach Amerika weiterverkauft. Das Schiff *Graf Ernst Schimmelmann* wurde in Altona und Kopenhagen stets bereitgehalten. 1780 segelte der Altonaer Cargadeur Anton Friedrich Gebauer über den Atlantik mit dem Auftrag, er solle „mit einer Partie Slaven nach St. Domingue weiter segeln, um sie dort zu verkaufen.“ Das Schiff brachte 800 Fass wertvollste Kolonialwaren – Puderzucker und Kaffee – zurück. Schimmelmann konnte zufrieden sein: Bei dieser Fahrt wurde ein Reingewinn von 75.350 Reichstaler erzielt. Die



„Schatzmeisterin“ **Caroline Tugendreich**, Schimmelmanns Frau, konnte seine Ankunft kaum erwarten. In einem Brief 1781 schrieb sie an Schimmelman: „Kommt Gehbauer [sic] nach Hamburg? ... Was trägt die axie (...) was thun die 4 Procente welche du mir versprochen von den profit (...)? ich glaube, das ich nun balde eine Capitalistin sein werde, darauf rechne ich ganz gewies.“ Gebauer ließ sich 1806 vom damaligen Stararchitekten Christian Frederik Hansen eine prächtige Villa am Philosophenweg in Altona bauen.

Viel Geld brachte Schimmelman auch der Handel mit Schwarzen Dienerinnen und Dienern. Er ließ von seinen Plantagen junge Menschen bringen, die er an die Herrenhäuser in Schleswig-Holstein und Kopenhagen verkaufte. Europäisierte Namen und einige biographische Spuren sind auf den Schiffslisten und Verkaufsdokumenten erhalten geblieben von denjenigen, die im Haushalt der Schimmelman-Familie dienen mussten: Joseph Ambach, Christoph (Petersen) Tafeldecker, Emilia Regina, Sabina Helena. Hans Jonatan gelang es, 1805 nach Island zu flüchten, wo er heiratete; inzwischen hat er dort fast fünfhundert Nachfahren. Von Anfang an leisteten die Verschleppten Widerstand. Auf der atlantischen Mittelpassage kam es häufig zu Meutereien an Bord. Viele konnten von den Plantagen in die Berge oder auf benachbarte Inseln fliehen. 1733 gelang es ihnen, die Insel St. Jan monatelang unter ihrer Kontrolle zu halten, bevor europäische Truppen den Freiheitskampf brutal niederschlugen. 1779 kam es zu einem Aufstand auf Schimmelmanns Plantage *Carolina*.

Für seinen posthumen Ruhm sorgte Schimmelman schon zu Lebzeiten, indem er sich und seiner Frau am Wandsbek-Markt ein prächtiges Mausoleum im klassizistischen Stil erbauen ließ. Die zwei Sarkophage aus dunklem, golden geadertem Carrara-Marmor wurden 1790 mit einem Spezialtransport aus Italien herangeschafft. Schimmelman hinterließ seinen Nachkommen acht Millionen Reichstaler, Schlösser, Paläste, Kaufmannsspeicher, Schiffe, Gutsbesitz in Schleswig-Holstein und Dänemark mit leibeigenen Bauern, Fabriken und Manufakturen mit einer subproletarische Arbeiterschaft sowie Eigentum an Plantagen in Westindien mit Zuckermühlen und tausend Versklavten, zudem Aktienanteile an den west- und ostindischen Kompanien.

Sohn Ernst Heinrich von Schimmelman (1747-1831) wurde 1780 zum „Direktor des Sklavenhandels“ der erneut gegründeten *Königlich Dänisch-Westindisch-Guinesischen-Compagnie* ernannt. Alarmiert durch die Haitianische Revolution von 1791, bei der sich die Versklavten selbst befreien konnten, und durch die Widerstandskämpfe auf den eigenen Karibikinseln lockerte er das grausame Strafglement „St. John's Slave Code“. Er hatte die Zeichen der Zeit erkannt: Die alte Plantagenwirtschaft war nicht mehr profitabel. 1792 erließ Dänemark als erstes Land ein Menschenhandelsverbot, doch mit einer „Übergangszeit“ bis 1803; Versklaverei blieb weiterhin bestehen. Im Vorfeld der neuen Gesetzgebung



nahm der Menschenhandel deutlich zu: Bis 1789 wurden von der Guineaküste schätzungsweise 12.000 Versklavte verschleppt, darunter viele Frauen und 2.000 Kinder. „Bestandserhaltung“ der Plantagenarbeitskraft war nun die Devise, die hohe Kindersterblichkeit sollte beseitigt, Eheschließungen und Nachwuchs gefördert werden. Gegen diese halbherzigen „Reformen“ reagierten die versklavten Frauen mit Gebärstreiks.

1788 beauftragte Ernst Schimmelmann den Botaniker und Chirurgen Paul Erdmann Isert, an der Guineaküste nach einem passenden Ort für eine Versuchsplantage zu suchen. In den südlichen Akwapim-Bergen wurde Isert fündig, gründete das königlich-dänische Gut *Frederiksnopel* und fing an, das Land mit bezahlten Arbeitskräften zu roden. Bereits zwei Monate später starb er vor Ort. Die Asante griffen die als Eindringlinge empfundenen Plantagenbetreiber wiederholt an, und so wurde das Anwesen schnell wieder aufgegeben. 1848 führte General Buddhoe, der auf Schimmelmanns Plantage *La Grange* auf St. Croix gearbeitet hatte, eine Revolution, die schließlich zur Befreiung von der Versklavung führte. Dänemark war nun gezwungen, das perfide System der Versklaverei ganz aufzugeben. Indes dauerten auf den Inseln unfaire Arbeitsverhältnisse bis ins frühe 20. Jahrhundert an. 1917 kauften die USA St. Thomas, St. Croix und St. John.

2006 stellten Bezirk Wandsbek und Stadt Hamburg eine neu gestaltete Büste zu Ehren von Heinrich Carl Schimmelmann auf dem Wandsbeker Marktplatz auf. Wiederholte Proteste der Black Community Hamburg führten zur Entfernung des Sklavenhändlerdenkmals 2008. In einem Park auf der Insel St. Croix wurde zur Erinnerung eine Büste aufgestellt, die nicht Schimmelmann ehrt, sondern General Buddhoe, den Schwarzen Führer der Revolution von 1848, an den auch mit einem Lied erinnert wird: Clear the road, all you clear the road / Clear the road, let the slaves pass / We are going for our freedom / We don't want any bloodshed, not a drop of bloodshed / What we want is freedom, oh, give us freedom. / Come let us go to town, let us meet the General / The General's name is Buddhoe, he's going to give us pure freedom.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

- 1) Hinter dem N-Wort steckt die Bezeichnung „Neger“, die stark diskriminierend ist. Das N-Wort tauchte erstmalig im Zusammenhang mit dem transatlantischen Menschenhandel, mit Kolonialismus und „Rassentheorien“ auf. Das Wort wird im vorliegenden Text ausschließlich im historischen Zitat ausgeschrieben, weil damit deutlich gemacht werden soll, wie rassistisch die beschriebenen Kolonialakteure gedacht und gehandelt haben.

Quellen:

Heiko Möhle: Die Sklavenhändler. Hamburgs Weg nach Übersee, in: Heiko Möhle (Hrsg.): Branntwein, Bibeln und Bananen, Neuaufl., Berlin 2011; Christian VII. König v. Dänemark, Dänische Verordnung vom 16 März 1792, von Abschaffung des unmenschlichen N.Handels, in:



Stats-Anzeigen, Bd. 17, 1792, S. 203-205; Christian Degn: Die Schimmelmans im atlantischen Dreieckshandel, Gewinn und Gewissen, Neumünster 1984; Stefan Winkle: Firma Schimmelman und Sohn. Der dänische Sklavenhandel, 2003, aerztekaemmerhamburg.de/funktionen/aebonline/pdfs/1074677101.pdf (7.11.2014); Christian Kopp und HMJokinen, Tafeltexte aus der Ausstellung „freedom roads! koloniale straßennamen • postkoloniale erinnerungskultur“; Pauline Gräfin von Spee: Die klassizistische Porzellanplastik der Meissener Manufaktur von 1764 bis 1814, S. 23 ff., URL: <http://hss.ulb.uni-bonn.de/2004/0530/0530.pdf>, (letzter Zugriff 9.12.2014); Heinrich Sieveking: Das Handlungshaus Voght und Sieveking, 1912, S. 76, URL: <http://agora.sub.uni-hamburg.de/subhh/digbib/view;jsessionid=050667DAAC328E12AB6CAF729B013C1A.jvm1?did=c1:25287&sdid=c1:25292> (letzter Zugriff 9.12.2014).

Verheiratet war Schimmelman seit 1747 mit **Caroline Tugendreich, geb. Friedeborn** (1730-1795), Tochter eines preußischen Oberstleutnants und Pflege Tochter des Kursächsischen Geheimrats Heinrich Ernst von Gernsdorff. Da Caroline nicht von Gernsdorff adoptiert worden war, war sie auch nicht adelig. Es ging aber das Gerücht um, Caroline sei Gernsdorffs leibliches Kind, denn es wurde ihm nachgesagt, dass er zahlreiche außereheliche Kinder gezeugt hätte. Dieses Gerücht über Caroline nutzte Schimmelman, um seine Frau als eine geborene „von“ auszugeben. Für Schimmelman als einem bürgerlichen Emporkömmling wäre es nämlich kaum möglich gewesen, in den Adel einzuheiraten. Caroline und ihr Gatte Schimmelman bekamen sieben Kinder. Berühmt waren Carolines glänzenden Fähigkeiten, Feste mit Charme und Geschick zu gestalten. Während ihr Mann seinen Geschäften und Ämtern nachging, sorgte sie für den erforderlichen gesellschaftlichen Rahmen. Nach dem Tod ihres Mannes 1782 zog sie sich auf die holsteinischen Güter Ahrensburg und Wandsbek und das Stadtpalais in Hamburg zurück, wo sie 1795 an Wassersucht verstarb.

Text: Dr. Rita Bake

- **Schimmelreiterweg**, *Rahlstedt* (1964), Roman von Theodor Storm.
- **Schinkelstraße**, *Winterhude* (1907): Karl Friedrich Schinkel (1781-1841), Architekt.



- **Schlagemihls Treppe**, Blankenese (vor 1928): Grundeigentümer.
- **Schlebuschweg**, Bergedorf (1887): angelegt und benannt nach dem Grundeigentümer und Bergedorfer Ratsmann Iwan Schlebusch (1805-1895) und dem Ratsmann Carl Schlebusch (gest. 1852).
- **Schleestraße**, Altona-Altstadt (1950): Dr. Ernst Schlee (1834-1905), Pädagoge, Begründer der deutschen Reformschule.
- **Schleidenbrücke**, Winterhude (1929): Matthias Jacob Schleiden (1804-1881), Naturforscher, Botaniker.
- **Schleidenstraße**, Barmbek-Süd (1904), siehe: Schleidenbrücke
- **Schlenzigstraße**, Wilhelmsburg (1969): Walter Schlenzig (1902-1966), Industrieller, förderte gemeinnützige Einrichtungen in Wilhelmsburg.
- **Schlicksweg**, Barmbek-Nord (1930): Dr. Ing. Otto Schlick (1840-1913), Erfinder des Massenausgleichverfahrens.
- **Schliemannstraße**, Nienstedten (1947): Heinrich Schliemann (1822-1890), Altertumsforscher, entdeckte die vorhomerische Welt.



- **Schlinckstraße**, *Wilhelmsburg (1979): nach der Firma H. Schlinck & Cie (Palminwerk)*. Siehe auch: www.freedom-roads.de zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen“.
- **Schlüterstraße**, *Rotherbaum (1892): Dr. David Schlüter (1758-1844), Senator, Bürgermeister*.
- **Schmahlsweg**, *Rahlstedt (vor 1940): Johannes Schmahl (1825-1899), Reismühlenbesitzer, Mäzen, Grundeigner*.
- **Schmarjestraße**, *Altona-Altstadt (1950): Johs. Schmarje (1842-1922), Schriftsteller in Altona*.
- **Schmidtkamp**, *Othmarschen (1953): Hermann Christian Schmidt (1849-1924), Gemeindevorsteher, Bezirksvorsteher in Othmarschen, Vorbesitzer des Geländes*.
- **Schmidt-Rottluff-Weg**, *St. Pauli (1987): Karl Schmidt-Rottluff (1844-1976), Maler, Graphiker*. Siehe auch: Rosa-Schapiro-Weg, in Bd. 2.
- **Schmidts Breite**, *Wilhelmsburg (1949): nach der Firma F. H. Schmidt, Eisenkonstruktionsanstalt*.
- **Schmidts Passage**, *Altona-Altstadt (1859): F. H. Schmidt, Zimmermeister, Grundeigentümer*.



- **Schmidtweg, Bergedorf (1955):** *Bernhard Schmidt (1879-1935), Erbauer der Bergedorfer Sternwarte, Astronom, Erfinder des Spiegelteleskops.*
- **Schmiedestraße, Altstadt (13. Jhd.):** *nach den Angehörigen des Schmiedegewerbes, die hier wohnten.*
- **Schmilinskystraße, St. Georg (1899):** *Carl Heinrich Schmilinsky (1818-1891), Gründer des Schmilinskystiftes.* Sein Geld hatte Schmilinsky als Kaufmann mit dem Im- und Export von Textilien aus Lateinamerika nach Europa gemacht. Er heiratete **Amalie Cäcilie**, geb. Tanner (25.10.1833 Hamburg – 6.8. 1915 Montreux), als diese 20 Jahre alt war. Die Ehe blieb kinderlos. Carl Heinrich Schmilinsky trat 1866 aus dem Geschäft aus, da er sich wegen eines Lungenleidens in wärmeren Gegenden und Badeorten aufhalten musste. So lebte das Ehepaar nach längerem Aufenthalt in Ägypten und an der Riviera im Winter vorwiegend in Montreux/Schweiz und verlebte die Sommer in Baden-Baden. Gemeinsam mit seiner Ehefrau setzte Carl Heinrich Schmilinsky 1889 ein Testament auf. Darin vermachte er sein gesamtes Vermögen (fünf Mio. Goldmark) der von dem Ehepaar begründeten Stiftung. Der 56-jährigen Witwe, die ihren Mann 20 Jahre überleben sollte, blieben von dem Vermögen jährlich 30.000 Mark, die ihr die Stiftung als Unterhalt zahlte. Das Ehepaar gab sein gesamtes Vermögen für eine Stiftung zur Unterstützung unversorgter junger Mädchen während der beruflichen Ausbildung und pensionierte Lehrerinnen und Gouvernanten, damals in der Schmilinskystr. 49. „Mit dieser Zweckbestimmung wollte der Stifter einem für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts typischen Notstand entgegenwirken. Es kam immer häufiger vor, dass gerade aus dem Mittelstand Mädchen und junge Frauen ins soziale Elend abrutschten, weil die Väter als Ernährer ausgefallen waren. In dem von ihm finanzierten Stift sollten solche Frauen freie Wohnung und eine gediegene Ausbildung bekommen. Weitere Zuwendungen waren für andere Einrichtungen vorgesehen, die sich um die Ausbildung junger Frauen kümmerten – eine für jene Zeit höchst fortschrittliche Idee. Schließlich waren mietfreie Wohnungen für ‚alte, ausgediente Lehrerinnen oder Gouvernanten‘ vorgeschrieben.“ (Rudolf Grosskopf: Carl Heinrich Schmilinsky: Reichtum aus Mexiko, in: Bürger und Gesellschaft. Stiftungen in Hamburg. hrsg. vom Initiativkreis Hamburger Stiftungen und der



FHH – Senatskanzlei. Hamburg 2003, S. 52.) Das Gebäude der Heinrich-Schmilinsky-Stiftung wurde 1895 errichtet. Im Beisein der Witwe Amalie Cäcilie und auf deren ausdrücklichen Wunsch hin wurde der Grundstein im August 1894 in aller Stille gelegt. Es handelte sich um ein Grundstück in der Größe der Musikhalle, eine repräsentative Dreiflügelanlage, die einen Gartenhof umschloss, bekrönt mit einem Glockentürmchen. Im Inneren gab es u. a. Gesellschafts- und Unterrichtsräume, eine Bibliothek, einen Turnsaal und große Speisezimmer. 1897 waren 47 Wohnungen vergeben und 38 junge Mädchen hatten im Internat Aufnahme gefunden. Für Ferien und Erholung wurde ein Haus in Timmendorf erworben. Ein weiterer Stiftungszweck war, „alten ausgedienten Lehrerinnen und Gouvernanten, die zur Ausübung ihres Berufes unfähig geworden, wenn sie Hamburgerinnen und evangelischer Konfession sind, ihren Lebensabend zu erleichtern. Die Unterstützung besteht in einer Freiwohnung in einem von der Stiftung erbauten Asyl und in Geldunterstützung. Hierfür waren 50 Freiwohnungen vorhanden. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude weitgehend zerstört, so dass es 1953 abgebrochen wurde. Aus dem Erlös des 1953 an die Hansestadt Hamburg verkauften Grundstücks entstand in der Frahmstraße in Blankenese eine Anlage für Betreutes Wohnen. Die Schmilinsky-Stiftung war auch an der Gründung des "Schwesternverein der Hamburgischen Staatsanstalten" (Erikahaus in der Erikastraße) maßgeblich beteiligt. Das Ehepaar unterstützte mit seiner Stiftung die Ausbildung eines neuen bürgerlichen Frauenberufes, den der Hamburger Krankenschwester mit solider, medizinisch fundierter Ausbildung, die bereits um die Jahrhundertwende in der Lage war, dem ärztlichen Direktor die Stirn zu bieten. Ein Porträtmalerei von Cäcilie Schmilinsky, das einst dem Museum für Hamburgische Geschichte übergeben wurde, blieb 70 Jahre im Magazin des Museums und somit der Öffentlichkeit verborgen. Mittlerweile kam das Gemälde wieder zurück an die Stiftung und hängt nun im Schmilinsky-Stift in Blankenese.

- **Schmuckshöhe**, Ohlsdorf (1955): *erinnert an das Ausflugslokal Schmuckshöhe, Besitzer: Wilhelm Heinrich Jacob Schmuck (1815-1871).*
- **Schmuckstraße**, St. Pauli (1948): *Georg Schmuck, Bauunternehmer, Grundeigner.*



- **Schmüserstraße**, Wandsbek (um 1848): *Heinrich Carl Martin Schmüser (1823-1895), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Schnackenburgallee**, Bahrenfeld ((1928): *Bernhard Schnackenburg (1867-1924), Bürgermeister von Altona.*
- **Schnellstraße**, Altona-Nord (1950): *Dr. Hermann Schnell (1860-1901), Lehrer am Realgymnasium in Altona, Erfinder des Schlagballspiels.* Aber auch seine Frau machte sich in Hamburg verdient um die sportliche Betätigung junger Menschen: **Mathilde Möller** (20.1.1867 Altona – 9.2.1925 Hamburg), Urheberin der Bewegungsspiele für Mädchen. Ihr Grabstein steht im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Mathilde Möller war Lehrerin an der Mädchenvolksschule Lutterothstraße im Hamburger Stadtteil Eimsbüttel. Als erste Lehrkraft überhaupt initiierte sie Bewegungsspiele für Mädchen. So zog sie Anfang der 1890er-Jahre mit ihren Schülerinnen in den Sternschanzenpark, um die Mädchen dort im Schlag- und Wurfball zu unterrichten. Das war damals ein sehr gewagtes Unterfangen. Mathilde Möller hatte schwere Kämpfe sowohl gegen die Gleichgültigkeit der Eltern als auch gegen die ablehnende Haltung der Kolleginnen und Kollegen gegenüber solcher sportlicher Betätigung für Mädchen zu bestehen. Man hielt diese Sportübung zwar für Jungen, aber nicht für Mädchen geeignet. Doch Mathilde Möller ließ sich nicht beirren und vertrat öffentlich die Meinung, dass Mädchen diese Übungen zu ihrer Ertüchtigung viel nötiger hätten als Jungen. Der Protest gegen diese angeblich unweiblichen Sportübungen ging sogar so weit, dass Schuljungen diese Sportübungen störten, weshalb sie längere Zeit unter polizeilichem Schutz durchgeführt werden mussten. Doch im Laufe der Jahre gelang es dem von Mathilde Möller gegründeten „Verein für Jugendspiele für Mädchen“, dem neuen Gedanken Verbreitung zu verschaffen. Heute sind solche sportlichen Spiele eine Selbstverständlichkeit für Mädchen und Frauen.

Text: Dr. Rita Bake

- **Schnudts Treppe**, Blankenese (vor 1927): *Jürgen Hermann Schnudts (1827-1904), Vorbesitzer des Geländes.*



- **Schöfferstieg**, *Billstedt (1948): Peter Schöffler (gest. 1503), Buchdrucker aus Mainz.*
- **Schoenaich-Carolath-Straße**, *Groß Flottbek (1951): Prinz Emil von Schoenaich-Carolath-Schilden (1852-1908), Dichter.*
- **Schönbornreihe**, *Horn (1939): Graf von Schönborn (?-?), kaiserlicher Kommissar, rückte 1708 mit Reichstruppen in Hamburg ein.*
- **Schönweg**, *Niendorf (vor 1934): Dr. Jos. Matthias Albrecht Schön (1800-1870), Augenarzt, Schriftsteller.*
- **Schomburgstraße**, *Altona-Altstadt (1950): Bernhard Leopold Volkmar Schomburg (1705-1774), Präsident von Altona.*
- **Schoolmesterkamp**, *Volksdorf (1948): nach dem Deputatland, das Schulmeistern/Lehrern zur Verfügung stand, da sie nur ein geringes Einkommen hatten.*
- **Schopbachweg**, *Stellingen (1960): Christian Schopbach (19. Jhd.), Ziegeleibesitzer.*



- **Schopstraße**, Eimsbüttel (1938): *Johann Schop (1621-1665), Dirigent, Hamburger Ratsmusiker, Organist.*
- **Schorchtstraße**, Harburg (1927): *August Schorcht (1826-1885), Bürgermeister in Harburg.*
- **Schorrhöhe**, Bergedorf (1955): *Prof. Dr. Richard Schorr (1867-1951), Direktor der Hamburger Sternwarte. Siehe seine Vita unter <http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/>*
- **Schottweg**, Hohenfelde (1979): *Gerhard Schott (1641-1702), Senator, Mitbegründer der Hamburger Oper am Gänsemarkt, Besitzer dieser Oper. **Anna Caecilia Schott** (17. – 18. Jhd.) Operngeschäftsführerin, Gänsemarkt 66-69. Als bürgerliches Unternehmen hatte die Hamburger Oper anders als die Hoftheater bürgerliche Träger und war auf Profiterwirtschaftung angewiesen. Einer der Initiatoren der Oper und erster Opernbesitzer und -direktor war der Jurist und spätere Senator Gerhard Schott. Nach seinem Tod im Jahre 1702 führte seine Witwe Anna Caecilia Schott als Operngeschäftsführerin die finanziellen Belange des Hauses weiter. Gespielt wurde an zwei bis drei Werktagen in der Woche, wobei die Vorstellungen, die am späten Nachmittag begannen, wegen der Umbaupausen vier bis sechs Stunden dauerten. In der Platzverteilung zeigte sich die soziale Struktur der Stadt: In den großen Logen saßen Adel und Kaufleute, in den oberen Logen Zuckerbäcker, Brauer, Kübler, Krämer, Goldschmiede, Schiffer, Maler und deren weibliche Angehörige, im Parterre Tagelöhner, Kutscher, Dienstboten, niedere Schreiber, Gesellen und Lehrlinge.*
Text: Brita Reimers
- **Schrammsweg**, Eppendorf (1864): *Familie Schramm, besonders nach dem Oberalten Johann Gottfried Schramm (1742-1822) und seinem gleichnamigen Sohn (1781-1827), Klosterschreiber des St. Johannis-Klosters/Jungfrauenstift. **Elisabeth Schramm, geb. Misler** (1716-1795). Sie heiratete 1741 Hieronymus Schramm und setzte nach dem Tod ihres Mannes dessen Handlung mit P.*



Kersten so lange fort, bis ihr Sohn das Alter erreicht hatte, um in die Handlung einzutreten.

- **Schreberstraße**, *Groß Borstel (1932): Dr. Daniel Gottlieb Schreber (1808-1861), Arzt, Begründer der Schrebergartenbewegung.*
- **Schreinerweg**, *Lurup (1934): frei gebildeter Name, Schreiner =Tischler.*
- **Schröderstiftstraße**, Rotherbaum (1858): Johann Heinrich Schröder (1784-1883), Gründer des Schröderstiftes. Kaufmann, Bankier, Gründer der Firmen J. Henry Schröder & Co., London, und J. H. Schröder & Co., Liverpool. Siehe auch: Helenenstraße und Dethlefstwiete, in Bd. 2. Sohn des Hamburger Kaufmanns und Bürgermeisters (ab 1816) Christian Matthias Schröder (1742-1821), der mit Wein, Spirituosen, Kaffee, Zucker, Lachs, Heringen, Zitronen, Gewürzen, Teer und Holz handelte und dessen Ehefrau Louise, geb. Mutzenbecher (1755-1813). Johann Heinrich Schröder war Kaufmann und Bankier und erwarb 1824 das Anwesen Elbchaussee 201. Das Stallgebäude, in Form eines Halbmondes, steht heute noch und wird als Wohnhaus genutzt. 1818 hatte er sein eigenes Unternehmen unter der Firma J. Henry Schröder & Co. gegründet. 1839 kam eine Filiale in Liverpool hinzu. Neben dem Handel mit Kaffee, Zucker, Baumwolle und Indigo aus Übersee nach Mittel- und Osteuropa wurde die Handelsfinanzierung ein immer wichtiger werdender Geschäftszweig; J. Henry Schröder wurde zunehmend zu einer Handelsbank. An sein soziales Engagement erinnert das Schröderstift. Verheiratet war er seit 1819 mit der vierzehn Jahre jüngeren Henriette Schwartz (1798-1889). Tochter des preußischen Generalkonsuls in Hamburg, Wilhelm von Schwartz (1763-1832), Geheimer Kommerzienrat und Kaufmann zu Hamburg, und Henriette Lützens (1777-1835). Das Paar bekam zwölf Kinder (sechs Töchter und sechs Söhne). Drei ihrer Töchter heirateten einen Verwandten aus der Schröderlinie. Ihre älteste Tochter Helene vermählte sich mit Bernhard Donner. Nach ihr wurde die Helenenstraße benannt (siehe: Helenenstraße, in Bd. 2). Auch Henriette Schröder betätigte sich wohlätig. Viele ihrer Pläne und Anregungen fanden Förderung durch ihren Ehemann. 1850 kam ein seit langem gemeinsam vorbereiteter Plan des Ehepaares zur Ausführung. Schröder rief mit einer Million Mark Banko das Schröderstift ins Leben. Somit ist



auch das Schröderstift ein „Kind“ von Henriette Schröder und nicht nur ihres Gatten – auch wenn er es war, der das Geld gab. Vielleicht hatte sie sogar die Idee zu diesem Stift gegeben, sollte es doch für finanziell schwach gestellte Frauen gebildeter Stände errichtet werden, um ihnen Freiwohnungen zu überlassen. Und wer hätte von den Eheleuten eher zu diesen Frauen Kontakt gehabt bzw. über ihr Schicksal gewusst? Deshalb könnte die Schröderstiftstraße auch nach Henriette Schröder mitbenannt werden. Dafür müsste man nicht einmal den Straßennamen ändern. 1865 wurde ein zweites Gebäude mit weiteren 54 Freiwohnungen errichtet. Neben den Freiwohnungen wurden jährliche Pensionen und andere Unterstützungen an Bedürftige, vorzugsweise an die Bewohnerinnen des Stiftes, vergeben. 1868 bekam Johann Heinrich Schröder für seine Verdienste um das Allgemeinwohl die erbliche Freiherrenwürde verliehen. Als das Ehepaar ein Jahr später seine Goldene Hochzeit feierte, erhielt er vom Hamburger Senat die Hamburgische Ehrendenkmünze in Gold. Ob Henriette Schröder anlässlich dieses nur gemeinsam mit der noch lebenden Eehälfte zu begehenden Anlasses auch etwas verliehen bekam, ist unbekannt. Weiteres zu Johann Heinrich Schröder, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon, Bd. 2. Hamburg 2003, S. 381f.

- **Schröderstiftweg**, *Rotherbaum (1973)*, siehe: Schröderstiftstraße
- **Schröderstraße**, *Hohenfelde (1858)*: *H. H. Schröder, Grundeigentümer.*
- **Schrödersweg**, *Groß Borstel (1864)*: *Dr. med. Christian Wilhelm Albrecht Adam Schröder, Eigentümer des Landsitzes und Parks.*
- **Schrötteringsweg**, *Uhlenhorst (1907)*: *Jürgen Schrötteringk (1551-1631), Oberalter, finanzierte den Bau des ersten Waisenhauses.*



- **Schreyerring, Steilshoop (1973):** *Lothar Schreyer (1886-1966), Dramaturg, Schriftsteller, Maler.* Er gehörte zu den 88 Schriftstellern, die im Oktober 1933 das Gelöbnis treuester Gefolgschaft für Adolf Hitler unterzeichneten.
- **Schubackstraße, Eppendorf (1910):** Familie Schuback, Bürgermeister Nikolaus Schuback (1700-1783), seinen Söhnen Jakob (1728-1784), Syndikus; **Johannes Schuback & Söhne** (1732-1817), Firmengründer. Siehe: Eva-König-Bogen, in Bd. 2. Nikolaus Schubacks Sohn Johannes (1732-1817) war erfolgreicher Kaufmann mit ausländischen Geschäftsbeziehungen, vor allem im Portugalhandel tätig. Er importierte aus Portugal Salz, Oliven, Zitronen, Orangen und Wein und aus den portugiesischen Kolonien Kaffee, Kakao, Zucker, Tabak und Gewürze und exportierte diese Waren weiter nach Österreich und in Länder Osteuropas. Nach Portugal exportierte er Fisch, Stockfisch und Heringe, Schinken, Käse, Leinen und Flachs. Außerdem betrieb er internationale Bankgeschäfte. Sein Unternehmen avancierte zu einem der bedeutendsten Hamburger Handelshäuser des 18. Jahrhunderts. 1761 heiratete er Anna Elisabeth Volckmann (1743-1809). Kennengelernt hatten sich die beiden über ihrer beider Väter, die Studienfreunde gewesen waren. Das Paar bekam vier Kinder und lebte in einem Haus am Cremon. Johannes Schuback war Präses des Commerziums der Commerz-Deputation. 1763 wurde er wegen seiner Skandinavien- und Russlandgeschäfte Mitglied der Schonenfahrer-Gesellschaft. Mit einigen anderen Kaufleuten gründete er die Schiffsladungsversicherung „Erste Assecuranz-Compagnie von 1765“. 1782 wurde Schuback Generalkonsul von Portugal. Befreundet war er mit Lessing und dessen Frau **Eva König**. Schuback half ihr bei ihren Geschäften: „Er ist der edelste, der rechtschaffenste Mann; allein so sorglich, so nachdenkend, wie ich leider! selbst bin“ 1), äußerte sich Eva König.

Schuback riet ihr, nach Wien zu fahren, um dort über den Fortbestand ihrer von ihrem Mann geerbten Manufakturen zu entscheiden. Er riet, so schreibt Eva König an Lessing: „das Werk in Actien zu setzen, einige, doch nur wenige für mich zu behalten, mir aber für die Aufsicht über die Fabrik ein Ansehnliches auszubedingen, und dieses wäre mir allerdings am zuträglichsten, wenn es dahin zu bringen ist. Schuback fragt: Warum soll es nicht dahin zu bringen sein? Und hierbei äußerte er seine Gedanken, daß er es schlechterdings für notwendig hielte, daß ich die Reise täte, doch aber, wegen meiner schwächlichen Gesundheit, in Begleitung meines Schwagers. Die einzige Schwierigkeit, so bei mir noch obwalte, sagte er, ist diese: Können Sie Ihrer Kinder wegen unbesorgt sein? Der Handlung wegen sollen Sie ganz ruhig reisen können, die nehme ich



völlig über mich, und was Sie getan haben würden, werde ich tun. Ist das nicht ein redlicher Mann? Da die Vorsehung mich den hat finden lassen, so sehe ich, daß ich noch nicht von ihr verlassen bin. Er tut so viel für mich, daß er mich öfters vor Dankbarkeit stumm macht, und tut es so stille, daß ich erst, wenn die Sache entschieden ist, erfahre, daß er es getan.“ (3.1.1772). 1) Zur Hochzeit von Lessing mit Eva König stellte Schuback das Geburtshaus seines Vaters in York im Alten Land zur Verfügung.

Quellen:

Paul Raabe: Eva König. Hamburg 2005, S. 76f.

- **Schubertstraße, Barmbek-Süd (1905): Franz Schubert, Komponist (1797-1828).** „Schubert war für Freundschaften begabt; er bildete das Zentrum eines umfangreichen, geselligen, musikalischen, männlichen Freundeskreises; (...). Liebesbeziehungen zu Frauen scheinen trotz gegenteiliger ‚öffentlicher Meinung‘ in Schuberts Leben keine Rolle gespielt zu haben. Es gilt heute als wahrscheinlich, dass Schubert homosexuell war“, schreiben Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz in ihrem Buch „Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. Aufl. Hamburg 2006, S. 343.
- **Schüslerweg, Heimfeld (1958): Christoph Jakob Schüsler (gest. 1749), und Georg Christian Andreas Schüsler (gest. 1754), Stadtsyndizi in Hamburg.**
- **Schützenstraße, Bahrenfeld (1889): nach den Ottensener Zollwächtern, die im Volksmund „Schützen“ genannt wurden.**
- **Schuldorffstraße, Bergedorf (1956): Hermann Schuldorff (1586-1657), Amtsvorsteher in Bergedorf.**



- **Schulenburgring**, *Bergedorf/Lohbrügge (1964): Graf Fritz Dietlof von der Schulenburg (1902-1944), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.* Der Verwaltungsjurist Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg trat 1932 in die NSDAP ein. Nach der Machtübernahme Adolf Hitlers bekleidete er in Ostpreußen verschiedene Parteiämter. So arbeitete er zum Beispiel in Königsberg einige Monate als persönlicher Referent des Gauleiters und Oberpräsidenten Erich Koch. Doch die von ihm unmittelbar erlebte Art der Machtausübung der Nazis stieß ihn immer mehr ab. Im November 1934 übernahm er das Amt eines Landrats in Fischhausen, 1937 wurde er stellvertretender Polizeipräsident von Berlin, zwei Jahre darauf sogar Regierungspräsident und Vertreter des Oberpräsidenten in Breslau. Ab 1938 unterhielt er Verbindungen zur militärischen Opposition, ab September desselben Jahres unterstützte er gemeinsam mit seinem Freund und Verwandten Ulrich-Wilhelm Graf von Schwerin von Schwanefeld einen Staatsstreichversuch im Zusammenhang mit der „Sudetenkrise“. Nach dem Pogrom vom 9. November 1938 nahm er an einem von seinem Freund Peter Graf Yorck von Wartenburg gegründeten Gesprächskreis über eine neue Reichsverfassung teil. In der Folgezeit zählte er zum Umfeld des Kreisauer Kreises. Im Jahre 1940 wurde er als Reserveoffizier des Potsdamer Infanterieregiments 9 zum Kriegsdienst eingezogen. Dank seiner umfassenden Verwaltungserfahrung bereitete er in oppositionellen Zirkeln den personellen Neuanfang nach dem angestrebten Sturz der NS-Regierung vor. Er selbst sollte als Staatssekretär des designierten Innenministers Leber dienen. Als Mitglied des engsten Kreises der Verschwörer wurde er nach dem fehlgeschlagenen Putschversuch am 20. Juli 1944 im Berliner Bendlerblock festgenommen. Am 10. August 1944 verurteilte ihn der Volksgerichtshof zum Tode; noch am selben Tag wurde er in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Fritz Dietlof Graf von der Schulenburg war verheiratet mit Charlotte Katelmann (1909-1991). Das Paar hatte drei Kinder. Charlotte von der Schulenburg war in die Pläne ihres Mannes eingeweiht. Ihr Geburtstag, der am 20. Juli war, wurde „um zwei Tage vorverlegt, und sie wußte sehr wohl, warum. Sie kannte die vorbereitete Rundfunkrede, die mit dem Satz anfang: ‚Der Führer Adolf Hitler ist tot.‘ Ihr war ‚sonnenklar‘, daß ihr Mann, ein enger Freund Stauffenbergs, das Attentat forcierte, ‚coute que coute, koste, was es wolle‘. Als der Graf, genannt Fritz, überraschend aus Berlin erschien, wurden die sechs Kinder aus den Betten geholt, der Geburtstagstisch aufgebaut und ‚wegen der Stromsperre‘ Kerzen angesteckt. ‚Die Kinder sprangen in ihren Nachthemden fröhlich umher, es war ja immer ein Freudenfest, wenn er da war.‘ Am anderen Morgen, als sie ihren Mann im Pferdewagen zur Bahnstation brachte, sagte er ihr: ‚Du weißt, es steht fifty-fifty.‘ Sie aber ‚dachte nur an die guten fifty: Vielleicht war das für meinen Mann ganz wichtig‘. Lange winkte sie ihm noch nach: ‚Und dann habe ich eben



nie wieder was von ihm gehört.' (...) Charlotte von der Schulenburg, die in Trebbow unter Hausarrest stand, bekam das Todesurteil über ihren Mann zugestellt. Da aber kein Vollstreckungshinweis vorhanden war, fuhr sie mit Sondergenehmigung und einem Funken Hoffnung nach Berlin zum Volksgerichtshof. ‚Verzeihen Sie, Frau Gräfin‘, sagte ihr ein Oberstaatsanwalt. ‚Wird sofort erledigt. Nehmen Sie Platz.‘ 26 Anschläge: ‚Das Urteil ist vollstreckt.‘ Völlig aufgelöst, laut schluchzend, begab sie sich nach Plötzensee und beehrte den Platz zu sehen, wo ihr Mann gestorben war. Sie wurde auch eingelassen, kam aber nur bis in einen Hof, wo alle Häftlinge sie ansahen, und erlebte eine ‚wichtige Episode in dieser ganzen riesigen Leere nach dem 20. Juli, die ich nie vergesse. Man hörte, der ist tot, der ist tot, und zwei Monate später war auch der tot.‘ 1)

Quellen:

Albert Krebs: Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg. Zwischen Staatsraison und Hochverrat. Hamburg 1964;
Ulrich Heinemann: Ein konservativer Rebell. Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg und der 20. Juli 1944.
Berlin 199;. Detlef Graf von Schwerin: „Dann sind's die besten Köpfe, die man henkt". Die junge Generation
im deutschen Widerstand, München 1991.

- 1) Ariane Barth: Wie ein Damoklesschwert. Über die Witwen des 20. Juli., in: Der Spiegel vom 18.7.1995.
Zitate in dem Text aus: Dorothee von Meding: Mit dem Mut des Herzens. 1992.

- **Schumacherstraße**, *Altona-Altstadt (1868): Heinrich Christian Schumacher (1780-1850), Astronom.*
- **Schurekstraße**, *Steilshoop (1977): Paul Schurek (1890-1962), Ingenieur, Gewerbeschullehrer, Schriftsteller.*
- **Schurzalleebrücke**, *Rothenburgsort (1930): Carl Schurz (1829-1906), Revolutionär (Bürgerliche Revolution von 1848), Innenminister der USA. Seine Frau Margarethe Meyer Schurz (27.8.1833 Hamburg – 15.3.1876 New York), Wegbereiterin des Kindergartens in den USA. Ein Erinnerungsstein steht im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Sie war keine gefürchtete Verschwörerin, sie war keine geschmähte Revolutionärin – wenn sie zu Lebzeiten auch als solche hier in Deutschland von verschiedenen staatlichen Stellen, insbesondere der Geheimpolizei Preußens, beobachtet wurde. Sie war eine freisinnige Frau, Mutter und Partnerin. Ihr Name ist in Deutschland, in ihrer*



Geburtsstadt Hamburg, die sie nie aus dem Herzen verloren hatte, nahezu vergessen. Auf dem Friedhof Ohlsdorf hatte sie einst ihre letzte Ruhestätte finden sollen. Das Grab wurde vor einer Anzahl von Jahren oberirdisch abgeräumt. Niemand hier wie auch niemand in den USA lehnte sich damals dagegen auf, dass damit die Erinnerung an eine der großen Frauenpersönlichkeiten aus dem Bereich des Bildungs- und Erziehungswesens gelöscht wurde. Wer heute im Gespräch den Namen von Margarethe Meyer Schurz erwähnt, wird zumindest fragend bis ungläubig angeschaut. Nur wenige Menschen verbinden mit dem Namen dieser Frau eine Vorstellung von ihrem Leben und Wirken. Die tiefgehenden Umwälzungen und Umstürze in ihrem Geburtsland, insbesondere in der ersten Hälfte des uns noch gegenwärtigen 20. Jahrhunderts, trugen dazu bei, dass man sich dieser früh vollendeten Frau in Deutschland kaum erinnerte. Wer sich der Persönlichkeit von Margarethe Meyer Schurz nähert, kommt auch mit ihrem Mann Carl Schurz in Berührung, dem deutschen 1848er-Revolutionär, US-amerikanischen Staatsmann und Reformers. An seiner Seite hat Margarethe Meyer Schurz für die Nachwelt immer im Schatten gestanden – doch diese Sicht verkennt in der fortwährenden Überlieferung, dass Carl Schurz seine Frau um 30 Jahre überlebte und sein höchstes politisches Amt erst nach ihrem Tode erlangte. Beide Ehepartner standen für die Forderungen nach Freiheit, Gleichheit und Bildung, erlebten die hieraus entstehenden Bedrängnisse durch Obrigkeit und Gesellschaft im Familien- oder Freundeskreis und auch an der eigenen Person. Sie erlebten beide die deutschen Revolutionsbewegungen von 1848/49 und die damit verbundenen Verfolgungen, sie wurden beide Teil des politischen Ventils der Auswanderung. Margarethe Meyer Schurz wurde am 29. August 1833 geboren. Sie war das jüngste von elf Kindern in der Familie Meyer, von denen sieben das Erwachsenenalter erreichten. Ihre Mutter Agatha Margaretha starb im Wochenbett wenige Stunden nach Margarethes Geburt im Alter von 39 Jahren. Margarethes Vater Heinrich Christian Meyer, in Hamburg unter dem Spitznamen „Stockmeyer“ bekannt geworden, war in seinen sozialen und persönlichkeitsbezogenen Aktivitäten ein prägendes Vorbild für seine jüngste Tochter. Der freisinnige, kritische und liberale Lebensansatz von Margarethe Meyer Schurz war auch ein Erbe ihres Elternhauses und ihrer Familie. Durch ihre älteren Schwestern Amalie und Bertha kam sie sehr früh mit den drängenden Fragen der Zeit um Demokratie, Freiheit, Bürgerrechte, Frauenbildung und Kindererziehung nach Fröbels Leitsätzen in Berührung. 1849/50 war sie eine von 22 Schülerinnen Friedrich Fröbels in Hamburg und besuchte hier auch die Hochschule für das weibliche Geschlecht. Dort begegnete sie Malwida von Meysenbug und schloss mit ihr Freundschaft. Im Hause ihrer nach London emigrierten Schwester Bertha lernte sie 1852 auch den deutschen 1848er-Revolutionär Carl Schurz kennen, der aus politischen Gründen aus Deutschland geflohen war. Noch in jenem Jahre heirateten sie dort im Exil und wanderten in die USA aus. Zu dem geistigen



Gepäck, das Margarethe Meyer Schurz in die USA mitgenommen hatte, gehörten die Grundsätze um Friedrich Fröbels Menschenerziehung, die sie in Hamburg wie auch im Hause ihrer Schwester Bertha in London praktisch erfahren hatte. In den USA war sie damals die einzige Frau, die dem „Erfinder des Kindergartens“ persönlich begegnet und in Hamburg von ihm in den Grundlinien seiner Menschenbildung unterrichtet worden war. Der Kindergarten war ein erster und grundlegender Schritt auf dem Weg einer „neuen Erziehung“, und Margarethe Meyer Schurz brachte ihn nach Amerika. In Watertown im US-Bundesstaat Wisconsin gründete sie im August 1856 in ihrem Wohnhaus einen Kindergarten. Sie lud ihre vier Nichten zum Spielen mit ihrer Tochter Agathe ein und, als es draußen kalt wurde und der Winter kam, gesellten sich weitere Kinder von Verwandten, Freunden und Nachbarn dazu. Da die Kindergruppe für das Schurz'sche Haus bald zu groß war, wurde fortan ein kleines Haus im Stadtzentrum genutzt – das war der erste Kindergarten in den USA. Bedingt durch die politische Karriere von Carl Schurz verließ die Familie zwei Jahre später die Stadt. Die Ehe von Carl und Margarethe Schurz hatte ein Vierteljahrhundert bis zu Margarethes Tod Bestand. Diese Verbundenheit war häufigen Belastungen ausgesetzt, sollte sich aber auf allen Wegen des gemeinsamen Lebens bewähren. Margarethe Meyer Schurz führte nach dem Fortgang aus Watertown ein Leben zwischen ihrer Familie in den USA und ihren Angehörigen in Europa. Einer Einladung ihres Bruders Heinrich Adolph Meyer folgend, reiste die Familie Schurz im Mai 1875 in die Alte Welt. Sie besuchten zunächst ihre Verwandten in Hamburg, danach fuhren sie weiter nach Kiel in das Haus ihres Bruders. Für Margarethe war es das letzte Wiedersehen mit Deutschland, mit ihrer Heimat, mit ihren Verwandten. Sie starb am 15. März 1876 nach der Geburt ihres 5. Kindes an Kindbettfieber in New York. Doch sie sollte ihre letzte Ruhestätte nicht in den USA erhalten, sondern in ihrer Geburtsstadt Hamburg, der sie im Herzen ihr Leben lang verbunden war. Der Sarg wurde nach Deutschland überführt und 1876 im Meyerschen Grabgewölbe auf dem St. Petri-Friedhof in Hamburg beigesetzt, wo seit 1863 auch der Leichnam ihrer Schwester Bertha Ronge seinen Platz gefunden hatte. 1914 erfolgte die Umbettung von Margarethes Sarg auf den Ohlsdorfer Friedhof. Die Grabstätte wurde im Jahre 1965 oberirdisch abgeräumt. Margarethe Meyer Schurz hat in ihrem Leben dazu beigetragen, den Kindergarten-Gedanken in die Welt hinauszutragen. Sie hat der Menschenbildung in der freien Entfaltung des Kindes in Amerika den Weg gewiesen. Im Jahre 2001 besuchten 3,7 Millionen Kinder zwischen vier und sechs Jahren in den USA einen Kindergarten, 60 Prozent einen Ganztagskindergarten.

Text: Gerd Stolz

Quelle:



Gerd Stolz, Das Leben der Margarethe Meyer Schurz – Wegbereiterin des Kindergartens in den USA, Husum 2007.

- **Schurzallee-Mitte**, *Hamm (1953)*, siehe: Schurzalleebrücke.
- **Schurzallee-Nord**, *Hamm (1929/31)*, siehe: Schurzalleebrücke.
- **Schusterkoppel**, *Poppenbüttel (1977)*: Flurbezeichnung, Hinweis auf das Land, das die Schuster besaßen.
- **Schweimlerstraße**, *Hohenfelde (1955)*: *Wilhelm Schweimler (1853-1942), Tischlermeister, Vorsitzender des Hohenfelder Bürgervereins, Bürgerschafts-abgeordneter.*
- **Schweinfurthweg**, *Tonndorf (1951)*: *Georg August Schweinfurth (1836-1925), Afrikarreisender, Botaniker*

Im folgenden Text wird das N-Wort im historischen Zitat voll ausgeschrieben. 1) Schweinfurth entstammte einer großbürgerlichen und pietistischen Winzerfamilie aus Baden-Württemberg. Um der Rekrutierung für Napoleons Russlandfeldzug zu entgehen, war sein Vater nach Riga ausgewandert. Dort hatte er einen florierenden Weinhandel aufgebaut, mit dem er ganz Russland belieferte und der ihm erheblichen Wohlstand bescherte.

Nach dem Studium u. a. der Botanik, Ethnologie, Paläontologie und Ägyptologie in Heidelberg, München und Berlin führte Georg Schweinfurth von 1863 bis 1866 ausgedehnte botanische Feldstudien in Ägypten, im Ostsudan und in den Küstengebieten des Roten Meers durch und verfasste eine Dissertation über die Pflanzen in den Ländern am Nil. Er studierte geografische Begebenheiten, und mit seinen Erkenntnissen konnten die Karten der Europäer über Afrika weiter



präzisiert werden. Finanziert wurde die erste Reise durch seine Mutter, die ihm dafür eine größere Summe aus dem Erbe des Vaters auszahlte.

1869 beauftragte ihn die *Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften* in Berlin mit der weiteren botanischen Erforschung des Niltals. Diese Expedition wurde finanziert von der *Alexander-von-Humboldt-Stiftung*, die dabei nicht nur rein wissenschaftliche Ziele verfolgte. Nach dem Vorbild der *Royal Geographical Society* in London hatten sich im Deutschen Reich zahlreiche geografische Gesellschaften gegründet, aus denen sukzessive Kolonialvereine hervorgingen. „Forschungsreisende“ waren Kolonialpioniere, die den afrikanischen Kontinent nach Flora und Fauna, Verkehrswegen und Bodenschätzen untersuchten und ihre Reiseerfahrungen in Publikationen und Vorträgen in Europa verbreiteten. Sie ebneten den Weg für Missionare, Kaufleute und Kolonialtruppen und somit für die weitere Kolonisierung der Länder. Im Wettlauf der europäischen Großmächte um Kolonialgebiete wurde Schweinfurth von der *Berliner Akademie* beauftragt, „unbekanntes Gebiet in Afrika“ zu erforschen. Von 1868 bis 1871 reiste er über Ägypten nach Khartoum und von dort bis an den Quellfluss des Kongo. Dabei nahm er bereitwillig den Schutz der Karawanen der Elfenbein- und Sklavenhändler in Anspruch, die auf den Routen über Handelsstationen und Söldner, Boote und Schiffe verfügten.

Auf seinen Reisen sammelte der Botaniker nicht nur Pflanzen, sondern auch menschliche Schädel. Er hatte zudem den Auftrag, möglichst detaillierte Informationen zu gewinnen über die Menschen, die er aufsuchte. Er studierte die Lebensweisen der Bongo und Baaka, Schilluk und Dinka sowie weiterer Gemeinschaften. Er porträtierte sie und nahm ihre Körpermaße ab, zuweilen auch unter Zwang: „Mohammed (...) schleppte nun ein seltsames Männlein trotz seines Sträubens vor mein Zelt. (...) ängstlich schreiend klammerte es sich an Mohammed fest und warf scheue Blicke nach allen Seiten. (...) Den kleinen Mann zeichnen und ausfragen war nicht leicht. (...) Er wurde gemessen, gezeichnet, gefüttert, beschenkt und bis zur Erschöpfung ausgefragt.“ Seine Beobachtungen notierte Schweinfurth penibel: „[...] Bartwuchs an Kinn, Backen und Oberlippe findet sich nur außerordentlich vereinzelt, und selbst in solchen Fällen erreicht das Haar kaum 1,5 Centimeter Länge.“ Die Azande und Mangbetu im Kongo bezichtigte er des Kannibalismus, ohne jemals Augenzeuge entsprechender Rituale gewesen zu sein. Die heutige Forschung wirft Schweinfurth vor, dass er sich mit seinen ausgiebigen Beschreibungen über den vermeintlichen Kannibalismus bloß profilieren wollte und dass er versucht war zu verhindern, dass seine Leserschaft Mitgefühl oder gar Sympathie für die Menschen entwickelte, die er beschrieb. Wie viele „Afrikaforscher“ der Kolonialzeit glaubte auch Schweinfurth, dass einige Gemeinschaften durch den Sklavenhandel „sichtbar dem Untergang“ geweiht wären, darum gelte es, insbesondere diese in



den wissenschaftlichen Fokus zu nehmen. Seine unfreiwilligen „Forschungsobjekte“ fand der Herrenmensch in den Karawansereien: „Auch kann ich mit Massen operieren, denn hier sind immer einige 300 bis 500 Sklaven auf Lager, abgesehen von den dienstbaren Sklaven, die noch weit zahlreicher sind, sowie schließlich die in der Nachbarschaft angesiedelten Neger, zusammen mindestens 5.000, mit denen ich machen kann, was ich will.“ Schweinfurth hatte in Europa „Antisklaverei-Konferenzen“ besucht und hielt gerne die Fahne der Bewegung hoch. Auf seinen Reisen hatte er dennoch keine Berührungsängste, sich den Karawanen der Sklavenhändler anzuschließen. Ebenso sah er sich berechtigt, sich unbegrenzt an versklavten Menschen zu „bedienen“. Der vermeintliche „Sklavereigegner“ entlarvte sich hier als ein neuer Kolonialherr über Leib und Leben. So hatte Schweinfurth den 15-jährigen Nsewue gegen seinen Willen „mitgenommen“: „Ich ließ mir die zahlreichen Unarten und kleinen Teufeleien, die seiner Rasse eigen waren, ohne Murren gefallen“. Nsewue musste Schweinfurth auf den anstrengenden Forschungsreisen begleiten, wobei er 1871 an Dysenterie starb. „Zum Andenken an manches Vergangene“ „kaufte“ Schweinfurth einen weiteren „Negerknaben“ aus der Gemeinschaft der Bongo, dessen ursprünglicher Name Lebbe war. Die Dinka, die ihn geraubt hatten, nannten ihn Tihm, und ein Sklavenhändler hatte ihm schließlich den arabischen Namen Allagabo („Gottesgeschenk“) Tim gegeben. Nach Schweinfurths Auffassung würde Allagabo Tim als „zivilisierter Mensch“ ein weitaus besseres Leben in Deutschland führen können, als ihm „seine wilde Heimat“ je bieten könne.

1873/74 begleitete Schweinfurth den Bremer Abenteurer und späteren Kolonialbeamten Friedrich Gerhard Rohlfs (siehe: Rohlfsweg, in Bd. 3 online) auf einer Expedition in die Libysche Wüste. Nach dieser Reise ließ er sich in Kairo nieder, wo er 1875 die *Geographische Gesellschaft* gründete. Von dort aus folgten weitere Reisen in die Arabische Wüste. Im Alter von 50 Jahren zog er 1888 mit Allagabo Tim nach Berlin: „Ich betrachtete ihn fortan als mein neues Adoptivkind.“ Mit 13 Jahren schloss Allagabo Tim eine Buchbinderlehre ab, arbeitete als Kellner im Hamburger „Alster-Hotel“, dann fuhr er zur See und war schließlich im Schaustellergewerbe tätig. Schweinfurth wurde zum Ehrenmitglied der Deutschen Kolonialgesellschaft ernannt, ab 1891 war er Mitglied des Kolonialrats und Komiteevorsitzender in der kolonialen Carl-Peters-Stiftung. Er mischte sich nun aktiv in die Kolonialpolitik ein und beriet das Reichskolonialamt im Hinblick auf Landnahme und Verwaltung in den deutschen Kolonialgebieten. In seiner Berliner Rede von 1886 machte er auf die enge Verknüpfung zwischen „Afrikaforschern“ und Kolonialpionieren aufmerksam: „Wir Reisende und Forscher waren bislang wie die Dichter, welche die vergangene Größe der Nation besangen und von der zukünftigen träumten; jetzt müssen die eigentlichen



Kämpfer herantreten, um für Deutschland zu streiten. Abenteuerer nennt sie der Unverstand und die Scheelsucht der Unvermögenden. Aber ein Abenteuerer ist jeder handelnd auftretende Poet, wenn er die Leier mit dem Schwert und den Griffel mit dem Spaten vertauscht.“

Schweinfurth wurde im Berliner Botanischen Garten beigesetzt, für seine „besonderen Verdienste“ wurde seine letzte Ruhestätte später zum Ehrengrab erklärt. Straßennamen in mehreren deutschen Städten ehren den Kolonialpionier. Der Schweinfurthweg in Hamburg-Tonndorf, mit dem der „Afrikaforscher“ gewürdigt wird, hieß bis 1951 Hochbahnerheim.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

- 1) Hinter dem N-Wort steckt die Bezeichnung „Neger“, die stark diskriminierend ist. Das N-Wort tauchte erstmalig im Zusammenhang mit dem transatlantischen Menschenhandel, mit Kolonialismus und „Rassentheorien“ auf. Das Wort wird im vorliegenden Text ausschließlich im historischen Zitat ausgeschrieben, weil damit deutlich gemacht werden soll, wie rassistisch die beschriebenen Kolonialakteure gedacht und gehandelt haben.

Quellen:

Matthias Fiedler: Zwischen Abenteuer, Wissenschaft und Kolonialismus. Der deutsche Afrikadiskurs im 18. und 19. Jahrhundert, Köln, 2005; Erika Endesfelder: Georg Schweinfurth (1836-1925). Forscher in Ägypten und Zentralafrika, in: Catherine Griefenow-Mewis (Hrsg.), Afrikanische Horizonte. Studien zu Sprachen, Kulturen und zur Geschichte, S. 69-74; www.schweinfurth.org/Georg_Schweinfurth/Start.html; Franz Wallner, Ein neuer Afrika-Wanderer, in: Neue Freie Presse, Wien, Nr. 2597 vom 16.11.1871; Ursula von den Driesch: „Schweinfurth, Georg August“, in: Neue Deutsche Biographie 24 (2010), S. 50 f., Onlinefassung, URL: www.deutsche-biographie.de/pnd137192932.html; Georg Schweinfurth: Im Herzen von Afrika, Reisen und Entdeckungen im Centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871, Leipzig, 1874; Georg Schweinfurth: Afrikanisches Skizzenbuch, Berlin, 1925, Onlinefassung, URL: gutenberg.spiegel.de/buch/afrikanisches-skizzenbuch-3778/2 (letzter Zugriff 18.11.2014); Stefan Mair: Ausbreitung des Kolonialismus, in: Informationen zur politischen Bildung, Heft 264, Onlinefassung, URL: www.bpb.de/internationales/afrika/afrika/58868/kolonialismus; Ulrich van der Heyden: Allagabo Tim. Der Schicksalsweg eines Afrikaners in Deutschland, Berlin, 2007; Wulf Köpke (Hrsg.): Afrikaner in Hamburg (Dokumentation zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Völkerkunde), Hamburg 2011.

- **Schwenckestraße, Eimsbüttel (1899):** *Christian Schwencke (1767-1822), Kantor am Johanneum, städtischer Musikdirektor.*
- **Schwentnerring, Wilhelmsburg (1964):** *Dr. D. Bernhard Schwentner (1891-*



1944), *Vikar an der St. Michaeliskirche, Pfarrer in Neustrelitz. Gegner des Nationalsozialismus.* Bernhard Schwentner wurde 1891 in Schwerin geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums studierte er ab 1910 in Münster. 1913 trat er in das Priesterseminar in Osnabrück ein und wurde am 7. März 1914 zum Priester geweiht. Bis zu seiner Einberufung war Schwentner Vikar an der St.-Marienkirche in Hamburg-St. Georg. Er wurde im Ersten Weltkrieg als Militärgeistlicher an der Front eingesetzt. Nach dem Ende des Krieges war er an der Hamburger St.-Ansgar-Kirche (Kleiner Michel) als Vikar tätig und wurde von der Universität Münster in Katholischer Theologie und im Anschluss von der Päpstlichen Universität Gregoriana in Kirchenrecht promoviert.

Von 1920 bis 1927 stand er im kirchlichen Dienst in der Gemeinde Friedrichstadt (heute Pfarrei Husum) in Schleswig-Holstein. Am 30. März 1927 wurde er zum Pfarrer von Neustrelitz ernannt, nebenamtlich betreute er die dortige Garnison. Der Bischof von Osnabrück übertrug ihm die Aufgaben des Dechanten für Mecklenburg.

Trotz seiner nationalen und militärfreundlichen Einstellung stellte er sich schließlich kritisch gegen den Nationalsozialismus, vor allem, weil ihm die Seelsorge an polnischen Zwangsarbeitern sehr erschwert wurde. So wurde der wegen seiner Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit besonders angesehene Geistliche 1943 von einem Spitzel der Gestapo wegen angeblich staatsfeindlicher Äußerungen angezeigt und am 21. Oktober 1943 verhaftet. Obwohl Schwentner Freunde unter den Offizieren hatte, trat keiner für ihn ein. Die Bemühungen des Bischofs von Osnabrück, Hermann Wilhelm Berning, um eine Freilassung blieben erfolglos. Von der Haftzeit und der Phase bis zur Hinrichtung wird berichtet, Schwentner habe diese in Ruhe und Abgeklärtheit „in der Nachfolge Jesu Christi“ angenommen und ein Gedicht verfasst. Der Prozess habe weder zu einem Beweis geführt noch seien Entlastungszeugen vernommen worden; das Todesurteil habe wohl schon anfänglich festgestanden. Am 15. September 1944 wurde Pfarrer Bernhard Schwentner vom Volksgerichtshof wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt und am 30. Oktober 1944 hingerichtet. Der Volksgerichtshof war ab 1934 als Sondergericht zur Aburteilung von Hoch- und Landesverrat gegen den NS-Staat in Berlin eingerichtet worden. Die Urne mit der Asche des Priesters Bernhard Schwentner setzte man zunächst in Brandenburg bei.

Nach dem Krieg wurden mehrere Straßen nach ihm benannt, zum Beispiel in Hamburg, Schwerin und an seinem letzten Wirkungsort Neustrelitz. Im Jahre 1965 wurde neben der Neustrelitzer katholischen Kirche ein Denkmal aus Bronze für ihn errichtet, das die Urne mit seiner Asche enthält.

Zusammengestellt von Cornelia Göksu



Quellen:

wikipedia und Joachim Schäfer: Ökumenisches Heiligenlexikon unter www.heiligenlexikon.de/BiographienB/Bernhard_Schwentner.html

- **Schwindstraße**, *Groß Flottbek (1932): Moritz von Schwind (1804-1871), Maler.*
- **Schwingeweg**, *Groß Flottbek (1993): Friedrich Schwinge (1852-1913), Maler.*
- **Schümannweg**, *Billstedt (1950): Adolf Schümann, Gemeindevorsteher von Kirchsteinbek.*
- **Schünemannstieg**, *Wandsbek (1968): Waldemar Schünemann (1850-1930), Schulrat in Wandsbek.*
- **Schulteßdamm**, *Wellingsbüttel (1950): Prof. Dr. Friedrich Schulteß (1851-1919), Direktor am Johanneum.*
- **Schulteßstieg**, *Wellingsbüttel (1950), siehe: Schulteßdamm.*
- **Schultzweg**, *Hammerbrook (um 1839): Joh. Ferd. Schultz, Bleicher, hatte hier seinen Privatweg.*



- **Schusterberg**, *Neugraben-Fischbek (nach 1938). Volkstümliche Bezeichnung. Hier soll der Schuster Meyer gewohnt haben.*
- **Schwarzlosestraße**, *Wandsbek (1950): Andreas Schwarzlose (1732-1792), Maurermeister, am Schlossbau in Wandsbek beteiligt.*
- **Schwersweg**, *Tatenberg (1955): Dietrich August Schwer (1.6.1870 Hamburg-Ochsenwerder-26.12.1946 Hamburg-Ochsenwerder), Baumeister, verdient um die Schaffung des Ochsenwerder*

August Schwers war ein Sohn des Maurers Conrad Diedrich Schwers, der sich 1860 in Ochsenwerder niederließ. Er besuchte neun Jahre lang die Ochsenwerder Volksschule und absolvierte danach erst eine Maurer-, dann eine Zimmererlehre. In beiden Gewerken legte er die Meisterprüfung ab. Anschließend ging er auf die Höhere Schule für Hoch- und Tiefbau, nach deren Abschluss er sich Architekt nennen durfte. Außerdem trug er den Titel eines Baumeisters, da er nicht nur Entwürfe anfertigte, sondern sie auch mit seiner eigenen Baufirma ausführte. Mehr als 16 Häuser errichtete er auf diese Weise in Ochsenwerder, darunter 1908 das Schulgebäude in der heutigen Graumanntwiete. Auf Initiative des Ochsenwerder Heimatrings wurde 1955 ein Weg in Tatenberg Schwersweg genannt. Damit wollte der Heimatring anerkennen, dass August Schwers in Ochsenwerder ein Heimatmuseum aufgebaut hatte. Es existiert heute nicht mehr.

Frauke Steinhäuser

- **Sebastiangasse**, *Horn (1929), nach dem Heiligen Sebastian, dem Patron der Schützengilde.*
- **Sedelmansbusch**, *Hummelsbüttel (1950): Dieses Gehölz soll einem Sedelmann gehört haben.*



- **Seegelkenkehre**, *Wilhelmsburg (1996): H. A. Seegelke (1807-1873), Deichvogt in Wilhelmsburg.*
- **Seemannshöft**, *Waltershof (1910): mit Bezug auf das Lotsenhaus und die Deutsche Seemannsschule.*
- **Seilerstraße**, *St. Pauli (1886): nach den Seilern, die hier wohnten.*
- **Selliusstraße**, *Eimsbüttel (1912): Thomas Sellius (1599-1663), Kantor am Johanneum, Musikdirektor am Dom in Hamburg.*
- **Semperplatz**, *Winterhude (1928): Gottfried Semper (1803-1879), Architekt.*
- **Semperstraße**, *Winterhude (1907), siehe: Semperplatz.*
- **Sengelmannbrücke**, *Alsterdorf (1922): Heinrich Matthias Sengelmann (1821-1899), Pastor, Gründer der Alsterdorfer Anstalten, heute Evangelische Stiftung Alsterdorf. 1946 Heirat mit der russischen Adligen Anna Sophie Adele von Saß. Ihr gemeinsames Kind stirbt wenige Monate nach der Geburt. Auch Adele Sengelmann stirbt bereits 1858. Ein Jahr nach dem Tod seiner Frau heiratet Sengelmann die damals 27-jährige, hochmusikalische Jane Elisabeth (Jenny) von Ahsen, Tochter eines Pastors (17.6.1831 Hamburg – 26.9.1913 Laboe). Sie wurde seine Stütze, auch bei der Leitung der Alsterdorfer Anstalten. Jenny Sengelmann leitete die Menschen mit sogenannter Behinderung an, organisierte die Kleider- und Schuhlager, die Wäscherei, die Nähstuben und die Küche. Sie galt als ein wenig schroff, trat entschieden auf. Nach dem Tod ihres Mannes zog sie in die Nähe der Alsterdorfer Anstalten und bekam deshalb auch weiterhin Besuch von den dortigen Bewohnerinnen und Bewohnern.*



- **Sengelmanstraße**, *Alsterdorf (1899)*, siehe: Sengelmanbrücke.
- **Sergio-de-Simone-Stieg**, *Schnelsen (1993): siebenjähriges Kind aus Italien, Opfer des Nationalsozialismus*. Siehe auch: Brüder-Hornemann-Straße; Eduard-Reichenbaum-Weg; Georges-Andre-Kohn-Straße; Jungliebstraße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-Schwarberg-Weg, in Bd. 3 online. Siehe auch: Geschwister-Witonski-Straße; Jacqueline-Morgenstern-Weg; Lelka-Birnbaum-Weg; Mania-Altmann-Weg; Riwka-Herszberg-Stieg; Wassermannpark; Zylberbergstieg; Zylberbergstraße; in Bd. 2.

Sergio de Simone wurde am 29. November 1937 geboren. Er lebte mit seinen Eltern in Neapel. Sein Vater Edoardo de Simone, ein Schiffsoffizier, war katholisch, seine Mutter Gisella, geborene Perlow, Jüdin. Edoardo de Simone wurde als Zwangsarbeiter nach Dortmund verschleppt. Gisella und Sergio de Simone zogen im Sommer 1943 zu Verwandten nach Fiume in Norditalien, da die Situation in Neapel aufgrund von Bombenangriffen durch die Alliierten unsicher erschien. In Fiume wurden der sechsjährige Sergio, seine Mutter und sieben weitere Familienmitglieder – darunter auch seine Cousinen Alessandra und Tatiana – am 21. März 1944 verhaftet, in das Sammellager San Sabba bei Triest gebracht und am 4. April 1944 in das KZ Auschwitz deportiert. Sergio musste dort als Läufer arbeiten, bis er für medizinische Versuche in das KZ Neuengamme gebracht wurde. Am 20. April 1945 wurde er hier am Bullenhuser Damm ermordet. Seine Mutter Gisella de Simone kam im Frühjahr 1945 in das KZ Ravensbrück. Hier erlebte sie die Befreiung. Sie war sehr krank. Erst im November 1945 kehrte sie nach Italien zurück. Dort traf sie ihren Mann wieder. Die Eltern suchten nach ihrem Sohn Sergio. Sie wussten ab Ende der 1940er-Jahre, dass er vom KZ Auschwitz in ein Konzentrationslager im Westen gekommen war. Edoardo de Simone starb 1964, ohne etwas über das Schicksal seines Sohnes erfahren zu haben. Gisella de Simone erfuhr 1983 von dem Verbrechen am Bullenhuser Damm und nahm am 20. April 1984 an der Gedenkfeier in Hamburg teil. Sie wollte aber nicht glauben, dass Sergio tot war, und hoffte bis zu ihrem Tod, dass er noch lebte.

Quelle:

www.kinder-vom-bullenhuser-damm.de/sergio_de_simone



- **Setzergasse**, Billstedt (1948): Motiv aus dem Druckereigewerbe.
- **Seumestraße**, Eilbek (1866): Johann Gottfried Seume (1763-1810), Dichter.
- **Seyboldstraße**, Bergedorf/Lohbrügge (1949): Wilhelm Seybold (1847-1930), Schauspieler.
- **Seydeckreihe**, Marienthal (1950): Johann Seydeck (18. Jhd.), Steinmetz, wirkte mit beim Bau des Wandsbeker Schlosses.
- **Sibbertstraße**, Blankenese (1928): Johannes Heinrich Sibbert (1851-1917), Gemeindevorsteher in Blankenese.
- **Sibeliusstraße**, Bahrenfeld (1969): Jean Sibelius (1865-1957), Komponist.
- **Siebenweg**, Blankenese (1936), nach einem Vorbesitzer.
- **Sieberlingstraße**, Nienstedten (1951): J. W. M. Gustav Sieberling (1851-1917), Gaststättenbetreiber in Nienstedten, Verdienste um das Gemeinwohl.
- **Siegfriedstraße**, Rissen (1933): Gestalt aus dem Nibelungenlied. Siehe auch: Kriemhildstraße, Brunhildstraße, Siegrunweg und Uteweg, in Bd. 2. Sagenhafter



und nahezu unverwundbarer Held aus der Nibelungensage, dort als Siegfried der Drachentöter oder Siegfried von Xanten unterwegs. Erbeutet den sagenhaften Schatz der Nibelungen, den Nibelungenhort. Für den burgundischen König Gunther umwirbt und erkämpft er mit List die isländische Königin Brunhild (siehe: Brunhildstraße, in Band 2, mit der er auch noch mit Tarnkappe schläft. Aus Rache für diese Untreue lässt ihn seine Ehefrau und Schwester Gunthers, Prinzessin Kriemhild, durch Hagen ermorden.

Text: Birgit Kiupel

- **Siegfried-Wedells-Platz**, *Rotherbaum (2003): Siegfried Wedells (1848-1919), Unternehmer, Kunstsammler, setzte die Freie und Hansestadt Hamburg als Erben ein.* Das Haus der Wedells erbaute Martin Haller 1895 an der Neuen Rabenstraße 31. Das Haus diente bis 1965 als Gästehaus des Senats. 1966 zog hier in die hochherrschaftlichen Räume der Landesfrauenrat ein. Das Haus hieß nun „Clubhaus der Frauenverbände“. 1987 erfolgte der Auszug.
- **Siemersplatz**, *Lokstedt (1919): Heinrich Siemers (1865-1949), Gemeindevorsteher in Lokstedt.*
- **Siemssenstraße**, *Eppendorf (1904): Georg Theodor Siemssen (?-?), Kaufmann, Grundeigentümer.*
- **Sierichstraße**, *Winterhude (1863): Adolph Sierich (1826-1889), Grundeigentümer.* Siehe auch: Agnesstraße, Dorotheenstraße, Klärchenbrücke, Klärchenstraße, Maria-Louisen-Brücke, Maria-Louisen-Stieg, Maria-Louisen-Straße, in Bd. 2. Goldschmied und Großgrundbesitzer in Winterhude. Hatte von seinem Vater einen Hof in Winterhude geerbt, der zum Grundstock des Vermögens in Grundbesitz von Adolph Sierich wurde. Kaufte weitere Grundstücke hinzu und ließ in den 1860er-Jahren den Goldbekkanal schiffbar machen, so dass der Kanal industriell genutzt werden konnte. In erster Ehe verheiratet mit Maria-Louise Lembcke. Mit ihr hatte er fünf Kinder. In zweiter Ehe verheiratet mit Clara Octavia Repsold (geb. 1842), Tochter des Eichmeisters Georg Repsold. Das Paar hatte drei Kinder.



- **Sierichstraßenbrücke**, Winterhude (1904), siehe: Sierichstraße.
- **Sievekingdamm**, Hamm, (1945): Dr. Karl Sieveking (1787-1847), Senatsyndikus. Siehe auch: Sievekingsallee und Am Elisabethgehölz (Tochter von Karl S.), Amalie-Sieveking-Weg (Cousine von Karl S.), Reimarusstraße, Wichernsweg, in Bd. 2. Siehe auch im Internet unter Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.

Als Senatssyndikus hauptsächlich auf dem Gebiet der auswärtigen Beziehungen tätig. Handelte 1827 in Rio de Janeiro einen Handelsvertrag mit dem unabhängigen Brasilien aus. Damit wurde Hamburger Kaufleuten der süd-amerikanische Markt eröffnet.

1830 Beginn seiner Tätigkeit als Vertreter Hamburgs beim Bundestag des Deutschen Bundes in Frankfurt. „Über Kontakte zur englischen Neuseeland-Gesellschaft suchte er Kolonisationsprojekte deutscher Auswanderer nach Polynesien zu befördern.“ 1)

„Im November 1841 legt Senatssyndikus Dr. Karl Sieveking der Commerzdeputation seine Schrift: ‚Waurikauri‘ vor: Hanseatische Kaufleute sollen eine Kolonisationsgesellschaft gründen, die Insel Waurikauri kaufen und dort eine deutsche Kolonie ins Leben rufen. Die Insel gehört zur Chatham-Gruppe, östlich von Neuseeland. Sieveking möchte, daß deutsche Auswanderer gemeinsam siedeln, statt sich über die Welt zu zerstreuen. Menschen, die Deutschland wegen politischer und religiöser Bedrückung verlassen, sollen auf Waurikauri nach freier Verfassung in einem idealen Staat leben. Am sichersten wäre eine solche liberale Kolonie unter dem Schutz Englands. Sieveking hat mit einer New Zealand Company, Sitz London, die ihm die Insel für 10.000 Pfund Sterling angeboten hat, einen vorläufigen Vertrag geschlossen. (...) Sievekings Plan geht durch die deutsche Presse und löst heftiges Pro und Kontra aus, Lobreden und Hohnlachen (...). Dann fliegt die New Zealand Company auf: Das Foreign Office in London teilt mit, die Gesellschaft könne nicht verkaufen, was sie nicht besitze, die Insel gehöre ihm.“ 2)

Karl Sieveking war auch Kunstförderer, Mitbegründer des Kunstvereins und ermöglichte die Gründung des Rauhen Hauses, indem er Johann Hinrich Wichern (siehe: Wichernsweg, in Bd. 2) ein Grundstück aus seinem privaten Grundbesitz überließ. Sieveking schloss sich der christlichen



Erweckungsbewegung an. Auf seinem Landsitz in Hamm trafen sich die Erweckten, unter ihnen auch Amalie Sieveking (siehe: Amalie-Sieveking-Weg, in Bd. 2), die Karl Sievekings Kinder unterrichtete.

Karl Sievekings Mutter war die berühmte **Hannchen Sieveking** (Johanna Margaretha), geb. Reimarus (20.11.1760 Hamburg – 12.6.1832 Hamburg). Sie war der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Treffpunktes auf dem Sievekingschen Landsitz in Neumühlen.

Caspar Voght (siehe: Caspar-Voght-Straße, in Bd. 3 online), der wohl engste Freund, schrieb in seinen Lebenserinnerungen über Hannchen Sieveking: „Der Geist des adlen Vaters ruhte in ihren Zügen; der Ton ihrer Stimme drang ins Herz des Leidenden, den ihre Blicke an sich zu ziehen schienen. Ihr Leben war Liebe, ihre Liebe war Tat. Mit dieser Liebe hing sie an mir und meiner Geliebten.“ 3), und ein Jahr vor seinem Tode 1838, als er seinen Abschiedsbrief verfasste, bekannte er seinem Patenkind, Hannchens Sohn Karl Sieveking: „Sie hat mich am besten verstanden und am dauerndsten und am reinsten geliebt.“ 4)

Auch wenn der Ton Wilhelm von Humboldts im Ganzen zurückhaltender ist, spricht auch aus ihm Verehrung und Anerkennung: „Frau Sieveking hat ein anziehendes und vielversprechendes Äußeres, und man findet in ihr das überaus seltene Talent, einer sehr großen Haushaltung im genauesten Verstande treu und aufmerksam vorzustehen, und sich doch darum ganz und gar nicht der Gesellschaft zu entziehen. Dabei ist sie durchaus anspruchslos und bescheiden. Es ist schlechterdings unmöglich, angenehmer, als in ihrem Hause zu sein, in dem sich aller Überfluß des Reichtums mit der ganzen natürlichen Einfachheit des Mittelstandes verbindet.“ 5)

Und auch Hannchen Sievekings eigene Worte bestätigen dieses übereinstimmende Bild der Zeitgenossen, als sie am Ende ihres Lebens sich und ihr Wirken in einem Brief an ihre Kinder darstellt. „Ich fühle, daß ich alt werde, und erschrecke nicht, denn ich bin mir keines Unrechts bewußt; nichts, was an meiner Ruhe nagt. Ich vertraue auf Gott und danke ihm für so viel Gutes, was mir geworden ist und mein Alter freundlich macht. Das Schicksal und die Unvollkommenheiten des Lebens lehrten mich, kleine Plackereien zu ertragen. So werde ich denn das Leben voll Dank und Liebe verlassen. Gott segne Euch in Euren Kindern und gebe und erhalte Euch Freunde, wie ich sie hatte und noch habe; dann veraltet und verkümmert das Herz nicht. Die nicht mehr sind, leben in uns fort, denn nichts vergeht ohne Spur, und die göttliche fühlen wir.“ 6)

Hannchen, wie sie allgemein genannt wurde, war eine geborene Reimarus (siehe: Reimarusstraße, in Bd. 2), Tochter aus einer der ersten Familien der Stadt. Ihr Vater war der Arzt und Gelehrte Johann Albert Heinrich Reimarus, die Mutter Anna Maria Thorbecke. Hannchen heiratete einen der kenntnisreichsten



Hamburger Kaufleute der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Georg Heinrich Sieveking. Die Familien Reimarus und Sieveking bildeten um sich herum zwei bedeutende gesellschaftliche Kreise der Stadt.

Nach dem sehr frühen Tod der Mutter am 17. Januar 1762 nahm sich Elise Reimarus (siehe: Reimarusstraße, in Bd. 2), die Schwester von Johann Albert Heinrich Reimarus, der Nichte an. Als der Vater Sophie Hennings, die Schwester des Aufklärers August Hennings, heiratete, entfaltete sich im Hause eine reichhaltige Gastlichkeit. Hier traf sich alles, was von geistiger und literarischer Bedeutung in der Stadt war oder dorthin kam. So verkehrten hier auch die Kaufleute Caspar Voght und Georg Heinrich Sieveking, die seit dem Tod von Voghts Vater im Jahre 1781 dessen Firma gemeinsam führten. Am 2. Oktober 1782, nach zweimonatiger Verlobungszeit, wurde die Hochzeit gefeiert. Zwei Monate zuvor hatte Sieveking am 4. August Hannchen schriftlich seine Liebe erklärt. „Mit großer Offenheit stellte er gleichzeitig seine Fehler zur Schau: ‚Menschenkenntnis hat mich zurückhaltend und verschlossen gemacht; das macht mich zuweilen sehr ernst. – Ich fühle jedes Unrecht, das mir geschieht und oft zu sehr; jäher Zorn ist ein Fehler, von dem ich mich noch nicht ganz geheilt habe, so sehr ich auch auf mich selbst aufmerksam bin. Ich unterlasse manchmal eine gute Handlung aus Furcht, lächerlich zu werden.“ 7)

Das Paar wohnte zunächst in Harvestehude, denn wenn möglich, zog man damals aus der Enge der Stadt ins Freie. In Harvestehude wurden die ersten beiden Kinder Johannes (1785) und Karl (1787) geboren. Bald jedoch musste die kleine Familie das nur gemietete Haus verlassen. Sie zog an den Neuen Wall 149, wo auch das Kontor untergebracht war. Ein Garten vor dem Dammtor ermöglichte jetzt, der Stadt zu entfliehen. Hier wurde am 14. Juli 1790, dem ersten Jahrestag der Erstürmung der Bastille, die berühmte Revolutionsfeier abgehalten, die Hamburg den Ruf einer liberalen Oase einbrachte.

Im Jahre 1793 erwarb man gemeinsam mit zwei Freunden, dem Kaufmann Conrad Johann Matthiessen und dem Schriftsteller und Herausgeber des „Altonaer Merkur“, Piter Poel (siehe: Poelsweg, in Bd. 3 online), ein Landhaus in Neumühlen, ein schlichtes Anwesen, am Hang gelegen, mit herrlichem Blick über die Elbe. Für die Ausgestaltung von Haus und Garten holte man sich den aus Frankreich stammenden Baumeister und Gartenarchitekten Joseph Ramée. Während Matthiessen nach drei Jahren anlässlich seiner Vermählung aus der Gemeinschaft ausschied, lebten die Familien Sieveking und Poel in Eintracht weiter miteinander. Die Frauen führten in wöchentlichem Wechsel den Haushalt: „Friederike und ich leben sehr innig zusammen; wir haben herausgefunden, daß wir in dieser kleinen Republik die Gewalt haben, und da wir nur das Gute wollen, behält das Gute die Oberhand“ 8), schrieb Hannchen Sieveking 1794 an Voght. Der Landsitz in Neumühlen entwickelte sich zu einem geselligen Mittelpunkt der



Stadt, und das war in erster Linie Hannchen Sieveking zu verdanken. Sie war sicherlich keine intellektuelle Frau wie ihre Stiefmutter Sophie Reimarus und wohl zu Recht hatte Elise Reimarus über die Nichte geurteilt: „Sie ist neunzehnjährig, nicht sehr für die Philosophie, recht liebenswürdig und beliebt: Wenn sie doch nur einen guten Mann kriegte.“ 9) Hannchens Talente lagen ganz offensichtlich mehr im Bereich der Herzensbildung als der Bildung, dort aber, wie die vielen Stimmen von Zeitzeugen belegen, in ganz ungewöhnlichem Maße.

Bei den Geselligkeiten auf dem Landsitz in Neumühlen ging es viel lebhafter und mannigfaltiger zu als am „Theetisch“ im Hause Reimarus: Es war im Handelshaus, dem Sieveking zu Weltruf verholfen hatte – Voght war 1793 ausgeschieden [siehe: Caspar-Vogt-Straße, in Bd. 3 online], weil seiner geistigen Unabhängigkeit jedes Geschäft zuwider war –, üblich geworden, alle Fremden, die in Geschäften kamen, für den nächsten Sonntag nach Neumühlen einzuladen. Dazu gesellten sich Freunde aus der Stadt und durchreisende Schriftsteller und Gelehrte, später auch unzählige Emigranten. Oft wurde am Sonntag der Tisch für 80 und mehr Personen gedeckt. Karl August Böttiger berichtet, wie zwanglos und herzlich es dabei zuging: „Die Tafel ist gut und fein und reichlich, aber nicht übermäßig besetzt (...). Jeder nimmt sich oder läßt sich geben, von welcher Schüssel er will (...). Jeder fordert sich Wein, welchen er will (...). Jeder steht vom Tische auf, geht zu einem Andern, zu Mehreren, zu Allen, wie es ihm einfällt, und so lange es ihm gefällt. (...) Er geht dann in den Garten, (...) besieht Kupferstiche, Gemälde, durchblättert Bücher (...). Kurz, jeder ist frei für sich und hat keine andre Verbindlichkeit, als andre ebenso frei zu lassen, wie er selbst ist.“ 10) Hier in Neumühlen wurden Klopstocks (siehe: Klopstockstraße, in Bd. 2) Geburtstage begangen und Hochzeiten und Taufen von Mitgliedern aus dem weiteren Familienkreis gefeiert. Im Sommer weilten häufig Logiergäste in dem geräumigen Haus.

Auch wenn immer wieder von dem unausgeglichene und aufbrausende Temperament Sievekings zu lesen ist, unter dem Hannchen zu leiden hatte, so dass Josef Nyáry am 17.3.1977 im „Hamburger Abendblatt“ meinte, urteilen zu können, „für die Braut wurde es keine leichte Ehe“, soll hier festgehalten werden, dass Hannchen selbst es offenbar anders sah. In einem Brief an ihren Mann schrieb sie: „Ich kann’s Dir nicht oft genug wiederholen, daß es mich unendlich freut, daß ich wirklich das Vermögen habe, Dich glücklich zu machen, daß ich das wirklich kann. Gewollt habe ich’s gewiß immer, aber ich habe oft daran gezweifelt, weil ich an mir selbst zweifelte. Glaubst Du’s nicht auch, daß wir auch auf die Länge glücklich sein werden, daß wir uns nur noch immer fester aneinander ketten werden? Wenn ich das so nachdenke, so deucht es mich zuviel verlangt, zuviel vorgestellt, und dann fange ich an, für die Zukunft zu zittern. Was haben wir für so viele Menschen voraus, die so ein hartes Schicksal haben?“



Und die vielleicht besser sind als wir? Ich schäme mich oft meiner Undankbarkeit, aber das Herz ist mir doch so schwer, daß ich nicht imstande bin, die Grillen los zu werden. Just eben zu der Zeit, wenn ich am lebhaftesten fühle, am deutlichsten einsehe, wie ohne alles Verdienst mein Schicksal so gütig ist, dann sehe ich's auch am deutlichsten, daß noch vieles über uns verhängt ist, und daß unser Leben nicht immer so schlichtweg fort dauern kann.“¹¹⁾

Der Freund des Hauses Piter Poel gab allerdings folgende Beobachtungen des Ehelebens von Hannchen und Georg Heinrich Sieveking zu Papier: „Die junge Frau trat an Stelle der Mutter; ihr zarteres Gefühl diente nur dazu, jene Erziehungsfehler empfindlicher zu machen [Sieveking soll von seiner Mutter verzogen worden und es gewohnt gewesen sein, dass seine Mutter, die Geschwister sowie das Dienstpersonal sich ihm unterordneten], welche ihre zu große Sanftmut nicht bessern konnte. Für alles, was in der Wirtschaft nicht in Ordnung schien, wurde sie der Sündenbock Unbedeutende Versehen und Versäumnisse wie der um eine Minute verspätete Tee konnten zu ungezogenen und heftigen Äußerungen führen, bei denen Entschuldigungen nur heftigere Ausbrüche der Ungeduld zur Folge hatten. ... Allein, Sieveking liebte und achte die Frau, welcher er in jeder Weise Kränkungen zufügte, die ihr manche Träne gekostet, und schenkte ihr sein ganzes und unbedingtes Vertrauen.“¹²⁾ Am 25. Januar 1799, drei Tage vor seinem 48. Geburtstag, starb Georg Heinrich Sieveking nach einem schweren Brustkrampf. Nach 16-jähriger Ehe stand Hannchen Sieveking mit 38 Jahren und fünf Kindern, von denen das älteste 13 Jahre, das jüngste noch kein Jahr alt war, alleine da.

Sie führte das Handelshaus zunächst zusammen mit den Teilhabern Bertheau und Schlüter weiter und erhielt auch der Familie und den Freunden den Landsitz in Neumühlen. Bedingt durch die Kontinentalsperre wurden die wirtschaftlichen Schwierigkeiten jedoch so groß, dass das Handelshaus 1811 Konkurs anmelden musste: „Über Sievekings trauerte die ganze Stadt“¹³⁾, schrieb Henriette Harder, die Tochter des Senators Johann G. Graepel, an ihre Stiefschwester. 1810 hatte Hannchen bereits ein Schicksalsschlag getroffen, als die einzige Tochter, Sophie, achtzehnjährig an einer Lungenentzündung starb. Zu ähnlicher Selbstverleugnung wie ihre Mutter geneigt, war die Kränkelnde in einer stürmischen Nacht auf Notrufe von der Elbe zu Nachbarn gelaufen, um Hilfe zu holen.

Voller Bewunderung berichtete Piter Poel, mit welcher Haltung und Souveränität Hannchen Sieveking den Unglücksfällen begegnete: „Trotz vollkommener Weiblichkeit besitzt sie einen männlichen Geist, der ungetrübt durch Vorurteil und Illusionen, die Verhältnisse klar durchschaut und männlich wie ihr Verstand, ist auch ihr Mut, wenn große Unglücksfälle ihr schwere Opfer auferlegen, Ich habe sie in dem Augenblicke gesehen, in welchem ihr angekündigt wurde, daß ihr Handelshaus seine Zahlungen einstellen müsse (...), da erklärte die Sieveking



sogleich mit der größten Fassung, daß sie alles unbedingt in die Hände der ratenden Freunde lege, die ihr ganzes Vertrauen, wie das des Publikums besäßen; nur bat sie, soweit es auf eine rechtliche Weise geschehen könne, Rücksicht auf die nicht vermögenden Freunde zu nehmen, die ihre Gelder dem Haus anvertraut hätten. Für sie selbst war ihr Entschluß augenblicklich gefaßt; sie gab Haus und Garten mit allen Kostbarkeiten auf und kehrte zurück in die väterliche Wohnung, um wieder, wie sie sagte, in die Verhältnisse einzutreten, in denen sie sich als 20-jähriges Mädchen so glücklich gefühlt; ihre Knaben würden sich schon wie so viele andere ohne Vermögen, vielleicht sogar zu ihrem Besten, durchschlagen; für die Tochter hatte sie nicht mehr zu sorgen, die war bereits im Frühjahr vorher gestorben.“ 14)

Hannchens Vaters starb im Jahre 1814, die Mutter, die lange bettlägerig gewesen und von Hannchen aufopfernd gepflegt worden war, am 30. September 1817. Nach dem Tod der Eltern verdiente Hannchen ihren Unterhalt, indem sie einige Zimmer vermietete, zumeist an junge Kaufleute aus bekannten Familien. An einem Abend in der Woche lud sie zum Teetisch ein, zu dem sich auch die alten Freunde einstellten. Und auch Caspar Voght mietete sich manchmal im Winter bei ihr ein. Er, der u. a. wegen seiner unmöglichen Liebe zu der Freundin Hannchens, Magdalena Pauli (siehe: Caspar-Voght-Straße, in Bd. 3 online) auf jahrelange Reisen gegangen war und mit dem Hannchen einen vielseitigen und regen Briefwechsel geführt, wobei sie den Postillon d'Amour für ihn gemacht hatte, war endgültig auf seinen Landsitz nach Flottbek zurückgekehrt. Hier, wo inzwischen auch Piter Poel mit seiner Familie lebte und Magdalena Pauli sich oft aufhielt, war Hannchen häufig zu Gast.

Text: Brita Reimers

Quellen:

- 1) Joist Grolle: Karl Sieveking, in: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 2. Göttingen, 2006, S. 362. In dieser Biografie noch weiteres zum Schaffen Karl Sievekings.
- 2) Gabriele Hoffmann: Das Haus an der Elbchaussee. Die Godeffroys – Aufstieg und Niedergang einer Dynastie. Hamburg 1998, S. 90f.
- 3) Zit. nach: Georg Heinrich Sieveking: Lebensbild eines Hamburgischen Kaufmanns aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Kapitel VII. Berlin 1913.
- 4) Zit. nach: Georg Heinrich Sieveking, a.a.O.
- 5) Zit. nach: Georg Heinrich Sieveking, a.a.O.
- 6) Zit. nach: Alfred Aust: „Mir ward ein schönes Loos“, Liebe und Freundschaft im Leben des Reichsfreiherrn Caspar von Voght. Hamburg 1972.
- 7) Zit. nach: Alfred Aust, a.a.O., S. 109.
- 8) Zit. nach: Georg Heinrich Sieveking, a.a.O.
- 9) Zit. nach Alfred Aust, a.a.O.
- 10) Zit. nach: Georg Heinrich Sieveking, a, a. O.
- 11) Zit. nach: Georg Heinrich Sieveking, a, a. O.



12) Zit. nach: Alfred Aust, a.a.O., S. 110.

13) Zit. nach: Georg Heinrich Sieveking, a.a.O.

14) Gustav Poel: Bilder aus vergangener Zeit nach Mitteilungen aus größtenteils ungedruckten Familienpapieren, Teil II. Kapitel I. Hamburg 1887.

- **Sievekingplatz**, *Neustadt (1911): Dr. Friedrich Sieveking (1836-1909), Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichts.* Siehe auch: www.freedom-roads.de zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen.“
- **Sievekingsallee**, *Hamm (1929),* siehe: Sievekingdamm.
- **Sieversstücken**, *Sülldorf (1929), Ackerstück eines Herrn Sievers.*
- **Sievertstraße**, *Bahrenfeld (1947): Wilhelm Sievert (1864-1945), Senator in Altona.*
- **Silbersackstraße**, *St. Pauli (etwa 1900): Grundeigner „Silbersack“.*
- **Silbersacktwiete**, *St. Pauli (1985),* siehe: Silbersackstraße.
- **Silcherstraße**, *Bahrenfeld (1950): Philipp Friedrich Silcher (1789-1860), Komponist.*



- **Simon-von-Utrecht-Straße, St. Pauli (um 1948):** *Simon von Utrecht (gest. 1437), Bürgermeister, Seeheld.*
- **Simon-Wannewitz-Ring, Eidelstedt (1996):** *Simon Wannewitz (1815-1895), Jagdaufseher über die Eidelstedter Gemeindejagd.*
- **Simrockstraße, Blankenese (1949):** *Karl Simrock (1802-1876), Germanist, Dichter.*
- **Singelmannsweg, Tonndorf (um 1900):** *August Singelmann (1857-1915), Gemeindevorsteher in Tonndorf-Lohe.*
- **Skaldenweg, Rahlstedt (1953):** *Dichter und Sänger.*
- **Slebuschstieg, Hamm (1929):** *nach der Familie Slebusch, Grundstückbesitzer, besonders in Erinnerung an Johann Slebusch (1607-1659), Bürgermeister in Hamburg.*
- **Slevogtstieg, Othmarschen (1953):** *Max Slevogt (1868-1932), Maler, Graphiker.*
- **Slomanstieg, Veddel (1929):** *Robert M. Sloman, der Jüngere (1812-1900), Reeder, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft (Nationalliberale Partei), Mitglied des Reichstages. „Sloman-Burg“ am Harvestehuder Weg 5-6*

Robert Miles Sloman jr. begann im Alter von 16 Jahren eine Lehre in der Firma seines Vaters Robert Miles Sloman sr. Dieser hatte im Jahr 1800 die



Schiffsmaklerei seines aus England stammenden Vaters, Kapitän William Sloman, übernommen und dazu eine Reederei gegründet. Während Robert Miles Sloman sr. die Reederei leitete, übernahm der Junior 1841 das Maklergeschäft. Drei Jahre zuvor hatte er 1838 Christine Amalia Rosalia, geb. von Stephani, geheiratet. Sie war die Tochter des Freiherrn und Obersten von Stephani und Lydia Amalie, geb. Westphalen. Das Paar bekam fünf Töchter. Robert Miles Sloman regelte nicht nur den Verkauf von Schiffen, sondern vermittelte vor allem Verladungen zwischen Erzeugern, Spediteuren und Empfängern, sorgte also dafür, dass Handel und Schifffahrt reibungslos ineinandergriffen. Erste Probefahrten nach Nordamerika hatten gezeigt, dass zwar die Rückfahrten nach Hamburg mit Landeserzeugnissen voll beladen werden konnten, die Hinfahrten jedoch weitgehend leer blieben. So kam Robert Miles Sloman sr. auf die Idee, „heimatmüde Menschen“ zu befördern. Ab 1828 verschiffte die Sloman-Reederei auswandernde Passagiere nach New York und zu weiteren Häfen in Nord- und Südamerika sowie nach Australien und Südafrika; ab 1836 gab es regelmäßige Paketfahrten von Hamburg nach New York. Nach dem Tod des Vaters 1867 fiel Robert Miles Sloman jr. auch die Reederei zu. Nun sollte das „Frachtgut Mensch“ maximalen Profit bringen, und so wurden möglichst viele Passagiere in den Zwischendecks zusammengepfercht. Die Reisebedingungen in den kleinen Zwischenräumen waren lebensgefährlich. Zum Skandal geriet eine Fahrt im Jahr 1867: Auf der 70-tägigen Reise des Seglers *Leibnitz* starben 108 von 544 Passagieren. Vor dem Obergericht Hamburg bezeugten die ärztlichen Begutachter, dass bei der Fahrt Typhus ausgebrochen war aufgrund von „(...) mangelhafte(r) Ventilation, Reinlichkeit, nicht angemessener ärztlicher Hülfe, ungenügender Nahrung und Mangels an Wasser“. Ihr Fazit fand klare Worte: „Wir wollen den Gegenstand nicht verlassen, ohne unsere Entrüstung und unsern Abscheu gegen die Urheber dieses brutalen Mordes auszusprechen. Nichts scheint die Menschen rascher in Bestien zu verwandeln als die Aussicht, aus armen, vergleichungsweise hilflosen Menschen, wie die Passagiere des *Leibnitz* es waren, einen außergewöhnlichen großen Profit zu machen.“ Das deutschsprachige *New Yorker Journal* betitelte: „Sloman's Totenschiffe wieder einmal“. Die *Deutsche Gesellschaft der Stadt New York* warnte von nun an deutsche Auswanderer „ernstlich“, „für ihre Reise nach den Vereinigten Staaten sich den Schiffen des Hrn. R. M. Sloman in Hamburg anzuvertrauen.“ Das Verfahren endete dennoch in Freispruch, da nach Auffassung des Gerichts ein Verschulden der Reederei nicht nachgewiesen werden konnte.

Das profitable Geschäft mit Chilesalpeter lockte weitere Familienmitglieder an. Henry Brarens Sloman, Sohn eines anderen Familienzweigs, sein Schwager Hermann Conrad Fölsch und der Deutsch-Chilene Federico Martin hatten in der Wüste Atacama in Nordchile mehrere Salpeterminen gegründet. Die Reederei



Rob. M. Sloman übernahm für seinen Neffen die Verschiffung des Salpeters. Im 19. Jahrhundert nahm die Bevölkerung in Deutschland rapide zu, und das Salpeterminerat konnte den enormen Bedarf an Pflanzendünger decken, die Landwirtschaft ankurbeln und damit Hungersnöten entgegenwirken. Salpeter diente aber auch zur Herstellung von Sprengstoff und Schießpulver, die Verwendung in den Kolonialkriegen in Afrika und Asien fanden.

In der nordchilenischen Wüste Atacama waren über ein hundert Salpeterminen von englischen und deutschen Unternehmen gegründet. Die Arbeitsbedingungen für die rund 70.000 überwiegend indigenen Wanderarbeiter waren katastrophal. Die Knochenarbeit, das Einatmen des giftigen Salpeterstaubs bei Sprengungen und die extremen Temperaturschwankungen in der Wüste schlugen sich auf die Gesundheit nieder. Kinderarbeit ab dem achten Lebensjahr war üblich. In den Barackensiedlungen mussten die Familien auf engstem Raum wohnen, häufig ohne Betten und sanitäre Anlagen. Es gab kaum medizinische Versorgung und Schulen. Der Akkordlohn wurde nicht in Geld, sondern in speziellen Münzen ausgezahlt, die nur in den überbeuerten Läden der Minengesellschaft Gültigkeit besaßen. 1907 streikten zehntausende Minen- und Hafearbeiter für bessere Arbeitsbedingungen. Chilenische Truppen, von preußischen Offizieren ausgebildet, massakrierten über zweitausend Aufständische. Der bolivianisch-chilenische Historiker Claudio Castellón Gatica kommentiert: „Kein Zweifel, dass auch Sloman Anteil hatte an dem, was man die größte Ausbeutung des Menschen durch den Menschen bezeichnen kann.“

Zwischen 1870 und 1900 sind einigen wenigen Hamburger Kaufleuten und Reedern aus dem Salpetergeschäft mehrere Milliarden Mark zugeflossen. Nach der Jahrhundertwende lag ein Viertel des gesamten Salpeterabbaus in ihren Händen. Allein im Jahr 1905 importierte Hamburg über 500.000 Tonnen Chilesalpeter, allen voran Sloman und Fölsch. Verladen wurde auch Guano von der Küstenregion. Die Minenbesitzer mussten in Chile keine Einkommenssteuer entrichten. In den chilenischen Hafenstädten schwelgten die Salpeter-Magnate im Luxus und ließen sich prächtige Villen und Theater bauen. Henry Brarens Sloman kehrte 1898 nach Hamburg zurück. „Lex Sloman“, das 1900 erlassene Gesetz, das Rückwanderer von der Einkommenssteuerpflicht ebenso in Hamburg befreite, trug dazu bei, dass der „Salpeterbaron“ 1912 als der reichste Mann der Stadt galt. So konnte er sich auch den Bau des renommierten Chilehauses leisten, an dessen Fassade er Symbole seines Reichtums verewigen ließ. (Siehe: Högerdamm, in Bd. 3 online, benannt nach dem Architekten des Chilehauses, Fritz Höger. Zu ihm siehe auch in Bd.1 im Kapitel: Hamburgs Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit). Trotz der Skandale und Negativschlagzeilen hatte Robert Miles Sloman weiterhin auf Passagierbeförderung gesetzt. 1882 gründete er die kurzlebige *Australia-*



Sloman-Linien-AG, die Auswanderungswillige nach Australien und im Gegenzug Gefrierfleisch nach Hamburg befördern sollte. Doch Sloman gab die unrentable Schiffslinie schnell wieder auf und gründete 1888 mit Carl Ferdinand Laeisz und weiteren Hamburger Reedern und Kaufleuten die Aktiengesellschaft *Deutsch-Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft (DADG)*, die mit zeitweise 56 Schiffen Deutschlands größte Reederei war. Nach wie vor hatten die Auswanderertransporte einen schlechten Ruf, Klagen über schlechte Ventilation und verdorbenes Essen auch auf den *DADG*-Schiffen drangen an die Öffentlichkeit. Das Reiseangebot der Schiffslinie wurde kaum angenommen, die Auslastung lag teilweise bei fünfzig Prozent oder weniger, so dass die Reederei 1894 alle Passagierfahrten einstellte. 1891 kam es zu Verhandlungen vor Seeämtern und einer Debatte vor dem Reichstag, als Vorkommnisse auf dem *DADG*-Dampfer *Sommerfeld* bekannt wurden: Auf zwei Fahrten waren mehrere Heizer und Kohlentrimmer über Bord gegangen, einige an Bord verstorben, mehrere wurden vermisst, große Teile der Mannschaft waren an den Häfen „desertiert“, die gesamte Besatzung hatte bei Ankunft in Hamburg abgemustert. Beklagt wurde die mangelnde Luftzirkulation im Kesselraum, die bei den Feuerleuten in vielen Fällen zu Hitzschlag, Verbrennungen, Psychosen und Selbsttötungen führte, ferner unregelmäßige Arbeitszeiten, der psychische Druck und die brutalen Misshandlungen durch vorgesetzte Maschinisten. Zwischen 1888 und 1898 ist auf deutschen Handelsschiffen von etwa 300 Suiziden auszugehen, die allermeisten der Opfer waren Kohlenzieher, die häufigsten Skandale auf den Schiffen der Hamburger und Bremer Reedereien. Hafenarzt Bernard Nocht forderte effektive Ventilationssysteme unter Deck, doch die Reeder dachten nicht daran, in solch teure Einbauten zu investieren, eher gaben sie dem nach ihrer Auffassung „missmutigen“ und „arbeitsscheuen“ Heizpersonal, dem „moralisch verkommenen Menschenmaterial“ die Schuld. Nun wurden auch ungelernete Arbeiter aus China, Indien, Afrika und dem arabischen Raum angeheuert. Die Schiffseigner behaupteten, die Menschen aus dem Süden seien hitzeunempfindlicher. Damit bedienten sie sich eines in der Kolonialzeit gängigen rassistischen Vorurteils und rechtfertigten die Ausbeutung des nichteuropäischen Personals. Selbstredend, dass auch die nichteuropäischen Heizer und Kohlenzieher vor den Feuern genauso unter Verbrennungen, Hitzschlag und darauf folgenden Halluzinationen litten, und die Suizidrate unter ihnen lag sogar noch höher. Im Verhandlungsfall des *DADG*-Schiffs *Sommerfeld* 1892 stellte sich das Seeamt Hamburg trotz aller Evidenzen auf die Seite der Reeder und Aktionäre. Im Bericht wurden die bestehenden Ventilationsanlagen unter Deck als durchaus angemessen bezeichnet. Um einer harten Konkurrenz unter den Hamburger Reedereien aus dem Weg zu gehen, kam es zu zahlreichen Fusionen und

Beteiligungen.

1888 übernahm die *Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft*



(Hapag) die *Carr-Linie*, an der Sloman beteiligt war. Eigene Unternehmungen, etwa die Mittelmeerfahrt sowie weitere Beteiligungen, so am Bremer *Nord-deutschen Lloyd (NDL)* und an der *Hapag*, vergrößerten Slomans Geschäftsfeld. Am 20. August 1894 erlitt das DADG-Schiff *Erlangen*, aus Australien und Singapur kommend, eine Totalhavarie an den Malediven. Geladen hatte der Dampfer Kolonialwaren: Tee, Reis, Kautschuk, Rattan, Teakholzplanken, Silbererz und Kupferrohstein, Kokosgarne, Kokosnüsse und Kokosnussöl. Bis 1914 verlor die DADG fünf weitere Schiffe auf den Ozeanen. Als Sloman 1890 aus der Firmenleitung ausschied, hinterließ er seinen Nachfolgern prosperierende Unternehmen. Vor dem Ersten Weltkrieg bestand die firmeneigene Sloman-Flotte aus 22 Schiffen. Ab 1914 setzten die britischen Seeblockaden den gewinnbringenden Kolonialwarenimporten und Salpeterfahrten ein jähes Ende. Derweil wurde in Deutschland die kriegswichtige synthetische Salpeterherstellung eilig vorangetrieben. In den 1950er-Jahren waren Kühlschiffe im Einsatz, die Südfrüchte aus Brasilien und Ecuador importierten. Die *Union Afrika-Linie*, die Sloman seit 1951 mit anderen Reedereien betrieb, wurde bereits 1954 von den *Deutsche-Afrika-Linien (DAL)*, dem Nachfolger der *Woermann-Linie*, (siehe: *Woermannstieg*, in Bd. 3 online) übernommen. Die 1886 gegründete *Union-Linie* verkaufte Sloman 1995 an *Hapag*. Das Slomanhaus am Baumwall ist seit 1910 der repräsentative Sitz der Reederei-Holding *Rob. M. Sloman & Co*, während *Sloman-Neptun-Schiffahrts-AG* seit 1973 von Bremen aus operiert. 1855 hatte Robert Miles Sloman sen. das bankrotte Hamburger *Stadt-Theater* als Spekulationsobjekt erworben, knapp zwanzig Jahre später gelang es dem Sohn, dieses für mehr als das Doppelte des Kaufpreises zu veräußern. Robert Miles Sloman jr. trieb die Gründung einer Seefahrtsschule voran und förderte die *Geographische Gesellschaft in Hamburg*, die sich in erster Linie nach den Wirtschaftsinteressen der Kolonialkaufleute richtete. Sloman war auch der Initiator einer gemeinnützigen Baugesellschaft, die eine Gartenstadt-Siedlung für Hafearbeiter und ihre Familien baute. Die *Sloman-Siedlung* mit 200 Einfamilienhäusern wurde zwischen 1878 und 1900 fertiggestellt. Schon nach dreißig Jahren musste sie dem städtischen Neubauprogramm und der Hafenerweiterung weichen. Angeregt durch seinen Freund, dem pietistischen Theologen Johann Heinrich Wichern (siehe: *Wichernsweg*, in Bd. 2), unterstützte der tiefgläubige Sloman karitative Einrichtungen wie das Sanatorium Friedeburg für Hamburger Arbeiterkinder. Robert Krieg, Filmemacher und Nachkomme der Sloman- und Fölsch-Familiendynastien, kann es kaum nachvollziehen, dass seine Vorfahren mit ihrem Gewissen vereinbaren konnten, einerseits christliche Hilfswerke in Hamburg zu fördern und andererseits unempfänglich zu sein gegen das harte Los und das Leid der Minenarbeiterfamilien in Chile.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser



Quellen:

Sibylle Küttner: „Sloman, Robert Miles junior“, in: Neue Deutsche Biographie 24 (2010), S. 505-507, Onlinefassung, URL: www.deutsche-biographie.de/pnd128387599.html; Obergerichtliches Erkenntniss nebst den Entscheidungsgründen in Angelegenheiten des Hamburger Schiffes "Leibnitz" dem Rheder Hrn. Rob. M. Sloman in Hamburg gehörend: Ferner verschied. Mittheilungen in Bezug auf die kürzlich erhobenen Beschuldigungen von 11 Passagieren ... wegen angebl. ..., 1868 (online: http://books.google.de/books?id=VRZAAAAcAAJ&pg=PA3&hl=de&source=gbs_toc_r&cad=2#v=onepage&q&f=false); Matthias Wegner: Hanseaten, 2. Aufl., Berlin, 1999; Oldenburger Zeitung. Nr. 52 vom 3.3.1868, online: www.nausa.uni-oldenburg.de/juerjens/dokumentation.html; Cord C. Troebst: Baden bei Ballin, in: Damals. Das Magazin für Geschichte und Kultur, 10/2007; Geographische Gesellschaft in Hamburg, www.geographie-hamburg.de (letzter Zugriff 26.9.2014); Veddel-Bilder: Die Sloman-Siedlung, www.veddel-bilder.de/slomansiedlung.html (letzter Zugriff 26.9.2014); Matthias Wegner: Hanseaten, 2. Aufl., Berlin, 2002; Robert Krieg, Monika Nolte: Film Weißes Gold. Salz der Wüste, 2001; Website zum Film Weißes Gold. Salz der Wüste, URL: www.krieg-nolte.de/301_0001 (letzter Zugriff 12.11.2014); Stefan Wulf und Heinz-Peter Schmiedebach: Das Schiff als Ort des Wahnsinns – Hitzschläge, Misshandlungen und Suizide von Heizern und Trimmern im transozeanischen Seeverkehr, in: Hess, Volker/Heinz-Peter Schmiedebach (Hrsg.): Kulturen des Wahnsinns. Schwellenräume einer urbanen Moderne (= Kulturen des Wahnsinns) (1870-1930), Wien, 2012, S. 57ff., URL: www.academia.edu/5736270/Hess_Volker_Heinz-Peter_Schmiedebach_ed.s_Kulturen_des_Wahnsinns_Schwellenräume_einer_urbanen_Moderne_Kulturen_des_Wahnsinns_1870-1930_.Ed_Volker_Hess_Beate_Binder_Heinz-Peter_Schmiedebach.Wien_2012 (letzter Zugriff 15.12.2014); Sibylle Küttner: Farbige Seeleute im Kaiserreich. Asiaten und Afrikaner im Dienst der deutschen Handelsmarine, Erfurt, 2000, S. S. 66ff., 82ff.

Eine der Töchter des Ehepaars Sloman jun. war **Stephani** (1848-1945), verheiratet seit 1867 mit Carl Alphons Brödermann, Teilhaber der Firma Ro. M. Sloman jr. Stephani Brödermann unterstützte Hilfsbedürftige und versorgte während des Ersten Weltkriegs das Hamburger Regiment mit „Liebesgaben“; wohnte in einer Villa an der Magdalenenstraße 65 B. Auch kümmerte sie sich nach dem Tod von Robert M. Sloman jun. um die Siedler auf der Veddel. Zu diesem Zweck wurde 1878 eine gemeinnützige Gesellschaft gegründet, deren Ziel der Bau kleiner Siedlungshäuser für Arbeiter war. Sloman war Vorstandsmitglied der Gesellschaft und mit einer großen Summe an dem Bau beteiligt.

Eine Schwester von Robert M. Sloman jun. war die Dichterin **Eliza Wille**, geb. Sloman (1809-1893), verheiratet mit dem Journalisten Francois Wille (Redakteur der „Hamburger Börsenhalle“). „Enttäuscht von der langsamen Entwicklung der Verfassungsreformen in Hamburg verließen sie 1851 die Stadt und erwarben das Gut Mariafeld am Züricher See. Hier übten sie eine weitgehendste Gastfreundschaft. Besonders politische Flüchtlinge, wie Gottfried Semper, Georg Herwegh, Richard Wagner, den Eliza schon vorher in Dresden kennengelernt hatte, fanden in Mariafeld Asyl. (...) Auf Mariafeld reifte Elizas schriftstellerisches Wirken zu höchster Vollendung. Im Jahre 1850 gab sie ihren Roman ‚Felicitas‘ heraus, 1871 den Erziehungsroman ‚Johannes Olaf‘, 1878, mit 69



Jahren, ihr bestes und reifstes Werk, die Novellensammlung ‚Stillleben in bewegter Zeit.‘ (:..) In der Deutschen Rundschau erschienen 1887 ihre ‚Erinnerungen an Richard Wagner‘.“ (Norddeutsche Nachrichten vom 19.4.1955) Wagner besprach mit Eliza Wille alles, was ihn menschlich und künstlerisch bewegte, so auch seine Liebestragödie mit Mathilde Wesendonk.

Eliza Wille war aber auch eine Vertraute ihres Vaters Robert Miles Sloman (1783-1867). Er weihte sie in alle seine Erfindungen rund um die Schiffe ein.

Eine Großnichte von Robert Miles Sloman jun. war die Schweizer Schriftstellerin **Mary Lavater-Sloman, geb. Sloman** (14.12.1891 Hamburg – 5.12.1980 Zürich). Sie war die Tochter des Reeders Friedrich Loesener-Sloman und Mary Sloman, geb. Albers.

Text: Dr. Rita Bake

- **Slomanstraße, Veddel (1929)**, siehe: Slomanstieg
- **Smidtstraße, Hamm (1929)**: *Johann Smidt (1773-1857), Bremer Bürgermeister, begründete Bremerhaven, Ehrenbürger von Hamburg*. Siehe auch: Anna-Lühring-Weg, in Bd. 2. Nach ihm wurde in Bremerhaven auch die städtische Hauptkirche benannt. Er soll jedoch ein Gegner der bürgerlichen Gleichberechtigung der Juden gewesen sein und aktiv die Abschaffung der ersten demokratischen Verfassung Bremens von 1848 betrieben haben. Erst in den 1970er-Jahren befasst sich die Wissenschaft kritisch mit dem Andenken an Smidt. Herbert Weichmann (siehe: Herbert-Weichmann-Straße) lehnte es aus diesem Grund als Jude ab, in Bremen die Laudatio auf Smidt zu halten. Smidt war seit 1798 mit Wilhelmine Rhode (1777-1848) verheiratet. Das Paar bekam fünf Söhne und zwei Töchter. Die Tochter Wilhelmine (1815-1913) führte nach dem Tod der Mutter den väterlichen Haushalt.
- **Snitgerreihe, Horn (1929)**: *Hieronymus Snitger (1648-1686) und sein Bruder Jastram setzten sich für die Erweiterung der Bürgerrechte ein*.



- **Snitgerstieg**, Horn (1931), siehe: Snitgerreihe.
- **Söderblomstraße**, Tonndorf (1950): *Lars Olaf Jonathan Söderblom (1866-1931), Theologe, Erzbischof von Uppsala, Friedensnobelpreisträger.*
- **Soltaus Allee**, Bramfeld (1949): *Wilhelm Soltau (1826-1894), Grundeigentümer, Gärtner.*
- **Soltaustraße**, Bergedorf (1949): *Diedrich Wilhelm Soltau (1745-1827), Sprachforscher, Übersetzer, Schriftsteller.*
- **Sonninstraße**, Hammerbrook (1843): *Ernst Georg Sonnin (1713-1794), Architekt.*
- **Sorthmannweg**, Lokstedt (1948): *Hermann und Moritz Sorthmann, im 16. Jhd. Vögte in Lokstedt.*
- **Spaldingstraße**, Hammerbrook (1842): *Andreas Friedrich Spalding (1778-1859), Senator. Kaufmann, Spediteur und Kommissionär. Hochzeit 1807 mit Anna Catharina Busmann (1785-1855), keine Kinder. Siehe auch: Karolinenstraße, in Bd. 2.*
- **Speckmannstraße**, Wellingsbüttel (1950): *Dietrich Speckmann (1872-1938), Schriftsteller. Speckmann gehörte im Oktober 1933 zu den 88 Schriftstellern, die das Gelöbnis treuester Gefolgschaft für Adolf Hitler aussprachen.*



- **Speckstraße, Neustadt (1896):** Hinrich Speck (17. Jhd.), Grundeigentümer.
- **Speersort, Altstadt (16. Jhd.).** nach dem Grundeigentümer Ditmer Speer, der im 15. Jhd. dort ein Eckhaus gekauft hatte.
- **Spengelweg, Eimsbüttel (1948):** Julius Spengel (1853-1936), Musiker.
- **Spersdeicher Weg, Wilhelmsburg (1910):** Johann Jacob Sperl (17. Jhd.), Amtmann in Wilhelmsburg.
- **Sperrwerk Schmidtkanal, Wilhelmsburg (1968/70):** Franz-Peter und Hermann-Johannes Schmidt, Architekten aus Altona, erschlossen Land in Wilhelmsburg und erbauten 1895 den Schmidtkanal.
- **Sperrwerk Veringkanal, Wilhelmsburg (1968/70),** siehe: Am Veringkanal.
- **Spieringstraße, Bergedorf (1949):** Andreas Spiering (1842-1914), Handlungärtner, Heimatforscher, Begründer des Bergedorfer Heimatmuseums.
- **Spitzwegstraße, Groß Flottbek (1935):** Karl Spitzweg (1808-1885), Maler.



- **Spliedtring, Billstedt (1966):** *Franz Spliedt (1877-1963), Bürgerschafts-abgeordneter (SPD), Reichstagsabgeordneter, Sozialpolitiker.* Anteil an der Schaffung des Gesetzes über Arbeitslosenversicherung und Arbeitsvermittlung. Motivgruppe: Frauen und Männer der Arbeiterbewegung. Heirat 1905. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten kam er zeitweise in Haft. In der unmittelbaren Nachkriegszeit propagierte er ein traditionelles Frauenbild. So ersuchte er die britische Militärregierung, dafür zu sorgen, dass erwerbstätige Frauen weiterhin den Frauenschutz behielten, damit die Frau als „Mutter und Erhalterin des deutschen Volkes (...) keinen Schaden erleide.“ 1)

Quellen:

- 1) Klaus Jürgen Ruhl: Verordnete Unterordnung, 1994, S. 38, zit. nach wikipedia: Franz Spliedt. Stand: 20.5.2015.

- **Spliethweg, Sülldorf (1954):** *Wilhelm Splieth (1862-1901), Kustos am Museum vaterländischer Altertümer in Kiel.*
- **Spoerlweg, Bramfeld (1979):** *Heinrich Spoerl (1887-1955), Schriftsteller.*
- **Spohrstraße, Barmbek-Süd (1904):** *Louis Spohr (1784-1859), Komponist.*
- **Sporerstieg, Langenhorn (2010):** *nach dem historischen Handwerksberuf der Sporenmacher, Anfertigung von Reitstangen, Steigbügeln etc.*
- **Springeltwiete, Altstadt (1392):** *nach dem Grundeigentümer Johannes Sprink (Spring).*



- **St. Anscharplatz**, *Neustadt (um 1859): Ansgar von Bremen (801-865), Mönch, Erzbischof, christlicher Missionar, Apostel des Nordens.*
- **St. Benedictstraße**, *Harvestehude (1870): Heiliger Benedict.*
- **St. Georgs Kirchhof**, *St. Georg (17. Jhd.): nach der Lage der St. Georgskirche; Heiliger St. Georg.*
- **St. Georgstraße**, *St. Georg (1824), siehe: St. Georgs Kirchhof.*
- **St. Jürgens Holz**, *Langenhorn (1932): nach dem St. Jürgen-Hospital; Heiliger St. Jürgen (St. Georg).*
- **St. Jürgenstraße**, *Farmsen-Berne (1929): Berne gehörte zum Hospital St. Georg (St. Jürgen).*
- **St. Pauli-Elbtunnel**, *St. Pauli (1907).*
- **St. Pauli Fischmarkt**, *Altona-Altstadt (1926): Heiliger St. Paulus.*
- **St. Pauli Hafestraße**, *St. Pauli (1948), siehe: St. Pauli Fischmarkt.*



- **Stadelmannweg**, Sasel (1955): *Johannes Stadelmann (1861-1949), Mitbegründer des Siedlungsvereins Sasel.*
- **Stahlwiete**, Bahrenfeld (1950): *Berthold Stahl (1847-1906), Stadtbaurat in Altona.*
- **Stammannstraße**, Winterhude (1928): *Franz Georg Stammann (1799-1871), Architekt.*
- **Stangestraße**, Ottensen (1950): *Max Stange (1856-1932), Dirigent, Komponist.*
- **Stapelstraße**, Lokstedt (1948): *Franz Stapel (17. Jhd.), Amtmann in Pinneberg.*
- **Starckweg**, Rahlstedt (1950): *Fritz Starck (19. Jhd.), Grundeigentümer, Gemeindevorsteher in Meiendorf.*
- **Staudingerstraße**, Groß Flottbek (1928): *Lukas Andreas Staudinger (1772-1842), Landwirt, Landwirtschaftslehrer, errichtete die erste landwirtschaftliche Schule in Schleswig-Holstein.*
- **Stauffenbergstraße**, Nienstedten (1963): *Claus Schenk Graf von Stauffenberg (1907-1944), Oberst im Generalstab, Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Der katholisch erzogene Claus Schenk Graf von Stauffenberg zeichnete sich schon in jungen Jahren durch ein großes Verantwortungsgefühl aus. Später wurde von Stauffenberg Offizier im Generalstab und galt als hochbegabter Soldat.*



Im Verlauf des Krieges durchschaute er jedoch den verbrecherischen Charakter der NS-Staatsführung. Allerdings gelang es ihm nur langsam, sich der Faszination zu entziehen, die der erfolgreiche Feldherr Adolf Hitler auf ihn ausübte. Nachdem er schwer verwundet wurde, versetzte man von Stauffenberg im September 1943 als Stabschef in das Allgemeine Heeresamt. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits ein Mitglied des Widerstandskreises, der sich unter hochrangigen Wehrmachtsoffizieren gebildet hatte. Nachdem 1943 erneut Attentatspläne gescheitert waren, fasste von Stauffenberg Anfang Juli 1944 den Entschluss, in eigener Regie einen Anschlag auf Hitler zu wagen. Am 20. Juli 1944 platzierte er ein Sprengstoffpaket im stark gesicherten „Führerhauptquartier Wolfschanze“ in Ostpreußen. Die Bombe detonierte, doch Hitler überlebte den Anschlag, nur leicht verletzt. Am selben Tag nach Berlin zurückgekehrt, versuchte von Stauffenberg weitere hohe Offiziere für den Umsturz zu gewinnen. Doch der Putschversuch misslang. Noch in derselben Nacht wurde Claus Schenk Graf von Stauffenberg mit seinen Mitverschwörern im Hof des Bendlerblocks erschossen. Claus Schenk Graf von Stauffenberg war mit Nina, geb. Freiin von Lerchenfeld (1913-2006), verheiratet. Das Paar hatte fünf Kinder. „Für Nina von Stauffenberg bestand die Rolle im Widerstand ‚praktisch darin, meinem Mann den Rückhalt zu bieten, nicht als Klotz an seinem Bein zu hängen, sondern meine Aufgabe zu erfüllen, nicht im Wege zu stehen und ihn nicht zu belasten‘, zitiert die Journalistin Ariane Barth in ihrem Spiegel-Artikel „Wie ein Damoklesschwert. Über die Witwen des 20. Juli, Spiegel 29 vom 18.7.1995 aus dem Buch von Dorothee von Meding „Mit dem Mut des Herzens. Die Frauen des 20. Juli“, das 1992 herauskam und für das die Witwen des 20. Juli interviewt wurden. Nina von Stauffenberg „wußte von der Bombe, (...). Was sie aber nicht wußte, war, ‚daß er es selber machen würde‘. So wurde der 20. Juli für die mit ihrem fünften Kind schwangere Frau des Attentäters Stauffenberg ein ganz normaler Ferientag in der Sommerfrische, bis ein Mädchen aus dem Haus gerannt kam und die Radionachricht von dem Attentat überbrachte. Stauffenberg, sein Adjutant Haeften sowie die Mitverschworenen General Friedrich Olbricht und Oberst Albrecht Ritter Mertz von Quirnheim wurden noch am selben Abend im Hof des Bendlerblocks, dem Sitz des Oberkommandos des Heeres, erschossen. Auf Anweisung von Himmler wurden die Leichen mit Ritterkreuz wieder ausgegraben und verbrannt, die Asche in die Felder gestreut. Der Familie Stauffenberg schwor er Rache ‚bis ins letzte Glied‘. Da die Häscher sie in der Sommerfrische erst am dritten Tag nach dem ‚ungeheuren Einschnitt‘ fanden, hatte Nina von Stauffenberg zwei Tage als ‚Geschenk des Himmels‘, um ‚mit mir ins reine zu kommen‘ und im Sinne ihres Mannes zu handeln: ‚Er hatte mir verboten, loyal zu ihm zu stehen.‘ Um ihre Kinder zu schützen, ihre ältesten Jungen Berthold und Heimeran waren zehn und acht Jahre alt, sagte sie ihnen, ihr Vater habe sich geirrt: ‚Die Vorsehung schützte unseren lieben Führer.“ 1)



Nina Schenk Gräfin von Stauffenberg wurde nach dem Attentat auf Hitler mit ihren Kindern von der Gestapo in „Sippenhaft“ genommen. Die Kinder wurden in ein Kinderheim verschleppt, die schwangere Nina von Stauffenberg musste ihr fünftes Kind in einem Frauenentbindungsheim der Nationalsozialisten gebären. Danach kamen sie und auch andere Familienmitglieder in verschiedene Konzentrationslager, wo sie als Sondergefangene bis Kriegsende bleiben mussten.

Quellen:

Christian Müller: Oberst i. G. Stauffenberg. Eine Biographie. Düsseldorf 1971; Eberhard Zeller: Oberst Claus Graf Stauffenberg. Ein Lebensbild. Mit einer Einführung von Peter Steinbach. Paderborn 1994; Joachim Kramarz: Claus Graf Stauffenberg. 15.11.1907 bis 20.7.1944. Das Leben eines Offiziers. Frankfurt a. M. 1965; Kurt Finker/Annerose Busse: Stauffenberg und der 20. Juli 1944. Berlin (Ost) 1984; Peter Hoffmann: Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder. Stuttgart 1992.

- 1) Ariane Barth: Wie ein Damoklesschwert. Über die Witwen des 20. Juli., in: Der Spiegel vom 18.7.1995. Zitate in dem Text aus: Dorothee von Meding: Mit dem Mut des Herzens. 1992.

- **Stavenhagenstraße, Groß Borstel (1925): Fritz Stavenhagen (1876-1906), Schriftsteller, Dramaturg.**
- **Stedingweg, Lokstedt (1958): Johann Eberhard Steding (17. Jhd.), Landdrost in Pinneberg.**
- **Stefan-Zweig-Straße, Bramfeld (1961): Stefan Zweig (1881-1942), Schriftsteller.**
- **Stegerwaldring, Horn (1964): Adam Stegerwald (1874-1945), Gewerkschaftsführer, Reichsminister.**
- **Steinfeldtstraße, Billstedt (1962): Heinrich Steinfeldt (1892-1955), Gewerkschaftsführer, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft.**



- **Steinhagenweg, Rahlstedt (2011):** *Heinrich Steinhagen (1880-1948), Maler in Rahlstedt.*
- **Stein-Hardenberg-Straße, Tonndorf (vor 1949):** *Karl Reichsfreiherr von Stein und Karl August Fürst von Hardenberg, Staatsmänner.*
- **Steinhauerdamm, Hohenfelde (1890):** *nach dem Platz, wo die Steinhauer die Findlinge für den Straßenbau bearbeiteten.*
- **Steinheimplatz, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1966):** *Salomon Levy (Ludwig Steinheim) (1789-1866), jüdischer Arzt, Theologe, Schriftsteller.*
- **Steinhoffweg, Niendorf (1948):** *Johann Steinhoff (1847-1902), Zimmermann, Gemeindevorsteher in Niendorf.*
- **Steinikestraße, Harburg (1950):** *Georg Ernst August Steinike (1801-1880), Rechnungsrat am Hauptzollamt Harburg, Ehrenbürger von Harburg.*
- **Stellbrinkweg, Bergedorf/Allermöhe (1995):** *Karl Friedrich Stellbrink (1894-1943), Pastor in Lübeck, Gegner des Nationalsozialismus.* Karl Friedrich Stellbrink war von 1921 bis 1929 als Auslandsvikar in Brasilien tätig. 1921 hatte er die Lehrerin Hildegard Dieckmeyer geheiratet. Das Paar bekam vier Töchter; später nahmen die Eheleute noch die zwei Kinder von Stellbrinks Schwester auf. 1934 wurde Karl Friedrich Stellbrink an die Lübecker Lutherkirche berufen. Stellbrink war zunächst ein überzeugter Anhänger des Nationalsozialismus. Insofern stand er der Bekennenden Kirche fern. Doch dann bewirkte die antiklerikale Politik der NSDAP bei ihm einen vollständigen Gesinnungswandel. 1936 schloss ihn die NSDAP aus ihren Reihen aus. Bei Ausbruch des II.



Weltkriegs war Stellbrink ein entschiedener Gegner der Nazis. Seit dem Sommer 1941 unterhielt der evangelische Pfarrer enge Verbindungen zu den Geistlichen der katholischen Herz-Jesu-Kirche in Lübeck: Mit Johannes Prassek [siehe: Johannes-Prassek-Park] und Hermann Lange [siehe: Hermann-Lange-Weg] und anderen jungen Christen diskutierte er kritisch über das NS-Regime und den Fortgang des Krieges. Am 7. April 1942 wurde Karl Friedrich Stellbrink verhaftet, am 23. Juni 1943 verurteilte ihn der Volksgerichtshof im „Lübecker Christenprozess“ zum Tode. Die Hinrichtung erfolgte am 10. November 1943 in Hamburg. Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus zahlte die Kirchenleitung eine Versorgungsrente an die Witwe und widerrief damit posthum die Entlassung Stellbrinks aus dem Dienst der Landeskirche.

Quellen:

Benedicta Maria Kempner: Benedicta Maria Kempner: Priester vor Hitlers Tribunalen. Nachdr. der 2., unveränd. Auflage von 1967, München 1996, S. 248-260; Else Pelke: Der Lübecker Christenprozeß. Mainz 1974; Ökumene im Widerstand: Der Lübecker Christenprozess 1943. Hrsg. für die Luthergemeinde, Lübeck und für die Katholische Propstei-Gemeinde Herz-Jesu, Lübeck von Isabella Spolovnjak-Pridat und Helmut Siepenkort. Lübeck 2001.

- **Stellmacherstraße**, *Neuenfelde (1950): nach dem Beruf der Stellmacher, die dort arbeiteten.*
- **Stellmannkamp**, *Wellingsbüttel (1948): Stellmann, Vorbesitzer des Geländes.*
- **Stengelestraße**, *Horn (1945): Gustav Stengele (1861-1917), Redakteur des Hamburger Echos, Bürgerschafts- und Reichstagsabgeordneter.*
- **Stengeletwiete**, *Horn (1945), siehe: Stengelestraße.*
- **Stenzelring**, *Wilhelmsburg (1969): Georg Stenzel (1877-1964), Hauptgeschäftsführer der Handwerkskammer.*



- **Stephansplatz, Neustadt (1887):** *Heinrich von Stephan (1831-1897), Generalpostdirektor des Deutschen Reiches.*

- **Stephanstraße, Wandsbek (1936),** siehe: Stephansplatz.

- **Sternbergweg, Osdorf (1956):** *E. Sternberg (1854-1930), Mitglied der Gemeindeverwaltung.*

- **Sterntwiete, Bergedorf/Lohbrügge (1964):** Prof. Dr. William Stern (1871-1938), Mitbegründer der Universität Hamburg. Verfolgter des Nationalsozialismus. Siehe auch: Martha-Muchow-Weg, in Bd. 2. William Stern, Einzelkind der Eheleute Rosa und Sigismund Stern; Stern entstammte einem assimilierten jüdischen Elternhaus in Berlin. Er promovierte 1893 an der Universität Berlin bei Hermann Ebbinghaus. Er heiratete Clara Joseephy, Tochter eines begüterten Berliner Elternhauses, mit der er drei Kinder hatte, Hilde (1900-1962), Günther (Günther Anders (1902-1992) und Eva (1904-1992). Die wissenschaftliche Auswertung der von ihm und seiner Frau in der Zeit von 1900 bis 1918 akribisch geführten Tagebücher haben als Methode für die Entwicklungspsychologie große Bedeutung erlangt. Auf der Grundlage von Beobachtungen ihrer Kinder publizierte Stern gemeinsam mit seiner Frau Clara Joseephy Standardwerke wie „Die Kindersprache“ (1907), „Erinnerung, Aussage und Lüge in der ersten Kindheit“ (1908) sowie „Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahr“ (1914). Stern war ebenfalls ein Neuerer darin, wissenschaftliche Methoden zur Untersuchung der Glaubwürdigkeit von (jugendlichen) Zeugenaussagen zu entwickeln. Hierin wurde Stern 1903 als erster Gerichtspsychologe in Deutschland überhaupt und später häufig bei Gerichtsverfahren tätig.

William Stern prägte die psychologische Wissenschaft zur Zeit der Weimarer Republik und förderte als Begründer der „Differenziellen Psychologie“ ihre praktische Anwendung unter anderem mit Fähigkeitsdiagnosen, Berufseig-



nungsverfahren und psychologischen Gutachten. 1904 war Stern Gründungsmitglied der „Deutschen Gesellschaft für Psychologie“, deren Vorsitz er 1931 übernahm. Gemeinsam mit Otto Lipmann (1880-1933) gründete er 1906 das „Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung“. Er machte Intelligenz messbar, bestand aber darauf, den Menschen als einzigartiges Ganzes zu betrachten.

In Hamburg wirkte William Stern seit 1916, die ersten Jahre als Ordinarius für Philosophie, Psychologie und Pädagogik am Psychologischen Laboratorium des „Allgemeinen Vorlesungswesens“. Bei Kriegsende im November 1918 leistete er einen wichtigen Beitrag zur Gründung der Universität Hamburg, indem er vorschlug, private Lehrveranstaltungen für heimkehrende Kriegsteilnehmer einzurichten. Die damit einhergehende Vergrößerung der Studentenschaft war ein weiterer Schritt auf dem Weg zur Zusammenführung der wissenschaftlichen Einrichtungen Hamburgs zu einer Universität. Nach der Gründung der Universität im Mai 1919 leitete William Stern gemeinsam mit Ernst Cassirer [siehe: Ernst-Cassirer-Weg] das Philosophische Seminar sowie, zusammen mit Heinz Werner, das bald darauf selbstständige Psychologische Institut der Hamburgischen Universität.

1933 wurde William Stern wegen seiner jüdischen Herkunft unter unwürdigen Umständen vom Dienst suspendiert und seiner Ämter enthoben. Gewarnt von ihrem damals 31-jährigen Sohn Günther hinsichtlich der Vernichtungsdrohung, floh das Ehepaar Stern vor der einsetzenden Judenverfolgung des Naziregimes über die Niederlande weiter in die USA ins Exil. Im Bundesstaat North Carolina erhielt Stern an der Duke University in Durham eine Professur, die er bis an sein Lebensende – er starb 1938 an Herzversagen 1938 – ausfüllte.

Zusammengestellt von Cornelia Göksu

Quelle:

A. Bärthel, in: UniHH Newsletter Nr. 17, August 2010.

- **Steubenstraße, Horn (1930):** *Friedrich Wilhelm von Steuben (1730-1794), preußischer General.* Wegen des Gerüchts, dass Steuben „Beziehungen zu Knaben unterhalten haben“ soll, war seine Karriere in Preußen beendet. „Steuben war zeitlebens Junggeselle; die Möglichkeit, eine reiche Frau zu heiraten, nutzte er nicht. ‚Stattdessen fühlte er sich dem anakreontischen Freundschaftsleben verbunden‘. In Amerika umgab er sich mit einer Reihe junger Soldaten, als Adjutanten, Privatsekretären und Adoptivsöhnen; am Ende seines Lebens wurde er von einem dieser Söhne betreut; ein anderer ließ für Steuben



einen Gedächtnishain anlegen. Es gilt heute als gesichert, dass Steuben homosexuell war“, schreiben Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz in ihrem Buch „Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. Aufl. Hamburg 2006, S. 343f.

- **Sthamerkai**, *Steinwerder (1930): Friedrich Sthamer (1856-1931), Senator.* Verheiratet mit Henriette von Jeß, die zur Zeit ihrer Ehe mit Friedrich Sthamer Gutsherrin auf Groß-Weeden in Lauenburg war.
- **Sthamerstraße**, *Wohldorf-Ohlstedt (1903): Eduard Sthamer (1803-1872), Senator, Landherr der Geestlande.*
- **Stiftstraße**, *St. Georg (1835): nach Hartwig Hesses Witwenstift, gegründet 1824.* Stift für zwölf Witwen, vorzugsweise für Makler- und Schifferwitwen, siehe: Hartwig-Hesse-Straße.
- **Stindeweg**, *Othmarschen (1951): Julius Stinde (1841-1905), Chemiker, Schriftsteller von plattdeutschen Stücken.*
- **Stockflethweg**, *Langenhorn (1948): Daniel Stockfleth (1676-1737), Bürgermeister von Hamburg.*
- **Stockhausenstraße**, *Barmbek-Nord (1927): Julius Stockhausen (1826-1906), Dirigent.*



- **Stockmeyerstraße, HafenCity (1854): Heinrich Christian Meyer (1797-1848).** *Hamburgs erster Großindustrielle, der an dieser Straße eine Stockfabrik betrieb.*

Vater von Heinrich Adolph Meyer und Christian Meyer sowie von Bertha Ronge, geschiedene Traun, geborene Meyer.

Siehe auch: Traunweg, in Bd. 2.

Siehe auch: Charitas-Bischoff-Treppe, in Bd. 2.

Siehe auch: Meyerstraße, in Bd. 3 online

Heinrich Christian Meyer stammte aus einer wenig begüterten Familie, die 1803 von Nesse bei Bremerhaven nach Hamburg gezogen war. Sein Vater hatte als Tischler keine Anstellung gefunden und betätigte sich als Rohrflechter. Aus Stuhlrohr (Rattan), das aus den asiatischen Kolonien über Holland kam, fertigte er Sitzflächen für Stühle sowie Ausklopfer aus den übrig gebliebenen Enden. Fischbein, aus dem Meyer Regenschirme und umflochtene Spazierstöcke herstellte, wurde aus den Barten großer Wale gewonnen; zur Weiterverarbeitung wurde es hauchdünn gerissen. Die Spazierstöcke musste Sohn Heinrich Christian bereits mit acht Jahren bei jedem Wetter auf den Straßen der Hamburger Innenstadt verkaufen, wodurch er schon in jungen Jahren zu dem Spitznamen „Stockmeyer“ kam. An eine Schulausbildung war nicht zu denken; er lernte notdürftig lesen und schreiben und sprach nur Plattdeutsch. Heinrich Christian Meyer war sein Leben lang bestrebt, vom Hamburger Großbürgertum als „ein einfacher Junge vom Lande“ akzeptiert zu werden. Mit zwanzig Jahren richtete er in der Hamburger Altstadt eine kleine Werkstatt, die *Spazierstock- und Fischbeinfabrik H.C. Meyer jr.*, ein.

Die Geschäfte liefen gut, und bereits vier Jahre später bezog Meyer ein mehrstöckiges Haus, das Platz für die mittlerweile sechsköpfige Familie, ein Ladengeschäft, ein Lager und eine Werkstatt bot. Seine Spezialität waren nach wie vor die Spazierstöcke und Rattanstühle, doch jetzt verarbeitete er auch weitere Rohstoffe aus den überseeischen Kolonien der europäischen Großmächte: Kokosnüsse, Perlmutter, Schildpatt, Hippopotamus-Zähne und Elfenbein. Aus diesen wurden Luxusgegenstände für das aufstrebende Bürgertum gefertigt, anfangs Knäufe für Spazierstöcke, Regenschirme und Griffe für Tafelbesteck, später auch Klaviertasten, Billardkugeln, Fächer, Gebetbuch- und Bürstendeckel. Aus Bambus und Zuckerrohr wurden Waffenstöcke, scharfe Klingen in schmalen Röhren als modische Accessoires produziert.

Die Elefantenjagd und der Transport der sperrigen Stoßzähne waren schwierig und kostspielig, und lange Zeit gehörte Elfenbein zu den knappen und begehrten Rohstoffen aus Afrika. Die daraus gefertigten Produkte galten als besonders wertvoll. Doch mit der Kolonisierung, mit zunehmendem Export von



Schusswaffen nach Afrika und mit der Ausweitung der Jagdgebiete tief ins Landesinnere kam deutlich mehr Elfenbein nach Europa. In der Folge sanken die Weltmarktpreise. Die Agenten der europäischen Kaufleute drängten immer aggressiver in das Geschäft mit dem Elfenbein vor Ort, der bis dahin traditionell in den Händen arabischer und afrikanischer Händler gewesen war. Die Handelsplätze verlagerten sich jetzt von den Küstenorten in Afrika nach Liverpool, London, Antwerpen und Amsterdam. In langen Karawanen mussten die schweren Elefantenstoßzähne in wochenlangen Märschen zu den fernen Häfen getragen werden. Wie eine Vielzahl Träger zu finden war, meldete ein Angestellter der *Gesellschaft für Südkamerun* nach Hamburg: „Die Bewohner [eines Dorfes] werden gefangengenommen, gefesselt und zur Arbeit gezwungen.“ Für die europäischen Kaufleute hatten die Karawanen einen doppelten Nutzen: Auf dem Rückweg in Landesinnere mussten die versklavten Träger Tauschwaren wie Stoffe, Perlen und weitere Luxusgüter sowie Schnaps, Waffen und Munition schultern.

Der Sohn Heinrich Adolf Meyer mit dem Spitznamen „Elfenbeinmeyer“ wurde zu einem der weltgrößten Importeure für Elefantenstoßzähne. Sein Unternehmen mit Fabrikation in Barmbek rüstete vom ostafrikanischen Sansibar aus Karawanen mit bis zu 600 Trägern aus. Von 1880 an ließen die Händler durchschnittlich 65.000 Elefanten pro Jahr abschlachten. Der schonungslose Umgang mit menschlicher Arbeitskraft und den natürlichen Ressourcen in den Kolonien für europäische Luxusgüter hatte schon vor Jahrzehnten begonnen. In Heinrich Christian Meyers Fabrik wurden massenhaft Federhalter aus Schildpatt hergestellt, der von den Bahamas, den Antillen, den Kapverdischen Inseln und aus Guyana importiert wurde. Ein Freund aus Kindertagen reiste 1823 in Meyers Auftrag nach England, um dort günstig „(...) mehrere Lots Ballzähne [von Elefantenkühen, Anm. d. Verf.], Bambus, Zuckerrohr und einige Dragon Canes [Rattan, Anm. d. Verf.] sowie Büffelspitzen und Ebenholz“ zu kaufen. Aus den Spitzen von Büffelhörnern aus Südamerika ließ H.C. Meyer Schnupftabakdosen produzieren.

Der wirtschaftliche Aufschwung ließ das neu angemietete Haus schnell zu klein werden. 1823 erwarb Meyer ein größeres Fabrik- und Wohngebäude in der Hamburger Altstadt. Für die Arbeiterschaft gründete er eine Kranken- und eine Invalidenkasse. Meyer war – für die Gründerjahre typisch – ein patriarchalischer Arbeitgeber, der sich als „Vater“ seiner Arbeiter verstand. Für Güte und Fürsorge erwartete er von seinen „Kindern“, den Arbeiterinnen und Arbeitern, Gehorsam, Loyalität, Treue und Dankbarkeit. Die Wochenarbeitszeit betrug nicht selten 87 Stunden bei einem Lohn, der gerade als Existenzminimum reichte.

Von einem Besuch im industrialisierten England inspiriert, beschloss Meyer, seinen Handwerksbetrieb in eine Fabrik umzubauen. 1836 legte er auf einem



großen Grundstück auf Grasbrook den Grundstein für eine moderne Produktionsstätte, die – ein Novum in Hamburg – mit Dampfkraft betrieben wurde. Zwischen 1823 und 1838 verzweifelte sich Meyers Vermögen und verdoppelte sich von da an jeweils im Zeitraum von fünf Jahren noch einmal. Grasbrook war zu dieser Zeit noch eine sumpfige, vom Hochwasser bedrohte Insellandschaft. Einige Werften hatten sich dort angesiedelt; ansonsten war das Gebiet kleinteilig parzelliert: Die Wiesen hatten lange Zeit als Bleichplätze für Baumwolle gedient. Vermögende Tuchhändler hatten hier „Wand“ (Plattdeutsch für „Gewand“) auf Rahmengestellen gespannt an der Sonne bleichen lassen; die Straßennamen Alter Wandrahm und Neuer Wandrahm erinnern daran. Baumwolle war ein wichtiges Wirtschaftsgut im transatlantischen Dreieckshandel, in dessen Zentrum der Menschenhandel mit Versklavten aus Afrika stand. 1837 erließ Hamburg ein Sklavenhandelsverbot, indes wurden Formen von Zwangsarbeit in den Kolonien fortgesetzt. Vorausschauend und in aller Stille hatte Meyer ab 1831 angefangen, diese kleinen „Rahmenplätze“ auf Grasbrook günstig aufzukaufen, ab 1840 im Schulterschluss mit dem Kaufmann Justus Ruperti und dem Investor August Abendroth. Mit den 37 Parzellen, zudem mit Grundstücken in Hammerbrook und auf Billwerder, wollten die Investoren im Hinblick auf die geplante Hafen- und Stadterweiterung spekulieren. Sie hatten auch den geplanten Bau einer Eisenbahnlinie bis nach Berlin fest im Auge. Die Teilstrecke nach Bergedorf sollte durch eigenes Terrain führen. Zugleich bildeten sie den zuständigen Ausschuss für die Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn-Gesellschaft HBE. Dazu passend nahm Meyer auch Eisenbahnschwellen in sein Sortiment auf. Nach dem Brand 1842 war Hamburg vor große Stadtplanungsaufgaben gestellt. William Lindley, englischer Ingenieur, Eisenbahn- und Kanalisationsfachmann, entwickelte einen Plan zur Entwässerung des Geländes und vermittelte geschickt zwischen den drei Grundstücksspekulanten und der Stadt Hamburg. Doch erst nach Meyers Tod kaufte die Stadt 1854 nach langem Zögern das Areal. Die Öffentlichkeit nahm regen Anteil an der Diskussion um die „Grasbrook-Angelegenheit“. Es wurde verbreitet, dass die Landaufkäufe durch Private nicht rechtmäßig gewesen seien und dass zu hohe Kosten für die Stadt entstanden seien. Dem Trio wurde vorgeworfen, nicht „patriotisch“, also nicht im Sinne des Gemeinwohls, gehandelt zu haben. Heinrich Christian Meyer starb 1848 mit 51 Jahren an Tuberkulose. Seine Freunde sammelten Geld, um für ihn ein Denkmal zu errichten. Nach mehreren Verlegungen steht das Monument seit 1985 am Mittellandkanal in Hammerbrook.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

Quellen:

Heinrich Adolph Meyer: Elfenbein. Gewerbe- und Industrieausstellung, Hamburg, 1889; Iris Hahner: Eine kurze Geschichte des Afrikanischen Elfenbeinhandels (und des Sklavenhandels),



2007, online: www.about-africa.de/elfenbein-weisses-gold-afrikas/48-afrikanischer-elfenbeinhandel-sklavenhandel (letzter Zugriff 1.9.2014); Dieter Rednak: Heinrich Christian Meyer (1797-1848) – genannt „Stockmeyer“. Vom Handwerker zum Großindustriellen, eine biedermeierliche Karriere. Hamburg, 1992; Heiko Möhle (Hrsg.): Branntwein, Bibeln und Bananen, 3. Aufl., Berlin, 2011, S. 47 ff.; Percy Ernst Schramm: Hamburg, Deutschland und die Welt. Leistung und Grenzen hanseatischen Bürgertums in der Zeit zwischen Napoleon I. und Bismarck, München, 1943, S. 169-251.

Verheiratet war Heinrich Christian Meyer mit **Agathe Beusch**, die er als Schüler während seiner Schulbesuche kennengelernt hatte und die er als 18-Jähriger gegen den Willen des Vaters heiratete. In der Werkstatt, die er im Alter von 20 Jahren einrichtete, arbeitete auch seine Schwägerin Katharina Beusch, die den Haushalt und den Verkauf der Waren übernahm. Das Ehepaar Meyer hatte elf Kinder. Die fünf Töchter Amalie (geb. 1816), Bertha (geb. 1818), Therese (geb. 1823), Agathe (geb. 1825) und Margarethe (geb. 1833) engagierten sich später „in der politisch-religiösen Richtung der frühen Frauenbewegung und waren an der Gründung einer Hochschule für das weibliche Geschlecht beteiligt. Bertha [verheiratet mit Friedrich Traun, siehe: Traunweg, in Bd. 2] brachte die Idee des Fröbel’schen Kindergartens nach England, Margarethe, verheiratet mit Carl Schurz, gründete den ersten Kindergarten in Amerika“. 1) Agathe Meyer, geb. Beusch, starb 1833 bei „der Geburt ihres elften Kindes [Margarethe]. Der Verlust verursachte eine tiefe Depression bei Heinrich Christian Meyer, die er durch intensiverte Tätigkeit bekämpfte.“ 1)

Text: Dr. Rita Bake

Quelle:

1) Inge Grolle: Heinrich Christian Meyer, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 4. Göttingen, 2008, S. 238ff.

- **Stoekhardtstraße, Hamm (1877):** Adolf Stoekhardt (1809-1886), Agrikulturchemiker. Prof. an der Akademie für Land- und Forstwirte.
- **Störtebeker Ufer, HafenCity (2013),** siehe: Störtebekerweg



- **Störtebekerweg**, *Neugraben-Fischbek (1948): Klaus Störtebeker (15. Jhd.), Seeräuber.*
- **Stöttrupweg**, *Barmbek-Nord (1930): Andreas Stöttrup (1754-1811), Maler, Kupferstecher.*
- **Stolbergstraße**, *Uhlenhorst (1948): Christian Graf von Stolberg (1748-1821), Dichter.*
- **Stoltenbrücke**, *Marienthal (1958): Johannes Ernst Otto Stolten (1853-1928), Bürgermeister von Hamburg. Seine Großnichte war die Schauspielerin, Journalistin, Schriftstellerin und Politikerin Inge Louise Stolten (23.3.1921 Hamburg – 4.5.1993 Hamburg)*

Seit 1925 verleiht der Senat die Bürgermeister-Stolten-Medaille an Personen, die sich mit ihrem öffentlichen Wirken bleibende Verdienst um Hamburg erworben haben. 1961 erhielt erstmals eine Frau diese Medaille verliehen: Emmy Beckmann (siehe in Bd. 2 der Frauenstraßennamen: Emmy-Beckmann-Weg)

Otto Stolten entstammte einer kinderreichen Arbeiterfamilie. Sein Vater war Schlosser. Er hatte nach dem Tod seines Lehrherrn dessen Tochter Caroline Augustine Henriette Wettwer geheiratet. Die Familie lebte in der Spitalerstraße Hof Nr. 29, 5. Sahl. Die Familie erlebte wirtschaftliche Auf und Abs, der Vater wurde Alkoholiker, soll zwar von der Trunksucht geheilt worden sein, doch seine Gesundheit war ruiniert. 1861 lebte in der Steinstraße 56, wohin die Familie später gezogen war, dann nur noch die Witwe Stolten mit den vier Kindern im Alter von vier bis zehn Jahren. Caroline Stolten war schwanger und ernährte die Familie als „Händearbeiterin“.

Über diese Zeit schreibt Christiane Teetz: „Es läßt sich aus heutiger Sicht nur erahnen, was dieser Schicksalsschlag für den damals siebenjährigen Otto bedeutet haben mag. Alt genug, um bereits die Sorge um den kranken Vater und die materielle Unsicherheit der vergangenen Jahre bewußt miterlebt zu haben, stand er nun als ältester Sohn der Familie schlagartig in der Verantwortung, ihre geschicke mitzulenken. Das Haupteinkommen war mit dem Tod des Vaters weggefallen, (...). Der junge Otto Stolten hatte von klein auf die



„Widerwärtigkeiten‘ des proletarischen Lebens‘ kennengelernt. (...) Doch jetzt, nach dem Tod des Vaters, lernte er die bitterste Armut kennen. (...) Über mehrere Monate hinweg hatte seine Mutter noch als Näherin ein spärliches Zubrot zu dem Geld verdient, das die Familie von der Berufsvereinigung des Vaters erhielt. Als jedoch die Geburt des fünften Kindes näher rückte, sah sie sich schließlich außerstande, alle Kinder weiter zu unterhalten und beantragte beim Waisenhaus der Stadt die Aufnahme ihrer zwei jüngsten Kinder (...)“ 1) Otto und seine ältere Schwester Louise blieben bei der Mutter.

Otto Stolten, der sicherlich als Kind schon zum Lebensunterhalt der Familie beigetragen hat, wie es viele Arbeiterkinder mussten, absolvierte eine Schlosserlehre, später wurde er Redakteur der „Bürgerzeitung“.

1882 heiratete Otto Stolten die Arbeitertochter Anna Katharina Maria Voss (um 1857 – um 1933). Das Paar bekam zwei Kinder (1883 und 1888) und lebte zunächst in der Langen Reihe, später dann in der Schmilinskystraße. Als Stolten dann Bürgermeister von Hamburg wurde, wohnte er mit seiner Familie im Uhlenhorster Weg 36.

„Die Härten, die dem Familienvater aus seiner politischen Arbeit erwachsen, konnte Stolten seiner Familie und den beiden Kindern nicht ersparen. Teilweise scheint er sie allerdings auch ganz bewußt in seine politischen Aktivitäten mit eingebunden zu haben und unterschied nicht zwischen seinem Leben als Politiker und als Privatmann.“ 1)

Inge Louise Stolten (23.3.1921-4.5.1993):

Gemeinsam mit ihrem drei Jahre jüngeren Bruder wuchs Inge Stolten im Hinterhofmilieu der Straße Koppel 50 im Hamburger Stadtteil St. Georg auf. Ihr Vater, der ungelernete Arbeiter Louis Stolten, arbeitete als Packer; die Mutter Frieda Stolten, geborene Clasen, war als Zugehfrau tätig.

In ihren autobiografischen Schriften schilderte Inge Stolten anschaulich die Armut im Arbeiterviertel und in welche Not die Familie 1931 durch den Freitod des schwerkranken Vaters gestürzt wurde. Gleichzeitig beschrieb sie, wie sie in ihrer sozialdemokratisch geprägten Umgebung eine frühe Abneigung gegen den erstarkenden Nationalsozialismus entwickelte.

Ihren Großonkel hatte sie als kleines Mädchen noch kennengelernt. Sieben Jahre nach ihrer Geburt war der ehemalige Senator und Zweite Bürgermeister Otto Stolten verstorben. Als erster Sozialdemokrat wurde er 1901 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft und bis 1919 Abgeordneter im Berliner Reichstag. Er wohnte ebenfalls in St. Georg, Schmilinskystraße 25.



In dieser gesellschaftspolitischen Tradition stehend, nahm Inges Vater den Bildungsdrang seiner Tochter ernst und unterstützte ihre intellektuelle Ausbildung nach Kräften. Trotz der Mittellosigkeit der Familie, konnte sie nach der Volksschule ab 1934 die Aufbauschule in Eimsbüttel besuchen, wo sie 1939 das Abitur bestand. Das liberale Klima dieser Schule förderte ihren Widerstandsgeist. Sie war mit mehreren Mitgliedern des Hamburger Zweigs der „Weißen Rose“ befreundet, so mit ihrer Mitschülerin Dorothea Zill, mit Hans Leipelt und Karl Ludwig Schneider. Später berichtete sie auch von einer Teilnahme am „Musenkabinett“ um Wilhelm Flitner und Albrecht Renner, in dem neben moderner Kunst und Literatur auch Widerstandspläne diskutiert wurden.

Da sie als „politisch unzuverlässig“ aus dem Reichsarbeitsdienst entlassen wurde, durfte sie kein Studium aufnehmen und entschied sich 1940 für eine Ausbildung an der Schauspielschule des Hamburger Schauspielhauses. Durch wechselnde Engagements an der Ostfront entging sie politischer Verfolgung und den Bombenangriffen auf Hamburg.

Kurz vor Kriegsende tauchte sie im Hamburger Umland unter und kehrte mit Mutter und Bruder erst im Mai 1945 in die Stadt zurück. Ihre Sprachenkenntnisse ermöglichten eine sofortige Tätigkeit als Dolmetscherin in der damaligen „Britischen Besatzungszone“, und so gelangte sie als Sprecherin zum „British Forces Network“. Die Rundfunkarbeit setzte sie in den 1950er Jahren beim Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR, später NDR) fort, wo sie 1954 ihrem zukünftigen Lebensgefährten Axel Eggebrecht begegnete. Ihr Engagement als Theaterschauspielerin – von 1946 bis 1948 in Kiel und danach an verschiedenen Häusern in Hamburg – musste sie hingegen 1956 aufgrund einer schweren Tuberkuloseerkrankung aufgeben. Diese Erfahrung, die sie 1970 in ihrem autobiografischen Roman „Das Tagebuch der Jutta S.“ verarbeitete, wurde ihr zum Schlüsselerlebnis und zum biografischen Wendepunkt: Fortan begriff sie sich als Schriftstellerin und politische Publizistin.

Aus dem Lungensanatorium in Mölln entlassen, lebte sie mit Eggebrecht von 1957 bis 1961 zunächst in Berlin, bevor beide endgültig nach Hamburg zurückkehrten. In der gemeinsamen Wohnung im Maria-Louisen-Stieg in Winterhude wohnten sie bis zu ihrem Lebensende. Ab den sechziger Jahren profilierte sich Stolten zunehmend als Rundfunkjournalistin und freie Schriftstellerin. Sie arbeitete mit Eggebrecht als Drehbuchautorin und schrieb für den NDR zahlreiche Beiträge, u.a. zu Arbeitnehmer- und Frauenrechten. 1979 veröffentlichte sie die Streitschrift „Kinderlos aus Verantwortung“. Sie selbst blieb gewollt kinderlos und lehnte lange Zeit eine Ehe ab, weil sie um ihre Eigenständigkeit fürchtete. Erst 1982 heiratete sie Axel Eggebrecht. Im selben Jahr erschien ihre Autobiografie „Das alltägliche Exil“, in der sie sich vor allem mit der Zeit des Nationalsozialismus auseinandersetzte.



Nach 1989 fürchtete Stolten ein Wiedererstarken nationalistischer Kräfte und trat daher 1990 in die PDS ein, um den Prozess der Wiedervereinigung mitzugestalten. Von 1991 bis 1993 war sie stellvertretende Bundesvorsitzende und 1991 bei der Hamburger Bürgerschaftswahl Spitzenkandidatin der PDS/Linke Liste. Auch ihre politische Laufbahn unterstützte ihr Mann, der weiterhin parteilos blieb, bis kurz vor seinem Tod 1991. Inge Stolten überlebte den 22 Jahre älteren Axel Eggebrecht nur um knapp zwei Jahre. Wie er ließ sie sich in einem anonymen Urnengrab auf dem Friedhof Ohlsdorf bestatten. Ihren literarischen Nachlass vermachte sie der Staatsbibliothek Hamburg.

Quelle:

1) Christiane Teetz: Otto Stolten. Hrsg. von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius. Hamburg 2001, S. 43.

Zum Text über Inge Stolten: Leicht modifizierte Fassung des Artikels von Jana Tereick: Stolten, Inge Louise. In: Hamburgische Biografie. Bd. 6, Göttingen 2012, S. 327-328; mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

- **Stoltenkai**, *Waltershof (1927)*, siehe: Stoltenbrücke.
- **Stoltenstraße**, *Horn (1945)*, siehe: Stoltenbrücke.
- **Stolzweg**, *Rahlstedt (1979)*: *Robert Stolz (1880-1975)*, Operettenkomponist.
- **Stormsweg**, *Uhlenhorst (1903)*: *Theodor Storm (1817-1888)*, Schriftsteller. Siehe auch: Lisestieg und Dethlefstwiete, in Bd. 2.
- **Stradellakehre**, *Barmbek-Süd (1930)*: nach „Alessandro Stradella“ Oper von Flotow.



- **Straßweg**, *Groß Flottbek (1950)*: *Karl Friedrich Heinrich Straß (1803-1864), Dichter.*
- **Straußstraße**, *Bahrenfeld (1895)*: *nach den Musikern und Komponisten Richard Strauß (1864-1949) und Johann Strauß (1804-1849).*
- **Strehlowweg**, *Othmarschen (1964)*: *August Heinrich Strehlow (1844-1925), Rektor der Realschule Ottensen.*
- **Strengesweg**, *Poppenbüttel (1951)*: *Matthias Strenge (1893-1943), Geschäftsführer der Allgemeinen Deutschen Schiffszimmerergesellschaft.*
- **Stresemannallee**, *Lokstedt (1945)*: *Gustav Stresemann (1878-1929), Reichsaußenminister.*
- **Stresemannstraße**, *St. Pauli (1945)*, siehe: Stresemannallee.
- **Strindbergweg**, *Blankenese (1955)*: *August Strindberg (1849-1912), Schriftsteller.*
- **Struenseestraße**, *Altona-Altstadt (1950)*: *Johann Friedrich von Struensee (1737-1772), Stadtphysikus in Altona. Ehebruch mit Königin Caroline Mathilde. Siehe auch: Klopstockstraße, in Bd. 2.*



- **Strüverweg**, *Groß Borstel (1953): Adolf Strüver (1886-1947), Gründer der Firma Ad. Strüver Aggregatebau.*
- **Strutzhang**, *Poppenbüttel (1953): nach der Ritterfamilie Strutz, Grundbesitzer in Poppenbüttel, besonders nach dem Knappen Lambert Strutz (14. Jhd.).*
- **Stübenplatz**, *Wilhelmsburg (1955): Heinrich Stüben, Besitzer des Gartenlokals Stübens Volksgarten (um 1900).*
- **Stuhlmannplatz**, *Altona-Altstadt (1882): Günther Ludwig Stuhlmann (1797-1872), Kaufmann, Stifter des Stuhlmannbrunnens und des Turms der Christuskirche.*
- **Stuhlmannstraße**, *Altona-Altstadt (1882), siehe: Stuhlmannplatz.*
- **Sudeckstraße**, *Eppendorf (1948): Paul Hermann Martin Sudeck (1866-1945), Oberarzt am Barmbeker Krankenhaus und am Universitätskrankenhaus Eppendorf tätig. Siehe seine Vita unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/*
- **Sudermannstraße**, *Wilstorf (1950): Hermann Sudermann (1857-1928), Schriftsteller.*
- **Suhweg**, *Schnelsen (1948): Hinrich von Suhm (1636-1700), Amtmann in Pinneberg (17. Jhd.).*



- **Suhrsweg**, *Barmbek-Nord (1914): Christoph Suhr (1771-1842) und Cornelius Suhr (1781-1857) sowie Peter Suhr (1788-1857), Maler.*
- **Sultanstraße**, *Billstedt (1952), Märchenmotiv.*
- **Sven-Hedin-Straße**, *Eidelstedt (1971): Sven Hedin (1865-1952), Asienforscher.*
- **Sylvesterallee**, *Bahrenfeld (1928): Friedrich Sylvester (1871-1914), Stadtbaurat, Senator in Altona.*



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Tannhäuserweg, Rissen (1938):** *Tannhäuser (ca. 1205-1270), Minnesänger auch Oper von Richard Wagner.*

- **Tasköprüstraße, Bahrenfeld (2014), Süleyman Tasköprü (1970-2001), Kaufmann.** *Opfer der rechtsextremen Terrorgruppe „NSU“ in Hamburg-Bahrenfeld.* Süleyman Tasköprü kam am 4.5.1970 in der türkischen Stadt Afyon als erstes Kind des Ehepaares Hatice und Ali Tasköprü zur Welt. Kurz nach seiner Geburt gingen die Eltern als Gastarbeiter nach Hamburg. Süleyman blieb in der Türkei bei seiner Großmutter. 1978 besuchte er für einen Monat seine Eltern. Nachdem er die Grundschule in der Türkei abgeschlossen hatte, zog er 1980 nach Hamburg. Er besuchte hier die Realschule und anschließend das Wirtschaftsgymnasium. Nach dem Unterricht am Wirtschaftsgymnasium arbeitete er täglich zwei Stunden, um ein Taschengeld zu verdienen. Nachdem er das Wirtschaftsgymnasium absolviert hatte, begann er in verschiedenen Firmen zu arbeiten, zuletzt bei einer japanischen Firma. Sein Arbeitgeber schlug ihm vor, in Japan japanisch zu lernen. Aber Süleyman wollte nicht. Er wollte bei seinen Eltern bleiben. Süleymans Eltern besaßen einen Obst- und Gemüseladen in Hamburg-Bahrenfeld, in dem Süleyman und seine Geschwister ebenfalls tätig wurden. Nach seiner Heirat bekamen Süleyman und seine Frau am 10. Juni 1998 ihr erstes Kind und nannten das Mädchen Aylin. Drei Jahre später, am 27. Juli 2001, wurde Süleyman im eigenen Laden tot aufgefunden. Er war mit drei Kopfschüssen ermordet worden. Die Schüsse stammten aus zwei verschiedenen Schusswaffen, mit denen bereits mehrere Morde ausgeübt worden waren, so genannte Dönerladenbesitzerermordungen. Bei seiner Ermordung war Süleyman Tasköprü erst 31 Jahre alt und hinterließ seine Frau und die damals gerade drei Jahre alte Tochter. Über diese Mordserie gab es verschiedene spekulative Berichterstattungen. So vermutete die Presse, Auslöser der Morde sei eine „Frauengeschichte“ oder aber hinter den Morden verbergen sich Mafiaverbindungen. Da Süleyman mit derlei Kreisen überhaupt nichts zu tun hatte, erlebten seine Familienangehörigen durch solche Zeitungsberichte einen zweiten Schock. Süleymans Großmutter, bei der er seine Kindheit verbracht hatte, verstarb nach solch einer Berichterstattung an einem Herzinfarkt. Zehn Jahre nach seiner Ermordung stellten die Ermittler 2011 fest, dass Süleyman und die



etwa zehn anderen Dönerladenbesitzer von Neonazis ermordet worden waren, und zwar von der rechtsextremistischen Terrorgruppe „Nationalsozialistischer Untergrund“ (NSU). Nach dieser Feststellung beschloss die Bezirksversammlung Altona am 30. Mai 2013, das in der Nähe des Tatortes, der Bahrenfelder Straße/Schützenstraße, liegende Teilstück der Kohlentwiete nach Süleyman Tasköprü zu benennen. Bei der Einweihung der Straße am Ende Juni 2014 erinnerten in einem Festakt: „nahezu alle Redner (...) daran, wie die Tötung des damals 31 Jahre alten, türkischstämmigen Kaufmanns das Leben seiner Familie aus den Angeln hob. Wie Angehörige wegen falscher Verdächtigungen gesellschaftlich geächtet wurden. Wie ihnen Hilfe und Trost versagt blieben. (...) Und wie die Ermittlungsbehörden jahrelang versagten und noch immer an der lückenlosen Aufklärung der Mordserie scheitern. (...)“, heißt es im Hamburger Abendblatt vom 27. Juli 2014 auf Seite 7. Die amtierende Kultursenatorin Barbara Kisseler begründete auf diesem Festakt die Straßenbenennung. „Die Tasköprüstraße soll Mahnung und Aufforderung sein, Verantwortung wahrzunehmen und für ein respektvolles und friedliches Zusammenleben einzutreten. Nur so könne Hamburg die weltoffene Stadt sein, die sich alle wünschen und in der alle Bürger sicher leben können“ (zitiert nach Hamburger Abendblatt, siehe oben). Süleyman Tasköprüs Eltern, Geschwister, seine Frau und das gemeinsame Kind leben in Hamburg Altona.

Text: Behcet Algan

- **Tauchnitzweg**, *Billstedt (1957): Bernhard Tauchnitz (1816-1895), Verleger.*
- **Teetzparkweg**, *Hummelsbüttel (1974): nach dem Park, der nach dem Vorbesitzer des Geländes benannt wurde.*
- **Tegetthoffstraße**, *Eimsbüttel (1885): Wilhelm von Tegetthoff (1827-1871), Admiral.*
- **Tellkampfweg**, *Osdorf (1953): Hermann Tellkampf (1831-1893), Direktor der Altona-Kieler Eisenbahn.*



- **Telemannstraße, Eimsbüttel (1901):** Georg Philipp Telemann (1681-1767), *Komponist, Kantor*. **Maria Catharina Textor**, verh. Telemann (1697-1775), zweite Ehefrau Georg Philipp Telemanns. Auf dem heutigen Rathausmarkt, dort wo bis 1840 die Gelehrtenschule des Johanneum stand, spielte sich in der Kantorenwohnung in einem unscheinbaren Fachwerkbau ein Ehedrama ab, das bald zum Stadtgespräch wurde. Denn hier lebte der prominente Musikdirektor und Komponist Georg Philipp Telemann (1681-1767) mit seiner zweiten Ehefrau Maria Catharina Textor und den Kindern. Seine erste Frau, die „Cammer Jungfer“ Amalie Louise Eberlin (1681-1711), war im Kindbett gestorben. 1712 war Telemann staatlicher Musikdirektor in Frankfurt a. M. geworden und hatte zwei Jahre später als 33-jähriger Witwer und Vater einer Tochter die sechzehn Jahre jüngere Maria Catharina Textor geheiratet. Die junge Frau entstammte dem gehobenen Bürgertum. Sie war die Tochter von „Andreas Textor, Bürger und Ratskornschreiber in Frankfurt a. M., ehemaliger Auditeur im kurpfälzischen Jungheimischen Dragonerregiment, und Anna Clara, geb. Clauer“. (Wolf Hobohm (Hrsg.): „... aus diesem Ursprunge“. Dokumente, Materialien, Kommentare zur Familiengeschichte Georg Philipp Telemanns. In: Magdeburger Telemann-Studien XI. Magdeburg 1988.)

Maria Catharina Textor und Georg Philipp Telemann bekamen neun Kinder. Doch die Ehe schien nicht glücklich zu sein. So beschwerte sich Georg Philipp Telemann 1740 in seiner Lebensbeschreibung darüber, dass ihm seine Ehefrau eine attraktive Berufschance verpatzt und ihn zunächst in Frankfurt gehalten hatte, weil sie in ihrer Heimatstadt bleiben wollte: „Indeß wußte eine winselnde Ehegattin nebst der Beredsamkeit meiner Verwandten und Bekannten, mich durch Scheingründe auf andere Gedanken zu bringen, und gab daher manchen Anlaß zu glauben, daß ich jetzt die Hauptthorheit bezahlet hätte, die ein jeder der Welt schuldig ist: in dem ich wieder nach Frankfurt ging.“ Sieben Jahre nach der Heirat mit Maria Catharina Textor verließ das Paar schließlich doch Frankfurt, denn Telemann hatte in Hamburg eine attraktive Stelle als städtischer Musikdirektor erhalten.

Auf dramatische Szenen einer Ehe deutete 1724 eine Satire im „Patrioten“ und ein Marionettenspiel hin, das zur Oper „Don Quixotte in dem Mohren-Gebürge“ aufgeführt werden sollte, aber verboten wurde. Hier wurde Maria Catharina Untreue unterstellt, weil sie ihrem Mann „die Farbe nicht hielt“. Aber auch Georg Philipp schien kein Musterbeispiel ehelicher Tugend gewesen zu sein. So wurde er im Gewand eines gewissen Kilian vorgeführt, „(...) als wie ein alter Hirsch“ in der Zeit der Brunst „mit seiner Heerde Hindinn an der Seit“.



Das Paar trennte sich. Aber auch nach dem Ende der Ehe hörte der Streit zwischen den beiden nicht auf. Wie auch heute oft leider üblich, verweigerte der Ex-Gatte die Unterhaltszahlung. Der Blick in die „Historische Beschreibung der Witwen-Cassa bey dem Hamburgischen Johanneo“ – eine Witwenkasse, die 1735 gegründet wurde – belegt das: „Es hat zwar H. Telemann diesen Articul mit unterschrieben, weil er aber in Uneinigkeit mit seiner Frau gelebet, auch nachgehends a thoro et mensa von ihr geschieden worden, so hat er die beliebte Zulage niemahl entrichtet, und deswegen auch seine künftige Witwe und Kinder von den beneficiis ausgeschlossen worden.“ (Zit. nach: Joachim Kremer: Das norddeutsche Kantorat im 18. Jahrhundert. Untersuchungen am Beispiel Hamburgs. Kieler Schriften zur Musikwissenschaft Bd. XLIII. Kassel, Basel etc. 1995.)

In einem Brief vom 1.9.1736 an Johann Reinhold Hollander, einem Handelsherrn in Riga, gab Telemann einen Hinweis auf die seiner Meinung nach vorhandene Verschwendungssucht seiner Ehefrau und auf seinen Schuldenberg. „Mein Zustand steht anitzt noch ziemlich zu ertragen. Die Frau ist von mir weg und die Verschwendung aus. Kann ich der Schulden mich von Zeit zu Zeit entschlagen, so kehrt das Paradies von neuem in mein Haus (...) Sie belaufen sich annoch auf etwa 1400 Rthl.“

Wohin Maria Catharina nach ihrer Scheidung zog, ist ungeklärt. Vielleicht lebte sie noch einige Jahre in der Nachbarschaft ihres Mannes und betreute ihre Kinder, ehe sie zu ihrer Familie nach Frankfurt zurückkehrte. Gewiss ist nur, dass sie dort am 7.6.1775 im Dominikanerkloster begraben wurde.

Text: Dr. Birgit Kiupel

- **Tesdorfstraße**, *Rotherbaum (1898)*: *Adolph Tesdorpf (1811-1887)*, Senator, Landherr. Seine Adoptivtochter Elise Mathilde war mit dem Bürgermeister Johann Georg Mönckeberg verheiratet. Siehe: Ackermannstraße in Bd. 2: Frauenstraßennamen: Biographien von A bis Z.

Die Tesdorfstraße könnte auch mit benannt werden nach: **Ebba Tesdorpf**, Zeichnerin und Dokumentaristin Alt-Hamburgs (23.01.1851 Hamburg – 22.02.1920 Ahrweiler). Adolph Tesdorpf war ein Enkel des Lübecker Bürgermeisters Peter Hinrich T.; Ebba T. eine Urenkelin.

„In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts [gemeint ist das 19. Jhd.] konnten die Bewohner der Hamburger Altstadt und der hafennahen Viertel folgendes beobachten: In einer winkligen Straße sitzt auf dem Beischlag eines alten Bürgerhauses bei Wind und Kälte eine Frau in einem abgetragenen Mantel



mit einem Kapotthut auf dem Kopf, und ihre klammen Hände führen in konzentrierter Arbeit den Zeichenstift über das Papier. Eine Anwohnerin verspürt Mitleid mit der – wie sie glaubt – armen Zeichnerin, der man etwas Gutes tun muß, und bringt ihr eine Kanne heißen Kaffees. Eine kleine Episode, die sich ähnlich oft wiederholt.“ 1) Niemand ahnte, dass diese ärmlich wirkende Frau, die mit ihrem Zeichengerät durch die Gassen Hamburgs streifte und nach lohnenden Motiven suchte, eine wohlhabende Kaufmannstochter war.

Ebba Tesdorpf stammte aus einer reichen, seit Generationen in Hamburg ansässigen und mit führenden Handelshäusern in Amsterdam, Kopenhagen und Lübeck verwandten Kaufmannsfamilie. Sie wurde am 25. Januar 1851 als Tochter des Kaufmanns Hans Peter Friedrich Tesdorpf und seiner Ehefrau Antoinette Caroline, geb. Mohrmann, verw. Abendroth, geboren. Zusammen mit ihrer um zwei Jahre jüngeren Schwester Olga wuchs sie am Holzdamm in St. Georg auf, einer Umgebung, die bestimmt war durch großbürgerliche Villen, deren Gärten bis zur Alster hinunterreichten.

Malunterricht erhielt sie wie Julie de Boor bei Bernhard Mohrhagen. Doch während Julie de Boor (ihr Grabstein steht im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof) bei der damals für vornehmer gehaltenen Ölmalerei blieb, wandte sich Ebba Tesdorpf unter dem Einfluss des Architekturzeichners und Landschaftsmalers Johann Theobald Riefesell, bei dem sie nach Mohrhagens Tod im Jahre 1877 Unterricht erhielt, dem Zeichnen zu. Auf seine Anregung hin und nach seinem Vorbild begann sie mit der zeichnerischen Bestandsaufnahme des alten Hamburger Stadtbildes während der großen städtebaulichen Umwälzungen in den 1880er- und 1890er-Jahren. Der Zollanschluss im Jahre 1888, der den Bau des Freihafens auf der Wandrahmsinsel zur Folge hatte, auf der viele der ältesten und vornehmsten Kaufmannshäuser standen, die großen Straßendurchbrüche, die neue Verkehrswege im Innern der Stadt schaffen sollten, sowie Sanierungsbauten führten zum Abbruch ganzer Stadtviertel. Fast 1.000 Häuser verschwanden, und mehr als 20.000 Menschen mussten umgesiedelt werden. Lichtwark, der damalige Direktor der Kunsthalle, sprach spöttisch von der „Freien und Abbruchstadt Hamburg“: „Wohl keine Kulturstadt der Welt hat je eine solche Selbstzerstörungslust entwickelt wie Hamburg. Hamburg hätte die Stadt der Renaissance sein können, des Barock und des Rokoko – doch all diese Schätze wurden stets begeistert dem Kommerz geopfert. An die Stelle barocker Wohnhäuser wurden neubarocke Kontorblocks getürmt und noch immer ist jeder Neubau ein Schlag ins Gesicht der Stadt.“

Ebba Tesdorpf's Zeichnungen, die oft in letzter Minute vor dem Abriss der Bauten entstanden, sind Urkunden der Vergangenheit. Sie konzentrieren sich auf den Innenstadtbereich, auf dessen Straßen, Gassen und Winkel mit ihren dichtgedrängten Häusern, Fleeten, Brücken und dem lebendigen Treiben. Mit



einer ungeheuren Liebe zum Detail zeichnete sie auch die prächtigen Kaufmannshäuser, die Geschäfts-, Wohn- und Lagerhaus zugleich waren, mit ihren reichverzierten Portalen und den typischen Dielen, die den Mittelpunkt des häuslichen Lebens bildeten. Sie nahmen die Breite des ganzen Hauses ein und gingen durch zwei Stockwerke. Die die Decke tragenden Eichenpfeiler sowie die sich längs der Seitenwand des Hauses hinziehende Galerie waren reich geschnitzt, zum Teil mit phantastischen und komischen Figuren. Die Decken selbst waren mit reichem Stuck verziert. Das Tageslicht kam durch eine riesige Fensterfront zur Hofseite herein. Zur Straßenfront gab es ein Zirbürken, einen Raum, in dem eine alte Frau das Kommen und Gehen der Besucher überwachte.

Allem verlieh Ebba Tesdorpf ein idyllisches Leben; Veränderung und Abbruch oder gar Sozialkritik (die Enge der alten hamburgischen Bauweise, die schon Reisende im 18. Jahrhundert in Erstaunen versetzt hatte, trug 1892 zur rasanten Ausbreitung der Cholera-Epidemie bei) waren nicht ihre Themen. „Die Zeichnerin des versunkenen Hamburg“ nannte Richard Stettiner sie 1925.

Vom privaten Leben Ebba Tesdorpf ist wenig bekannt und vermutlich auch wenig zu erzählen. Die Familie duldet ihre Lebensweise, konnte aber eigentlich kein richtiges Verständnis für Ebba Tesdorpf's künstlerische Arbeit und ihre Interessen aufbringen. Umgekehrt war Ebba Tesdorpf die so genannte Hamburger Gesellschaft mit ihren Geselligkeiten und Vergnügungen fremd. Äußerlich nach damaligem Geschmack nicht mit besonderen Reizen bedacht, machte sie auch nichts aus sich, lebte anspruchslos und zurückgezogen. „Weltfremd, würde man heute wohl sagen“, meint die Großnichte Renata Klée-Gobert.

Als Ebba Tesdorpf nach dem Tod der Eltern (1881 und 1885) Erbin eines bedeutenden Vermögens wurde, unterstützte sie Bedürftige, vor allem Künstler, und begann eine Hamburgensien-Sammlung zusammenzutragen, die schließlich 5.000 Blatt umfasste. Einen alten Hamburger Trödler namens Rathansen, der ihr anfänglich ein sachverständiger Berater war, stellte sie später zu einem nicht unbedeutenden Jahresgehalt als Bibliothekar ihrer Sammlung an.

Als Mitte der 1890er-Jahre ihre Arbeit abgeschlossen war, fasste Ebba Tesdorpf den Entschluss, nach Düsseldorf in das Haus ihrer Freundin, der Malerwitwe und Mutter des Dichters Hanns Heinz Ewers, zu ziehen und an der dortigen Akademie zu studieren. Vorher vermachte sie im Jahre 1894 ihre Hamburgensien-Sammlung und ihre eigenen Zeichnungen, ca. 600 Blätter, und einige Aquarelle dem Museum für Kunst und Gewerbe. Begeistert dankte ihr der damalige Direktor Justus Brinkmann: „Mit hellem Jubel nehme ich ihre wundervolle Schenkung an; eine Schenkung, wie sie gleich wertvoll dem Museum nicht zuteil geworden ist. Sie überragt alle übrigen Sammlungen durch die in sie einverlebten trefflichen



zeichnerischen Aufnahmen von ihrer Hand, in denen sie mit emsigem Fleiß und vollem Verständnis sowohl für die malerischen Seiten des Stadtbildes, wie für die baulichen Einzelheiten den Abbrucharbeiten Schritt für Schritt gefolgt sind.“ Und die „Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde“, deren Mitglied Ebba Tesdorpf seit der Gründung im Jahre 1893 war, machte sie aufgrund ihres „hochherzigen Geschenkes“ 1895 zum Ehrenmitglied und würdigte aus diesem Anlass noch einmal ihre Arbeit: „Ihr und einer gleichstrebenden Freundin (vermutlich Marie Zacharias) verdanken wir die genaueste Darstellung des alten Hamburg, das durch die neuen Hafenanlagen und durch den Durchbruch der Kaiser-Wilhelm-Straße zerstört ist. Obgleich eine umfassende photographische Aufnahme seitens der Behörden stattgefunden hat, lässt sich dieses Material doch nicht entfernt mit den Zeichnungen von Fräulein Tesdorpf vergleichen. In hunderten von Blättern sind alle die merkwürdigen alten Bauten dargestellt, die den verschwundenen Stadttheilen ihr eigenartiges Gepräge gaben. Und diese Aufnahmen, das Werk hingebender Arbeit vieler Jahre, sind nicht auf den malerischen Effect allein gezeichnet, sondern treue Documente bis auf jeden Balkonkopf und jede Bank vor der Thür. Nach diesen Zeichnungen könnte jede Fassade sofort wieder aufgebaut werden.“ 2)

Was in dieser Laudatio deutlich wird, heben auch alle anderen Kritiker und Rezensenten hervor: Ebba Tesdorpf war keine Künstlerin von zukunftsweisendem Rang, aber eine ausgezeichnete Dokumentaristin, deren Zeichnungen eine Vorstellung vom Aussehen Hamburgs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vermitteln.

In Düsseldorf studierte Ebba Tesdorpf an der Akademie bei dem Landschaftsmaler German Grobe und empfing von ihm Anregungen in der Aquarellmalerei. Nach dem Urteil von Renata Klée-Gobert zeigen ihre Aquarelle, die sich in erster Linie in Familienbesitz befinden, eine ganz andere Seite der Begabung Ebba Tesdorpf. „In ihren Aquarellen ... verzichtet sie auf allzu große Genauigkeit in der Nachahmung der Natur ... Hier verbindet sich ein eigenwilliges künstlerisches Talent mit feinem Farbempfinden und einem sicheren Blick für das Wesentliche der Komposition.“ 1) Zu einer neuen Schaffensperiode kam es jedoch nicht mehr. Ebba Tesdorpf's Nervenleiden verstärkte sich zunehmend. Ab 1901 lebte sie zeitweise wieder in Hamburg und unternahm Reisen mit ihren Nichten. Später zog sie nach Ahrweiler, wo sie am 22. Februar 1920 starb.

Ebba Tesdorpf's Schenkung an das Museum für Kunst und Gewerbe wurde mit dem Bau des Hamburg Museums dorthin gebracht. Zusammen mit den Beständen der Sammlung Hamburgischer Altertümer des Vereins für Hamburgische Geschichte bildet sie den Grundstock der Graphiksammlung des Museums. Wer allerdings nun zu wissen glaubt, wem die Tesdorpfstraße in Harvestehude gewidmet ist, der irrt. Denn sie wurde nach einem Verwandten



Ebba Tesdorpf, dem Senator Adolf Tesdorpf, der von 1811 bis 1887 lebte, benannt.

Text: Brita Reimers

Quellen:

- 1) Die Kunsthistorikerin Renata Klée-Gobert über ihre Großtante Ebba Tesdorpf im Hamburger Abendblatt vom 21.1.1951.
 - 2) Jahrbuch der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde. Bd. 1-2. Hamburg 1895.
 - 3) Siehe auch: Gisela Jaacks: Diese Frau sah mehr. Mit Ebba Tesdorpf durch Alt-Hamburg. Von der Herrlichkeit bis zur Kehrwiederspitz. Hamburg 1978.
- **Tessenowweg**, *Winterhude (1977): Heinrich Tessenow (1876-1950), Architekt, ab 1920 Leiter Architekturschule, Kunstakademie Dresden.* 1926-1941 Professor an der TH Berlin, akademischer Lehrer Albert Speers, der 1944 auf die Gottbegnadeten-Liste der Architekten des NS-Staates gesetzt wurde. „Tessenow (...) hielt sich beharrlich von der Versuchung fern, Großbauten zu errichten.“ (Ernst Klee: Kulturlexikon zum Dritten Reich. Frankfurt a. M. 2009, S. 548). „Mit den Nationalsozialisten arbeitete Tessenow nicht zusammen. Er war nicht bereit, auf ihre gestalterischen Vorstellungen einzugehen. Obgleich sich Speer als sein Schüler betrachtete, gelang es Speer nicht, Tessenow in die umfangreiche Bautätigkeit der Nationalsozialisten einzubeziehen. Den Nationalsozialisten war Tessenows Ablehnung ihrer Architektur- und Stadtplanungsvorstellungen bekannt, da er dies nicht verschwie.“ (Hans-Jürgen Treuteberg (Hrsg.): Stadtwachstum, Industrialisierung, Sozialer Wandel. Beiträge zur Erforschung der Urbanisierung im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin 1986, S. 206. 1942 wurde Tessenow von den Nationalsozialisten zwangsemertiert. Nach 1945 Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit an der Berliner Universität.
 - **Teubnerweg**, *Billstedt (1964): Benedictus Gottheit Teubner (1784-1856), Verleger.*
 - **Teufelsbrück**, *Nienstedten (2003), nach der Landungsbrücke Teufelsbrück.* Siehe auch: Hexenberg, Hexenstieg, Hexentwiete, Mette-Harden-Straße, in Bd. 2.



Der Teufel spielt, anders etwa als Hexen, im Hamburger Schilderwald nur eine kleine Rolle. Vom Teufel bewohnt erschien im Mittelalter ein unheimlicher Wald in Elbnähe, der auch das passende Umfeld bildete für einen Elbdrachen. Überhaupt wird in alten Chroniken von riesigen Fischen und Schlangenkneueln in der Elbe berichtet.

„Ein anderes Monstrum ließ sich im Jahr 1615 in der Elbe sehen, am meisten bei Teufelsbrück, wo es von je her nicht geheuer gewesen ist, wie schon der Name sagt. Der Teufel muß in dem dortigen düstern Walde eine seiner vielen Herbergen gehabt haben, denn die Stelle des heutigen schönen Flottbecker Parks wird in alten Urkunden ‚des Düvels Boomgarten‘ genannt; vielleicht auch war er dort vom Ritter Bertram in die Enge getrieben, welcher den schönen Ehrennamen Möt-den-Düvel (Motemeduvel) führte.“ 1) Das Monstrum, das in der Elbe auftauchte und sich „nach Art der Robben auf den Sandbänken zur Ebbezeit sonnte“, ließ sich auch durch Gewehrkugeln aller Arten nicht vertreiben und verschwand irgendwann.

Der Teufel verkörpert im Christentum das Böse, etwa in Gestalt eines gefallenen Engels, der gegen Gott rebellierte, oder als verführerische Schlange im Garten Eden. „Aber jede Zeit macht sich ihr eigenes Bild vom Teufel. Im Mittelalter setzte der Teufel seinen Ehrgeiz darin, überall und immer dabei sein zu können. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts änderte sich seine Strategie: er versuchte so wenig als irgend möglich in Erscheinung zu treten.“ 2)

Das Teufelsbild lässt sich nur schwer kulturgeschichtlich einordnen:

„Allein schon in christlicher Sicht ist der Satan außerordentlich vielschichtig; vom Verführer-Teufel bis zum dummen Verlierer der Teufelswette ist alles beim christlichen Teufel möglich, und erst recht beim Sagen- und Märchenteufel. Daneben haben wir die volkstümliche Teufelsvorstellung als Sammelbecken praktisch allen Volksglaubens über jenseitige, göttliche und dämonische Wesen.“ 3) Von Bedeutung sind hier auch patriarchale Strukturen der Gesellschaften mit ihren besonderen Rollenzuschreibungen für Männer, die auch den Teufel selbst und seine Bündnispartner betreffen: so sind z. B. ihre Handlungsräume in Religion, Gesellschaft und Politik größer als die von Frauen. Sie können, wenn auch mit List, öffentlich bedeutsame Positionen anstreben: „Stets ist es der unbezähmbare Drang nach Macht, Geld, Karriere und Wissen, der immer wieder Männer dazu verleitet, wider alle Vernunft einen Pakt mit dem Teufel zu schließen.“ 4) Nicht zu vergessen der Wunsch, mittels der Macht des Teufels sexuelle Wünsche durchzusetzen.

Text: Birgit Kiupel

Quellen:



- 1) Otto Beneke: Hamburgische Geschichten und Sagen. Neu ediert und mit Erläuterungen versehen von Ariane Knuth. Bremen 1999. S. 140.
 - 2.) Helmut Brall (Hrsg.): Von Sünde, Leidenschaft und Laster. Teufelsgeschichten aus tausend Jahren. 1998 München, Nachwort: S. 215.
 - 3.) Lutz Röhrich zitiert nach Helmut Brall (Hrsg.), a.a.O., S. 233.
 - 4.) Helmut Brall (Hrsg.), a.a.O., S. 231.
- **Tewessteg, Eppendorf (1880):** *Matthias Tewes (1823-1892), Vorbesitzer des Geländes.*

 - **Thadenstraße, St. Pauli (1948):** *Friedrich Gottlieb Eduard von Thaden (1809-1886), Bürgermeister von Altona.*

 - **Thedestraße, Altona-Altstadt (1951):** *Reimer Thede (1834-1889), Leiter der Knabenschule in Altona.*

 - **Theodor-Fahr-Straße, Langenhorn (1961):** *Theodor Fahr (1877 – Suizid 29.10.1945), Leiter des Pathologischen Instituts der Universitätsklinik Eppendorf. Siehe seine Vita unter www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/*

 - **Theodor-Heuss-Platz, Rotherbaum (1965):** *Theodor Heuss (1884-1963), Bundespräsident. Siehe auch: Elly-Heuss-Knapp-Ring und Anna-von-Gierke-Ring, in Bd. 2.*

In den ersten zwei Jahren des Kennenlernens bis zur Heirat 1919 schrieben sich Theodor Heuss und Elly Knapp viele Briefe, denn sie sahen sich nur selten: Theodor Heuss war Redakteur der „Hilfe“ in Berlin, sie lebte in Straßburg.1) Die Briefe wurden 1986 von Hermann Rudolf veröffentlicht. Der Rezensent des Buches schrieb u. a. dazu: „Eine Liebesgeschichte in Briefen“ hat der Herausgeber das Buch genannt. Die Geschichte ist anrührend, glücklicherweise nicht immer ganz so harmonisch, wie sie Heuss einmal beschrieben hat: ‚Wir haben uns ja schon manche Wege in die versteckten Gärten unserer Seele



gehen lassen und sind dabei aneinander froh geworden.' Die Temperamente sind verschieden; der politische Literat, dessen Entschiedenheit noch in altkluger Gelassenheit versteckt ist; die junge Frau, die keine ‚komplizierten Halbheiten‘ erträgt. Eigentlich sind die Briefe auch eine Art Entwicklungsroman, Vorbereitung auf eine Ehe, in der beide lernen, mit dem Talent des anderen umzugehen, ohne dessen Schwächen zu übersehen. So ganz leicht fällt es Heuss nicht, ‚still und stetig dranzugehen, den Rahmen einer bürgerlichen Existenz zu schaffen‘. Die Wohnungssuche ist ihm spürbar lästig, die Mahnung, in der Tapetenfarbe nur ja fest zu bleiben, macht ihm schon zu schaffen. Und Elly Knapp, die Planende, Kraftvolle, muß lernen, ihre Ungeduld zu zügeln, den Freiheiten und Eigenheiten Raum zu geben. Es ist, ohne daß sie mit großem Anspruch daherkommt, eine exemplarische Geschichte.“ 2)

Nach dem Tod seiner Frau im Jahre 1952 war es für Theodor Heuss selbstverständlich, dass er die Schirmherrschaft für das Müttergenesungswerk übernahm und für den Fortbestand dieses Werkes sorgte. Nach ihm steht das Müttergenesungswerk bis heute unter der Schirmfrauschaft der Frau des jeweiligen amtierenden Bundespräsidenten.

Quellen:

- 1) Hermann Rudolf (Hrsg.): Theodor Heuss, Elly Knapp: So bist du mir Heimat geworden – Eine Liebesgeschichte in Briefen aus dem Anfang des Jahrhunderts. Stuttgart 1986.
- 2) Rolf Zundel: Theodor Heuss und Elly Knapp: Oh, Du Liebste! Dein froher Dorle. Ihre Brief sind zugleich eine Art Entwicklungsroman, in: Zeitonline, 3. Oktober 1986. www.zeit.de/1986/41/0h-du-liebste-dein-froher-dorle

- **Theodor-Körner-Weg**, Niendorf (1956): *Theodor Körner (1791-1813), Dichter, Freiheitskämpfer.*
- **Theodor-Rumpel-Stieg**, Barmbek-Nord (1960): *Theodor Rumpel (1862-1923), Ärztlicher Direktor des Allgemeinen Krankenhauses Barmbek.* Eine Frau, die ihm Paroli bot, war Dorothea Elise Christiansen Hedwig von Schlichting (29.10.1861 Berlin – 14.11.1924 Hamburg). Erste Oberin im Allgemeinen Krankenhaus Eppendorf, gründete den Schwestern-Verein der Allgemeinen Staatskrankenanstalten. Im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof steht ein Erinnerungsstein. Über die erste Oberin am Allgemeinen Krankenhaus Hamburg Eppendorf, Hedwig von Schlichting, eine Generalstochter, schrieben die Hamburger Nachrichten am 19.11.1924 in einem Nachruf: „Aus einem Geschlecht stammend, das zum Führen geboren war, wurde sie eine



Führerin.“ Damit hatte so mancher Kollege und Vorgesetzte seine Schwierigkeiten, und Hedwig von Schlichting hatte deshalb im Laufe ihrer Dienstjahre viel auszuhalten. Mit 15 Jahren begann sie mit der Krankenpflegeausbildung am Berliner Augusta-Hospital. Als 28-Jährige wurde sie 1889 Oberin an der Chirurgischen Universitätsklinik Heidelberg. „Sie hatte ihre eigene Auffassung von ihrem Beruf, ihren festen Willen, ihr hohes Ziel; für andere war es oft nicht leicht“, hieß es in der Trauerrede zu Hedwig von Schlichtings Begräbnis. Am 1. Juni 1894 ging Hedwig von Schlichting an das Neue Allgemeine Krankenhaus nach Hamburg – zunächst jedoch nur als „Hilfs-Inspektor“, weil selbst auf der Frauenabteilung hauptsächlich Männer als Pfleger arbeiteten. Am 5.2.1895 wurde sie schließlich doch erste Oberin und sollte einen eigenständigen Schwesternverband aufbauen. Als Tochter eines bekannten Generals brachte sie die von der Krankenhausleitung für die neue Schwesterngeneration erwünschte herausgehobene soziale Stellung mit. Man glaubte, dass Frauen aus dem Bürgertum sich leichter in die Hierarchie und Organisationsstruktur eines Krankenhauses einfügten und die Entwicklung moderner Apparate und Medizin besser verstünden als Pflegekräfte aus der Arbeiterschicht, die bis dato das Gros der Pflegekräfte gestellt hatten. Bis April 1895 waren die Vorbereitungen für einen unabhängigen Schwesternverein so weit fortgeschritten, dass er gegründet werden konnte. Anfang des Jahrhunderts kam es jedoch zu erheblichen Differenzen zwischen der Oberin Hedwig von Schlichting und dem Krankenhausdirektor Theodor Rumpf. Obwohl sie alle Entscheidungen mit Professor Rumpf abstimmen musste und kaum offiziellen Einfluss innerhalb des Allgemeinen Krankenhauses besaß, hatte ihr großes Durchsetzungsvermögen, was ihre Pläne und Vorstellungen hinsichtlich des Pflegepersonals betraf, ihren Chef nachhaltig verstört. Zum Eklat kam es, als Hedwig von Schlichting ihre Erica-Schwester zum Dienst im Allgemeinen Krankenhaus St. Georg abordnete, obwohl Rumpf vorgehabt hatte, die Schwestern an anderer Stelle einzusetzen. Daraufhin versuchte Rumpf die Dienstinstruktion für Hedwig von Schlichting einzuschränken. Hedwig von Schlichting wurde jedoch vom Krankenhauskollegium in ihrer Funktionsausübung bestärkt. So kam es, dass Direktor Rumpf am 1.4.1901 von seinem Amt zurücktrat. Noch in seinen Lebenserinnerungen klagte Theodor Rumpf: „Herr Senator Lappenberg bearbeitete die Mitglieder, so daß die ehemals ausgesprochene Machteinschränkung der Oberin zurückgenommen wurde. Dieser neue Beschluß war für mich eine Kränkung, die ich als unabhängiger Mann nicht ertragen wollte.“ Theodor Rumpf: Lebenserinnerungen von Prof. Dr. Th. Rumpf. Bonn 1925.) Der Senat kam Theodor Rumps Entlassungsgesuch prompt nach, zumal schon ein Nachfolger in den Startlöchern stand. So kehrte der damals 50-Jährige nach Bonn zurück, wo er sich 1882 habilitiert hatte, und wurde Honorarprofessor für Soziale Medizin und Chefarzt am



Bruderkrankenhaus. Den Vorfall mit Hedwig von Schlichting vergaß er nie, er grub sich tief in seine gekränkte Seele ein. So machte Rumpf auch in seinen Lebenserinnerungen nicht davor halt, Frau von Schlichting zu verunglimpfen und sagte ihr nach: „Leider hatte sie von Jugendtorheiten und Neigungen nicht hinreichend Abschied genommen, woraus in der Folge unerfreuliche Konflikte entstanden. (...). Daß eine Oberin gelegentlich mit den Assistenzärzten kneipte, mit einem verheirateten Herrn der Gesellschaft ohne dessen Frau nach Paris reiste, auch sich wenig angemessen darüber äußerte, erschien mir für die Schwesternerziehung wenig passend.“ (ebenda) Nachdem Theodor Rumpf Hamburg verlassen hatte, sollte er aber noch einmal mit Hedwig von Schlichting in Berührung kommen. Als er zu einer Sitzung nach Berlin in die Charité eingeladen worden war, um Tipps für eine neu einzurichtende Schwesternschaft nach dem Vorbild Hamburgs zu geben, wurde ihm die Frage gestellt, ob die Oberin Hedwig von Schlichting geeignet sei, einen Schwesternverein in der Charité zu gründen. Rumpf lobte anfangs geschickt die Oberin, um dann von den Vorfällen in Hamburg zu berichten. Nebenbei bemerkte er, dass Hedwig von Schlichting schließlich „älter geworden und für Berlin keine Erfahrungen wie in Hamburg beständen“. (ebenda.) Nach Rumpfs Ausführungen soll sich daraufhin der Verwaltungsdirektor der Charité erhoben und erklärt haben, er werde sein Amt niederlegen, wenn Fräulein von Schlichting zur Oberin des geplanten Schwesternverbandes ernannt würde. „Damit war diese Angelegenheit erledigt“ (ebenda), so Rumpf in seinen Erinnerungen. Auch in der Öffentlichkeit wurde der „Fall Rumpf/von Schlichting“ diskutiert, und zwar besonders unter der Frage, wie viel Eigenständigkeit eine Oberin haben dürfe? Am 2.3.1901 erschien in der Neuen Hamburger Zeitung dazu sogar ein Spottgedicht:

Wer ans Neue Krankenhaus
Kommt als neuer Leiter,
Eine Lehre, fromm und brav.
Merk sich in treuem Sinn:
Erst kommt die Frau Oberin!

Daß uns Rumpf verlassen will,
Mögen wir beklagen,
Aber kommen muß' es so,
Denn er konnt' es wagen
Nicht zu beugen seinen Sinn.



Oh! vor der Frau Oberin.

Darum, wer an seine Stell`
Wird als Leiter kommen,
Halt sich stets das eine vor –
Und es wird ihm frommen:
Wenn ich zwar der Chef auch bin.
Mein Chef ist die Oberin!“

Ein Jahr nach dem Eklat verließ auch Hedwig von Schlichting am 1.4.1902 das Krankenhaus Eppendorf. Dafür gab es mehrere Gründe: Zum einen die negative Kritik an Hedwig von Schlichtings Verhalten gegenüber dem ärztlichen Direktor des Allgemeinen Krankenhauses. Und zum anderen hatte sich im März 1902 ein Bürgerschaftsausschuss mit der Frage einer eventuellen Kompetenzüberschreitung von Seiten Hedwig von Schlichtings beschäftigt. Nach eingehender Beratung sprach der Ausschuss Hedwig von Schlichting zwar von allen Vorwürfen frei und lobte ihre Arbeit für den Schwesternverein, gleichzeitig gelangte er aber zu der Auffassung, dass die Ursache des Konfliktes in der Doppelfunktion der Oberin als Leiterin des Schwesternvereins und der Schwesternschule sowie als Oberin des Krankenhauses zu suchen sei. Deshalb wurde eine Trennung der Kompetenzbereiche beschlossen. Hedwig von Schlichting zog die Konsequenzen, ging und übernahm das Präsidium des Verbandes Deutscher Schwesternvereine.

Quellen:

Hedwig von Schlichting: Der Schwesternverein der Hamburgischen Staatskrankenanstalten. In: Das Rothe Kreuz. Central Organ. Jg. XIX, Nr. 3. Berlin 1. Februar 1901; Ursula Weisser (Hrsg.): 100 Jahre Universitätskrankenhaus Eppendorf. Tübingen 1989.

- **Theodor-Rumpel-Weg**, *Barmbek-Nord (1929)*, siehe: Theodor-Rumpel-Stieg.
- **Theodor-Schäfer-Damm**, *Stellingen (1992): Theodor Schäfer (1846-1914), Pastor, Direktor der Diakonissenanstalt Alten Eichen, Gründer des „Krüppelheims“ Alten Eichen.*



- **Theodorstieg, Bahrenfeld** (1995): *Theodor A. Gayen (1824-1900), Kaufmann, Reeder, Konsul*. Siehe auch: Gayensweg. Siehe hinter: Julienstraße, in Bd. 2: *Frauenstraßennamen: Biographien von A bis Z*.
- **Theodor-Storm-Straße, Rahlstedt** (vor 1949): *Theodor Storm (1817-1888), Dichter, Schriftsteller*. Siehe: Stormsweg.
- **Theodorstraße, Bahrenfeld** (1890), siehe: Theodorstieg.
- **Theodor-Weber-Reihe, Horn** (1929): *Theodor Weber (1844-1889), Repräsentant der Firma J. C. Godeffroy & Co., Hamburgischer Konsul des norddeutschen Bundes in Samoa, Tonga und den Fidschi-Inseln*.
- **Theodor-Yorck-Straße, Harburg** (2013): *Theodor Yorck (1830-1875), Tischler, Vorstand des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, Präsident des Allgemeinen Deutschen Holzarbeitervereins*.
- **Thiedeweg, Wandsbek** (1951): *Albert Thiede (1848-1933), Gemeindevorsteher in Hinschenfelde*.
- **Thiedingreihe, Rothenburgsort** (1969): *Friedrich Thieding (1893-1967), Arzt, Vorstandsmitglied des Kinderkrankenhauses Rothenburgsort*. Siehe Vita unter: www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/



- **Thielenstraße, Wilhelmsburg (1903):** *Karl von Thielen (1832-1906), preußischer Eisenbahnminister.*
- **Thielickestieg, Neustadt (1989):** *Helmut Thielicke (1908-1986), Theologe. Prediger an der St. Michaeliskirche.*
- **Thießenweg, Rissen (1950):** *Johann Andreas Thießen (18. Jhd.), zeichnete die Stapelfelder Flurkarte.*
- **Thörlstraße, Heimfeld (1890):** *Johann Friedrich Thörl (1820-1886), Gründer der Harburger Oelfabrik F. Thörl, Konsul, Ehrenbürger der Stadt Harburg. Siehe auch: Thörlweg.*

Johann Friedrich Thörl, verheiratet mit **Maria Karoline, geb. Körthcke** (gest. 1867), mit der er acht Kinder hatte, besaß im niedersächsischen Dannenberg ein Manufakturwaren- und Färbereigeschäft und war dort seit 1848 auch Senator. 1854 zog er nach Harburg, damals eine Stadt im Königreich Hannover, ab 1866 Preußen zugehörig. Dort gründete er mit Johann August Diedrich Heidtmann die Firma *Thörl & Heidtmann, Lager für Manufacturwaaren und Leinen* am Lohmühlenteich. Bereits drei Jahre später findet sich im Harburger Adressbuch vom 1857 der Eintrag „Thörl, Fr., Senator, Kaufmann, Procureur der *Norddeutschen Flussdampfschiffahrts-Gesellschaft*“. Damit hatte der Unternehmer als Amtsinhaber eine politisch einflussreiche Stellung, um auch seine wirtschaftlichen Interessen voranzutreiben. Als Procureur war Thörl zudem Staatsbediensteter in der *Norddeutschen Flussdampfschiffahrts-Gesellschaft*, die federführend für die Verteilung der über den Harburger Hafen importierten Waren ins Hinterland war – ein ebenso strategisch wichtiger Posten für das eigene Geschäft. 1863 gaben *Thörl & Heidtmann* ihrem Unternehmen eine neue Ausrichtung: unter gleichem Namen gründeten sie eine chemische Fabrik als Aktiengesellschaft, die ab 1872 *Chemische Fabriken Harburg-Stassfurt* hieß. Hergestellt wurde u. a. Kaliumchlorid, Zinndichlorid, Soda, Natriumnitrat aus Chilesalpeter und auch Kalisalpeter für Dünger, Schießpulver und Sprengstoff. 1883 errichtete Thörl die *Harburger Oelfabrik Fr. Thörl*, die Speiseöl aus ägyptischer Baumwolle produzierte, bald auch Öle aus Palmkernen/Kopra, Leinsaat und Raps. Bereits 1859 hatte Gottlieb Leonhard Gaiser (siehe:



Gaiserstraße, in Bd. 3 online) in Harburg das Unternehmen *Gaiser & Co.* gegründet, das zu einem der weltgrößten Importeure und Verarbeiter von Palmöl heranwuchs. Anfangs wurde das Palmöl eingekauft, in erster Linie in Nigeria. Doch bald wurden nur noch Palmkerne nach Harburg verschifft und erst dort nach der „Gaiser-Methode“ gepresst – eine weitaus kostengünstigere Fabrikation mit hohen Gewinnmargen. Palmöl und auch Kokosöl fanden einen großen Absatzmarkt in der kosmetischen und pharmazeutischen Industrie und als Schmiermittel für Maschinen. Auch die zahlreichen Margarinefabriken in Altona und Bahrenfeld bezogen Pflanzenfette aus Harburg. Die direkte Verarbeitung von Palmkernen in den Harburger Fabriken führte in Afrika, Lateinamerika und der Südsee zum Kollaps der heimischen Produktion und degradierte die Kolonisierten zu bloßen Lieferanten billiger Rohstoffe. In der Kolonie Kamerun wurde die Bevölkerung zur Arbeit auf den Palmölplantagen der deutschen Pflanzungsgesellschaften gezwungen. Ab 1894 kam es in vielen Landesregionen zu bewaffnetem antikolonialen Widerstand, den die kaiserliche „Schutztruppe“ brutal niederschlug. Mit der „Politik der verbrannten Erde“ wurden ganze Dörfer niedergebrannt, Ernten und Vorräte geplündert oder vorsätzlich vernichtet und die gefangenen Kinder, Frauen und Männer in Ketten der Feldarbeit auf den Großplantagen oder dem Straßenbau zugeführt. Die Kameruner Handelsniederlassungen der Hamburger Handelshäuser *C. Woermann* und *Jantzen & Thormählen* (siehe: Woermannstieg, in Bd. 3 online) unterstützen diese „Strafexpeditionen“ und rüsteten sie aus. Um 1890 verarbeiteten die Ölfabriken, unter ihnen *Brinckmann & Mergell/Hobum*, *Heins & Asbeck*, *Escherich & Co.* und *Witt & Büsch* (siehe: Mergellstraße; Asbeckstraße; Witts Allee, in Bd. 3 online) mehr als ein Drittel der nach Europa importierten Palmölkerne. Nach Johann Friedrich Thörls Tod übernahm sein Sohn Friedrich Heinrich Ludwig Thörl die Geschäfte. Als sein älterer Bruder Max starb, wurde Friedrich Thörl jr. 1890 auch Alleininhaber der Palmölfabrik *Noblée* (siehe: Nobléestraße, in Bd. 3 online) und *Thörl*, die noch heute unter diesem Namen in Harburgs Seehafen existiert. Im Laufe der nächsten Jahre baute Thörl jr. das Firmenkonglomerat durch vielerlei Beteiligungen an und Neugründungen von weiteren Produktionsstätten aus, u. a. das *Werk Citadelle* mit einem markanten Silo auf der Harburger Schlossinsel, der 2012 abgerissen wurde. 1906 fasste er seine Firmen unter dem Namen *F. Thörl's Vereinigte Harburger Oelfabriken Aktiengesellschaft* zusammen. 1927 ernannte ihn die Stadt Harburg zum Ehrenbürger. 1945 wurde Herbert Thörl, Sohn von Friedrich Thörl jr., Chemiker und Harburger Margarinefabrikant, von der Gestapo im Kieler Lager Nordmark festgesetzt. Nach seiner Freilassung zum Kriegsende starb er an den Folgen der Inhaftierung. An ihn erinnert seit 1988 der Herbert-Thörl-Weg (siehe in Bd. 3 online: Widerstandskämpfer) im Harburger Stadtteil Rönneburg. Im Zuge der Industrialisierung und der massenhaften Verwertung der Ressourcen aus den Kolonien wurde der alte Stadtkern Harburgs auf der



barocken Schlossinsel komplett überformt, das Schloss größtenteils abgerissen. Von Thörls Palmölimperium an fünf Standorten sind einige Fabrikgebäude und Lagerhäuser erhalten geblieben, darunter der Palspeicher an der Harburger Schlossstraße. Weitere Spuren in Harburgs Stadtbild führen zu ehemaligen Fabriken für Ölpresen und -walzen sowie zu Kaufmannskontors, Speditionen und Werften, die das Frachtgeschäft für die Palmkern- und Kokosölfabriken steuerten. „Bei den in Harburg verarbeiteten tropischen Rohstoffen handelt es sich um gigantische Mengen, die aufgehäuft den Gesamtbereich um den Harburger Binnenhafen zwischen Karnapp und Süderelbe, Nartenstraße und Ziegelwiesenkanal allein mit Palmkernen viele Meter hoch überdecken würden. Die Spuren der überseeischen Warenströme stecken hier buchstäblich in den Ritzen vieler Gebäude und im Hafenschlick“, so der Historiker Gordon Uhlmann. Doch auch aktuell hinterlassen die Warenströme aus dem globalen Süden Spuren in Harburg. 1929 wurde *Noblée und Thörl* von Unilever übernommen; heute ist sie im Besitz des Weltkonzerns *ADM Archer Daniels Midland*. *ADM* und Europas zweitgrößte Fettraffinerie *Cargill Refined Oils* (Nachfolger *HOBUM*), beide im Seehafen Harburg vertreten, werden von Umweltschützern scharf kritisiert, weil sie für ihre Palmölplantagen in Indonesien riesige Flächen Regenwald roden. Nach Ansicht der Umweltschützer wären Raps- und Sonnenblumenöl aus der näheren Umgebung eine echte Alternative. Doch das *ADM*-Management des Harburger Betriebs erwidert: "Palmöl ist und bleibt der bevorzugte Rohstoff. Weil er am billigsten ist." Vor zwei Jahren, im Mai 2012, meldete die Feuerwehr: „Beim Entladen des mit Palmöl beladenen Tankschiffs *Giovanni DP* über eine ca. 500 m lange Pipeline trat ein Leck an der Pipeline auf.“

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

Quellen:

www.tub.tu-harburg.de/blog/2011/06/08/vor-105-jahren-f-thorls-vereinigte-harburger-oelfabriken-aktiengesellschaft-gegrundet; Carsten Walczok: Die Pulvermühlen von Meckelfeld und Bomlitz. Die Fabrikation von Schießpulver im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel zweier Pulvermühlen, Münster, 2009, Veröffentlichungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte, Bd. 26; Theodor Bohner: Der ehrbare Kaufmann. Vom Werden und Wirken deutscher Wirtschaft, vollst. Neubearb. des 1936 erschienenen Werkes, Hamburg, 1956; Krause, Commerz- und Disconto-Bank, S. 155; http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN_ID=7&BIO_ID=1451; Eckhard Freiwald und Gabriele Freiwald-Korth: Hamburgs alte Fabriken einst und jetzt, Erfurt, 2013, books google (letzte Zugriff: 23.11.2014); Gordon Uhlmann: Palmöl, Kopra, Kautschuk: Koloniale Spuren in Harburg, www.afrika-hamburg.de/afrikaharburg.html (letzter Zugriff 23.11.2014); Pressemitteilung Robin Wood, [Palmölkonzern ADM geht gegen Umweltschützer vor](http://www.planten.de/2008/11/27/palmoelkonzern-adm-geht-gegen-umweltschuetzer-vor), www.planten.de/2008/11/27/palmoelkonzern-adm-geht-gegen-umweltschuetzer-vor (letzter Zugriff 23.11.2014); Für Cargills Palmöl brennt der Regenwald; www.regenwald.org/aktion/867/fuer-cargills-palmoel-brennt-der-regenwald (letzter Zugriff



23.11.2014); Andreas Göhring: Noblee & Thörl fühlt sich in Harburg wohl, Hamburger Abendblatt, 29.11.2005, www.abendblatt.de/hamburg/harburg/article366865/Noblee-amp-Thoerl-fuehlt-sich-in-Harburg-wohl.html (letzter Zugriff 23.11.2014); Heiko Möhle (Hrsg.): Branntwein, Bibeln und Bananen, 3. Aufl., Berlin, 2011.

- **Thörlweg**, *Heimfeld (1941)*, siehe: Thörlstraße.
- **Thomas-Mann-Straße**, *Bramfeld (1961)*: *Thomas Mann (1875-1955), Schriftsteller*. Siehe auch: Erika-Mann-Bogen, Ida-Boy-Ed-Straße, Erna-Stahl-Ring, Königskinderweg, Therese-Giehse-Bogen, in Bd. 2.

Verheiratete mit Katja Pringsheim. Vater von sechs Kindern. Seine Tochter Erika nannte er „mein begabtes Kind“ und erkor sie neben seiner Tochter Elisabeth zu seinem Lieblingskind. „Das war ihr nicht an der Wiege gesungen. Als Erika Mann am 9. November 1905 als erstes von sechs Kindern zur Welt kam, zeigte sich der 30-jährige Vater nicht eben erfreut. ‚Es ist also ein Mädchen: eine Enttäuschung für mich‘, schrieb Thomas Mann – ‚unter uns‘ – an den Bruder Heinrich. Und: ‚Ich empfinde einen Sohn als poesievoller, mehr als Fortsetzung und Wiederbeginn meiner selbst unter neuen Bedingungen.‘ Doch schon damals verband der narzißtische Dichtervater eine verwegene Hoffnung mit der Kleinen: Sie möge ihn ‚innerlich in ein näheres Verhältnis zum ‚anderen Geschlecht‘ bringen, von dem er – ‚obgleich nun Ehemann‘ – eigentlich noch immer nichts wisse, wie er seinem Bruder gleichfalls anvertraute.“ 1) Erika wurde des Vaters „letzte Instanz, an die der ewig Zaudernde und Zögernde sich wandte, wenn er nicht weiter wußte“. 2) Doch so sehr sich Thomas Mann auch auf seine Tochter verließ und auf sie hörte, „ihre aufbrausende, kompromisslose Art brachte Thomas Mann nicht selten zwischen die Fronten. Sowohl im politischen, gesellschaftlichen als auch im privaten Umfeld.“ 3) Sehr stark brachte den Vater z. B. der Alleingang seiner Tochter auf, als sie von seiner Mäzenin Agnes Meyer 15.000 Dollar erbat. „Sie stellte sich zur verständlichen Empörung der Adressatin und zum Ärger des Vaters auf den Standpunkt, Agnes Meyer schulde Thomas Mann finanzielle Unterstützung. (...) ‚Ihr [Erika] schien es ganz selbstverständlich zu sein, daß die Welt der Familie Mann zu dienen habe (...)‘“. 4) Erika Manns kompromisslose Haltung gegen den Nationalsozialismus und ihrer hartnäckigen Forderung an ihren Vater, öffentlich Stellung gegen das NS-Regime zu beziehen, ist es zu verdanken, dass er endlich Anfang Februar 1936 in der NZZ (Neue Zürcher Zeitung) einen offenen Brief veröffentlichen ließ, in dem er seine „lang erwartete politische Standortbestimmung“ kundtat: „Die tiefe, von tausend



menschlichen, moralischen und ästhetischen Einzelbeobachtungen und -eindrücken täglich gestützte und genährte Überzeugung, daß aus der gegenwärtigen deutschen Herrschaft nichts Gutes kommen kann, für Deutschland nicht und für die Welt nicht – diese Überzeugung hat mich das Land meiden lassen, in dessen geistiger Überlieferung ich tiefer wurzele als diejenigen, die seit drei Jahren schwanken, ob sie es wagen sollen, mir vor aller Welt mein Deutschtum abzusprechen.“ 5) Dieser öffentlichen Stellungnahme vorausgegangen war ein heftiger Disput zwischen Thomas Mann und seiner Tochter Erika. Sie und ihr Bruder „Klaus setzten ihn emotional schwer unter Druck“ 6). Erika drohte mit Liebesentzug, „so dass er sich schließlich – wenn auch erst nach heftigem inneren Widerstreit und seitenlangen Briefen – auf die Seite der Emigration schlug“. 7) Doch selbst in dieser Krise zwischen ihm und seiner Tochter war sich „Thomas Mann (...) der Zuneigung seiner Tochter Erika offenbar (...) sicher. Ihre Drohung mit Liebesentzug nahm er nicht sehr ernst: ‚Du bist viel zu sehr mein Kind Eri, auch noch in Deinem Zorn auf mich, als daß sie sich so recht erfüllen könnte.‘ Das beruhe, schrieb er ihr in selbstgewisser Offenheit, ‚auf dem väterlichen Gefühl, daß das alles eine kindliche Verlängerung meines eigenen Wesens ist‘. (...) Noch im Alter war es der Wunsch Thomas Manns, daß seine Tochter Erika als ‚Sekretärin, Biographin, Nachlaßhüterin, Tochter-Adjutant‘ bei ihm lebe, und am Ende seines Lebens schrieb er ihr: ‚Ich sehe da eine väterlich-töchterliche Verwandtschaft der Naturen.‘“ 8) Thomas Mann unterschrieb 1922 die Hirschfeld-Petition zur Abschaffung des § 175. Thomas Mann wird eine homoerotische Disposition nachgesagt.

Quellen:

- 1) Unser unmündiger Vater, in: Der Spiegel 27/1996 unter: www.magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/8947598
- 2) Anja Maria Dohrmann: Erika Mann-Einblicke in ihr Leben. Diss. zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultäten der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br. 2003, S. 6.
- 3) Anja Maria Dohrmann, a.a.O., S. 11f.
- 4) Anja Maria Dohrmann, a.a.O., S. 12
- 5) Unser unmündiger Vater, a.a.O.
- 6) Anja Maria Dohrmann a.a.O., S. 6f.
- 7) ebenda.
- 8) Unser unmündiger Vater, a.a.O.

- **Thomasstraße, Bahrenfeld (1928): Hermann Thomas (1865-1924), Stadtverordneter, Landtagsabgeordneter, Senator in Altona.**



- **Thormannstieg, Eidelstedt (1952):** nach dem ersten Schmied in Eidelstedt um 1800.
- **Thunstraße, Nienstedten (1949):** Carl Thun (1841-1938), Pastor in Nienstedten.
- **Tiecksweg, Eilbek (1904):** Ludwig Tieck (1773-1853), Dichter, Dramaturg. Siehe auch: Marianne-Wolff-Weg, Rahel-Varnhagen-Weg, Reichardtstraße, Bettinastieg, Schlegelsweg, in Bd. 2. Diese Straße müsste auch nach Ludwig Tiecks Schwester, der Schriftstellerin **Sophie Tieck**, und nach seiner Tochter und Übersetzerin **Dorothea Tieck** benannt werden.

Ludwig Tieck und Louise Reichardt

Louise Reichardt kannte Ludwig Tieck bereits aus Kindertagen. 1788 war er in Berlin erstmals zu Gast bei ihrem Vater, dem königlichen Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, und seiner Familie gewesen, die in einem Haus in der Friedrichstraße lebten, von Tieck als „Kunstschule“ bezeichnet. Tiecks Klassenkamerad Wilhelm Hensler war Reichardts Stiefsohn und hatte Tieck nach Hause mitgebracht. Wilhelms Mutter Johanna, geb. Alberti (1755-1827), eine Hamburger Predigertochter, hatte Reichardt 1783 geheiratet, für beide war es die zweite Ehe. Johanna Albertis älteste Schwester, Amalia Alberti, lernte Ludwig Tieck bei den Reichardts kennen und heiratete ihn. Reichardt war somit Tiecks „Schwippschwager“, mit dem er eine Zeit lang künstlerisch eng zusammenarbeitete. Louise Reichardt war inspiriert von den jüngeren Poeten Novalis, Arnim und Tieck, die sie im Hause des Vaters kennengelernt hatte. Dieser hingegen schätzte vor allem die Dichtungen Klopstocks, Goethes und Schillers. Louise Reichardts Schwager Karl von Raumer erinnerte sich an Freiluftkonzerte in Giebichenstein, bei denen Louise ihre Vertonungen von Novalis' und Tiecks Dichtungen allein oder von den Schwestern und der Gitarre begleitete. Auch während ihres Wirkens als Musikpädagogin in Hamburg blieb sie Tieck verbunden; etliche Gedichte Tiecks erschienen von ihr in Musik gesetzt im Druck wie z. B. „Sieben romantische Gesänge von Tieck für Singstimme mit Pianoforte Op. 5“, Hamburg (Böhme) 1822.

Text: Birgit Kiupel



Ludwig Tieck und seine Schwester Sophie

Auch Tiecks Schwester Sophie (28.2.1775 Berlin – 1.10.1833 Reval) war Schriftstellerin. Doch so berühmt wie ihre zwei Brüder wurde sie nie. Ludwig, der spätere Schriftsteller, und Friedrich, der spätere Bildhauer, durften das Gymnasium besuchen und studieren, Sophie jedoch nicht. Sulamith Sparre schreibt über Sophie Tieck in fembo: „(...) sie hatte zeitlebens gegen das Gefühl des Gescheitert seins anzukämpfen. James Trainer schreibt von ihrem ‚oft traurigen, geistig unerfüllten‘ Leben, von der Schriftstellerin, die ‚nicht das erreicht hatte, dessen sie sich fähig fühlte‘. Die Belastungen eines unbefriedigenden, zudem aufreibenden Lebens machten sie oft krank, leiden: 1799 hatte sie den Freund und ehemaligen Lehrer des Bruders, August Ferdinand Bernhardt, geheiratet. Die Ehe war kalt und lieblos. Sophie floh, mit zwei Kindern: Bernhardt forderte die Herausgabe der Kinder – zuletzt mit Polizeigewalt, nachdem Sophie durch halb Europa geflohen war. Die Scheidung wird zu einem Skandal.“ 1)

Während ihrer Ehe mit Bernhardt hatte sie ein Liebesverhältnis mit August Wilhelm Schlegel (siehe: Schlegeslweg, in Bd. 2). Mit ihm soll sie zwei Kinder bekommen haben, eins starb im Säuglingsalter. Außerdem hatte sie während ihrer Ehe eine Liaison mit dem baltischen Gutsbesitzer Baron Karl Gregor von Knorring. Letzteren heiratete sie 1810 und lebte mit ihm auf seinem Gut in Estland. Dieser Mann unterstützte seine Frau. Sophie Tieck, gesch. Bernhardt, verh. Knorring, schrieb Romane, Märchen, Übersetzungen, Novellen und Briefe. Doch eher bekannt wurde sie wohl durch die Spekulationen über den Verwandtschaftsgrad zwischen ihr und ihrem Bruder Ludwig Tieck und ihre Beziehung zueinander. Die beiden Geschwister sollen keine wirklichen Geschwister gewesen sein, denn Ludwig Tieck soll ein uneheliches Kind von Johann Wolfgang von Goethe gewesen sein. „Dieses Geheimnis kannten, außer Goethe und einigen Vertrauten, nur noch das weimarische Herzogs- und das preußische Königshaus. Die Zensur des Zweiklassensystems verhinderte, daß die Lebensgeheimnisse des ‚weimarischen Olympiers‘ an die Öffentlichkeit gelangen konnten.“ 2)

Den beiden Geschwistern wurde eine „unzüchtige“ Liebe miteinander nachgesagt. „Geliebt haben die beiden sich mit Sicherheit. Mit Sicherheit war auch Sophies Liebe zu Ludwig größer als umgekehrt. Ob es auch zur körperlichen Liebe kam, (...), dafür habe ich bislang keinen Anhaltspunkt finden können. (...)

Das Verhältnis zwischen Ludwig und Sophie Tieck war bereits vor Beginn von Ludwigs Studienzeit mehr als ein rein geschwisterliches. Ludwig wusste spätestens bei seinem Umzug aus dem Haus des Pflegevaters Tieck in das des Komponisten Johann Friedrich Reichardt, dass er der natürliche Sohn des



weimarischen Geheimrates Johann Wolfgang von Goethe war. Damit veränderte sich sein Verhältnis zur Ziehschwester Sophie grundlegend. Auch Sophie Tieck erfuhr noch vor Beginn von Ludwigs Studium in Halle, dass er nicht ihr leiblicher Bruder war. Das Unheil geschah: Die beiden Geschwister, die gar keine Blutsverwandten waren, verliebten sich ineinander.“ 3)

Ludwig Tieck und seine Schwester Sophie und seine Ehefrau Malie sowie seine Geliebte Henriette

Ludwig und seine Ziehschwester Sophie wollten heiraten. Doch Goethe stimmte dieser Verbindung nicht zu, hätte er dann doch seinen unehelichen Sohn öffentlich legitimieren müssen. „Mit Mühe gelang es dem Vater und dem väterlichen Freund Reichardt, Ludwig und Sophie von der Aussichtslosigkeit dieses Unternehmens zu überzeugen. Ludwig Tieck ‚beredete‘ später seine Ziehschwester Sophie und den Freund Bernhardt zur Heirat. (...) Ludwig heiratete wohl selber auf Einreden des väterlichen Freundes Reichardt dessen Schwägerin Malchen Alberti.“ 4) Beide Ehen wurden nicht glücklich.

Ludwig Tieck hatte Amalie Alberti (1769-1837) 1792 bei Johann Friedrich Reichardt kennengelernt. Das Paar heiratete. „Durch die Heirat mit Amalie Alberti wagte Ludwig 1798 den ersten Schritt zu einem bürgerlichen Dasein. Es scheint sich hierbei zunächst um einen nur halbherzigen Sozialisations- und Anpassungsversuch gehandelt zu haben. (...) Den Wunsch, dem wohl nicht sehr ‚glücklichen‘ Eheleben, den familiären und finanziellen ‚Krisen‘ zu entrinnen, belegen zudem seine sich fast nahtlos an die Vermählung anschließenden ‚Wanderjahre‘ (1799-1810) und seine (angeblichen) Flirts mit sehr verschiedenartigen jungen Damen.“ 5)

Amalie lebte nach der Hochzeit jahrelang von ihrem Mann getrennt. Tieck weilte z. B. seit 1802 in Ziebingen in der Neumark im Gut des Grafen Finckenstein. Tieck war auf Einladung Wilhelm Burgdorffs, einem Neffen des Grafen, den er seit Studientagen kannte, dort hingekommen. Mit seiner Frau lebte Tieck seit 1802 in Dresden. Doch die finanzielle Situation der beiden war schlecht. Tieck war deshalb u. a. froh, in Ziebingen Unterschlupf zu finden. Auch Amalie zog später nach und verliebte sich in Burgdorff. Aus dieser Verbindung wurde 1806 die Tochter Agnes geboren, sieben Jahre zuvor, d. h. ein Jahr nach der Hochzeit von Amalie und Ludwig Tieck, war deren gemeinsame Tochter Dorothea auf die Welt gekommen. Ludwig Tieck, der seit 1802 eine Liaison mit der Henriette, der Tochter des Grafen Fickenstein, führte, nahm Agnes als sein eigenes Kind an.

Ludwig Tieck war weiterhin kaum bei seiner Frau Amalie. „Sophie verlangte von ihrem Bruder, daß er wieder gutmachen solle, was er ihr einst antat, indem er ihr Bernhardt zum Ehemann aufschwatzte. Ludwig begleitete sie auf ihrer Flucht



nach Italien zuerst einmal bis München. Goethe war wiederum mit Ludwigs Handlungsweise nicht einverstanden, deswegen blieb Ludwig wahrscheinlich, weil er kein Geld hatte, in München zurück, während Sophie mit Baron von Knorring nach Italien weiterreiste. (...)“ 6)

Ludwig Tieck war in ständiger Geldnot. Goethe, der bisher an seinen Sohn Ludwig Tieck Unterhalt gezahlt hatte, unterstützte finanziell nur noch Amalie Tieck und die Kinder. Ludwig Tieck, der nie selbstverdientes Geld besessen haben soll, wurde ein Jahr lang von seiner Schwester Sophie finanziert – das Geld kam aus der Schatulle ihres Geliebten Baron von Knorring.

Die Geschwister gerieten wegen der Geldnöte in Streit. „Im Juli 1810 kam es zum endgültigen Bruch zwischen Ludwig und Sophie. Wiederum lebte Ludwig Tieck monatelang von dem Geld des Barons von Knorring. Die Reibereien zwischen Sophie und Ludwig wurden schließlich unerträglich, bis Baron von Knorring ein Machtwort sprach (...). [Ludwig Tieck reiste ab. Er] „unternahm (..) wiederum einen ‚Gang nach Canossa‘, d. h. nach Weimar zu seinem Vater. (Wiederum wurde darüber beratschlagt, wie man dem Sohn zu Einkünften verhelfen könne.) Nach dem ‚Kaiser Octavianus‘ und dem ‚Musenalmanach für das Jahr 1802‘, also von 1802 bis 1812, Beginn des Erscheinens des ‚Phantasmus‘, wurden keine Werke Goethes unter dem Namen Ludwig Tiecks veröffentlicht. Dies ist ein klares Indiz für die Spannungen, in denen Vater und Sohn (...) lebten. Ludwig hatte in den Jahren von ca. 1802 bis ca. 1812 fast gar nichts getan, nicht einmal Werke seines Vaters ‚abgeschrieben‘, um sie Verlegern anzubieten. Die Abschrift von ‚Flore und Banscheflur‘ (ein Werk Sophies), die Ludwig Tieck in Rom auf Bitten der Schwester unternahm, soll (...), so fehlerhaft gewesen sein, daß sich Sophie zu einer Überarbeitung des Werkes entschließen musste. (...)“ 7)

1819 zog Tieck mit Henriette und Amalie plus Kindern gemeinsam nach Dresden, wo sie auch zusammen lebten. „Die Ehe zu dritt war zwar vom ‚Geruch des Skandalösen‘ umgeben, bedeutete aber ganz handfest eine ‚finanzielle Bereicherung‘ für die Familie.“ 8), denn Henriette unterstützte aus ihrem Vermögen den Haushalt der Familie, in der sie ja schließlich auch mit lebte.

Allerdings litten die Töchter Dorothea und Agnes unter dem Klatsch, dem sich die Menage-à-trois ausgesetzt sah.

Tieck hielt die Ehe mit Amalie wohl nur deshalb aufrecht, um keinen gesellschaftliche Eklat durch eine Scheidung zu verursachen. Einen diesbezüglichen Skandal wollte er vermeiden, wog dieser wohl noch schwerer als eine „Ehe zu dritt“. Es ging ihm um seinen Ruf.

Ludwig und Amalies Tochter **Dorothea** (1799-1841) wurde eine bedeutende Übersetzerin und fertigte mit ihrem Vater und Wolf Heinrich Graf von Baudissin viele Übersetzungen von Shakespeare an.



Dorothea Tieck hatte als Kind Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch gelernt, aber auch Griechisch und Latein. Seit die Familie Tieck ab 1819 in Dresden lebte, unterstützte Dorothea ihren Vater bei seinen Arbeiten. Aber auch sie selbst übersetzte Werke von Shakespeare und andere Werke aus dem Spanischen. Ihr Name wurde allerdings nie dabei genannt, sondern Ludwig Tieck setzte seinen Namen unter die Werke seiner Tochter. Dorothea, die – wie ihre Mutter – katholisch war, verfiel zeitweilig in schwere Depressionen angesichts des Verhältnisses ihres Vaters zu der Gräfin Finkenstein. Sie überlegte sogar, Nonne zu werden, verwarf jedoch diesen Gedanken, weil sie ihrer sich selbst auferlegten Verpflichtung nachkommen wollte, als älteste Tochter ihren Vater, der 1837 Witwer geworden war, zu umsorgen.

1841 starb Dorothea an Masern und wurde bei ihrer Mutter auf dem Alten Katholischen Friedhof in Dresden bestattet. Dort erinnert eine Gedenktafel an sie.

„Dorothea Tieck hielt sich bei ihrer Arbeit stets im Hintergrund. Über ihre Arbeit als Übersetzerin äußerte sie sich 1831 in einem Brief an Friedrich von Uechtritz: ‚Ich glaube, das Übersetzen ist eigentlich mehr ein Geschäft für Frauen als für Männer, gerade weil es uns nicht gestattet ist, etwas eigenes hervorzubringen.‘ (Dorothea Tieck an Friedrich von Uechtritz, Brief vom 15. Juli 1831). Dorothea Tieck blieb zeitlebens diesem Frauenbild verhaftet und veröffentlichte trotz ihres literarischen Talents keine eigenen Schriften. Sie akzeptierte das Zurücktreten hinter den Namen ihres Vaters und unterstützte die Geheimhaltung ihrer literarischen Tätigkeit sogar.“ 9)

Quellen:

- 1) Sulamith Sparre: Sophie Tieck, in: fembio. www.fembio.org/biogrtaphie.php/freu/biographie/sophie-tieck
- 2) www.asclepiosedition.de/tieck/Ludwigs_Verhaeltnis_zu_Sophie.pdf Seite 135.
- 3) ebenda.
- 4) www.asclepiosedition.de/tieck/Ludwigs_Verhaeltnis_zu_Sophie.pdf S. 172.
- 5) Martina Schwarz: Die bürgerliche Familie im Spätwerk Ludwig Tiecks. Familie als Medium der Zeitkritik. Würzburg 2002, S. 112.
- 6) www.asclepiosedition.de/tieck/Ludwigs_Verhaeltnis_zu_Sophie.pdf S. 172.
- 7) www.asclepiosedition.de/tieck/Ludwigs_Verhaeltnis_zu_Sophie.pdf S. 173f.
- 8) Martina Schwarz, a.a.O., S. 113.
- 9) wikipedia: Dorothea Tieck, Stand: 31.5.2015

- **Tiedemannstraße, Eimsbüttel (um 1886):** Vorbesitzer des Geländes.



- **Tietzestraße, Osdorf (1941):** *Rudolf Tietze (1874-1916), Fregattenkapitän, Kommandant des Hilfskreuzers „Greif“.*
- **Tilemannhöhe, Wilstorf (1955):** *Julius Tilemann (1866-1930), Harburger Senator (ab 1895) und Stadtsyndicus (ab 1910). Verdienste um das Siedlungswesen. Siehe auch: Sophienstraße in Bd. 2.*
- **Timmermannstraße, Winterhude (1877):** *Johannes Timmermann (1844-1891), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Timm-Kröger-Weg, Fuhlsbüttel (1925):** *Timm Kröger (1884-1918), Heimatdichter.*
- **Timms Hege, Wohldorf-Ohlstedt (1950):** *nach dem Besitzer Timm.*
- **Tischbeinstraße, Barmbek-Nord (1922):** *Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751-1819), Johann Heinrich der Ältere (1772-1789), Johann Friedrich August (1750-1812), Maler.*

U. a. malte er auch die Dichterin Engel Christine Westphalen (siehe: Von-Axen-Straße, in Bd. 3 online).
- **Tischendorfweg, Osdorf (1958):** *Konstantin von Tischendorf (1815-1874), Theologe und Archäologe.*



- **Tönerweg**, *Curslack (1949)*: Theodor Töner (1864-1938), Pastor in Curslack, stellvertr. Propst im Kreis Bergedorf.
- **Tönns-Wulf-Weg**, *Poppenbüttel (1984)*, Person aus dem Werk von Hermann Boßdorf.
- **Tönsfeldtstraße**, *Ottensen (1950)*: Gottfried Johann Nicolaus Tönsfeldt (1844-1944), Pädagoge, förderte das Schlag- und Fußballspiel.
- **Tornquiststraße**, *Eimsbüttel (1868)*: Alexander Bentalon Tornquist (1813-1889), Großgrundbesitzer, Grundstückbesitzer. Siehe auch: Charlottenstraße, Emilienstraße, Henriettenstraße, Henriettenweg, in Bd. 2.

Die Henriettenstraße hatte er anlässlich der Hochzeit seiner Tochter Henriette 1865 nach ihr benannt. Auch nach seinen Kindern Emilie, Max und Otto ließ Tornquist Straßen in der Umgebung benennen. Alle diese Straßen verliefen über Tornquists Grundstücke.
- **Tratzigerstraße**, *Marienthal (1950)*: Adam Tratziger (1523-1584), Jurist, Stadtsyndikus von Hamburg.
- **Trenknerweg**, *Othmarschen (1957)*: August Trenkner (1853-1912), Direktor der Gewerblichen Fortbildungsschule in Altona.
- **Tresckowstraße**, *Eimsbüttel (1889)*: Hermann von Tresckow (1810-1900), General der Infanterie.



- **Trettaustraße, Wilhelmsburg (1927):** Karl Trettau (1858-1924), Direktor der Plangeschen Mühle.
- **Tristanweg, Rissen (1972),** nach Oper von Richard Wagner. Siehe auch: Isoldeweg, in Bd. 2.

Tristan stammt aus einer unehelichen Verbindung, wie Gottfried von Straßburg in seinem Tristan-Epos um 1200 schreibt. „Auf dem Frühlingsfest König Markes lernt der junge Fürst Riwalin Markes Schwester Blanscheflur kennen und sie verlieben sich. Als Blanscheflur schwanger wird, verlassen sie heimlich das Land. Bald darauf fällt Riwalin im Kampf, und Blanscheflur stirbt bei der Geburt Tristans.“ 1) Der Vollwaise erhält eine gute Erziehung und landet nach seiner Entführung durch fremde Kaufleute am Hof des englischen König Markes, der schließlich in ihm seinen Neffen erkennt. Tristan bewährt sich bald als Krieger, musisch begabter Höfling und Drachentöter – und wird als Brautwerber für seinen Onkel Marke zur irischen Königstochter Isolde geschickt. Doch auf der Rückfahrt trinken Tristan und Isolde versehentlich den für Marke und Isolde bestimmten Liebestrank.

In Wagners Oper „Tristan und Isolde“ wird Tristan auch als ein Betrüger und Verräter an Isoldes Liebe gezeichnet, dem seine Stellung bei Hofe und als Krieger über alles ging. In Wagners Lesart und Umarbeitung der mittelalterlichen Vorlage hat Tristan Isoldes Verlobten Morold (in Gottfrieds Fassung ihr Onkel mütterlicherseits) umgebracht und dessen abgeschlagenen Kopf nach Irland gesandt. Morold aber hatte Tristan schwer verwundet; Genesung versprach nur die heilkundige Isolde. Deshalb ließ sich Tristan unter dem Decknamen Tantris nach Irland schiffen. Isolde erkannte den „englischen Patienten“ Tristan sofort als Mörder ihres Verlobten, war aber durch dessen Blick so ins Herz getroffen, dass sie zu ihm eine geheime Liebe fasste, die sie von Tristan erwidert glaubte, der nach dieser Kur zurück nach England segelte. Doch als Tristan dann ausgerechnet als Brautwerber seines Onkels nach Irland zurückkehrte, fühlte sich Isolde verraten. Auf dem Schiff sollte ein Todestrank dieses Beziehungsdrama beenden. Den vertauscht jedoch Isoldes ebenfalls zauberkundige Vertraute Brangäne mit einem Liebestrank. Die Folgen sind bekannt.

Text: Birgit Kiupel

Quelle:

Joachim Bumke: Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter. München 2004, S. 187f.



- **Tronjeweg**, *Rissen (1985): Hagen von Tronje, Gestalt aus der Gudrun- und Nibelungensage*. Siehe auch: Kriemhildstraße und Brunhildstraße, in Bd. 2.

In der Nibelungensage ist Hagen der enge Berater am Hof des Burgunderkönigs Gunther und sorgt auf dessen Befehl hin für die Ermordung Siegfrieds (siehe: Siegfriedstraße, in Bd. 3 online). Im Nibelungenlied trägt er den Beinamen „von Tronje“, „von Troja“ in der Thidrekssaga (Dietrich-von-Bern-Sage), einer Sagensammlung des 13. Jahrhunderts in altnordischer Sprache. Dies ist möglicherweise vor dem Hintergrund zu deuten, dass Fürstenhäuser im frühen Mittelalter ihre Abstammung und ihren Führungsanspruch auf Ahnen im Trojanischen Krieg zurückführten. Aber es werden auch andere Herkunftsorte diskutiert.

„Die düstere Figur Hagens ist zutiefst ambivalent: Er, der ursprünglich, sowohl im Nibelungenlied als auch in Fritz Langs Film, als düsterer Verschwörer eingeführt wird, stellt sich letztlich als der Held des ganzen Werkes heraus und wird als höchster Fall von Nibelungentreue, der Treue zur eigenen Sache (oder genauer: zum Herrn, der für diese Sache steht) bis in den Tod, wie sie im abschließenden Gemetzel am Hofe Attilas gefeiert wird, erlöst. Der Konflikt ist hier der zwischen der Treue zum Herrn und unseren alltäglichen moralischen Pflichten: Hagen steht für eine Art teleologischer Suspendierung der Moral um der Treue willen, er ist der ‚Gefolgsmann‘ schlechthin.“

Text: Birgit Kiupel

Quellen:

Slavoj Žižek: Wagner erlösen Oder Helden müssen lernen, das Elend der Sterblichen anzunehmen, *Lettre International*, LI, Herbst 2004.

- **Tropowitzstraße**, *Hoheluft-West (1971): Oskar Tropowitz (1863-1918), Begründer der Firma Beiersdorf*. Wohnte Agnesstraße 1
- **Trostbrücke**, *Altstadt (13. Jhd.): Grundbesitzer mit dem Namen Trost*.
- **Trübnerweg**, *Groß Flottbek (1936): Wilhelm Trübner (1851-1917), Maler*.



- **Trummersweg**, Eppendorf (1902): Carl Trummer (1792-1858), Richter, verdient gemacht um die hamburgische Rechtsgeschichte.
- **Tschaikowskyplatz**, St. Pauli (2009): Pjotr Iljitsch Tschaikowski (1840-1893), Komponist.
- **Tucholskyring**, Bramfeld (1961): Kurt Tucholsky (1890-1935), Schriftsteller.
- **Tycho-Brahe-Weg**, Jenfeld (vor 1938): Tycho Brahe (1546-1601), Astronom.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Uhdeweg**, Groß Flottbek (1936): Fritz von Uhde (1848-1911), Maler.
- **Uhlandstraße**, Hohenfelde (1863): Ludwig Uhland (1787-1862), Dichter.
- **Uhlenhoffweg**, Finkenwerder (1945): Nach einem Bauernhof, dessen Besitzer Uhlenhoff hieß.



- **Ulferusweg, Niendorf (1948):** nach dem ältesten Einwohner in Niendorf (14. Jhd.)

- **Unnastraße, Eimsbüttel (1948):** Paul Gerson Unna (1850-1929), Dermatologe, Professur für Dermatologie an der Universität Hamburg, Forscher für die Firma Beiersdorf. **Marie Unna**, geb. Boehm (3.6.1881 Schewen/Westpreußen – 23.12.1977 Hamburg), Dermatologin. Ihr Grabstein steht im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Marie Unna war die Tochter eines Gutsbesitzers in Westpreußen. Nachdem sie einige Zeit Privatunterricht erhalten hatte, besuchte sie zwischen 1894 und 1896 die Städtische Höhere Töchterschule in Thorn und von 1898 bis 1902 die Gymnasialkurse für Frauen bei der Frauenrechtlerin Helene Lange in Berlin. Im September 1902 machte sie am kgl. Luisengymnasium in Berlin ihr Abitur. Zwischen 1902 und 1906 studierte sie dann Medizin in Freiburg i. Br., München und Berlin. 1906 promovierte sie an der Universität in Freiburg i. Br. und erhielt ein Jahr später ihre Approbation. 1910 ließ sie sich als Fachärztin für Haut- und Geschlechtskrankheiten nieder. Sie war in den Jahren 1911, 1912, 1914, 1917, 1919, 1926/27, 1929, 1933, 1935, 1937, 1952 niedergelassene Ärztin in Hamburg mit Praxis in ihrem Privatwohnhaus in der Wentorfer Straße 74 in Hamburg-Bergedorf, wo sie mit ihrem Mann, dem Dermatologen Karl Unna (1880-1964), und den gemeinsamen drei Kindern lebte. Karl Unna entstammte einer Dermatologenfamilie. Sein Vater, der Dermatologe Paul Gerson Unna, nach dem in Hamburg der Unna-Park und die Unnastraße, an der das Hauptgebäude der Beiersdorf AG steht, benannt wurden, arbeitete eng mit dem Apotheker Paul Carl Beiersdorf zusammen. Zur Unna-Familie gehörte auch die Malerin Julie de Boor. Auch Karl Unna praktizierte eine Zeit lang in eigener Praxis in der Wentorfer Straße 47, hatte später aber seine Praxis in der Dammtorstraße 27. In der Zeit des Nationalsozialismus fiel Karl Unna als „Mischling 1. Grades“ unter die NS-Rassengesetze. Einer ihrer Söhne, der Pharmakologe Klaus Robert Walter Unna (30. Juli 1908 Hamburg – 26.6.1987 Santa Fe, New Mexico), emigrierte 1933 nach Österreich und 1937 in die USA. 1925 beschrieb Marie Unna eine neue, bis dahin unbekannte Form der Alopezie (des Haarausfalls). Diese seltene Erbkrankheit wird heute auch als „Unna-Syndrom“ oder als hereditäre kongenitale Hypotrichose Typ Marie Unna bezeichnet. Diese Erkrankung zeigt sich oft schon gleich nach der Geburt. Manchmal sind die Haare kurz nach der Geburt noch normal oder auch schon sehr dünn bzw. gar nicht vorhanden. Waren Haare bei der Geburt vorhanden, werden sie in den ersten Lebensjahren schütter und spärlich, später dann grob und unregelmäßig gedreht. Kommt ein Kind ohne Haare auf die Welt, so wachsen



zwar die Haare, sind dann aber auch grob, von drahtiger Struktur und schwer zu kämmen. Der Haarausfall beginnt dann in der Pubertät. Als Therapie gibt es nur die Möglichkeit einer Haartransplantation oder das Tragen einer Perücke. Marie Unna war Gründungsmitglied des 1924 gegründeten Bund Deutscher Ärztinnen (BDÄ). Über dessen Gründungsversammlung schrieb sie in der Vierteljahresschrift Deutscher Ärztinnen einen Bericht. Unter der Leitung von Marie Unna wurde 1925 auf der Tagung des Gesamtvorstandes des BDÄ ein Entwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten diskutiert. Marie Unna gehörte dem Ausschuss zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten des BDÄ an, aus dem sie 1927 austrat. Außerdem war sie Mitglied des Hartmannbundes, aus dem sie 1953 ausschied. Marie Unna war auch Schriftleiterin der von ihrem Schwiegervater Paul Gerson Unna geführten „Dermatologischen Wochenschrift“.

Eine von Unnas Verwandten war **Julie de Boor** (geb. Unna, verw. Ploos van Amstel) (21.7.1848 Hamburg – 4.6.1932 Hamburg), Porträtmalerin. Ihr Atelier stand an der Moorweidenstraße 19 (heute steht dort das Elysée-Hotel). „Sie war majestätisch. Man hatte einen enormen Respekt vor ihr“, erinnert sich Antje Johannes in sonorem, liebevoll-spöttischem Tonfall an ihre Großmutter Julie de Boor, eine beliebte Porträtmalerin der führenden Hamburger Gesellschaft, der sie angehörte und deren Geschmack sie mit ihrer repräsentativen Darstellungsweise traf. Julie de Boor stammte aus einer angesehenen jüdischen Arztfamilie. Ihr Vater war der Arzt und Chirurg Dr. Moritz Unna, der Bruder der Dermatologe Dr. Paul Gerson Unna, nach dem der Unna-Park benannt ist. Über die Ausbildung Julie de Boors ist auch in der Familie wenig bekannt. Sie besuchte Privatkurse bei Eleonore Göttische und erhielt Zeichen- und Malunterricht bei Bernhard Mohrhagen und Herrmann Steinfurth. Es wird sich bei all dem vermutlich um die damals übliche Ausbildung für höhere Töchter gehandelt haben. 1873 heiratete Julie de Boor den aus einem uralten holländischen Adelsgeschlecht stammenden Juristen und Bankier Adrian Ploos van Amstel und folgte ihm nach Heidelberg. Doch noch bevor die gemeinsame Tochter Paula am 20. November 1874 geboren war, erschoss sich Adrian Ploos van Amstel, vermutlich aufgrund finanzieller Schwierigkeiten. Julie de Boor ging zunächst nach Berlin, um sich bei dem Genre- und Bildnismaler Karl Gussow ausbilden zu lassen, und später nach Paris zu dem gesuchten Porträtmaler Emile Auguste Carolus-Duran. Doch eigentlich verstand sie sich als Schülerin des spanischen Malers Diego Velásquez (1599-1660), der auch ihren Lehrer Carolus-Duran stark beeindruckt hatte. „Diego Velásquez, den sie über alles verehrte, nannte sie ihren Meister und seine Art zu malen ihr Vorbild“¹, berichtet der Leitende Regierungsdirektor Heinrich Merck in einem Aufsatz über die Malerin, mit der er zeitlebens freundschaftlich verbunden war. 1880 kehrte Julie de Boor nach Hamburg zurück. Mit ihrer Tochter Paula lebte sie im Hause ihres Vaters und



arbeitete in einer Ateliergemeinschaft mit dem Schlachtenmaler Claus Herrmann de Boor in der Rothenbaumchaussee 197. 1889 heiratete das Paar und zog in das nach seinen eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen gebaute einstöckige Haus mit Atelier im Dach in die Moorweidenstraße 19 (heute steht dort das Elysée-Hotel). Paula wurde in die Obhut einer französischen Pastorenfamilie in Mailand gegeben. Etwas über Julie de Boors Arbeitsweise und die schillernde Atmosphäre im Gemeinschaftsatelier des Paares erfahren wir von Heinrich Merck, den Julie de Boor zusammen mit seiner Schwester als Kind porträtierte. Er irrt allerdings, wenn er sein Erlebnis im Haus in der Moorweidenstraße ansiedelt. Da Merck im Jahr 1877 geboren ist, muss das Bild bereits im Atelier in der Rothenbaumchaussee entstanden sein: „In meinem siebenten Lebensjahr wurde ich zusammen mit meiner Schwester porträtiert. Bei einer besonderen Gelegenheit wollte unser Vater unsere Mutter mit dem Bildnis überraschen, weshalb die Sache geheimnisvoll in Gang gesetzt werden mußte. Ohne darüber sprechen zu dürfen, hatten wir längere Zeit immer wieder zu sitzen, wie man im Malerjargon sagt. Ja, hätten wir nur sitzen können! Dann wäre alles erträglicher verlaufen. Man posierte uns aber auf einem Podium, wo wir Hand in Hand möglichst ruhig zu stehen hatten, um in ganzer Figur abkonterfeit zu werden. Das ermüdete und reizte, wie man sich wird denken können, zu Ungeduld und zu Widerspenstigkeiten. ... Alle paar Tage mußten wir sitzen. Ich meine, daß wir Frau Julie die Arbeit nicht leicht gemacht haben. Mit unserer stetig wachsenden Unruhe hatte sie genugsam zu kämpfen; insbesondere wollte es, wie ich mich gut entsinne, mit den zusammengelegten Händen durchaus nichts werden. Fortwährend wurden davon neue Skizzen gemacht. Mich irritierte schon von Anfang an das mir von der Malerin aus koloristischen Gründen zudiktierte und für diese Zwecke besonders angefertigte Kostüm: ein Blusenanzug aus braunem Samt mit einer hell-ockergelben Seidenschärpe. Ich kam mir darin albern und theaterhaft vor, habe mich auch nachher auf das bestimmteste geweigert, mich darin bei festlichen Gelegenheiten, wie man es wünschte, vorführen zu lassen. Zu Ermüdung und Unruhe kam als verwirrendes Moment die Umgebung, die mich gleich anfangs erregte. Ich hatte nie ein Maleratelier gesehen. Und nun erst dieses! Das Riesenfenster wie eine gläserne Wand, hinter der ungewisses Licht stand, der Duft von Ölfarben und Terpentin, die vielen Pinsel und der Wirrwarr von Gegenständen, die herumstanden und in den Ecken und Winkeln lehnten, verfehlten die Wirkung auf den Neuling nicht. Etwas anderes vollends erweckte höchstes Interesse und verführte immer wieder von Neuem dazu, das Stillstehen müssen zu vergessen und den Kopf gerade in dem Augenblick, wo es darauf ankam, daß er nicht bewegt wurde, neugierig zur Seite zu wenden. Was es da zu sehen gab, war wirklich wie dazu geschaffen, eines Jungen Aufmerksamkeit voll zu fesseln. Die Malerin war nicht alleinige Benutzerin des Ateliers. Sie teilte es mit ihrem Kollegen und späteren Ehemann de Boor, und der war



Schlachtenmaler. Schlachtenmalerei war damals, als es noch Uniformen von lustigsten Farben, elegant gerittene Kavallerieattacken, Feldherrnhügel und Nahkämpfe in hübschen Landschaften gab, eine geschätzte und gern geübte Kunst. Wie man sich die Anschauung verschaffen und komplizierte Situationen gleichsam nach der Natur zu entwerfen vermochte, wußte Herr de Boor aufs Beste. Rings herum an den Wänden des Ateliers waren zahllose Uniformen aufgereiht: Infanterie und Artillerie, Husaren und Ulanen, die glänzenden Panzer der Gardes du Corps, dazu Hieb-, Stich- und Schuß-Waffen und – interessanter als alles andere – echte französische Waffenröcke und die dazugehörigen roten Hosen. Der Diener des Hauses hatte sich darin zu verkleiden und in mannigfaltigen Posen, wie sie sein Herr gerade brauchte, stürmend, schießend, bajonettierend, Modell zu stehen. Und auch Kavalleristen wußte er darzustellen. Zu diesem Zweck stand mitten im Raum ein vierbeiniges Lattengerüst in der Größe eines Pferdes. Als französischer Kürassier schwang er sich auf dies angedeutete Roß und hing, einen verwundeten Reiter wiedergebend, naturwahr zur Seite herunter. Daß es mir schwer wurde, von solchem Schauspiel meine Augen abzuwenden, ist erklärlich. Im geheimen bewunderte ich den Unermüdlichen, für den das Gemalt werden sicherlich viel anstrengender war als für uns. ... Schließlich hatte die Quälerei, denn als solche sahen wir die ausgedehnten Sitzungen an, ein Ende. Unsere Mutter freute sich an dem fertigen Bildnis, das bald darauf sogar im Kunstverein öffentlich ausgestellt wurde.“ 1) Das gemeinsame Leben des Künstlerehepaares war nur von kurzer Dauer. Am 30. November 1889 starb Claus Herrmann de Boor. Doch nichts konnte Julie de Boors „feuriges und kämpferisches Temperament“ 1) brechen. Unterstützt durch ihre gesellschaftlichen Beziehungen, die ihr Haus zum Sammelpunkt künstlerisch interessierter Menschen machten, insbesondere aber durch ihren Mentor, den Bürgermeister Carl Petersen, war sie schnell zu einer beliebten Porträtmalerin mit zahlreichen Aufträgen geworden. Ca. 500 Porträts und Kniestücke in Öl auf Holz oder Leinwand und in Kreide entstanden bis zu ihrem Tod, darunter auch Bildnisse von Carl Petersen und seiner Tochter Toni sowie Herrmann de Boor und Ebba Tesdorpf, die sich heute im Hamburg Museum befinden, aber auch ein Gruppenbild der sieben Rathausbaumeister Meerwein, Haller, Zinnow, Hauers, Hanssen, Grotjan und Stammann, das Julie de Boor dem Rathaus zur Eröffnung 1897 stiftete und das im „Rosenkranz“ im Ratsweinkeller hängt. Trotz aller Anerkennung und Wertschätzung starb Julie de Boor als verbitterte Frau. Sie konnte oder wollte wohl nicht begreifen, dass ihre Kunst, die akademische Porträtmalerei, bereits zu ihren Lebzeiten einer vergangenen Epoche angehörte. Heinrich Merck berichtet: „Die alte Dame ging immer schwarz gekleidet und trug nach Art unserer Großmütter auf den weiß gewordenen Haaren ein Arrangement von schwarzen Spitzen. ... Im Gespräch unter vier Augen klagte sie mir, bitter und in verhaltener Empörung, die Hamburger, von deren Besten ihr Pinsel so



viele verewigt habe, begännen, sie zu vergessen. War sie doch überzeugt, eine große Künstlerin gewesen zu sein.“ 1)

Text: Brita Reimers

Quelle:

1) Heinrich Merck: Julie de Boor. In: Ders.: Begegnungen und Begebnisse. Hamburg 1958.

- **Uphoffweg, Schnelsen (1948):** *Johann Uphoff, Dorfvogt, Waldvogt (17. Jhd.).*
- **Uwestraße, Stellingen (1928):** *Uwe Lornsen (1793-1838), Landvogt auf Sylt, schleswig-holsteinischer Freiheitskämpfer 1830. Symbolfigur der schleswig-holsteinischen Bewegung.*



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Vahlenkampffweg, Heimfeld (1957):** *Thomas Vahlenkampff (1642-1715), Kaufmann, Bürgermeister in Harburg.*
- **Valentinskamp, Neustadt (17. Jhd.):** *Valentin Russwurm (17. Jhd.), Chirurg, Grundeigentümer.*
- **Vasco-da-Gama-Platz, HafenCity (2005):** *Vasco da Gama (um 1469-1524), Seefahrer, entdeckte den Seeweg nach Indien. Er ist umstritten, weil er in Zusammenhang gebracht werden kann zu den Kolonialakteuren. Siehe dazu auch in Bd. 1 im Kapitel Hamburgs koloniale Geschichte und siehe auch:*



www.freedom-roads.de zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen“. Der renommierte Historiker Jürgen Osterhammel schreibt zu ihm und Kolumbus: „Der Typus des ‚Entdeckers‘ war dabei von Anfang an kompromittiert. Schon Kolumbus und Vasco da Gama hatten Gewalt angewendet.“ (Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. 4. durchges. Aufl. München 2009, S. 1166.

- **Veit-Stoß-Weg**, *Bahrenfeld (1950): Veit Stoß (1447/48-1533), Bildhauer, Bildschnitzer.*
- **Veltheimstraße**, *Rahlstedt (1950): Christian und Günzel von Veltheim (16. Jhd.), Amtmänner in Trittau.*
- **Veringstraße**, *Wilhelmsburg (1900), siehe: Am Veringhof.*
- **Veringweg**, *Wilhelmsburg (1942), siehe: Am Veringhof.*
- **Versmannkai**, *HafenCity (1890): Johannes Versmann (1820-1899), Senator, Bürgermeister von Hamburg. Verheiratet mit Thekla, geb. Stammann (1833-1895), der Nichte von Mathilde Arnemann. Siehe auch: Arnemannweg, in Bd. 2.*
- **Versmannstraße**, *HafenCity (1935), siehe: Versmannkai.*
- **Vietinghoffweg**, *Niendorf (1962): Friedrich von Vietinghoff (17. Jhd.), Landdrost in Pinneberg.*



- **Vinhagenweg, Bergedorf (1949):** Rothard Vinhagen (17. Jhd.), Amtsverwalter des Amtes Bergedorf.
- **Vinzenzweg, Wilstorf (1952):** Vinzenz von Paul (1581-1660), heiliggesprochener Priester.
- **Virchowstraße, Altona-Altstadt (1950):** Rudolf Virchow (1821-1902), Pathologe, Begründer der modernen Zellulärpathologie.
- **Vizelinstraße, Lokstedt (1948):** Vizelin (12. Jhd.), Heiliger der katholischen Kirche, Bischof von Oldenburg.
- **Völckersstraße, Ottensen (um 1874):** J. L. Völckers (geb. 1811), Grundeigentümer.
- **Vogelerstraße, Heimfeld (1950):** Heinrich Vogeler (1872-1942), Maler. Siehe auch: Modersohnstraße, in Bd. 2. Seine Frau war Martha, geb. Schröder. „Für sie entwarf Vogeler Kleider und Schmuck, die in das Ambiente des Barkenhoff paßten, und machte sie so zum Teil seiner Traumwelt, zu einer Kunstfigur.“ 1) (Matthias Wegner: Hanseatent. Von stolzen Bürgern und schönen Legenden. München 2008, S. 351.) Nach der Scheidung von seiner Frau heiratete Vogeler Sonja, Tochter eines polnischen Kommunisten.
- **Vogt-Bornkast-Weg, Schnelsen (1948):** Heinrich Jacob Bornkast (1826-1905), Vogt in Schnelsen.



- **Vogt-Cordes-Damm**, Niendorf (1948): *Wilhelm Cordes (1859-1933), Vogt in Niendorf.*
- **Vogt-Kock-Weg**, Schnelsen (1945): *Hinrich Kock (16. Jhd.), erster bekannter Bauernvogt in Schnelsen.*
- **Vogt-Wells-Kamp**, Lokstedt (1962): *nach den Vögten Karl Heinrich Wells (1858-1928) und Joachim Hinrich Wells, Lokstedt.*
- **Vogt-Wells-Straße**, Lokstedt (1948), siehe: Vogt-Wells-Kamp.
- **Voigtstraße**, Eimsbüttel (1902): *Carl Voigt (1808-1879), Musiker, Gründer des Cäcilienvereins.*
- **Volkerweg**, Rissen (1949): *Volker von Alzey, Nibelungensage. Siehe auch: Kriemhildstraße, Brunhildstraße, Siegrunweg und Uteweg, in Bd. 2. Am Hof der Burgunder in Worms kombiniert Volker von Alzey die Funktion eines Spielmanns und eines Kriegers. Hildebrand tötet ihn auf Etzels/Attilas Burg, als er an der Seite Hagens kämpft.*
- **Volkmanstraße**, Barmbek-Süd (1906): *Robert Volkmann (1815-1883), Komponist.*



- **Vollmersweg**, *Barmbek-Nord (1927): Friedrich Vollmer (1806-1875), Landschaftsmaler.*
- **Volzekenweg**, *Farmsen-Berne (1935): Hans und Klaus Volzeken (14. Jhd.) erwarben Berne.*
- **Von-Anckeln-Straße**, *Bergedorf (1949): nach der Bergedorfer Familie von Anckeln. Aus ihr stammen die Bürgermeister Michael von Anckeln (17. Jhd.) und sein Sohn Friedrich Claus von Anckeln (18. Jhd.).*
- **Von-Appen-Straße**, *Eidelstedt (1996): Kurt von Appen (1910-1936), Kunsttischler aus Stellingen, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Siehe auch: Anita-Sellenschloh-Ring, in Bd. 2.*

Geboren als Sohn des Arbeiters Johann von Appen und seiner Frau Frieda, geb. Hatje. Kurt von Appen hatte noch sieben Geschwister. Die Familie lebte in Altona. Als der Vater starb, war Kurt sieben Jahre alt. Er absolvierte nach der Volksschule eine Lehre zum Tischler, bildete sich in Abendkursen zum Kunsttischler fort, lebte bei seiner Mutter in der Melanchthonstraße 6 in Stellingen. Durch seine älteren Brüder, die 1923 am Hamburger Aufstand teilgenommen hatten, erhielt er eine politische Orientierung. Er trat der Gewerkschaftsjugend bei, schloss sich 1925 dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD), der KPD und 1932 der Roten Jungfront an. „Bis zum Verbot des Arbeitersportvereins ‚Rotsport Fichte Stellingen‘ dort aktiver Fußballspieler. Hilft 1933 den KJVD Eimsbüttel in den Untergrund zu führen und Jugendarbeit konspirativ zu organisieren. Da seit Mai 1933 steckbrieflich gesucht, Emigration in die CSR. Hält sich im Frühsommer 1934 möglicherweise in Paris und Stockholm auf.“ 1) In dieser Zeit verlobt mit Anita Vogt, später verheiratete Sellenschloh. „Teilt 1935 seiner Schwester Frieda Becksmann, die er im Juni in Prag zu Besuch erwartet, verschlüsselt mit, dass er im Sommer in die Sowjetunion fahre. In Moskau Studium an der internationalen West-Universität. Reist 1936 nach dem Putsch Francos gegen die spanische Republik unter dem Decknamen ‚Karl Adler‘ über Frankreich illegal in Spanien ein. In der 12. Interbrigade ist er Kommissar eines Stoßtrupps im Range eines Hauptmanns. Während der Verteidigung Madrids eingesetzt bei Los Rosas, Engelburg und im



Universitätsviertel. Vor Madrid gefallen im Alter von 26 Jahren. Beerdigt als ‚Karl Adler‘ am 29. November 1936 auf einem städtischen Friedhof in Madrid.“¹⁾

Quelle:

- 1) Ursel Hochmuth: Niemand und nichts wird vergessen. Biogramme und Briefe Hamburger Widerstandskämpfer 1933-1945. Hamburg 2009, S. 25.

- **Von-Axen-Straße, Barmbek-Süd** ((1907): *Otto von Axen (1757-1831), Oberalter. Kaufmann, Inhaber einer Handlung von Kunst- und Industrie-Erzeugnissen.* Verheiratet mit **Luise Magdalene Elisabeth Westphalen** (1766-1829). Bruder der Dichterin **Engel Christine Westphalen**, geb. von Axen (8.12.1758 Hamburg – 10.5.1840 Hamburg). 1785 heiratete sie den Kaufmann und späteren Senator Johann Ernst Friedrich Westphalen (1757-1833). Er war Mitinhaber des Welthandelsunternehmens Rückert & Westphalen. Das Paar bekam fünf Kinder, zwei von ihnen starben im Kindesalter. In ihrem Haus an der Großen Reichenstraße 42 und in ihrem Landhaus in Billwerder trafen sich regelmäßig Hamburger Persönlichkeiten wie Johann Georg Büsch, Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (siehe: Tischbeinstraße), Johann Gottfried Gurlitt (siehe: Gurlittstraße). Während der Französischen Revolution war hier ein Sammelpunkt für französische Flüchtlinge. Ihre ersten Dichtungen veröffentlichte Engel Christine Westphalen unter dem Pseudonym Angelika. Sie schrieb aus den Erzählungen, die ihr über die Französische Revolution zugetragen worden waren und deren Inhalte sie abstießen, u. a. eine Tragödie über Charlotte Corday (1804). Erst ab 1809 veröffentlichte sie unter ihrem eigenen Namen. Für ihr Engagement auf dem Gebiet der Wohltätigkeit erhielt sie 1815 die der Bürgertugend gewidmete goldene Gedenkmünze der Stadt Hamburg. 1897 heißt es, ganz dem damaligen Rollenbild der Frau entsprechend, in der Allgemeinen Deutschen Biographie über Engel Christine Westphalen: „Sie zeigte schon früh Neigung und Sinn für Kunst und Wissenschaft, die sie eifrig pflegte, erhielt aber auch eine tüchtige Bildung in den Arbeiten der Hauswirtschaft, der sie sich besonders nach dem Tode des Vaters mit anzunehmen gezwungen war. Ihre Mußestunden aber widmete sie mehr denn je der Poesie, besonders als der Beichtvater ihrer Mutter, Pastor Christoph Christian Sturm, der ihr Talent erkannt hatte und werth schätzte, sie zu weiteren eigenen Versuchen anspornte. (...). Aber wenn sie gleich bis in die letzten Tage ihres Lebens der Dichtkunst zugethan blieb, so war sie doch, wie allseitig gerühmt wird, dabei stets eine sorgsame Hausfrau und Mutter und eine Wohlthäterin im besten Sinne des Wortes.“¹⁾



Gemalt wurde sie von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (siehe: Tischbeinstraße, in Bd. 3 online), mit dem sie auch korrespondierte.

Quellen:

1) Mendheim, Max, " Westphalen, Engel Christine" in: Allgemeine Deutsche Biographie 42 (1897), S. 217-218 [Onlinefassung]; URL: www.deutsche-biographie.de/ppn117327190.html?anchor=adb

- **Von-der-Tann-Straße**, *Eimsbüttel (1885): Ludwig Freiherr von und zu der Tann Rathsamhausen (1815-1881), General.*
- **Von-Eicken-Straße**, *Lokstedt (1948): Carl Heinrich von Eicken (1846-1926), Kaufmann, Fabrikant.*
- **Von-Elm-Stieg**, *Horn (1945), siehe: Adolf-von-Elm-Hof.*
- **Von-Elm-Weg**, *Horn (1929), siehe: Adolf-von-Elm-Hof.*
- **Von-Essen-Straße**, *Barmbek-Süd (1862): Gerhard Hinrich von Essen (1770-1833), Vogelliebhaber, Vogelforscher, Vogelsammler. Er hat hier gewohnt, hatte Futterplätze angelegt und Nistkästen gebaut.*
Von-Essen-Straßenbrücke, Barmbek-Süd (1904), siehe: Von-Essen-Straße.
- **Von-Graffen-Straße**, *Borgfelde (1959): Friedrich von Graffen (1745-1820), Bürgermeister von Hamburg.*



- **Von-Hacht-Weg**, Neuallemöhe (1995): *Fritz von Hacht (1898-1988), Bote, Hilfsarbeiter, Lagerverwalter, Angestellter; Koordinator des Widerstandes von SPD und Reichsbanner in Rothenburgsort. Nach 1945 Personalratsvorsitzender im Bezirksamt Bergedorf.*

Fritz von Hacht wuchs in einer sozialdemokratischen Arbeiterfamilie in Rothenburgsort auf und trat mit 14 Jahren in die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) sowie in die Gewerkschaft ein. Obwohl begabt, verweigerte die Familie ihm den Berufswunsch, Kunstmaler zu werden. Er musste eine Lehre als Kupferschmied beginnen, die er jedoch bald abbrach. Seinen Lebensunterhalt verdiente von Hacht als Bote, Hausdiener oder Bauhilfsarbeiter, bis er als Soldat für den Kampf im Ersten Weltkrieg eingezogen wurde. 1919 übernahm von Hacht die Leitung eines SPD-Bezirks in Rothenburgsort, 1924 trat er dem Reichsbanner bei. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verlor von Hacht aus politischen Gründen seinen Arbeitsplatz als Lagerverwalter bei der Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumgenossenschaften (GEG) Hamburg und blieb bis zu seiner Verhaftung im Februar 1935 erwerbslos. Bereits im Februar 1933 beteiligte sich von Hacht am Aufbau einer illegalen SPD-Organisation. Die Informationstreffen in von Hachts Wohnung wurden zunächst als Skatabende getarnt. Von Hacht erhielt vom illegalen Parteivorstand die Aufgabe, in Bergedorf eine Widerstandsgruppe aufzubauen. Er nahm Kontakt zu führenden Genossen der Bergedorfer SPD wie Friedrich Frank und Gustav Paulig auf. Im Sommer 1933 bereitete er eine Zusammenkunft von SPD-Mitgliedern aus Rothenburgsort und Bergedorf vor, die samt Familien einen Ausflug nach Harburg unternahmen. Zwar konnten noch weitere gelegentliche Treffen mit Genossen organisiert und Flugblätter sowie Broschüren verteilt werden; eine aktive Widerstandsgruppe entstand in Bergedorf jedoch nicht. In der Nacht auf den 5. Februar 1935 holte die Gestapo den Sozialdemokraten morgens um drei Uhr aus der Wohnung und brachte ihn zunächst zur Polizeiwache, wo schon andere Genossen eingeliefert waren. Nach Einzelhaft und Folterungen im KZ Fuhlsbüttel wurde von Hacht schließlich vom Hanseatischen Oberlandesgericht am 5. August 1935 zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er versucht hatte, den organisatorischen Zusammenhalt der SPD aufrechtzuerhalten. Nach der Haftentlassung erklärten ihn die Nationalsozialisten für wehrunwürdig. Von Hacht fand von Ende 1936 bis 1945 eine Beschäftigung bei der Norddeutschen Affinerie als Wieger. Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete er zunächst als Angestellter im Wohnungsamt des Bezirksamtes Bergedorf. Später wählten ihn die Mitarbeiter zum Personalratsvorsitzenden – ein Amt, das er bis zu seiner Pensionierung 1963 ausübte.

Text: Christel Oldenburg



- **Von-Haeften-Straße**, Bergedorf/Allermöhe (1995): *Hans Bernd von Haeften (1905-1944), Legationsrat, und Werner Karl von Haeften (1908-1944), Syndikus, Brüder, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.*

Hans Bernd von Haeften und sein drei Jahre jüngerer Bruder Werner wuchsen in einem liberalkonservativen Elternhaus auf. Einigen ihrer späteren Gefährten im Widerstand begegneten die Gebrüder Haeften bereits in ihrer Jugendzeit. Hans Bernd studierte 1924 in Berlin und München Jura. Nach dem Referendarexamen 1928 verbrachte er ein Jahr in England als Austauschstudent. Anschließend war er von 1930 bis 1933 als Geschäftsführer der Stresemann-Stiftung tätig. In dieser Zeit knüpfte er erste Verbindungen zur ökumenischen Bewegung der Kirchen Europas. Im Jahr 1933 trat er in den Auswärtigen Dienst, lehnte es jedoch auch als Diplomat ab, der NSDAP beizutreten. Hans-Bernd von Haeften fungierte für die Verschwörer um Claus Schenk Graf von Stauffenberg (siehe: Stauffenbergstraße) als eine der wichtigsten Vertrauenspersonen im Auswärtigen Amt. Als enger Freund von Adam von Trott zu Solz war er auch Mitglied des Kreisauer Kreises. Für die Zeit nach dem Sturz der Nationalsozialisten ist er für die Position des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt vorgesehen. Nach dem Scheitern des Umsturzversuches vom 20. Juli 1944 gelang es Hans Bernd von Haeften zunächst Berlin zu verlassen. Doch am 22. Juli 1944 kehrte er dorthin zurück – und nur einen Tag darauf wurde er von der Gestapo verhaftet. Am 15. August 1944 verurteilte ihn der Volksgerichtshof zum Tode. Wenige Stunden nach der Urteilsverlesung wurde er in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Hans Bernd von Haeften war verheiratet mit Barbara Curtius (1908-2006), die aus einem liberalen großbürgerlichen Hause stammte. Das Paar hatte fünf Kinder. „Barbara von Haeften, deren Mann Hans-Bernd zu den ranghöchsten Oppositionellen im Auswärtigen Amt zählte, war ‚nur eine Stärkung für ihn‘, aber er muß sie gebraucht haben, denn er suchte von Anfang an ‚mein ganz naives Mitdenken‘. (...) Barbara von Haeften, Mitte Dreißig, hatte sich kaum von der Geburt ihres fünften Kindes erholt, als ihr Schwager Werner telefonisch das Codewort durchgab, ‚eine Wohnung für die Mutter‘ sei gefunden worden, und er erwarte seinen Bruder am nächsten Tag in Berlin. Ursprünglich zählte der Diplomat Hans-Bernd von Haeften wie Moltke zu den Gegnern eines Attentats und bezog auch seine Frau mit ein in die moralischen Qualen: ‚Wir können nicht mit Gangstermethoden arbeiten.‘ Als sein Bruder Werner von Haeften im Januar 1944, als er gerade Stauffenbergs Adjutant geworden war, eine Pistole von ihm holen wollte, weil er am nächsten Tag Zugang zu Hitler hatte, hielt er ihn ab: ‚Hast du die Sicherheit, daß das deine Aufgabe vor Gott und vor unseren Vätern



ist?' Gleichwohl träumte seine Schwägerin, wie Werner mit blutigem Schwert, das soeben Hitler getötet hatte, eine Freitreppe herabkam, über die auch Napoleon geritten sein soll. Als nach Moltke auch noch zwei weitere Kreisauer, der charismatische Sozialdemokrat Julius Leber und der Reformpädagoge Adolf Reichwein verraten und verhaftet waren, machte sich der ältere Haeften Vorwürfe, den Jüngeren von seinem Vorhaben abgebracht zu haben, und konnte, wie er mit seiner Frau besprach, ‚auch nicht mehr nein sagen‘. 1)

Quellen:

Barbara von Haeften: „Nichts Schriftliches von Politik“. Hans Bernd von Haeften. Ein Lebensbericht. München 1997; Barbara von Haeften: Aus unserem Leben 1944-1950. Heidelberg 1974.

1) Ariane Barth: Wie ein Damoklesschwert. Über die Witwen des 20. Juli., in: Der Spiegel vom 18.7.1995. Zitate in dem Text aus: Dorothee von Meding: Mit dem Mut des Herzens. 1992.

- **Von-Halem-Straße, Bergedorf/Allermöhe (1995): Nikolaus von Halem (1905-1944), Kaufmann, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.**

Geboren als Spross einer adligen Familie, studierte Nikolaus von Halem nach dem in Berlin abgelegten Abitur ab 1922 Jura in Göttingen, Leipzig, München und Heidelberg. 1931 heiratete er und bekam zwei Kinder. Nikolaus von Halem war während seiner Studienzeit Mitglied im Corps Saxo-Borussia in Heidelberg, aus dem er aber wegen des Vorwurfes, durch Trunkenheit öffentliches Ärgernis erregt zu haben, ausgeschlossen wurde.

„Politisch stand der junge Halem der nationalsozialistischen Rechten nahe: Am 9. November 1923 beteiligte er sich im Rahmen des Hitlerputsches der Nationalsozialisten am Marsch auf die Münchner Feldherrenhalle. Enge Kontakte pflegte von Halem außerdem zur ‚Schwarzen Reichswehr‘. In späteren Jahren ging Halem auf dezidierte Distanz zu den Nationalsozialisten. Seit etwa 1930 spielte er eine führende Rolle in dem katholisch-konservativen Kreis, der sich um den Berliner Privatgelehrten Carl von Jordans sammelte und der es sich zum Ziel gesetzt hatte, die nationalsozialistische Bewegung von der Macht fernzuhalten. (...)

Wenige Monate nach der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler (...) brach Halem sein Rechtsreferendariat im Sommer 1933 ab, um ‚nicht den Eid auf Hitler leisten zu müssen‘. (...)

Seit 1936 war Halem als Pressereferent beim Reichskommissar für die Preisbildung tätig. In den Jahren vor 1938 arbeitete Halem als Berliner Verbindungsmann seines Freundes Wilhelm von Ketteler gegen die Bestrebungen der NS-Führung, die Republik Österreich dem Deutschen Reich einzuverleiben. (...)



1940 übernahm Halem – wahrscheinlich auf Vermittlung seines Freundes Hubert von Ballestrem – eine führende Stellung in der Graf-Ballestrem'schen-Güterverwaltung. Diese Tätigkeit diente ihm dabei vor allem als Fassade zur Tarnung seiner auf ein neuerliches Attentat und den politischen Umsturz gerichteten Pläne. So nutzte er Geschäftsreisen ins Ausland, um Kontakte zu NS-kritischen politischen Kreisen in England und anderswo aufzubauen.“ 1)

Von Halem war ein erbitterter Gegner des Krieges. Er favorisierte die Idee, Deutschland in Fürstentümer aufzulösen und Otto von Habsburg als Kaiser auf den Thron zu heben. Um Hitler zu „beseitigen“, bot von Halem Josef Römer Geld, um einen Attentäter zu besorgen.

Im Februar 1942 wurde von Halem verhaftet, kam in verschiedene Gefängnisse und Konzentrationslager. 1944 wurde gegen ihn „Anklage beim Volksgerichtshof erhoben. Halem wurde wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt und im Zuchthaus Brandenburg erhängt.“ 1)

Verheiratet war Nikolaus von Halem seit 1931 mit Victoria Marie, geborene Garbe (1902-1987). Das Paar hatte zwei Söhne. Im Hinblick auf seine politischen Widerstandsaktivitäten äußerte er einmal: „Nur feige Charaktere behaupten, daß man sich nicht politisch exponieren dürfe, wenn man Frau und Kinder hat. (...) Es gibt Gründe, die einen verpflichten, nicht an seine Familie zu denken, sondern allein der Gerechtigkeit, dem Anstand und der Ehre zur Geltung zu verhelfen.“ 2) Dennoch trug er nach seiner Verhaftung große Sorge um seine Frau und die gemeinsamen Kinder. In einem Abschiedsbrief: „schrieb Halem am 16. Juni 1944 an den engen Freund Karl Ludwig Freiherr von Guttenberg, den Herausgeber der ‚Weißen Blätter‘: ‚Muß ich sterben oder ohne Aussicht auf Rettung in einer Vorform der Unterwelt versinken, so verliere ich nicht mich, wohl aber Euch alle, an denen mein Herz hängt. Ich kann nicht davon sprechen, mit welcher schmerzlichen Innigkeit ich an Viktoria und die Kinder denke, und wie mich die Sorge um ihre Zukunft peinigt. Mir bleibt nichts als das Vertrauen auf den ritterlichen Kreis der Freunde, daß er sich um die Verlassenen stelle und ihnen in ihrer Bedrängnis Schutz biete. Lasst Viktoria und die Kinder nicht im Stich, Du und die anderen Freunde. Denke daran, wie viel schwerer V.s Schicksal in einem solchen Falle ist, als das einer Kriegerwitwe. Helft V., mein Andenken zu bewahren und bestätigt durch Eure Freundschaft, auch für meine Söhne, daß mein Ende traurig und ohne Glanz, aber auch ohne Schuld war und nicht gnädig. Auch deshalb stehe ich hier und muß große Leiden erdulden, weil ich einer von Euch bin und weil die heimtückische Niedertracht nicht nur die Person, sondern die Art haßt. Tretet für diese Art ein, die ihr ja selbst seid, auch wenn sie in meinen kleinen Söhnen bedroht wird, und gebt ihnen Rat, Hilfe, Förderung und Verteidigung. Lehrt sie, was auch die beste Mutter nicht kann: ‚Speere werfen



und die Götter ehren', und duldet nicht nur, sondern sorgt auch dafür, daß sie meinen Platz in Eurer Mitte einnehmen.' Karl Ludwig von Guttenberg ist selber am 9. April 1945 erschossen worden.“ 2)

Zusammengestellt von Cornelia Göksu

Quellen:

- 1) Wikipedia, Stand: 19.4.2014.
 - 2) Marion Gräfin Dönhoff: Ein unbedingt Wagender. Über das Leben und Sterben des Nikolaus Christoph von Halem, in: Die Zeit vom 8.2.1991.
-
- **Von-Hein-Straße**, Wandsbek (1950): *K. W. Johannes von Hein (1848-1936), Schornsteinfegermeister, Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr, stadtbekannt, nahm Anteil am kommunalen Leben der Stadt.*

 - **Von-Herslo-Weg**, Schnelsen (1945): *Nortmann von Herslo (um 1255), erster Grundherr in Schnelsen.*

 - **Von-Heß-Weg**, Hamm (1928): *Jonas Ludwig von Heß (1756-1823), Patriot, Autor eines topographischen Werkes über Hamburg, Arzt.*

 - **Von-Hutten-Straße**, Bahrenfeld (1950): *Ulrich von Hutten (1488-1523), Humanist, Reichsritter.*

 - **Von-Melle-Park**, Rotherbaum (1961): *Werner von Melle (1853-1937), Bürgermeister von Hamburg. Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*



- **Von-Moltke-Bogen, Bergedorf/Allermöhe (1995): Helmuth James Graf von Moltke (1907-1945), Anwalt. Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.**

Helmuth James Graf von Moltke verfolgte Hitlers Aufstieg mit offener Kritik. Daher verzichtete er 1933 auf ein Richteramt. Im Jahr 1935 ließ er sich als Rechtsanwalt in Berlin nieder. Von 1935 bis 1938 absolvierte er eine Ausbildung als britischer Rechtsanwalt (Barrister). Er plante die Übernahme einer Anwaltskanzlei in London, doch der Ausbruch des II. Weltkrieges im September 1939 machte diesen Plan zunichte. Stattdessen wurde von Moltke als Kriegsverwaltungsrat in das Amt Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht in Berlin eingezogen. In seiner Rolle als Sachverständiger für Kriegs- und Völkerrecht setzte er sich gegen Unrecht und Willkür der Nazis ein. Sein besonderes Engagement galt der humanen Behandlung von Kriegsgefangenen und der Einhaltung des Völkerrechts. Schon 1939 arbeitete von Moltke erste Denkschriften zur politischen Neuorientierung Deutschlands aus. Zu Beginn des Jahres 1940 stieß Peter Graf Yorck von Wartenburg zu einer Gruppe von Regimegegnern um von Moltke. Die beiden Männer wurden zu den führenden Köpfen dieses sogenannten Kreisauer Kreises. Von Moltke bemühte sich um eine systematische Ausweitung seiner Kontakte zu protestantischen und katholischen Kirchenführern und zu den Köpfen der sozialdemokratischen Opposition. Nachdem er Mitglieder des Solf-Kreises vor einer Gestapo-Überwachung gewarnt hatte und dies den Behörden bekannt wurde, erfolgte am 19. Januar 1944 seine Verhaftung. Von Moltkes Beteiligung an den Umsturzplänen des 20. Juli wurde erst im Nachhinein bekannt. Am 11. Januar 1945 verurteilte ihn der Volksgerichtshof zum Tode; am 23. Januar 1945 wurde er in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Helmuth James Graf von Moltke war verheiratet mit Freya, geb. Deichmann (1911-2010). Ihr Vater war Bankier gewesen. Freya studierte Rechtswissenschaften und schloss das Studium 1935 mit der Promotion zur Dr. jur. ab. 1931 hatte sie Helmuth James Graf von Moltke geheiratet. Das Paar bekam zwei Söhne. „Während der Jurist Helmuth James Graf von Moltke bei der Abwehr in Berlin dienstverpflichtet war, bewirtschaftete seine Frau Freya das schlesische Gut Kreisau, wo sich die Konspiration auf drei Tagungen seit Pfingsten 1942 verdichtete und als ‚Kreisauer Kreis‘ zu einem historischen Begriff wurde: ‚Wenn die Männer geplant haben, haben wir zugehört.‘“ 1) Freya von Moltke, promovierte Juristin, wie auch andere Ehefrauen der Männer vom 20. Juli „beschränkten sich (...) auf ihre ‚aktive (...) Mithörerrolle‘, stellten bisweilen Fragen, aber fühlten sich für die politische Planung nicht kompetent. (...) Der klassische Gegensatz der Geschlechter – im letzten Brief vor seiner Hinrichtung beschrieb ihn Moltke seiner Frau so: ‚Aber ohne Dich, mein Herz, hätte ich der



Liebe nicht. Ich sage gar nicht, daß ich Dich liebe; das ist gar nicht richtig. Du bist vielmehr jener Teil von mir, der mir allein eben fehlen würde. Es ist gut, daß mir das fehlt; hätte ich das, so wie Du es hast, diese größte aller Gaben, mein liebes Herz, so hätte ich vieles nicht tun können, so wäre mir so manche Konsequenz unmöglich gewesen (...). Nur wir zusammen sind ein Mensch. Wir sind, was ich vor einigen Tagen symbolisch schrieb, ein Schöpfungsgedanke.' Freya von Moltke versteckte die Briefe ihres Mannes (...) in ihren Bienenstöcken, rettete sie als erstes auf ihrer Flucht aus Schlesien und gab sie später als Buch heraus. Inzwischen 83 Jahre alt, mißt sie ihren Beitrag, ihre Opfer mit souveräner Größe an den Frauen der Roten Kapelle: ‚Ich bin doch zu sehr eine normale Frau, als daß ich nicht wegen meiner Söhne am Leben bleiben wollte.‘ Während sie intellektuell opponierte (‚Wir selbst haben das Wort Widerstand überhaupt nicht benutzt‘), prangerten Männer und ebenso aktiv Frauen der Roten Kapelle die Untaten des nationalsozialistischen Regimes in Flugschriften an. ‚Das waren Frauen, die etwas tun wollten, die nicht ertragen konnten, nichts zu tun‘, so hebt die Gräfin deren Taten hervor. ‚Daß ich selbst nicht so weit gegangen bin‘, sieht sie inzwischen ‚als eine Schwäche von mir. So war ich eben. Ich bedaure das, aber vielleicht wäre ich dann nicht mehr am Leben‘. 1) „Im Oktober 1945 musste sie mit den beiden Söhnen nach Westen ziehen. Kreisau zerfiel, das stattliche Schloss ebenso wie die Gehöfte und das unferne Berghaus, in dem die Familie angesichts der Nöte der Kriegszeit sich eingerichtet hatte. (...) Freya von Moltke nahm die Söhne mit nach Südafrika, wo sie Zuflucht fand bei den englischen Eltern der Mutter ihres Mannes, Chief Justice Sir James Jones-Innes. Zu den Gründen zählte, dass die Botschaft des deutschen Widerstands im Deutschland der Nachkriegszeit wenig willkommen war. Auf die Dauer allerdings konnte sie sich mit dem Apartheidregime nicht abfinden und zog Mitte der 50er-Jahre wieder nach Berlin. Doch auch dort blieb sie nicht lange. Ein alter Freund der Familie, der Philosoph und Historiker Eugen Rosenstock-Huussy (1888-1973), Emigrant von 1933 und Professor am renommierten Dartmouth College in Hanover (New Hampshire), hatte seine Frau verloren. Freya von Moltke, mittlerweile 49 Jahre alt, zog zum letzten Mal um, diesmal nach Norwich im US-Bundesstaat Vermont, und sorgte für den weit berühmten Hochschullehrer.“ 2) „Mit ihrer Unterstützung wurde das Gut der Moltkes in Kreisau nach 1990 zu einer Begegnungsstätte umgewandelt, die der deutsch-polnischen und europäischen Verständigung dient. 2004 wurde in Berlin eine Bürgerstiftung – die *Freya-von-Moltke-Stiftung für das Neue Kreisau* – mit dem Ziel gegründet, die Kreisauer Begegnungsstätte langfristig abzusichern und die dort geleistete Arbeit zu fördern. Freya von Moltke unterstützte dieses Anliegen aktiv. Sie war darüber hinaus Ehrenvorsitzende des Stiftungsrates der Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung (Trägerin der Kreisauer Begegnungsstätte) sowie des Kuratoriums des Institutes für kulturelle Infrastruktur Sachsen in Görlitz.“ 3)



Quellen:

Freya von Moltke, Michael Balfour, Julian Frisby: Helmuth James von Moltke 1907-1945. Anwalt der Zukunft. Stuttgart 1975; Helmuth J. Graf von Moltke: Briefe an Freya 1939-1945: Hrsg. von Beate Ruhm von Oppen, München 1988.“

- 1) Ariane Barth: Wie ein Damoklesschwert. Über die Witwen des 20. Juli., in: Der Spiegel vom 18.7.1995. Zitate in dem Text aus: Dorothee von Meding: Mit dem Mut des Herzens. 1992.
- 2) Michael Stürmer: Freya von Moltke. Witwe des Widerstands, in: Die Welt vom 4.1.2010.
- 3) Wikipedia, Stand: 12.7.2014.

- **Von-Sauer-Straße, Bahrenfeld (1950): Emil Ritter von Sauer (1862-1942), Komponist, Pianist.**

- **Von-Scheliha-Straße, Bergedorf/Allermöhe (1995): Rudolf von Scheliha (1897-1942), Legationsrat. Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.** Rudolf von Scheliha war Sohn eines schlesischen Rittergutsbesitzers. Im März 1915 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger. Im weiteren Verlauf des I. Weltkrieges wurde er mehrfach verwundet. Von 1919 bis 1921 studierte er in Breslau Jura. Als Vorsitzender des Allgemeinen Studentenausschusses bezog er öffentlich Stellung gegen antisemitische Ausschreitungen. Im Februar 1922 begann er seine Tätigkeit in der Hamburger Außenhandelsstelle des Auswärtigen Amtes. Nur sechs Monate später wechselte er als Attaché nach Berlin, wo er in der Osteuropa-Abteilung arbeitete. Im Dezember 1924 wurde er endgültig in den diplomatischen Dienst übernommen. In der Folgezeit arbeitete er in den Auslandsvertretungen des Deutschen Reiches in Prag, Konstantinopel, Ankara, Kattowitz, Warschau und Brünn. 1932 wurde er an die Deutschen Gesandtschaft in Warschau versetzt. Von Scheliha trat am 1. Juli 1933 in die NSDAP ein. Doch in Warschau trat er in Verbindung mit den unterschiedlichsten NS-Gegnern. An allen seinen Einsatzorten setzte sich von Scheliha für die Freilassung und Ausreise von Verfolgten des NS-Regimes ein. Kurz vor Beginn des II. Weltkriegs kehrte er nach Berlin zurück. In seiner neuen Funktion als Referatsleiter in der Informationsabteilung des Auswärtigen Amtes erfuhr er von deutschen Übergriffen und Gewaltverbrechen an der polnischen Bevölkerung. So legte er z. B. „heimlich eine Sammlung von Dokumenten über die Grausamkeiten der Gestapo und insbesondere über Morde an Juden in Polen an, die auch Fotografien von neu eingerichteten Vernichtungslagern enthielt. Dieses Dossier zeigte er im Juni 1941 der polnischen Gräfin Klementyna Mankowska, die ihn in



Berlin besuchte, um diese Details der polnischen Widerstandsbewegung und den Alliierten bekannt zu machen. (...) Im Februar 1942 beendete Scheliha seine Versuche, Exilpolen als Helfer für deutsche Propaganda vorzuschlagen und auszugeben, um diese und sich nicht noch mehr zu gefährden. In diesem Frühjahr reiste er mehrmals in die Schweiz und übermittelte ihm bekannt gewordene Informationen über die ‚Aktion T4‘, darunter Predigten des Bischofs Clemens August Graf von Galen gegen die Ermordungen von Geisteskranken, an die Alliierten. Ebenso übermittelte er Berichte über die ‚Endlösung der Judenfrage‘ wie den Bau und Betrieb weiterer Vernichtungslager und Hitlers Befehl zur ‚Ausrottung‘ der europäischen Juden. Im Herbst 1942 versuchten in Moskau ausgebildete deutsche Exilkommunisten, mit Scheliha direkten Kontakt aufzunehmen, um über ihn kriegswichtige Nachrichten aus dem Auswärtigen Amt zu erhalten. Die Gestapo beobachtete Scheliha seit langem wegen seiner kritischen Einstellung gegen die NS-Politik in Polen und suchte eine Gelegenheit, ihn auszuschalten. Diese ergab sich mit der Enttarnung verschiedener westeuropäischer und Berliner Widerstandsgruppen, die von einer Gestapo-Sonderkommission als ‚Rote Kapelle‘ zusammengefasst wurden. Am 29. Oktober 1942 wurde Heinrich Koenen in der Wohnung Ilse Stöbes verhaftet. Er hatte unter anderem eine Mikroverfilmung bei sich mit dem Nachweis einer Überweisung von 1937 auf ein Schweizer Bankkonto Schelihas. Am 29. Oktober 1942 wurde Scheliha von der Gestapo festgenommen und als einer der ersten angeblichen Mitglieder der Roten Kapelle wegen Landesverrats angeklagt. Tatsächlich hatte er zu dem Widerstandskreis um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack keinen direkten Kontakt gehabt, und ihm waren die Verbindungen von Ilse Stöbe und Rudolf Herrnstadt zur Sowjetunion nicht bekannt. In der Anklage wurde ihm jedoch von Sowjets bezahlte Spionage vorgeworfen. In den Vernehmungen wurde er ebenfalls gefoltert. Daraufhin bestätigte er die konstruierten Vorwürfe, auch um anderen Kontaktpersonen das Leben zu retten. Obwohl er das Foltergeständnis in der Verhandlung widerrief, verurteilte das Reichskriegsgericht Rudolf von Scheliha am 14. Dezember 1942 wegen angeblichen Landesverrats zum Tode. Am 22. Dezember 1942 wurde er im Strafgefängnis Berlin-Plötzensee durch den Strang hingerichtet.“ 1)

Verheiratet war von Scheliha mit Maria Louise von Medinger (geb. 1904). Das Paar hatte zwei Töchter. Auch Maria Louise von Scheliha war im Oktober 1942 von der Gestapo mit verhaftet worden, wurde aber einen Monat später aus der Haft entlassen. Als sie 1952 einen Antrag auf „Wiedergutmachung“ stellte, wurde dieser abgelehnt mit der Begründung, der Betreffende sei kein Widerständler, sondern ein Landesverräter gewesen. „Ihr blieb auch die Auszahlung eines Witwengeldes mit der Begründung verwehrt, dass ihr Mann vor der Hinrichtung seinen Beamtenstatus verloren habe. „Marie Louise von Scheliha gab nicht auf



und bat 1956 Bundespräsident Theodor Heuss um die ‚Gewährung eines Gnadenerweises‘, dem letzten Endes stattgegeben wurde. Was sich daraus ergab, war ein ‚jederzeit widerruflicher Unterhaltsbeitrag in Höhe des gesetzlichen Witwengeldes‘. Damit war sie schlechter gestellt als die Witwen vieler verurteilter NS-Täter, die in den Genuss der vollen Pension ihrer Männer kamen.“ 2)

„In der westdeutschen Geschichtsschreibung wurde Scheliha bis 1986 nicht als Widerstandskämpfer, sondern als Spion in sowjetischen Diensten angesehen. Dabei wurden die Verhörs- und Gestapoakten weiterhin unkritisch als ‚Quellen‘ kolportiert, wozu ehemalige NS-Ankläger wie Manfred Roeder und Alexander Kraell, der ehemalige Präsident des 2. Senats des Reichkriegsgerichts, nach 1945 beitrugen. Am 20. Juli 1961 bedachte das Auswärtige Amt in Bonn elf seiner als Widerstandskämpfer hingerichtete Mitarbeiter mit einer Gedenktafel (...) Rudolf von Scheliha wurde darauf nicht erwähnt, da ihm weiterhin Weitergabe von Informationen an die Sowjetunion zur Last gelegt und dieses als ‚Verrat‘ betrachtet wurde.“ 1)

Die verarmte Maria Louise von Scheliha ließ sich nicht unterkriegen und kämpfte weiter. 1993 bat sie „das württembergische Landesamt für Besoldung und Versorgung um die Auszahlung der vollen Ruhestandsbezüge. Doch wurde dieses Ansinnen mit der Begründung verworfen, dass Rudolf von Scheliha in einem ‚ordnungsgemäßen Verfahren‘ zum Tode verurteilt worden sei.“ 2)

„Erst neuere Forschung zur Roten Kapelle, besonders die Biografie von Ulrich Sahn, erreichte eine Revision dieser Einschätzung. Daraufhin urteilte das Kölner Verwaltungsgericht im Oktober 1995, dass Scheliha nicht wegen Spionage, sondern in einem Scheinverfahren wegen seiner Gegnerschaft zum Nationalsozialismus zum Tode verurteilt worden sei und hob das Urteil von 1942 auf.“ 1) Noch im selben Jahr wurde neben der oben erwähnten Gedenktafel eine Zusatztafel „mit der Inschrift ‚Rudolf von Scheliha 1897-1942‘ angebracht“. 1)

Quellen:

Ulrich Sahn: Rudolf von Scheliha 1897-1942. Ein deutscher Diplomat gegen Hitler. München 1990.

1) Wikipedia, Stand: 12.7.2014.

2) Wolfgang Wippermann: Als Spion geächtet, in: Der Freitag vom 8.1.2013.

- **Von-Suppé-Straße, Rahlstedt (1950): Franz von Suppé (1819-1895), Komponist.**



- **Von-Thünen-Straße**, *Groß Flottbek (1928): Heinrich von Thünen (1783-1850), Volkswirtschaftler.*
- **Vorbeckweg**, *Bahrenfeld (1964): Franz Vorbeck (1869-1952), Kaufmann, Gemeindevertreter in Groß Flottbek.*
- **Vorwerkstraße**, *St. Pauli (1957): Georg Friedrich Vorwerk (1793-1867), Kaufmann, Handelsrichter, Kommerzdeputierter.* Wurde 1848 als Abgeordneter Hamburgs zum Vorparlament nach Frankfurt a. M. entsandt. Stifter des Asyls Vorwerk und der Georg-Friedrich-Vorwerk-Stiftung. Importierte Kaffee, Tabak, Zucker und Gewürze aus Chile. Später dann auch Handel mit Kupfer und Salpeter. Seine Stiftung unterstützte bedürftige Eltern bei der Ausbildung ihrer Kinder. 1866 Gründung des Asyl Vorwerk mit 34 Freiwohnungen für Arme.

Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...>
Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.

„Hätte er in einer Zeit gelebt, in der das Korsett von Moral und Sittlichkeit nicht ganz so eng geschnürt gewesen wäre, man hätte ihn einen Schürzenjäger genannt. Schließlich, ‚als Amor bei Laune war‘, traf er auf **Dorothea de Voss**, ein Geschöpf aus der Nachbarschaft, Tochter des Kaufmanns Gerhard de Voss. Die Hochzeit wurde anberaumt, doch nur wenige Monate danach starb die junge Frau [im Alter von 25 Jahren] Vorwerk am Fieber. Der untröstliche Fritz fand, ‚dass mein geliebte Doris zu zart für diese Welt‘ war, entwickelte aber bald darauf eine ‚zarte Beziehung zu ihrer **Schwester Christiane** [1809-1885], die er dann auch prompt zwei Jahre später heiratete.“ 1)

Mit seiner Frau Christiane bekam Georg Friedrich dreizehn Kinder. „Christiane und ich pfl egten es so zu halten, dass alle zwei Jahre ein Kind geboren wurde.“

Nach dem Tod ihres Gatten erbte seine Frau das gesamte Vermögen (ca. 7 Millionen Banko sowie zwei Häuser am Wallgraben und ein Haus in Flottbek). „Sie übernahm die Rolle als strenge und zugleich gütige Matriarchin, die ihre Schwiegersöhne siezte, von ihren Enkelkindern geliebt und von allen geachtet wurde.“ 2)

Quellen:

- 1) John F. Jungclaussen: Risse in weißen Fassaden. Der Verfall des hanseatischen Bürgeradels. München 2006, S. 51.
- 2) John F. Jungclaussen, a.a.O., S. 68.



- **Voßweg, Uhlenhorst (1914): Johann Heinrich Voß (1751-1826), Dichter, Übersetzer der Werke von Homer.** Siehe auch: Rebeccaweg und Rudolphiplatz, in Bd. 2.

Mit dem Ehepaar Johann Heinrich Voß und Marie Christine Ernestine, geb. Boie (31.1.1756 Meldorf – 10.3.1834 Heidelberg) waren Rebecca und Matthias Claudius befreundet. Johann Heinrich Voß kam aus der „untersten“ Gesellschaftsschicht, unehelicher Sohn des Landmannes Johann Heinrich Voß und der Organistentochter Katharina Dorothea Karsten, Besuch der Gelehrtenschule in Neubrandenburg, Hauslehrer. Durch finanzielle Unterstützung von Heinrich Christian Boie, der auf Voß durch dessen Gedichte für den von Boie gegründeten Göttinger Musenalmanach aufmerksam wurde, Studium der Philologie, Gründer des deutschen Dichterbundes Göttinger Hainbund; Redakteur des Musenalmanachs. Zog nach Wandsbek in die Nachbarschaft von Matthias Claudius, Heirat 1777 mit Boies Schwester Ernestine. Von 1778 bis 1782 Rektor der Lateinschule in Otterndorf; 1782 bis 1802 Rektor des Gymnasiums in Eutin; 1802 bis 1805 Privatier in Jena; Sinekure-Professor an der Universität Heidelberg, verdiente damit so viel Geld, dass er sich voll und ganz seinen literarischen Tätigkeiten widmen konnte, z. B. Übersetzungen der Epen von Homer. Voß und die Pfarrerstochter **Marie Christine Ernestine Boie** lernten sich 1774 kennen. Das Paar bekam fünf Kinder. Ernestine führte zum Teil die Korrespondenz, so z. B. mit Gleim, Jean Paul und Overbeck. Selbst verfasste sie auch Gelegenheitsgedichte; diese wurden aber erst nach ihrem Tode veröffentlicht. „Mit ihren Briefen – Genrebildern aus dem bürgerlichen Leben und dem Literatendasein im 18. und 19. Jh. – begeisterte V. alle ihre Briefpartner und deren Freundeskreise, in denen die Schriften weitergereicht wurden. Zu ihren Bewunderern zählten z. B. die Dichter F. v. Schiller (siehe: Schillerstraße, in Bd. 3 online) und F. G. Klopstock (siehe: Klopstockstraße) (...). 1901 und 1924 wurden V.s Briefe (...) herausgegeben.“ 1) Ernestine Voß galt als „Muster einer treuen und pflichterfüllten Hausfrau von heiterer und kluger Gemütsart, voller Verständnis für des Gatten Schaffen und voller Geduld für die im Alter sich herausbildenden problematischen Seiten seines knorrigen, oft reizbaren Wesens.“ 1)

Quellen:

- 1) Ursula Köhler-Lutterbeck, Monika Siedentopf: Lexikon der 1000 Frauen. Bonn 2000, S. 377,
- 2) Lexikon der Frau. Bd. II. Zürich 1954, S.1593.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Wackerhagen**, *Hamm (1929): Tönnies Wackerhagen (16. Jhd.), erster Finanzdeputierter, Grundstückbesitzer.*
- **Wagenfeldstraße**, *Barmbek-Nord (1952): Otto Wagenfeld (gest. 1671), Maler.*
- **Wagnerstraße**, *Barmbek-Süd (1877): Hans Heinrich David Wagner (1816-1872), Grundstücksbesitzer. Siehe auch: Berthastraße und Elsastraße, in Bd. 2.*
- **Wagnerstraßenbrücke**, *Barmbek-Süd (1904): siehe: Wagnerstraße.*
- **Wählingsallee**, *Schnelsen (um 1916): Hinrich Wähling (1856-1943), Gemeindevorsteher in Schnelsen.*
- **Wählingsweg**, *Schnelsen (1949), siehe: Wählingsallee.*
- **Waitzstraße**, *Groß Flottbek (1950): Georg Waitz (1813-1866), Rechtshistoriker, Mediavist, Abgeordneter der Nationalversammlung.*
- **Walderseestraße**, *Othmarschen (1903): Alfred Graf von Waldersee (1832-1904), preußischer Offizier, Generalstabschef der kaiserlichen Armee des Deutschen*



Reichs, Oberbefehlshaber im „Boxerkrieg“ (1900-1901) in China, seit 1896 Ehrenbürger von Altona, seit 1901 Ehrenbürger von Hamburg.

Waldersee war Sohn eines preußischen Generals und schlug auch selbst die Militärlaufbahn ein. Als Stellvertreter des Generalstabschefs Helmuth Graf von Moltke (siehe: Moltkestraße, in Bd. 3 online) entwickelte er Strategien für Präventivkriege, um Deutschlands Vorherrschaft in Europa durchzusetzen. So schrieb der Kriegstreiber 1888 in sein Tagebuch: „Die Zeiten sind wahrlich ernst; ich habe aber ein felsenfestes Vertrauen, daß wir unsere Flagge durch alle Stürme führen und über alle Feinde triumphieren werden. Es werden viel[e] Menschen hingeschlachtet werden; so lange man mir aber nicht nachweist, daß man mehr als einmal sterben kann, bin ich nicht in der Lage, den Tod für den einzelnen als ein Unglück anzusehen.“

Waldersee trug wesentlich dazu bei, dass der noch junge Kaiser Wilhelm II. eine militaristische Haltung einnahm, während Reichskanzler Bismarck (siehe: Bismarckstein und Bismarckstraße, in Bd. 3 online) nach den Einigungskriegen eher zur Mäßigung riet. Mit seinem großen Einfluss auf den Kaiser gelang es Waldersee 1890, seinen politischen Konkurrenten Bismarck zu stürzen. Inzwischen zum Generalstabschef befördert, spekulierte er selbst auf den Reichskanzlerposten, doch nach persönlichen Differenzen mit dem Kaiser musste er 1891 zurücktreten. Ins Kommando an der Palmaille im preußischen Altona strafversetzt, trat der Nationalkonservative für Repressionen gegen die Sozialdemokraten ein, notfalls mit Armeeeinsatz, da diese nach seiner Auffassung „die größte Gefahr im Kaiserreich“ darstellten. Seine wahre Mission in Altona galt jedoch dem vom Kaiser entlassenen Reichskanzler, den er auf seinem Anwesen in Friedrichsruh bei Hamburg im Auge behalten sollte. Bei seinen Besuchen bei Bismarck lernte Waldersee auch Hamburger Senatoren kennen und – häufig in Personalunion – Großkaufmänner mit handfesten kolonialen Handelsinteressen von Übersee bis nach China.

In den Opiumkriegen 1839-1842 und 1856-1860 hatten die britische und französische Kolonialmacht China zur Öffnung seiner Märkte für europäische Händler gezwungen. Damit hatte das Land seine Souveränität und seine Jahrhunderte lange Machtstellung in Asien verloren. Die gewaltsame Kolonisierung brachte ethnische oder religiöse Konflikte im Inneren hervor, wie die großflächige Taiping-Rebellion (1851-1864), vermutlich der weltweit größte Militärkonflikt des 19. Jahrhunderts mit bis zu 20 Millionen Toten.

1897 hatte das Deutsche Reich die südchinesische Jiaozhou-Bucht (Kiautschou) mit der gleichnamigen Halbinsel und der Stadt Qingdao (Tsingtau) besetzt, dort einen Flottenstützpunkt errichtet und Handelsniederlassungen gegründet mit dem Ziel, eine wirtschaftlich gewinnbringende „Musterkolonie“ mit europäisch-



„zivilisatorischer“ Mission aufzubauen. Doch dem Vordringen der europäischen Händler setzte die chinesische Bevölkerung entschiedenen Widerstand entgegen. Die antikoloniale *Yihétuán*-Bewegung (*Verbände für Gerechtigkeit und Harmonie*; wegen der traditionellen Faustkampfkunst von den Europäern spottend „Boxer“ benannt) fand immer mehr Zulauf, auch von Frauenverbänden wie die *Leuchtenden Roten Laternen*. Dürreperioden und Zeiten von Überschwemmungen mit Hungersnöten ließen die eigene Ohnmacht noch deutlicher spüren und *Yihétuán* zu einer Massenbewegung mit etwa 500.000 Anhängern werden. In den christlichen Missionaren und ausländischen Kaufleuten und Besatzern sahen die Anhänger „fremde Teufel“, die es zu töten galt, ihre Eisenbahnschienen, Telegraphenmasten und Bergwerke wurden zerstört. Das chinesische Qing-Kaiserhaus hatte die Volkserhebung zunächst nur geduldet, später aktiv unterstützt.

Für die Großmächte, die China kolonisieren wollten, insbesondere für das Deutsche Reich, gab die Ermordung des deutschen Gesandten Clemens von Ketteler im Juni 1900 schließlich den willkommenen Anlass für eine militärische Intervention. Wilhelm II. rehabilitierte nun den Ruheständler Waldersee, holte ihn zurück nach Berlin und ernannte ihn zum Generalfeldmarschall. Der kaiserliche Befehl lautete, mit deutschen Truppeneinheiten nach China zu reisen und dort das Kommando über die internationalen Interventionstruppen zu übernehmen. Mit seiner berüchtigten „Hunnenrede“ verabschiedete Wilhelm II. die deutschen Soldaten in Bremerhaven: „Kommt Ihr vor den Feind, so wird er geschlagen. Pardon wird nicht gegeben, Gefangene nicht gemacht. [...] Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutschlands in China in einer solchen Weise bekannt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen“. Die einpeitschende Kaiserrede verstanden die deutschen Soldaten als Freibrief zur Gewaltausübung.

Doch als Waldersee mit seiner Streitmacht in China landete, war der chinesische Widerstand schon gebrochen, das Land „befriedet“ – zur großen Enttäuschung der Zuspätkommenden. Dennoch befahl Waldersee „blutige Vergeltung“. Die internationalen Truppen mit 17.000 Soldaten schlugen erneut erbarmungslos zu. Auf zahlreichen „Strafexpeditionen“ folterten, vergewaltigten und massakrierten die Soldaten wehrlose Zivilisten und versprengte chinesische Einheiten, plünderten und zerstörten die Jahrtausende alten Kulturschätze Chinas – ein Vorgehen, das alle Grenzen des geltenden Völkerrechts der Haager Konvention verletzte. „Wie wir die erste Schlacht gewonnen hatten, da hättest Du sehen sollen, wie wir in die Stadt einrückten. Alles, was uns in den Weg kam, ob Mann, Frau oder Kind, alles wurde abgeschlachtet. Nun, wie da die Weiber schrien!



Aber des Kaisers Befehl lautet: keinen Pardon geben! – und wir haben Treue und Gehorsam geschworen und das halten wir auch“, lautete einer von vielen Feldpostbriefen („Hunnenbriefe“), in denen die Soldaten ihre Gräueltaten mit Stolz schilderten. Es folgten Grabräubereien und Verwüstungen von Palästen und Tempelanlagen im großen Stil. Die Kunstobjekte wurden gleichermaßen von Soldaten, Kaufleuten und Konsulatsangehörigen geplündert, an private Sammler in Europa verkauft oder gleich vor Ort auf dem Schwarzmarkt billig verhökert. Am 19. Januar 1901 schrieb der Kapellmeister F. König eine kurze Notiz in sein Tagebuch: „War ich an Land, 1 alte Kanne, 1 Götzen aus dem Mudafengrab gekauft (Altertum).“ Damit war das unvergleichliche Kulturerbe Chinas für immer auseinandergerissen und verloren.

Im „Boxerkrieg“ wurden schätzungsweise 130.000 chinesische Zivilisten ermordet, in dem knapp zwei Jahre währenden Krieg 50.000 Gebäude zerstört. Nach Waldersees eigener Schätzung waren 500.000 Menschen obdachlos geworden. „Der Soldat muss hier schnell verrohen! (...) Ich muss da natürlich sachter auftreten, als es meinen Neigungen entspricht.“, notierte der forsche Oberbefehlshaber am 4. Dezember 1901. In Deutschland stieß sein brutales Vorgehen in liberalen, sozialdemokratischen und kirchlichen Kreisen auf massive Kritik. Im November 1900 tadelte der SPD-Abgeordnete August im Reichstag, der Eroberungskrieg sei „[...] eine Exekution, wo Rache geübt werden soll, die mit einem regelrechten Kriege nicht das allermindeste zu tun hat. Da ist der Name Krieg wirklich zu anständig dafür; was hier passiert, ist ein gemeiner Rachefeldzug. [...] die Art der Kriegsführung, das gräbt sich auf Jahrhunderte von Generation zu Generation in die Herzen der Massen der chinesischen Bevölkerung ein.“ Die beteiligten deutschen Kommandeure bezeugten: „Man kann mit Sicherheit sagen, dass auf einen wirklichen Boxer, der getötet wurde, fünfzig harmlose Kulis und Landarbeiter, unter ihnen nicht wenige Frauen und Kinder, kamen, die erschlagen wurden.“

Im „Boxer-Protokoll“ sahen die Siegermächte immense Reparationszahlungen vor. China wurde verpflichtet, 450 Millionen Silberunzen „Entschädigung“ zu leisten. Zehn Jahre lang machten die Sühnezahlungen rund die Hälfte des chinesischen Staatshaushalts aus und erzwangen drückende Steuererhöhungen. Als alle Zahlungen 1938 abgeglichen waren, betrug die tatsächliche Entschädigungssumme mehr als sechshundertmillionen Silberdollar.

Trotz der öffentlichen Kritik in Deutschland geriet die Rückkehr Waldersees 1901 zu einem Triumphzug. Im kolonialen Siegestaumel wurde dem nun zum „Weltmarschall“ Umgetauften eine hohe Auszeichnung der Stadt Hamburg verliehen: Waldersee wurde für seinen brutalen Feldzug im vermeintlichen „Interesse der Erhaltung des Weltfriedens“ 1901 zum Ehrenbürger ernannt. Die



Auszeichnung ist ihm bis heute nicht entzogen. Der wahre Grund für die Würdigung mag gewesen sein, dass der General vor allem die hanseatischen Handelsinteressen in China verteidigt hatte. Bis zu seinem Tode entwarf der Militarist weitere Kriegspläne. Aus eigenem Impuls heraus entwickelte er im Vorfeld des russisch-japanischen Kriegs einen Plan für den Einmarsch der japanischen Armee in Korea. Und tatsächlich: 1910 annektierte Japan nach Waldersees Plänen Korea und leitete damit die gewalttätige Kolonisierung des Landes ein.

Der antikoloniale Widerstand in China führte schließlich 1911 zum Sturz des Kaiserhauses. Dabei war die Dichterin und Widerstandskämpferin Qiu Jin hervorgetreten, die sich für die Befreiung Chinas genauso wie für Frauenemanzipation einsetzte. Qiu Jin wurde 1907 verraten und exekutiert; ihr zu Ehren wurden später zwei Denkmäler in China errichtet.

Der Zeit der chinesischen Republik folgten ein langer Bürgerkrieg und Kämpfe gegen den Invasor Japan. Im politisch geschwächten China, das zudem über Jahrzehnte unter den immensen Reparationszahlungen litt, fanden viele Menschen keine Lebensgrundlage mehr. Chinesinnen und Chinesen ließen sich zur Kontraktarbeit in anderen Ländern anwerben, so auch auf den Großplantagen, die seit dem Verbot des transatlantischen Sklavenhandels nach Arbeitskräften suchten. Oder sie verdingten sich auf europäischen Handelsschiffen. Auf den Dampfern der hanseatischen Reedereien wurden sie meistens als Heizer oder Kohlenzieher beschäftigt, und auf diesem Weg kamen sie auch nach Hamburg, wo etwa zweihundert von ihnen im „Chinesenviertel“ auf St. Pauli wohnhaft wurden. Ende der 1930er-Jahre verschärften Gestapo und Kriminalpolizei ihre Kontrollmaßnahmen vor Ort, die am 13. Mai 1944 in der „Chinesenaktion“ gipfelten: 128 Landsleute wurden verhaftet, in Lager gebracht, gefoltert und erst nach dem Krieg freigelassen. Auch Chong Tin Lam, der Verbindungsmann der chinesischen Community auf St. Pauli, erlitt ein solches Schicksal. Am Hamburger Berg findet sich noch die *Hong-Kong-Bar*, die Chong Tin Lam einst als Restaurant betrieb. Heute führt seine Tochter Marietta Solty das Lokal.

1949 wurde die Volksrepublik China aufgerufen. Sie wurde Mitglied in der *Bewegung der Blockfreien Staaten*, einem globalpolitischen Modell, dem sich im Kalten Krieg viele vormals kolonisierte Staaten anschlossen.

Die im „Boxerkrieg“ geraubten alten Kulturschätze Chinas erzielen heute Millionenbeträge auf internationalen Auktionen. Im Fundus des Hamburger Völkerkundemuseums befinden sich einige geraubte Objekte aus der Zeit der Plünderungen in China.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

Quellen:



www.boxeraufstand.com; Dietlind Wünsche: Feldpostbriefe aus China. Wahrnehmungs- und Deutungsmuster deutscher Soldaten zur Zeit des Boxeraufstandes 1900/1901, Berlin, 2008; Maximilian Steller: Die Präventivkriegsbestrebungen in der militärischen Führungselite im Kaiserreich und in der Donaumonarchie, 1885-1890, Düsseldorf, 1999, www.spaceport.de/history/auszug/auszug.htm (24.9.2014); Christian Preuße: „Der Boxeraufstand“, Deutsches Historisches Museum/Lebendiges Museum Online, Berlin 2003, www.dhm.de/lemo/kapitel/kaiserreich/aussenpolitik/boxeraufstand; John C. G. Röhl: Wilhelm II., München 2001, S. 339 u. 480; Maximilian Harden: Köpfe, 1910; www.karlheinz-everts.de/Texte/Dienstzeit.htm (24.9.2014); Hasso Bensien: Mein Abschied vom Kolonialkrieg, compass1492.wordpress.com/b-krieg-frieden/mein-abschied-vom-kolonialkrieg (24.9.2014); Larry Clinton Thompson: William Scott Ament and the Boxer Rebellion. Heroism, Hubris, and the Ideal Missionary. Jefferson, 2009, S. 199–204; www.zeit.de/2000/31/200031.hunnen_.xml (24.9.2014); Till Spurny: Die Plünderung von Kulturgütern in Peking 1900/1901, Berlin, 2008, www.galerie-spurny.de/ebenen/info/plu-pekings.htm (24.9.2014); Arbeitskreis Hamburg Postkolonial: Dossier Waldersee, Anlage zum Antrag auf Aberkennung der Ehrenbürgerwürden für Alfred Graf von Waldersee in Hamburg und Hamburg-Altona (Oktober 2012); Leutner, Mechthild/Mühlhahn, Klaus (Hrsg.): Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900-1901, Berlin 2007; Leutner, Mechthild/Mühlhahn, Klaus (Hrsg.): Deutsch-chinesische Beziehungen im 19. Jahrhundert: Mission und Wirtschaft in interkultureller Perspektive, Münster 2001; Boxerentschädigung, URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Boxerentschädigung> (letzter Zugriff 16.12.014)

Verheiratet war Waldersee seit 1874 mit der reichen Amerikanerin Marie Esther Lee, verwitwete Fürstin von Noer (1837-1914). Das Paar lebte einige Zeit in der Nähe Hannovers, später in Berlin.

Bekannt wurde Mary von Waldersee wegen ihrer Unterstützung von Wohltätigkeitsorganisationen. Gleichzeitig war sie Anhängerin der deutschen Erweckungsbewegung. Im „Spiegel“ vom 11.7.1962 heißt es in einem Artikel über „Gräfin Waldersee: Bismarck im Unterrock“: „Sie war die Tochter eines New Yorker Lebensmittelhändlers, residierte im zweiten Stock der Berliner Herwarthstraße 2, der Zentrale des deutschen Generalstabs, und versuchte dem letzten Thron-Hohenzollern die Liebe zu pornographischen Bildern, Zigarren und Kasinowitzen auszutreiben. Des Kaisers amerikanische Lady, so kommentierte damals die ‚New York Tribune‘, sei so sehr Oberbefehlshaber der Armee, daß sie jeden General vom höchsten Posten stürzen kann‘. Und die New Yorker Zeitung ‚Graphic‘ klagte: ‚Diese Amerikanerin repräsentiert alles, was im preußischen Leben und in der deutschen Politik besonders aggressiv, bigott und herrschsüchtig ist.‘“

Mary von Waldersee war eine starke Befürworterin der deutsch-amerikanischen Militärallianz. Der Autor Alson J. Smith, der eine Biographie über Mary von Waldersee geschrieben hat, „rekonstruierte das Bild einer Frau, in der sich christliche Demut mit einem ‚machiavellischen Intrigentalent‘ verband. Seit die damals 18-jährige Mary Lee nach dem Tod ihres Vaters 1855 den Boden



Europas betreten hatte, war sie entschlossen, ‚Geld und Position, die ihr ein gnädiger Schöpfer verliehen hatte, zu genießen und ihr Herz jedem zu verschließen, der sie von der Macht fernhielt.‘“

Zuerst einmal heiratete sie den damals 64 Jahre alten Prinzen Friedrich zu Schleswig-Holstein und ließ das prinzliche Testament zu ihren Gunsten ändern. Sie wurde sehr schnell Witwe. Ihr zweiter Ehemann wurde Alfred Graf von Waldersee. „Die hartnäckige Gräfin schickte den kränkelnden Grafen in die Kur, gewöhnte ihm das Zigarrenrauchen ab und las mit ihm jede Nacht ein Kapitel aus der Bibel“, heißt es in dem Artikel im „Spiegel“, der Mary Waldersee als diejenige Person herausstellt, die ihren Mann Graf Waldersee angespornt hätte, seine Karriere mit dem Ziel, Reichskanzler zu werden, zielstrebig zu verfolgen.

Ohne die intensive Bekanntschaft Marys mit dem Prinzen Wilhelm, dem späteren Kaiser Wilhelm II., hätte es aber mit der Karriere von Waldersee so nicht geklappt. Mary von Waldersee und Prinz Wilhelm lernten sich um 1880 bei einer Inspektion des X. Armeekorps in Hannover kennen und verstanden sich auf Anhieb. „Das innige Verständnis wurde noch durch eine Gefälligkeit gefördert, mit der die US-Gräfin den Prinzen und den Hof aus einer Verlegenheit befreite. Sie offerierte dem seit langem zur Heirat abkommandierten Prinzen als Ehepartnerin eine Großnichte ihres ersten Gatten, die Prinzessin Auguste Viktoria (...) zu Schleswig-Holstein. [siehe: Augustenpassage, in Bd. 2] (...) Von nun an übte die Gräfin auf das junge Prinzenpaar einen Einfluß aus, der sich noch verstärkte, nachdem Generalquartiermeister von Waldersee in die Berliner Herwarthstraße 2 eingezogen war und Mary just im Generalstabsgebäude ‚den brilliantesten, politisch mächtigsten und einflußreichsten Salon Europas‘ (Smith) eingerichtet hatte. (...)“

Von Jahr zu Jahr wuchs der Einfluß der amerikanischen Calvinistin auf den künftigen Kaiser. Mary setzte die Erneuerung ihres christlich-sozialen Gesinnungsfreunds Stoecker zum Hofprediger durch, arbeitete gemeinsam mit Wilhelm das Sozialprogramm aus, mit dem sich der Kaiser 1890 den Zorn des Kanzlers Bismarck zuzog, und wirkte gemeinsam mit ihrem Mann beim Sturz Bismarcks mit. (...)“

Indes der junge Kaiser wurde allmählich seiner ältlichen Pompadour und ihrer frömmelnden Intrigen überdrüssig. Marie von Waldersee verlor just in dem Augenblick, da sie durch die Entlassung Bismarcks am Ziel ihrer Wünsche schien, den Einfluß auf Wilhelm II. Das Tor der Reichskanzlei blieb den Waldersees verschlossen.

Graf und Gräfin stürzten kurz nacheinander: Vom Frühjahr 1890 an vernachlässigte der Kaiser die Vertraute, deren legendäre Macht hinter dem Thron ihm mit seiner kaiserlichen Würde nicht mehr vereinbar schien; 1891 schied auch



Generalstabschef von Waldersee aus, nachdem er gewagt hatte, die militärischen Fähigkeiten seines kaiserlichen Herrn öffentlich anzuzweifeln.“

Inwieweit die hier beschriebene Rolle der Mary von Waldersee richtig interpretiert ist, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Entsprang diese Charakterbeschreibung, die der "Spiegel" wiedergibt, nur der Phantasie des Biografen Alson J. Smith, einem Großneffen von Mary von Waldersee, der als Quelle den Briefwechsel zwischen Mary und ihrer Mutter, der sich in der Houghton-Bibliothek der Harvard-Universität befindet, benutzte und daraus sein Buch „A View of the Spree. New York 1962“ über Mary von Waldersee schrieb?

Andere Quellen behaupten, es sei nicht Mary von Waldersee gewesen, die einen dermaßen großen Einfluss auf Wilhelm II. gehabt hätte, sondern der „reaktionäre Antisemit und Kriegsfanatiker Graf Alfred von Waldersee selbst. Als eine Art Ersatzvater übte Waldersee in den 1880er-Jahren einen prägenden Einfluß auf Wilhelm aus (...).“ 1)

Aber auch diese Einschätzung muss in dieser Absolutheit nicht stimmen, negiert sie doch den Einfluss, den Mary von Waldersee eventuell gehabt hat. Vielleicht entspricht dies auch dem Rollenbild des Autors, wie es eventuell dem Rollenbild des Biografen Alson J. Smith von einer zänkischen, intriganten Frau entsprach.

An dieser Stelle zeigt sich, dass Biografien immer auch das Bild des Biografen/der Biografin auf die Welt und die Geschlechter offenbaren.

Text: Dr. Rita Bake

Quelle:

1) John C. G. Röhl: Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers. München 2001, S. 494.

- **Waldherrenallee**, *Volksdorf (1952): nach dem Waldherrn, d. h. dem Senator, dem die Verwaltung für die Hamburgischen Geestlande oblag.*
- **Waldingstraße**, *Wellingsbüttel (1950): nach dem Gründer von Wellingsbüttel „Waldingsbutli“ oder „Walding“.*
- **Waldreiterring**, *Volksdorf (1952): nach den Waldreitern, Forstangestellten.*



- **Waldteufelweg**, Rahlstedt (1951): *Emil Waldteufel (1837-1915), Pianist, Walzerkomponist.*
- **Waldvogtstraße**, Volksdorf (1952): *nach dem Waldvogt, einem Beamten in den Walddörfern.*
- **Walter-Bärsch-Weg**, Groß Borstel (2000): *Walter Bärsch (1914-1996), Schulleiter an der Schule für „Verhaltensgestörte“, Leiter des schulpsychologischen Dienstes, Oberschulrat, Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes.*
- **Walter-Becker-Straße**, Bergedorf/Allermöhe (1996): *Walter Becker (1912-1970), Mitarbeiter der illegalen Druckerei in Bergedorf. Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.*

Geboren wurde Walter Becker in Sande (heute Lohbrügge). „Nach einer Schriftsetzerlehre beim Bergedorf-Sander Volksblatt von 1926-1929 war er bis 1932 als Setzer dort beschäftigt. Er war Mitglied der SPD, wechselte in die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Im Untergrund der Nazi-Diktatur hat er – als Setzer – die Spartakus-Briefe mit herausgegeben. Sein Name und sein Handeln stehen im engen Zusammenhang mit Michael Pritzl [siehe: Michael-Pritzl-Weg], Hermann Pritzl, Richard Stoll und Hans Stoll [siehe: Hans-Stoll-Straße]. Ende August 1933 floh er vor der Gestapo nach Dänemark. In der Emigration bekämpfte er mit gleichgesinnten Freunden mit verschiedenen Aktivitäten das Nationalsozialistische System. Im Februar 1935 floh er erneut vor den Nationalsozialisten nach Schweden“, wo er 1970 starb.“ 1)

Quelle:

1) Otto Steigleder: Straßennamen in Neuallermöhe-West: Lebensgeschichte. Hrsg. vom Bezirksamt Bergedorf, o.J., S. 43.



- **Walter-Dudek-Brücke, Harburg (1985):** *Walter Dudek (1890-1976), Oberbürgermeister von Harburg, Senator in Hamburg.* Siehe auch: Paula-Karpinski-Platz, in Bd. 2. Siehe auch: Gordonstraße, in Bd. 3 online. Sohn eines Postbeamten; Besuch des Gymnasiums, Studium der Volkswirtschaft und Jura; Dr. jur.; 1916 Eintritt in die SPD. Verheiratet ab 1917 mit Else, geb. Wittwer (1887-?). Das Paar hatte drei Kinder. Dudek war von 1925 bis 1933 letzter demokratisch gewählter Oberbürgermeister der Stadt Harburg-Wilhelmsburg. Im März 1933 wurde Dudek durch SA und SS mit Waffengewalt aus seinem Amt gewiesen. Dudek, der sich daraufhin in Berlin als Textilkaufmann durchschlug, schloss sich dem links-liberalen Widerstandskreis Robinsohn-Strassmann-Gruppe an. Nach dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 wurde auch Dudek verhaftet. Nach dem Ende der NS-Herrschaft war er von 1945 bis 1954 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft. 1946 wurde er Finanzsenator. Das Amt hatte er bis 1953 inne. Von 1949 bis 1953 war er außerdem noch Mitglied im Bundesrat. Bis zu seinem Tod war er als Finanzberater des Deutschen Gewerkschaftsbundes tätig und war Verwaltungsratsvorsitzender der Neuen Sparcasse von 1864. 1967 wurde er zum Ehrensensator der Universität Hamburg ernannt.
- **Walter-Flex-Straße, Wilstorf (1933):** *Walter Flex (1887-1917), Dichter, Schriftsteller.* Nationalistischer Schriftsteller. Wurde in der NS-Zeit favorisiert, gehörte zur Pflichtlektüre der NS-Jugend.
- **Walter-Frahm-Stieg, Wandsbek (1983):** *Walter Frahm (1883-1970), Rektor in Wandsbek, Heimatforscher.* Ein Wandsbeker Heimatforscher, nach dem in Hamburg eine Straße benannt wurde, war schon in jungen Jahren karrierebewusst, seit 1920 Rektor. Am 1.5.1933 trat er in die NSDAP ein, blieb Rektor und zeigte dabei eine unrühmliche pädagogische Haltung.

Walter Frahm wurde am 31.8.1883 als Sohn des Lehrers und niederdeutschen Schriftstellers Ludwig Frahm in Rethwischfeld geboren. Nach Besuch des Lehrerseminars in Ratzeburg absolvierte er dort am 18.2.1904 die erste Lehrerprüfung, die zweite Lehrerprüfung am 25.4.1907 in Kiel. Er bestand am 6.11.1914 die Mittelschullehrerprüfung ebenfalls in Kiel, die ihn zur Übernahme einer Rektorenstelle befähigte. Diese übernahm er dann am 7.11.1916 in Kiel, 1920 wurde er zum Rektor ernannt. „Begünstigt“ wurde die schulische Karriere



durch die ärztlich attestierte „Daueruntauglichkeit für den Militärdienst“, die Walter Frahm vor dem vierjährigen Kriegsdienst bewahrte. (1)

Walter Frahm, Vater von vier Kindern, musste sich stets um die Versorgung seiner Familie bemühen. Er zeigte aber auch schon in jungen Jahren Ambitionen und war karrierebewusst. Das mag mit seinem bekannten Vater im Zusammenhang gestanden haben. Als Walter Frahm 70 Jahre alt und vom „Hamburger Abendblatt“ gewürdigt wurde, entstand der Eindruck, als habe er stets im Schatten von Ludwig Frahm gestanden. Dieser, Pädagoge, Schriftsteller und Märchensammler, hatte 1900 den Alster-Verein gegründet und war Schriftleiter der Alster-Bücher. Walter Frahm „fühlte sich dem Schaffen seines Vaters Ludwig Frahm verpflichtet“ und setzte dessen Arbeit fort. Er bekannte: „Ich wäre nichts ohne den Vater. Mein Vater konnte alles besser als ich und sah die Probleme tiefer“, äußerte sich Walter Frahm bescheiden, wie das Hamburger Abendblatt verriet. (2)

Weniger bescheiden agierte Walter Frahm im beruflichen Leben. Am 10.5.1930 stellte er ein Gesuch, in den Schulaufsichtsdienst übernommen zu werden. Unterstützung bekam er durch den von Ludwig Frahm gegründeten Alster-Verein. Dessen 1. Vorsitzender, Hans Dreckmann, schrieb am 7.5.1930 an den Regierungspräsidenten in Schleswig: „Der unterzeichnete Verein hat seit dreißig Jahren seine Tätigkeit im Sinne der heimatischen Volkshochschule ausgeübt und den Schulen des Kreises Stormarn – besonders der Alstergegend – viel heimatkundliches Material geliefert. Da uns jetzt bekannt wird, daß die Stelle des Kreisschulrats für Stormarn demnächst zu besetzen ist, bitten wir darum, daß ein Schulmann aus unseren Reihen für diesen Posten durch den Herrn Minister ernannt wird. Es handelt sich um den Rektor Walter Frahm aus Wandsbek, der seit 1924 das Ehrenamt eines Archivpflegers für Stormarn bekleidet und sich auf dem Gebiet der Heimatkunde für unsere Gegend in Wort und Schrift – Vorträge und Aufsätze – betätigt hat. Wir verweisen dabei auf die Tätigkeit des Vaters dieses Mannes, des Heimatschriftstellers Ludwig Frahm, und auf die Jahrbücher des Alstervereins. 2 Exemplare anbei.

Wir glauben, daß ein Kreisschulrat, der unsere Gegend und unsere Verhältnisse kennt, unter der Lehrerschaft und der gesamten bodenständigen Bevölkerung sehr anregend wirken kann. Die beigegebenen Jahrbücher unseres Vereins geben am besten den Beweis, in welchem Sinne unser Verein bisher gearbeitet hat. Wir bitten über unseren Verein und den Rektor Frahm Erkundigungen bei dem Herrn Landrat unseres Kreises einzuziehen.“(3)

Aus diesen Ambitionen wurde nichts. Frahm blieb Rektor, leitete weiter Grundschul- Arbeitsgemeinschaften und solche für Heimatkunde und Lehrplanfragen. Er war Sammler volkskundlichen Materials, veröffentlichte. „Das größte



Werk ist sein ‚Stormarn-Buch‘, das 1938 erschien, ein großes Geschichtswerk über das Gebiet zwischen Hamburg und Lübeck." (4)

Am 20.2.1932 beantragte Frahm eine Amtszulage, weil er eine Schule mit 16 Planstellen und 15 Klassen führte. Ein Vater von vier Kindern muss sich in diesen Zeiten um deren Versorgung sorgen.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, trat Walter Frahm in die NSDAP ein, Aufnahme datum der 1.5.1933, ebenfalls in den NSLB und die NSV. (5)

Eine Hospitation von Schulrat Scheer, der an seiner Stelle in das Amt gekommen war, in seinem Religions- und Erdkundeunterricht kommt zu positiven Ergebnissen. Schulrat Scheer resümierte: „Rektor Frahm unterrichtet erfolgreich. Einzelne Klassen müssen von ihm öfter und schärfer beobachtet werden." (6)

Intensiver beschäftigte sich Walter Frahms Personalakte mit zwei Vorfällen, die ein ungünstiges Licht auf dessen Charakter und Verhalten werfen.

Am 3.11.1934 beschwerte sich die Direktorin der städtischen Haushaltungsschule in Wandsbek, Magdalene Junge, über Walter Frahm. Frahm hatte sich als Vater über die Zeugnisnoten seiner Tochter mokiert und das erteilte Zeugnis der Schule zurückgegeben, „in dem Herr Rektor Frahm das seiner Ansicht nach nicht Zutreffende rot unterstrichen und durchgestrichen hatte." (7)

Direktorin Junge erklärte, alles eingehend geprüft zu haben, mit dem Ergebnis, „sämtliche Zeugnisnoten würden zu Recht bestehen“. Sie schloss ihre Beschwerde: „Ich muss mich auch dagegen verwahren, dass an einem von der Schule ausgestellten Zeugnisse eine derartige sachlich nicht berechtigte und in der Form ungehörige Kritik geübt wird."

Walter Frahm ärgerte sich darüber, dass die Direktorin der Haushaltungsschule sich in dieser Angelegenheit „ohne meine Ermächtigung" an die vorgesetzten Stellen in Schleswig gewandt hatte. Er habe seine Argumente anlässlich eines Besuchs von Frau Junge an seiner Schule, von der stets Mädchen für die Haushaltungsschule rekrutiert wurden, genannt. Im mündlichen Gespräch habe Frahm seine Argumente für bessere Noten vorgebracht. Danach erst schickte er das Zeugnis ein, „kennzeichnete aber, da bei der Unterredung das Zeugnis nicht vorgelegen hatte, diejenigen Fächer, in denen meine Tochter und ihr Vater bessere Zensuren erwartet hatten“.

Frahm verwies auf die Notwendigkeit besserer Zensuren: „Da meine Tochter über FAD auf Landjahr-Lehrgänge übergehen möchte, braucht sie, wenn sie im Wettbewerb mit anderen jungen Mädchen nicht von vornherein unterliegen soll, die erwarteten Zensuren."



Frahm machte deutlich, warum er die Leistungen seiner Tochter besser beurteilen könne als die jeweiligen Pädagoginnen der Haushaltungsschule: „Das Grundsätzliche, das m. E. aus der Angelegenheit hervorschaut, besteht wohl darin, dass kinderlose Lehrerinnen bei der Zensurenerteilung den Lebenskampf anders erkennen, als ein Vater einer kinderreichen Familie.“ (8)

Stadtschulrat Scheer wurde damit befasst und schrieb an den Regierungspräsidenten: „Herr Rektor Frahm sollte auf Veranlassung des Herrn Regierungspräsidenten der Direktorin gegenüber sein Bedauern aussprechen. Dieser Aufforderung ist er nicht nachgekommen, sondern hat mir zur Weiterleitung an den Herrn Regierungspräsidenten das folgende Schreiben übergeben. Es handelt sich bei dem ganzen Vorgange nicht um eine ungerechte Zeugniserteilung, sondern darum, dass ein an einer öffentlichen Schule tätiger Schulleiter ein ordnungsgemäß ausgestelltes Zeugnis einer anderen öffentlichen Schule mit Buntstift durchgestrichen und dadurch wertlos gemacht hat.“(9)

Es dürfte daraufhin ein Normen verdeutlichendes Gespräch mit Rektor Frahm gegeben haben.

Ein anderer Fall, der in der Personalakte von Walter Frahm ausführlich dokumentiert ist, stellte ebenfalls kein Ruhmesblatt für den Pädagogen Walter Frahm dar, auch wenn er wohl einer damals häufig praktizierten Norm entsprach.

Am 8.11.1940 beantragte der Vater Friedrich Stucken ein Disziplinarverfahren „gegen Direktor Frahm wegen Übertretung der Züchtigungsrechte“ gegenüber seinem Sohn, der Schüler an der von Walter Frahm geleiteten Schule war. Der Vater schildert den Fall folgendermaßen:

„Mein Sohn Arno hat am Morgen des 5. Novembers mit seinem Freund vor Beginn der Schule durch ein offenstehendes Fenster Eingang genommen und gemeinsam mit seinem Freunde Schularbeiten erledigt. Dieses ist von einem Lehrer gesehen worden und ist dem Direktor gemeldet. Sein Freund hat 2 Stockhiebe erhalten und Arno wurden sofort vom Direktor 25 Stockhiebe angedroht. Er hatte fünf Stockhiebe erhalten und wurde durch eine Lehrerin unterbrochen. Wie mein Sohn Arno einen Moment Zeit gewonnen hatte, verliess er fluchtartig die Schule und lief nach Hause. Meine Frau hörte morgens im Garten einen großen Lärm und sah wohl ca. 20 Jungen mit großen Stöckern bewaffnet und fragte sie was los wäre. Die Jungens erklärten, sie hätten von dem Lehrer Auftrag erhalten Arno einzufangen. Hierauf erschien der Schuldiener und verlangte von meiner Frau, dass Arno sofort die Schule aufsuchen sollte, wenn er dies nicht täte würde er die Polizei benachrichtigen die dann Arno abführen sollte. Meine Frau liess sich nicht einschüchtern sondern erwiderte ihr Mann würde schon diese Angelegenheit regeln. Leider war mein Sohn Arno inzwischen in den Garten gegangen und verstand der Schuldiener Arno einzuschüchtern und



gab ihm das Versprechen dass er keine Stockschläge mehr bekommen würde. Hierauf ging Arno mit zur Schule und wie er dort ankam nahm ihn Herr Dir. Frahm sofort mit und nahm obendrein noch drei Lehrer hinzu die abwechselnd diesen kleinen Knirps von zehn Jahren über den Tisch zogen und ihm eine große Anzahl Stockhiebe aufzählten. Das Geschrei hat die ganze Schule gehört und ist für die Zukunft mein Sohn derart heruntergesetzt, dass er sich wohl nie mehr in der Schule wohl fühlen wird."(10)

Der Vater legte ein ärztliches Attest vor, aus dem hervorging, dass der zehnjährige Sohn „am linken Gesäß eine große stark angeschwollene blutangelaufene Hautstelle hat, auf der eine größere Anzahl Stockhiebe sichtbar sind".(11)

Der Vater war auch deswegen empört, weil sein Sohn „sehr zart und unter ärztlicher Kontrolle und Aufsicht“ wegen diverser Krankheiten stand.

Die Schule und Schulleiter Frahm bagatellisierten den Vorgang, beschrieben den Sohn als schwierig und verhaltensauffällig. Schulrat Hugo Millahn, Nationalsozialist der ersten Stunde, untersuchte den Fall und erstellte einen Bericht, der zu dem Schluss kam, dass die Beschwerde des Vaters zurückgewiesen werden müsse. Und Stadtinspektor Kunstmann befand am 5.12.1940: „Von einer Überschreitung des Züchtigungsrechts kann nicht gesprochen werden. Die Bestrafung des Stucken ist ordnungsmäßig im vorgeschriebenen Buch am Tage der Züchtigung eingetragen worden." (12)

In Millahns Bericht war festgehalten, dass die Mitschüler des Zehnjährigen ihn überredet hatten, wieder in die Schule zu kommen. „Er ist ihnen dann gefolgt und wurde dann vom Rektor in der Schule bestraft. In Zeugengegenwart – Lehrer Geib und Wriedt – erhielt der Junge zuerst einen Schlag mit einem von der Schulverwaltung gelieferten Stock, der aber durch die Widerspenstigkeit des Jungen vorbei ging. In Folge fortgesetzter Widerspenstigkeit haben dann die Lehrer Geib und Wriedt ihn übergelegt, und er hat dann vom Schulleiter noch 3 weitere Stockschläge erhalten. Insgesamt also hat er 4 Stockschläge bekommen. Nach dieser Bestrafung hat er dann noch 2 Stunden in der Schule gesessen, ohne darüber Klage zu führen, dass er nicht sitzen könne."

Den Wunsch des Vaters, den Sohn umzuschulen, lehnte die Schulverwaltung ab. Schulleiter Walter Frahm wurde seinerseits bei der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) aktiv, und stellte einen Antrag, den zehnjährigen Sohn von Friedrich Stucken in „Zwangserziehungsfürsorge" zu nehmen. (13)

Das Ende des Falles ist nicht dokumentiert. Der Vater brachte ein Attest bei, sein Sohn leide nach der Züchtigung des Schulleiters unter „nervösen Angsterscheinungen“ aufgrund des „starken Schocks“ und könne vorerst einen Monat nicht zur Schule gehen.



Die Kommentierung schulischer Disziplinarmaßnahmen nach Aktenlage erscheint schwierig. Ein pädagogisches Ruhmesblatt stellte die dargestellte Züchtigung in keinem Fall dar. Auch wenn in diesen Zeiten und auch noch nach 1945 die Prügelstrafe auf der „unpädagogischen“ Tagesordnung stand.

Auf Anordnung der britischen Militärregierung wurde Walter Frahm 1945 als Schulleiter amtsenthoben, da er schon 1933 der NSDAP beigetreten war. (14)

In der neuen Hamburger Schulbehörde wurde Frahm anders bewertet. So schrieb der gerade berufene Schulrat Hans Brunckhorst: „Herr Rektor Frahm hat sich nach den mir gewordenen Erkundigungen als Lehrer und Schulleiter bewährt. Er hat sich auch während der ‚Nazi-Regierung‘ schützend vor seine Schule und seine Mitarbeiter gestellt.“ (15)

Walter Frahm legte Einspruch gegen die Amtsenthebung ein. Sein Argument: „Im April und Mai 1933 lagen für uns Schulleiter in Altona und den Elbgemeinden, in Wandsbek, Rahlstedt und den Alstertalgemeinden die Verhältnisse bezüglich der Bedrohung und Bedrängung durch die Nazi-Partei wesentlich anders als für unsere Kollegen auf hamburgischen Gebiet. Somit erfolgte für die letzteren der Eintritt in die Nazi-Partei meist erst 1937, während er für ehemals preussische Schulleiter bereits mit dem 1. Mai 1933 aus Dringlichkeitsgründen geboten war.“ (16)

Frahm blieb in seiner Begründung sehr formal. Für ihn sprach sich der Vorsitzende des Kirchenvorstandes der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Wandsbek aus: „Er hat den Lehrern, die trotz der entgegengesetzten, von Herrn Schulrat Millahn eifrig geförderten Strömung Treue zur Kirche hielten und den Kirchenaustritt verweigerten, nicht die geringsten Schwierigkeiten bereitet und selber auch in vorbildlicher Treue zur Kirche gestanden.“ Außerdem habe Frahm geheizte Schulräume für den Konfirmandenunterricht zur Verfügung gestellt. (17)

Walter Frahm gehörte sicherlich zu den Schulleitern, die das Führerprinzip verinnerlicht hatten und sich von niemandem in ihre Schule hineinreden ließen. In seinem Entnazifizierungsfragebogen gab er an: „Im Frühling 1937 widersetzte ich mich dem Verlangen der Nazi-Partei, Lehrer der von mir geleiteten Schule für drei Wochen aus dem Dienst mitten im Schuljahr herauszunehmen. Ich wurde wegen dieser Opposition vor ein Parteigericht gebracht, weil ich mir eine solche Beschränkung meiner beruflichen Freiheit schroff verboten hatte.“(18)

Kirchenvorstand Jensen vermerkte zu Gunsten Frahms: „Über diese seine unseren kirchlichen Belangen gegenüber freundliche Einstellung hinaus erfreut er sich hier in Wandsbek, um dessen Geschichte und ihre reicheren Matthias Claudius-erinnerungen er sich stets besonders bemüht hat, allgemeiner Wertschätzung. Auch auf diesem Gebiet der Heimatbetreuung und Heimatsforschung befinden wir uns hier in tätigem Aufbau.“ (19)



Und Schulsenator Landahl vermeldete am 6.9.1945 dem Kirchenvorstand: „Die Militärregierung hat jetzt über die weiteren Verwendung von Herrn Rektor Frahm entschieden. Als Rektor konnte Herr Frahm nicht bestätigt werden, da er zu früh in die Partei eingetreten ist. Daran ließ sich leider nichts ändern. Wir haben aber erreicht, daß Herr Frahm als Lehrer weiterverwendet werden darf. Darüber hinaus haben wir in Aussicht genommen, ihm im Rahmen der Raumbewirtschaftung und Bauaufgaben einen besonderen Auftrag zu geben. Mehr konnten wir leider nicht tun. Wir müssen nach Lage der Dinge sogar zufrieden sein, daß wir so viel erreicht haben.“ (20)

Offensichtlich fand Walter Frahm Gefallen an seinem veränderten Einsatz. Am 7.8.1946 gab er einen Bericht über seine Tätigkeiten: „Ich habe mich neben meinen Aufgaben, die mir in der Schulraumbewirtschaftung erwachsen, an folgenden Stellen beim Wiederaufbau Hamburgs eingesetzt:

I. Seitens des Ortsamtes Wandsbek wurde ich aufgefordert: 1. zur Mitarbeit bei der Begründung der Vorschläge für Umänderungen von Straßenbezeichnungen, 2. zur Wiedereinrichtung der Außenstellen der sog. öffentlichen Bücherhallen im Bereich dieses Ortsamtes, 3. zur Übersetzung von Bauanträgen.

II. Unterrichtlich betätigte ich mich im Januar bis März des Jahres bei der Auslese von Mädchen für das hiesige Oberlyzeum und bei der Prüfung von Knaben für das hiesige Gymnasium.

III. Beim Wiederaufbau der Hamburgischen Staatsoper-Universitätsbibliothek war ich seit März des Jahres mit der Gewinnung von mehreren privaten Büchereien und der Katalogisierung derselben beschäftigt.“ (21)

Nach einem nicht näher benannten Zwischenfall wurde Walter Frahm von Schulrat Wilhelm Dressel aus der Schulraumbewirtschaftung zurückgezogen und als Lehrer mit 15 Stunden an die Schule Volksdorfer Straße versetzt.

Es gab einige Leumundszeugnisse, die hervorhoben, welche Verdienste Walter Frahm in der Heimatsforschung erworben hätte. So von dem Verleger der Schriften von Ludwig und Walter Frahm, Richard Hermes, der angab, „der nationalsozialistischen Bewegung in jeder Hinsicht ablehnend gegenüber“ gestanden zu haben. Hermes schrieb: „Mir ist bekannt, dass Herr Frahm Pg. gewesen ist, ich habe aber immer gesehen, dass Herr Frahm seine Mitgliedschaft und seinen Einfluss nur zum Besten des niederdeutschen Volkstums und der niederdeutschen Literatur eingesetzt hat, so weit das unter dem nat. Regime eben möglich war. Man kann ihm also in dieser Hinsicht nur dankbar sein.“ (22)

Auch der Schulleiter des Matthias-Claudius-Gymnasiums, der von den Nationalsozialisten abgesetzt worden war, Prof. Peter Zylmann, nach 1945 wieder im Amt,



verwendete sich am 28.9.1946 für Walter Frahm: „Daneben habe ich Herrn Frahm als einen vortrefflichen Kenner der Dichter Matthias Claudius und Detlev von Liliencron und der kulturellen Zusammenhänge Holsteins in den letzten Jahrhunderten kennengelernt. In meinen vielen Unterhaltungen mit Rektor Frahm habe ich eindeutig feststellen können, daß seine Interessen ausschließlich in dem oben bezeichneten Interessengebiet lagen.“ (23)

Der Fachausschuss für die Entnazifizierung hatte am 18.2.1947 unter Vorsitz von Kurt Zeidler festgestellt, dass Walter Frahm „als nicht tragbar für das Amt eines Schulleiters ist“. Daraufhin stellte Frahm den Antrag auf Versetzung in den Ruhestand, dem entsprochen wurde. Am 4.9.1947 wurde er pensioniert.(24)

Walter Frahm setzte Hoffnung in Fritz Köhne, der nach 1945 weiterhin Oberschulrat in der Hamburger Schulverwaltung war. Sicherlich fand Frahm bei Fritz Köhne, der seinen Sohn im Krieg verloren hatte, Verständnis und Sympathie, wenn Frahm seine eigene „Verlustliste der Jahre 1943-1945“ aufschrieb: „1. mein ältester Sohn und ein Schwiegersohn, 2. mein Wohnhaus mit meinen Heimatkundlichen Sammlungen, 3. ein Schulhaus mit meinen amtlichen Papieren, 4. mein Arbeitsfeld als Volksschulrektor.“ (25)

Am 29.11.1947 teilte man Walter Frahm mit, dass er von der Britischen Militärregierung bindend zum Mittelschullehrer zurückgestuft worden sei. (26)

Am 15.6.1949 war die Entnazifizierung Frahms durch den Berufungsausschuss abgeschlossen. Der Berufung wurde stattgegeben und Walter Frahm mit Wirkung vom 1.6.1949 die Pension eines Rektors zuerkannt. (27)

Im Weiteren war Walter Frahm als Heimatforscher tätig. Der „Hamburger Anzeiger“ würdigte ihn zum 70. Geburtstag: „Noch heute wirkt Frahm in der Hamburgensien- Abteilung der Staats- und Universitätsbibliothek, berät Studenten, hilft Liebhabern der Heimatgeschichte und ist jedem Interessierten ein unermüdlicher Ratgeber.“ (28)

Walter Frahm starb am 26.4.1969

Autor: Dr. Hans-Peter de Lorent, aus „Täterprofile. Biografien der Verantwortlichen in Hamburger Bildungsvereinigen unterm Hakenkreuz.“

Anmerkungen

1. Alle Angaben nach Walter Frahms Personalakte, StA HH, 361-3_A 1345
2. „Hamburger Abendblatt“ vom 31.8.1963, Menschlich gesehen: Walter Frahm.
3. Personalakte Frahm, a.a.O.
4. „Hamburger Abendblatt“ vom 31.8.1963
5. Entnazifizierungsakte Frahm, StA HH, 221-11_Ed 2088
6. Personalakte Frahm, a.a.O.
7. Das Schreiben von Schulleiterin Junge und die weitere Korrespondenz ebd.
8. Schreiben von Walter Frahm vom 19.1.1935, alle weiteren Dokumente ebd.



9. Schreiben vom 25.1.1935, ebd.
 10. Schreiben vom 8.11.1940, ebd.
 11. Ebd.
 12. Alle zitierten Dokumente in der Personalakte, ebd.
 13. Ebd.
 14. Ebd.
 15. Ebd., wie auch alle weiteren Dokumente, aus denen zitiert wird.
 16. Schreiben vom 11.7.1945, ebd.
 17. Fragebogen vom 12.7.1945, Zeuge Hans Brunckhorst, Personalakte a.a.O.
 18. Schreiben vom 15.8.1945, ebd.
 19. Ebd.
 20. Ebd., Schreiben vom 6.9.1945
 21. Ebd.
 22. Schreiben vom 27.9.1946, Entnazifizierungsakte Frahm, a.a.O.
 23. Ebd.
 24. Alles laut Personalakte, a.a.O.
 25. Schreiben vom 21.10.1947, ebd.
 26. Personalakte, a.a.O.
 27. Laut Entnazifizierungsakte, a.a.O.
 28. „Hamburger Anzeiger“ vom 3.9.1953
- **Walter-Freitag-Straße, Bergedorf/Lohbrügge (1980):** *Walter Freitag (1889-1958), Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes.*

 - **Walter-Hammer-Weg, Bergedorf/Lohbrügge (1988):** *Walter Hammer-Hösterey (1888-1966), Schriftsteller, Publizist. Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus.* Bereits mit 18 Jahren war Walter Hösterey als Schriftsteller tätig. 1913 nahm er am Ersten Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner teil. Von 1915 bis 1918 leistete er seinen Wehrdienst unter anderem bei der Ende 1916 aufgestellten 236. Infanterie-Division an der Westfront. Die grauenhaften Erlebnisse während dieser Zeit ließen ihn als überzeugten Pazifisten aus dem Ersten Weltkrieg zurückkehren. Seine Eindrücke verarbeitete er in „Das Buch der 236. Infanterie-Division“ (Elberfeld 1919), das eine Anklage gegen den Krieg darstellt. Danach war er als Herausgeber mehrerer einflussreicher Zeitschriften wie „Der Fackelreiter“, „Junge Menschen“ und „Junge Republik“ tätig. Nicht nur aufgrund seiner Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg wurde Walter Hösterey 1922 zum Ehrenvorsitzenden des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer ernannt. Zwei Jahre später kandidierte er für die Republikanische Partei Deutschlands zum Reichstag und wurde 1925 Mitglied im Reichsausschuss des Reichsbanners. (Das "Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold" wurde als überparteiliche Organisation



von der SPD, der Deutschen Demokratischen Partei und dem Zentrum als Reaktion auf die zahlreichen Morde sowie Putsch- und Aufstandsversuche in den Anfangsjahren der Weimarer Republik 1924 in Magdeburg gegründet. Schnell entwickelte sich das „Reichsbanner“ zu einer Massenorganisation mit mehr als drei Millionen Mitgliedern, darunter Politiker wie Carlo Mierendorff, Erich Ollenhauer und Kurt Schumacher.)

1928 wurde Hösterey Mitglied des Reichsausschusses des Republikanischen Reichsbundes und war im Jahre 1932 einer der Unterzeichner des Dringenden Appells für eine Einheitsfront der Arbeiterparteien gegen den Nationalsozialismus. Doch bereits 1933 kam er unter den Nationalsozialisten in „Schutzhaft“, setzte seine Publikationen jedoch unter einem Tarnnamen fort. Schließlich flüchtete Walter Hösterey Ende 1933 nach Amsterdam. Ein Jahr später war er mit Ludwig Quidde deutscher Vertreter bei der Weltfriedenskonferenz in Locarno in der Schweiz, musste allerdings abermals fliehen und begab sich deshalb Ende 1934 nach Dänemark. Die Nationalsozialisten bürgernten ihn am 31. Juli 1938 aus.

1940 wurde Hösterey während eines Fluchtversuchs nach Schweden durch die dänische Polizei verhaftet und an die Gestapo ausgeliefert. Es folgte seine Einlieferung in das KZ Sachsenhausen. Am 29. Oktober 1942 erhielt er eine Verurteilung zu fünf Jahren Zuchthaus; bis zum April 1945 blieb er im Zuchthaus Brandenburg in Haft.

Nach Kriegsende begann er mit der Bergung von Akten und erteilte Auskünfte an Angehörige ehemaliger KZ-Häftlinge. 1948 wurde Walter Hösterey Leiter des Forschungsinstitutes Brandenburg (Landesarchiv Potsdam) und begann mit dem Aufbau eines Museums mit angeschlossenem Archiv und einer Gedenkstätte. Doch schon 1950 schloss die SED seine Arbeitsstelle. Daher verließ er die DDR und siedelte nach Hamburg über. Dort baute er das „Walter-Hammer-Archiv über Widerstand und Verfolgung“ auf. Er war Gründer und Leiter des Arbeitskreises Deutscher Widerstand. Das Archiv wurde nach seinem Tod 1966 an das Institut für Zeitgeschichte in München übergeben.

Walter Hösterey bzw. Hammer war Besitzer des pazifistischen und sozialistischen Fackelreiter-Verlages in Hamburg. Zahlreiche von ihm herausgegebene Bücher wurden 1933 öffentlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Walter Hösterey erhielt 1953 das Bundesverdienstkreuz und 1964 das Große Bundesverdienstkreuz.

Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof Ohlsdorf in Hamburg. Zu seinem Gedenken wurde der Walter-Hammer-Wanderweg in Hamburg-Bergedorf im Naturschutzgebiet Boberger Niederung nach ihm benannt.

Zusammengestellt von Cornelia Göksu



Quelle:

http://de.wikipedia.org/wiki/Walter_Hösterey, Stand 1.5.2014.

- **Walter-Heitmann-Straße**, *Farmsen-Berne (1996): Walter Heitmann (1904-1990), Trabrennfahrer.*
- **Walter-Jungleib-Straße**, *Schnelsen (2016), vorher seit 1995: Jungliebstraße. Umbenannt 2016 in Walter-Jungleib-Straße.* Es handelt sich um dieselbe Person., 12-jähriger Jugoslawe, Opfer des Nationalsozialismus. Siehe auch: Brüder-Hornemann-Straße; Eduard-Reichenbaum-Weg; Georges-Andre-Kohn-Straße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-Schwarberg-Weg, in Bd. 3 online. Siehe auch: Geschwister-Witonski-Straße; Jacqueline-Morgenstern-Weg; Lelka-Birnbaum-Weg; Mania-Altmann-Weg; Riwka-Herszberg-Stieg; Wassermannpark; Zylberbergstieg; Zylberbergstraße; in Bd. 2. Auch Walter. J. Jungleib gehörte zu den zwanzig fünf bis zwölf Jahre alten jüdischen Kindern aus fünf Nationen, die in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1945 im Keller der Schule Bullenhuser Damm, Rothenburgsort, von Angehörigen der SS erhängt wurden, nachdem an ihnen im KZ Neuengamme im Auftrag von Josef Mengele medizinische Experimente vorgenommen worden waren. Der SS-Arzt Dr. Kurt Heißmeyer notierte auf dem Notizblatt mit Untersuchungsdaten für das aus Jugoslawien stammende Kind die Anfangsbuchstaben „W. J“. W. J. Jungleib wurde gemeinsam mit den anderen Kindern am 20. April 1945 im Keller der ehemaligen Schule am Bullenhuser Damm ermordet. Mehr ist über diesen Jungen bisher nicht bekannt.
Text: Cornelia Göksu
- **Walter-Koch-Weg**, *Wilstorf (1950): Walter Georg Koch (1877-1922), Vorbesitzer des Geländes, Fabrikant, Besitzer der Palmkernölfabrik Koch & Co.*



- **Walter-Koppel-Weg, Poppenbüttel (1985):** *Walter Koppel (1906-1982). Verfolgter des Nationalsozialismus, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus und deutscher Filmproduzent.*

Der Sohn jüdischer Eltern, des Kaufmanns Gisbert Koppel und seiner Frau Ella, geb. Simon, arbeitete nach dem Abitur und einer kaufmännischen Lehre zunächst als Angestellter des Hamburger Warenhaus-Konzerns Schäfer, wo er erst zum Werbechef und später zum Leiter der Bergedorfer Filiale aufstieg. Er engagierte sich gegen den aufkommenden Nationalsozialismus in der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), der SPD und dem Reichsbanner. Bereits 1933 wurde er in Hamburg unter dem Vorwurf von Kurierdiensten zwischen Dänemark und Deutschland im Auftrag der illegalen SPD verhaftet. Ende 1935 konnte er zunächst nach Wien fliehen, wo er sich im Filmverleih betätigte. Seine Suche nach einem Exil führte ihn quer durch Europa bis nach Frankreich. 1940 wurden er und seine Ehefrau Erna Sander (1914-1991), Kostümbildnerin, die er in Paris während seiner Emigrationszeit geheiratet hatte, denunziert, vom deutschen Sicherheitsdienst in Paris verhaftet und ins KZ Fuhlsbüttel verbracht. Die Anklage gegen Walter Koppel lautete auf „Vorbereitung zum Hochverrat“. Außerdem warf man ihm „Rassenschande“ vor, da er mit einer nichtjüdischen Frau verheiratet war. Als Patient des Israelitischen Krankenhauses an der Schäferkampsallee überlebte er den Krieg in Hamburg. Koppel hatte mehr als fünf Jahre in verschiedenen Gefängnissen, Internierungslagern und unter Gestapo-Aufsicht im Krankenhaus verbracht. Nach 1945 arbeitete Walter Koppel in Ausschüssen, die ehemalige Häftlinge aus Lagern und Zuchthäusern sowie deren Angehörige betreuten. So gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der VVN (Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes). Bald nach Kriegsende hatte die britische Militärregierung Walter Koppel als Untertreuhändler für die Hamburger UFA-Kinos eingesetzt. Bei einem Treffen ehemaliger politischer Verfolgter lernte er 1946 den Ungarn Gyula Trebitsch (siehe: Gyula Trebitsch-Platz) kennen, mit dem er Anfang 1947 eine der ersten von den Alliierten lizenzierte Filmgesellschaft der Nachkriegszeit in Hamburg gründete: Die Wahl des Firmennamens „Real-Film“ war Programm. Das Medium Film sollte demokratisches Bewusstsein fördern. Noch im selben Jahr wurde Koppel zum Vorsitzenden des Verbandes der Filmproduzenten in der britischen Zone gewählt. Ebenso im Jahre 1947 heiratete er Helga Trebitsch, geborene Kohn – Gyula Trebitsch erste Ehefrau, während Gyula Trebitsch Walter Koppels erste Ehefrau Erna Sander heiratete. Mit seiner zweiten Ehefrau Helga hatte Walter Koppel zwei Töchter. 1960 ließ sich das Paar scheiden. Die „Real-Film“ produzierte aufwendige Revuefilme mit Zarah Leander, Komödien und Literaturverfilmungen, bis es 1952 zum Ausbleiben der Bundesbürgschaften kam, was vermutlich durch Koppels einstige KPD-Mitgliedschaft veranlasst war. Erst durch das Eingreifen



des Senats und mithilfe von Landesbürgschaften konnte der Betrieb wieder aufgenommen werden. In der Folge entstanden kommerziell erfolgreiche und preisgekrönte Streifen wie „Des Teufels General“ (1955) oder „Der Hauptmann von Köpenick“ (1956).

Gemeinsam erlangten Gyula Trebitsch und Walter Koppel große Verdienste um den Ruf Hamburgs als bedeutende Filmmetropole der Nachkriegszeit. Als Ende der 1950er-Jahre die Kino-Besucherzahlen zurückgingen, setzte Koppels Partner Trebitsch ganz auf das aufkommende Fernsehen, während Walter Koppel als Vorsitzender der Spitzenorganisation der Filmwirtschaft die Parole ausgab: „Keinen Meter Film für das Fernsehen!“ So kam es zu einer Trennung des Erfolgs-Duos Koppel-Trebitsch. Nach der Produktion von insgesamt 126 gemeinsamen Filmen führte Gyula Trebitsch das einst gemeinsame Film-Atelier in Wandsbek als „Studio Hamburg“ allein weiter. Koppel hingegen musste bereits 1963 mit seiner „Real-Film“ Konkurs anmelden. Mit Unterstützung der DEFA (Deutsche Film AG der ehemaligen DDR mit Sitz in Potsdam-Babelsberg) produzierte er 1967 „Die Heiden von Kummerow und ihre lustigen Streiche“. Politisch engagierte er sich für eine neue Ostpolitik und engagierte sich in der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Zusammenarbeit. Nach Koppels endgültigem Rückzug vom Film Ende der 1960er-Jahre gelangte er 1975 noch einmal in die Schlagzeilen durch seine heimliche Heirat mit der Schauspielerin, Sängerin und Fernsehmoderatorin Tatjana Iwanow (1925-1979). Leben und Wirken ist in dem Dokumentarfilm „Ich war nicht nur der Botenjunge zwischen Bank und Regisseur. Der Filmproduzent Walter Koppel“ dargestellt, der 1981 beim NDR entstand.

Zusammengestellt von Cornelia Göksu

Quellen:

www.dasjuedischehamburg.de/inhalt/koppel-walter; Volker Reißmann, Artikel „Walter Koppel“ in: Hamburgische Biografie. Personenlexikon, hrsg. v. Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke, Bd. 2, Hamburg 2003, S. 227-228, sowie Artikel „Walter Koppel“ in wikipedia.

- **Walter-Rothenburg-Weg**, Bergedorf/Allermöhe (1995): *Walter Rothenburg (1889-1975), Boxpromotor, Schlagertexter, Schriftsteller, Verfolgter des Nationalsozialismus.*



- **Walter-Rudolphi-Weg, Bergedorf/Allermöhe (1995):** *Walter Rudolphi (1880-1942), Oberlandesgerichtsrat, jüdischer Herkunft, deportiert. Opfer des Nationalsozialismus.* Stolperstein: Pfingstberg 6.

Walter Julius Aloys Rudolphi wurde 1880 am Schweinemarkt 47 b geboren. Der Schweinemarkt verlief in der Hamburger Altstadt östlich parallel zur Straße Langen Mühren. Nach 1887 musste die Familie von dort fortziehen, da die Wohnhäuser für den Bau des neuen Naturhistorischen Museums abgerissen wurden. Im Jahr 2010 befand sich an dieser Stelle ein Elektrokaufhaus. Walter Rudolphi wurde in eine jüdische Familie hineingeboren, in der Bildung einen hohen Stellenwert genoss. Der Vater Moritz Rudolphi (1835 Schwerin – 1906) hatte 1860 das Hamburger Bürgerrecht erworben und unterhielt seit spätestens 1870 an der Adolphsbrücke 1 in der Hamburger Altstadt eine Buchhandlung mit Antiquariat und Leihbibliothek. Bereits vor 1896 zog er sich aus dem Geschäft zurück, das von einem neuen Inhaber noch bis 1899 als „Rudolphi'sche Buchhandlung" weitergeführt wurde. Die Mutter Fanny, geb. Meisel (1852-1904), stammte aus Stettin. Die Familie wohnte von 1890 bis 1906 in der Heimhuderstraße 3 im Stadtteil Rotherbaum, wo nach der Erschließung in den 1880er-Jahren bürgerliche Stadthäuser entstanden waren.

Die nötigen finanziellen Mittel waren vorhanden, um Walter Rudolphi von 1887 bis 1890 auf die private Vorschule von Adolph Thomsen in der Großen Drehbahn 44 (Neustadt) zu schicken und ihm anschließend den Besuch des renommierten Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg-Rotherbaum zu ermöglichen. Im März 1899 schloss Walter Rudolphi die Schule mit dem Abitur ab. Noch im selben Jahr begann er ein Jurastudium, das er an den Universitäten in Heidelberg, München, Berlin und Kiel absolvierte. Neben dem Besuch der juristischen Vorlesungen erwarb er sich auch fachübergreifende Kenntnisse in Volkswirtschaftslehre, Psychologie, Philosophie und deutscher Literatur. Auch zu speziellen Rechtsgebieten wie Wechselrecht, Konkursrecht, Schifffahrtsrecht, Verwaltungsrecht, Kirchenrecht und Völkerrecht besuchte er Vorlesungen. In München studierte er zusammen mit Leo Lippmann (1881-1943), Abiturient des Johanneums und später Hamburger Staatsrat, sowie den gleichaltrigen Schülern des Wilhelm-Gymnasiums Franz Goldmann, der später Richter und Senatspräsident wurde, und den späteren Anwälten Max (?) Hoeck und James Kauffmann (1880-1967). 1902 promovierte Walter Rudolphi über das Thema „Das Differenzgeschäft“ mit der Benotung „cum laude" zum Doktor juris an der Universität Rostock. Zum Militärdienst wurde er wegen eines Asthmaleidens nicht eingezogen; bereits während der Schulzeit war er deswegen vom Sportunterricht befreit.

Um das angestrebte Richteramt in seiner Heimatstadt Hamburg ausüben zu können, musste er einige Stationen und Beförderungen in der Hamburger



Justizverwaltung durchlaufen: 1902 Referendar, 1907 Assessor, 1910 Amtsrichter im Bereich Zivilgerichtsbarkeit und Grundbuchamt in Hamburg.

1906, nach dem Tod seines Vaters, entschied sich Walter Rudolphi – nicht zuletzt wegen seiner asthmatischen Erkrankung –, seinen Wohnsitz von Hamburg-Rotherbaum in die damals noch eigenständige, südöstlich von Hamburg gelegene Stadt Bergedorf zu verlegen.

Die Eisenbahnverbindung nach Hamburg machte Bergedorf in zunehmendem Maße auch als Wohnort für Hamburger interessant. Walter Rudolphi zog in die Lamprechtstraße 5 und ließ sich dorthin einen Fernsprechanschluss legen. 1910 zog er innerhalb Bergedorfs in die Blücherstraße 10 (heute Von-Anckeln-Straße) um, wo er allerdings nur ein Jahr blieb, um dann in der Hochallee 6 (heute Pflingstberg 6) sein endgültiges Domizil zu finden. Seit 1907 unterhielt der Jurist James Kauffmann in Bergedorf eine gemeinsame Kanzlei mit dem Notar Wilhelm Grethe in der Ernst-Mantius-Straße 1 und später in der Vierlandenstraße 6; ersteren kannte Walter Rudolphi aus der Gymnasialzeit und vom Jura-Studium her, gemeinsam mit letzterem erwarb er später eine Immobilie.

Bedingt durch seinen Wohnortwechsel bemühte sich Walter Rudolphi um eine Stelle in Bergedorf und war dort von 1917 bis 1925 als Richter am Amtsgericht tätig. Im August 1916 war er militärärztlich untersucht worden. Das vorhersehbare Ergebnis „dauernd kriegsunbrauchbar, jedoch als arbeitsverwendungsfähig im Beruf befunden“ ließ in Kriegszeiten zwei Möglichkeiten zu: entweder als Arbeitssoldat im unausgebildeten Landsturm I zu dienen oder seinem juristischen Beruf weiter nachzugehen. Für die zweite Verwendungsmöglichkeit musste der Arbeitgeber allerdings beantragen, dass Rudolphi „unabkömmlich“ sei. Die Justizverwaltung bemühte sich, Walter Rudolphi im Justizdienst zu halten, zumal die Amtsrichter des Amtsgerichts Bergedorf, Seebohm und Mantius, bereits zum Heeresdienst eingezogen worden waren und daher Personalknappheit herrschte. Im Oktober 1917 wurde Walter Rudolphi durch Beschluss des Bergedorfer Magistrats auch zum „ersten Vertreter des Vorsitzenden der Mieteschlichtungskommission“ in Bergedorf gewählt. Wie alle Richter des Kaiserreichs wurde auch Rudolphi von der Justiz der Weimarer Republik in seinem Amt bestätigt.

Die Periode 1918/19 brachte für die Gesellschaft und Justiz große Umwälzungen mit sich: militärische Niederlage, Demobilisierung, ungünstige Friedensbedingungen, politische Polarisierung und Arbeitslosigkeit schufen eine Atmosphäre von Unsicherheit und gesellschaftlicher Krise. Ungeachtet dessen machte Walter Rudolphi Karriere: 1925 erfolgte seine Beförderung zum Oberamtsrichter in Bergedorf. Ein Jahr später war er bereits Oberlandesgerichtsrat beim Strafsenat des Hanseatischen Oberlandesgerichts, zu dessen



Aufgaben auch Fälle von Landes- und Hochverrat gehörten. Daneben war er seit 1923 Mitglied im Schlichtungsausschuss der Arbeitsbehörde Hamburg. 1927 war er zudem stellvertretender Vorsitzender des Landesarbeitsgerichts und zusätzlich Leiter der Mieteschlichtungsstelle und des Pachteinigungsamtes für die Stadt Bergedorf.

Drei Tage vor Heiligabend 1912 heiratete der 32-jährige Amtsrichter Walter Rudolphi die aus Bayern stammende Katholikin Erna, geb. Cramer. Seit 1913 ist eine Mitgliedschaft von Walter Rudolphi in der Hamburger Deutsch-Israelitischen Gemeinde dokumentiert. Das einzige Kind, die Tochter Felicitas, kam am 12. März 1918 in Bergedorf zur Welt. Wie ihre Mutter wurde sie römisch-katholisch getauft. Sie besuchte von Ostern 1928 bis zur Obersekunda Ostern 1935 die Luisenschule in Bergedorf, eine wissenschaftliche Oberschule für Mädchen, dann die Reinhardswald-Schule in Kassel-Land und ab Ostern 1936 die Staatliche Schule für Frauenberufe in Hamburg. Erna Rudolphi starb im Mai 1930 überraschend im Alter von 45 Jahren und wurde auf dem Bergedorfer Friedhof begraben.

Die juristische Karriere des 52-jährigen Walter Rudolphi endete abrupt durch die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten. Durch das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 wurden Beamtenrecht und richterliche Unabhängigkeit aufgehoben. „Nichtarische“ Beamte wurden entlassen. Am 5. August 1933 wurde Walter Rudolphi vom NSDAP-Justizsenator Rothenberger hiervon in Kenntnis gesetzt – das Schreiben enthielt weder Anrede noch Grußformel. Walter Rudolphi, der seinen Erholungsurlaub im August 1933 in Marienbad (Tschechien) verbrachte, bat bis zu seiner Zwangspensionierung am 1. Dezember 1933 um Urlaub, der ihm gewährt wurde. Mit ihm wurden die Richter Otto Arndt (Senatspräsident des Hanseatischen Oberlandesgerichts), Hans Beit, Franz Daus (Landgericht), Arthur Goldschmidt (Oberlandesgerichtsrat), Richard May (Oberlandesgerichtsrat) und Dr. Leopold Schönfeld (Landgerichtsdirektor) wegen ihrer jüdischen Abstammung in den Ruhestand versetzt. Eine Betätigung im Staatsdienst, egal in welchem Bereich, war den Entlassenen durch die NS-Gesetze untersagt.

Im Januar 1937 zog Walter Rudolphi von Bergedorf (Hochallee 6) nach Hamburg in die Oderfelder Straße 21. Im zweiten Stock des Hauses wohnte der ehemalige Stockfabrikant Robert Hirsch (1863-1942) mit seiner Ehefrau Baszion Hirsch, geb. Fliess (1875-1942). Beide zogen im Juni 1942 in die Agathenstraße 3, wo sie am 14. Juli 1942 gemeinsam Selbstmord begingen. Aus dem ersten Stock des Hauses Oderfelder Straße 21 wurde Mary Fraenkel, geb. Rendsburg (1873-1944), am 29. Oktober 1941 in die Hartungstraße 8, II. Stock, umquartiert und von dort am 19. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert. Ebenfalls im ersten Stock in der Oderfelder Straße 21 wohnte die langjährige Mieterin und



Zimmervermieterin Sophie Schwarz, geb. Verschleisser (1877-1944), die am 30. November 1941 ausquartiert und am 19. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert wurde.

Bis zu seiner Deportation bewohnte Walter Rudolphi mit seiner Tochter und einer Haushälterin eine geräumige Wohnung im Hochparterre des Hauses Oderfelder Straße 21. Die Wohnung hatte einen ovalen Musikraum mit zwei Flügeln, an denen Rudolphi und seine Tochter spielten. Nach dem staatlich organisierten Pogrom vom November 1938 war das öffentliche Leben der Juden völlig zum Erliegen gekommen. Die meisten Organisationen und Zeitungen wurden verboten. Kulturelle Darbietungen konnten nur noch in Privathäusern stattfinden. So lud Walter Rudolphi verschiedentlich Pianisten ein, die vor Freunden des Hauses spielten. Nach Aussagen von Gästen soll er selbst äußerst musikalisch und ein ausgezeichneter Klavierspieler gewesen sein. Beim Musizieren lernte er, jetzt verwitwet, seine spätere zweite Ehefrau Gerda Adler kennen. Auf der Straße pflegte Walter Rudolphi seine Tochter mit Handkuss zu begrüßen, ein Zeichen inniger Verbundenheit und einer Erziehung „alter Schule“ gleichermaßen.

In Harvestehude fand die hübsche Felicitas Rudolphi, genannt „Fetas“, Anschluss an dort wohnende Söhne und Töchter wohlhabender Kaufleute, Bankiers und Juristen „arischer Herkunft“. Um Tennis-, Hockey- und Segelvereine herum hatte sich eine lockere Clique gebildet, deren Mitglieder ihren Lebensstil an England orientierten, Swing-Musik vom Grammophon hörten (was einige von ihnen in Haft brachte) und nicht der staatlich verordneten Norm entsprachen. Sie stießen sich auch nicht an Felicitas Rudolphis „halbjüdischer“ Herkunft.

Zur Zeit der reichsweiten Pogrome am 9./10. November 1938 hielt sich Walter Rudolphi mit seiner Freundin Gerda Adler in Baden-Baden auf. Wahrscheinlich wohnten sie dort bei Freunden oder Bekannten, denn Jüdinnen und Juden war zu dieser Zeit bereits der öffentliche Besuch von See- und Kurbädern untersagt. Walter Rudolphi gehörte zu den rund 70 Personen, die von SS und Polizei in Baden-Baden verhaftet und anschließend in einem demütigenden Marsch zur Synagoge eskortiert wurden, wo bereits die SS wütete. Nachdem die kranken und über 60-jährigen Juden nach Hause entlassen wurden, blieben noch rund 50 Männer, die in ein Konzentrationslager verschleppt werden sollten. Gerda Adler gelang es, ihren Gefährten mit Hilfe der Katholischen Kirche, der ja seine Tochter wie auch seine verstorbene Ehefrau angehörten, freizubekommen. Über diese ersten Haft Erfahrungen schwieg Walter Rudolphi später. Nach außen war ihm wenig anzumerken, deutliche Spuren von Misshandlungen fehlten, lediglich an seinem Mantel fehlte ein Knopf. Für seine psychischen Verstörungen fand der 58- Jährige nur drei Worte: „Es war entsetzlich.“



Dennoch war er bereit, in Hamburg Ämter zu übernehmen, die ihn zwangsläufig in Kontakt mit den NS-Organisationen brachten. Nach der vom NS-Staat geforderten Neubildung im Jahre 1939 amtierte Walter Rudolphi zusammen mit Max Plaut (1901-1974) und Leo Lippmann (1881–1943) sowie John Hausmann (1941 emigriert) und Arthur Spier (1926-1940), dem Direktor der Talmud Tora Schule, als Vorstandsmitglied des Jüdischen Religionsverbandes, wie sich die Jüdische Gemeinde nun nennen musste. Eigenständig war sie auch nicht mehr, sondern ab Juli 1939 Zweigstelle der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“. Walter Rudolphi war Hauptverantwortlicher für die Bereiche Fürsorge und Gesundheitswesen, wozu die offene Fürsorge (Leiterin Martha Samson), Kleiderkammer (ehrenamtlicher Leiter Benno Hirschfeld), Werkstätten, Jugendfürsorge (Leiterin Fanny David [siehe: Fanny-David-Weg, in Bd. 2: Biographien: nach Frauen benannte Straßen von A bis Z]), Volksküche (Leiterin Lotte Gurwitsch) und geschlossene Anstalten (Leiter/in Massé) gehörten.

Hierbei war er auf ehrenamtliche Helfer/innen für einzelne Teilbereiche und Einrichtungen angewiesen. So gelang es ihm u. a., Franz Rappolt [siehe: Rappoltweg] (1870-1943), den ehemaligen Mitinhaber der renommierten Textilfirma Rappolt & Söhne, als Zuständigen für das ehemalige Israelitische Mädchen-Waisenhaus Paulinenstift (Laufgraben 37) zu gewinnen, der auch für die notwendigen, aber unpopulären Einsparungen bei den Altersheimen sorgen musste. Benno Hirschfeld (1879-1945), dessen bekanntes Bekleidungshaus Gebrüder Hirschfeld am Neuen Wall 1938/39 „arisiert“ worden war, richtete die Kleiderkammer für Bedürftige ein. Rappolt und Hirschfeld kannten sich noch aus ihrer Zeit als Inhaber bekannter Hamburger Firmen der Bekleidungsbranche. Auch Iwan van der Walde, bis zur „Arisierung“ Mitinhaber eines Familienunternehmens, soll in der Leitung des jüdischen Waisenhauses engagiert gewesen sein.

Zur Erledigung seiner Aufgaben durfte Walter Rudolphi weiterhin einen kleinen Personenwagen nutzen. Mit diesem brachten er und Gerda Adler fast jede Nacht Augentropfen und Essen in das Gefängnis „Hütten“ zu Felix Schönfeld (1869-1942) [wohnte Alsterufer 19], dem Vater von Gerda Adler. Erst nach der „Arisierung“ der Firma Benedict Schönfeld, die mexikanische, südamerikanische und ostasiatische Landesprodukte importierte und Waren aller Art in diese Regionen exportierte, wurde der ehemalige Firmeninhaber aus dem Gefängnis entlassen.

Die schwierige Stellung der jüdischen Verantwortlichen gegenüber dem NS-Staat verdeutlichte eine Notiz der Devisenstelle vom 22. Dezember 1939: „Der Jüdische Religionsverband und seine Einrichtungen werden von der Gestapo überwacht und sind dieser verantwortlich. Zu Leitern können nur solche Personen bestellt werden, die bei der Gestapo als vertrauenswürdig



gelten.“ Pflichtbewusst versah Walter Rudolphi die ihm übertragenen Aufgaben: „Ich beabsichtige nicht auszuwandern, sondern die Aufgaben zu erfüllen, die mir zugewiesen sind.“ Insbesondere in der Zeit zwischen dem Novemberpogrom 1938 und dem Beginn der Deportationen im Oktober 1941 wurde er als Leitungspersönlichkeit von den Gemeindemitgliedern und dem NS-Staat gebraucht.

Er übernahm Vorstandsposten in vier jüdischen Wohnstiftungen, im Israelitischen Krankenhaus sowie vom Amtsgericht Hamburg im Juli 1940 die Mitvormundschaft in Vermögensfragen für Lotte Haas. 1941 sollte er auf Wunsch von Franz Rappolt die Vormundschaft für dessen entmündigten Sohn Fritz übernehmen, falls dem Vater die Auswanderung gelänge, und im September 1941 wurde er zusammen mit Rudolf Herms, dem ehemaligen Inhaber des Bankhauses Jonas & Söhne (Neuer Wall 26/28), als Testamentsvollstrecker für Paul Salomon und Lucie Salomon, geb. Königswerther, eingesetzt, die gemeinsam Selbstmord begangen hatten. (...)

Ende April 1939 musste Walter Rudolphi einer „Vorladung“ der Devisenstelle Folge leisten und Steuerinspektor Willers dezidiert Auskunft über seine Vermögensverhältnisse geben. Noch im Dezember 1939 wurde trotz umfangreicher Vermögenswerte auf den Erlass einer „Sicherungsanordnung“ verzichtet. Um sein Vermögen zumindest teilweise vor dem Zugriff der Nationalsozialisten zu retten, überschrieb er am 2. Januar 1940 notariell seinen fünfzigprozentigen Anteil an einem Barmbeker Mietshaus (Stuvkamp 14) an seine Tochter Felicitas – das Haus wurde 1943 von Bomben zerstört. Die übrigen 50 Prozent gehörten dem Notar Wilhelm Grethe, der zusammen mit James Kauffmann (ehemals Cohn) eine Rechtsanwaltskanzlei in der Vierlandenstraße 6 (Bergedorf) unterhielt.

Felicitas Rudolphi musste dreimal zu Vernehmungen bei der Gestapo erscheinen; seit 1939 war sie als Fahrerin im Katastrophen- und Evakuierungseinsatz für Juden verpflichtet. Sie musste Kranke und Suizidopfer ins Israelitische Krankenhaus in der Johnsallee transportieren und ab 1941 auch „Ausrüstungsgegenstände“ zu den Deportationszügen fahren. Hierbei zog sie sich laut ärztlichem Gutachten einen Herzmuskelschaden zu.

Am 2. Juli 1942 wurde Walter Rudolphi verhaftet und ins Polizeigefängnis Fuhlsbüttel gebracht. Max Plaut erinnerte sich elf Jahre später an den konstruierten Vorwand der Verhaftung: Als Vorsitzender der Krankenhausverwaltung wurde Rudolphi Sabotage vorgeworfen, da das Israelitische Krankenhaus von einem Gemüsehändler eine Kiste Blumenkohl gekauft hatte.

Die Aufgabe des Jüdischen Religionsverbandes, der 1942 in die Reichsvereinigung eingegliedert wurde, war aus Sicht der NS-Machthaber nun



weitgehend erledigt. Der Ablauf der Deportationen nach Osteuropa funktionierte reibungslos. In dieser Situation waren auch Repräsentanten der Gemeinde von Deportationen bedroht. „Judenreferent“ Claus Göttsche von der Gestapo Hamburg entschied über ihr weiteres Schicksal. Am 10. Juli 1942 wurde Walter Rudolphi vorübergehend aus der Haft entlassen. Noch am 14. Juli 1942, einen Tag vor der angeordneten Deportation, heiratete der 62-jährige Walter Rudolphi standesamtlich die 23 Jahre jüngere Gerda Adler, geb. Schönfeld (geb. 1903). Ein höherer Gestapo-Mann hatte die langjährige Klavierpartnerin von Walter Rudolphi mit der Aussage zur Eheschließung genötigt, dass nur bei einer Heirat die Deportation von Walter Rudolphi nach Auschwitz verhindert werden könne.

Gerda Adler stammte aus einer wohlhabenden jüdischen Familie. Ihr Vater, Felix M. Schönfeld (Im- u. Exportfirma Benedict Schönfeld & Co. GmbH, 1872 gegründet), besaß die finanziellen Mittel, sie bei Ilse Fromm-Michaels [siehe: Ilse-Fromm-Michaels-Weg, in Bd. 2: Biographien: nach Frauen benannte Straßen von A bis Z] in Hamburg und Ursula Huber in Oker/Harz zur Pianistin ausbilden zu lassen. Nach dem Tod ihres Mannes Max Adler (1884-1929) lebte sie mit ihrer Tochter Renate (geb. 1925) in einer großen Wohnung am Loehrsweg 1 (Eppendorf). Die Wohnung musste sie Ende März 1942 gezwungenermaßen für einen SS-Mann räumen. In der Heimhuder Straße 70 (Rotherbaum) wurde ihr gemeinsam mit ihrer Tochter ein Zimmer im Jüdischen Gemeindehaus zugeteilt. Die Küche teilten sie sich mit einer anderen jüdischen Familie. Besuche von nichtjüdischen Personen in diesem Haus waren verboten, da es sich um ein Haus im Besitz der Jüdischen Gemeinde handelte, das nun als „Judenhaus“ in die Deportationsplanungen einbezogen wurde. Die Versteigerung ihrer Möbel und wertvollen Haushaltsgegenstände (u. a. ein Bechstein-Konzertflügel) aus der Wohnung Loehrsweg wurde staatlicherseits über das Auktionshaus Adolph L. Elsas abgewickelt und erbrachte 3500 RM.

Am 15. Juli 1942 wurde das frisch vermählte Ehepaar Rudolphi ins Getto Theresienstadt deportiert. Auch die Schwiegereltern Felix Schönfeld (1869-1942) und Anni Schönfeld, geb. Falk (1875-1943), sowie Felix' Schwester Franziska Corten, geb. Schönfeld (1864-1943), und ihre Tochter Rosa Corten (1886-1943) standen auf dieser Deportationsliste. Der für die Deportation eingesetzte Personenzug fuhr ohne Zwischenhalt. Im Getto Theresienstadt erhielt das Ehepaar Rudolphi eine Schlafstelle in einem kleinen Vorraum. Alle Zimmer waren heillos überbelegt. Beiden wurde Arbeit in der Magdeburger Kaserne zugeteilt.

Die Hamburger Wohnung und das Zimmer der Eheleute Rudolphi wurden versiegelt, der noch vorhandene Hausrat versteigert. Das Hanseatische Oberlandesgericht erkundigte sich zweieinhalb Monate nach der Deportation bei der Geheimen Staatspolizei Hamburg „ob und wann der Oberlandesgerichtsrat a. D. Walter Israel Rudolphi (...) evakuiert worden ist“. Nachdem die Gestapo



den Deportationstermin mitgeteilt hatte, stoppte die Oberjustizkasse die Rentenzahlungen und notierte: „Sein Vermögen ist zu Gunsten des Deutschen Reiches eingezogen worden.“ Felicitas Rudolphi musste die Wohnung verlassen und heiratete am 13. August 1942 den Techniker Hasso Ettlner, den sie von den Segeltörns der Harvestehuder Clique her kannte. Auch er stammte aus einer „privilegierten Mischehe“. Dreizehn Monate später wurde die von einer Verwandten später so bezeichnete „Freundschafts-Ehe“ wieder geschieden. Felicitas Rudolphi zog in die Colonnaden 5 zum Vetter ihrer Stiefmutter, Martin Heinrich Corten, dem Leiter des Israelitischen Krankenhauses und ab 1943 „Vertrauensmann“ der Rest-Reichsvereinigung der Juden in Deutschland.

Bis zu ihrer Befreiung verbrachte Gerda Rudolphi fast drei Jahre im Getto Theresienstadt, den Konzentrationslagern Auschwitz und Bergen-Belsen sowie in einer Munitionsfabrik in Salzwedel, einem Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme. Walter Rudolphi war am 23. Oktober 1944 zusammen mit seiner Ehefrau ins Vernichtungslager Auschwitz II deportiert worden. Für den Transport wurden Viehwaggons eingesetzt. Zu Essen gab es während der langen Fahrt nichts. In Auschwitz-Birkenau verliefen die Gleise durch das Torhaus und zwischen den Baracken hindurch bis zu den Gaskammern und Krematoriumsöfen. Die Türen der Viehwagen wurden aufgerissen und die Häftlinge in Eile zur „Selektion“ herausgetrieben. Der Lagerarzt und SS-Hauptsturmführer Josef Mengele nahm als einer von zwei Ärzten die Einteilung in arbeitsfähige Häftlinge und sofort zu Tötende vor.

Gerda Rudolphi kam in die Gruppe der jüngeren, arbeitsfähigen Gefangenen. Walter Rudolphi wurde bei dieser oder einer weiteren, kurz darauf stattfindenden „Selektion“ der Gruppe der Todeskandidaten zugeteilt. Am 30. Oktober 1944 wurde er mit Gas ermordet. Die Ehefrau sah von Weitem, wie Walter Rudolphi, schwach und benommen, von Ernst Haas (vermutlich der Hamburger Ex- und Importkaufmann Ernst Haas, geb. 8.6.1883 in Hamburg, deportiert am 19.7.1942 nach Theresienstadt, weiterdeportiert im Oktober 1944 nach Auschwitz) und Herbert Kauffmann untergehakt wurde. Gemeinsam gingen die drei in die Umkleidekabinen und von dort weiter die als Duschaum getarnte Gaskammer.

Gerda Rudolphi kehrte am 13. Juni 1945 gesundheitlich schwer gezeichnet nach Hamburg zurück. Bei der Befreiung wog sie nur noch 40 kg. Ihr späterer Ehemann Heinz Rodewaldt entgegnete dem Amt für Wiedergutmachung in einem Brief auf dessen ständige Anzweiflungen und Relativierungen: „Was wissen Sie von den Nächten der jagenden Angst, wenn meine Frau aufschreit und glaubt, von Gestapo und SS verfolgt und wieder vergewaltigt zu werden! – Was wissen Sie, welche Energien sie täglich und immer wieder braucht, um der Umwelt so zu erscheinen, wie sie es tut!“



Durch Misshandlungen waren ihr Verletzungen an Kopf und Kiefer zugefügt worden, ein Backenzahn wurde ausgeschlagen, es gab Verletzungen in der Nierengegend und einen Muskelriss am Gesäß. Auch wurden Versuche mit Blendungen der Augen vorgenommen. Im Winter 1944/45 hatte sie beim Apell nur leicht bekleidet in eisiger Kälte im Freien stehen müssen. Dabei zog sie sich Erfrierungen an der linken Hand zu. Sie wurde vergewaltigt und Opfer von Versuchen, bei denen ihr der Darm mit heißem Wasser vollgepumpt wurde. „Mehrere Leidensgefährtinnen sind unter fürchterlichen Qualen hierbei zugrunde gegangen“, schrieb der Ehemann.

Ein ärztliches Gutachten des Allgemeinen Krankenhauses Langenhorn aus dem Jahre 1951 versuchte die psychischen Auswirkungen aufzuzeigen: „Es ist wohl rückblickend dem starken Lebenswillen, unterstützt von starker persönlicher Diszipliniertheit, zuzuschreiben, dass sie nicht nur diese Zeit überstanden hat, sondern heute wieder körperlich und als Mensch ein sozial gut geordnetes Leben führt. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, dass nicht nur die zahlreich festgestellten Restzustände (s. Befundschilderung) in ihrer Summe eine körperliche Behinderung darstellen, sondern dass diese 3 Jahre mit ihrer nervlich/seelischen Belastung (ständige Angst vor körperlicher Züchtigung, Hunger, Vergasung des Ehemannes vor ihren Augen, Vergewaltigung) zu einer Veränderung der Gesamtpersönlichkeit geführt haben, die irreversibel ist und sich unter unsere üblichen klinisch/diagnostischen Begriffe nicht kategorisieren lässt.“

Walter Rudolphs Tochter Felicitas lebte noch bis 1956 in Hamburg, zeitweilig war sie auf Unterstützung angewiesen. Ab 1948 arbeitete sie als Sprechstundenhilfe bei dem Arzt Martin Heinrich Corten. Sie verstarb 1962 in München im Alter von 43 Jahren. (...)

Text: Björn Eggert, Text entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 522-1, Jüdische Gemeinden, 92b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielmann unter Mitarbeit von Paul Flamme. Hamburg 1995; Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bd. I-IV, herausgegeben vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006; StaH, 241-1 I (Justizverw. I), 1645 (1933); StaH 241-2 (Justizverw., Personalakten), A 1188 (1902-1969); StaH 314-15 (OFP), R 1939/2530; StaH 331-1 II (Polizeibehörde II), Abl. 15 v. 18.9.1984, Bd. 2 („Schutzhaft“); StaH, 332-5 (Standesämter), 1967 u. 1/2359 (Geburt Rudolphi, 1880); StaH 332-8 (Alte Einwohnermeldekartei 1892-1925); StaH 351-11 (AfW), 4681 (Walter Rudolphi); StaH 351-11 (AfW), 120318 (Felicitas Rudolphi); StaH 351-11 (AfW), 141203 (Gerda Rodewaldt, verw. Rudolphi); StaH, 356-1 (Demobilmachungskommissar, 1923), Signatur 19, Bd. 30 (Rudolphi); StaH (Lesesaal), Bürger-Register 1845-1875, L-R (Moritz Israel Rudolphi). FZH/WdE 177; FZH/WdE 190; Stiftung Warburg Archiv (SWA), Akte „Warburg Sekretariat Hamburg, 1941“ (Robert Solmitz



an Fritz Warburg, 16.4.1941); Universitätsarchiv Rostock, handgeschriebener Lebenslauf von 1901. Erzbistum Hamburg, Diözesanarchiv, E-Mail vom 26.6.2009 (Erna Rudolphi, geb. Cramer); Kultur- & Geschichtskontor der Initiative zur Erhaltung historischer Bauten e.V./Bergedorf, 2010 (Straßenumbenennungen); Briefe von Franz Rappolt an seinen Sohn Ernst Rappolt in den USA, 1940-1941, Privatbesitz; Adressbuch (AB) 1870, 1882, 1885, 1887, 1890, 1896 (Moritz Rudolphi); TB 1906, 1907, 1910-1912, 1914, 1920, 1930, 1933-1941; Hamburgisches Staatshandbuch 1903, 1905, 1910, 1914, 1921, 1925. Gräberkartei Jüdischer Friedhof Ohlsdorf; Leo Lippmann: Mein Leben und meine amtliche Tätigkeit (hrsg. von Werner Jochmann), Hamburg 1964, S. 55 (Studium Uni München); Heiko Morisse: Jüdische Rechtsanwälte in Hamburg. Ausgrenzung und Verfolgung im NS-Staat, Hamburg 2003, S. 139 (Kauffmann); Curt Rothenberger (NS-Justizsenator): Das Hanseatische Oberlandesgericht, Hamburg 1939, S. 318; Ursel Hochmuth/Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933-1945, Frankfurt a.M. 1969, S. 205, 230; Wilhelm Mosel: Wegweiser zu ehemaligen jüdischen Staetten in Hamburg, Heft 1, Hamburg 1983, S. 74/75 (m. Abb.), Heft 2, Hamburg 1985, S. 15, 53, Heft 3, Hamburg 1989, S. 42, 126; E. G. Löwenthal: Bewährung im Untergang – Ein Gedenkbuch, Stuttgart 1965, S. 191; Horst Göppinger: Juristen jüdischer Abstammung im ‚Dritten Reich‘ – Entrechtung und Verfolgung, München 1990, S. 257; Wilhelm-Gymnasium Hamburg 1881-1956, Hamburg 1956, S. 114; Ina Lorenz (Hrsg.): Zerstörte Geschichte – Vierhundert Jahre jüdisches Leben in Hamburg, Hamburg 2005, S. 199; Angelika Schindler: Der verbrannte Traum. Jüdische Bürger und Gäste in Baden-Baden, Bühl-Moog 1992, S. 130-134 (Novemberpogrom); Hamburgs Handel und Verkehr: Illustriertes Export-Handbuch der Börsenhalle 1912/14, Hamburg, S. 130 (Benedict Schönfeld & Co.); Gespräch mit Herrn K. H. (Hamburg), Juni 2009; Gespräch mit Herrn H. H. (Hamburg) sowie Fotoabzug, Juni 2009.

- **Walter-Schmedemann-Straße**, *Langenhorn (1980)*: *Walter Schmedemann (1901-1976), Senator*. Verhaftung 1934. Verurteilt zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus. Nach der Haftverbüßung in das KZ Sachsenhausen gebracht, dort bis Oktober 1938. Mit Kriegsbeginn 1. September 1939 bis 11. November 1939 erneut im KZ Sachsenhausen. Er überlebte. Später dann zweiter Bürgermeister von Hamburg und Gesundheitssenator. Siehe auch: Fritz-Solmitz-Weg.
- **Walter-Schüler-Weg**, *Niendorf (1948)*: *Dr. Walter Schüler (1899-1945), Rechtsanwalt aus Niendorf, für die Gemeinde auf vielfacher Weise tätig. Opfer des Nationalsozialismus*. Stolperstein: Siemersplatz 4.

Walter Jacob Schüler stammte aus einer pommerschen Ärztfamilie: Großvater Hermann Schüler (1831-1904) und Vater Paul Schüler (1862-1927) waren promovierte Mediziner. Beide führten den Titel eines Sanitätsrates und arbeiteten als praktische Ärzte.

1898 heiratete der gebürtige Kolberger Paul Schüler die Hamburgerin Jane Hess (1874-1944), deren Vorname englisch ausgesprochen wurde. Sie war das älteste



von vier Kindern des Kaufmanns, Hamburger Bürgers und Besitzers einer Zigarrenfabrik, Jacob Hess (1841-1894), und das einzige Kind aus seiner ersten Ehe mit Flora, geb. Michael (1852-1876). In zweiter Ehe war er mit deren zwei Jahre jüngerer Schwester Pauline Michael verheiratet. Familie Hess lebte spätestens seit 1892 in der Oberstraße 6 und behielt diese Wohnadresse auch nach dem frühen Tod von Jacob Hess im Jahre 1894 bei.

Die Eheleute Paul und Jane Schüler legten ihren jüdischen Glauben ab und traten der evangelisch-lutherischen Kirche bei. Ihre Söhne Walter und Erich, 1899 und 1902 in Lokstedt geboren, das damals eine preußische Gemeinde war, wurden evangelisch getauft. Seit 1893 wohnte die Familie mit einer Hausangestellten in einem Einzelhaus der Hesterstraße 2 in Lokstedt. (1919 wurde die Adresse in Siemersplatz 2 umbenannt und später noch einmal in Siemersplatz 4 geändert.) Durch die Straßenbahnlinie 2 war Lokstedt mit den Hamburger Stadtteilen Rotherbaum und Neustadt verbunden.

Walter Schüler besuchte das renommierte Wilhelm-Gymnasium im Hamburger Stadtteil Rotherbaum, das er Weihnachten 1917 mit dem Reifezeugnis verließ. Wenige Tage später wurde er, wie rund 40 weitere Männer aus Lokstedt, zum Krieg eingezogen. Als Musketier des in Hamburg stationierten Infanterie-Regiments 76 nahm er an der Westfront an Kämpfen teil. Bis Januar 1919 war er Soldat (dafür erhielt er nachträglich im Januar 1935 das „Ehrenkreuz für Frontkämpfer“). Danach entschied er sich für ein Jura-Studium und trat der konservativen Deutschen Volkspartei (DVP) bei, die 1919 gegründet worden war und in Hamburg von 1924 bis 1932 zusammen mit der SPD und DDP die Regierung bildete.

Sein jüngerer Bruder Erich (Jg. 1902) absolvierte nach dem Besuch des Heinrich-Hertz-Realgymnasiums in Hamburg-Winterhude (1911-1919) im Jahre 1920 eine Lehre bei einer Hamburger Im- und Exportfirma, für die er ab Mitte oder Ende der 1920er-Jahre als Kaufmann nach Tokio ging.

Der ersten juristischen Prüfung von Walter Schüler folgte die Aufnahme als Referendar beim Amtsgericht Altona. Im März 1924 promovierte er über „Die Handhabung der Interpellation im Reichstage“ an der Christian-Albrechts-Universität Kiel, womit er sein politisches Interesse unterstrich. Nach bestandener großer Staatsprüfung wurde Walter Schüler 1926 beim Kieler Oberlandesgericht zum Assessor ernannt. In den folgenden vier Jahren war er über längere Zeit in Altona tätig: beim Amtsgericht für Rechtshilfe- und Grundbuch-Angelegenheiten, beim Landgericht als Hilfsrichter und bei der Staatsanwaltschaft. 1929 erhielt Walter Schüler die Zulassung als Rechtsanwalt für das Amts- und Landgericht der preußischen Stadt Altona. Im gleichen Jahr



ließ er sich, mit 30 Jahren, als Rechtsanwalt mit eigener Praxis im elterlichen Haus am Siemersplatz nieder.

(...) In den frühen 1930er-Jahren wurden Teile des Siemersplatzes durch dunkelrote Klinkerbauten neu gestaltet. Im Parterre des Hauses Siemersplatz 4 befand sich die Wohnung und Kanzlei von Walter Schüler; seine Mutter wohnte im 1. Stock. Vermutlich um 1930 war Walter Schüler in der DVP aktiv, soll sich aber bereits vor 1933 aus der Politik zurückgezogen haben. Bei der Hamburger Bürgerschaftswahl vom 8. März 1933 versuchte die DVP mit der Parole „Wir fechten auch unter schwarz-weiß-rot“, ihr konservativ-nationalistisches Profil herauszustellen – allerdings ohne großen Erfolg.

Am 12. April 1933 beschlossen die Vorstandsgremien den kollektiven Übertritt des Hamburger DVP-Landesverbandes zur NSDAP. Der demokratisch gewählte Gemeinderat von Groß-Lokstedt wurde am 22. März 1933 durch einen nationalsozialistisch dominierten Gemeinderat ersetzt. Dem Bürgermeister Johannes Wohlers (1877-1954) wurden nun nationalsozialistische Beigeordnete zur Seite gestellt; der Architekt Arthur Timm aus Schnelsen wurde NSDAP-Ortsgruppenleiter von Groß-Lokstedt. Die DVP, die Partei von Gustav Stresemann [siehe: Stresemannallee und Stresemannstraße] und die politische Heimat von Walter Schüler löste sich am 27. Juni 1933 gezwungenermaßen selbst auf.

Die „Machtergreifung“ der NSDAP am 30. Januar 1933 hatte für Walter Schüler kein sofortiges Berufsverbot zur Folge. Als ehemaliger Frontsoldat durfte er nach dem April 1933 zunächst weiterhin als Rechtsanwalt tätig sein. Allerdings sah er sich im Juli und August 1933 zwei juristischen Verfahren ausgesetzt, die seinen Ruf beschädigen und seine Berufsausübung behindern sollten – beide Verfahren mussten eingestellt werden, da die Vorwürfe konstruiert und haltlos waren.

Privat hatte diese düstere Zeit für Walter Schüler auch einige Lichtblicke: Am 12. Oktober 1934 heiratete er Margarete Fischer, (geb. 1907 in Berlin-Schöneberg), Nichtjüdin und Tochter des ehemaligen Hamburger Oberpostdirektors Martin Fischer (1867-1929). Ihre Hochzeitsreise verbrachten sie 1935 in Italien. Im März 1940 wurde der gemeinsame Sohn geboren. Die Familie hatte nach den von NS-Ideologen entworfenen rassistischen Kategorien nun den Status einer „privilegierten Mischehe“. Walter Schülers seit 1939 bestehende Zwangsmitgliedschaft in der Reichsvereinigung der Juden bzw. deren Zweigstelle, der Jüdischen Gemeinde Hamburg, wurde nach der Geburt des Sohnes aufgehoben.

Walters Bruder Erich Schüler befand sich schon nicht mehr in Deutschland: Er siedelte von Japan in die USA über, am 24. September 1937 fuhr er an Bord der



S.S. „President Coolidge“ von Yokohama nach Los Angeles (Ankunft 10.10.1937). Am 11. April 1945 wurde er US-Bürger.

Ab 1. Dezember 1938 war auch Walter Schüler vom Berufsverbot betroffen. Mit der „5. Verordnung zum Reichsbürgergesetz“ vom 27. September 1938 legte der NS-Staat fest, dass jüdische Rechtsanwälte, die nun als „jüdische Konsulanten“ galten, ausschließlich mit der Vertretung von jüdischen Personen und Firmen zu betrauen waren. Ein Antrag auf Zulassung als „Konsulent“ war für jüdische Rechtsanwälte die einzige Möglichkeit, ihren Beruf weiter auszuüben – gegen Gebühr. Bei Walter Schüler summierten sich diese Zwangsabgaben in viereinhalb Jahren auf rund 20.000 RM. Gegen seinen Antrag auf Zulassung als „Konsulent“ hatten weder Geheime Staatspolizei noch der Präsident der Rechtsanwaltskammer Bedenken.

Lediglich der von 1937 bis 1945 amtierende Hamburger Landgerichtspräsident Ferdinand Korn versuchte mit einer bewusst herabsetzenden schriftlichen Äußerung im Sinne der NS-Ideologie die Ernennung zu verhindern. Deshalb wurde Schüler nur vorläufig für Dezember 1938 und Januar 1939 als „Konsulent“ zugelassen und sein Antrag am 31. Januar 1939 „namens des Herrn Reichsministers der Justiz“ abgelehnt. (Ferdinand Korn, seit 1933 Mitglied der NSDAP, des Nationalsozialistischen Kraftfahrer-Korps [dort Obersturmführer] und des NS-Rechtswahrerbundes [dort Unterabschnittsleiter] wurde 1949 in einem Entnazifizierungsverfahren endgültig als „unbelastet“ eingestuft).

Es gelang Walter Schüler immerhin noch, als „wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“ bei einem anderen Hamburger „Konsulenten“ (vermutlich bei Siegfried Urias) Arbeit zu finden. Am 19. April 1939 erhielten er und Albert Holländer dann doch die unbefristete Zulassung als „Konsulenten“, Walter Schüler für den vakanten Bereich der Landgerichtsbezirke Hamburg, Bremen, Oldenburg, Verden, Stade, Aurich, Emden und den Amtsgerichtsbezirk Thedinghausen. Für diesen Verwaltungsakt wurden 20 RM in Rechnung gestellt.

Das Büro von Walter Schüler am Jungfernstieg 24 / Ecke Große Bleichen, im 4. Stock hatte Siegfried Urias bis zu seiner Emigration im April 1939 geführt. Lotte Heller war bis zu ihrer Emigration als Büroangestellte bei Walter Schüler tätig. Ab 30. Januar 1940 wurde er außerdem von dem ehemaligen Richter Paul Dahns als „rechtskundiger Hilfsarbeiter“ unterstützt, der bis zum 30. Dezember 1939 bei dem „Konsulenten“ Edgar Haas tätig gewesen war. Am 16. Dezember 1941 wurde eine ebensolche Genehmigung für den ehemaligen Rechtsanwalt Richard Schwabe (1894-1978) ausgestellt.

Zu den Aufgabengebieten von Walter Schüler zählten die Verwaltung der Restvermögen von Emigranten und Verstorbenen, „Pflegschaften aus der



Polenaktion vom Oktober 1938“ und von Heiminsassen sowie Testamentsvollstreckungen. Ergänzend führte Walter Schüler im März 1940 an: „Außerdem habe ich von einigen Personen, die sich zur Zeit in Haft befinden und in der Verwaltung ihres Vermögens behindert sind, Bankvollmacht.“ Als sein Klient Franz Emil Levi (1898-1941), verurteilt wegen „Rassenschande“ und Vergehen gegen das Waffengesetz, im November 1941 im Zuchthaus Neusustrum/ Ems verstarb, musste er für diesen die reduzierten Strafvollstreckungskosten begleichen. Seine Klientin Alice Insel war bereits am 23. September 1940 aus der Heil- und Pflegeanstalt Langenhorn in die Tötungsanstalt Brandenburg verlegt worden.

Die weiteren Maßnahmen gegen Walter Schüler beinhalteten steuerliche Benachteiligungen wie den Wegfall von Freigrenzen, ungünstige Steuergruppe, erhöhte Einkommenssteuer. Auch wurde seinem kleinen Sohn bei einer Erkrankung die notwendige medizinische Versorgung verweigert.

Im Juli 1941 wurde Walter Schüler wegen „fahrlässigen Nichtführens des Vornamen ‚Israel‘ im öffentlichen Fernsprechbuch“ zu einer Geldstrafe von 20 RM und Übernahme der Verfahrenskosten verurteilt. Die Reichspostdirektion Hamburg hatte am 27. Februar 1941 der Staatsanwaltschaft beim Landgericht mitgeteilt, dass Walter Schüler einen Fernsprecheintrag ohne den vorgeschriebenen zwangsweisen Namenszusatz „Israel“ habe. Daraufhin wurde Walter Schüler für den 20. Mai beim Polizeirevier 13 in Hamburg-Lokstedt in der Sottorfallee (bis 1938: Hochallee 7) vorgeladen, wo ein Protokoll aufgenommen wurde. Bis September 1942 war gegen das Eigentum von Walter Schüler noch keine „Sicherungsanordnung“ erlassen worden, „da kein nennenswertes Vermögen vorhanden ist. Zahlungen für Schüler können daher unmittelbar auf sein freies Girokonto bei der Dresdner Bank in Hamburg überwiesen werden.“ Dieses Antwortschreiben der Devisenstelle Hamburg auf eine Anfrage des Finanzamtes Quakenbrück verdeutlicht das dichte Netz der finanziellen Überwachung und Reglementierung von „Juden“.

Mit der Auflösung der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ am 10. Juni 1943 endete auch die Tätigkeit der meisten „Konsulenten“.

Walter Schüler blieb aufgrund seiner „privilegierten Mischehe“ einstweilen von der Deportation verschont. Aber wie allen noch zurückgestellten Juden drohte ihm diese, wenn ihm ein tatsächliches oder vermeintliches Vergehen zur Last gelegt wurde. Dennoch soll sich Walter Schüler im Sommer 1943 in einer Bremer Privatwohnung zu einer Gesprächsrunde getroffen haben, die sich über die politische Lage austauschte. Die Gruppe wurde am 20. oder 22. Juli 1943 von der Bremer Gestapo verhaftet. Walter Schülers Haftunterlagen sind nicht erhalten. Vermutlich wurde er von Bremen nach Berlin überführt, dort verhört und



rund zehn Wochen interniert. Jedenfalls wurde Walter Schüler am 9. Oktober 1943 in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert, wo er fortan als Häftling 156499 geführt wurde.

Der „Konsulent“ Edgar Haas (1877-1946) wurde nun vom Präsidenten des Hanseatischen Oberlandesgerichts zum rechtlichen Vertreter von Walter Schüler ernannt; er war einer von drei „jüdischen Konsulenten“, die bis zum Ende der NS-Zeit tätig waren. Margarethe Schüler bemühte sich umgehend bei der Gestapo in Bremen um die Freilassung ihres Mannes. Dort verwies man sie an die Kollegen in Berlin, wohin Walter Schüler wohl überstellt worden war. Auch in Berlin wurde sie vorstellig. Statt den Fall zu prüfen, versuchte die Gestapo Berlin jedoch lediglich, Margarethe Schüler zur Scheidung zu bewegen, was sie ablehnte.

Am 5. November 1943 – Walter Schüler befand sich bereits seit fünf Wochen in Auschwitz – schrieb der Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichts, Albert Schmidt-Egk (seit 1937 Mitglied der NSDAP), an den Reichsjustizminister: „Im Hinblick auf das dem jüdischen Konsulenten zur Last gelegte Verhalten ist sein Verbleiben in seiner Berufsstellung nicht möglich und der Widerruf seiner Zulassung gerechtfertigt. Eine Anhörung des Dr. Schüler ist unter den gegebenen Umständen untunlich.“ Albert Schmidt-Egk beließ es bei zwei belanglosen Sätzen. Die Deportationen fielen in den Zuständigkeitsbereich der Geheimen Staatspolizei, die mit der Verschleppung von Walter Schüler bereits Fakten geschaffen hatte. Walter Schüler gelang es, fünfzehn Monate in Auschwitz zu überleben. Möglicherweise musste er in Auschwitz III (Monowitz) bei den dort angesiedelten Unternehmen Zwangsarbeit leisten.

Eine letzte Nachricht von ihm kam am 10. Dezember 1944 aus dem Vernichtungslager Auschwitz Block 9a. Körperlich bereits stark geschwächt, wurde er im Januar 1945 zusammen mit rund 100.000 Häftlingen vor der anrückenden Roten Armee nach Westen „evakuiert“. Die SS-Wachmannschaften verbrannten vor ihrer Flucht die Lagerkartei und die Transportlisten, sprengten die Krematorien und zündeten die Magazine mit den geraubten Habseligkeiten der Häftlinge an. Am 18. Januar 1945 wurde Walter Schüler bei großer Kälte in einem überfüllten Viehwaggon per Eisenbahn in das Nebenlager Ebensee des KZs Mauthausen (Österreich) überstellt und erhielt dort die Häftlingsnummer 121347. Zwei Monate später, am 29. April 1945, starb der 44-jährige Walter Schüler in Mauthausen. An diesem Tag wurde das weiter westlich gelegene KZ Dachau von amerikanischen Einheiten befreit, wenige Tage später auch die KZ Mauthausen und Ebensee.

Am 24. März 1943 war Walter Schülers 69-jährige Mutter Jane Schüler aus ihrer Hamburger Zwangsunterkunft in der Beneckestraße 6 ins Getto Theresienstadt



deportiert worden. Am 15. April 1944 wurde sie von dort ins Vernichtungslager Auschwitz überführt und vermutlich unmittelbar nach ihrer Ankunft ermordet.

Der unverheiratete 74-jährige Onkel Alfred Schüler (geb. 25.7.1868 in Kolberg/Pommern), der als Kaufmann in Berlin gelebt hatte, wurde am 24. Juli 1942 von dort ins Getto Theresienstadt deportiert und am 26. September 1942 ins Vernichtungslager Treblinka gebracht. Das Amtsgericht Berlin erklärte ihn später auf den 31. Dezember 1942 für tot. (...) 1953 wurde der Antrag der Witwe auf Erstattung der Abgabe für „Konsulenten“ abgelehnt, da „die Ausgleichs-abgabe nach hiesiger Rechtsprechung kein feststellbarer Vermögensgegenstand ist und deshalb kein Schadenersatz im Rückerstattungsverfahren verlangt werden kann“.

Text: Björn Eggert, Text: entnommen stolpersteine-hamburg.de

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 522-1, Jüdische Gemeinden, 92b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme. Hamburg 1995; Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bd. I-IV, herausgegeben vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006; StaH, 213-11 (Staatsanwaltschaft Landgericht), 5412/41 („Fahrlässiges Nichtführen des Vornamen Israel“, 1941); StaH 213-13 (Wiedergutmachungsamt beim Landgericht Hamburg), Z 5067 (9 Seiten); StaH 221-11 (Staatskommissar für die Entnazifizierung), L 1318 (Ferdinand Korn); StaH 221-11 (Staatskommissar für die Entnazifizierung), Z 2754 (Albert Schmidt-Egk); StaH 241-2 (Justizverwaltung), A 3559 (mit Passfoto); StaH 314-15 (OFP), R 1940/146; StaH 314-15 (OFP), R 1941/168; StaH 351-11 (AfW), Eg 110899 (Walter Schüler); StaH 522-1 (Jüdische Gemeinde), Abl. 1993, 41 (Kartei M-Z, 1943); StaH 332-8 (Alte Einwohnermeldekartei), Dr. Paul Schüler, Jane Hess, Pauline Hess, Jacob Hess; StaH 621-1 (Klientenakten Schüler), Vorbemerkung Staatsarchiv. Bundesarchiv Berlin, Bestand R 8150/2a (Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, Meldung Bezirksstelle Nordwestdeutschland), pag. 166 (Deutschblütige Hausangestellte bei Juden, ohne Datum); Archiv Heinrich-Hertz-Gymnasium, Schülerkarte Erich Schüler; Yad Vashem, Kopie der Häftlings-Personal-Karte aus Mauthausen; Adressbuch (AB) Hamburg, Anhang Altona 1913, 1920; AB 1943 (Abt. IV – Straßenverzeichnis); AB Berlin 1920 (Alfred Schüler); Ursula Büttner/Werner Jochmann: Hamburg auf dem Weg ins Dritte Reich, Hamburg 1985, S. 63/64 (DVP); Heiko Morisse: Jüdische Rechtsanwälte in Hamburg – Ausgrenzung und Verfolgung im NS-Staat, Hamburg 2003, S. 159 (mit Passfoto); Curt Rothenberger (NS-Justizsenator): Das Hanseatische Oberlandesgericht, Hamburg 1939, S.110 (Ferdinand Korn); Horst Grigat: Hamburg-Lokstedt von der Steinzeit bis zum Jahre 2000, Hamburg 1999, S. 102, 120, 132, 301, 402, 637, 639; Martin Gilbert: Endlösung – Die Vertreibung und Vernichtung der Juden – Ein Atlas, Reinbek bei Hamburg 1982, S. 215, 230; Horst Beckershaus: Die Hamburger Straßennamen, Hamburg 1997, S. 374 (Walter-Schüler-Weg), S. 332 (Siemersplatz); www.ancestry.de (Erich Schüler; eingesehen 13.4.2009); Telefongespräche mit U.S. (Hamburg), März u. August 2010.



- **Waltershofer Brücke**, *Waltershof (1911): nach der Lage im Waltershofer Hafen. Ursprung des Namens, siehe: Waltershofer Damm.*
- **Waltershofer Damm**, *Waltershof (1927): nach dem Senator Walter Beckhoff (1663-1768). Ihm zu Ehren wurden 1788 die beiden Elbinseln Griesenwerder und Rugenbergen Waltershof genannt.*
- **Waltershofer Höft**, *Waltershof (1910: nach der Lage an der Nordwestspitze des Waltershofer Hafens, Ursprung des Namens siehe: Waltershofer Damm*
- **Waltershofer Straße**, *Waltershof (1951), von Hausbruch über Moorburg in Richtung Waltershof. Ursprung des Namens, siehe: Waltershofer Damm.*
- **Walther-Kunze-Straße**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1984): Walther Kunze (1898-1977), Bezirksamtsleiter von Altona.*
- **Walther-Malhau-Stieg**, *Wandsbek (1973): Walther Malhau (1902-1970), Pastor an der Kreuzkirche.*
- **Wandbereiterbrücke**, *HafenCity (1903): nach den Wandbereitern = Amt der Wandbereiter (Tuchmacher).*
- **Wandrahmsfleetbrücke**, *HafenCity (1900), siehe: Alter Wandrahm.*



- **Wandrahmsteg**, *Altstadt (1962)*, siehe: Alter Wandrahm.
- **Wandsbeker Königstraße**, *Wandsbek (1950)*: als Erinnerung an den dänischen König Christian VIII. Er kam anlässlich des Besuches in Wandsbek durch diese Straße.
- **Warburgstraße**, *Rotherbaum (1947)*: Max Warburg (1867-1946), Bankier. Sara Warburg führte zwanzig Jahre die Geschäfte des Bankhauses Warburg. Ihr Nachfolger war Max M. Warburg.

Siehe auch: Anita-Rée-Straße, Beim Schillingstift, Elsa-Brändström-Straße, Beim Schillingstift, Gordonkehre, Wohlwillstraße, in Bd. 2.

Max Warburg war verheiratet mit **Alice, geb. Magnus** (1873-1960). Das Paar hatte fünf Kinder. Die Familie wohnte in der Kösterbergstraße 26.

Schon vor 1933 war der Antisemitismus weit verbreitet. 1923 z. B. wurde der Warburg-Bank „so massiv gedroht, dass (..) offiziell die Bewaffnung von acht Angestellten genehmigt wurde“.

Gleich nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten musste Max Warburg wegen seiner jüdischen Herkunft aus dem Aufsichtsrat der Reederei der HAPAG ausscheiden. Auch wurde ihm, der wegen seiner Verdienste um den Verein für Hamburgische Geschichte den Status eines „lebenslänglichen Mitglieds“ verliehen bekommen hatte, 1938 die Mitgliedschaft aberkannt. Max Warburg, der Vorsitzender des Hilfsvereins der deutschen Juden war, konnte in der NS-Zeit bis 1938 über 75.000 jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger zu Emigration verhelfen. Er selbst emigrierte mit seiner Frau 1938 in die USA. Zuvor hatte er seinen Direktorposten in der Warburgbank aufgeben müssen.

Quellen:

1) Katrin Schmersahl: Hamburger Elbblicke. Die Geschichte der Parks, Landhäuser und Familien entlang der Elbchaussee. Hamburg 2012, S. 307.

Ergänzung um: Sara Warburg (1805 – 10.10.1884 Hamburg), Bankbesitzerin und Großmutter von Max Moritz Warburg. 1798 gründeten die Brüder Moses Marcus und Gerson Warburg die Privatbank „Warburg“ mit Sitz in der Peterstraße 227. 1805 wurde Sara Warburg, die einzige Tochter von Moses Warburg und seiner Frau Rosa Abrahamson geboren. 1824 heiratete sie ihren Vetter zweiten



Grades, Abraham Samuel Warburg. Das Paar bekam sechs Kinder. 1831 übernahm Sara Warburg zusammen mit ihrem Ehemann die Leitung des Bankhauses, das seinen Sitz ein Jahr später in die 2. Marktstraße 131 (ab 1834 wegen Änderung der Hausnummerierung: Nr. 22) verlegte. Nach seinem Tod im Jahre 1856 wurde sie alleinige Geschäftsführerin. Die Bank hatte da schon seit 1853 ihren Sitz am Neuen Wall 36. Die Marktstraße 22 blieb das Wohnhaus der Familie Warburg.

Als Hamburg sich 1857/58 in einer schweren finanziellen Krise befand, rettete Sara Warburg die Stadt vor dem Bankrott. Sie nutzte erfolgreich ihre verwandtschaftlichen Beziehungen für einen Kredit bei der Österreichischen Nationalbank und erreichte, dass im Dezember 1857 ein Eisenbahnzug mit Silberbarren im Wert von drei Millionen Talern in Hamburg eintraf, womit sie der bankrotten Hansestadt wieder Kreditwürdigkeit verschaffte. Acht Jahre später, im Jahre 1865, übergab sie die Bank an ihre beiden Söhne Siegmund und Moritz und kaufte sich ein Haus an der Rothenbaumchaussee 49.

Sara Warburg hatte ein sehr geschicktes Händchen auf dem Gebiet der Heiratspolitik. „Allgemein galt es für Hamburger Kaufleute, den Besitz durch Heirat zu festigen, besser noch zu vergrößern, weswegen die wenigen reichen Kaufmannsfamilien auch alle miteinander verwandt waren. Über die Heirat ihrer Söhne stellte Sara Warburg wichtige Verbindungen in die international agierende Finanzwelt her: Moritz, der spätere Besitzer des Kösterbergs, heiratete Charlotte Oppenheim (1842-1921), Tochter eines Goldschmieds und Juwelenhändlers in Frankfurt a. M., und sein Bruder Siegmund heiratete die Tochter eines russischen Großindustriellen, der familiäre Bindungen zu einem führenden Bankhaus in Russland hatte.“ 1)

Sara Warburgs Enkel Max, nach dem die Straße benannt wurde, war verheiratet mit Alice, geb. Magnus (1873-1960).

Eine Schwägerin von Max Warburg war **Anna Warburg**, geb. Warburg (27.12.1881 Stockholm – 8.6.1967 im Kibbuz Nezer Sereni, Israel).

Nach Anna Warburg ist die berufliche Schule für Sozialpädagogik in Hamburg-Niendorf benannt. Auf der website dieser Schule ist ein Porträt von Anna Warburg nachzulesen. (www.anna-warburg-schule.de) Hieraus Ausschnitte. „Anna Beata Warburg ist in Stockholm am 27.12.1881 als dritte von vier Töchtern geboren. Ihre Mutter, Ellen Josephson, stammte aus einer jüdischen Familie in Schweden. Ihr Vater, Siegfried Warburg, hatte früh seine Eltern verloren und kam als Textil-Kaufmann nach Schweden, wo er seine spätere Frau kennenlernte. Der Vater starb in jungen Jahren und die Mutter musste sich alleine um die vier Töchter und das Textil-Geschäft kümmern. Sie schaffte es bei all dem ihren Töchtern eine Menge beizubringen und ihnen eine gute Erziehung mitzugeben.“ 2) Ihr



Schlüsselerlebnis, um Kindergärtnerin zu werden, hatte Anna Warburg im Alter von 14 Jahren, als sie das Jugendbuch „Patsy“ gelesen hatte, das von der Fürsorge für ein – wie es damals hieß – verkrüppeltes Kind handelte. In Stockholm besuchte Anna Warburg entsprechende Kurse. „1896 bekam sie das Angebot von ihrem Onkel Aby S. Warburg in Hamburg, in seiner Familie als Kindermädchen zu arbeiten. Gleichzeitig konnte sie in Hamburg das **Fröbelseminar** besuchen. Als Schülerin des Fröbel-Seminars machte sie einen Tag in der Woche ihr Praktikum in der ‚Warteschule‘ Mühlenberg. Die Zustände in den damaligen ‚Warteschulen‘ standen in krassem Gegensatz zu den Ideen von Fröbel“. 3) Von der Fröbel-Pädagogik war Anna Warburg begeistert. Heftig kritisierte sie dagegen die Warteschulen, Aufbewahrungsinstitute für kleine Kinder, in denen sie nur stillsitzen durften und warten mussten, bis sie von ihren Müttern abgeholt wurden.

„Nach ihrer Kindergärtnerinnenausbildung kehrte Anna Warburg in ihre Geburtsstadt zurück und arbeitete in einer ‚Bewahranstalt‘, in der sie die Fröbel'sche Methode zu verwirklichen suchte. Anschließend besuchte sie Fortbildungskurse im renommierten ‚Pestalozzi-Fröbelhaus‘ in Berlin und wurde begeisterte Anhängerin der dort entwickelten ‚Konzeption‘ des ‚Monatsgegenstandes‘. Die Entwicklung des Gefühls, weniger des Verstandes, der Vorrang des freien Spiels vor einer durch die Kindergärtnerin gelenkten Beschäftigung, die Organisation der Kindergartenarbeit mittels einer ‚Themenarbeit‘ (Monatsgegenstand oder Konzentrationsmittelpunkt), der Einbezug hauswirtschaftlicher Beschäftigungen in Verbindung mit gärtnerischer Arbeit und der Pflege von Tieren bestimmten von nun an Anna Warburgs Vorstellungen der täglichen Arbeit im Kindergarten. (...) Im Jahre 1908 heiratete Anna Warburg Fritz Warburg. Fritz war Annas Vetter zweiten Grades und Teilhaber des Bankhauses ‚M. M. Warburg & Co.‘“ 4), schreibt Manfred Berger in seinem Porträt über Anna Wohlwill.

Das Paar bekam drei Töchter und wohnte „im Winter in Hamburg am Großen Fontenay 5 und im Sommer auf dem Kösterberg in Blankenese. Neben ihrer Tätigkeit als Mutter und Bankiersgattin engagierte sich Anna Wohlwill weiterhin in der Kindergartenpädagogik. „1909 wurde Anna-Warburg für die anstehende Reform der Warteschulen an das Fröbelhaus berufen, 1910 in dessen Vorstand gewählt und bald Vorsitzende. Nun richtete sich ihr Interesse auch auf Ausbildungsfragen der Kindergärtnerinnen. Sie sammelte Anschauungsmaterial in anderen Städten, knüpfte auf auswärtigen Tagungen Beziehungen und gründete Volkskindergärten als Übungsstätten des Seminars.“ 5)

„Bereits 1910 [hatte] Anna Warburg, anlässlich der 50-Jahr-Feier des ‚Deutschen Fröbelverbandes‘, an die Stadtregierung von Hamburg und Fachwelt einen



öffentlichen Aufruf, Volkskindergärten im Fröbelschen Sinne zu errichten'[gerichtet]. (...) Anna Warburg sah im ‚Volkskindergarten eine Erziehungsstätte für Kinder aller Schichten (dabei meinte sie auch ausdrücklich Kinder berufstätiger Mütter), die als Ergänzung zur Familie gedacht war und die Atmosphäre und erzieherische Kraft eines ‚Heimes‘ haben sollte.“ 6)

„1911 wurde neben den bereits bestehenden Kindergärten im Fröbelhaus und im Stadtteil Hamm (später verlegt in die Ritterstraße) ein Volkskindergarten in der Wrangelstraße eingerichtet. Der Weltkrieg 1914-1918 führte notwendig zu einem Ausbau der Kinderfürsorge wegen der weitgehenden Berufstätigkeit der Frauen. Anlässlich einer Tagung der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge studierte Anna Warburg in Frankfurt a. M. 1915 die Einrichtung der Volkskindergärten. Auch in Hamburg entstand an der Hamburger Kriegshilfe eine Beratungsstelle zur Umgestaltung der bald 100-jährigen ‚Warteschulen‘. Anna Warburg spendete und organisierte das erste ‚Kindertagesheim als Musterstätte‘.

Aus dem ‚Ausschuss für Kinderanstalten‘ an der Hamburger Kriegshilfe entwickelte sich nach Kriegsende eine ständig wirkende Zentralstelle aller Kindertagesheimverbände, der 1924 die Jugendbehörde durch das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz das Aufsichtsrecht über alle Kostkinder (Tagesheimkinder) übertrug.“ 7)

Zwischen 1916 und 1920 lebte Anna Warburg mit ihrem Mann und den Kindern in Stockholm, wo ihr Mann als Handelsbevollmächtigter des deutschen Reiches tätig war. 1918 gründete Anna Warburg in Stockholm den schwedischen Fröbelverband und redigierte und finanzierte dessen Fachzeitschrift. „Nach deren Rückkehr nach Hamburg übernahm Anna Warburg den Vorsitz des ‚Ausschusses für Säuglings- und Kinderanstalten‘. Diesem schlossen sich die Hamburger Krippen, Warteschulen, Mädchen- und Knabenhorte, die Fröbelkindergärten sowie weitere verschiedene Einzelanstalten an. 1927 wurde die Vereinigung unter Vorsitz von Anna Warburg in ‚Ausschuß für Kinderanstalten e.V.‘ umbenannt. Seine pädagogischen Zielsetzungen – in Anlehnung an die Fröbelpädagogik – lauteten: ‚Weckung und Förderung aller im Kinde liegenden Kräfte durch eine bewußte planmäßige Erziehung. Geistig-seelische und körperliche Kräfte müssen als gleichwertig anerkannt und gleichmäßig gefördert werden. Zielbewusste Beschäftigungen und Sinnesübungen sind neben Turnen, Atemübungen, freien Bewegungen in frischer Luft regelmäßig in den Tagesplan aufzunehmen, ebenso sehr ist das gestalterische freie Spiel zu pflegen. Neben den auf pädagogischer Grundlage beruhenden Erziehungsmaßnahmen müssen der Leiterin genügend Material für die darstellende Tätigkeit, insbesondere die Fröbelschen Beschäftigungen, für Bewegungsspiele ... und für häusliche Beschäftigungen zur Verfügung stehen ... Körperliche Züchtigung sollte vermieden werden“ 8)



„Dr. Fritz Warburg, Annas Ehemann, stand nach 1933 an der Spitze der jüdischen Gemeinde von Hamburg. U. a. kümmerte er sich um die fortdauernde Finanzkrise des Israelitischen Krankenhauses. Anna Warburg wandte sich der jüdischen Fürsorge zu. In ihrem Blankeneser Besitztum, in ihrem Sommerhaus auf dem Kösterberg (heute Elsa-Brandström-Haus), nahm sie, solange es ging, nacheinander etwa 1.000 jüdische Kinder auf, ließ Wohnbaracken auf ihrem Grundstück bauen und gab vorübergehend Familien dort Unterkunft, Rat und Hilfe. Außerdem richtete sie dort ein jüdisches Kindergärtnerinnenseminar mit staatlicher Abschlussprüfung ein. Mehrere der dort ausgebildeten Kindergärtnerinnen arbeiteten später noch in Israel. (...)“ 9)

Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten musste Anna Warburg ihre Verbandsarbeit niederlegen. „1938 wurde die Lage für die Familie Warburg in Deutschland immer bedrohlicher. Fritz Warburg kam vorübergehend in KZ-Haft. Die Gestapo erklärte sich bereit, ihn aus der Haft zu entlassen, wenn er eine große Anzahl armer Juden freikaufen würde, die nach Schweden ausreisen wollten. Nach dem Freikauf von 100 jüdischen Kindern und mittellosen Erwachsenen wurde Fritz Warburg freigelassen.

Am 10. Mai 1939 brachen Anna Warburg und ihr Mann nach Schweden auf. In Schweden nahm Anna Warburg wieder ihre Tätigkeit als Kindergärtnerin auf. Ihre Tochter Eva kam mit den ihr anvertrauten jüdischen Kindern auch zunächst nach Schweden. Später wanderte sie dann nach Palästina aus. Fritz und Anna haben in Schweden vielen eingewanderten Juden geholfen. Die Tochter Ingrid war inzwischen in Rom verheiratet und hatte fünf Kinder. Fritz und Anna Warburg trafen sich nach dem Krieg häufiger in Deutschland mit der Familie ihrer Tochter Ingrid, die aus Italien angereist kam. Alljährlich besuchten sie auch die beiden inzwischen nach Israel ausgewanderten Töchter Eva und Charlotte Esther. Eva kümmerte sich um ca. 50 Kinder in einem Kibbuz. Esther arbeitete mit schwerhörigen, gehörlosen und blinden Kindern.

Nach allem, was Fritz und Anna Warburg in Deutschland erlitten hatten, ist es hervorzuheben, dass sie ihr Anwesen auf dem Kösterberg, das jetzige Elsa-Brandström-Haus, der Sozialarbeit in Hamburg als Erbe hinterließen.

1957 übersiedelten Anna und Fritz Warburg nach Israel. Dort nahm Anna Warburg regen Anteil an der sozialpädagogischen Arbeit ihrer Töchter und an dem Leben in ihren Familien. Ihr eigenes Häuschen ist nach ihrem Tod in den Besitz des Kibbuz als Altersheim übergegangen.“ 10)

Quellen:

- 1) Katrin Schmersahl: Hamburger Elbblicke. Die Geschichte der Parks, Landhäuser und Familien entlang der Elbchaussee. Hamburg 2012, S. 292f.
- 2) www.anna-warburg-schule.de
- 3) ebenda.



- 4) Manfred Berger: Anna Warburg, in: Martin R. Textor (Hrsg.): Kindergartenpädagogik – online-Handbuch- Frauen in der Geschichte des Kindergartens. Unter: www.kindergartenpaedagik.de
- 5) www.anna-warburg-schule.de
- 6) Manfred Berger, a.a.O.
- 7) www.anna-warburg-schule.de
- 8) Manfred Berger, a.a.O.
- 9) www.anna-warburg-schule.de
- 10) ebenda.

Ingrid Warburg-Spinelli geb. Warburg (1.10.1910 Hamburg – 24.10.2000 Rom), Philanthropin, Antifaschistin, Sozialistin, Tochter von Anna Warburg. Vita, siehe Dirk Brietzke, in: Hamburgische Biografie. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 3. Hamburg 2006, S. 401-403.

- **Warlimontweg**, Veddel (1959): *Felix Warlimont (1879-1950), Leiter der Norddeutschen Affinerie.*
- **Warnckesweg**, Groß Borstel (1864): *nach einem Herrn Warncke, über dessen Hof dieser Weg führte.*
- **Warnholtzstraße**, Altona-Altstadt (1965): *Friedrich Diedrich Warnholtz (1801-1868), Senator, Zweiter Bürgermeister von Altona.*
- **Warnstedtstraße**, Stellingen (1949): *Friedrich Emil Georg von Warnstedt (1785-1836), Oberlandweginspektor.*
- **Washingtonallee**, Horn (1932): *Georges Washington (1732-1799); erster Präsident der Vereinigten Staaten.*

George Washington war mit Martha Dandridge Custis (13.6.1731-22.5.1802) verheiratet. Sie war die erste First Lady der USA, entstammte einer



wohlhabenden Familie und erhielt eine für damalige Verhältnisse typische Mädchenbildung, die sie zur Führung eines großen Hauses befähigte. Als sie 1759 Washington heiratete, war sie bereits Witwe (Heirat mit 18 Jahren einen Plantagenbesitzer und Sklavenhalter) und Mutter von vier Kindern, von denen zwei schon verstorben waren. Die Ehe mit Washington blieb kinderlos. Martha Washington unterstützte die politische Karriere ihres Mannes und begleitete ihn zu seinen Kämpfen auf den Schlachtfeldern der amerikanischen Revolution. Für ihre Tätigkeit als First Lady kam ihr ihre Erziehung zu Gute; sie war eine perfekte Gastgeberin. Martha Washington hatte als Witwe in die neue Ehe ein großes Vermögen eingebracht, dazu gehörten mehrere Plantagen und Farmen und Sklaven. Obwohl vereinzelte Staaten Amerikas die Sklaverei abzuschaffen begannen, hinterfragte Martha Washington die Gewaltverhältnisse der Sklaverei nicht. Das Ehepaar Washington nahm weiterhin die Dienste ihrer Sklaven in Anspruch. Erst kurz vor seinem Tod verfügte Washington die Freilassung seiner Sklaven. Die Sklaven seiner Ehefrau gelangten auf Grund rechtlicher komplexer Regularien erst später in Freiheit.

Washingtons Liebe in jungen Jahren hieß Sarah Cary, auch Sally Fairfax genannt (1730-1811). Sie kam aus einer der ältesten und reichsten Familien Virginias. Verheiratet war sie seit 1748 mit George William Fairfax. Das Paar lebte auf einer Plantage. Hier lernten sich Sally und George Washington kennen, der ein Halbbruder von Lawrence Washington war, der die Schwester von Sallys Mann geheiratet hatte. Georges Washington besuchte öfter die Plantage und schloss Freundschaft mit Sallys Mann. Auch Sally faszinierte George; sie hochgebildet, er mit niedriger Bildung und auch aus niedrigem gesellschaftlichen „Stand“. Ihre Kultiviertheit spornte George an, sich weiterzubilden und auf der sozialen Leiter aufzusteigen. Somit war Sally der Grundstein für den sozialen und politischen Aufstiegs Georges Washingtons.

Washington heiratete schließlich die reiche Witwe Martha Dandrigge Custis, wahrscheinlich zunächst, um gesellschaftlich aufzusteigen. Die Ehe verlief aber wohl nicht unglücklich. Das Ehepaar Sally und George William kamen oft zu Besuch bei den Washingtons.

Sallys Ehemann starb 1787. Beide, Sally wie auch George Washington ließen in Briefen anklingen, dass sie in jungen Jahren füreinander Liebe empfunden hatten.

- **Washingtonring**, *Horn (1955)*, siehe: Washingtonallee.



- **Wasmannstraße, Barmbek-Nord (1914):** *Friedrich Wasmann (1805-1886), Maler.*
- **Wasmerstraße, Wilstorf (1900):** *Detlef Friedrich Wulff Benedictus von Wasmer (1790-1874), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Wassermannweg, Bergedorf/Lohbrügge (1964):** *Prof. Dr. Martin Wassermann (1871-1953), Rechtsanwalt, Prof. an der Universität Hamburg. Verfolger des Nationalsozialismus.* Martin Wassermann war der Sohn eines Kaufmanns. Er machte sein Abitur am Wilhelm-Gymnasium in Harvestehude. 1892 legte er an der Universität Berlin die erste und 1896 an der Universität Hamburg nach seiner Promotion 1862 die zweite juristische Prüfung ab. Danach wurde er in Hamburg Rechtsanwalt mit dem Tätigkeitsschwerpunkt Patent-, Urheber-, Warenzeichen- und Wettbewerbsrecht. Wassermann trat als Sozium in die Kanzlei seines Verwandten Ruben Pels (1859-1934) ein. Seit 1906 gab er die Zeitschrift *Markenschutz und Wettbewerb (MuW)* heraus. Ab 1919 hielt er an der neugegründeten Hamburger Universität über diese Rechtsgebiete Vorlesungen. 1920 wurde er habilitiert und Privatdozent und zwei Jahre später zum Direktor des Seminars für Industrierecht ernannt. 1923 verlieh ihm der Senat die Amtsbezeichnung „Professor“. Als außerordentlicher Professor berief man ihn auf einen Lehrstuhl für „Industrielles Eigentum“. So war er in den 1920er-Jahren Meinungsführer auf dem Gebiet des gewerblichen Rechtsschutzes. Das Jahr 1933 war für Wassermann einschneidend, da er ein Jurist jüdischer Herkunft war. Ihm wurde im August 1933 endgültig der Lehrauftrag entzogen; er musste die Schriftleitung seiner Zeitschrift abgeben. Als „Altanwalt“ im Sinne des Berufsbeamtenengesetzes konnte er jedoch weiterhin tätig sein. Dies war der NSDAP ein Dorn im Auge. So musste er sich im April 1936 von seinen nichtjüdischen Soziern Walther Fischer und Kurt Bußmann (1894-1970) trennen. In der Kanzlei Bergstraße 7 zog er ein Stockwerk höher, um mit seinen Kollegen weiterhin zusammenarbeiten zu können, so gut es die Umstände der Zeit zuließen. Die größeren Mandanten wie Esso oder Schülke & Mayr („Sagrotan“) hielten zu ihm und ließen sich weiterhin von ihm außergerichtlich beraten. Ende September 1938 musste Wassermann seinen Vornamen in „Maim“ ändern. Während der Reichspogromnacht hielt er sich beruflich in London auf. Auf den Rat Bußmanns hin kehrte er nicht mehr nach Deutschland zurück. Am 30. November 1938 erhielt er Berufsverbot. Im Februar 1939 emigrierte er nach Argentinien und wurde dort



wieder im Patent- und Markenrecht tätig. In der Deutschen Vereinigung für gewerblichen Rechtsschutz und Urheberrecht wurde Wassermann zu seinem 80. Geburtstag 1952 zum Ehrenmitglied ernannt.

Zusammengestellt von Cornelia Göksu.

Benutzte Quelle:

wikipedia, Stand: 30.4.2014.

- **Wateweg, Rissen, (1949):** *Held aus der Gudrunssage*. Siehe auch: Gudrunstraße und Gerlindweg, in Bd. 2.
- **Wattenbergstraße, Heimfeld (1890):** *Hermann Wattenberg (1827-1908), Arzt, Leiter des Harburger Militärkrankenhauses*.
- **Weberade, Lohbrügge (vor 1932):** *Flurname, gerodeter Weg für die Leineweber*.
- **Weberstraße, Barmbek-Süd (1906):** *Carl-Maria Freiherr von Weber (1786-1826), Komponist*.
- **Weckmannweg, Eimsbüttel (1948):** *Matthias Weckmann (1621-1674), Komponist*.
- **Weddestraße, Horn (1929):** *Johannes Wedde (1843-1890), sozialdemokratischer Journalist, Dichter*.
- **Wedekindstieg, Bramfeld (1979):** *Frank Wedekind (1864-1918), Schriftsteller*.



- **Wehmerstieg**, Lokstedt (1956): *Heinrich Wehmer (1863-1937), Rektor an der Lokstedter Volksschule, Organist.*
- **Wehmerweg**, Lokstedt (1948), siehe: Wehmerstieg.
- **Wehrmannstraße**, Wilhelmsburg (1903): *Leo Wehrmann (1840-1919), Ministerialdirektor im Eisenbahnministerium.*
- **Weinligstraße**, Eißendorf (1913): *Eduard Weinlig (1832-1920), Senator, Fabrikant, Ehrenbürger der Stadt Harburg.*
- **Welckerstraße**, Neustadt (1848): *Karl Theodor Welcker (1790-1869), Professor der Rechte, badischer Bundestagsgesandter, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung.*
- **Wendemuthkai**, Steinwerder (1958): *Georg Ludwig Wendemuth (1860-1929), Oberbaudirektor.*
- **Wendrichstraße**, Eidelstedt (vor 1907): *Johann Gottlieb Wendrich (1836-1894), Vorbesitzer und Erbauer der Straße.*
- **Wendts Weg**, Neuland (nach 1938): *Johann Wendt (1863-1932), Vorbesitzer des Geländes.*



- **Wentzelplatz**, *Poppenbüttel (1930)*: Vincent Wentzel (1865-1919), Grundstücksmakler, Mibegründer der Alstertal Terrain AG.
- **Wentzelstraße**, *Winterhude (1907)*: Adolf Emil Wentzel (1826-1918), Testamentsverwalter von Adolf Sierich. Siehe auch: Sierichstraße.
- **Werderstraße**, *Harvestehude (1871)*: Graf August von Werder (1808-1887), General.
- **Werfelstieg**, *Bramfeld (1971)*, siehe: Werfelring in Bd. 2.
- **Werner-Neben-Platz**, *Bergedorf (2003)*: Werner Neben (1908-2000), Mitbegründer und Geschäftsführer der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Bergedorf-Bille. SPD-Mitglied der Bezirksversammlung Bergedorf.
- **Werner-Otto-Straße**, *Bramfeld (2014)*: Prof. h. c. Werner Otto (1909-2011), Unternehmer, Begründer des OTTO-Versandhauses, Wirtschaftspionier der Bundesrepublik Deutschland, Stifter und Förderer zahlreicher Projekte.
- **Werner-Schroeder-Straße**, *Allermöhe (2002)*: Werner Schroeder (1916-1993), Bäcker, Kommunist, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Siehe auch: Annemarie-Ladewig-Kehre; Catharina-Fellendorf-Straße; Erika-Etter-Kehre; Erna-Behling-Kehre; Gertrud-Meyer-Straße; Hanne-Mertens-Weg; Helene-Heyckendorf-Kehre; Katharina-Jacob-Weg; Lisbeth-Bruhn-Stieg;



Margarete-Mrosek-Bogen; Margit-Zinke-Straße; Marie-Fiering-Kehre; Thüreystraße; Tennigkeitweg, in Bd. 2. Siehe auch: Mitglieder der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen: Ernst-Mittelbach-Ring; Ernst-Mittelbach-Stieg; Karl-Kock-Weg; Kurt-Schill-Weg; Rudolf-Klug-Weg, in Bd. 3 online.

Werner Schroeder wurde am 8. Juli 1916 in Hamburg geboren, 1923 bis 1931 Schulbesuch in Altona, daran anschließend Lehre zum Bäcker. Direkt nach der Schule, mit Beginn der Lehre, trat Werner Schroeder in die Gewerkschaft „Nahrung und Getränke“ ein sowie in den Kommunistischen Jugendverband Deutschlands KJVD. Wegen Verteilung illegaler Druckschriften wurde der damals Siebzehnjährige am 15. Juni 1933 vom Jugendgericht Altona zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Die Strafe wurde durch Amnestie vom 7. August 1934 erlassen. Noch im selben Monat der Amnestie kam Werner Schroeder vom 30. August bis 11. Oktober 1934 in „Schutzhaft“. Er wurde im Stadthaus, dem Gestapo-Hauptquartier, verhört und gefoltert. Am 27. Dezember 1934 hieß es in der Anklageschrift, dass Werner Schroeder und andere „in nicht rechtsverjährter Zeit, nämlich von 33 bis Juni 34 fortgesetzt und gemeinschaftlich handelnd das hochverräterische Unternehmen, mit Gewalt die Verfassung des Reiches zu ändern, vorbereitet zu haben, wobei die Tat sämtlicher Beschuldigter darauf gerichtet war, zur Vorbereitung des Hochverrates einen organisatorischen Zusammenhalt herzustellen oder aufrechtzuerhalten, sowie auf Beeinflussung der Massen durch Herstellung oder Verbreitung von Schriften: Verbrechen gegen...“. Weiter heißt es in der Anklageschrift: „Die vorliegende Anklage beschäftigt sich mit dem Wiederaufbau des Kommunistischen Jugendverbandes (KJVD) in Hamburg-Altona in der Zeit von 1933 bis Juni 34. Wie gerichtsbekannt ist, hat die KPD auch nach der Machtübernahme durch die NSDAP kein Mittel unversucht gelassen, die Verfassung des Reiches zu ändern und eine Arbeiter- und Bauernregierung nach russischem Muster, die ‚Diktatur des Proletariats‘ zu errichten. Die Geldmittel zur Durchführung dieser Ziele bezieht die KPD zum Teil aus den noch illegal bestehenden Verbänden. Gleichzeitig sind aber diese Organisationen auch geschaffen worden, um durch die kommunistischen Hetzschriften hochverräterischen Inhalts herzustellen und zu verbreiten.“ 1)

Werner Schroeder wurde ins Konzentrationslager Fuhlsbüttel überstellt. Nach weiterer Haft im Untersuchungsgefängnis Holstenglacis wurde er am 26. November 1935 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu zwei Jahren Gefängnis unter Anrechnung der Untersuchungshaft von vier Monaten und drei Wochen verurteilt und ins Jugendgefängnis Hannöversand gebracht. Insgesamt war er zwei Jahre und fünf Tage in Haft. Nach seiner Entlassung im September 1936 wurde er zum Arbeitsdienst verpflichtet, zunächst in der Müllverbrennung, dann auf der Howaldtwerft. Dort schloss er sich der „Jacob-Bästlein-Abshagen-Gruppe“ an, einer Vereinigung von KPD-Mitgliedern, Sozialdemokraten und



einigen Parteilosen mit dem Ziel der Bekämpfung des faschistischen Regimes und der Schaffung einer sozialistischen Ordnung. Zu ihren Aktivitäten zählten Sabotageaktionen in der Rüstungsindustrie sowie Hilfestellung an sowjetischen Kriegsgefangenen. Auch hier beteiligte sich Werner Schroeder an der Herstellung, Verteilung und dem Verkauf antifaschistischen Schriftmaterials und wurde erneut verhaftet.

Im Jahr 1944 heiratete er. Mit seiner Frau Hertha war er 49 Jahre lang, bis zu seinem Tod, verheiratet. Sie bekamen zwei Kinder.

Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Werner Schroeder bei der ČSPL (Tschechoslowakische Elbe-Schiffahrtsgesellschaft), wo er im Betriebsrat aktiv war. Er trat nach deren Gründung in die ÖTV (Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr) und die KPD, später DKP, ein. Er war Gründungsmitglied des VVN BdA (Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten), wo er sich für die Aufklärung der Verbrechen der Nationalsozialisten und das Gedenken an die Opfer einsetzte. Besonders wichtig war ihm hierbei die Jugendarbeit: Er nahm als Zeitzeuge an den Alternativen Stadtrundgängen für Jugendliche teil, war Gästeführer in den KZ-Gedenkstätten Neuengamme und Fuhlsbüttel sowie der Gedenkstätte für die ermordeten Kinder der ehemaligen Schule Bullenhuser Damm.

Text: Nina Krienke/Dr. Rita Bake

Quellen:

1) Abschrift: Generalstaatsanwalt bei dem hanseatischen Oberlandesgerichts. O IV 152/34, Hamburg, 27. Dezember 1934. 6. Anklageschrift in Sachen ./.. Schacht und Gen.: In: Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten, Landesvereinigung Hamburg, Aktenbestand des Komitees ehemaliger politischer Gefangener.

- **Werner-Siemens-Straße**, *Billbrook (1924)*: Werner von Siemens (1816-1892), Gründer der Firma Siemens & Halske, Erfinder, Industrieller.
- **Werner-Witt-Straße**, *Allermöhe (1991)*: Werner Witt (1919-1986), Mitglied der *Bezirksversammlung und des Ortsausschusses der Vier- und Marschlande*.



- **Werthweg**, Tonndorf (1950): *Peter Werth (1867-1925), Pseudonym für Julius Cäsar Stülcken, Inhaber der Stülckenwerft, Dichter.*
- **Wesenbergallee**, Rahlstedt (1950): *Wesenberg, Grundherr von Rahlstedt.*
- **Wesselyring**, Winterhude (1964): *Adam Hermann Wessely (1845-1922), Bürgerschaftsabgeordneter.*
- **Westhusenstraße**, Wellingsbüttel (1950): *Peter Westhusen (1613-1660); Rektor am Johanneum.*
- **Westphalenweg**, St. Georg (1921): *Adolph Libert Westphalen (1851-1916), Branddirektor.*
- **Westphalufer**, Steinwerder (1980): *Otto Eduard Westphal (1853-1919), Senator.* Wohnte am Harvestehuder Weg 65 in einem von Martin Haller erbauten Stadthaus. Auch nach **Antonie Wilhelmine Traun**, geb. Westphal (6.12.1850 Hamburg – 28.10.1924 Hamburg), der Schwiegertochter von Bertha Traun (siehe: Traunweg, in Bd. 2) müsste die Straße Westphalufer mitbenannt werden. Antonie Traun war die Gründerin des Vereins „Die Sozialen Hilfsgruppen“, Mitbegründerin des „Bundes Hamburgischer Hausfrauen“ und des „Stadtbundes Hamburgischer Frauenvereine“. Ihr Grabstein steht heute im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Antonie Westphal war die älteste Tochter von Carl Wilhelm Ludwig Westphal, Kaufmann und Mitinhaber der Firma G.W.A. Westphal Sohn & Co. Einer ihrer fünf Geschwister war der Senator Otto Westphal (Wirtschaft und Verkehr). Im Alter von 21 Jahren heiratete Antonie Westphal 1871 den acht Jahre älteren Kaufmann und Harburger Fabrikanten Otto Traun, dessen Mutter Bertha Traun, geb. Meyer, war. Durch ihren Onkel Adolf Meyer kam Antonie Traun mit der Politik in Berührung. Er nahm sie zu den ersten Reichstagssitzungen mit. Antonie Traun wurde glühende Bismarck-Verehrerin.



Sie war konservativer Gesinnung und gleichzeitig aufgeschlossen für das Neue. So politisiert, schloss sie sich zuerst einmal der von ihrem Schwager, dem Inhaber der Hamburger Gummiwerke und Senator, Dr. Heinrich Traun (siehe: Heinrich-Traun-Platz und Heinrich-Traun-Straße, in Bd. 3 online), geschaffenen Hamburger Volksheime an, „die nicht Wohltätigkeit, sondern Annäherung der Klassen, menschliche Berührung und Beziehung wollten.“¹⁾ Dieser Bewegung gehörte Antonie Traun lange mitarbeitend an, „schon damit über die konventionelle Wohltätigkeitsverpflichtung der guten Gesellschaft hinauswachsend.“¹⁾ Wie schon ihre Schwiegermutter, wurde auch Antonie Traun eine Anhängerin und Aktivistin der bürgerlichen Frauenbewegung. Die Frauenrechtlerin der bürgerlichen Frauenbewegung, Helene Lange (siehe: Helene-Lange-Straße, in diesem Band), schrieb über Antonie Trauns Weg zur Frauenbewegung: „Es ist nicht leicht, aus einem in den alten – z. T. zeitgebundenen, z. T. aber auch ewigen Formen des Frauen- und Familienlebens, noch dazu in der durch Tradition besonders stark bestimmten Oberschicht einer Hansestadt diesen Weg zu gehen. Schwer, vielleicht noch nicht einmal so sehr durch den Widerspruch nach außen, wie durch die innere Auseinandersetzung. Für Menschen, die lose und flach im eigenen Boden wurzeln, ist es leicht, sich Neuem hinzugeben. Ganz anders für solche, die aus persönlichem Wesen und Tradition mit ihren Lebensordnungen fest verwachsen sind und Überzeugungen bis zum Letzten ernst nehmen. Wenn Frau Traun zur Frauenbewegung kam, so war ihr innerer Weg dazu der eines ganzen und aufrichtigen Menschen, der sich für gewonnene Einsicht und neu gesteckte Lebensziele dann aber auch bis zum Äußersten einsetzte.“¹⁾ Und Helene Bonfort schrieb zur Motivation Antonie Trauns, sich der bürgerlichen Frauenbewegung zu verschreiben: „Diese Bewegung entsprach ihrer selbständigen Natur, ihrer Freude an gestaltender Betätigung und dem Zuge zu jeder geistigen Befreiung.“²⁾ Als sie mit 48 Jahren Mitglied des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“ wurde, hatte sie in 26 Jahren sechs Kinder geboren, von denen eins im Alter von einem Jahr gestorben war. „Bei der ersten Tagung des Bundes Deutscher Frauenvereine in Hamburg 1898 trat sie durch Einfluß und Arbeitsleistung maßgebend hervor. Von nun an übte sie im Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, Ortsgruppe Hamburg, entscheidenden Einfluß aus und stützte die Vorsitzende über zwei Jahrzehnte lang durch ihr vorausschauendes Erfassen der schnell wachsenden Aufgaben, durch ihre gesellschaftlichen Beziehungen, durch Geldmittel und am kraftvollsten durch ihre emsige, unermüdliche Arbeitsleistung.“²⁾ 1900 schuf Antonie Traun aus einer Arbeitsabteilung des Vereins den selbstständigen Zweigverein „Die sozialen Hilfsgruppen“. Damals waren Antonie Trauns jüngere Kinder 19, 17 und 11 Jahre alt. Ihr ältestes Kind war bereits verheiratet und hatte sie schon zur Großmutter gemacht. Das Ziel der „Sozialen Hilfsgruppen“ war, Frauen und Mädchen der Oberschicht zur Mitarbeit in sozialen Einrichtungen zu gewinnen,



damit sie gesellschaftliches und staatsbürgerliches Verantwortungsbewusstsein erlernen. Durch diese gemeinnützige Tätigkeit sollten die weiblichen Vereinsmitglieder auch eine Bereicherung des eigenen, oft unausgefüllten Lebens und innere Befriedigung erlangen. Antonie Traun gründete zur Zusammenfassung der Frauen in sozialen Ehrenämtern den „Verband für Waisenpflege, Armenpflege und Vormundschaft“. „Hinter allen bahnbrechenden Bewegungen der nächsten Jahre: für Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren, weiblicher Schöffen beim Jugendgericht, für Fortbildungsschulpflicht weiblicher Gewerbetreibender, Organisation und Schutz der Heimarbeiterinnen stand Frau Trauns sichere Hand und ihr weiter Blick. Sie baute das Bildungswesen für Frauen aus durch Vorträge, die zugleich als Werbung für die Vereine dienten, und durch die regelmäßigen Kurse für Wohlfahrtspflege, die zur Grundlage für unsere Soziale Frauenschule geworden sind. Frau Trauns persönlicher Beziehung zu Dr. [Gertrud] Bäumer [siehe: Gertrud-Bäumer-Stieg, in diesem Band] ist es zu verdanken, daß diese zur Leiterin der Anstalt gewonnen werden konnte. Nachdem die Heranziehung der Frauen zum Dienst am Volkswohl in Hamburg in Fluß gebracht war, ergab sich die Ausbreitung auf andere und besonders die kleineren Orte Norddeutschlands sowie deren geistige Verbindung mit unserem nationalen Mittelpunkt, dem Bund Deutscher Frauenvereine. Zu diesem Zweck wurde 1902 der Norddeutsche Verband begründet, als dessen Schriftführerin Frau Traun unermessliche Kleinarbeit jahraus, jahrein geleistet hat. Bis hinauf zur dänischen Grenze fand sie die geeigneten Menschen und wußte Fäden zu spannen (...).“ 2) 1907, ein Jahr nach dem Tod ihres Ehemannes, wurde Antonie Traun Mitglied des Hauptvorstandes des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, begeisterte sie die Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung zum Dienst in der Kriegshilfe. Ein Jahr später schuf sie gemeinsam mit Nanny Goldschmidt den „Bund Hamburgischer Hausfrauen“, „die erste große Wirtschaftsorganisation der Frauen, die schnell Tausende von Mitgliedern gewann, weil sie den nagenden Übeln der Hauswirtschaft im Kriege trotz schwerster Hemmungen mit Erfolg entgegentrat. Was die beiden Leiterinnen und der ihnen mit tiefer Verehrung anhängende Vorstand bis zum Kriegsende für die Volksernährung, für Garten- und Gemüsebau, für erholungsbedürftige Kinder und später für weitgesteckte Ziele wirtschaftlicher und politischer Art geleistet haben, das ergibt ein Bild breitester Kraftanwendung.“ 2) Ziel des Hausfrauenbundes war die Vertretung der volkswirtschaftlichen Interessen der Hausfrauen als Konsumentinnen und Produzentinnen. Der Bund wollte die Arbeit der Hausfrau mit der Tätigkeit in anderen Berufen gleichsetzen. Dieser Passus wurde jedoch 1918 gestrichen, denn gegen Ende des Ersten Weltkriegs entwickelten sich die Hausfrauenvereine immer mehr zu nationalistischen, konservativen Frauenvereinigungen. Die Ausdehnung des Ersten Weltkrieges machte es für die bürgerlichen



Frauenverbände notwendig, ihre losen Verbindungen in eine straffe Zusammenfassung aller Hamburgischen Frauenvereine umzuwandeln. Deshalb wurde der „Stadtbund Hamburgischer Frauenvereine“ gegründet, dessen Ziel es war, die gemeinsamen Interessen der angeschlossenen Frauenvereine zu vertreten und zu stärken. Antonie Traun starb acht Jahre, nachdem sie den Stadtbund mitgegründet hatte, im Alter von 73 Jahren. Helene Bonfort und Emma Ender schilderten in ihren Gedächtnisreden bei der Feier am 6. Dezember 1924 zum Tode von Antonie Traun ihren Charakter wie folgt: „Mit nie wankender Entschlossenheit hat sie ihre in ernster Arbeit errungenen Überzeugungen vertreten, ohne Zögern vor Widersprüchen, Widerständen, ja Anfeindungen, über die sie wortlos, in stolzer Zurückhaltung hinwegging. Ihr Ziel war Bildung im edlen Sinne, Streben und Beseelung zu wecken, den nächsten und den weiteren Kreis, dem sie angehörte, zu vergeistigen, reines, wahres Menschentum zu bilden. Niemals haben wir sie erregt gesehen um eines persönlichen Gegensatzes willen. Aber ihr starkes, leidenschaftsfähiges Herz bäumte sich auf und ein heilsamer Zorn erfüllte sie, wo sie auf Unwahrhaftigkeit traf, auf Eitelkeit und flachen Ehrgeiz, die das Reine und Wahre entstellten und herabzogen. (...) Wie strahlend freundlich trat sie einem entgegen, wenn man zu ihr kam, fern von der gesellschaftlich-äußeren Höflichkeit, sondern mit dem belebenden Blick und Ton, der von ihrer strömenden Güte und Menschenliebe aus jeden Einzelnen in seiner Besonderheit erfaßte.“ 2)

Quellen:

- 1) aus: „Die Frau“, Dez. 1920.
- 2) aus: „Die Frau“, Jan. 1925.

- **Weusthoffstraße**, *Eißendorf (1950): Friedrich Ludwig Weusthoff (1795-1879), Präsident des Handelsvereins, Ehrenbürger der Stadt Harburg.*

- **Wexstraße**, *Neustadt (1867): Privatstraße, angelegt von den Brüdern Wex. Straße wurde vom Staat übernommen.*

- **Weygandtstraße**, *Langenhorn (1999): Friedrich Weygandt, Beamter des Erzbischofs von Mainz in Miltenberg. Während des Bauernkrieges 1525 Verfasser zweier fortschrittlicher Reichsreform-Entwürfe. Wegen seiner Opposition gegen den Erzbischof wohl noch 1525 hingerichtet. Von 1960 bis 1999 hieß die*



Weygandtstraße nach Wilhelm Weygandt (1870-1939), ärztlicher Direktor der Staatskrankenanstalt Friedrichsberg. Wegen dessen NS-Belastung wurde die Straße 1999 nach Friedrich Weygandt umbenannt. Siehe zur Vita von Wilhelm Weygandt in der Datenbank www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/

- **Wibbeltweg**, Wellingsbüttel (1950): August Wibbelt (1862-1947), Schriftsteller.
- **Wiben-Peter-Straße**, Lokstedt (1948): Wiben Peter wurde 1540 nach einer juristischen Auseinandersetzung in Dithmarschen zum Staatsfeind erklärt. 1541 auf Helgoland gestellt und im Kampf getötet.
- **Wichelmannweg**, Wandsbek (1980). Heinrich Wichelmann (1893-1974), Bürgerschafts- und Bezirksabgeordneter. Siehe auch: Dellestraße.
- **Wicherns Garten**, Hamm (1930): Johann Heinrich Wichern (1808-1881), Theologe, Gründer der Inneren Mission und des Rauhen Hauses. Siehe: Wichernsweg, in Bd. 2.
- **Wichmannstieg**, Bahrenfeld (1954): Ernst Heinrich Wichmann (1823-1896), Pädagoge, Autor der Geschichte der Stadt Altona.
- **Wichmannstraße**, Bahrenfeld (1947), siehe: Wichmannstieg.
- **Widukindstraße**, Lokstedt (1954): Widukind (8. Jhd.), Sachsenkönig.



- **Wiebekingweg, Bergedorf (1949):** *Laurens Wiebeking (gest. 1734), Amtsverwalter in Bergedorf.*
- **Wiebelstraße, Eidelstedt (1967):** *Karl Wiebel (1808-1888), Chemiker, Professor und später Rektor am Akademischen Gymnasium in Hamburg.*
- **Wieckstraße, Stellingen (1928):** *Joh. Adolf Wieck (1850-1915), Grundeigentümer, Viehkommissionär.*
- **Wielandstraße, Eilbek (1866):** *Christoph Martin Wieland (1733-1813), Dichter.* Siehe auch: Unzerstraße und Schopenhauerweg, in Bd. 2.

Entstammte einer evangelischen Pfarrersfamilie, Studium der Philosophie und Jura, tätig als Hauslehrer, ab 1760 Kanzleiverwalter in Biberach.

Vor seiner Ehe dreimal verlobt gewesen, darunter auch mit der später berühmten Schriftstellerin Sophie von LaRoche, die jedoch einen anderen zum Ehemann nahm. Wieland soll sie beim Verfassen ihres Briefromans „Die Geschichte des Fräulein von Sternheim“ fachkundig unterstützt haben. Verlobt auch mit der Katholikin Christine Hagel. Das Paar durfte wegen der konfessionellen Unterschiede nicht heiraten. Machte aus der Not eine Tugend, stellte sie als seine Haushälterin ein. 1763 wurde Christine schwanger; das Kind starb bald nach der Geburt. Wielands Eltern drängten den Sohn, sich mit einer anderen zu verheiraten. 1765 Hochzeit mit Anna Dorothea von Hillenbrand, eine Augsburger Kaufmannstochter. Anna Dorothea war für Wieland keineswegs ein „idealisches Mädchen“. „Sie ist ein gutes, gefälliges, angenehmes Hausweibchen“. Und sie machte ihn, wie Wieland äußerte, „in der That glücklich“. Das Paar bekam vierzehn Kinder.

Bis zur Heirat waren Wielands Gedichte noch verträumt und schwärmerisch, nun zeigten sie sich ironisch und nüchtern: „Nicht Liebe und Geist, sondern Geld und Verstand herrschen in der Welt“, stellte Wieland fest und wurde zu einem Vertreter der Aufklärung. Ab 1769 Professor für Philosophie in Erfurt, dann ab 1772 auf Bitten der verwitweten Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar Prinzenerzieher ihrer Kinder. Anna Amalia regierte das kleine Fürstentum knapp



zwanzig Jahre, bis ihr Sohn volljährig wurde, und gründete an ihrem Hof den „Musenhof“, einen Treffpunkt meist bürgerlicher Intellektueller, die sich den Wissenschaften und Künsten verschrieben hatten und die von Anna Amalia eingeladen worden waren. An diesen Treffen nahm auch Wieland teil, der hier u. a. auf Goethe (siehe: Goethestraße, in Bd. 3 online) und andere stieß und mit ihnen teilweise laut und heftig diskutierte.

Verließ den Weimarer Hof nach Amtsantritt des von ihm erzogenen jungen Herzogs. Kaufte ein Gut bei Weimar an, um sich dort ganz der Schriftstellerei hinzugeben und sich als Landwirt zu betätigen. Dort Besuch von seiner früheren Verlobten Sophie von LaRoche mit ihrer Enkelin Sophie Brentano. Nach dem Tod seine Ehefrau 1800 und nachdem das Gut zu einer finanziellen Belastung geworden war, zurück nach Weimar.

- **Wieleweg, Langenhorn (1983): Berthold Wiele (1904-1944), organisierte im sozialdemokratischen Umfeld im Untergrund Widerstandsaktivitäten.** Berthold Wiele war graphischer Hilfsarbeiter, Mitglied der SAJ, der SPD (1921-1933) und des Reichsbanners. Er war verheiratet mit Hilde Wiele, geb. 1903. Das Paar lebte in der Alsterdorfer Straße 275. Für seine Widerstandstätigkeit – er soll u. a. Flugblätter gegen den NS-Staat verteilt haben – wurde er wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu viereinhalb Jahren Haft verurteilt. So wurde er im Oktober 1934 in Schutzhaft genommen. Er folgten Untersuchungshaft und Zuchthaus und von 1934 bis 1938 Inhaftierung im KZ Sachsenhausen. 1943/44 kam er als Soldat in das „Bewährungsbataillon 999“. Über die näheren Umstände seines Todes als Soldat am 26. November 1944 ist nichts bekannt.
- **Wiemannweg, Wandsbek (1950): Hermann Wiemann (1854-1926), Lehrer, Stadtverordneter in Wandsbek, förderte den Bau- und Sparverein.**
- **Wienbargstraße, Bahrenfeld (1929): Ludolf Wienbarg (1802-1872), Schriftsteller.**
- **Wiesingerweg, Hoheluft-West (1848): August Wiesinger (1850-1922), Chirurg am Krankenhaus St. Georg.**



- **Wiesnerring, Bergedorf (1960):** *Wilhelm Wiesner (1867-1934), Bürgermeister in Bergedorf, Bürgerschaftsabgeordneter.* Siehe auch: Marie-Henning-Weg, in Bd. 2. Christel Oldenburg schreibt über Wilhelm Wiesners erlittenen Schikanen in der NS-Zeit: „Im April 1933 starteten die Nationalsozialisten eine massive Diffamierungskampagne gegen Wiesner. Sie warfen ihm Korruption, Bereicherung und den Ruin der Stadtfinanzen vor. Die Bergedorfer Zeitung publizierte eine Serie mit dem Titel "Die Ära Wiesner", in der die angebliche Misswirtschaft des ehemaligen Bürgermeisters angeprangert und Lügen über seinen Lebensstil verbreitet wurden. Auf Grundlage des neu geschaffenen Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums strichen beziehungsweise kürzten die Nationalsozialisten Wiesners Ruhegehalt. Seine Anstrengungen, sich gerichtlich gegen diese Maßnahme zu wehren, schlugen fehl. Wilhelm Wiesner verstarb am 6. Mai 1934, die Trauerfeier zur Einäscherung fand am 11. Mai auf dem Friedhof in Ohlsdorf statt – just an jenem Tag, an dem sich 3.000 bis 4.000 Sozialdemokraten dort versammelt hatten, um dem einjährigen Todestag von Adolf Biedermann zu gedenken. Aufgrund dieser Demonstration verboten die Nationalsozialisten die nachfolgende Trauerfeier auf dem Bergedorfer Friedhof. Wiesners Urne musste in aller Stille beigesetzt werden.“ 1)

Quellen:

Christel Oldenburg: Wilhelm Wiesner, unter: www.lebensgeschichten.avs-hh.de/index.php?id=127

FuD, S. 150f; HB, Bd. 5, S. 383f

- **Wietersheim, Schnelsen (1948):** *Ernst von Wietersheim (17. Jhd.), Landdrost in Pinneberg.*
- **Wigandweg, Groß Borstel (1959):** *Ernst Heinrich Paul Albert Wigand (1882-1932), Meteorologe.*
- **Wildevovetweg, Sasel (1950):** *Carsten Wildevovet (16. Jhd.), Bauer aus Sasel.*



- **Wildenbruchstraße, Osdorf (1947): Ernst von Wildenbruch (1845-1909), Schriftsteller, Dichter.** Verheiratet mit einer Enkelin des Komponisten Carl Maria von Weber. Das Paar hatte keine Kinder. Unterzeichnete die Petition von Hirschfeld gegen den § 175.
- **Wildermuthring, Langenhorn (1962): Eberhard Wildermuth (1890-1952), Minister für Wohnungsbau.** Nach 1921 Oberregierungsrat, ab 1928 Direktor Dt. Bau- und Bodenbank. Ab 1931 Mitglied Bund Nationalsozialistischer Deutscher Juristen. Ab 1936 Mitglied Nationalsozialistischer Altherrenbund der Deutschen Studenten. Ab 1939 Major der Reserve im Krieg, beim Frankreichfeldzug Kommandeur des II. Bataillons des Infanterie-Regiments 272. 1941/42 Kommandeur des Infanterie-Regiments 737 in Serbien, 1941 befördert zum Oberstleutnant. Ab Mai 1942 Kommandeur des Infanterie-Regiments 371 bei der Heeresgruppe Mitte an der Ostfront. Dezember 1942 Beförderung zum Oberst der Reserve. Ab Mai 1943 Kommandeur des Infanterie-Regiments 578 in Italien, ab August 1944 Festungskommandant von Le Havre. 1944 Kriegsgefangener, interniert im Offizierslager Trent Park England. „Der britische Geheimdienst schätzte Wildermuth als einen überzeugten Patrioten und tapferen Offizier ein, der dem NS-Regime vehement entgegengetreten. Er sei bestrebt, junge Nationalsozialisten umzuerziehen. In einem abgehörten Gespräch in Trent Park sagte er, dass er sich im Mai 1944 Carl Friedrich Goerdeler vom Widerstand gegenüber bereit erklärt habe, an einem Putsch gegen Hitler mitzuwirken.“ 1)

Quelle:

- 1) Wilhelm Kohlhaas: Eberhard Wildermuth, ein aufrechter Bürger. Bonn 1960.

- **Wilhelm-Bauche-Weg, Poppenbüttel (1985): Wilhelm Bauche (1899-1959), Widerstandskämpfer, Grafiker, Kunsterzieher, Journalist, Kulturpolitiker.** Überzeugt von der Arbeiterbewegung, setzte Bauche seine vielfältigen künstlerisch-literarischen Aktivitäten zur Vermittlung von Wissen und Erkenntnis ein. Den NS-Verfolgungen begegnete er standhaft in der Zuversicht auf eine sozialistische Zukunft. Der Vater, Carl August Bauche, war Beamter der Lübeck-Büchener-Eisenbahn, zuletzt Leiter des Güterbahnhofs Wandsbek. Die älteren drei Geschwister absolvierten alle eine Lehrerausbildung. Wilhelm besuchte das Realgymnasium „Johanneum“ zu Lübeck bis zur Primareife 1916, hatte aber schon vorher an der Kunstschule des Freiherrn von Lütgendorff Malerei und grafische Techniken belegt. Der Kriegsdienst seit 1917 führte ihn als



Feldartillerist nach Frankreich, er wurde verwundet und erhielt Tapferkeitsauszeichnungen. Nach der Demobilisierung im Januar 1919 begann er sofort das Studium von Malerei, Grafik und Kunstgeschichte an der damaligen Kunstgewerbeschule Hamburg. Er nannte später als die ihn prägenden Lehrer Carl Otto Czeschka und Wilhelm Niemeyer. Demokratisch motiviert, engagierte sich Bauche in der Studentenvertretung und führte sie 1921 in den Reichsbund deutscher Kunsthochschüler. Dessen Vorstand gehörte er mehrere Jahre an, wobei er den 1. internationalen Kongress der Studierenden an europäischen Kunstakademien 1922 in Hamburg vor Ort und dazu eine Ausstellung in der Kunsthalle organisierte. Von 1921 bis 1926 beteiligte sich Bauche aktiv an der Ausstattung der Künstlerfeste im Curio-Haus und war ständiges Mitglied ihrer Kommission. Seit 1924 arbeitete er als selbstständiger Grafiker in Hamburg, qualifiziert als Mitglied im Bund deutscher Gebrauchsgraphiker. Daneben lehrte er Kunstgeschichte und Zeichnen u. a. am staatlich anerkannten Hagemann-Mensendieck-Gymnastik-Seminar und als Dozent an der Hamburger Volkshochschule.

1926 heiratete er die gerade diplomierte Gymnastiklehrerin Gertrud Mendel (1905-1999), die in der gemeinsamen großen Wohnung in Borgfelde ein eigenes Lehrinstitut einrichtete. 1928 wurde ein Sohn geboren. Mit seinem Schwiegervater, dem Genossenschafts Kaufmann und hamburgischen Senator Max Mendel [siehe: Mendelstraße], verband Bauche eine anhaltend innige Beziehung. Zunächst verdankte er ihm Aufträge der Genossenschaft „Produktion“ für Plakate und Illustrationen und die Vermittlung in Aktivitäten der Hamburger Arbeiterbildung. Bauche gestaltete mit Hilfe zahlreicher Künstlerkollegen eine Marionettenbühne, die – jeweils in der Vorweihnachtszeit im Gewerkschaftshaus installiert – Märchen- und Sagen aufführte. 1926 trat Bauche in die SPD ein. Für sie schuf er zum Parteitag 1931 den „Film vom Marxismus – Des Geistes Schwert“ mit Zeichentrickgrafik und dem Drehbuch gemeinsam mit seinem Freund H. C. B. Sommer. Von beiden Autoren erschienen für die Jahre 1930, 1931 und 1932 im Verlag E. Laub in Berlin die Bildkalender „Gesellschaft und Wirtschaft“. Die NS-Herrschaft bedeutete für Bauche einen Absturz der Arbeits- und Lebensbedingungen. Vorübergehend blieben noch die Lehrtätigkeit an der Hagemann-Schule und die vorweihnachtlichen Marionettenspiele in den Schaufenstern von Karstadt in Barmbek. Ehemalige Mitglieder der SAJ kamen zum Kunstunterricht in die Wohnung in Hamm. Er war eingebunden in die illegale sozialdemokratische Stadtteilorganisation, die im Herbst 1935 von der Gestapo aufgedeckt wurde. Bauche wurde am 2. November verhaftet und am 27. Februar 1936 vom Hanseatischen Oberlandesgericht zu 33 Monaten Zuchthaus wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt. Nach der Entlassung galt er ferner als wehrunwürdig und erhielt Berufsverbot für alle Kunst- und Lehrtätigkeit. Nach



dem Pogrom im November 1938 erhielt auch die jüdische Ehefrau das Verbot ihres Gymnastik-Instituts, das seit der Verhaftung von Bauche die einzige wirtschaftliche Stütze der Familie gewesen war. Eine angestrebte Auswanderung scheiterte am fehlenden Geld. Freunde verschafften Bauche im Hamburger Fruchthandelsbetrieb eine Anstellung als Bilanzbuchhalter, wozu er sich im Selbststudium qualifiziert hatte. Seit 1941 musste Gertrud Bauche Zwangsarbeit mit Altstoffsartierung leisten. Im Juli 1943 entkam die Familie knapp dem Feuersturm, verlor aber mit der Wohnung total alles – das künstlerische Werk, die Bibliothek und die Sammlungen. Eine angemietete Kleingartenlaube in Bergstedt, vermittelt durch Freunde, bot für drei Jahre Unterkunft. Ab August 1944 hatte Bauche als „Jüdisch-Versippter“ Zwangsarbeit beim Aufräumungsamt Hamburg zu leisten.

Das Ende des Krieges war die Befreiung. Ihr folgte sofort neues politisches Engagement, zunächst im Aufbauversuch der Freien Sozialistischen Gewerkschaften und im Komitee ehemaliger politischer Gefangener. In der Auseinandersetzung um die Konsequenzen aus Nazi-Herrschaft und Krieg wechselte Bauche, unterstützt von seiner Frau, zur KPD, die er u. a. im Ortsausschuss Bergstedt vertrat. Er leitete den hamburgischen Ausschuss Bildende Kunst zur Ausschaltung von Nationalsozialisten und war führend beteiligt an der Wiederbegründung des Bundes deutscher Gebrauchsgestalter. Beruflich wollte er an seine Erfolge vor 1933 anknüpfen, was aber mangels Raum, Arbeitsgerät und Beziehungen kaum gelang. Noch einmal wurde ein Bildkalender „Gesellschaft und Wirtschaft“ für 1949 im Union-Verlag Hamburg herausgegeben. Weitere Publikationsvorhaben scheiterten am Geldmangel durch die Währungsreform. Nachdem er durch Kunst- und Theaterkritiken bekannt geworden war, beschäftigte ihn die Hamburger Volkszeitung zwei Jahre lang als Leiter der Kulturredaktion. Für die Wahlperiode 1949-1953 vertrat er die KPD als Deputierter bei der Hamburger Kulturbehörde. Als 1950 der Demokratische Kulturbund Deutschlands mit Sitz in Düsseldorf gegründet wurde und sich Ernst Rowohlt als Vorsitzender von dessen Bezirk Wasserkante wählen ließ, wurde Bauche hauptamtlicher Landessekretär und Mitglied im Bundesvorstand. Sein besonderes Anliegen galt Kontakten zwischen bildenden Künstlern in der Bundesrepublik und in der DDR. Er warb für die Teilnahme an der 3. Deutschen Kunstausstellung in Dresden 1953, beteiligte sich maßgeblich an der Redaktion der Zeitschrift „Von Atelier zu Atelier“ im Progress-Verlag Düsseldorf und leitete die Sektion Bildende Kunst in dem von Karl Saller, München, geführten Deutschen Kulturtag. Als 1959 der Demokratische Kulturbund in Nordrhein-Westfalen verboten wurde, übernahm Bauche die Funktion des Bundessekretärs. Er starb völlig unerwartet an einem Herzinfarkt.

Text: Ulrich Bauche



abgedruckt auch in der Hamburgischen Biografie. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 5. Göttingen 2010.

Quellen:

Zusammen mit H. C. B. Sommer: Gesellschaft und Wirtschaft Kalender 1930, Berlin 1929, ebenso für 1931 und 1932; dieselben: Der Film vom Marxismus. Des Geistes Schwert. Kosmos-Film, JAM Borgstädt, Hamburg 1931. Gesamtdeutsche Ausstellung von Graphik und Kleinplastik, Deutscher Kulturtag, Hamburg 1957; Walter Flesch: Nachruf für Wilhelm Bauche, in: Kultur und Gesellschaft, DKBD, Nr. 9, Jahrg. 1959, S. 19 f.

- **Wilhelm-Bergner-Straße**, *Bergedorf/Lohbrügge (1984): Wilhelm Bergner (1835-1905), Gründer der Eisengießerei und Maschinenfabrik Bergner & Nordenberg in Bergedorf.*
- **Wilhelm-Bock-Weg**, *Alsterdorf (1985): Wilhelm Bock (1886-1940), SPD-Mitglied. Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Stolpersteine: Hegestieg 14 und Kurt-Schumacher-Allee 10 (SPD-Parteibüro).*

Wilhelm Bock wurde am 30. April 1886 in Hammerbrook als Sohn eines Eisenbahnbeamten geboren. Nach dem Besuch der Volksschule machte er eine Lehre bei einer Hamburger Bier-Im- und Exportfirma. Er verlor früh seinen Vater und lebte nach dem Tod seiner Mutter bei Freunden seiner Eltern. Nach seinem Militärdienst war Wilhelm Bock drei Jahre in Nigeria und Kamerun tätig. Die menschenunwürdigen Arbeitsverhältnisse der Einheimischen begründeten ein politisches Engagement, das 1911 in Hamburg zum Eintritt in die SPD führte.

1913 heiratete Wilhelm Bock Wiebke Krogmann. Das Ehepaar zog nach Eppendorf. Wilhelm Bock nahm als Soldat am Ersten Weltkrieg teil und machte sich nach Kriegsende mit der Übernahme einer Vertretung für Textilwaren selbstständig, später für Fahrräder und Autoreifen.

In der Eppendorfer SPD-Parteiorganisation wurde er 1923 zum Distriktsführer gewählt. Wilhelm Bock gehörte dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold an und war 1933 Mitglied des Landesvorstands der SPD Hamburg. Darüber hinaus engagierte er sich in einer Hamburger Freimaurerloge. 1936 übernahm Bock ein Geschäft für den Verkauf und die Vermietung von Feld- und Eisenbahnen. Seine selbstständige Tätigkeit machte ihn finanziell unabhängig und ermöglichte ihm unauffällige Reisen und Kontakte im Zusammenhang mit der Widerstandsarbeit.

Vermutlich nahm Wilhelm Bock an der so genannten „Echo-Versammlung“ teil, die am 15. und 16. Juni 1933 im Redaktionsgebäude der SPD-Parteizeitung



stattfand. Die etwa 30 Teilnehmer wurden von den Nationalsozialisten verhaftet, misshandelt und nach fünf Wochen Haft wieder entlassen.

Seit wann sich Wilhelm Bock aktiv am Widerstand beteiligte, ist nicht bekannt. Nach dem Verbot der SPD durch die Nationalsozialisten hatte Walter Schmedemann [siehe: Walter-Schmedemann-Straße] in Hamburg eine illegale Parteileitung aufgebaut. Die Widerstandsorganisation richtete einen eigenen Nachrichtendienst ein, der systematisch Informationen aus ganz Hamburg sammelte. Dieses Informationssystem lieferte auch Nachrichten für die „Roten Blätter“, das illegale Organ der Hamburger SPD, das wöchentlich in einer Auflage von mehreren Tausend Exemplaren hergestellt und auch über Hamburg hinaus verbreitet wurde. Gleichzeitig gelangten die gesammelten Informationen über Kuriere an den Prager Exilvorstand. Die dort eingegangenen Nachrichten wurden in den Deutschland-Berichten veröffentlicht und zurück ins Reich geschmuggelt. Über geheime Vertriebswege wurden die illegalen Schriften des Exilvorstands aus Dänemark oder der Tschechoslowakei nach Hamburg geschafft und verteilt.

Nach mehreren Verhaftungswellen stellte die illegale Parteileitung in Hamburg die Produktion eigener Schriften ein. Von Kopenhagen aus koordinierte Richard Hansen im Auftrag des Parteivorstands die Widerstandsarbeit. Vermutlich 1936, spätestens aber 1937, übernahm Walter Siering aus Eppendorf die Leitung der Widerstandsaktivitäten in Hamburg und organisierte den Informationsaustausch sowie die Materiallieferungen mit Richard Hansen. Nach Sierings Angaben war Wilhelm Bock, der über zahlreiche Kontakte vom Bürgertum bis zu Militärkreisen verfügte, seine wichtigste Stütze.

1937 traf sich Bock zu Beratungen mit Richard Hansen im dänischen Kolding. Am 1. März 1938 erhielt Siering aus Kopenhagen die Mitteilung, dass zwei Tage später eine Lieferung eintreffen werde, die am Hamburger Hauptbahnhof zu übernehmen sei. Siering, beunruhigt durch die Verhaftung eines Sozialdemokraten, der von den Aktivitäten Kenntnis hatte, traf sich mit Bock, um die Lage zu beraten. Dieser riet zur sofortigen Flucht nach Dänemark und versprach, sich um die Sendung des illegalen Materials zu kümmern. Mit einem Parteifreund, dem Kolonialwarenhändler Robert Finnern [siehe: Robert-Finnern-Weg], der sein Fahrzeug zum Transport zur Verfügung stellte, wollte Wilhelm Bock die Lieferung in Empfang nehmen. Als Finnern am 3. März 1938 um 19.30 Uhr zur Übergabe der illegalen Sendung aus Dänemark durch den Kieler Sozialdemokraten Oskar Nielsen erschien, griff die Gestapo zu. Der Koffer mit dem illegalen Material enthielt 4.000 Exemplare der Flugschrift „Lasst Tatsachen sprechen“ sowie eine nicht näher bekannte Anzahl von Postsendungen. Noch am selben Abend wurde Wilhelm Bock verhaftet. Er hatte vermutlich schon unter Beobachtung gestanden, denn ein Gestapo-Spitzel hatte alle Einzelheiten verraten und die Verhaftung von langer Hand vorbereitet. Auch die beiden Ehefrauen Hilde Finnern und Wiebke



Bock sowie der zwanzigjährige Wilhelm Bock junior wurden für mehrere Tage verhaftet. Oskar Nielsen war den Methoden der Gestapo nicht gewachsen und starb schon nach zwei Tagen Haft. Wilhelm Bock und Robert Finnern wurde der Prozess vor dem Volksgerichtshof gemacht. Am 23. August 1938 wurden die Angeklagten wegen Beihilfe zur Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis verurteilt. Nachdem die beiden Männer ihre Strafe verbüßt hatten, wurden sie nicht freigelassen, sondern ins KZ Sachsenhausen überführt. Hier starb Wilhelm Bock am 21. August 1940 an „Lungenentzündung, Herzschwäche und Darmkatarrh“, wie es in einer telegrafischen Nachricht hieß. Sein Parteifreund Robert Finnern war wenige Monate zuvor ebenfalls in Sachsenhausen verstorben.

Text: Holger Martens

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 351-11 AfW Abl. 2008/1, 9.2.1918 Wilhelm Bock, Junior; StaH 351-11 AfW Abl. 2008/1, 13.3.1894 Robert Finnern; Zur Widerstandsarbeit und den Vorgängen 1938 siehe den Bericht von Walter Siering an Hilde Finnern, 5.12.1949, Privatbesitz Beate Reis; Martens, Widerstand, in: „Alles für Hamburg“, o. D. [2008], S. 47-60; Holger Martens: Auf dem Weg in den Widerstand – Die „Echo“-Versammlung der Hamburger SPD 1933, in: Hamburg und sein norddeutsches Umland. Aspekte des Wandels seit der Frühen Neuzeit. Festschrift für Franklin Kopitzsch, Hrsg. Dirk Brietzke, Norbert Fischer, Arno Herzig, Hamburg 2007, S. 354-376; Holger Martens: Widerstand und Verfolgung 1933-1945, in: „Alles für Hamburg“ – Die Geschichte der Hamburger SPD von den Anfängen bis zum Jahr 2007, o. D. [2008], S. 47-60; Holger Martens: Auf dem Weg in den Widerstand – Die „Echo“-Versammlung der Hamburger SPD 1933, Hamburg 2010.

- **Wilhelm-Busch-Weg, Eißendorf (1950):** *Wilhelm Busch (1832-1908), Maler, Zeichner.*
- **Wilhelm-Carstens-Weg, Wilhelmsburg (1967):** *Wilhelm Carstens (1885-1958), Kaufmann, Stifter der Wilhelm-Carstens-Gedächtnis-Stiftung.*
- **Wilhelm-Drexelius-Weg, Barmbek-Nord (2010):** *Wilhelm Drexelius (1906-1974), Rechtsanwalt, Verteidiger von in der Zeit des Nationalsozialismus politisch Verfolgten, Bausenator, Schulsenator, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft.*

Siehe auch: Klabundeweg, in Bd. 2.



Im Mai 1933 hatte Drexelius zusammen mit Klara Genter, der später mit Erich Klabunde verheirateten Juristin, am Neuen Wall 54 eine Rechtsanwaltskanzlei eröffnet. Nachdem Klara Klabunde wenig später mit ihrem Ehemann nach Berlin gezogen war, betrieb Drexelius die Kanzlei zunächst allein weiter und ab 1945, nachdem Klara Klabunde nach Hamburg zurückgekehrt war, wieder mit ihr. (Siehe auch wikipedia-Eintrag.)

- **Wilhelm-Grimm-Straße, Rahlstedt (1911):** *Wilhelm Grimm (19. Jhd.), Grundeigner in Rahlstedt. Immobiliengeschäft, Grundstücksmakler. 1881 Heirat mit Elisabeth Prohl. Das Paar hatte sechs Kinder.*
- **Wilhelm-Grimm-Straßenbrücke, Rahlstedt (1911):** siehe Wilhelm-Grimm-Straße.
- **Wilhelmstraße, Othmarschen (1929):** *Willi Wilhelmi (1848-1928), Schauspieler.*
- **Wilhelm-Iwan-Kehre, Allermöhe (2000):** *Wilhelm Iwan (27.3.1899 Hamburg-1975), Kommunalpolitiker, Gründungsmitglied der gemeinnützigen Siedlungs- und Wohnungsbaugenossenschaft Bille*

Wilhelm Iwan hatte Modellbauer gelernt und war SPD-Mitglied bis zum Verbot der Partei durch die Nationalsozialisten 1933. Anschließend betätigte er sich bis 1935 illegal weiter für die SPD im Kampf gegen das NS-Regime – zunächst noch am Dulsberg, weil er dort wohnte. Ab 1935 war er bei seiner Schwester in der Hellbrookstraße in Barmbek gemeldet, hielt sich aber in einer Gartenlaube in Billwerder Moorfleth auf, um dem Zugriff der Gestapo zu entgehen. Bei einer Razzia 1937 am Dulsberg wurde eine Reihe SPD- und KPD-Mitglieder verhaftet. Im Zuge dessen fand auch bei seiner Schwester eine Haussuchung statt, weil nach ihm gefahndet wurde. Daraufhin versuchte Wilhelm Iwan, nach Frankreich zu fliehen. In Bergzabern in der Pfalz wurde er Anfang Juni 1937 bei wegen „illegaler Grenzüberschreitung“ festgenommen, inhaftiert und vom Amtsgericht Bergzabern zu einer Gefängnisstrafe von einem Monat verurteilt. Nach seiner Entlassung am 19.7.1937 wurde er am folgenden Tag der Gestapo in Hamburg



übergeben, die ihn bis Anfang September 1937 im Konzentrationslager Fuhlsbüttel inhaftierte. Wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ kam er anschließend bis Ende Oktober 1937 in Untersuchungshaft. Am 26.10.1937 wurde er entlassen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte Wilhelm Iwan als SPD-Mitglied zu den Mitbegründern der gemeinnützigen Siedlungs- und Wohnungsbaugenossenschaft Bille, die Wohnungen für ausgebombte Hamburgerinnen und Hamburger sowie für Flüchtlinge errichtete und 1948 ins Leben gerufen wurde. Außerdem saß er für die SPD von 1957 bis 1965 als gewählter Abgeordneter in der Bergedorfer Bezirksversammlung.

Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

StaH 242-1 II Gefängnisverwaltung II Untersuchungshaftkartei für Männer; StaH 351-11_22767

- **Wilhelm-Iwan-Ring**, *Allermöhe* (1987), siehe: Wilhelm-Iwan-Kehre.
- **Wilhelm-Jensen-Stieg**, *Jenfeld* (1975): *Wilhelm Jensen (1882-1960), Pastor an der Wandsbeker Kreuzkirche, Kedenburgstraße 12, Heimatforscher*. D. Dr. Carl Wilhelm Jensen (12.09.1882 Beken/Apenrade – 06.03.1960 Hamburg). Wilhelm Jensen kam am 12. September 1882 im nordschleswigschen Beken im Kreis Apenrade auf die Welt. Nach dem Abitur in Flensburg studierte er Theologie. Am 24. Oktober 1909 wurde er in der St. Marienkirche in Rendsburg ordiniert. Danach war er als Provinzialvikar in Brunsbüttel und 1910 Hilfsprediger in der St. Nikolai-Kirche Kiel und St. Nikolai Flensburg tätig. Am 10. Juli 1910 wurde er als Pastor der St. Margarethenkirchengemeinde in Wilster eingeführt. In Wilster sollte er 23 Jahre Pastor bleiben. Unterbrochen wurde seine Tätigkeit dort durch den Dienst als Feldgeistlicher im Ersten Weltkrieg. Ab dem 14. März 1915 bekleidete er die Hauptpastorenstelle von St. Margarethen. Neben seinem Pfarramt zeigte sich Jensen sehr interessiert an der Geschichte der Region Wilster. 1913 legte er eine umfangreiche Kirchspielchronik von St. Margarethen vor und 1919 war er Initiator zur Gründung des Heimatvereins Wilstermarsch. Hier hatte er das Amt des Schriftführers inne. 1922 promovierte er an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel zum Dr. phil. Im Jahr 1925 erschienen die ersten beide Bände des dreibändigen Heimatbuches des Kreises Steinburg, an denen Jensen mitgearbeitet hatte. Im Oktober 1933 endete Jensens Dienstzeit in Wilster und er wechselte zur Kreuzkirchengemeinde nach Hamburg-



Wandsbek. Als Jensen 1935 vom Sachverständigen für Kirchenbuch- und Sippenfragen in der Deutschen Evangelischen Kirchenkanzlei zum Obmann für Schleswig-Holstein ernannt wurde, war seine Arbeit nicht mehr nur regional begrenzt. Ein Jahr später veröffentlichte er eine Aufstellung der Kirchenbücher der Kirchengemeinden Schleswig-Holsteins und Lauenburgs. Dieses Werk war eine der Grundlagen bei der Ausstellung der sogenannten „Ariernachweise“ in Schleswig-Holstein. In seinem Vortrag „Unsere Kirchenbücher, ihre Entstehung und Bedeutung (Über die Sippenforschung)“ sagt Jensen, dass durch die Forderungen des „Dritten Reichs“ die Bewegung (der Familienforscher) gewachsen und die Bedeutung der Kirchenbücher nun jedem einzelnen „Volksgenossen“ klar sei. Er bezeichnete die Hilfe der Pastoren bei der Mitarbeit an den „Ariernachweisen“ als großen Dienst an der Volksgemeinschaft. Damit erbrachte Jensen aber im Umkehrschluss auch einen Beitrag zur Erfassung der Christen jüdischer Herkunft in Schleswig-Holstein.

Die antisemitische Haltung Jensens lässt sich in einem Schreiben aus dem März 1941 an das Landeskirchenamt Hamburg zur Gestalt des Gesangbuches verdeutlichen. Jensen regte an, man solle das Gesangbuch von allen „Judaismen“ befreien. Hierunter fällt auch das Kirchenlied „Eine feste Burg ist unser Gott“, für das Jensen vorschlug, die Worte „Der Herr Zebaoth“ durch „Retter in der Not“ zu ersetzen. Ebenso waren seine Vorschläge, dass jene Lieder, die die Worte „Jehova“ oder „Zions Mauer“ beinhalteten, abzuändern seien. Die Antwort, die Jensen von Landesbischof Tügel erhielt, war vernichtend. Tügel nannten die Änderungswünsche eine „Ehrfurchtlosigkeit gegenüber dem gewaltigen Text der Reformation und „geschmacklose und sinnlose Abänderung des Lutherliedes.“ Außerdem stellt Tügel seine Stellung als Landesbischof und seine Ansichten zu solchen Ansinnen an seine Kirche dar: „Es tut nicht gut, wenn Zwerge an dem gewaltigen Text eines Geistesriesen [Luther] herumbasteln [...]. Auch finde ich, daß das Einheitsgesangbuch so viele Lieder enthält, daß für Herr und Heimat genügend Auswahl besteht. Es gehört wirklich schon die Tapsigkeit eines Neunzigjährigen bei Verdunklung dazu, um ausgerechnet wieder in die kleinen Schlaglöcher der wenigen Hebraismen hineinzustolpern.“ Auch unter der neuen Kirchenleitung nach dem Kriegsende bekleidete Jensen ein landeskirchliches Amt. Er wurde Beauftragter für das Kirchenbuchwesen der schleswig-holsteinischen Landeskirche und kann exemplarisch für die personelle Kontinuität in der Landeskirche nach 1945 stehen.

Jensen blieb bis 1948 Pastor in Wandsbek. Im gleichen Jahr ereigneten sich noch zwei wichtige Begebenheiten. Zum einen initiierte Jensen unter dem Eindruck der Zerstörung des Krieges die Gründung der „Matthias-Claudius-Gesellschaft“. Die Gesellschaft sollte die Stätten der Erinnerung an Matthias Claudius und seine Familie bewahren und das Werk Claudius' verbreiten. Mit



dem Tod Jensens kam die Arbeit der Gesellschaft zum Erliegen. 1970 wurde die Gesellschaft im Zuge der 100 Jahrfeier zur Verleihung des Stadtrechts an Wandsbek neugegründet. Zum anderen wurde Jensen zusammen mit dem Bischof für Holstein, D. Wilhelm Halfmann, am 8. Mai die Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel verliehen. 1952 emeritierte Jensen. Er bleibt aber weiterhin seinen historischen Arbeiten treu. So wurde 1958 das Werk über die Kirchenbücher Schleswig-Holsteins von 1936 in einer zweiten Auflage in der Reihe „Quellen und Forschungen zur Familiengeschichte Schleswig-Holstein“, die von der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte herausgegeben wird, überarbeitet und erweitert unter dem Titel „Die Kirchenbücher Schleswig-Holsteins, der Landeskirche Eutin und der Hansestädte“ erneut veröffentlicht. Zeit seines Lebens gab er 77 Veröffentlichungen heraus, davon ca. 40 über Wilster bzw. über die Wilstermarsch. Pastor D. Dr. Wilhelm Jensen stirbt am 6. März 1960 in Hamburg.

Text: Benjamin Hein, M.A.

Quellen:

Archiv des Kirchengemeindeverbandes Kiel, Nr. 337; Landeskirchliches Archiv Kiel, 32.01 (Landeskirche Hamburg – Kanzlei) Nr. 940; Landeskirchliches Archiv Kiel, 32.01 (Landeskirche Hamburg – Kanzlei) Nr. 1365

Frahm, Walter: Meine Begegnung mit Pastor D. Dr. Wilhelm Jensen. In: Jahrbuch des Alstervereins 39 (1960), S. 5-8; Jensen, Wilhelm: Die Kirchenbücher Schleswig-Holsteins, der Landeskirche Eutin und der Hansestädte, Neumünster 1958; www.claudius-gesellschaft.de/zur-gesellschaft/ (16.08.2015); www.mein-wilster.de/images/cards/2955.pdf (16.08.2015)

- **Wilhelm-Lehmbruck-Straße, Billstedt (1976):** *Wilhelm Lehmbruck (1881-1919), Bildhauer und Graphiker.*
- **Wilhelm-Metzger-Straße, Alsterdorf (1949):** *Wilhelm Metzger (1848-1904): Reichstagsabgeordneter (SPD).*
- **Wilhelm-Osterhold-Stieg, Bergedorf/Allermöhe (1995):** *Wilhelm Osterhold (1891-1971), Buchdrucker, Redakteur, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus in Bergedorf. Bürgerschaftsabgeordneter 1946-1949 und 1953 (SPD), Geschäftsführer des deutschen Freidenkerverbandes, Geschäftsführer mehrerer Lichtspielhäuser (Kinos).*



Wilhelm Osterhold wuchs in einer Arbeiterfamilie auf erlernte nach dem Besuch der Volksschule den Beruf des Buchdruckers. 1910 wurde Osterhold Mitglied des Buchdrucker- Verbandes, drei Jahre später erfolgte der Eintritt in die SPD. 1921 zog Osterhold von Bad Oldesloe, wo die Familie sieben Jahre gelebt hatte, nach Bergedorf. Hier arbeitete er zunächst drei Jahre in seinem Beruf in der Druckerei des Bergedorf-Sander Volksblattes, bis er ab 1924 die Stellung eines Redakteurs bekleidete. 1928 übernahm er die Geschäftsführung des Deutschen Freidenker-Verbandes für den Bereich Nordwestdeutschland. Mit dem Verbot des Verbandes durch die Nationalsozialisten 1933 wurde Osterhold arbeitslos. Die Nationalsozialisten verhafteten ihn erstmals im März 1933 und sperrten ihn für drei Wochen ins KZ Fuhlsbüttel. Im Herbst 1933 wurde er erneut für vier Wochen in Haft genommen. Nach seiner Freilassung nahm Osterhold sofort die Widerstandsarbeit gegen die Nationalsozialisten auf. Er brachte Druckschriften in Umlauf, die er von emigrierten Genossen aus Kopenhagen und Prag erhalten hatte. Die Broschüren trugen unverfängliche Titel wie „Schopenhauer und die Religion“ oder „Platons Gastmahl“, ihr Inhalt informierte jedoch über die Mächenschaften des NS-Regimes. Zum 1. Mai 1935 stellten Osterhold und andere Genossen Flugblätter her, in denen laut späterer Urteilsbegründung des Hanseatischen Oberlandesgerichtes zu einem "gewaltmäßigen Vorgehen“ aufgerufen wurde. Wenige Tage nach dieser Aktion entdeckte die Gestapo Osterholds illegale Aktivitäten und verhaftete die gesamte Familie. Während sein Sohn Wilhelm noch am selben Tag wieder freigelassen wurde, blieben seine Tochter Maria 19 Tage und seine Frau Anna [geb. 1896] sogar sieben Wochen in Haft. Gegen Osterhold selbst und andere Widerständler erhob die Staatsanwaltschaft Anklage wegen Vorbereitung zum Hochverrat. Der Prozess endete mit einer Verurteilung zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus, die Osterhold in Fuhlsbüttel absaß. Nach der Haftentlassung musste er sich regelmäßig bei der Gestapo melden.

1941 ging Osterhold nach Norwegen, um bis 1945 bei einer Baufirma zu arbeiten. Nach kurzer Kriegsgefangenschaft kehrte er nach Bergedorf zurück und übernahm zunächst die Geschäftsführung des Kinos Hansa-Theater, später auch anderer Spielstätten. Von 1946 bis 1949 und 1953 gehörte Osterhold der Hamburgischen Bürgerschaft an.

Text: Christel Oldenburg

- **Wilhelm-Raabe-Weg**, *Fuhlsbüttel (1931): Wilhelm Raabe (1831-1910), Schriftsteller.*



- **Wilhelms Allee**, Blankenese (vor 1910): *Wilhelm Geckler (1836-1895), Vorbesitzer des Geländes und Erbauer der Straße.*
- **Wilhelm-Siefke-Weg**, Poppenbüttel (1977): *Wilhelm Siefke (1888-1970), Mitglied des Ortsausschusses Alstertal, förderte die Heimatforschung, Gründer des Alstertalmuseums.*
- **Wilhelm-Stein-Weg**, Hummelsbüttel (1977): *Wilhelm Stein (1870-1964), Vorstandsvorsitzender der Hamburger Hochbahn AG.*
- **Wilhelm-Stille-Sportanlage**, Bergedorf/Allermöhe (2000): *Wilhelm Heinrich Ludwig Stille (18.10.1865 Lauenburg – 16.7.1947 Hannover), Gastwirt, erster sozialdemokratischer Bürgervertreter von Bergedorf (1900–1906), später Landrat in Gronau (Provinz Hannover) sowie Präsident des Hannoverschen Provinziallandtags*

Wilhelm Stille hatte Schiffszimmermann gelernt, musste seinen Beruf aber nach einem Arbeitsunfall aufgeben. Seinen Lebensunterhalt bestritt er seither durch Aushilfstätigkeiten. Um 1885 zog er nach Bergedorf. Dort gründete er zusammen mit anderen im Jahr 1900 den sozialdemokratischen Ortsvereins und wurde Abgeordneter der hamburgischen Bürgerschaft.

Von 1900 bis 1906 war er zudem Pächter der Gaststätte „Deutsches Haus“ in der Sachsenstraße (Sachsente). Hinter der Gaststätte ließ er eine Turnhalle für Jugendliche bauen, die als Arbeiterkinder von bürgerlichen Sportvereinen nicht aufgenommen wurden oder die sich eine Mitgliedschaft aus finanziellen Gründen nicht leisten konnten. 1) Von 1919 bis 1931 war Stille Landrat in Gronau (Provinz Hannover). 2) 1925 führte er die Liste der SPD-Kandidaten für die Provinzial-Landtagswahlen Hannover an 3) und wurde in den Landtag gewählt. Am 1.4.1931 wurde er in den Ruhestand versetzt. 4) Seit dem Jahr 2000 trägt der Sportplatz in Neuallermöhe-West nach ihm den Namen Wilhelm-Stille-Sportanlage.



Text: Frauke Steinhäuser

Quellen:

- 1) Diese und alle vorherigen biografischen Angaben: Bergedorfer Zeitung, 19.10.2000.
- 2) Rolf Jehke, Territoriale Veränderungen in Deutschland und deutsch verwalteten Gebieten, darunter: Verwaltungsgeschichte und Landräte des Landkreises Gronau, www.territorial.de/hannover/alfeld/landkrs.htm (Zugriff 17.6.2016)
- 3) Hildesheimer Volksblatt, Nr. 261, 7. Jg., 7.11.1925.
- 4) Jehke, a.a.O.

- **Wilhelmstraße, Harburg (1869):** *Wilhelm Rogge, Vorbesitzer des Geländes.*

- **Wilhelm-Strauß-Weg, Wilhelmsburg (1969):** *Wilhelm Strauß (1896-1963), Leiter des Ortsamtes Wilhelmsburg. 1919-1933 SPD, Parteisekretär in Bremen, ab 1945 SPD, 35 Monate in „Schutzhaft“ in Verden/Aller, aus Preußen und Bremen ausgewiesen.*

- **Wilhelm-Weber-Straße, Heimfeld (1932):** *Wilhelm Weber (1857-1934), Kommerzienrat, Bankier, Vorsitzender der Harburger Handelskammer, Ehrenbürger der Stadt Harburg.*

- **Wilkenweg, Neugraben-Fischbek (1952):** *Hans Wilkens (1894-1947), Maler, Graphiker.*

- **Willebrandstraße, Altona-Altstadt (1950):** *Johann Peter Willebrand (1719-1786), Polizeidirektor in Altona.*

- **Willi-Bartels-Treppe, St. Pauli (2010):** *Wilhelm Bartels (1914-2007), Unternehmer, Immobilienbesitzer, Mitglied der Interessengemeinschaft St. Pauli, Ehrenpräsident des St. Pauli Museums.*



- **Willi-Hill-Weg**, Lurup (1981): *Willi Hill (1899-1979), Förderer des Siedlungswesens, hauptsächlich in Lurup.*
- **Willinks Park**, Lokstedt (1898): *Carl Heinrich Willink (1807-1875), Kaufmann, Vorbesitzer des Geländes.*
- **Willistraße**, Winterhude (1866): *Sohn des Grundeigentümers Adolph Sierich.*
- **Willöperstraße**, Tonndorf (1950): *Johannes Gottfried Daniel Willöper (1850-1927), Kommerzienrat, Gründer des Willöperstiftes in der Hörnumstraße.*
- **Willy-Brandt-Straße**, Altstadt (2005): *Willy Brandt (1913-1992), Bundeskanzler, Friedensnobelpreisträger. Siehe auch: Fritz-Solmitz-Weg.*
- **Willy-Jacobs-Weg**, Langenhorn (1986): *Willy Jacobs (1885-1969), Polizeibeamter. Von 1919-1933 Mitglied der SPD und ab 1946. Sieben Wochen im KZ Fuhlsbüttel wegen Vorbereitung zum Hochverrat.*
- **Willy-Nissen-Ring**, Bramfeld (1961): *Willy Nissen (1879-1952), Arzt in Bramfeld.*
- **Wilmans Park**, Blankenese (1929): *Hermann Christoph Wilman (1816-1897), Reeder, Chinakaufmann, Grundeigentümer, Besitzer des Parks.*



- **Wilmansstraße, Wilhelmsburg (vor 1903):** Adolf Wilmans (1887-1893), Gemeinde-Hauptvorsteher in Wilhelmsburg.
- **Wilsdorfallee, Lurup (um 1928):** Joseph Wilsdorf (1879-1944), Vorbesitzer des Geländes.
- **Wilsonstraße, Jenfeld (1947):** Thomas Woodrow Wilson (1856-1924), Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Friedensnobelpreisträger.
- **Wimmelsweg, Winterhude (1907):** Carl Ludwig Wimmel (1786-1845), Baudirektor.
- **Winckelmannstraße, Nienstedten (1947):** Johann Joachim Winckelmann (1717-1768), Archäologe. „Winckelmann hat eine Reihe homosexueller Beziehungen gehabt (...). Am 8. Juni 1768 wurde er in Triest in seinem Zimmer von einem Koch überfallen und niedergeschlagen, an den Verletzungen starb Winckelmann wenige Stunden später“, schreiben Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz in ihrem Buch „Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt.“ 2. Aufl. Hamburg 2006, S. 345.
- **Wincklerstraße, Neustadt (1906):** Johann Winckler (1642-1705), Hauptpastor zu St. Michaelis, Senior des geistlichen Ministeriums.
- **Winfridweg, Lokstedt (1962):** Winfrid = Bonifatius (672-754), Missionar, Missionserzbischof, Apostel der Deutschen.



- **Winklers Platz, Altona-Altstadt (1891):** *Hinrich Oswald Winkler (1819-1889), Stadtbaumeister in Altona.*
- **Winterstraße, Ottensen (1895):** *Joh. Christian Friedrich Winter (1818-1891), Privatlehrer, Mitglied der Ottensener Gemeindevertretung.*
- **Wisplerstraße, Osdorf (1968):** *Hugo Leo Wispler (1890-1958), Schriftsteller, Oberbaurat in Altona. Siehe: www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/*
- **Wisserweg, Iserbrook (1947):** *Wilhelm Wisser (1843-1935), Lehrer, sammelte holsteinische Märchen.*
- **Wißmannstraße, Wandsbek (1950):** *Wilhelm Leopold Ludwig Hermann von Wissmann (1853-1905), preußischer Offizier, „Schutztruppen“-Kommandeur in Ostafrika, Reichskommissar und Gouverneur der damaligen deutschen Kolonie „Deutsch-Ostafrika“*

Nach dem Abitur schlug Hermann Wissmann die Militärlaufbahn ein und wurde 1874 in einer Rostocker Garnison zum Leutnant befördert. Wegen diverser Trunkenheitsdelikte und anderer Eskapaden wurde er in der Kaserne der „tolle Wissmann“ genannt, ein Pistolenduell brachte ihm eine viermonatige Haftstrafe. 1879 weckte ein zufälliges Treffen mit dem „Forschungsreisenden“ Paul Pogge sein Interesse für Afrika. Wissmann ließ sich beurlauben und brach 1881 mit Pogge vom westafrikanischen Angola aus auf, um im Auftrag der Berliner Afrikanischen Gesellschaft den Europäern noch unbekannte Gebiete in Zentralafrika zu erkunden. Pogge erkrankte unterwegs und musste umkehren. Wissmann ließ sich von der Karawane des Sklaven- und Elfenbeinhändlers Hamed bin Juma bin Rajab bin Muhammed bin Said el-Murjebi - Tippu-Tip genannt - an die Ostküste begleiten. Mit dieser Expedition konnte er nun angeben, als erster Europäer Äquatorialafrika von West nach Ost durchquert zu haben.



Im Vorfeld der Berliner Afrika-Konferenz beauftragte ihn Leopold II. von Belgien, den „Kongo-Freistaat“, ab 1885 des Königs neue Privatkolonie, zu kolonisieren, nach Arbeitskräften zu suchen sowie Bodenschätze und Handelswege zu erforschen. Die Afrikanische Gesellschaft und das Berliner Museum für Völkerkunde baten ihn, dabei ethnographische Gegenstände zu sammeln. Für diese Aufgaben wählte er, die Methode des „Teilens und Herrschens“: während er einen zugewandten Machthaber zum obersten Chief erwählte, nahm er die weiteren Könige und ihre Begleiter als Geiseln fest, „damit sie“, wie Wissmann drohte, „die Gesetze der Weißen kennenlernen“. So machte er Kalamba Mukenge Geschenke, während er dessen Gegner Mona Katende gefangen nahm und zur Unterschrift unter einem „Schutzvertrag“ und zu Tributzahlungen zwang. Zu Gast bei Kalamba Mukenges Untertanen, den rituell Cannabis rauchenden Bena Riamba, verbat er alle davon abweichenden religiösen Handlungen der Gemeinschaften in weiten Teilen der Region. So konnte er sich leicht die übrig bleibenden rituellen Gegenstände aneignen. In seinem Reisetagebuch beschrieb Wissmann 1885, wie er „das eiserne Scepter, Regierungsinsignie der Fürsten“ geraubt hatte. „Die Dikonga [Szepter], die ich nach einem Kriege mit Katende, in dem ich denselben gefangen nahm, ausgeliefert erhielt, befindet sich mit seinem weit zurückreichenden Stammbaum im Berliner Museum. Katende ist jetzt machtlos, die Vereinigung der Baschilamboa hat nur noch historisches Interesse. Wie überall, so hat auch hier das Auftreten der Feuerwaffe alles verändert.“ Getreu seines forschenden Wahlspruchs „finde ich keinen Weg, so bahne ich mir einen“ erschoss Wissmann Afrikaner, die sich ihm widersetzen. Seine „Freunde“ ließ er schnell fallen, als es ihm kolonialpolitisch opportun erschien. So ließ verständlicherweise die Begeisterung für die Europäer beim Paramount Chief rapide nach. Da sich Wissmann über ältere territoriale Rechte hinweg gesetzt hatte, wirkte seine koloniale Intervention lange nach und führte auch später noch zu ethnischen Konflikten in der Region. In Deutschland hielt sich dennoch hartnäckig der Mythos, er sei „mit weißer Weste“ zurück gekehrt. Seine Strategie des „Teilens und Herrschens“ wurde später zur gängigen Verwaltungspraxis in den deutschen Kolonien.

1886/1887 bereiste Wissmann erneut für Leopold II. den Kongo – diesmal offiziell in klar militärischem Auftrag, „Ordnung in die Verhältnisse“ zu bringen. Zum zweiten Mal durchquerte er den Kontinent. Von der Deutschen Reichsregierung wurde er bald in die Kolonie „Deutsch-Ostafrika“ geschickt. Seit 1888 leistete die Küstenbevölkerung unter Abuschiri Bin Salim al-Harhi und anderen Führern Widerstand gegen das provozierende Vorgehen der *Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft (DOAG)*. Aus Abushiris Sicht waren die Deutschen „völlig rücksichtslos, rissen Flaggen herab und hissten andere auf, gaben uns Befehle



und Vorschriften, und benahmen sich überhaupt, wie wenn sie die Herren des Landes und wir Alle ihre Sklaven seien. Wir sahen der Sache eine Weile zu, dann jagten wir die Weissen einfach fort, wie man übermüthige Jungen fortjagt.“ So hatten die Aufständischen die DOAG zur Aufgabe von weiten Landesteilen gezwungen, und es war dem kaiserlichen Kreuzergeschwader nicht gelungen, diesen sogenannten Araberaufstand niederzuschlagen. Nun ernannte Bismarck (siehe: Bismarckstein und Bismarckstraße, in Bd. 3 online) Wissmann zum Reichskommissar und Befehlshaber der ersten „Schutztruppe“, für die deutsche Offiziere und rund 1000 afrikanische Söldner, Askari, zu rekrutieren waren. Wissmanns Rede vor dem Reichstag war unnachgiebig: Friedensverhandlungen kämen nicht in Frage, nur mit Gewalt könne nach seinen Worten „den Aufständischen eine gründliche Lehre erteilt“ werden. Dem Antrag für zwei Millionen Reichsmark zur Ausrüstung und zum Unterhalt der Truppe stimmten die Berliner Abgeordneten nur zu, weil Bismarck vorgab, es handele sich um eine humanitäre Mission, den Sklavenhandel in Ostafrika zu bekämpfen.

Auf „Strafexpeditionen“ ins Landesinnere praktizierte die „Wissmanntruppe“ die vernichtende „Taktik der verbrannten Erde“. Einem kurzen und heftigen Artilleriefeuer folgten Nahkämpfe mit Bajonett. Es gelte „Trinkwasser abzuschneiden oder den Feind durch Anzünden der Grasdächer und Hütten herauszutreiben (...) Da man ein befestigtes Dorf nach der Einnahme meist niederzubrennen hat, ist aus praktischen Gründen stets eine Plünderung geboten“, empfahl er in seinem „Ratschlag zum Angriff auf eine afrikanische Siedlung“. Führer der Widerstandsbewegung wurden ohne Ausnahme hingerichtet, gefangene Kinder, Frauen, und Männer zur Zwangsarbeit auf den Plantagen der deutschen Handelsgesellschaften verpflichtet.

Seine Bewunderer in den Kolonialkreisen lobten Wissmann als „Deutschlands größten Afrikaner“, und Feldmarschall Helmuth von Moltke (s. Moltkestraße) gefiel der „ausgezeichnete Kerl“, weil er „feste da unten“ vorging und alle „Schufte“ hängen ließ. Dagegen verurteilten einige Kolonialoffiziere in den eigenen Reihen sein Vorgehen als „äußerst grausam“. In einer Rede vor dem Reichstag kritisierte der linksliberale Abgeordnete Eugen Richter 1889: „Wir lasen neulich, dass Herr Wissmann schon 700 Araber und Aufständische, wie sie genannt werden, hätte erschießen lassen, wir hören, dass bald dieses, bald jenes Dorf in Flammen aufgeht. Seine Truppen ziehen sengend und brennend umher, und die Aufständischen tun dergleichen, und das ganze nennt man in der Sprache der vorjährigen Thronrede, Kultur und Gesittung nach Afrika tragen!“

Im Laufe eines Jahres gelang es Wissmann, die ostafrikanischen Küstengebiete zurück zu erobern. Seine Rückkehr nach Deutschland 1890 geriet zu einem Triumphzug, er wurde in den Adelsstand erhoben und zum Major befördert. Nach Bad Lauterberg im Harz, wo seine Mutter lebte, brachte er zwei junge Afrikaner



mit, Moanso und Sankurru. Doch schon ein Jahr später entließ ihn Kaiser Wilhelm II. aus dem Amt: Wissmann wurde vorgeworfen, die Truppenausgaben eigenmächtig um ein Mehrfaches überzogen zu haben und fahrlässig mit Steuergeldern umgegangen zu sein. Trotz aller Kritik durfte er bald wieder zu Diensten sein: unter dem Deckmantel der „Sklavereibekämpfung“ brach er 1892 mit Schiffsteilen zum Nyassa-See auf. Dort wurde auf der neu gegründeten Station Langenburg der Dampfer *Hermann von Wissmann* zusammen gebaut, der den See kontrollieren sollte; während dessen richtete der Reichskommissar ein furchtbares Massaker unter den Wawemba an.

Wieder zurück in Deutschland, stellte Wissmann seine Texte zu dem Sammelband „Afrika. Schilderungen und Ratschläge zur Vorbereitung und den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten“ zusammen. Darin kommt seine abschätzigste Haltung zu den Menschen in Afrika deutlich zum Ausdruck: „Keine Tätigkeit ist geeigneter, den Europäer für die richtige Behandlung der Neger zu erziehen als die militärische. (...) Hört der gute Einfluß des Europäers auf, so fällt der Neger schnell wieder in seine alte Trägheit und Sorglosigkeit zurück.“ 1894 heiratete er Hedwig Langen, Tochter des Kölner Zuckerfabrikanten, Kolonialkaufmanns und Erfinders Eugen Langen. Damit hatte er Zutritt zu einer bedeutenden Industriellenfamilie, die in der „Kolonialbewegung“ einflussreich war. Seine Frau stiftete 20.000 Mark für einen weiteren Dampfer, Spenden aus der Bevölkerung kamen hinzu. Das am Tanganjikasee zusammen gebaute und in Betrieb genommene Schiff erhielt den Namen *Hedwig von Wissmann*.

Dann schlug der neue Reichskanzler Chlodwig von Hohenlohe Wissmann als Gouverneur für die Kolonie „Deutsch-Ostafrika“ vor. Der Kaiser willigte nur ungerne ein und gab ihm auf den Weg, „dass nun endlich mit dem Kriegführen aufgehört werden müsse.“ Zum neuen Kommandeur der „Schutztruppe“ wurde Lothar von Trotha ernannt, der sich nicht an die kaiserliche Anweisung hielt, sondern zu weiteren Feldzügen ausrückte. Gefangene Widerstandskämpfer ließ er hinrichten; Gouverneur Wissmann war persönlich bei den Exekutionen anwesend. Neun Jahre später kämpfte Trotha als Oberbefehlshaber in der Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“, wo er sich am Völkermord an den Herero und Nama schuldig machte. Wissmann trat nach knapp einem Jahr von seinem Amt zurück, offiziell aus gesundheitlichen Gründen. Die eigentliche Ursache mag gewesen sein, dass er gekränkt war, weil Wilhelm II. ihm den Oberbefehl über die „Schutztruppe“ entzogen hatte.

1896/1897 bereiste Wissmann Russland, ein Jahr später Südafrika, um Großwild zu jagen. Zuletzt lebte er auf seinem Landsitz in Weißenbach/Österreich, wo er 1905 bei einem Jagdunfall durch einen Schuss aus eigenem Gewehr ums Leben kam.



Kolonialgouverneur Wissmanns Vermächtnis war die Hüttensteuer, die verhängnisvoll auf die ohnehin schlechten Lebensbedingungen der Kolonisierten einwirkte. Ihre Erhöhung (Kopfsteuer) war schließlich der Impulsgeber für den Maji-Maji-Krieg (1905-1907), in dem sich Menschen aus verschiedenen ethnischen Gemeinschaften erstmals gemeinsam gegen die Kolonialherrschaft erhoben. Bis zu 300.000 AfrikanerInnen kamen im Maji-Maji-Krieg ums Leben. Wissmann selbst sollte die Kämpfe nicht mehr erleben, denn er starb einen Monat vor Kriegsausbruch.

War Wissmann von der „Kolonialbewegung“ schon zu Lebzeiten zum Helden hochstilisiert, wurde erst recht nach seinem Tod um ihn herum eine Legende aufgebaut. Der Verlust der deutschen „Schutzgebiete“ im Ersten Weltkrieg hatte den imperialen Träumen einen Dämpfer aufgesetzt. Die Kreise, die sich noch von der „kolonialen Idee“ begeistern ließen, brauchten jetzt eine Identifikationsfigur, die sich geschickt medial verbreiten ließ. Auf Sammelbildern in Kolonialwarenverpackungen, auf Postkarten und Briefmarken, in Gedichten und Jugendromanen tauchte der heldenhafte Mythos Wissmann, dem „Löwen von Afrika“, vielfach auf.

Zu Wissmanns Ehren wurde 1908 in Bad Lauterberg ein Denkmal errichtet, die Denkmaltafel kündigt: "Er kämpfte erfolgreich gegen den Sklavenhandel und für die Freiheit der Unterdrückten". Die vermeintliche „Sklavenbefreiung“ galt als Persilschein für die Kolonisierung „Deutsch-Ostafrikas“, Wissmann war ihr Propagandist an vorderster Front. Sein Schwiegervater Eugen Langen, Geschäftsführer der Deutschen Antisklaverei-Lotterie, brachte das doppelte Ziel auf den Punkt: „gegen die blutigen Greuel der Sklavenjagden und für die Machtstellung unseres Vaterlandes“. Der Mythos des „Sklavenbefreiers“ lebt bis heute derart hartnäckig weiter, dass alljährlich der *Traditionsverband ehemaliger Schutz- und Überseetruppen/Freunde der früheren deutschen Schutzgebiete e. V.* vor dem Monument im Harz Kränze niederlegt.

Das zweite Wissmann-Denkmal ist ein Figurenensemble, das auch einen afrikanischen Soldaten (Askari) zeigt, der eine Reichsfahne über einen liegenden Löwen senkt. Es wurde 1908 in Berlin gegossen und 1909 in Dar es Salaam in „Deutsch-Ostafrika“ eingeweiht. 1921 wurde das Ensemble als „Kriegstrophäe“ nach London verschifft, im Imperial War Museum eingelagert und schließlich 1922 vor der neuen Universität Hamburg, die aus dem „Kolonialinstitut“ hervorgegangen war, aufgestellt. Zur Einweihung schrieben die Hamburger Nachrichten: „Das Wißmann-Denkmal ist (...) das allgemeine Kolonialdenkmal Deutschlands, das die Erinnerung an das Verlorene wachhalten und an das Streben nach dem Wiedererwerb des überseeischen Kolonialgebietes mahnen soll.“



Das Wissmann-Monument vor der Universität Hamburg wurde zu einer zentralen kolonialen Weihstätte in Deutschland, doch in der städtischen Öffentlichkeit war seine Aufstellung von Anfang an umstritten. 1935 wurde auf der anderen Seite des Universitätsgebäudes das koloniale Dominik-Denkmal (s. Dominikweg) aus Yaoundé/Kamerun errichtet. 1967 wurde das Abbild Wissmanns von APO-Studenten vom Sockel geholt, die Stadt stellte es wieder auf. 1968 stürzten die Studierenden die Sockelfiguren beider Denkmäler, diese wurden dann schließlich in der Sternwarte Bergedorf deponiert. 1986 wurden die Figur des afrikanischen Soldaten und der bronzene Wissmann in einer Ausstellung in der ehemaligen Kampnagel-Fabrik gezeigt. 2004/2005 ließ die Künstlerin HMJokinen im Rahmen des Projekts afrika-hamburg.de das Monument mit der beschädigten Sockelfigur temporär am Hafentor aufstellen und in einem Webforum debattieren.

Ritualgegenstände und weitere Objekte, die Wissmann im Kongo und in Ostafrika erwarb oder erbeutete, werden heute im Berliner Ethnologischen Museum ausgestellt. Eine weitere Sammlung, das „Afrika Museum“ im Gutshaus Weißenbach/Österreich, bestehend aus „Trophäen, Waffen und Gebrauchsgegenstände[n]“, wurde 2005 zum hundertsten Todestag Wissmanns eröffnet. Die Gewaltgeschichte, die hinter den Objekten steckt, wird in der Provenienzforschung außer Acht gelassen, eine etwaige Rückgabe des Raubguts nicht diskutiert.

In den deutschen Städten wird Wissmann noch heute mit 20 Straßennamen geehrt. In Erfurt und Leipzig wurde die Wissmannstraße 1950 umbenannt, in Bochum 1998 und in Stuttgart 2009. Im November 2012 beschloss die Bezirksversammlung Hamburg-Wandsbek einstimmig die Umbenennung der Wissmannstraße und des Dominikwegs (s. Dominikweg), doch diesem Beschluss sind bisher keine Umbenennungen erfolgt.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

- 1) Hinter dem N-Wort steckt die Bezeichnung „Neger“, die stark diskriminierend ist. Das N-Wort tauchte erstmalig im Zusammenhang mit dem transatlantischen Menschenhandel, mit Kolonialismus und „Rassentheorien“ auf. Das Wort wird im vorliegenden Text ausschließlich im historischen Zitat ausgeschrieben, weil damit deutlich gemacht werden soll, wie rassistischem die beschriebenen Kolonialakteure gedacht und gehandelt haben.

Quellen:

Thomas Morlang: „Finde ich keinen Weg, so bahne ich mir einen“. Der umstrittene ‚Kolonialheld‘ Hermann von Wissmann, in: Ulrich van der Heyden (Hrsg.): Macht und Anteil an der Weltherrschaft. Berlin und der deutsche Kolonialismus, Münster, 2005; Heiko Möhle (Hrsg.): Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika, 3. Aufl., Berlin, 2011; Johannes Fabian: Im Tropenfieber. Wissenschaft und Wahn in der Erforschung Zentralafrikas, München, 2001; Thomas Morlang: Ein Schlag ins Wasser. Schon einmal, 1888/89, überwachte Deutschlands Marine im Namen der Freiheit die ostafrikanische Küste, in: Die Zeit, Nr. 4/2002 vom 17.1.2002; Rochus Schmidt: Deutschlands Kolonien. Ihre Gestaltung,



Entwicklung und Hilfsquellen, Bd. 1, Berlin 1894; Alexander Becker u. a.: Hermann von Wissmann. Deutschlands größter Afrikaner, 2. Aufl., Berlin 1907; 9 Georg Maercker: Unsere Schutztruppe in Ost-Afrika, Berlin 1893; Jutta Bückendorf: „Schwarz-weiß-rot über Ostafrika!“. Deutsche Kolonialpläne und afrikanische Realität, Münster 1997; Hermann von Wißmann: Afrika, Schilderungen und Ratschläge für den Dienst in den deutschen Schutzgebieten, Berlin, 1895; Winfried Speitkamp: Der Totenkult um die Kolonialhelden des Deutschen Kaiserreichs in: zeitenblicke, Nr. 1 (29.07.2004), URL: zeitenblicke.historicum.net/2004/01/speitkamp/index.html; Barbara Köfler und Walter Sauer: Scheitern in Usambara. Die Meyer-Baumann'sche Expedition in Ostafrika 1888, Wiener Geschichtsblätter 53 (1998/1) 1-25, URL: www.sadocc.at (Letzter Zugriff: 25.11.2014; Golf Dornseif, DOA und die Koblenzer Anti-Sklaverei-Lotterie, www.golf-dornseif.de/uploads/DOA_und_Koblenzer_AntiSklavereiLotterie.pdf (letzter Zugriff: 25.11.2014; Kopfwelten - Köln Postkolonial, www.kopfwelten.org/kp/personen/wissmann (Letzter Zugriff: 25.11.2014); HMJokinen, Projekt afrika-hamburg.de, URL: www.afrika-hamburg.de (24.10.2014); Marcel Luwel: König Leopold II und Hermann von Wissmann, Beispiele eines vertrauensvollen Zusammenwirkens (1883-1896), Beiträge zur deutschen Kolonialgeschichte Band 7, Traditionsverband ehemaliger Schutz- und Überseetruppen, Brüssel, 1993, S. 25; Edition Rauschkunde: Hermann von Wissmann, African High Life 1888, Löhrbach, 1999, S. 24-25; HMJokinen, Gordon Uhlmann: Revisited: Hamburgs Wissmann-Bronze wird 100. Koloniale Mythen, (De)Konstruktionen, Sichtwechsel, in: Beate Binder u.a. (Hrsg.): Kunst und Ethnographie: Zum Verhältnis von visueller Kultur und ethnographischem Arbeiten, Berlin 2008; Afrika Museum, URL: www.kultur.steiermark.at/cms/beitrag/11247520/7716775 (letzter Zugriff: 17.12.2014)

- **Witekopsweg, Langenhorn (1938):** Johann Wittekop (16./17.Jhd.), Oberalter, Grundherr in Langenhorn.
- **Witternstraße, Wilhelmsburg (vor 1925):** Wittern (1861-1938), Domänenrat.
- **Wittestraße, Wilhelmsburg (1903):** Rudolf Witte, Geheimrat im preußischen Eisenbahnministerium.
- **Witthöfftstraße, Wandsbek (1913):** Witthöfft, Weinhändler, Stadtrat.
- **Wittigeck, Rahlstedt (1965):** Otto Wittig (19. Jhd.), Vorbesitzer des Geländes, Bauer.



- **Wittigstieg**, *Rahlstedt (1951)*, siehe: Wittigeck.
- **Wittingstraße**, *Harburg (1905)*: *Carl Ludwig Witting (1826-1882)*, Kaufmann, Bürgervorsteher in Harburg, Grundstückseigentümer.
- **Witts Allee**, *Blankenese (vor 1903)*: *Johann Peter Witt (1838-1905)*, Reeder, Vorbesitzer des Geländes. Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...> *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.*
- **Witts Park**, *Blankenese (1935)*; siehe: Witts Allee.
- **Woderichweg**, *Fuhlsbüttel (1973)*: *Adolf Woderich (1906-1963)*, Dichter. Vertrat die Ideologie des Nationalsozialismus. So soll sein Theaterstück „Jugend von gestern. Ein Spiel um junge Menschen in 3 Aufzügen“ (1937) der NS-Ideologie verpflichtet gewesen sein. Während des Zweiten Weltkriegs Soldat. Danach bis 1947 in Kiregsgefangenschaft.kehrte nach Hamburg zurück und arbeitete dort als Schriftsteller.
- **Wöhleckebogen**, *Bergedorf/Allermöhe (1979)*: *Rudolf Wöhlecke (?-?)*, Architekt.
- **Wöhlerbrücke**, *Billbrook (1924)*: *Friedrich Wöhler (1800-1882)*, Chemiker, stellte als erster Harnstoff her, entdeckte mehrere chemische Elemente.



- **Wöhlerstraße**, Billbrook (1914), siehe: Wöhlerbrücke.
- **Wölberstieg**, Altstadt (1991): *Hans-Otto Wölber (1913-1989), Hauptpastor von St. Nikolai, Bischof der Hamburgischen Landeskirche, Bischof für den Sprengel Hamburg.*
- **Wölckenstraße**, Sasel (1950): *Peter Wölcken (17. Jhd.), Bauer aus Sasel.*
- **Woellmerstraße**, Heimfeld (1910): *Peter Woellmer (1819-1904), Kaufhaus-schreiber, vermachte der Stadt Hamburg sein gesamtes Vermögen von 7.000 Mark über die Peter-Woellmer-Stiftung.*
- **Wördemanns Weg**, Stellingen (1910): *Joachim Wördemann (19. Jhd.), Gemeindevorsteher in Stellingen.*
- **Woermannstieg**, Ohlsdorf (1948): *Adolph Woermann (1847-1911), Kaufmann, Reeder, Plantagenbesitzer, Hamburgs Reichstagsabgeordneter für die Nationalliberale Partei, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Präses der Handelskammer Hamburg und maßgeblich beteiligt an der Gründung der deutschen Kolonialgebiete in Westafrika.*

Siehe auch: Woermannsweg, in Bd. 3 online

Siehe auch: Liselotte-von-Rantzau-Platz, in Bd. 2.

Im folgenden Text wird das N-Wort im historischen Zitat voll ausgeschrieben. 1)

Adolph Woermanns Vater Carl Woermann war – wie seine Vorfahren in Bielefeld – Leinenhändler in den Kolonien Südamerikas und Westindiens. Seine Handelsaktivitäten erstreckten sich später bis nach Ostindien, China und Australien. 1849 schickte er ein erstes Schiff nach Liberia an die westafrikanische



Küste, wo von der Sklaverei befreite Afrikanerinnen und Afrikaner aus Nordamerika neue Siedlungskolonien gründeten. Ab 1868 gründete das Handelshaus *C. Woermann* mit dem Geschäftspartner Carl Goedelt weitere Faktoreien an der Küste Gabuns und Kameruns. Getauscht wurden Baumwollstoff, Branntwein und Waffen gegen Palmöl, Kakao und Elfenbein. Adolph Woermann besuchte die Hamburger Gelehrtenschule des Johanneums und machte eine kaufmännische Ausbildung. Seine Grand Tour führte ihn in die holländische Kolonie Batavia (heute Jakarta), nach China, Japan und Nordamerika. Dann reiste er nach Westafrika, wo er in den Niederlassungen seines Vaters arbeitete. Nach dem Tod des Vaters 1880 übernahm Adolph Woermann das florierende Unternehmen. Weitere Hamburger Handelshäuser wie *Jantzen & Thormählen*, ehemalige Agenten bei *Carl Woermann*, stiegen in das lukrative Afrikageschäft ein.

Doch die wachsende Dynamik des Kolonialhandels bereitete den Hamburger Handelsherren auch Probleme. Die europäischen Großmächte konkurrierten hart um Handelsplätze an der Küste. Zugleich versuchten die hanseatischen Kaufleute das Monopol des afrikanischen Zwischenhandels ins Landesinnere zu brechen. Der zunehmende Waffenimport durch europäische Händler führte immer wieder zu kriegerischen Auseinandersetzungen vor Ort. Das Handelshaus *C. Woermann* versuchte dabei, die britische und französische Konkurrenz auszuschalten und den antikolonialen Widerstand der lokalen Bevölkerung zu bekämpfen. In der starken Position als Reichstagsabgeordneter in Berlin und als Präses der Hamburger Handelskammer war Woermann ein beredter Verteidiger seiner Handelsinteressen. Die Hamburger Kaufmannslobbyisten baten Bismarck (siehe: Bismarckstraße, in Bd. 3 online) wiederholt um militärischen Schutz. Schließlich gab der zögerliche Reichskanzler nach. Um die zunehmenden Rivalitäten unter den Großmächten in Afrika zu beenden, lud Bismarck 1884/1885 zur Berliner Afrika-Konferenz ein. Dabei wurde der Kontinent wie ein Kuchen unter den kolonialinteressierten Regierungen aufgeteilt; Afrikanerinnen und Afrikaner wurden nicht gefragt. Während der Konferenz fungierte Woermann als „Berater“.

Gustav Nachtigal, Generalkonsul in Tunis, wurde daraufhin beauftragt, nach Westafrika zu fahren, um „(...) die dort ansässigen Deutschen unter deutschen Schutz zu stellen.“ Gestützt auf eine Drohkulisse mit Kanonenbooten der kaiserlichen Marine ließ Nachtigal am 14. Juli 1884 die reichsdeutsche Flagge hissen und erklärte die privaten „Erwerbungen“ der Großkaufmänner in Kamerun zum deutschen „Schutzgebiet“. Im August 1884 protestierte der Douala-Herrscher Kum'a Mbape Bele (Lock Priso Bell): „Bitte holen Sie Ihre Flagge herunter (...) Bitte lassen Sie uns unsere Freiheit und bringen Sie hier nicht alles durcheinander.“ Als die Flagge gestohlen wurde, wurde Bonabéri (Hickory Town) von der deutschen Marine bombardiert und niedergebrannt. 1910 sollten die



Douala ihr Wohngebiet an der Küste verlassen und den europäischen Handelshäusern Platz machen. Alle Petitionen der Douala- und Akwa-Herrscher und ihrer Delegationen in Berlin stießen auf taube Ohren. Auch Rudolf Douala Manga Bell kämpfte nur mit Worten, doch ohne Erfolg, denn 1913 begann die Kolonialverwaltung, die Gebäude abzureißen. Um ein Exempel zu statuieren, wurde der Douala-König am 8. August 1914 wegen „Hochverrats“ verurteilt und erhängt.

Adolph Woermann gilt als Inbegriff des rücksichtslosen Kolonialkaufmanns. Mit seiner Privatarmee ging er 1889 gegen die Malimba vor, die seine Handelsniederlassung auf ihrem Gebiet nicht dulden wollten. Weitere Dörfer in Kamerun und Togo, deren Bewohnerschaft seinen Geschäftsinteressen entgegentrat, ließ er plündern und die Gefangenen zur Zwangsarbeit auf seine Plantagen bringen. Der „königliche Kaufmann“ schreckte auch nicht vor Menschenhandel zurück: 1890 kaufte das Hamburger Handelshaus *Wölber & Brohm* Versklavte in Dahomey (heute Benin), ein Woermann-Dampfer brachte diese in den Kongo, wo sie zur Arbeit am Eisenbahnbau verpflichtet wurden. In Dahomey und Togo erwarb auch Hauptmann Karl von Gravenreuth mehr als 500 Unfreie, um sie als Söldner in der „Polizeitruppe Kamerun“ dienen zu lassen. Ihre Frauen wurden zur Arbeit auf den Plantagen gebracht. Auf Befehl der deutschen Offiziere zog die Polizeitruppe durch die Lande, trieb die Menschen aus ihren Dörfern in Reservate, ließ Gefangene in Ketten gelegt zum Straßenbau bringen. Die blutigen Kriegszüge brachten den Hamburger Kolonialkaufleuten gleich einen doppelten Nutzen: Der Handel ließ sich nun ins weitgehend entvölkerte Landesinnere ausweiten, zugleich wurde der Nachschub an Arbeitskräften gesichert. Allerdings führte die schlechte Behandlung der zur Arbeit Gezwungenen zu hohen Todesraten. 1893 standen die „Dahomey-Söldner“ der „Polizeitruppe Kamerun“ auf gegen die Schikanen und Prügelstrafen der deutschen Offiziere und der Beamten der Kolonialverwaltung. Der Widerstand wurde bald von der Übermacht des deutschen Militärs zerschlagen. Nach der Koloniegründung in Kamerun schien den Hamburger Großkaufmännern der Weg frei zur Enteignung des fruchtbaren Kulturlandes am Kamerunberg. Das Gouvernement vertrieb die Bakweri, die lokalen Kleinbauern, verbannte sie in Reservate und ließ ihre etwa 80 Dörfer niederbrennen. Seit 1897 waren riesige Plantagen angelegt, die sich fest in der Hand der Hamburger Handelshäuser *C. Woermann* und *Jantzen & Thormählen* befanden; 1899 wurden diese im Firmenkonsortium *Moliwe-Gesellschaft* zusammengefasst. Die vertriebenen Bakweri reagierten mit passivem Widerstand, Arbeitsverweigerung und Auswanderung. In Südwestafrika hatte der Bremer Schnaps- und Waffenhändler Adolf Lüderitz 1883 mit betrügerischen Verträgen Land von den !Aman (Bethanier-Nama) enteignet, 1884 hatte Kanzler Bismarck „Reichsschutz“ für das „Lüderitzland“ gewährt.



Landnahme und Entrechtung der lokalen Bevölkerung führten auch hier zu antikolonialem Widerstand. 1904 standen die Herero gegen die deutsche Willkürherrschaft auf. Im folgenden Krieg verübte die deutsche „Schutztruppe“ einen Genozid; schätzungsweise achtzig Prozent der etwa 80.000 Herero und mehr als die Hälfte der 10.000 Nama wurden getötet. Die überlebenden Menschen, die in die Omaheke-Wüste geflüchtet und entkräftet zurückgekehrt waren, wurden in Konzentrationslager verschleppt. Woermann profitierte nicht nur vom Krieg, sondern auch von seinen Folgen. Auf seinen Schiffen sicherte sich Woermann ein Monopol für die Truppenbeförderungen, für die er überhöhte Transportkosten verlangte. Aus den Konzentrationslagern holte der Handelsherr Kinder, Frauen und Männer zur Zwangsarbeit beim Bau der Bahntrasse, die weiträumig durch das Gebiet der Herero führte und die Otavi-Kupfermine in der Wüste mit der Küstenstadt Swakopmund verbinden sollte. Den Großteil des Kupfererzes importierte die *Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft (OMEG)* zur Verarbeitung in der *Norddeutsche Affinerie* in Hamburg. Die Kupfermine war im Besitz der *Norddeutschen Bank*, der Kriegsgewinnler Woermann ihr Großaktionär. Fatale Auswirkungen zeigten auch die Schnapslieferungen in die Kolonien, an denen Woermann maßgeblich beteiligt war. Zu Beginn der reichsdeutschen Kolonialherrschaft ab 1885 waren etwa 70 Prozent aller Hamburger Exportgüter nach Westafrika Spirituosen. In der Hansestadt und Umgebung hatten sich mehrere Schnapsbrennereien gegründet, wie *Harder & de Voss*, *Heinrich Helbing* und *J. F. Nagel*, und selbst Bismarck besaß Destillieren auf seinen Landgütern. Die Alkoholeinfuhren nach Afrika wurden staatlich subventioniert und konnten den Zoll unkontrolliert passieren. An der westafrikanischen Küste war Schnaps zum allgemeinen Zahlungsmittel avanciert, und mit einem Netzwerk von 24 Faktoreien konnte die Firma *C. Woermann* den Absatzmarkt schnell beherrschen. Staatsbedienstete wurden mit Schnaps bezahlt; bei Gericht war es üblich, Strafen mit Branntwein abzugelten. Auf Woermanns Plantagen erhielten die Arbeiterinnen und Arbeiter einen Teil ihres Lohns in Form von Spirituosen. Kritik an den Schnapsexporten kam von Missionaren, welche die verheerende Alkoholsucht in weiten Teilen der Kolonie anprangerten. Ebenso brachte der Koloniegründer Gustav Nachtigal seinen Unwillen zum Ausdruck: „Was soll ich aber an dieser Westküste (...) ? Die Hamburger Schnapsinteressen stärken? Damit ist wenig Ehre zu holen.“ Da sah sich der Reichstag schließlich veranlasst, die koloniale Alkoholfrage zu debattieren. Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete August Bebel (siehe: Bebelallee, in Bd. 3 online) tadelte: „Die Besitzer des Feuerwassers benutzen das als Lockmittel, sie [die lokale Bevölkerung] dazu zu bringen, für sie zu arbeiten, sich an sie zu verkaufen und in jeder Weise sich von ihnen ausbeuten zu lassen.“ Woermann konterte zynisch: „Im übrigen glaube ich nicht, dass den Neger durch den Schnaps ein sehr großer Schaden zugefügt wird. Ich meine,



dass es da, wo man Zivilisation schaffen will, hier und da eines scharfen Reizmittels bedarf (...).“ 1889 pries er im Reichstag: „Der Branntwein ist der Punkt, wodurch sich die Deutschen überhaupt in den Handel Westafrikas haben hineinbohren können.“

Die *Woermann-Linie* entwickelte sich zur größten Privatreederei der Welt. Sie fuhr die Häfen an der afrikanischen Westküste an. Vom Kautschukgeschäft, das wegen der Autoindustrie boomte, profitierte der Reeder und Plantagenbesitzer. 1890 gründete Woermann in einem Konsortium von Banken und weiteren Hamburger Kaufleuten die staatlich subventionierte *Deutsche Ostafrika-Linie (DOAL)*, deren Aufsichtsratsvorsitzender er wurde. Die *DOAL*-Schiffe fuhren bis nach Südafrika, und so konnte Woermanns Linienverkehr den gesamten afrikanischen Kontinent umspannen.

Woermanns mächtiger Einfluss auf die Kolonialpolitik beruhte auf seinen vielen Beteiligungen an Überseeunternehmen, Banken, Reedereien, Minen- und Eisenbahngesellschaften sowie auf seinen politischen Ämtern. Er saß in 14 Aufsichtsräten und hatte persönlichen Zugang zum Reichskanzler Bismarck. „King Woermann“ war nicht nur sechs Jahre lang einflussreicher Abgeordneter Hamburgs im Berliner Reichstag, sondern auch Berater im Reichskolonialamt und im Kolonialrat, Vorstandsmitglied in der Deutschen Kolonialgesellschaft und des Vereins Westafrikanischer Kaufleute. Nach seinem Tod 1911 beschrieb ihn Albert Ballin (siehe: Ballindamm, Ballinkai, BallinPark, in Bd. 3 online), Generaldirektor der *Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft (Hapag)*, in seinem Nachruf als „Urbild des Hanseaten“ und den „größten opferfreudigsten Privatreeeder, den die Hansestädte je gesehen haben“.

1905 unterhielten 23 europäische Firmen über 200 Faktoreien in Kamerun; Woermann gehörten 30 davon. Durch Verluste in den Weltkriegen mussten Handelshaus und Reederei wiederholt von Grund auf umstrukturiert werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahmen die *Deutsche Afrika-Linien/John T. Essberger* die *DOAL*, die *Woermann-Linie* wurde abgewickelt. Heute ist die *C. Woermann GmbH & Co. KG* ein mittelständisches Im- und Exportunternehmen mit Niederlassungen in Nigeria, Ghana und Angola, *Woermann & Brock* ist eine Supermarktkette in Namibia. Ihren Firmensitz hat *C. Woermann* nach wie vor im 1899 gebauten „Afrikahaus“ in der Großen Reichenstraße 27. Am Eingang des Kontorhauses steht die Plastik eines Kriegers aus Togo, im Innenhof säumen zwei Elefantenguren die Tür zum Treppenhaus. Die goldfarbige Ölpalme am Torgitter erinnert an eine gewichtige Quelle von Woermanns Reichtum.

In Namibia wurde 2002 – zwölf Jahre nach der staatlichen Unabhängigkeitserklärung – der Gedenkort „Heroes' Acre“ errichtet mit 174 Ehrengräbern in Würdigung der antikolonialen Freiheitskämpferinnen und -kämpfer. Dort ist auch



die letzte Ruhestätte der unvergessenen Volkshelden unter den Herero und Nama, die im Krieg 1904-1908 gegen die deutsche Kolonialherrschaft kämpften: Samuel Maharero, Hendrik Witbooi und Jakob Morenga. Für den Völkermord, den die deutsche „Schutztruppe“ verübte, fordern die Herero Wiedergutmachung und eine offizielle Entschuldigung. 1998 verklagten sie die Bundesregierung, die *Deutsche Bank* und als Rechtsnachfolger der *Woermann-Linie* die Reederei *Deutsche Afrika-Linien*. Ihre Klage wurde beim internationalen Gerichtshof in den Haag und vor amerikanischen Zivilgerichten abgewiesen.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

- 1) Hinter dem N-Wort steckt die Bezeichnung „Neger“, die stark diskriminierend ist. Das N-Wort tauchte erstmalig im Zusammenhang mit dem transatlantischen Menschenhandel, mit Kolonialismus und „Rassentheorien“ auf. Das Wort wird im vorliegenden Text ausschließlich im historischen Zitat ausgeschrieben, weil damit deutlich gemacht werden soll, wie rassistisch die beschriebenen Kolonialakteure gedacht und gehandelt haben.

Quellen:

Olayemi Akinwumi: *The Colonial Contest for the Nigerian Region 1884-1900. A History of the German Participation*, Münster 2002; Loose, Hans-Dieter: „Jantzen, Wilhelm“, in: *Neue Deutsche Biographie* 10 (1974), S. 349 f. [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd117084042.html>; Heiko Möhle (Hrsg.): *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika*, Neuauf., Berlin, 2011; Sebastian Conrad: *Deutsche Kolonialgeschichte*, München, 2008; Krause: *Commerz- und Disconto-Bank*; Kum'aNdumbe III, *L'Afrique s'annonce au rendez-vous, la tête haute!*, Douala, 2012; *AfricAvenir* (Hrsg.): *Déclaration solennelle du Prince Kum'aNdumbe III sur les débuts de la résistance des peuples camerounais à l'occupation coloniale, 28 août 1884 – 28 août 2013, au mausolée de Lock Priso (Kum'a Mbape)*, Douala, 2013, PDF-Download, URL: <http://kurzurl.net/Wsd3Z> (letzter Zugriff 30.8.2014); Baltzer: „Kongobahnen“, in: Heinrich Schnee (Hrsg.), *Deutsches Kolonial-Lexikon*, Leipzig, 1920, Bd. II, S. 353 f., Onlineversion: www.ub.bildarchiv-dkg.uni-frankfurt.de/Bildprojekt/Lexikon/php/suche_db.php?suchname=Kongobahnen ; Peter Sebald: *Togo 1884-1914. Eine Geschichte der deutschen „Musterkolonie“ auf der Grundlage amtlicher Quellen*, Berlin 1988; Jochen Meissner, Ulrich Mücke, Klaus Weber: *Schwarzes Amerika: eine Geschichte der Sklaverei*, München, 2008; Dominik J. Schaller: „Ich glaube, dass die Nation als solche vernichtet werden muss: Kolonialkrieg und Völkermord in: „Deutsch-Südwestafrika‘ 1904-1907“. In: *Journal of Genocide Research*, 6:3, S. 422; Casper Erichsen, David Olusoga: *The Kaiser's Holocaust: Germany's Forgotten Genocide and the Colonial Roots of Nazism*, Leipzig, 2010; Renate Hücking, Ekkehard Launer: *Aus Menschen N. machen. Wie sich das Handelshaus Woermann an Afrika entwickelt hat*, Hamburg, 1986; Fritz Maywald: *Die Eroberer von Kamerun*, Berlin, 1933, *Deutschlands Kolonialhelden*, Bd. 2; zum Dahomey-Sklavenhandel der Fa. Wölber & Co. mit Woermann: *Togo unter deutscher Herrschaft*, URL: www.digitalis.uni-koeln.de/JWG/jwg_5_20-28.pdf (letzter Zugriff 30.11.2014); Golf Dornseif: *Der Reichstag und die Kameruner Meuterei*, www.golf-dornseif.de/uploads/Der%20Reichstag%20und%20die%20Kameruner%20Meuterei.pdf; Dirk Bavendamm, Günther Jantzen, Gerhard Sendler: *Heinrich Woermann, Jürgen Zwernemann, 150 Jahre C. Woermann 1837-1987*, Hamburg, 1987.

Verheiratet war Carl Woermann seit 1837 mit **Eleonore, geb. Weber**, seiner Cousine und Tochter seines Prinzipals David Friedrich Weber aus Bielefeld.



Dieser hatte 1811 gemeinsam mit seinem Cousin Gottlieb Woermann (1780-1839) das Leinen-Handelshaus „Woermann und Weber“ in Bielefeld gegründet. David Friedrich Weber war seit 1814 mit **Henriette, geb. Nottebohm** (1782-1886) verheiratet. Im Jahr seiner Heirat zog das Ehepaar nach Hamburg, um hier unter der Firma D. F. Weber & Co. mit Bielefelder Leinen Überseehandel zu betreiben. Das Ehepaar bekam acht Kinder. In ihrem Stadthaus am Neuen Jungfernstieg 11, dort wo heute das Hotel Vier Jahreszeiten steht, und in ihrem Landhaus in Övelgönne pflegten die Webers große Gesellschaften. Im Winter waren die so genannten Weber-Abende, zu denen Henriette Weber jeden zweiten Mittwoch in ihr Haus am Neuen Jungfernstieg 11 einlud, von großer gesellschaftlicher Bedeutung. Junge wie ältere Menschen, oft bis zu 80 Personen, folgten der Einladung zu Vorträgen aus den unterschiedlichsten Themenbereichen. Danach lud die Dame des Hauses zu einem Imbiss ein, der an kleinen Tischen gereicht wurde, wo sich die illustre Gesellschaft bei Häppchen und Schnittchen angeregt über das Vorgetragene unterhielt.

Carl Woermann wurde durch die Heirat mit Eleonore Weber – beide kannten sich von Kindesbeinen an – der Schwiegersohn von Henriette Weber. Zur Hochzeit bekam Eleonore ein erhebliches Erbeil ausgezahlt. Carl erhielt von seinem Vater ebenfalls eine große Geldsumme, so dass der damals 24-Jährige mit diesem Geld unter der Adresse Große Reichenstraße 27 eine eigene Firma gründen konnte.

Carl und Eleonore Woermann bekamen zehn Kinder, u. a. Adolph Woermann, der die Firma später übernahm.

In der überwiegend größeren Anzahl von Biografien über Männer wird nicht auf deren Familienleben eingegangen. Sie haben zwar oft Frau und Kinder, doch ob, und wenn ja, welche Rolle sie als Vater oder auch als Ehemann einnahmen, ist meist nicht Gegenstand der Biografie. Damit folgen solche Biografien, auch wenn sie kritisch über den beruflichen Werdegang des Mannes berichten, dem Rollenklischee, nach dem der Mann das Geld nach Hause zu bringen, im Berufsleben seinen Mann zu stehen sowie im gesellschaftlichen Leben Erfolg zu haben hat, z. B. durch seine Aktivitäten in Ehrenämtern und Vereinen. Die Frau hingegen hat zu Hause die treu sorgende Gattin zu sein, die für den Haushalt, die Kinder, eventuell vorhandenes Dienstpersonal, für ein heimeliges bzw. repräsentatives Heim, für das emotionale Glück des Ehemannes sowie in finanziell begüterten Familien für den gesellschaftlichen Glanz, der sich nicht durch die Ausrichtung von Festen und Zusammenkünften, sondern auch durch wohlthätige Aktivitäten äußern kann, sorgt. Entsprechend diesen Geschlechterrollenzuweisungen, die auch ein bestimmtes gesellschaftlich sanktioniertes emotionales Verhalten gegenüber der Gattin, den Kindern, dem Personal, Fremden und Geschäftspartnern verlangt, wird – aber auch dies oft nur spärlich



– ein patriarchaler Vater gezeichnet, der z. B. wie Carl Woermann zu Weihnachten „immer die Zeit [fand], seine kleinen Kinder persönlich auf den Dom zu führen, den Weihnachtsmarkt Hamburgs? Denn Frau Eleonore hatte gewöhnlich dazu keine Zeit infolge einer mütterlichen Behinderung: die meisten ihrer Kinder, und das Haus in der Großen Reichenstraße war kinderreich, sind im Dezember geboren. Die Kinder aber verlangten nach dem Dom. Und eine Tochter hat behalten, daß es für ihren Vater nichts Schöneres in der Welt zu erblicken gab als eine ausfahrende Brigg und eine hoffende Frau.“ 1) Um Frau und Schiff, die Glückerserscheinungen seines Lebens, miteinander zu verbinden, nannte er eine seiner Briggs „Eleonore“. Die Schiffstaupe übernahm die Gattin.

Eleonore Woermann starb kurz nach der Geburt ihres zehnten Kindes. Ca. zehn Jahre später hatte der „verwaiste Mann (..) für sich und seine Kinder **Aline, die Tochter des Konsuls Ferber**, geheiratet. Er hatte sie nicht bitten wollen, ihm den Haushalt zu führen, wie er Großmutter Henriette Weber gestand, weil er fürchtete, dabei sein Herz an sie zu verlieren. Die verständige Frau hatte ihm dann zugesprochen, daß er dann nur sie und niemand anders verpflichtete; so war Aline Ferber eingezogen, und es war gekommen, wie es der Mann vorausgesehen hatte. Sie wurde die Mutter Eduard Woermanns“. 2)

Der zweite Sohn Carl Woermanns, Adolph, übernahm die Firma und heiratete **Ella von Hoßtrup**. Als Adolph Woermann wegen einer Tropenerkrankung ca. zwei Jahre – von 1877 bis 1879 – fast dauernd zu Bette lag, pflegte Ella ihren Mann aufopferungsvoll. Doch kurz nach seiner Genesung erkrankte auch sie und verstarb nach langem Leiden. „Jahre hat Adolph Woermann um Ella von Hoßtrup getrauert, die nur so kurz die Seine hatte sein dürfen. Nur ein Schiff trug jetzt ihren Namen über See.“ 3)

In zweiter Ehe war Adolph Woermann mit **Gertrud, der Tochter des hanseatischen Gesandten Krüger** verheiratet. Er hatte die damals 22-Jährige auf dem Geburtstagsempfang des Fürsten Bismarck kennengelernt, den dieser anlässlich seines 70. Geburtstages gegeben hatte. Damals befand sich Adolph Woermann „mitten in großer Einsamkeit: seine geliebte Frau, die zarte Ella von Hoßtrup, die Pflegerin in seiner Krankheit, lag im Grabe. Einen Trost von über den Sternen gab es nicht. Unsere Väter, ein großer Teil der geistigen und wirtschaftlichen Führung unseres Volkes in jener Zeit, hatten keinen Himmel (...), dafür wachten sie selber streng über sich selbst und fühlten in diesem einsamen Trotz das Ewige. Zwischen kopierten Geschäftsbriefen, Behördenschreiben und Vortragsentwürfen erscheinen plötzlich auf den gleichen blauen Pro-Patria-Bogen, auf denen die Schreiben an Bismarck entworfen sind, unter den wenigen Papieren, die von Adolph Woermann erhalten sind, Verse. Sie sind von Frau Ella auf einen der Bogen abgeschrieben. Der Mann, der sein Innerstes so streng verschlossen hielt und sonst nichts auf Verse gab, hat sie zu seinen Akten



genommen; die Rückseite des Bogens ist mit Ziffern von seiner Hand bedeckt. Irgendwie sprachen die schlechten Verse doch ein Stück seines eigenen Fühlens an und wurden, nachdem die geliebte Frau sie einmal abgeschrieben hatte, mitaufgehoben: Kein Vater waltet mir im Himmel, mir meine Fehler zu verzeih'n. In dieses Lebens Kampfgewimmel auf eigener Kraft steh ich allein. Noch blitzt das Schwert in meiner Rechten, ich bin ein Ritter, ich bin frei. Frei als ein Ritter ging auch Adolph Woermann durch das Leben und hielt es für das Beste daran. Aber er war nach dem Tode der jungen Frau dafür in Einsamkeit zurückgesunken. Jetzt durfte auch sein Herz wieder leben. Kurz vor Pfingsten hielt er brieflich um die fast fünfzehn Jahre Jüngere an. Die Verlobung erfolgte im Sommer, als die Krügers ein paar Tage in Hamburg waren. Die Trauung aber geschah, da der Vater der Braut krank im Süden Heilung suchte, am 19. Oktober 1885 in Lugano. An der Hochzeitstafel saßen außer den Geschwistern und nächsten Verwandten Hermann Grimm und seine Frau – er ein Sohn Wilhelms, des jüngeren der beiden jedem deutschen Kind vertrauten Brüder Grimm, sie eine Tochter Bettinas, die den ‚Briefwechsel Goethes mit einem Kinde‘ geführt hatte. Denn die junge Frau brachte ein hohes geistiges Erbe in die Ehe mit, wie schon Ella von Hoßtrup's Großvater ein geistiger Führer in Hamburg gewesen war. Es ist bezeichnend, daß Adolph Woermann jedes Mal bei der Eheschließung unbewußt auch danach gesucht hat. Und dann wurde die Kinderwiege wieder im Hause Woermann aufgestellt, die Welt blühte wieder. Bald fuhr auch ein Dampfer ‚Gertrud Woermann‘ übers Meer. Keine größere Freude für Adolph Woermann, als mit der ganzen Familie die erste Fahrt eines solchen Dampfers ein Stück Wegs zu begleiten! Die Kapitäne lächeln: Frau Gertrud Woermann fürchtet frauenhaft die Seekrankheit. Sie verzichtet zunächst lieber auf die Reise. Aber dann ist sie unerwartet doch in Antwerpen und fährt mit nach den Kanarischen Inseln. Die Sehnsucht nach dem geliebten Mann hat sie getrieben. Bis nach Swakopmund und Lüderitzbucht hinunter ist sie auf Woermannschiffen noch mit ihm gefahren. Und wenn die Söhne in Afrika waren, besuchte sie sie auch noch im Alter draußen“ 4), schreibt der die Männerseele dieser Zeit verstehende Theodor Bohner (1882-1963), Publizist, Verbandsfunktionär und liberaler Politiker, Abgeordneter der Deutschen Demokratischen Partei. Nach dem Tod Adolph Woermanns gründete seine Witwe Gertrud 1912 die Adolph Woermann Gedächtnis-Stiftung. Sie prägte die Stiftung bis zu ihrem Tod 1945. Ziel der Stiftung war Hilfe zur Selbsthilfe. Junge bedürftige Leute, „deren geistige und körperliche Anlagen vermuten lassen, dass etwas Tüchtiges aus ihnen werden kann“, bekamen Unterstützung zum Zwecke der Berufsausbildung. Noch heute besteht die Stiftung und gewährt Beihilfen zur Berufsausbildung und Hilfe in Notlagen.

Text: Dr. Rita Bake



Quellen:

- 1) Theodor Bohner: Die Woermanns. O. O.; [1935] Nachdruck zum 100-jährigen Jubiläum des Hauses C. Woermann, S. 53.
- 2) Theodor Bohner, a.a.O., S. 87f.
- 3) Theodor Bohner, a.a.O., S. 121.
- 4) Theodor Bohner, a.a.O., S. 167ff.

Eine Stieftochter von Gertrud Woermann war die Malerin, Bildhauerin und Kunsthandwerkerin **Hedwig Woermann** (1879-1960). Sie erhielt in ihrer Jugend als „Malweib“ in Worpswede bei dem Maler Fritz Mackensen eine Ausbildung. Dort arbeitete sie auch mit den Malerinnen Otilie Reylander und Paula Modersohn-Becker (siehe: Modersohnstraße, in Bd. 2) zusammen. Zu Otilie Reylander entwickelte sich eine enge Freundschaft. Hedwig Woermann blieb allerdings nur einige Monate in Worpswede. Danach zog sie nach Paris, kurze Zeit später gefolgt von Otilie Reylander. Dort wurde sie Schülerin des Bildhauers bei Antoine Bourdelle, bis sie dann 1903 nach Rom ging, um dort als Künstlerin bis 1908 zu leben. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich mit bildhauerischen Porträts. In Rom lernte sie den Bildhauer Johann Jaenichen kennen, einen ehemaligen Finanzassessor. Das Paar heiratete 1908. Im selben Jahr stellte Hedwig Woermann im Hamburger Kunstverein aus und in Dresden, wo ihr Onkel Direktor der Königlichen Gemäldesammlung war. Ein Jahr nach der Hochzeit zog das Paar 1909 in die Nähe von Paris und wohnte auf einem Bauernhof.

Als der Erste Weltkrieg begann, musste das Paar nach Deutschland zurückkehren. Dort fand es eine neue Bleibe in Dresden. Über den Ersten Weltkrieg äußerte sich Hedwig Woermann: „Daß der Krieg sein muß ist furchtbar aber wenn man erlebt, dass ein ganzes Volk in ungeheure Begeisterung auszieht und jeder zu jedem Opfer bereit ist für das Große – absolut für eine Idee – das ist unbeschreiblich!“ 1)

In Dresden waren die Wohnverhältnisse so beengt, dass Hedwig Woermann zu malen begann. In der Malerei verarbeitete sie ihre Erinnerungen an die Afrika-reise im Jahre 1911. So entstanden Werke mit den Titeln „Schwarze Frau am Meer“ oder „Fatima am Meer“. Dabei stehen die Menschen im Mittelpunkt der Komposition, die an den Malstil von Paul Gauguin erinnert.

1919 zog das Paar nach Wustrow in der Nähe der Künstlerkolonie Ahrenshoop in ein von Hedwig Woermann erworbenes Bauernhaus. Sie wandte sich nun der Neuen Sachlichkeit zu und malte Porträts und Charakterstudien; die Landschaft spielte nur eine sekundäre Rolle in ihrem künstlerischen Schaffen. In den 1920er-Jahren war sie an mehreren Ausstellungen in Berlin beteiligt. Drei Jahre lang – von 1927 bis 1930 – war sie Mitglied im Verein der Künstlerinnen zu Berlin.



Gertrud Woermann unternahm viele Reisen nach Südamerika, Asien und Afrika. Einige Jahre lebte sie auch in Buenos Aires, dann aber wieder in Paris und Wustrow. Um Platz in ihren Wohnungen zu schaffen, schuf sie auf Seide gemalte Rollbilder, die sie aufrollen und in handlichen Kästen verstauen konnte. Zu diesem Thema hielt sie auch Vorträge. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Hedwig Woermann, „als Tochter eines Hamburger Reeders, für ihre [die der Nazis] Ideologie“ vereinnahmt. „Die Nazis erklärten ihre Kunst laut ‚National-Zeitung‘ vom März 1939 zu ‚ein(em) Stück bildnerischen Volkstums und damit echter Volkskunst‘. (...) Vor dem Einmarsch sowjetischer Truppen 1945 [Hedwig Woermann war mit ihrem Mann 1936 wieder nach Wustrow gezogen] beschließen Hedwig Woermann und Hanns Jaenichen aus Angst vor dem ‚Danach‘, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Jaenichen stirbt, Woermann überlebt (...).“ 2)

1958 musste Hedwig Woermann aus finanziellen Gründen ihr Haus in Wustrow verkaufen, zwei Jahre später verstarb sie.

Text: Dr. Rita Bake

Quellen:

Alice Gudera, Donata Holz, Birgit Nachtwey, Bärbel Schönbohm: ... und sie malten doch! Geschichte der Malerinnen. Worpswede, Fischerhude, Bremen. Bremen 2007, S. 98; Alice Gudera etc., a.a.O., S. 100.

Eine Tochter von Carl Woermann war auch die Stifterin **Luise Friederike Bohlen**, geb. Woermann (1853-1949). Verheiratet war sie mit dem Kaufmann Johannes Friedrich Eduard Bohlen, Teilhaber der Firma Woermann, Direktionsmitglied der Deutschen Ostafrika-Linie, Generalkonsul von Kongo. Das Paar hatte vier Kinder und wohnte in der Badestraße 42. Auf der Gedenktafel in der Rotunde der Hamburger Kunsthalle wird Luise Bohlen als „Frau Gen. Kons. Bohlen“ für 1901 als Stifterin genannt.

Text: Dr. Rita Bake

- **Woermannsweg**, *Ohlsdorf (1922)*, siehe: *Woermannstieg*
- **Wogemannsburg**, *Schnelsen (1948)*, *nach den Sagengestalten der Wogemänner*.



- **Wohlers Allee**, *Altona-Altstadt (1836)*: *Claus Wohlers (1764-1815), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Wohlersstieg**, *Neuland (1985)*: *Louis Friedrich Wilhelm Wohlers (1859-1919), Domänenpächter, Grundeigentümer.*
- **Wohlersweg**, *Neuland (1952)*, siehe: Wohlersstieg.
- **Woldsenweg**, *Eppendorf (1907)*: *August Friedrich Woldsen (1792-1868), Präses der Militärkommission, Stifter.*
- **Wolfdietrichweg**, *Lokstedt (1956)*, *Wolfdietrichsage*. Siehe auch: Hildburgweg, in Bd. 2.
- **Wolffsonbrücke**, *Alsterdorf (1947)*: *Isaak Wolffson (1817-1895), Jurist, Reichstagsabgeordneter, Präsident der Hamburgischen Bürgerschaft, Präsident der Hanseatischen Rechtsanwaltskammer. Vater von Agnes Wolffson. Siehe auch: Agnes-Wolffson-Straße, in Bd. 2.*

Setzte sich für die rechtliche Gleichstellung der Juden ein. Hatte selbst als Jude das Bürgerrecht in Hamburg nicht erwerben können, was aber die Voraussetzung für die Zulassung zur Anwaltschaft war. Gehörte 1846 zu den Gründern des Vereins Hamburgischer Juristen, übernahm 1848 die Redaktion der politisch liberal ausgerichteten Neuen Hamburger Blätter. Im selben Jahr, als seine Tochter Agnes geboren wurde, wurden die jüdischen Bürger Hamburgs weitgehend gleichgestellt, Wolffson deshalb auch als Anwalt zugelassen. Isaak Wolffson war erster jüdischer Präsident eines deutschen Parlaments, Mitglied der Nationalliberalen Partei, hatte ein Mandat im Reichstag und war dort von 1875



bis 1876 Mitglied der Kommission zur Ausarbeitung der einheitlichen Justizgesetze des Reiches und ab 1890 ständiges Mitglied der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfes zum Bürgerlichen Gesetzbuch.

- **Wolffsonstieg**, *Alsterdorf (1947)*, siehe: Wolffsonbrücke.
- **Wolffsonweg**, *Alsterdorf (1947)*, siehe: Wolffsonbrücke.
- **Wolffstraße**, *Stellingen (1917/18)*: *Vorbesitzer des Geländes.*
- **Wolfrunweg**, *Rissen (1960)*, *Gestalt aus der Gudrungsage.*
- **Wolkausweg**, *Ohlsdorf (1946)*: *Vorbesitzer des Geländes.*
- **Wolsteinkamp**, *Groß Flottbek (1958)*: *Johannes Gottlieb Wolstein (1738-1820), Tierarzt, Lehrer an der Landwirtschaftlichen Schule von Staudinger in Klein Flottbek.*
- **Woltersstraße**, *Groß Borstel (1895)*: *Heinrich Gottlieb Ludwig Elias Wolters (1840-1917), Vorbesitzer des Geländes.*
- **Woltmanstraße**, *Hammerbrook (1843)*: *Reinhard Woltman (1757-1837), Wasserbaudirektor.*



- **Woyrschweg, Bahrenfeld (1950):** *Felix Woyrsch (1860-1944), Komponist, Leiter der Altonaer Singakademie.*
- **Wrangelpark, Othmarschen (1936):** *Friedrich Heinrich Ernst Graf von Wrangel (1784-1877), Generalfeldmarschall.*
- **Wrangelstraße, Hoheluft-West (1874),** siehe: Wrangelpark.
- **Wroostweg, Wilstorf (1950):** *Wilfried Wroost (1889-1959), Schriftsteller.*
- **Würffelstraße, Harburg (1957):** *August Würffel (1823-1878), Besitzer der Gummi- und Guttapercha Warenfabrik in Harburg.*
- **Wulfsbrücke, Kirchwerder (1929):** *Ernst Wulff (1848-1917), Gemeindevorsteher, regte den Bau der Brücke an.*
- **Wurmsweg, Hamm (1938):** *Christian Friedrich Wurm (1803-1859), Historiker, politischer Autor, Prof. am Akademischen Gymnasium, Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt.*



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Yorkstraße**, Tonndorf (vor 1951): Graf Ludwig York von Wartenburg (1759-1830), Feldmarschall.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Zabelweg**, Volksdorf (1961): Albrecht Zabel (14. Jhd.), Besitzer Lottbeks und der Volksdorfer Mühle.
- **Zamenhofweg**, Farmsen-Berne (1960): Lazarus Ludwig Zamenhof (1859-1917), Erfinder der Esperantosprache.
- **Zeidlerstraße**, Wilhelmsburg (1933): Johannes Zeidler (1879-1945), Bürgermeister von Wilhelmsburg.
- **Zeiseweg**, Altona-Nord (1951): Heinrich Zeise (1718-1794), Pastor an der Heiligen-Geist-Kirche in Altona.
- **Zeißstraße**, Ottensen (1950): Carl Zeiss (1816-1888), Universitätsmechaniker, gründete eine feinmechanische Werkstatt in Jena.



- **Zeißwiete**, Ottensen (1950), siehe: Zeißstraße.
- **Zellerstraße**, Rahlstedt (1950): *Carl Zeller (1842-1898), Operettenkomponist.*
- **Zellmannstraße**, Waltershof (1967): *Karl Friedrich Wilhelm Zellmann (1855-1915), Senatssyndikus.*
- **Zeppelinstraße**, Fuhlsbüttel (1927): *Ferdinand Graf Zeppelin (1838-1917), Erfinder des lenkbaren Starr-Luftschiffes.*
- **Zesenstraße**, Winterhude (1927): *Philipp von Zesen (1619-1689), Dichter.*
- **Ziehrerweg**, Rahlstedt (1950): *Karl Michael Ziehrer (1843-1922), Operettenkomponist.*
- **Ziesenißstraße**, Marienthal (1950): *Friedrich August Carl-Wilhelm Zieseniß (1839-1902), Stadtverordneter.*
- **Ziethenstraße**, Wandsbek (1897): *Hans Joachim von Zieten (1699-1786), Reitergeneral.*



- **Zimmermannstraße, Wilstorf (1910):** *Johann Wilhelm Carl Zimmermann (1833-1903), Kaufmann aus Harburg, besaß eine Fabrik für künstliche Düngemittel.*

- **Zimmerstraße, Uhlenhorst (1845):** *Nach einem Mann mit dem Namen Zimmer, Bekannter der Grundeigentümer der Uhlenhorst. Siehe auch: Abendrothsweg, Hoheluft-Ost (1864); Dr. August Abendroth (1796-1864), Polizeisenator, Amtmann von Ritzebüttel, beteiligt an der Aufschließung der Uhlenhorst; Mitbesitzer der Uhlenhorst. Siehe auch: Karlstraße, nach Karl Heine, und Theresenstieg in Bd. 2. Dr. August Abendroth, Adolph Jencquel (1792-1855) und Carl Heine (1810-1865). Zimmer machte sich um die Erschließung der Uhlenhorst verdient. Als die drei – Abendroth, Jencquel und Heine – im Jahr 1837 700 Morgen Land auf der Uhlenhorst kauften, war das ein Spekulationsobjekt, denn wegen des Betriebes einer Wassermühle stand das Gebiet unter Wasser. „Erst als fünf Jahre später die Mühle im Zuge des großen Hamburger Brandes überraschend zerstört wurde, durfte die Wasseroberfläche im gesamten Gebiet um zwei Meter abgesenkt werden. Und so entstand zwischen Schöner Aussicht, dem Feenteich und dem ‚Uhlenhorster Fährhaus‘ tatsächlich brauchbares Bauland. 1) Adolph Jencquel war mit Emma, geb. Moller (1803-1877), verheiratet. Das Paar hatte acht Kinder.*

Quelle:
 - 1) Arne Cornelius Wasmuth: *Hanseatische Dynastien. Alte Hamburger Familien öffnen ihre Alben.* Hamburg 2001, S. 70.

- **Zitzewitzstraße, Marienthal (1938):** *Oberst von Zitzewitz (1850-1920), Kommandeur des Husarenregiments 15 in Wandsbek.*

- **Zöllnerstraße, Bahrenfeld (1951):** *Heinrich Zöllner (1854-1941), Komponist.*

- **Zürnerweg, Horn (1950):** *Albert Zürner (?-1920), Kunstspringer, erster Olympiasieger aus Hamburg.*



- **Zugführerweg, Eidelstedt (1953):** *Nach der Berufsbezeichnung der Eisenbahner.* Als die Straße benannt wurde, gab es noch keine Zugführerinnen bei der Deutschen Bundesbahn. Die ersten Frauen sollen Ende der 1980er-Jahre diesen Beruf ergriffen haben. 2013 gab es bei der Deutschen Bahn AG insgesamt 460 Lokführerinnen und 20.000 Lokführer.
- **Zur Küperkoppel, Tonndorf (vor 1922):** *Land des Küpers.*
- **Zwanckweg, Ohlsdorf (1952):** *Dr. Johann Heinrich Gottlieb Zwanck (1783-1859), Frauenarzt, Mitbegründer der Geburtshilfegesellschaft.*
- **Zweite Amsinckbrücke, Hammerbrook (1930),** siehe: Amsinckstraße.
- **Zweite Borstelmannbrücke, Hamm (1930),** siehe: Borstelmannsweg.
- **Zweite Grevenbrücke, Hammerbrook (1930):** siehe: Grevenweg.
- **Zweite Heidenkampbrücke, Hammerbrook (1930),** siehe: Heidenkampsweg.
- **Zweite Nagelsbrücke, Hammerbrook (1930),** in Anlehnung an Nagelsweg, siehe: Nagelsweg.



- **Zwergenstieg, Billstedt (1952), nach einem Märchenmotiv.**

Ebenfalls wie der Schneewittchenweg befindet sich im selben Stadtteil der Zwergenstieg. Beide wurden 1952 benannt. Von daher konzentriert sich der folgende Text auf die Zwerge von Schneewittchen.

In der Märchensammlung der Gebrüder Grimm (siehe: Grimmstraße, Bd. 3 online) wohnen die sieben Zwerge, „die in den Bergen nach Erz hackten und gruben“, einträchtig und sehr ordnungsliebend in einem Haus. Schnell gewahren sie, dass sie Besuch von der Königstochter Schneewittchen hatten, die bei ihnen Schutz vor ihrer missgünstigen Stiefmutter suchte.

Schneewittchen wird als eine Verkörperung der Aphrodite gedeutet, denn ihre Mutter, die bei ihrer Geburt verstorben war, hatte sich so sehr eine Tochter gewünscht: „Hätt' ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Holz an dem Rahmen.“

Drei Farben, die an die alten Traditionen der alten Muttergottheit erinnern: Weiß symbolisiert die Mondsichel, den Aspekt der Mondgöttin, der jungen Frau, rot die reife Frau, die Fruchtbarkeitsgöttin Demeter, und schwarz die Unterwelt, die Göttin der Nacht.

Die Zwerge sind entsprechend ihrer Ahnen in alten Sagenwelten umsichtige und umtriebige Helfer, die als Bergbauspezialisten arbeiten und meist in einer gleichgeschlechtlichen Gemeinschaft leben. (Nur selten wird in Sagen von Zwerginnen und Zwergenfamilien erzählt.) Ihre WG-Zahl „sieben“ ist vielfach gedeutet worden, etwa als Symbol für die sieben Wochentage oder die damals bekannten Planeten. Lebensklug bewahren die Zwerge Schneewittchen zwei Mal vor Mordattacken ihrer Stiefmutter, doch können sie nicht verhindern, dass Schneewittchen in einen giftigen Apfel beißt, den ihr die als Bäuerin verkleidete Stiefmutter überreicht. (Ein Teilzeitjob für Schneewittchen im Bergwerk hätte diese Katastrophe verhindert.) Die Zwerge hüten Schneewittchens durchsichtigen Sarg und übergeben ihn letztlich einem Königssohn, der sich in die schöne Scheintote verliebt hat. Auch hier handeln die Zwerge vorausschauend richtig, denn beim Transport stolpert einer der Diener. „Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den Schneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe und richtete sich auf und war wieder lebendig.“

Text: Birgit Kiupel

Quelle:

<http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-sch-6248/150>



Nicht aufgenommene Straßennamen

[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

Straßen benannt nach Familien, aus denen bedeutende Männer hervorgingen, die aber nicht namentlich genannt werden.

- **Anckelmannplatz**, Hammerbrook (1879), siehe: Anckelmannstraße.
- **Anckelmannstraße**, Borgfelde (1879): nach der Familie Anckelmann, deren Mitglieder in öffentlichen Ämtern tätig waren.
- **Barkhof** (1909): nach der Familie von dem Berge, die hier Gehöfte besaß. Im 13. und 14. Jhd. stellte diese Familie Ratsherren und Bürgermeister.
- **Biernatzkistraße**, Altona-Altstadt (1950): Familie Biernatzki, hier besonders die Geistlichen und Gelehrten aus der Familie.
- **Brockhausweg**, Billstedt (1959): Familie Brockhaus.
- **Corthumstraße**, Bergedorf (1949): nach der Familie Corthum, die Bergedorfer Pastoren und Bürgermeister gestellt hatte.
- **Drevesweg** (1929): nach der Familie Dreves, besonders nach den aus der Familie hervorgegangenen Pächtern des Kämmereigutes „Große Veddel“.
- **Droopweg**, Hamm (1909): nach der Grundbesitzerfamilie Droop, deren Familienangehörige jahrhundertlang öffentliche Ämter bekleideten.
- **Eggerskamp** (1950): Oldenfelder Bauernfamilie Eggers, die um 1785 einen Bauernvogt stellte.
- **Eitzensweg**, Hamm (1929): Familie von Eitzen, stellte in Hamburg zwei Bürgermeister und drei Ratsherren.
- **Gerckensplatz**, Hummelsbüttel (1970), nach der Hummelsbüttler Bauernfamilie. Aus ihr entstammte der letzte Landwirt aus Hummelsbüttel, Willi Gerckens, Bürgermeister.
- **Harmsstraße**, Harburg (1957): nach dem früheren Harmischen Grundstück, nach der Gastwirts- und Kaufmannsfamilie Johann Christoph Harms und seinen Nachkommen.
- **Kentzeldamm** (umbenannt 1948) nach der Familie Kentzel, aus der vier Oberalte und zwei Senatoren stammen.
- **Klehnshecken**, Bergedorf (1949): nach dem Vorbesitzer des Geländes der Familie Klehn im 19. Jhd.
- **Krohnstieg** (1950): nach der Bauernfamilie Krohn, die viele Vögte stellte.



- **Krohnstieg-Tunnel** (1965), siehe: Krohnstieg.
- **Lastropsweg**, Eimsbüttel (1906): Familie des Senators Philipp Lastrop (1691-1744), Grundstückbesitzer.
- **Moojerstraße** (1950): nach der Familie Moojer, Kattunfabrikanten in Wandbek.
- **Odemannbrücke**, Curslack (1961), siehe: Odemanns Heck.
- **Odemanns Heck**, Curslack (1952), für einen Grenzstreifen des 1826-1912 der Familie O. gehörenden Grundstücks, letzter Eigentümer Hermann Wilhelm Odemann (1834-1915).
- **Roosenbrücke**, Neustadt (1883): nach der Mennonitenfamilie Roosen.
- **Roosens Park**, Othmarschen (1935): siehe: Roosenbrücke.
- **Sellschopstieg** (1949): nach der Bergedorfer Familie Sellschop, war im Rat vertreten, später stellte die Familie Bürgermeister.
- **Sörensenweg**, Blankenese (1952): nach der Familie Sörensen, hatte in Blankenese umfangreichen Landbesitz; das von Christian Sörensen (1861-1934) gegründete Baugeschäft tat sich durch den Bau von Stützmauern an Treppen und Abhängen hervor.
- **Timmermannbrücke**, Duvenstedt (1987): nach der Familie Timmermann, stellte mehrere Gemeindevorsitzende in Wohldorf-Ohlstedt.
- **Vogt-Groth-Weg**, Osdorf (1971): nach der Osdorfer Bauernfamilie Groth, die mehrere Vögte stellte.
- **Vogt-Kölln-Straße**, Eidelstedt (1928): nach den Vögten der Familie Kölln in Schnelsen.
- **Von-Cölln-Weg**, Finkenwerder (1903): nach den früheren Grundeigentümern der Familie von Cölln, aus der Hinrich von Cölln 1767 die erste, noch von seinen Nachkommen betriebene Schiffswerft auf Finkenwerder errichtete.
- **Von-Kurtzrock-Ring**, Wellingsbüttel (1950): nach der adligen Familie von Kurtzrock.
- **Westedestieg**, Langenhorn (1952): nach der Familie Westede (1461-1538), Grundherren in Langenhorn. Johann Westede übernahm Langenhorn 1461 von seinem Schwiegervater vom Berge.
- **Wetkesgarten**, Hamm (1929): nach der Familie Wetken, aus der Bürgermeister und Ratsherren stammen.



Straßennamen, die nach Frauen- und Männerberufen/-tätigkeiten (auch literarisch bearbeitet) benannt sind, auf Ehren- bzw. öffentliche Ämter hinweisen, die Männer innehaben. Und Straßennamen, die nach Gebäuden, Plätzen etc. benannt sind, die in Bezug auf Frauen/Männeraktivitäten/berufe gesetzt werden können.

Frauenarbeiten/-aktivitäten zuzuordnende Straßen:

- **Abteistraße**, Harvestehude (1870): nach dem hier gelegenen Zisterzienserinnen-Kloster Hervardeshude.
- **Am Botterbarg**, Iserbrook (1932): Flurbezeichnung, Rastplatz für milchtragende, vom Melken kommende Mägde.
- **Conventstraße**, Eilbek (1866): nach dem dortigen alten Konvent, einem Jungfrauenstift, das wiederum aus dem Beginnenkonvent in der Steinstraße hervorging.
- **Große Bleichen**, Neustadt (1718/29): nach Wiesen, auf denen die Bürgerinnen ihre Wäsche bleichen konnten. Bleichen der Wäsche auf den Wiesen war meist Frauenarbeit.
- **Hohe Bleichen**, Neustadt (18. Jhd.): siehe: Große Bleichen.
- **Kattunbleiche**, Wandsbek (1951): nach den Bleichflächen der Kattundruckereien im 18. u. 19. Jhd. Das Bleichen wurde oft von Frauen ausgeführt. Die Bleicherinnen wuschen die Tücher, breiteten sie dann auf den Bleichflächen aus, die sich stets im Freien und am Wasser befanden, und spannten sie an Pflöcken fest. Das Tuch wurde mehrmals am Tag mit Wasser begossen.
- **Klosterallee**, Harvestehude, Hoheluft-Ost, (1870): nach dem Landsitz des Klosters Harvestehude.
- **Klosteralleebrücke**, Harvestehude (1904), siehe: Klosterallee.
- **Klostergarten**, Harvestehude (1896): in Erinnerung an den Klostergarten des Zisterzienserinnen-Klosters Harvestehude.
- **Klosterstern**, Harvestehude (1884): nach dem benachbarten Zisterzienserinnen-Kloster Harvestehude.
- **Klosterstieg**, Harvestehude (1858): nach dem Zisterzienserinnen-Kloster Harvestehude.
- **Klostertor**, Hammerbrook (1856): benannt nach dem benachbarten Kloster St. Johannis, in dieser Zeit und an diesem Ort ein Damenstift.
- **Leinpfad**, Winterhude (1866): In Erinnerung an das Treideln der Alsterschuten. Frauenarbeit. Beiderseits des Leinpfads wurden die Schuten mit Leinen



flussaufwärts gezogen. Vier Frauen zogen einen Kahn vom Leinpfad bis zum Treudelberg in Lemsahl-Mellingstedt.

- **Leinpfadbrücke**, Winterhude (1904), siehe: Leinpfad.

Männerarbeiten/-aktivitäten zuzuordnende Straßen:

- **Admiralitätstraße**, Neustadt (um 1773): nach dem hier gelegenen Arsenal der Admiralität.
- **Alte Schmiede**, Bergstedt (1947).
- **Alter Wandrahm**, HafenCity (17. Jhd.): nach den dort arbeitenden Tuchhändlern.
- **Am Exerzierplatz**, Eißendorf (1906): nach dem Exerzierplatz der Harburger Garnison.
- **Am Husarendenkmal**, Marienthal (1938): nach dem Denkmal des früheren Husarenregiments Nr. 15.
- **Am Schießstand**, Jenfeld (vor 1933): am früheren Schießstand der Wandsbeker Garnison.
- **Am Soldatenfriedhof**, Harburg (1950): nach dem Friedhof der Harburger Garnison.
- **Bäckerbrücke**, Poppenbüttel (1823): Weg zum Bäcker.
- **Bäckerstieg**, Sasel (1951): Weg zum Bäcker.
- **Bandwirkerstraße**, Wandsbek (1950): nach der dortigen Tuch- und Bandwirkerindustrie.
- **Baubürgerweg**, Borgfelde (1906): nach dem Namen der Mitglieder der Baudeputation. Damals bei der Benennung dieser Straße gab es noch keine Frauen in einer Deputation.
- **Bauernvogtkoppel**, Sasel (1950), Flurname, Bauernvogt ist ein Gemeindevorsteher.
- **Bei der Schmiede**, Wilhelmsburg (1935).
- **Bei der Wollkämmerei**, Wilhelmsburg (1985), nach der dortigen Wollkämmerei.
- **Bei der Ziegelei**, Hummelsbüttel (1977), nach der ehemaligen dortigen Ziegelei.
- **Beim Alten Schützenhof**, Barmbek-Süd (1913): nach dem Schützenhof, der von der Hamburger Schützengesellschaft betrieben wurde.



- **Beim Bergwerk**, Hausbruch (1948): hier wurde 1919/21 in der Robertshall Braunkohle gefördert.
- **Beim Hirtenkaten**, Horn (1929): nach dem Hirtenkaten.
- **Beim Kugelwechsel**, Poppenbüttel (1956): hier sollen sich 1698 zwei Militärs duelliert haben.
- **Beim Schäferhof**, Langenhorn (1903): nach einem dortigen Schäferhof.
- **Beim Ziegelhof**, Duvenstedt (1942): Lage bei einer Ziegelei.
- **Bleicherstraße**, St. Pauli (um 1665): nach den hier wohnenden Angehörigen des Bleichergewerbes.
- **Bleicherweg**, Harburg (1886): nach der dort gelegenen Wachs- und Linnenbleiche.
- **Böttcherkamp**, Lurup (1928): Fassmacher. Land des Böttchers.
- **Botenstieg**, Marienthal (1950): nach den Postboten des dortigen Postamtes.
- **Brauerknechtgraben**, Neustadt (16. Jhd.) Benannt nach einem dortigen Graben, der wiederum seine Bezeichnung von den Brauerknechten hat.
- **Brennerstraße**, St. Georg (1824): nach den Branntweinbrennern, die hier arbeiteten.
- **Bürgerstraße**, Barmbek-Süd (1868): nach den Bürgern, analog zu der Prinzenstraße
- **Caffamacherreihe**, Neustadt (18. Jhd.): nach den Caffaherstellern.
- **Corveystraße**, Lokstedt (1948): nach der Benediktinerabtei Corvey bei Höxter.
- **Curienstraße**, Altstadt (1840): nach den Domkurien, den Höfen der Domherren.
- **Deichgrafenweg**, Wilhelmsburg (1935): nach den Deichgrafen. Sie führten die Aufsicht über die Deiche.
- **Denksteinweg**, Jenfeld (Vor 1933): nach dem dort stehenden Kriegerehrenmal.
- **Dienerreihe**, HafenCity (1953): nach den Bürgermeisterdienern, für die im 17. Jhd. hier Wohnungen errichtet wurden.
- **Dragonerstell**, Neustadt (18. Jhd.): nach den Stallungen der städtischen Garnison.
- **Drehbahn**, Neustadt (17. Jhd.): nach den Reeperbahnen der Seilmacher zum Drehen der Taue.
- **Druckerstraße**, Billstedt (1948): nach den Motiven aus dem Druckereigewerbe.



- **Fassbinderweg**, Langenhorn (2010): nach dem historischen Handwerksberuf der Fassbinder.
- **Feilhauerweg**, Langenhorn (2010): nach dem historischen Handwerksberuf der Feilhauer.
- **Fischertwiete**, Altstadt (1916): nach den Angehörigen dieses Gewerbes, die hier lebten.
- **Försterkamp**, Hausbruch (1975): nach dem Feld (Kamp) des Försters.
- **Försterstieg**, Heimfeld (1938): nach der seit 1780 existierenden Wegbezeichnung.
- **Gärtnerstraße**, Hoheluft-West (1864): nach dem Beruf der Anlieger.
- **Gerberstraße**, Altona-Altstadt (1872/1880): nach dem Gerberhandwerk.
- **Gerhofstraße**, Neustadt (1882): nach dem Gerhof, dem zur Zubereitung des Leders dienenden Hof des Amtes der Schuhmacher.
- **Glasbläserhöfe**, Bergedorf (2013): nach den hier ehemals gelegenen Gewerbehöfen der Glasbläser.
- **Glockengießerwall**, Altstadt (1843): nach der städtischen Glockengießerei.
- **Görttwiete**, Altstadt (1357): nach den Grützmachern, die hier wohnten. Früher hieß die Straße Grützwiete.
- **Große Bäckerstraße**, Altstadt (13. Jhd.): nach dem dort betriebenen Handwerksberuf der Bäcker.
- **Grundherrenstraße**, Rahlstedt (1950): nach den adligen Familien des Hamburger Domkapitels, die Besitzer von Grund und Boden waren und von den Bauern Zinsleistungen erhielten.
- **Hammenmacherstieg**, Langenhorn (2010): nach dem historischen Handwerksberuf der Hammenmacher, Herstellung von Pferdegeschirr.
- **Hegereiterweg**, Niendorf (vor 1934): Hegereiter waren berittene Forstaufsichtsbeamte.
- **Herrengraben**, Neustadt (17. Jhd.): Die Ratsherren hatten dort im Stadtgraben die Nutzung des Grases.
- **Herrengrabenbrücke**, Neustadt (1960), siehe: Herrengraben.
- **Herrenhausallee**, Wohldorf-Ohlstedt (1914): Amtshaus der Waldherren in Wohldorf.



- **Herrenweide**, St. Pauli (1830): Weidefläche im Besitz des Rats, der damals nur aus Männern bestand.
- **Herrlichkeit**, Altstadt (16. Jhd.): hier dem Rat gehörende Gärten; die Benutzung dieser Gärten oblag nur den Herren des Rats.
- **Hirtenkamp**, Volksdorf (1935): nach dem Land, welches die Dorfhirten nutzten.
- **Hirtenstraße**, Hamm (19. Jhd.), nach der hier gelegenen Wohnung des Hamburger Dorfhirten.
- **Holländerberg**, Wohldorf-Ohlstedt (1942): hier die Wohnungen der Holländer = Melker auf dem Gut Wohldorf. Holländer in der Milchwirtschaft waren Spezialisten auf diesem Gebiet.
- **Hühnerposten**, Hammerbrook (17. Hd.): abgelegener Wachposten der Garnison.
- **Husarenhof**, Marienthal (2008): in Anlehnung an den Namen „Am Husarendenkmal“.
- **Husarenweg**, Marienthal (1929): in Erinnerung an das Husarenregiment Nr. 15 in Wandsbek.
- **Hutmacherhof**, Altona-Altstadt (1966): in Anlehnung an die frühere Hutmacherstraße, die wahrscheinlich nach einem dort lebenden Hutmacher benannt wurde.
- **Jägerdamm**, Niendorf (vor 1934): nach dem Beruf des Jägers.
- **Jägerstieg**, Wellingsbüttel (1931), siehe: Jägerdamm.
- **Kannengießerbrücke**, HafenCity (1886): in Anlehnung an den Namen Kannengießerort.
- **Kannengießerort**, HafenCity (1890): nach den Kannengießern, Handwerkern, die hier wohnten und arbeiteten.
- **Kannengießerortbrücke**, HafenCity, (1891), siehe: Kannengießerort.
- **Kanzlershof**, Rönneburg (1950): Im 17. Jhd. waren die Kanzler der auf dem Harburger Schloss residierenden welfischen Nebenlinie Besitzer dieses Hofes.
- **Kanzlershofer Weg**, Rönneburg (1974): in Anlehnung an die Bezeichnung Kanzlerhof.
- **Kanzlerstraße**, Wilstorf (1932): in Anlehnung an die Bezeichnung Kanzlerhof.
- **Kesselflickerweg**, Langenhorn (2010): nach dem historischen Handwerksberuf.
- **Kleine Seilerstraße**, St. Pauli (1886), siehe: Seilerstraße.



- **Kleine Wandrahmsbrücke**, HafenCity (1887): nach dem Gewerbe der Tuchhändler und Tuchfärber.
- **Klosterwal**, Altstadt (1875): nach der Lage vor dem damaligen St. Johanniskloster. Ursprünglich ein Dominikanerkloster, nach der Reformation ein Damenstift.
- **Knochenhauertwiete**, Altstadt (1939): nach dem Handwerksberuf der Knochenhauer, die hier wohnten.
- **Kornträrgang**, Neustadt (17. Jhd.): nach den Kornträgern, die behördlich vereidigt waren.
- **Kriegerdankweg**, Schnelsen (1927): nach dem dortigen Kriegerehrenmal.
- **Küperkoppel**, Tonndorf (1950), Land des Küpers (Böttcher).
- **Küperstieg**, Tonndorf (1954), siehe: Küperkoppel.
- **Küsterkamp**, Wandsbek (1950), Feld des Küsters.
- **Kurfürstenstraße**, Wandsbek (1902): nach den Kurfürsten.
- **Landdrostenweg**, Schnelsen (1957): nach den Landdrosten, oberste Beamte der Grafschaft Pinneberg.
- **Landjägerstieg**, Billstedt (1948): nach der benachbarten Landjägerei (Polizei).
- **Leyendeckerweg**, Langenhorn (2010): nach dem historischen Handwerksberuf der Dachdecker.
- **Meistersingerweg**, Rissen (1940): nach der „Meistersinger“-Dichtung, auch Oper von Richard Wagner. Die Meistersinger = Handwerksmeister.
- **Meistertwiete**, Othmarschen (1930): nach den dort im 19. Jhd. wohnenden Handwerksmeistern.
- **Melkerstieg**, Rissen (1928): der Weg der Melker zur Kuhweide.
- Mesterfeld, Eidelstedt (1929): Feld des Schulmeisters.
- Mesterfeldweg, Eidelstedt (vor 1928), siehe: Mesterfeld.
- **Neuer Wandrahm**, HafenCity (1887): in Erinnerung an die hier früher ansässigen Tuchhändler.
- **Oberaltenallee**, Uhlenhorst (1862): Weg, den die Oberalten nahmen, um zum Herrenhaus in Barmbek zu gelangen.
- **Pelzerstraße**, Altstadt (13. Jhd.): nach dem Kürschnergewerbe.



- **Pferdnerstieg**, Langenhorn (2010): nach dem Beruf des Pferdners (Anspanner, Pferdebauer)
- **Pflugschmiedweg**, Langenhorn (2010): nach dem historischen Handwerksberuf.
- **Piependreierweg**, Ottensen (1985): nach der Zunft der Zigarrendreher, die hier arbeiteten und wohnten.
- **Rackertwiete**, Rissen (1928): nach dem Beruf der Schinder, Henker = Racker.
- **Rademachergang**, Neustadt (18. Jhd.): nach den Rademachern, Handwerkern, die hier wohnten.
- **Redingskamp**, Eidelstedt (1949): Reding = Interessengemeinschaft der Hufner des Dorfes, die diese Wiesenfläche besaß.
- **Reeperbahn**, 18. Jhd. (St. Pauli): Bahn für die Seilmacher (Reeper), um Taue herzustellen, auf den Bahnen wurden die Seile gedreht.
- **Reeperstieg**, Bergedorf (1949): an dieser Stelle hatten die Reepschläger (Seilmacher) ihre Arbeitsstätten.
- **Rütersbarg**, Lokstedt (Um 1880): Flurname, nach den Landjägern, Reiter (Rüter), Barg = Scheune.
- **Schäferhofbrücke**, Langenhorn (1960), in Anlehnung an den Namen „Beim Schäferhof“.
- **Schäferhofstieg**, Langenhorn (1958), siehe: Beim Schäferhof.
- **Schäferkampsweg**, Eimsbüttel (1858), nach der dort im 16. Jhd. angelegten Schäferei.
- **Schäferkoppel**, Wohldorf-Ohlstedt (1937): Koppel des Schäfers.
- **Schäferredder**, Bergstedt (1948): in Anlehnung an die dortige Schäferkate.
- **Schäferstraße**, Eimsbüttel (1875), siehe: Schäferkampsallee.
- **Schiffszimmererweg**, Schnelsen (1955): nach dem Handwerk der Schiffszimmerer.
- **Schipperort**, Wilhelmsburg (1949): weist auf die Binnenschiffer (Schipper) hin.
- **Schipperstegel**, Neuengamme (1925): ortsübliche Bezeichnung für Schiffer = Binnenschiffer.
- **Schmiedestraße**, Altstadt (13. Jhd.): nach den Angehörigen des Schmiedegewerbes, die hier wohnten.



- **Schoolmesterkamp**, Volksdorf (1948): nach dem Deputatland, das den Schulmeistern/Lehrern zur Verfügung stand, da sie über ein nur geringes Einkommen verfügten.
- **Schreinerweg**, Lurup (1934): frei gebildeter Name, Schreiner = Tischler.
- **Schützenstraße**, Bahrenfeld (1889): nach den Ottensener Zollwächtern, die im Volksmund „Schützen“ genannt wurden.
- **Schusterkoppel**, Poppenbüttel (1977), Flurbezeichnung, weist auf das Land hin, das Schuster besaßen.
- **Seemannshöft**, Waltershof (1910): mit Bezug aus das Lotsenhaus und die Deutsche Seemannsschule.
- **Seilerstraße**, St. Pauli (1886): nach den Seilern, die sich hier ansiedelten.
- **Setzergasse**, Billstedt (1948): Motiv aus dem Druckereigewerbe.
- **Sporerstieg**, Langenhorn (2010): nach dem historischen Handwerksberuf der Spornmacher, Anfertigung von Reitstangen, Steigbügeln etc.
- **Steinhauerdamm**, Hohenfelde (1890): nach dem Platz, auf dem die Steinhauer die Findlinge für den Straßenbau bearbeiteten.
- **Stellmacherstraße**, Neuenfelde (1950): nach dem Beruf der Stellmacher, die dort arbeiteten.
- **Waldherrenallee**, Volksdorf (1952): nach dem Waldherrn, d.h. dem Senator, dem die Verwaltung für die Hamburgischen Geestlande oblag.
- **Waldreiterring**, Volksdorf (1952): nach den Waldreitern, Forstangestellte, Beamte der Walddörfer, die als Gendarme die Forstaufsicht innehatten.
- **Waldvogtstraße**, Volksdorf (1952): nach dem Waldvogt, einem Beamten in den Walddörfern.
- **Wandbereiterbrücke**, HafenCity (1903): nach den Wandbereitern, Amt der Wandbereiter (Tuchmacher).
- **Wandrahmsfleetbrücke**, HafenCity (1900), siehe: Alter Wandrahm.
- **Wandrahmsteg**, Altstadt (1962), siehe: Alter Wandrahm.
- **Weberade**, Lohbrügge (vor 1932): Flurname, gerodeter Weg für die Leineweber.
- **Zugführerweg**, Eidelstedt (1953). nach der Berufsbezeichnung der Eisenbahner. Damals gab es noch keine Zugführerinnen bei der Deutschen Bundesbahn. Die ersten Frauen sollen Ende der 1980er-Jahre diesen Beruf ergriffen haben. 2013



gab es bei der Deutschen Bahn AG insgesamt 460 Lokführerinnen und 20.000 Lokführer.

- **Zur Küperkoppel**, Tonndorf (vor 1922): Land des Küpers.

Straßenamen mit verschiedenen Deutungen, wobei die Deutungen auch auf Männernamen zurückzuführen sind.

- Neue Gröningerstraße, Altstadt (1820): Verschiedene Deutungen: nach der Familie Groningen, hier: Edwardus und Otto de Groningen, Kaufleute im 13. Jhd., oder Grüne Straße.
- Raamfeld, Lehmsahl-Mellingstedt (1981): Verschiedene Erklärungen: nach dem Flurnamen (Zusammentreffen von zwei Wasserläufen), oder Ableitung von Rabenkamp, oder nach einem Mann, der Raam hieß und dem das Feld gehörte.
- Raboisen, Altstadt (1843). Mehrere Deutungen: z. B. nach einem Befestigungsturm an der Stadtmauer, oder nach einem Mann in städtischen Diensten, der Raboisen hieß und in dem Turm wohnte.
- Reesendamm, Altstadt (1843). Verschiedene Deutungen: nach dem Müller Reese, der hier eine Mühle besaß, oder nach den Reusen, mit denen gefischt wurde, oder „reese“ aufstauen“= aufstauender Damm.
- Reesendammbücke, Altstadt (1844), siehe: Reesendamm.
- Rödingsmarkt, Altstadt (13. Jhd.): Mehrere Deutungen: z. B. nach einem Rodigers, vielleicht Rodigerus Albus, Unternehmer der vorstädtischen Besiedlung, oder nach dem Markgrafen Rüdiger von Bechlarn, oder nach den „Rojen“ = Ausmesser der Gefäße für das Braugewerbe.
- Schwarze Straße, Hamm (19. Jhd.). Verschiedene Deutungen: nach vielen dortigen Bäumen und der dadurch hervorgerufenen Dunkelheit in der Straße, oder nach J. Chr. Schwarz, Grundbesitzer.